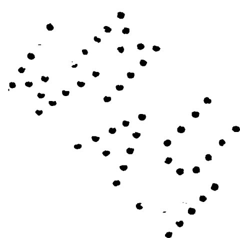
Internationale Rundschau

4. Jahrgang

1918



Druck und Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich.



Inhaltsverzeichnis.

BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN:

In dunkler Stunde.

Von Prof. S. FEILBOGEN.

Aus Deutschland kommen Nachrichten, welche jeden Anhänger eines gerechten und allgemeinen Friedens, auch jeden ehrlichen und nicht verblendeten Freund des deutschen Volkes schwer bedrücken müssen. Der Gegensatz zwischen Zivil- und Militärgewalt, welchen bisher selbst die Organe der Linken möglichst zu verschleiern suchten, ist jetzt in einen offenen Kampf ausgebrochen. Alles steht in Frage, was die deutsche Reichstagsmehrheit durch mühsame Mässigung gewonnen und gesichert glaubte: Die Geltung der friedensfreundlichen, auch von Wilson anerkennend gewürdigten Reichstagsresolution vom 19. Juli, die auf diesem Boden gebildete Regierung, und mit ihr das Einverständnis zwischen der Krone und den gesetzlichen Vertretern des deutschen Volkes, ja selbst die grosse Errungenschaft des 4. August, die Eingliederung der Sozialdemokratie in die positive Mitarbeit an der deutschen Politik. Mit einem Worte, alles soll beseitigt werden, worauf diejenigen sich stützen konnten, die dem deutschen Volke die Sympathien der Welt auch in den Stürmen der Gegenwart erhalten möchten.

Schon frohlocken alle Feinde Deutschlands und alle Kriegsverlängerer der Welt. Der „Temps" begrüsst das Stocken und die Schwierigkeiten der Verhandlungen von Brest-Litowsk mit unverhohlener Schadenfreude. In seiner Nummer vom 14. beantwortet er mit Hohn die Einladung, welche Graf Andrassy in der *Revue Politique Internationale* an die Westmächte gerichtet hatte, sie möchten sich doch wenigstens versuchsweise mit den Vertretern der Zentralmächte an den grünen Tisch setzen, wäre es auch nur, um diesen die Maske herunterzureissen, falls ihr Friedensangebot nicht ehrlich wäre. „Diese Einladung ist nicht neu," erwidert das offiziöse Organ des Pariser Ministeriums des Auswärtigen, „aber der Verlauf der Dinge in Brest-Litowsk gibt ihr wahrhaftig keine neue Anziehungskraft. Die russischen Maximalisten, die immerhin auf eine besonders günstige Behandlung rechnen durften, sind ziemlich schlecht dafür belohnt worden, dass sie hingingen, sich an den grünen Tisch setzten und sich auf das verliessen, was Graf Andrassy die Aufrichtigkeit der Mittelmächte zu nennen beliebt."

Mit Bitterkeit muss sich jeder Friedensfreund gestehen, dass diesmal ausnahmsweise das Pariser Hetzblatt nicht übertreibt. Welche herrliche Gelegenheit wird da versäumt, der Welt zu zeigen, dass nicht auf der deutschen Seite die Schuld an der Kriegsverlängerung zu suchen ist! Nach der kühnen Grosstat der Maximalisten, durch ihren Funkspruch „An Alle" jede ehrlich friedliebende Macht zum Worte zu rufen, haben

die deutschen Machthaber, mit der gleichen Selbstüberwindung wie die russischen, sich an einen Tisch mit ihren Erbfeinden auf dem Gebiete der innern Politik gesetzt. Ein rascher, für beide Teile ehrenvoller Friedensschluss, der durch die baldige Wiederaufrichtung des russischen Wohlstandes gezeigt hätte, was die deutsche Freundschaft wert ist, konnte für Deutschland einen moralischen Sieg ohne Gleichen bedeuten; die Kriegspartei in allen Ententeländern, die schon durch den Beginn der Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk in sichtliches Wanken geraten war, hätte unter der Wucht eines für die Russen erfreulichen, deutschen Friedens zusammenbrechen müssen. Die moralischen Hemmungen, welche heute noch die Deutschen und Österreicher von der übrigen zivilisierten Welt trennen, wären gebrochen, und, um die Sache auch realpolitisch auszudrücken, das Weltmeer hätte sich den deutschen Schiffen und die westliche Welt den deutschen Waren geöffnet. So hat es Wilson ausdrücklich den Deutschen angeboten. Und die Wirkung? Vorläufig nichts als eine schroffe Zurückweisung durch den offiziösen Telegraphen.

Doch noch ist nicht alles verloren. Noch hat das deutsche Volk nicht gesprochen. Es hat eine Stimme und diese Stimme wird sich Geltung verschaffen, wenn sie nur will. Der deutsche Reichstag ist das gesetzliche Organ für den Ausdruck des deutschen Volkswillens, sein Machtmittel die Verweigerung der Kriegsanleihen. Mit einer ernsten Drohung in dieser Richtung können die Mehrheitsparteien die Verdrängung ihrer Vertrauensmänner von der Regierung verhindern. Sie können aber auch diese zwingen, dem Präsidenten Wilson, welcher sich vertrauensvoll über die Reichstags-Mehrheit und die liberalen Staatsmänner Deutschlands geäussert hat, in demselben verbindlichen Tone zu antworten, welchen er, der erste im Kreise der Gegner, dieses Mal angeschlagen hat. In aller Höflichkeit mag man die Punkte ablehnen, die man nicht annehmen kann, aber ohne damit weitere Verhandlungen abzuschneiden. Das ist der Weg zum Frieden, den die ungeheure Mehrheit des deutschen Volkes ersehnt; und ein ernstes Streben nach dem Frieden ist auch das Mittel, um auf die Dauer dem deutschen Reiche die Bundesgenossen zu erhalten, denen ihre Kraft es beim besten Willen nicht ermöglicht, einen so ungeheuren Krieg endlos fortzuführen.

Vielleicht wird es diesmal noch gelingen, wieder ein Kompromiss zustande zu bringen, welches nichts entscheidet und alles in der Schwebe lässt. Damit wäre der Kampf nur hinausgeschoben, der doch einmal ausgefochten werden muss. Der Sieg der deutschen Kriegspartei bedeutet eine Verlängerung des Krieges auf Jahre hinaus. Darüber kann kein Zweifel sein. Das deutsche Volk muss sich klar aussprechen, ob das wirklich sein Wille ist.

Zürich, 16. Jänner 1918.

Die Elsass-lothringische Frage vom Rechtsstandpunkt.

Von Amtsgerichtsrat Dr. HERZ in Harburg a. Elbe.*

Wie das Meer an einer schlecht befestigten Küste frisst, so hat Frankreich Stück um Stück von der Grenzlinie des immer ohnmächtiger werdenden römischen Reiches Deutscher Nation abgenagt. Auf 15 enggedruckten Seiten des ersten Jahrgangs des statistischen Jahrbuches für Elsass-Lothringen ist eine ins einzelne gehende Liste der Gebiete aufgestellt, die Frankreich von 1552 bis 1829 auf Kosten der alten Territorien von Elsass-Lothringen durch Gewalt, List und Vertrag erworben hat. Hinter dieser trockenen Tabelle von Zahlen und Namen verbirgt sich der verzweifelte Kampf einer Bevölkerung um ihre nationale Selbsterhaltung. Allerdings, die annektierten Teile des Elsass werden nicht gleich französische Provinz, sie bilden eine Art Kolonialbesitz mit einer eigenen Zollgrenze gegen Frankreich, sie behalten ihre recht buntscheckigen Gerechtsame und Pflichten sowie Rechte gegenüber dem Reich, sie sind, wenn man die moderne Terminologie auf frühere Verhältnisse anwenden will, nur imperialistisch mit Frankreich verbunden. Aber diese verhältnismässige Selbständigkeit genügt ihnen nicht. Metz klagt beim Kammergericht gegen den Rechtsbruch seiner Unterwerfung durch Heinrich II.; die in ihren Privilegien bedrohten Adelsgeschlechter protestieren, die Dekapole setzt alle Hebel in Münster in Bewegung, um ihre Eingliederung in Frankreich zu hintertreiben, und auch nachdem im Westfälischen Frieden die deutschen Lande schmählich verschachert worden sind, trotzt sie noch Jahrzehnte den französischen Behörden.

Die Zustände ändern sich erst durch die französische Revolution. Zu den Generalstaaten wird im Elsass noch in Anlehnung an die alten reichsständischen Verhältnisse gewählt. Der 4. August 1789 fegt den Plunder des Feudalsystems weg; zur Konstituierenden Versammlung wählen die ehemaligen Untertanen der Princes possessionnés ihre Abgeordneten aus eigenem Recht. Die Gebiete werden in den französischen Verwaltungsorganismus eingefügt; aus dem bunten Gemisch von freien Städten, weltlichen und geistlichen Herrschaften werden die Departements Oberrhein, Unterrhein, Mosel, Meurthe und Wasgau. Elsass und Lothringen werden reine Landschaftsbegriffe, wie Flandern, Artois, Normandie usw.

Aber trotz aller Begeisterung für die Freiheitsidee der grossen Revolution geht die Eingliederung nicht so glatt, wie es französische Schriftsteller darzustellen lieben. Vom Strassburger Münster weht allerdings die Trikolore.

---

*) Die nachfolgende Abhandlung bietet interessante Mitteilungen über die tatsächlichen Vorgänge bei Abtretung Elsass-Lothringens im Jahre 1871. Geringere Bedeutung möchten wir den Deduktionen über die „Rechtsgültigkeit" dieser Abtretung beilegen, da ja die Franzosen nicht so sehr die formale Schlüssigkeit bestreiten als die moralische.
D. Red.

Dieses Schauspiel zeigt — so heisst es in dem offiziellen Protokoll, das ich nach Delahache, „La carte au liséré vert" zitiere — den Deutschen jenseits des Rheins, dass in Frankreich das Reich der Freiheit gegründet worden ist. Aber der Bischof von Strassburg wendet sich an den Reichstag um Unterstützung seiner Bestrebungen zur Wiedervereinigung mit dem Reich, und das Amtsblatt der Revolutionsregierung erkennt an, dass dieser Wunsch den Grundsätzen des Völkerrechts entspricht. In demselben Strassburg bekämpfen sich deutsche und französische Jakobiner und die altberühmte Universität wird 1793 geschlossen, um der Hydra des Deutschtums den Kopf abzuschlagen. Merlin du Douai — ich zitiere wiederum nach der oben genannten Schrift von Delahache — erklärt in seinem „Rapport sur les affaires des princes possessionnés", das elsässische Volk habe deutlich seinen Wunsch ausgedrückt, französisch zu werden. Aber die elsässischen Abgeordneten bestreiten der Nationalversammlung die Befugnis, Entscheidungen über die Reichslehen ohne Zustimmung von Kaiser und Reich zu treffen, und die elsässischen Bauern hängen so halsstarrig am deutschen Wesen, dass in der Nationalversammlung vorgeschlagen wird, sie ins Innere von Frankreich umzusiedeln oder sie einfach aus dem Land zu jagen. Und wenn Elsass und Lothringen auch Napoleon I. einige seiner besten Generale gestellt hat — um nur die bekanntesten zu nennen: Kleber, Kellermann, Ney, Justine —, so wären die deutschfühlenden Gebiete mit Begeisterung wieder deutsch geworden, wenn nach den Freiheitskriegen der Wunsch Preussens, der auch das Sehnen der Besten im deutschen Volke war, erfüllt worden wäre, die Länder wieder von Frankreich loszulösen. Aber das Misstrauen gegen dieses Preussen, nicht minder aber auch das Misstrauen der Fürsten gegen ihre Völker, die ihnen soeben Krone und Herrschaft mit ihrem Blute gerettet hatten, nicht zum mindesten aber die Furcht, dass die Restauration der verhassten Bourbonen in Frankreich allzuschwierig sein würde, wenn sie die Wiedererrichtung ihrer Herrschaft mit zwei Provinzen bezahlt hätten, führte zu der schmachvollen Schlussakte des Wiener Kongresses, die den Landschacher sanktionierte und die Elsässer genau wieder so im Stich liess, wie 1648.

Nunmehr beginnt der Umschwung in den Gesinnungen des Elsass. Elsass und Lothringen sind allerdings nie selbständige Nationen gewesen, aber sie hatten ihr Eigenleben gehabt. Jetzt wird ihre Geschichte vom Strom der Geschichte Frankreichs aufgenommen. In der sehr demokratisch veranlagten Bevölkerung hallte der Schwung der revolutionären Freiheitsideen nach, man sah, dass er mit deutscher Hilfe gebrochen worden war; der Glanz der glorreichen Episode des ersten Kaiserreiches strahlte in den Erinnerungen an die Feldzüge auf französischer Seite, und ein Vergleich der politischen Entwicklung Frankreichs mit der deutschen Kleinstaaterei fiel wahrlich nicht zugunsten der letzteren aus. Elsass und Lothringen liefern an Frankreich seine besten Soldaten und Beamten, man weiss dort diese tüchtigen und nüchternen Menschen als Gegengewicht gegen den „ignoble midi" wohl zu schätzen, wenn man auch die „têtes carrées" schon wegen ihrer Sentimentalität und ihrer Aussprache des Französischen verspottet; die wirtschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen werden immer enger, das kulturelle und politische Leben gravitiert von Generation zu Generation mehr nach Paris, dessen Zauber sich nur wenige entziehen können. Und wenn sich die Elsässer auch gegen die in den dreissiger Jahren durch Guizot und in den sechziger Jahren durch Napoleon III. unternommenen Versuche,

ihnen die französische Sprache zu oktroyieren, gesträubt haben, und in Strassburg des Spottes kein Ende ist, als das Lateinische auf den Gymnasien auf französische Art ausgesprochen werden muss, so wird doch französisch in den grösseren Städten bis tief in die Mittelschichten hinein die Schriftsprache, und die Katastrophe von 1870 trifft eine Bevölkerung, die mit deutscher Treue an Frankreich hängt.

Dieser Stimmung entspricht das Ergebnis der Wahlen in Elsass-Lothringen zur Nationalversammlung in Bordeaux, die auf Kosten der Abtretung dieser Gebiete den Frieden mit dem Sieger schliessen soll. Die Abgeordneten werden nach dem republikanischen Wahlgesetz von 1848 durch allgemeine, direkte, gleiche und geheime Wahlen nach dem Proportionalsystem (Listenskrutinum) gewählt. Der Oberrhein wählt zwölf, der Unterrhein elf, die Mosel neun, die Meurthe und das Wasgau je acht Abgeordnete. In den vier Wahlkreisen, die sich mit der Abtretung bedroht wissen, wird Gambetta „le fou furieux", der im Luftballon aus dem belagerten Paris entflohen und die „guerre à outrance" predigt und organisiert, gewählt. Als die Gewählten in Bordeaux eintreffen, erwartet sie eine herbe Enttäuschung. Dreiviertel der elsässischen Soldaten hat auf ihre Wahlzettel nur das Wort „Friede" geschrieben. Die Mehrheit der Versammlung, die bisher von den Kriegsschrecken verschont gebliebene Bevölkerung des Südens will gar nicht den Kampf bis aufs Messer, sondern Frieden fast um jeden Preis. Es tut weh, in den Memoiren von Schneegans zu lesen, wie man den vom tragischen Geschick bedrohten elsass-lothringischen Abgeordneten als lästigen Mahnern an das nationale Ehrgefühl scheu aus dem Wege geht, diejenigen unter ihnen, die den Dingen ins Gesicht zu sehen wagen, namentlich die Protestanten, als Verräter verdächtigt und preussischer Sympathien beschuldigt, und wie diese aus Furcht vor dieser Brandmarkung der suggestiven Wirkung der tönenden Phrase erliegen. Was Schneegans schreibt, klingt wesentlich anders als die Schilderungen in der französischen Revanche-Literatur. Nun ist Schneegans einer der ersten gewesen, der sich mit den neuen Zuständen abgefunden hat; man könnte also vermuten, dass er sehr schwarz gefärbt habe, um seinen späteren Umfall zu entschuldigen. Dieselbe Stimmung spricht aber aus den Artikeln, die er während der Dauer der Verhandlungen für die *Helvétie* schrieb, sie wird auch durch Bücher der Revanche-Literatur, wie Gallis, Gambetta et l'Alsace Lorraine, bestätigt.

Nun zu den Verhandlungen. Zwei kleine Schriften, die eine von dem Elsässer Welschinger, dem Archivar der Nationalversammlung (La protestation de l'Alsace Lorraine), die andere von Scheurer-Kestner, einem elsässischen Abgeordneten (Les Représentants de l'Alsace et de la Lorraine), geben einen ausführlichen Bericht über diese Verhandlungen, gleiten aber schamhaft über gewisse heikle Punkte, die man bei Schneegans findet, hinweg. Zu Beginn der Sitzung verlas der Abgeordnete Keller den bekannten Protest der Elsass-Lothringer, der das Fanale der Revanche-Politik geblieben ist, und auf den sich im letzten Ende alle sogenannten Desannexionsansprüche Frankreichs gründen. Sein Pathos unterscheidet sich wesentlich von dem ruhigen und sachlichen Stil der Proteste elsässischer Städte im 17. Jahrhundert, von dem die Mülhauser Volkszeitung im Juli dieses Jahres einige interessante Stichproben brachte. Wenn man ihn liest, könnte man glauben, dass die elsässische Mentalität gänzlich gallisiert worden sei. In Wirklichkeit ist die Erklärung von dem Südfranzosen Gambetta abgefasst worden. Sie

geht dahin, dass die Elsass-Lothringer Franzosen seien und bleiben wollen, dass nach einer Abtretung, die Frankreich nicht zugestehen und Europa nicht gutheissen könne, nur ein Waffenstillstand, niemals ein wirklicher Friede geschlossen werden könne, dass eine Abtretung null und nichtig sei, da Frankreich wohl der Gewalt weichen könne, dass aber nicht einmal das in seinen Comicien versammelte Volk, geschweige denn eine Volksvertretung, sei sie selbst aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen, die nationale Unversehrtheit verletzen dürfe.

Der Abgeordnete Keller verlangte die Dringlichkeit, Thiers als einziger Staatsmann in der Versammlung widersprach. Er hatte den Mut, auszusprechen, was alle wussten und die meisten sich nicht eingestehen wollten. Schon vorher hatte er zu zwei elsässischen Abgeordneten geäussert, wenn sie etwas für ihre Landsleute erreichen wollten, müssten sie nach Versailles gehen. Er wusste aus eigener Erfahrung, dass alle Hilferufe an die europäischen Grossmächte vergeblich gewesen waren, dass in England sogar Regierung und Presse die deutschen Ansprüche als berechtigt anerkannt hatten. Thiers sagte: Die Sachlage ist ernst, Eile tut not, die Kammer muss den Mut ihrer Meinung haben, Krieg oder Frieden. Keine Kindereien, wenn es sich um das Schicksal des ganzen Landes oder zweier sehr interessanter Provinzen handelt. Der kühle Ausdruck „interessant“ klingt natürlich in französischer Sprache nicht ganz so verletzend wie in einer deutschen Rede; wie er aber trotzdem auf die elsässischen Abgeordneten wirkte, zeigt sich darin, dass Schneegans in seinem Bericht ein Ausrufungszeichen hinter das Wort setzt. Die Kammer beschloss, unter Ablehnung des Kellerschen Antrages, den Elsässern und Lothringern ihre wärmste Sympathie auszusprechen, im übrigen aber ihr Vertrauen in die Weisheit und den Patriotismus der Friedensunterhändler zu setzen. Das bedeutete freie Hand für sie.

Es folgen dann die Verhandlungen in Versailles. Wir wissen aus dem Tagebuch Kaiser Friedrichs, dass sich Thiers über die Grausamkeit Bismarcks beklagte, Bismarck sich darüber beschwerte, dass man ihm einen Greis gesandt habe, gegen den er nicht ausfallend werden könne. Bismarck wollte die neue Grenze mit der Sprachgrenze ziehen, er fügte sich den militärischen Wünschen, die Metz und Belfort verlangten. Thiers erklärte — das Nähere darüber findet sich in Bismarcks Reichstagsrede vom 11. Januar 1887 —, dass Frankreich lieber den Krieg fortsetzen würde als beide Festungen abzutreten. Moltke entschied sich für Metz; deshalb, und nicht wie die Legende sagt, um den Einzug der Truppen in Paris zu ermöglichen, wurde auf Belfort verzichtet.

Die Nationalversammlung bestätigte am 1. März 1871 die Präliminarien mit 546 Stimmen gegen 107 der Elsass-Lothringer und der äussersten Linken, der sich einige Generale anschlossen. „Man wird das Opfertier mit Blumen kränzen, aber man wird es schlagen“, hatte ironisch der elsässische Abgeordnete, Bürgermeister Küss von Strassburg, gesagt, der in Bordeaux auf das Krankenlager geworfen worden war und am Tage der Abstimmung starb. Er hatte sich geirrt. Nachdem der elsässische Abgeordnete Grossjean den Protest erneuert hatte, verliessen die elsass-lothringischen Abgeordneten den Saal, ohne dass ein Wort des Abschieds laut wurde. Ein Abgeordneter der Rechten sagte: „Die Sache ist verhältnismässig leicht, ohne allzuviel Zähneknirschen abgegangen.“ Nach all diesen Vorgängen begreift man wohl, dass

einer der elsässischen Abgeordneten, Rencker, ausrief: „Ich darf nicht zu viel an Bordeaux denken, wenn meine Liebe zu Frankreich nicht leiden soll."

Der Protest gegen die Annexion wurde dann noch einmal am 18. Februar 1874 im deutschen Reichstage erneuert mit dem Antrage, in Elsass-Lothringen eine Volksabstimmung über die Frage zu veranstalten. Der Antrag wurde von dem Abgeordneten für Zabern, Teutsch, begründet, dem einzigen Abgeordneten, der auch in Bordeaux Deputierter gewesen war. Nachdem der Bischof von Strassburg, Raess, erklärt hatte, dass die Katholiken in Elsass-Lothringen nicht beabsichtigten, den Frankfurter Friedensvertrag anzufechten, wurde der Antrag abgelehnt. Über diese Verhandlung im Reichstage sind in der französischen Revanche-Literatur allerlei Märchen verbreitet worden. Richtig ist nur, dass die Rede von Teutsch, die sich kein Parlament der Welt hätte gefallen lassen, starke Unruhe im Hause hervorrief, gelacht wurde nur als Teutsch, nachdem er zuerst in ganz gebrochenem Deutsch gesprochen hatte, je mehr er ins Feuer geriet, desto richtiger und fliessender sprach.

Seitdem ist die Protestbewegung fast gänzlich verschwunden. Seit 1893 ist kein ausgesprochener Protestler mehr gewählt worden. Ebensowenig ist es bei den ersten Landtagswahlen 1911 dem Nationalbund geglückt, einen Sitz zu erringen, er hat aus eigener Kraft nicht einmal in irgend einem Wahlkreis einen nennenswerten Prozentsatz Stimmen erreichen können.

Auf Grund dieses geschichtlichen Tatbestandes muss die Rechtsfrage, wem steht Elsass-Lothringen zu, gelöst werden. Die beiden Parteien berufen sich zunächst auf das historische Recht, dass es sich um ihnen entrissene, ihnen gehörige Gebiete handle. Logischerweise können die Franzosen nicht auf das Jahr 1870 zurückgehen, ihr Besitztitel stammt aus dem Jahre 1815. Warum soll aber eine Rückwärtsrevidierung der Geschichte bei Elsass-Lothringen stehen bleiben? Alle Veränderungen der Weltkarte seit dieser Zeit können mit demselben Rechte einer Nachprüfung unterzogen werden. Und warum soll, wenn man den Friedensvertrag von 1870 nicht anerkennt, der von 1815 der feste Pol bleiben? Warum nicht auf den Vertrag von Verdun zurückgehen? Tatsächlich hat ein französischer Revanche-Schriftsteller, der Elsässer Grad, bereits auf Karl den Grossen als König der Franken zurückgegriffen. Alles das beweist nur den Widersinn dieses Geredes von Desannexionen und Reannexionen. Das Rad der Geschichte lässt sich nicht zurückdrehen. Das sollte man gerade in Frankreich wissen, denn dort wo jetzt das Cluny-Museum steht, stand der Palast des römischen Statthalters, dem die Geschichte als Kaiser den Namen Julianus Apostata gegeben hat. Wir sind nicht geboren, um Leichname auf unserem Rücken zu schleppen; nur der Lebende hat Recht.

Unter historischem Recht versteht man aber noch etwas anderes, nämlich das Recht jedes Volkes auf Erfüllung seiner geschichtlichen Sendung. Im deutschen Volke lebte der Gedanke der deutschen Einheit in solcher Kraft, dass er weder durch die deutschen Fürsten noch die fremden Staaten erstickt werden konnte. „Der Keil, den die Ecke des Elsass bei Weissenburg in Deutschland hineinschob, trennte Süddeutschland wirksamer als die politische Mainlinie von Norddeutschland (Bismarck im Reichstage am 2. Mai 1871). Es hiess daher „die Spitze von Weissenburg abbrechen, die tief in unser Fleisch hineindrang" (Bismarck im Reichstage am 3. März 1874). „München und Stuttgart sind durch eine feindliche Position in Strassburg

und im Elsass ebenso gefährdet, wie Berlin durch eine feindliche Position in der Nähe der Oder" (Ansprache Bismarcks an die Deutschen der Provinz Posen am 16. September 1894). Bismarck hat mehrfach, namentlich in seiner grossen Rede vom 2. Mai 1871, auf eine Äusserung des Königs von Württemberg verwiesen, dass, „solange Strassburg ein Ausfalltor für eine stets waffenbereite Armee von 100—150,000 Mann sei, sein Land von fremden Truppen überschwemmt werden würde, ehe der norddeutsche Bund ihm zu Hilfe kommen und mit seinen Streitkräften am Oberrhein einrücken könne. Nicht aus Besitzsucht nach Land und Leuten, auch nicht aus dem berechtigten Gefühl ,altes Unrecht sühnen zu wollen, sondern in der Absicht, ein Bollwerk zu schaffen, hinter dem wir weitere Angriffe von der Art abhalten können, wie sie seit drei Jahrhunderten jede Generation in Deutschland erlebt habe, ist das Elsass genommen worden" (Rede Bismarcks vom 16. Mai 1873). Bisher sei die geographisch-militärische Grenzbildung für Frankreich voller Versuchung, für Deutschland voller Bedrohung gewesen (Rede Bismarcks am 2. Mai 1871 im Reichstage). Darauf erwidern die Franzosen, dass Deutschland 1870, ohne im Besitz von Elsass-Lothringen zu sein, sie niedergeworfen habe, und dass, wenn Elsass-Lothringen ein Glacis für Deutschland bilde, Metz die auf Paris angelegte Pistole sei, worauf dann die Gegenantwort erfolgt, dass der Verlauf des jetzigen Krieges beweise, dass die strategische Grenze gegen Frankreich nunmehr im wesentlichen richtig gezogen sei, da sie beide Parteien schütze. Dem nicht wegzudisputierenden Vorwurfe, Deutschland sei Jahrhunderte lang von Frankreich angegriffen worden, begegnen die Franzosen mit dem Einwand, dass ein solcher Vorwurf die jetzige demokratische Herrschaft nicht treffen könne, und dass für diese ein Kriegsgrund eben nur durch die Wegnahme von Elsass-Lothringen gegeben sei. Dabei vergessen sie nur, dass das Sehnen Deutschlands nach der Wiedergewinnung der geraubten Lande — von Ernst Moritz Arndt über Gagern und die deutsche Burschenschaft bis zu Mommsen und Adolf Wagner — ebenso heiss glühte, wie jetzt der Revanchegedanke in Frankreich, und zur Erfüllung drängte. Wo ist Wahrheit? — Je nach dem Standpunkt verschiebt sich die Perspektive; die Kontroverse ist vom Rechtsstandpunkt nicht zu lösen, da das sogenannte historische Recht gar keine Rechtsgrundsätze, sondern politische Notwendigkeiten proklamiert. Hier kann nur die Weltgeschichte das Weltgericht sein.

Zur Lösung der elsass-lothringischen Streitfrage wird sodann das Nationalitätenprinzip herangezogen. Dieses Prinzip ist von Napoleon III. in die politische Diskussion geworfen worden, obwohl es sich mit seinem anderen politischen Dogma von den natürlichen Grenzen nicht recht verträgt. Er brauchte es als Gegengewicht gegen das Legitimitätsprinzip, um einen Rechtsgrund seiner aus Usurpation entspringenden Herrschergewalt aufzubauen; er nannte sich Kaiser der Franzosen, nicht Kaiser von Frankreich. Es wurde von Cavour aufgegriffen, der ein Reich für eine dem grössten Teil Italiens nicht angestammte Fürstenfamilie zusammen schweissen wollte. Es bedeutet das Recht einer Bevölkerung gleicher Abstammung, sich in einer gemeinsamen Staatsform zusammenzuschliessen, in weiterer Entwicklung auch das Recht des Anschlusses derjenigen Stammesgenossen, die fremdstämmigen Staatsgebilden angehören. Irredenta (die bis zum Kriege auch Corsica, Nizza, Malta, das Tessin „erlösen" wollte), Panslavismus, Zionismus, Antisemitismus sind die unmittelbaren Auswirkungen des Prinzips. Viele der Unabhängigkeits-

bestrebungen, von denen wir jetzt Zeuge sind, gehen von ihm aus, wenn sie auch nicht mehr die Idee in voller Reinheit darstellen.

Was ist nun Nationalität? Zunächst muss hier die sogenannte Rassentheorie ausgeschieden werden. Möglich, dass aus deren phantasievollen Anfängen sich einmal eine Wissenschaft entwickelt, wie aus der Astrologie die Astronomie, aus der Alchimie die Chemie geworden ist; zur Zeit scheinen sie mir mehr Goldmacherkunst als analytische Chemie zu sein und mehr den Horoskopen Senis als den Berechnungen Bessels zu gleichen. Zur Bestimmung der Nationalität kann nur die Sprache herangezogen werden.

Die Erfahrung lehrt, dass das durch gemeinschaftliche Geschichte geschaffene Bewusstsein staatlicher Zusammengehörigkeit stärker ist als das Gefühl der Sprachgemeinschaft. Die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Canada geben noch keinen ausreichenden Beweis; sie sind koloniale Neuländer, die als unhistorische Gebilde aus sich heraus einen neuen Typus schufen. Aber in der Schweiz sind drei Sprachgemeinschaften zusammengeschmolzen, Wallonen und Vlamen wollen trotz scharfer Gegensätze Belgier bleiben, und in Österreich haben sich die zentripetalen Kräfte der Staatsgesinnung stärker gezeigt als die auseinander strebenden Tendenzen des Nationalitätenhaders (die tschechische Frage muss ausgeschieden werden, dort geht der Streit um die Auslegung des sogenannten böhmischen Staatsrechts). Das beste Beispiel ist Elsass-Lothringen selbst. Das Elsass ist, trotzdem es im wesentlichen zur deutschen Sprachgemeinschaft gehört und seine Sprache stets verteidigt hat, im vorigen Jahrhundert gut französisch geworden, hat dabei aber die französischen Beamten und Einwanderer stets als „Welsche“ bezeichnet, genau wie es jetzt die Altdeutschen „Schwaben“ heisst. Elsässer und Lothringer haben sich nie gut verstanden. Schneegans erzählt in seinen Memoiren, dass in Bordeaux die Abgeordneten der beiden Landschaften kaum zusammen kamen, und noch heute nennen die „Dütschen“ die französisch sprechenden Gemeinden „welsch“. Trotzdem hat sich in anderthalb Menschenaltern zwischen den zu den Reichslanden zusammengeschlossenen Gebieten ein staatliches Gemeinschaftsgefühl gebildet, das jeder Auseinanderreissung widerstrebt, jenes Gefühl, auf das Bismarck rechnete, um dieBewohner in die Umänderung der Verhältnisse einzugewöhnen. Nach dem Nationalitätenprinzip gehört Elsass-Lothringen im wesentlichen zu Deutschland, nur ein sehr geringer Teil ist rein französisch, auch in Lothringen geht die Sprachgrenze dicht hinter Metz vorbei. Nur 28,82 Prozent der Bevölkerung wohnten 1871 in Lothringen in rein französischem Sprachgebiet, im Unterelsass sogar nur 3,84 Prozent, im Oberelsass 3,6 Prozent. Seit dem hat sich das Verhältnis noch zu deutschen Gunsten verschoben.

Jetzt im Kriege ist aus dem Nationalitätenprinzip der Begriff „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ geworden. Der Begriff ist verschwommen; die drei grossen Richtungen, die ihn programmatisch aufgenommen haben oder ihn wenigstens nicht ablehnen, der Sowjet, die Vorverhandlungen zur Stockholmer Konferenz und die Wilsonsche Friedensformel, verstehen offensichtlich nicht ganz dasselbe unter dieser Vermischung innerpolitischer, staatsrechtlicher und völkerrechtlicher Grundsätze. Soweit darunter das Recht auf den Gebrauch der Muttersprache verstanden wird, so wird nur eine Selbstverständlichkeit ausgesprochen; inwieweit in sprachlich gemischten Reichen den einzelnen Nationalitäten autonome Rechte zugestanden werden sollen, ist eine rein innerpolitische Frage. Das Selbstbestimmungsrecht kann völker-

rechtlich nur bedeuten, dass Nationalitäten, und wenn dieser Grundsatz auf das Elsass und auf Lothringen erstreckt werden soll, die niemals eine selbständige Nation gewesen sind, Volksteile das Recht haben, aus ihrem Staatsverbande auszuscheiden und zwar naturgemäss nicht nur auf Grund eines Friedensvertrages, sondern jederzeit, wenn es ihnen beliebt. In dieser weiten Form ist der Grundsatz zuerst im Jahre 1791 von der französischen Nationalversammlung aufgestellt worden; als die seit fünfhundert Jahren päpstlichen Gebiete von Avignon und der Grafschaft Venaissin auf Grund einer Volksabstimmung ihre Einverleibung in Frankreich verlangten. Das Prinzip wurde vom Papst nicht bestritten, der Kardinal-Camerlengo rügte in seinem Protest im wesentlichen nur eine falsche Zählung der Stimmen. In neuester Zeit haben wir ein Beispiel in der Trennung Norwegens von Schweden.

Jedermann fühlt, dass in dem Prinzip irgendwo ein Widersinn liegt, auch wenn man nicht die letzten Folgerungen aus ihm zieht und nicht an den äussersten Fall denkt, dass mitten im Frieden ein verhältnismässig kleiner Staatsteil auf den Gedanken kommt, sich einem fremden Lande anzuschliessen, das womöglich nicht einmal benachbart ist, dass also zum Beispiel die Champagne gelegentlich der grossen Winzerunruhen vor einigen Jahren ihre Drohungen wahr gemacht hätte und ihren Anschluss an das deutsche Reich beschlossen hätte. Man hat allerlei geschichtsphilosophische Konstruktionen versucht, um vernünftige Grenzen zu finden, die dem historisch Gewordenen und der von der Natur unverrückbar gegebenen geographischen Gestaltung Rechnung tragen. Alle diese Konstruktionen laufen im letzten Ende darauf hinaus, dass kleinere Völker Nationalitäten, Sprachgemeinschaften, oder wie man es sonst immer nennen will, ihr Eigenleben den grossen Gebilden einzufügen haben. Diese Lösungen erinnern zu sehr an ein Geschichtchen, das vor einiger Zeit in einem Witzblatt stand. Eine Mutter zeigt ihrem Kinde einen Vogel, der seine Jungen füttert, und sagt: „Sieh, wie weise der liebe Gott es eingerichtet hat, er hat für die Vögelchen Würmer geschaffen.“ Das Kind erwidert: „Sagen das die Würmer auch?“ Auf diese Art können nur politische Ziele, niemals Rechtsgrundsätze aufgestellt werden. Uns scheint, dass ohne allzugrosse Schwierigkeiten die Grenzen des Selbstbestimmungsrechts der Völker gefunden werden können.

Jeder Volksteil, auch wenn er von seinen Staatsgenossen in Sprache und Abstammung verschieden ist und eine Art Eigenleben dadurch hat, bildet doch mit diesen ein Ganzes, das durch eine gemeinschaftliche Staatsverfassung verbunden ist. Will ein Teil sich loslösen, genügt daher dazu der Wille dieses Teils nicht, das Ganze muss zustimmen. Das heisst: die Loslösung kann nur erfolgen durch einen Akt der Gesetzgebung, der nach den verfassungsmässigen Bestimmungen des Staates zustande gekommen ist. In absoluten Staaten genügte die Erlaubnis des Herrschers, in konstitutionellen Staaten ist ein Beschluss der Volksvertretung erforderlich, der anders als durch eine Abstimmung, bei der eine Mehrheit entscheidet, nicht zustande kommen kann. Durch diesen Mehrheitsbeschluss wird auch die anders denkende Minderheit gebunden. Der, wie Brentano es nennt, primitiv germanische Grundsatz, dass Gesetze nur den binden, der ihnen zugestimmt hat, führt zur Anarchie, das heisst zur Negation des Rechts, kann also nie Rechtsgrundsatz sein.

Erkennen wir dies als richtig an, so haben wir die Plattform, auf der wir die Rechtsfrage entscheiden können, ob die Eingliederung Elsass-Lothringens

in Deutschland rechtlich anfechtbar ist oder nicht. Die Antwort kann nur verneinend ausfallen, denn die Nationalversammlung in Bordeaux, die verfassungsmässig gewählt war, hat mit grosser Mehrheit die Abtretung beschlossen. Es ist damit ebenso Recht geschaffen worden wie durch die Schlussakte des Wiener Kongresses, den westfälischen Frieden, die Frieden von Ryswyck und Nymwegen, den Vertrag von Verdun, die dem damaligen Verfassungssystem entsprechend nur durch die Herrscher geschlossen wurden. Das wurde auch in Bordeaux von denjenigen gefühlt, die gegen die Abtretung stimmten. Der Abgeordnete Quinet führte — nach Galli: Gambetta — aus, dass bisher die Eroberer sich begnügt hätten, das eroberte Gebiet zu behalten, wenn sie es konnten. Jetzt verlange Preussen unter Anerkennung der demokratischen Grundsätze die Zustimmung einer aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Volksvertretung.

Von französischer Seite wird die Rechtsgültigkeit des Frankfurter Friedens angefochten, weil er „dem erschöpften Frankreich mit dem Schwert an der Gurgel aufgezwungen worden sei". Die Nationalversammlung habe nur gewollt, weil sie gemusst habe, coacta voluit. Das ist auch einer der Punkte, auf die Teutsch am 18. Februar 1874 die Protesterklärung der Elsass-Lothringer im deutschen Reichstag stützte. Diese Ansicht, die übrigens in Frankreich nicht allgemein geteilt wird, ist falsch. Der Krieg ist völkerrechtlich erlaubt; zwei kriegführende Staaten unterwerfen in beiderseitigem Einverständnis die Entscheidung über ihre zukünftige Beziehung der Gewalt. Ist ein Teil der stärkere, so muss der schwächere sich dessen Bedingungen fügen. Der so erzwungene Vertrag kann wegen Gewalt nicht angefochten werden, da die beiden Parteien darüber einig waren, dass die Gewalt entscheiden sollte; volenti non fit injuria. Mit diesem Friedensvertrage sind alle Streitpunkte zwischen den kriegführenden Mächten endgültig entschieden. „Es soll kein Friedensschluss," — so lautet Kants erster Präliminarartikel zum ewigen Frieden — „für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden." Die Absicht, dass der Friedensvertrag nur solange gelten soll, bis man ihn wieder mit dem Schwerte zerschneiden kann, würde niemand zu äussern wagen. Da die transzendentale Formel des öffentlichen Rechtes lautet: „Alle auf das Recht anderer Menschen bezogenen Handlungen, deren Maxime sich nicht mit der Publizität verträgt, sind Unrecht," kann auf Grund einer solchen reservatio mentalis ein Friedensvertrag nicht angefochten werden. Der Frankfurter Friedensvertrag ist daher als endgültige, rechtmässig zustande gekommene Vereinbarung rechtsgültig. Unter einer Voraussetzung, nämlich der, dass der Nationalversammlung zu Bordeaux das Recht zustand, die Abtretung von Gebieten gegen die Stimmen der in diesen Gebieten gewählten Abgeordneten zu beschliessen. Die elsass-lothringischen Abgeordneten haben dieses Recht in ihrem Protest bestritten, obwohl nach dem § 53 der damals geltenden Verfassung von 1848 das Recht, Staatsverträge zu schliessen, der Nationalversammlung zustand. Ist dieses Bestreiten begründet, so ist die Annexion vom Rechtsstandpunkte aus nicht zu verteidigen, da eine Annexion gegen den Willen der Bevölkerung ungesetzlich ist, wie die Zeit vorüber ist, in der, wie Merlin du Douai am 18. Februar 1790 in der Nationalversammlung sagte, die Fürsten den Titel „Hirten der Völker", den ihnen die Heilige Schrift in einem ganz anderen Sinne beigelegt habe, dazu missbrauchten, um wie Eigentümer über ihre Herden zu verfügen. „Der Staat," so sagt Kant in der Er-

läuterung zum zweiten Präliminarartikel zum ewigen Frieden, „ist nämlich nicht wie etwa der Boden, auf dem er seinen Sitz hat, eine Habe, er ist eine Gesellschaft von Menschen, über die niemand anders als er selbst zu gebieten und zu disponieren hat. Ihn aber, der selbst als Stamm seine eigene Wurzel hat, als Propfreis einem anderen Staate einzuverleiben, heisst, seine Existenz als einer moralischen Person aufheben und aus letzterem eine Sache machen." Eine Annexion ohne die Zustimmung der Annektierten widerspricht dem Sittengesetz und damit dem Recht, da die Person nur als Mittel gebraucht wird oder in die Terminologie unserer Zeit übersetzt, ein Volksteil nur Objekt der Gesetzgebung wird.

Die Ausführungen Kants bezogen sich auf absolute Monarchien. Nachdem früher ausgeführt worden ist, dass in konstitutionellen Staaten eine Minderheit sich gegen den Willen der Mehrheit nicht aus einem Staatsverbande herauslösen kann, lautet die Fragestellung jetzt: Kann die Mehrheit einer Volksvertretung eine Minderheit gegen deren Stimmen aus dem Staatsverbande ausstossen? Die Entscheidung kann nur dadurch gefunden werden, dass wir prüfen, worauf das jetzt allgemein gültige Prinzip sich stützt, dass Mehrheitsbeschlüsse eines Parlaments Gesetz werden. Es wäre nun ein Sophisma, wenn man argumentiert, diese Form sei verfassungsmässig festgelegt und die Minderheiten hätten deren Rechtmässigkeit dadurch anerkannt, dass sie sich ihr bis zum kritischen Augenblick gefügt haben.

Man begründet das Mehrheitsprinzip aus dem alten Satz heraus, dass das grösstmögliche Glück der grösstmöglichen Zahl den Ausschlag geben müsse. Dass von diesem Gesichtspunkte aus die elsass-lothringische Minderheit sich dem Votum der Mehrheit fügen musste, braucht nicht besonders ausgeführt zu werden, da der Friedensschluss für alle Beteiligten ein Glück, für Frankreich eine Notwendigkeit war. Diese Gedankenfolge entspricht den hedonistischen Grundsätzen der westlichen Demokratie, kann aber der deutschen demokratischen Idee nicht genügen, die die Freiheit des Einzelmenschen und des Menschengeschlechts auf dem Sittengesetz aufbaut und daher das Glück der Mehrheit nicht auf dem Ruin der Minderheit aufbauen darf. Um zu einer Lösung zu gelangen, wollen wir uns der Hilfskonstruktion bedienen, dass die Volksvertretungen dazu berufen sind, nicht den Willen aller, sondern den allgemeinen Willen zu verkörpern. Ist ein Mehrheitsbeschluss nun der Ausdruck des Allgemeinwillens? Ein jeder Abgeordnete ist nicht nur der Vertreter derjenigen, die ihn gewählt haben, sondern ein Vertreter des ganzen Volkes; das ist in vielen Verfassungen ausdrücklich ausgesprochen und unterscheidet klar die ständische Vertretung von der Volksvertretung. Sowohl derjenige, der für, wie derjenige, der gegen die Abtretung gestimmt hat, vertrat daher den Teil der Bevölkerung, über dessen Schicksal verhandelt wurde; der eine legte die Gründe dafür, der andere die Gründe dagegen vor. Die Abstimmung ergab, welche Gründe die gewichtigsten waren. Eine Mehrheitsabstimmung kann irren, sie vergewaltigt aber niemals den Wähler, der anderes gewollt hat, da auch diejenigen, die entgegen seinem Willen gestimmt haben, ihn vertreten haben. Der Protest der elsass-lothringischen Vertreter, die der Nationalversammlung das Recht über das Schicksal der von ihnen vertretenen Landesteile zu entscheiden absprachen, ist also rechtlich nicht haltbar; die Entscheidung der Versammlung bindet auch sie.

Hiermit erledigt sich auch die Frage, ob ein Plebiszit in Elsass-Lothringen nach dem Beschlusse der Nationalversammlung noch erforderlich war. Da

jedoch der Gedanke der Volksabstimmungen namentlich von der russischen Demokratie wieder aufgeworfen worden ist, auch der Vatikan — wie aus dem Briefe des Kardinals Gaspari hervorgeht — die Idee einer Volksabstimmung vor einer Kriegserklärung zur Erwägung stellt, so ist es notwendig, auch auf dieses Problem wieder einzugehen, obwohl eine Volksabstimmung über das Schicksal von Elsass-Lothringen sowohl von Deutschland, das den Frankfurter Frieden für rechtsgültig ansieht, wie von Frankreich, das ihn für nichtig erklärt, abgelehnt wird.

Das Plebiszit hat inhaltlich nichts mit dem altrömischen Institut gemein, von dem es nur den Namen entlehnt hat. Es unterscheidet sich von dem Referendum, dem Appell von der Entscheidung der Volksvertretung an die Masse aller Wähler, das einige Staaten verfassungsmässig eingeführt haben, dadurch, dass es die Entscheidung über ein Gesetz, das nur einen Teil der Staatsangehörigen binden soll, unter die Entscheidung des betroffenen Volksteils stellt, es hat mit ihm gemeinsam, dass es die Entscheidung nicht durch Vertreter, sondern durch die Wähler selbst vornehmen lässt. Diese Form entsprach den pseudodemokratischen Anschauungen Napoleons III., der ja Herrscher nicht nur von Gottes Gnaden, sondern durch den Willen eines Volkes sein wollte. Gute Erfahrungen hat er damit nicht gemacht. Am 7. Mai 1870 stimmten sieben Millionen französischer Wähler für ihn, gegen ihn nur 1½ Millionen, und schon am 1. März 1871 beschloss die Nationalversammlung in Bordeaux mit erdrückender Mehrheit die Absetzung der Familie Bonaparte, nachdem der Abgeordnete Conti, der ehemalige Privatsekretär Napoleons, dreiviertel Stunden lang der tobenden Versammlung getrotzt hatte, bis er ihr die Worte zurufen konnte: „Ihr, die ihr gegen den Kaiser protestiert, ich habe euch vor seinen Füssen kriechen sehen.“ Nach der Annexion von Nizza und Savoyen stimmten von 135,499 Wählern 130,839 ab, davon 130,533 für Frankreich; als der deutsch-französische Krieg ausbrach, mussten Truppen an die Riviera geschickt werden, um irredentistische Putsche zu ersticken.

Die Lehrer des Völkerrechts verwerfen fast einstimmig das Plebiszit im wesentlichen deshalb, weil nach Lage der Verhältnisse eine solche Abstimmung, die sich in der Regel in einem vom Feinde besetzten Gebiet abspielen wird, ein einwandfreies Ergebnis nicht ergeben kann. Das haben besonders Bonfils in seinem Lehrbuch und Friedrich Naumann in einem Artikel der „Hilfe“ erschöpfend dargelegt. Ein typisches Beispiel, wie dabei die angeblich freie Entschliessung des Volkes zur Grimasse werden kann, bietet — eine merkwürdige Duplizität der Ereignisse — die Annexion Savoyens im Jahre 1792. In Nizza erhebt sich gegen diese Annexion Widerspruch, die Nationalversammlung entsendet Kommissäre, und unter dem Druck ihrer mehr oder minder sanften Überredungskünste schlägt die Stimmung um.

Die opportunistischen Gründe entheben uns aber nicht der Pflicht, zu prüfen, ob einer Minderheit nicht das Recht zugestanden werden darf, gesondert über Gesetze abzustimmen, die so tief in ihr innerstes Leben eingreifen, wie die Abtretung an einen fremden Staat. Liszt schreibt darüber zutreffend in seinem „Völkerrecht“: „Die Plebiszit-Theorie muss, folgerichtig durchgeführt, den Willen eines Bruchteils der Bevölkerung über den Staatswillen stellen und damit zur Anarchie führen. Neben dem Willen der Staatsgewalt würde ein anderer gleichberechtigter anerkannt, der alle Entschliessungen der Staatsgewalt zu hemmen die Kraft hätte. Gerade im Interesse der Volksfreiheit muss daher die Plebiszit-Theorie verworfen werden.“ Ullmann führt

aus, dass „die Plebiszit-Theorie auf der falschen Vertrags-Theorie beruht und der heutigen Staatsidee und ihren Konsequenzen widerspricht, weil nicht der Wille des einzelnen, sondern nur die verfassungsmässige Vertretung entscheiden kann.“ Es gilt hier dasselbe, was wir früher bei den Betrachtungen über das Selbstbestimmungsrecht der Völker auseinandergesetzt haben.

Trotz alledem klafft hier ein Widerspruch zwischen Individualrechten und Volkswillen, der irgendwie gehoben werden muss, um so mehr als gerade das persönliche Vaterlandsgefühl, die Liebe zu dem Land, wo „unsere Freunde gehen und unsere Toten auferstehen“, ein mit den Menschen geborenes Recht ist, dessen Gewicht nicht deshalb als gering angesehen werden kann, weil es unwägbar ist. Das Plebiszit zeigt aber den Weg zur Wahrung dieses Rechtes nicht. Kant schreibt in seinen Erklärungen zum ersten Definitivartikel zum ewigen Frieden, dass eine Gesetzgebung durch die Bürger selbst notwendig ein Despotismus ist, „weil sie eine exekutive Gewalt gründet, da alle über und allenfalls auch wider einen (der also nicht mit einstimmt), mithin alle, die doch nicht alle sind, beschliessen, welches ein Widerspruch des allgemeinen Willens mit sich selbst und mit der Freiheit ist. Alle Regierungsform nämlich, die nicht repräsentativ ist, ist eigentlich eine Unform, weil der Gesetzgeber in ein und derselben Person zugleich Vollstrecker seines Willens (so wenig wie das Allgemeine des Obersatzes in einem Vernunftschlusse zugleich die Subsumtion des Besonderen unter jenem Untersatze) sein kann.“

Mögen auch die staatsrechtlichen Theorien, von denen Kant ausging, jetzt verworfen werden, die Folgerungen sind richtig. Gerade eine Volksabstimmung durch die Bürger selbst muss eine Vergewaltigung irgend einer Minderheit bringen. Wird aber Einstimmigkeit verlangt, so wird nicht nur das ganze Institut des Plebiszits zur Posse; es wird das Liberum veto des polnischen Reichstags für jeden einzelnen Bürger konstituiert, das „car tel est mon plaisir“ des absoluten Staates wird vom Herrscher auf jeden einzelnen Bürger überschoben, es wird nur die Person des Autokraten, aber nicht die Form des Despotismus geändert. Das Plebiszit, das auf den ersten Blick als Demokratie an sich erscheint, ist in Wirklichkeit das Gegenteil jeder wahren Demokratie.

Um die Rechtspersönlichkeit des einzelnen auch in öffentlicher Hinsicht zu schützen und den einzelnen nicht wider seinen Willen in einen Staatsverband, der ihn seelisch drückt, zu zwingen, hat sich aus dem während der Religionsstreitigkeiten der Reformationszeit entstandenen Auswanderungsrecht der in ihrer Religionsausübung Bedrohten das Institut der Option entwickelt, das heisst das Recht des Staatsbürgers, bei Abtretung seines Heimatsgebietes an eine fremde Macht zu wählen, welchem der beiden Staaten er sich einbürgern will. Artikel II des Friedensvertrages vom 10. Mai 1871, der sich eng an die entsprechenden Artikel der zwischen Frankreich und Österreich am 10. November 1859 in Zürich und am 24. März 1860 in Turin zwischen Frankreich und Italien geschlossenen Friedensverträge anschliesst, setzt ein solches Optionsrecht fest und knüpft die Rechtsgültigkeit des Entschlusses, die französische Nationalität behalten zu wollen, an eine bis zum 1. Oktober 1872 abzugebende Erklärung, sowie an die Pflicht, den Wohnsitz nach Frankreich zu verlegen und sich dort niederzulassen, ohne jedoch einen Realisationszwang für den auf den mit Deutschland vereinigten Gebieten belegenen Grundbesitz festzusetzen. Die Auslegung des Artikels hat zu zahlreichen Streitigkeiten geführt, die jedoch den Grundgedanken nicht berührten.

Wieviel Personen haben nun in Elsass-Lothringen von dem Optionsrecht rechtsgültig Gebrauch gemecht? Von einer Bevölkerung von 1,570,494 Personen optierten für Frankreich 159,740. Von diesen Optionen wurden, hauptsächlich weil die Optanten ihren Wohnsitz nicht verlegten, nicht weniger als 110,240 für ungültig erklärt, so dass rechtsgültig im ganzen 49,560 Personen für Frankreich optierten. Sie verteilten sich wie folgt: 11,450 auf das Unterelsass bei einer Bevölkerung von 600,395 Einwohnern, 16,702 auf das Oberelsass bei einer Bevölkerungszahl von 459,749 Einwohnern, 21,739 auf Deutsch-Lothringen bei einer Bevölkerungszahl von 489,385 Einwohnern; dazu treten noch die Optionen von 378,777 Personen, die im Auslande ihren Wohnsitz hatten.

Die Zahl der Elsässer und Lothringer, die auf Grund des Optionsrechts ihre Heimat verliessen, ist also sehr gering, sie betrug nur etwa 3¼ Prozent der Bevölkerung. Die Furcht Gambettas, der — wie Galli berichtet — einem Elsässer gegenüber äusserte, wenn die Option zu grossen Umfang annehme, so fehle Frankreich der Grund, die Rückkehr der verlorenen Gebiete zu beanspruchen, war daher unbegründet. Nun soll keineswegs aus diesem geringfügigen Ergebnis der Schluss gezogen werden, dass die Zurückbleibenden ihr Einverständnis mit der Annexion bekunden wollten. Wirtschaftliche Notwendigkeit, Familienbeziehungen, Liebe zur heimatlichen Scholle haben sicherlich viele veranlasst, sich gegen den Drang ihres Herzens für Deutschland zu entscheiden. Aber diese Entscheidung ist von ihnen im freien Willen getroffen worden, sie haben von der Gelegenheit, die ihnen geboten wurde, ihre Individualrechte geltend zu machen, keinen Gebrauch gemacht. Es wäre eine Erschleichung, wenn man, trotzdem der Rechtsakt getätigt worden ist, wie es in einzelnen Revancheschriften geschieht, folgern wollte, er sei ungültig, weil die „Seelen sich nicht unterworfen hätten". Kein Gesetzbuch der Welt gibt ein Anfechtungsrecht von Willenserklärungen auf Grund der Motive, die zu ihnen geführt haben; die Entscheidung war schwer, der Konflikt war tragisch, Rechtsfolgen begründet aber diese Tragik nicht.

Die Eingliederung von Elsass-Lothringen ist rechtlich unanfechtbar und gerade weil sie das ist, gibt es für Deutschland eine elsass-lothringische Frage nicht. Die Revision des Frankfurter Friedens aus Rechtsgründen zu verlangen, können wir weder fahnenflüchtig gewordenen Elsass-Lothringern noch revanchelüsternen Franzosen zugestehen, am wenigsten aber den gegen uns verbündeten Staaten, die 1871 der Eingliederung der Reichslande entweder teilnahmslos zugesehen oder voller Schadenfreude zugestimmt haben.



Nur über Dinge, die einem nicht nahegehen, hat man ein wirklich unparteiisches Urteil.

Oscar Wilde.

Krieg und Frieden

nach L. T. HOBHOUSE.

Wenn einmal auch dieser Krieg zu Ende sein und der Deutsche gerne ein Buch lesen wird, in welchem ein hochherziger Engländer, voll von Liebe für sein Volk und von Gerechtigkeit für jedes andere, seine Ansichten über Krieg und Frieden darlegt, dann wird dieses Buch eines Londoner Universitätsprofessors hoffentlich auch in Deutschland einen ebenbürtigen Übersetzer und viele Freunde finden. Es besteht aus Gesprächen in der Art der platonischen Dialoge.

Das erste trägt den mystischen Titel: Die Seele der Kultur (civilization). Ein Pessimist leugnet angesichts des Weltkrieges jeden Fortschritt des Menschengeschlechtes; ein Optimist findet den Sinn dieses Krieges gerade darin, die „Seele der Kultur" vor dem Versinken in Materialismus zu retten. Der Pessimist also stellt die Behauptung auf, der Weltkrieg sei ein tödlicher Schlag für die europäische Kultur. „Er bedeutet das Ende von allem, wofür wir in den letzten zwanzig Jahren gekämpft und gearbeitet haben. Gewiss, das Leben einer Nation ist lang; sie findet vielleicht Zeit, alles wieder gut zu machen. Aber soweit wir in Betracht kommen, ist dieser Krieg das Ende. Wir sind Männer in der Mitte des Lebens. Wir haben allenfalls noch zwanzig bis dreissig Lebensjahre vor uns, aber dieser Zeitraum reicht nicht aus, um das Unheil wieder gut zu machen, geschweige denn noch irgend einen erheblichen sozialen Fortschritt zu erringen ... Alle unsere Mühe ist umsonst gewesen. Der Militarismus hat gesiegt. Ich will damit nicht sagen, dass wir Engländer werden geschlagen werden, aber wir können nur siegen, indem wir die deutschen Methoden bei uns einführen. Sie sprechen mir vom Fortschritt der Moral ... aber sehen Sie denn nicht ein, dass es mit aller Moral jetzt zu Ende ist und die Welt nur noch an eines wirklich glaubt, an die Macht, an die nackte Gewalt. Ein solcher Krieg! Sie mit Ihrem Fortschritt der Moral hätten doch mit vollster Sicherheit behauptet, dass so etwas wie dieser Krieg einfach unmöglich geworden sei. Denn was bedeutet das ganze Gerede der vergleichenden Soziologie und Psychologie und Ethnologie über unseren Fortschritt anderes als dass das zwanzigste Jahrhundert sich vom siebzehnten wesentlich unterscheidet. Aber jetzt wird Barbarei auf Barbarei gehäuft, es ist, als ob Alba und Tilly wieder am Werke wären mit allen raffinierten Hilfsmitteln Eurer vielgeliebten modernen Wissenschaft. Und zu welchem Zwecke? Alba konnte wenigstens glauben, dass er für den Ruhm Gottes arbeite, aber die Feldherren der Gegenwart arbeiten nur für ihren Staat. Das ist ihr Gott, und Euer ganzer Fortschritt ist nichts anderes als das Herabsteigen zu einer niedrigeren Gottheit, welche zu schmutzigeren Dingen begeistert. Wer von uns hätte das alles nicht schon selbst gedacht?

Der Optimist antwortet. Die hervorgetretene Barbarei sei latent immer vorhanden gewesen; sie stecke in der Religion des Nationalismus, mit seiner Vergötterung einerseits der rohen Kraft, andererseits des Staates, welche durch die Religion der Freiheit überwunden werden müsse. Man werde

durch den Krieg zu einer heiligen Allianz gelangen, aber nicht gegen die Freiheit Europas, sondern in ihrem Dienste, und dadurch die Seele der modernen Kultur retten, die vorher vom Materialismus bedroht war.

* * *

Der zweite Dialog heisst: „Die Hoffnung der Welt“.

In eine traurige Sylvestergesellschaft tritt ein triumphierender Chauvinist: Gott sei Dank, drei Millionen Deutsche sind schon jetzt (1916) tot oder dauernd kampfunfähig. Eine ältere Dame, namens Priscilla, fällt ihm ins Wort: So seid Ihr Männer. Sie selbst, mein Freund, würden schaudernd zurückfahren vor einem einzigen Toten oder Schwerverwundeten. Und drei Millionen Tote und Verwundete gelten Euch gar nichts, wenn Ihr nur siegt! — Ja, aber es sind Deutsche, fällt eine britische Soldatenmutter ein. Warum haben sie diesen schrecklichen Krieg über uns gebracht? Die Antwort Priscillas zeigt das tiefe Verständnis des Verfassers für den Standpunkt des Feindes. „Sehen Sie es doch nur ein, die Deutschen waren damals erschreckt und wenn Männer erschreckt sind, so schlagen sie um sich und hauen drein. Und die Deutschen hatten gute Ursache, erschreckt zu sein. Auf der einen Seite Russland mit der Mobilisierung seiner ungeheuren Armee, auf der anderen Frankreich, welches Elsass-Lothringen zurück haben wollte, und England, welches auf ihren Handel eifersüchtig war und ihre Flotte zerstören wollte. Was die Deutschen aber nicht verstanden haben, ist, dass Russland, Frankreich und England alle miteinander sich ebenso sehr vor ihnen fürchteten. Sowie die Deutschen also die Truppenanhäufung der Russen an den deutschen Grenzen sahen, getrauten sie sich nicht mehr, zu warten, sondern schlugen zuerst los.“

„Auf das kleine Belgien,“ fällt der Gatte der Soldatenmutter ein, „mit mehr Mut als Diskretion.“

„Ich habe schon oft bemerkt,“ erwidert die wackere Priscilla, „dass, wenn die Menschen ihre Selbstsucht hinter Sentimentalität verstecken wollen, sie gerne das rührende Eigenschaftswort ‚klein‘ heranziehen. Man gebe ihnen etwas Kleines, und schon fangen sie an, es zu herzen und zu hätscheln, bis es nicht mehr zu sich kommt. Ich weiss nicht, wie weit die Belgier in den Irrtum geführt worden sind, dass wir sie schützen können, und wie weit sie offenen Auges in ihr Verhängnis gestürzt sind; wie dem auch sei, uns sind sie als Vorwand recht gelegen gekommen. Was ihre Neutralität anbelangt, wie kann ein Land neutral bleiben, das den Weg verstellt? Ihr lasst den unglücklichen Griechen auch nicht gerade viel übrig von ihrer Neutralität. Und was die Verträge betrifft, seit wann halten denn die Menschen Verträge, wenn niemand da ist, der sie dazu zwingen kann?“

„Eben deshalb,“ fällt der Verfasser ein, „ist es doch eine ausgezeichnete Sache, dass gerade in diesem Falle jemand da war, der es versucht hat, sie zu zwingen; endlich einmal in der Geschichte eine Grossmacht, die ihre ganze Existenz aufs Spiel setzt, um das vertragsmässige Recht einer kleinen Nation zu gewährleisten.“

Darum, meint Priscilla, hatten wir gewiss das Recht, einen moralischen Einfluss auszuüben. Wir hätten aber einerseits den Deutschen zeigen sollen, dass wir ihren Angriff verurteilten, anderseits auch den Belgiern, dass auch sie Unrecht getan haben, indem sie bewaffneten Widerstand leisteten. Wie

die Dinge jetzt stehen, haben sie das Schwert gezogen und müssen deshalb durchs Schwert umkommen.

Also, erwidert der Soldatenvater, gibt es keinen Unterschied zwischen Angriff und Verteidigung, keinen zwischen Mord und Notwehr, keinen zwischen gerechtem Krieg und Vergewaltigung?

Aber Priscilla bleibt fest.

„Wer kann sagen, welcher von zwei Kriegführenden angreift, welcher sich verteidigt," lautet die Antwort. „Die Deutschen, wie gesagt, waren in Schrecken vor Frankreich und Russland und wollten sich verteidigen. Belgien ist ihnen in den Weg getreten und wollte nichts davon hören, als sie ihm versprachen, die Belgier getreulich als Freunde zu behandeln, alles zu bezahlen, was sie nehmen würden und das Land nachher wieder zurückzugeben. Was Ihr von der deutschen Schreckensherrschaft erzählt, das sind Geschichten, die Ihr Männer glaubt, wie alles, was gegen Deutschland geht, genau so, wie die Deutschen jede Geschichte glauben, wenn sie nur gegen Euch gerichtet ist. Beide Teile nähren damit ihren Hass, und in Kriegszeiten glaubt Ihr Männer alles Böse vom Feinde."

„Aber," fällt der Soldatenvater ein, „Sie selbst haben gerade gesagt, dass die Männer ihre Versprechen nicht halten, wenn niemand da ist, der sie dazu zwingt. Ich halte es lieber mit dem kleinen Amerikaner, der dem Vortragenden Dernburg dieses ganze Argument von den deutschen Versprechungen mit der Zwischenfrage verdorben hat, wie denn die Belgier hätten wissen sollen, ob die Deutschen auch ihre Versprechungen halten werden."

„Sie vergessen," sagt Priscilla, „dass es auch in Deutschland so etwas wie eine öffentliche Meinung gibt. Die Deutschen sind und bleiben ein hochanständiges Volk. Ihr könntet Euch ganz gut auf ihr Rechtsgefühl verlassen, wenn Ihr nur mehr Vertrauen zu den Kräften hättet, welche für Verträglichkeit und anständige Handlungsweise in der ganzen Welt wirksam sind. Was konnten sie denn wirklich den Belgiern, was den Engländern tun, wenn man ihnen keinen Widerstand geleistet hätte? Wenn niemand kämpft, wie können sie töten? Ein Kulturvolk macht doch keine Sklaven und keine Zwangsbekehrungen. Die früheren Kriegsmotive sind alle veraltet, es bleibt nur noch die gegenseitige Furcht übrig. Hätten wir aber den anderen das Beispiel gegeben, uns nicht zu fürchten, so wären nicht nur wir in vollster Sicherheit gewesen; wir hätten auch durch unser Beispiel ganz Europa retten können. Aber die Wahrheit ist, dass wir einmal mit Deutschland fertig werden wollten. Die einen wollten den deutschen Handel zerstören, die anderen lechzten darnach, der Welt zu zeigen, dass die Engländer ebensogute Soldaten sind, wie die Deutschen. Der Streit mit Russland war die Gelegenheit, und Belgien der Vorwand."

Doch an dieser Stelle ihrer Argumentation widerfährt der würdigen Priscilla etwas Überraschendes. Eine Quäkerin protestiert gegen ihre Theorie des Nichtwiderstandes. Wohl entspreche diese den höchsten Lehren des Evangeliums, und ein Volk, das sie üben würde, müsste damit seine Angreifer entwaffnen. Denn es würde den Herrschern des angreifenden Volkes jede Möglichkeit benehmen, den Angriff als Verteidigung zu maskieren, und damit würde dieses Volk das Vertrauen zu seiner eigenen Sache verlieren. Allein solange nicht eine einzige Grossmacht diesen Versuch machen wolle, so könne man von jedem einzelnen Staate nur das eine fordern, dass er wenigstens nicht unter das bisher tatsächlich übliche Mass von Menschlichkeit hinab-

sinke. Anders das einzelne Individuum in jedem Volke. Dieses müsse sich dem Kriegsdienste widersetzen, wenn sein Gewissen es dazu dränge. Denn seinem Gewissen müsse jeder Mensch unbedingt Folge leisten, wie der Soldat den Befehlen seines Vorgesetzten .

Aber, fällt nun ein vorgeschrittener Demokrat ein, auf diesem Wege kann wohl ein einzelner seine Seele retten, niemals jedoch eine Nation. Diese muss den deutschen Militarismus mit ihrem eigenen Militarismus bekämpfen; dabei können die Demokratien siegen, aber die Demokratie wird geschlagen. Diese ist nicht bloss ein politisches, sondern auch ein ethisches Ideal. Sie beruht auf dem Glauben an den natürlichen Fortschritt einer freien Menschheit, und dieser Glaube ist durch den Weltkrieg für immer zerschmettert worden.

Ein Konservativer beeilt sich, das Versagen der Demokratie auf ihre unzureichende Auffassung vom Wesen des Menschen zurückzuführen. Der Mensch ist nicht bloss ein friedlich-fleissiges Tierchen, das auf verträgliches Zusammenwirken mit anderen eingerichtet ist, sondern er ist auch ein streitbares, eifrig um den Siegespreis ringendes Lebewesen. Was bietet ihm im besten Falle die liberale Weltanschauung? Dem Arbeiter einen kurzen, aber einförmigen Arbeitstag, dem Wohlhabenden ein banales Vergnügensideal, für welches die Mittel mit unendlicher Mühe von den niederen Klassen erzeugt werden müssen. Aber der Mensch hat nicht bloss ein Vergnügens- und Ruhebedürfnis, sondern auch ein Bedürfnis nach gewaltigen Anstrengungen und Opfern, nach Askese. Von den Millionen Kriegsfreiwilligen hat sich jeder zum ersten Male in seinem Leben als Mann und Bürger gefühlt. Dieser Kriegsgeist bedeutet für eine gesunde Nation eine wahre Wiedergeburt von Zeit zu Zeit. Das ist nun freilich das deutsche Staatsideal; aber schon vor dem Kriege haben viele englische Intellektuelle dazu geneigt, mehr Autorität und selbst mehr Militarismus zu fordern.

Nun zeigt ein Altliberaler, wie die Sozialversicherung und aller sonstige Zwang der Sozialpolitik dem Militärstaat und seinen Zwangsforderungen vorgearbeitet habe. Der Konservative aber verhöhnt die Liberalen und die Sozialpolitiker. Der Liberalismus glaube, alle Weisheit sei mit seinem „Freie Bahn den Tüchtigen“ erschöpft. Die Zurückbleibenden holt der Teufel oder das Armenhaus. Aber auch die Sozialpolitik mit allem ihrem Zwange wisse der Nation nichts Höheres zu bieten als immer wieder etwas mehr Behagen und Bequemlichkeit, freie Zeit für Golfspiel usw. Die Nation aber rufe nach ganz anderen Dingen, nach Patriotismus, Disziplin, Autorität, kurz nach einer festen Hand. In alledem sind die Deutschen den Engländern weit voraus gewesen.

Der Demokrat selbst muss den Rückgang der Demokratie zugeben, der in England längst schon vor dem Kriege begonnen habe. Das Haus der Gemeinen habe seine Autorität an das Kabinett verloren, weil jeder demokratische Führer dort durch die Berührung mit Kapitalisten und Aristokraten korrumpiert werde.

Und doch sei, erwidert der Verfasser, auf dreissig oder vierzig Jahre zurückgesehen, trotz aller Reaktion, im ganzen ein Fortschritt im Sinne der Demokratie unverkennbar.

Ja, meint der Demokrat, an dieses Gesetz des natürlichen Fortschrittes zur Freiheit habe er selbst geglaubt, aber zuletzt eingesehen, dass es ein Glaubensartikel sei, nicht sicherer als andere Dogmen. Dies sei der Grund

seines Pessimismus. Früher habe er in der Wissenschaft einen Felsen gesehen, auf den man die ganze Ethik aufbauen könne, um das Leben zu führen, das Streben zu leiten, im Unglück zu trösten. Sein oberstes Ziel sei gewesen, in der Richtung des menschlichen Fortschrittes mitzuarbeiten; in dieser Entwicklung schienen die Keime einer höheren Harmonie, einer besseren Ordnung zu liegen, und der Geist, der nach dieser Harmonie strebt, erschien ihm als das eigentlich Sittliche; ihm zu dienen die höchste Pflicht des Menschen. Aber dieser Weltkrieg habe ihn belehrt, dass es in Wirklichkeit keinen Fortschritt gibt; nur das Wissen wächst, aber sein letzter Ausdruck ist die unerhörte Vervollkommnenheit unserer Kriegsmaschinen. Gewiss, auch der Glaube an einen notwendigen Rückschritt wäre nicht sicherer als der an den Fortschritt; aber jeder Fortschritt auf der einen Seite müsse mit Rückschritt auf der anderen bezahlt werden.

Hier erreicht nun das Buch seinen ersten, philosophischen Höhepunkt in den eigenen Betrachtungen des Verfassers. Das Naturgesetz des menschlichen Fortschrittes zur Freiheit und durch die Freiheit, wie es uns vom 18. Jahrhundert und von Comte, Spencer überliefert ist, hat sich freilich nicht bewährt. Es konnte sich auch nicht bewähren, weil es die mechanischen Gesetze der Physik und Astronomie zum Vorbild hat. Solche Formeln sind aber auf das Wachstum eines lebendigen Organismus nicht anwendbar. Die menschliche Gesellschaft setzt sich aus angeblichen Individuen zusammen, deren jedes ein Organismus ist. Jedes von ihnen aber entwickelt sich nicht nach einem Gesetze kontinuierlicher Kraftsteigung, sondern in beständiger Anpassung an seine äusseren Bedingungen, durch immer erneute Anstrengungen, die immer neuen Zielen gelten. Oft scheitern die Anstrengungen des Individuums, weil es seine eigene Begabung oder seine Beharrlichkeit oder die äusseren Hindernisse nicht richtig eingeschätzt hat. Ebenso ergeht es der Gesellschaft. Ihre Arbeit ist die Summe aller individuellen Anstrengungen in ihrer Wechselwirkung auf einander; auch die Masse ist sich nie klar über ihr eigenes Wollen und noch weniger über die Gegenkräfte, die dadurch gereizt und entfesselt werden; auch sie kann daher nie ganz ihr Ideal erreichen. So kann man die Weltgeschichte viel leichter als eine Reihe von Anstrengungen verstehen, die mehr oder weniger nahe am Ziele scheitern und durch Anläufe zu neuen Zielen abgelöst werden. Diese Auffassung soll an die Stelle der alten Theorie treten, die einen Fortschritt auf Grund der mechanischen Wirksamkeit eines einzigen Gesetzes behauptete. Auch die Menschheit, wie der Einzelne, bekommt im Laufe ihres Lebens immer neue Impulse und Ideen, gibt frühere Ziele auf und strebt neuen zu. Und das ist das Tragische an der Geschichte, dass auch die schönsten Blüten des Menschengeistes welken müssen, bevor noch ihre volle Frucht reifen konnte; so der hellenische Traum von der Harmonie alles Schönen und Guten im Einzelmenschen wie im kraftvollen Stadt-Staate, das Ideal der pax Romana, die geistige und weltliche Einheit als Ideal der mittelalterlichen Christenheit und schliesslich das humanitäre Ideal des 18. und 19. Jahrhunderts. Auch dieses wird durch andere verdrängt werden. Schon jetzt? Oder steht das humanitäre Ideal erst vor seiner grossartigsten Verwirklichung? Das kann man noch nicht wissen, aber einmal muss auch diese Kultur ein Ende nehmen.

Also verdient die Menschheit den Titel eines ewigen Prüfungskandidaten?

Das nicht, meint der Verfasser, denn nach jeder Prüfung bleibt ein dauernder Erfolg, ein Niederschlag der früheren Kultur und die Menschheit

entwickelt sich zu immer höheren Organisationen, wie der Mensch selbst durch immer höhere Organisation sich aus der Amöbe entwickelt hat.

Was?, wird ihm eingewendet, also wäre Deutschland als der Staat der besseren Organisation auch der Typus der höheren Kultur? So weit geht der Engländer freilich nicht, sondern er wirft die Gegenfrage auf, ob denn die deutsche Organisation auch die höhere sei. Höher ist eine Organisation entweder, weil sie mehr Menschen umfasst oder bei gleicher Zahl jeden einzelnen vollständiger verwertet, oder weil sie das Zusammenwirken aller zu einem mehr organischen, reibungslosen, spontanen macht. In diesem letzteren Punkte ist aber die demokratische Organisation, wenn sie gelingt, der autokratischen überlegen, welche die Tendenz hat, aus jedem Teil eine innerlich leblose, nur von aussen in Bewegung gesetzte Einheit zu machen, während die Demokratie jedem Teil seine freie Spontaneität lässt und doch ungeheuere Menschenmassen in kompakte und gut geleitete Gliedstaaten eines grossen Ganzen zusammenzufassen imstande ist. Ihre letzte und höchste Leistung, die Zusammenfassung der ganzen Menschheit zu freiem Zusammenwirken für die Sicherheit aller, sei noch nicht verwirklicht, und solange dies der Fall ist, sei alles bisher Errungene unsicher.

Und nun ersteigt das Gespräch seinen zweiten Höhepunkt. In diesem Falle, erklärt ein frommer Teilnehmer, ist es besser, die Sicherheit gar nicht anzustreben, denn sie ist nicht zu erreichen. Dieses Ziel setzt nämlich voraus, dass die Menschheit, einmal geeint, nur Gutes anstreben werde. Es macht die Menschheit zum Gott, dem der Einzelne zu dienen hat, und dies redlich getan zu haben, soll dann sein Trost sein, in Not und Tod. Aber ist die Menschheit so göttlicher Natur? Man sieht es gerade nicht sehr überzeugend an dem Gebrauche, den sie jetzt von allen Wundern der Technik macht, zu Mord und Zerstörung. Das tragische Schicksal der ganzen humanitären Schule ist, dass, obgleich jeder einzelne von ihren Verkündern selbstlos und unmaterialistisch gesinnt ist, sie doch als Ganzes den Menschen als Lohn für ihre Anstrengungen nur in Aussicht stellt, hinieden ein materielles Glück zu ernten und der Menschheit damit nur eine letzte Illusion in den Kopf setzt. Solange die Menschheit in ihrem Erdenleben ihre Aufgabe zu erschöpfen glaubt, kann sie nur zur Verzweiflung gelangen. Denn das Endziel alles Lebens ist der Tod, und der Mensch ist und bleibt, gleichviel auf welche Höhe die Menschheit gelangt, das unglücklichste der Tiere, weil nur er diese seine letzte Bestimmung erkennt. Darum ist das einzige Heil für den Menschen das Evangelium mit seiner Vorschrift, zu sein wie die Kinder, dem Weg der Pflicht zu folgen, ohne nach letzten Zielen zu fragen, und der Pflicht getreu zu handeln, ob sie uns nun zum Leben oder zum Tode führt.

Doch da fällt Schwester Agathe ein, die „schöne Seele“ in der Gesellschaft. Verkehrt wäre es, im irdischen Leben die ganze Bestimmung des Menschen zu suchen; aber noch verkehrter, einfach Kinderregeln zu befolgen, ohne nach ihrem tieferen Sinn zu fragen. Dazu ist uns die Vernunft gegeben, deren höchste Aufgabe es eben ist, die Forderungen des Gewissens als Teil des göttlichen Weltplanes zu verstehen.

Gewiss, erwidert der Verfasser, doch ist diese Vernunft nicht zu verwechseln mit dem Verstand, wie er in der mathematischen Naturwissenschaft seinen höchsten Ausdruck findet. Diese zerlegt das Weltall in Atome; sie bemüht sich, den Lauf ungeheurer Weltkörper aus den Bewegungsgesetzen ihrer kleinsten Teile zu begreifen und vorherzusagen. Aber dieser analytische

Verstand, auf Erscheinungen des Lebens angewendet, versagt vollständig. Hier ist gerade der Geist des Ganzen die mächtigste Ursache alles Geschehens; zerlegt es in Teile, und ihr tötet es. Der Geist eines lebendigen Ganzen aber ist mehr der inneren Erfahrung als der äusseren, mehr dem Instinkt und der Sympathie als dem Verstand und der Abstraktion zugänglich. Indessen wächst die Naturwissenschaft selbst über blosse Verstandesformeln hinaus. Die ursprüngliche Form des Darwinismus mit ihrer Erklärung der Artenbildung aus der Summierung zufälliger Veränderungen erscheint uns als unzureichend zum Verständnis der Wirklichkeit und ihrer Zweckmässigkeit; wir brauchen irgend einen die Entwicklung leitenden Vitalismus. Ebenso sind die selbstsicheren Prophezeiungen der älteren Wissenschaft über das unvermeidliche Absterben der Weltkörper durch Wärmeverlust infolge der Radiumforschung veraltet. Das unorganische Molekül selbst erscheint in der Elektronentheorie als irgendwie organisiert. So belebt sich auch die unbelebte Natur, und wir kommen durch wissenschaftliche Forschung dem wahren Sinn des Lebens immer näher; ob man freilich jemals dieses Ziel ganz erreichen wird, ist ungewiss. Gerade die letzten Ereignisse möchten fast daran verzweifeln machen, dass die Menschen jemals ihr Leben der Vernunft gemäss gestalten werden.

Nein, meint Schwester Agathe, dieses Vertrauen darf niemals aufgegeben werden. Es gibt nicht zwei Welten, eine von Gott und eine des Teufels, sondern es gibt nur eine Welt, von der wir freilich nur einen Teil kennen, aber einen Teil, der uns auch auf den unbekannten Rest schliessen lässt. Darum kann es auch keinen dauernden Widerspruch zwischen Wissenschaft und Religion geben; Religion ist Ahnung auf Grund der Wissenschaft. Und wenn die Wissenschaft selbst, gerade durch ihre jüngsten Fortschritte, ein geistiges Prinzip als Urgrund der Welt ahnen lässt, so scheint sie einer künftigen Religion einen guten Boden zu bereiten. Jede Religion kann veralten, aber sie ist selbst nur eine Form, in welcher das Vertrauende in unserer Seele sich ausspricht. Früher, sagt sie, glaubte ich selbst an einen allmächtigen Gott, der die Welt aus Nichts geschaffen und den Menschen nach seinem Bilde geformt hat, ihm einen freien Willen gab und dann dem Bösen gestattete, den Menschen in Versuchung zu führen. Heute halte ich diese Vorstellung für kindisch. Heute ist mein Glaube nichts anderes als das Vertrauen in die Geltung und Kraft der besten Dinge, wie Vernunft, Gerechtigkeit und Liebe. Ich denke an jemanden, der mir einmal sagte: „was ihm den Glauben rette, sei seine Frau, die blosse Tatsache, dass es eine Frau gibt, die er nach 25jähriger Ehe so vollkommen findet wie in den ersten Monaten des gemeinsamen Liebesromans. Eine Welt — so sagte er — kann nicht ganz verfehlt sein, wenn sie dieses Wesen hervorgebracht hat, dessen ganzes Leben ein einziger Akt selbstloser Liebe ist und dessen blosses Dasein Anmut, Freude und Frieden verbreitet. Durch sie habe ich erfahren, wie nahe der Mensch seinem Glück ist, und wie unwahr es ist, dass Befriedigung sein Endziel ist, sondern nur endlose Bewegung. Ist es ein Gott, der diese Frau erschaffen hat, so muss er ein guter und wundervoller Gott sein; ist sie aber das Ergebnis einer Entwicklung von Äonen aus dem Protoplasma, dann beweist dies nur, was das Protoplasma in sich hat und aus sich herauswirken kann, wenn man ihm nur Zeit lässt."

Und so ist es. Gerade wenn man alles aus dem Protoplasma hervorgehen lässt, ist das Wunder nicht, dass es gelegentlich einen Fehlschlag gibt, sondern dass man auch wirkliche Erfolge erreicht. Das Höchst-Erreichte ist der Mass-

stab der künftigen Möglichkeiten. Das sind nun wohl blosse Möglichkeiten; aber in uns ist die Gewissheit, dass sie vorhanden sind, und dadurch das Vertrauen zum Weltlauf, der wahre Glaube. Sache der Vernunft ist es, die Aussenwelt und ihre Fortschritte zu beobachten. Sache des Glaubens, in uns selbst zurückzukehren, unseren Geist durch den tieferen Triumph des Guten und den Glauben an den hohen Wert des Kampfpreises zu stärken, auf dass er auch nach Niederlagen am Kampf festhalte und dem Weltgeist in seinem Ringen nach dem Besseren eine verlässliche Stütze sei. Was unterliegt, ist nur eine einzelne Form des Guten, aber die grossen Dinge wie Vernunft, Gerechtigkeit und Liebe dauern fort, ja sie sind das Herz meines Lebens, das Herz Eures Lebens, das Herz des Lebens überhaupt. Gewiss, es gibt auch Krieg, Hass, Grausamkeit, Unrecht. Aber das alles ist nur der Konflikt unentwickelter Formen. Gesetzt, ein Volk leide noch an dem Wahn, der Staat sei etwas Besseres als der Mensch, und Gewalt gehe vor Recht. Befreit es von diesem Wahn, und es ist ein Volk von Menschen wie Ihr, die auch ihr Blut vergiessen für das was sie lieben, wenn auch wir ihr Ideal verabscheuen. Blickt in Euch, und Ihr findet überall dieselbe Springfeder alles Lebens, das Gute; blickt in die Aussenwelt, und Ihr müsst selbst zugeben, dass eine langsame Bewegung zu einer Endharmonie stattfindet, in welcher sich alle die Regungen einer primitiven Energie schliesslich verstehen werden. Jede Form ihrer Beziehungen mag zum Kampfe führen und untergehen, schliesslich muss doch das Ganze eins werden, und das ist das Geheimnis Eurer Bemühungen und Misserfolge mit ihren wertvollen Niederschlägen und Überbleibseln. Gott selbst wächst vor unseren Augen in der Entwicklung der Welt. Ihr zweifelt daran? Ist nicht dieser Zweifel selbst nur eine Form Eures Denkens und Eures Vertrauens in Euer Denken? Selbst in diesem grossen Unglück finden wir nur den Beweis, dass wir nach aussen hin den Lauf der Geschichte missverstanden und uns zu einfach vorgestellt haben, und dass wir nach innen in einem Leiden, welches früher auch nur uns vorzustellen wir nicht den Mut gehabt haben, eine Krone des Opfermutes erringen, die wir nicht zu träumen gewagt hätten.

In diesem Augenblicke schlägt es Mitternacht und die Gesellschaft begrüsst vertrauensvoll das Neue Jahr.

* * *

Endlich bietet Prof. Hobhouse einen Vortrag über die Zukunft des Internationalismus. So trüb sie im Augenblicke auch erscheinen mag, sie muss gerettet werden, da sonst nur die Aussicht auf vermehrte Rüstungen, ewige Kriege, Ausrottung der europäischen Jugend und Untergang der modernen Kultur übrig bliebe. Das muss um jeden Preis vermieden werden. Für unpraktisch hält der Redner jede Form eines ganz Europa umfassenden Staatenbundes, der unmittelbar nach dem Kriege zu begründen wäre. Bezeichnenderweise wendet er dabei ein Argument an, das auch in Deutschland besonders nahe liegt. Denn kein deutscher Mann wird deutsche Interessen einem Bunde anvertrauen wollen, in welchem, wie die Dinge nun einmal liegen, die Entente die Mehrheit für sich hätte. Aber ebenso will der Engländer seine Angelegenheiten keiner Versammlung anvertrauen, in welcher der deutsche Erbfeind Sitz, Stimme und Einfluss hätte. Ebensowenig sei an ein Schiedsgericht zu denken, dessen Spruch bis zur Dauer eines Jahres ohne Feindseligkeiten abgewartet werden müsste. Dieses Bryansche System er-

innert den Verfasser an die Schlauheit der Knaben, welche den Vögeln Salz auf den Schweif streuen wollen, um sie zu fangen. Wenn die Staaten ein Jahr lang mit dem Kriegführen warten wollten, brauchten sie kein Schiedsgericht, um den Krieg ganz zu unterlassen.

Das einzige, was Hobhouse für möglich hält, ist die Ausgestaltung der Entente zu einem dauernden Friedensbunde, dem dann auch die Neutralen und schliesslich, bei erstarkendem Vertrauen, die jetzigen Feinde beitreten könnten. Für einen solchen Bund sei die unerlässliche Voraussetzung das Gefühl des Vertrauens in den Bund, der gegenseitigen Sympathie und der Opferwilligkeit für das gemeinsame Interesse, schon jetzt vorhanden. Durch ihn würde zunächst der Egoismus der Einzelstaaten überwunden und jeder einzelne an eine weitherzigere Auffassung und rücksichtsvollere Wahrnehmung des eigenen nationalen Interesses, sowie an parlamentarische Diskussion mit den Vertretern anderer Interessen und Achtung vor den gemeinsamen Autoritäten und Satzungen gewöhnt. Es würde der Rahmen für einen internationalen Bundesstaat gegeben sein, es würden sich aus Präzedenzfällen Traditionen und Rechtsregeln entwickeln, und nach genügender Festigung die Möglichkeit der Aufnahme auch der noch aussenstehenden Staaten.

Man muss zugeben, dass gerade die lange Dauer des Krieges dahin wirkt, die westlichen Staaten zu einem organischen Bunde der europäisch-amerikanischen Demokratien zu festigen und so den Internationalismus zunächst in diesem engeren Rahmen für den Frieden zu erhalten. Dasselbe aber gilt für den Vierbund, vielleicht im Anschluss an den Osten. Sollte der labyrinthisch irre Gang der Geschichte auf dem Wege über zwei Verbände die künftige Einheit des Menschengeschlechtes anbahnen, wie früher die Zerrissenheit und den Krieg? Möglich ist alles und am wahrscheinlichsten das Unwahrscheinliche. Das ist vielleicht die sicherste Lehre der Geschichte. *S. F.*



Unter den Gattungen auf unserem Planeten sind die Menschen die bösartigste, zerstörungslustigste, furchtbarste; sie haben sich für ihre Zwecke das Recht des Stärkeren erdacht und dieses göttliche Recht beruhigt ihr Gewissen angesichts der Besiegten und Zerschmetterten. Alle andern Lebewesen werden von ihnen als vogelfrei erklärt. Dieser abscheuliche Missbrauch, diese unwürdige Rechtsverletzung, diese verlogene Heuchelei ist bei allen erfolgreichen Tyrannen zu finden. Man macht Gott zum Mitschuldigen und sucht dadurch die eigene Schlechtigkeit zu rechtfertigen. Das Te Deum ist die Taufe aller gelungenen Schlächtereien und die Geistlichen sprechen über den Sieg der Roheit ihren Segen. Das findet von Volk zu Volk und von Mensch zu Mensch seine Anwendung und wurzelt in dem Verhalten des Menschen zum Tier.

H. F. Amiel.

Die Sprache als Kampfmittel.

Von Dr. L. SPITZER.

I. Der Euphemismus.

In allen möglichen Zeitungen und Zeitschriften kann man von dem Gewinn lesen, den die Sprache angeblich aus dem Weltkrieg zieht. Weniger wird allerdings hervorgehoben, dass die Sprache nicht nur aus dem Kriege Vorteile zieht, sondern dass sie, wie andere Kriegsgewinner, ihn auch unterstützt, dass sie sprachliche Munition liefert. Die Sprache ist ein wertvolles Kampfmittel, dessen amoralisches Wesen jeder Kriegführende auszunützen weiss. So werden die Heeresberichte zu Mustern euphemistischer Schreibweise. Das Wesen des Euphemismus erklärt der Franzose Nyrop als „die Summe der sprachlichen Mittel, welche angewendet werden, um einen unangenehmen, verhassten oder traurigen Gedanken zu verhüllen". Und Weise meint, dass „teils Zartheit der Empfindung, teils Rücksicht auf andere, teils Ehrfurcht und heilige Scheu vor der Entweihung erhabener Dinge durch unnützen Gebrauch" dazu greifen lassen. Ich meine, die beschönigende Schreibweise könne nur sehr „teilweise" mit der „Rücksicht auf andere" — das wäre in diesem Falle die die eigenen Heeresberichte lesende Bevölkerung — erklärt werden und halte mich mehr an die Auffassung Karl Bergmanns als ein Bestreben, „seine eigenen und seiner Mitmenschen Fehler und Laster in möglichst mildem Lichte erscheinen zu lassen". Diese diplomatische Bedeutung des Euphemismus durchschaut auch Nyrop, wenn er unter dessen Ursachen die „Vorsicht und die Rücksicht gegen sich selbst und andere" hervorhebt. Ob allerdings das kluge Manöver zum Ziele führt, ist eine andere Frage. „Beschönigen" heisst im Französischen mit einer hübschen Metapher „gazer"; also die Wahrheit mit einem Schleier bedecken. Aber jeder Lebemann weiss ja, wie der geschärfte Blick unter dem Frauenschleier die Formen besser erkennt und beachtet, als wenn sie sich in ihrer Blösse enthüllt hätten. Die Deck- oder Glimpfwörter — und es gilt dies nicht nur von den erotischen — sind zuerst harmlos. Dann aber, sagt von der Gablentz in seiner Sprachwissenschaft, „bemächtigt sich ihrer die Zote, treibt Mutwillen mit dem Doppelsinn, defloriert sie am Ende und macht sie ebenso anrüchig wie jene Wörter, die sie mit Ehren ersetzen sollten. Nun ist wieder die Prüderie an der Reihe. Neues muss erfunden, wieder ein jungfräuliches Wort auf den bedenklichen Posten geschoben werden, ein neues Opfer den losen Mäulern." Die losen Mäuler, die im Weltkrieg die Entlarvung der offiziellen Euphemismen vornehmen, — das sind mehr oder weniger die Leser, die in allen Staaten gar bald dem faulen Zauber der Verglimpfungstechnik auf den Grund gegangen sind.

So fragt der „Kunstwart" (1915, S. 212): „Wie reimt sich ein Volk wie das französische, das tägliche „gagner du terrain" seiner Heere mit der einfachen Tatsache zusammen, dass die Frontlinie bleibt?" Antwort: Die Aussicht bevorstehender Veränderung soll ein Ferment in der öffentlichen Meinung sein, die bei dem öden und blutigen Einerlei des Stellungskrieges in das gefährliche Stadium des Abflauens kommen könnte. Wer nicht „vor-

dringt", geht zurück. In der Meinung des Volkes ist Stillstand Rückschritt. Das „vor Paris nicht Neues" deutscher Berichte im 70er Krieg machte die deutsche öffentliche Meinung ungeduldig. Das Publikum hat sich aber im Laufe des Weltkrieges eine Art ungeschriebenen Vokabulars im Kopfe zurechtgelegt, durch welches die offizielles Sprache „in unser geliebtes Deutsch" — „en bon français" usw. übersetzt wird. Der Krieg dauert zu lange, als dass jene Verhüllungen, die nur für kürzere Kriege berechnet waren, nicht durchschaut werden sollten.

„Unter dem Drucke überlegener feindlicher Kräfte wurde unser linker Flügel zurückgenommen. Die Ablösung vom Feinde vollzog sich vollkommen ungestört und planmässig," — soll heissen: „Unser linker Flügel wurde geschlagen. Wir hatten grosse Verluste." (Man beachte das feige Passivum des Misserfolges.) Wenn Festungen, die bislang als schützendes Bollwerk, als Pfahl im feindlichen Fleisch gepriesen wurden, nach ihrem Fall als „strategisch belanglos" dargestellt werden, wenn ein Rückzug als „taktische Verbesserung der Position" bezeichnet wird, so täuscht dies heute niemanden mehr.

Dr. Biziste („Wiener Stimmungen im Weltkrieg") fügt seinem Berichte stets die Übersetzung in Klammer bei. „Angesichts der sehr bedeutenden Überlegenheit des Feindes war es geboten, unsere schon seit drei Wochen fast ununterbrochen heldenmütig kämpfenden Armeen in einen guten Abschnitt zu versammeln und zu weiteren Operationen bereitzustellen." (Also wieder eine Konzentrierung nach rückwärts! Der Traum vom grossen Sieg hat nicht lange gedauert!) (S. 34.) Verkürzung der Front, Zurücknahme der Truppen in den Sektor des Bogens, diese geometrischen Ausdrücke suchen aus der Verkürzung einen Vorteil durch Erleichterung der Verteidigung zu machen.

Übrigens würde ein mehrsprachiges Kriegs-Polyglott-Lexikon der Euphemismen eine überraschende Gleichförmigkeit in den verschiedenen Sprachen offenbaren. „Cadornas Wetterberichte", ein ständiger Spottgegenstand für unsere deutschen Blätter, haben ihre Vorfahren in den meteorologischen Angaben Höfers vor dem Falle Lembergs.

Auch die Darstellung als „fait accompli" und als „fait non accompli" wird richtig interpretiert. „In N. N. stehen die Truppen nach Erfüllung der ihnen erteilten Aufgabe wieder in ihren alten Stellungen." Das Präsens „stehen" wird vom Publikum richtig in „haben sich zurückgezogen" aufgelöst. Eine Schlacht wird bei einem rückwärts liegenden Orte gemeldet, ohne dass der Rückzug mitgeteilt wird. So erfuhren, wie Ohnet in seinem Journal d'un Bourgeois uns mitteilt, die Franzosen unvermittelt, die Deutschen stünden an der Somme, während bis dahin noch von Kämpfen in Belgien die Rede war. Und Naumann kommentiert in der „Hilfe" die Meldung „im Elsass stehen unsere Truppen längs der Grenze französischen Kräften direkt gegenüber". (S. 617, 1914) wie folgt: „Nicht ohne Sorge lesen wir den Satz ... Was heisst das „im Elsass". Man wird so vorsichtig gegenüber den einzelnen Worten, da uns die Kriegswahrheit mit der Apothekerwage zugewogen wird." — Ein alter Professor äusserte mir anlässlich österreichischer Rückwärtsbewegungen: „Nächstens werden wir bei Floridsdorf siegen!"

Dass sich die Übersetzungstechnik auch manchmal bei den kämpfenden Soldaten selbst hervorwagt, zeigt das Tagebuchblatt eines steirischen Soldaten: „Abends wia's dunkel worden ist, ham mir ang'fangen uns neu zu gruppieren, das hasst, mir san z'ruckmarschiert" (Buchner, Kriegsdokumente, VI, 16).

Meist aber obliegt es dem Feinde, die Euphemismen aufzudecken, zurechtzurücken oder sie in Zeugnisse für vollständige Niederlagen umzuwandeln. Nach der üblichen Additionsmethode wird aus einem „Unsere Truppen haben sich nach Erreichung der taktischen Aufgaben befehlsgemäss zurückgezogen" etwa: „Die feindlichen Truppen haben ihre Stützpunkte in wilder Flucht preisgegeben." Durch derartige Additionen bei den feindlichen und Subtraktionen bei den eigenen Berichten gelingt es dem intelligenteren Zeitungsleser, in allen Ländern ein einigermassen richtiges Bild von den Kriegsereignissen zu gewinnen und man tappt nicht mehr im Dunkeln, wie in den ersten Kriegsmonaten.

Man wird sich nun fragen: wozu alle die „klug" gemeinten Euphemismen, wenn der Verglimpfung die Verunglimpfung auf dem Fusse folgt und jene zu einem klar durchschauten Manöver wird? Die Frage ist ebenso berechtigt und ebenso zu beantworten wie die nach dem Zweck der übertreibenden Reklame: der vernunftbegabte Mensch erwartet von seinem Nebenmenschen im Grunde nichts Unvernünftiges und hält daher an einer noch so unglaublichen Darstellung ein Fünkchen, ein granum salis berechtigt. Wenn ich „corriger la fortune" statt „betrügen", „maîtresse" statt „Geliebte" sage, so ist der Euphemismus doch nicht ganz seinesSchleiers beraubt, es bleibt noch immer eine Möglichkeit, dass es sich tatsächlich um „Schicksalsberichtigung", um eine „Herrin" handelt. Mit dem Worte, das er ausspricht, schafft der Sprecher ein Faktum: daher ist das favete linguis auch bei den Diplomaten stets eine beliebte Maxime gewesen.

Nyrop hat dem Euphemismus den Kakophemismus gegenübergestellt, der harmlose Dinge mit hässlichen Namen belegt. Auch diese Erscheinung finden wir im Kriege und auch hier wird mit der reduzierenden Übersetzung gerechnet.

In der vielgerühmten Veröffentlichung des feindlichen Generalstabsberichtes sehe ich mehr einen geschickten Kniff als den Ausdruck unbedingter Wahrheitsliebe, den man oft betonen hört. Indem der eigene Generalstab zeigt, dass er nichts verbirgt und nichts zu verbergen hat, gewinnt er sein Publikum, das im Falle des Abweichens der beiderseitigen Berichte nur dem eigenen glauben und jedes Dementi freundlich aufnehmen wird. v. Stein sagt am 10. VIII. 1916: „Wir haben das volle Vertrauen, dass unser Volk uns mehr als dem Feinde glauben wird, der seine Lage vor der Welt möglichst günstig hinstellen möchte." Andererseits denkt das naive Publikum doch auch, dass am Berichte des Gegners „etwas" wahr sein werde und wird so auf ungünstige Wendungen vorbereitet.

Die Ohnmacht der Allgemeinheit in Kriegszeiten zeigt sich so recht, wenn sie, zwischen zwei entgegengesetzten Berichten schwankend, nicht zur Wahrheit vordringen kann und mit dem Herzen dieses, mit dem Verstande jenes glauben muss. Bei der Veröffentlichung feindlicher Berichte wird eben auf Anwendung jener oben besprochenen latenten Übersetzungstechnik des Feindesberichts gerechnet, die bei den eigenen Mitteilungen selbstverständlich ausgeschaltet werden soll.

Eine oft angewendete und besonders hässliche Form der Lüge und ebenfalls Kakophemismus ist die Vorwegnahme eines feindlichen Urteils und dessen Widerlegung, wodurch einerseits der Beeinflussung des eigenen Volkes durch den Feind vorgebaut, zugleich aber auch der Schein der Selbstsicherheit erzeugt, endlich der Feind von vorneherein zum Lügner und Entsteller herab-

gesetzt wird. Typus: „Unsere Feinde werden diesen kleinen Erfolg natürlich zu einem durchgreifenden Sieg aufbauschen."

Schonungslose Bekanntgabe einer Wahrheit dient zur Verhüllung einer andern. Ein in russische Gefangenschaft geratener Arzt schreibt (Südd. Monatsh. 1916, S. 906): „Die Berichterstattung des russischen Generalstabes darf man zweifellos als sehr geschickt bezeichnen. Sie hat es, anders als in Frankreich, verstanden, durch scheinbare Offenheit in ihren Lesern die Vorstellung vollkommener Wahrhaftigkeit zu erwecken. So gab der erste russische Bericht nach den ersten entscheidenden Niederlagen unumwunden zu, dass bei Soldau und Neidenburg annähernd zwei Armeekorps vernichtet worden seien. Dagegen gelangte von den furchtbaren Ereignissen im Masurischen Seengebiet fast nichts zur Kenntnis. Immerhin konnte das offene Eingeständnis des Verlustes zweier Armeekorps verblüffen, ja imponieren. Ähnlich ist der russische Generalstab auch Ende November bei Gelegenheit der englischen und französischen Siegesnachrichten aus Polen vorgegangen. Durch eine scheinbar objektive Zurechtstellung der Lügenberichte seiner Bundesgenossen wusste er sich Kredit zu verschaffen, um ernste Niederlagen zu verdecken."

Einige weitere besonders raffinierte Formen des Kriegseuphemismus seien hier hervorgehoben. So vor allem die psychologische Ausdeutung der Fakten. Der Punkt N. wurde, wie erwartet, vor der Übermacht des Feindes geräumt." Hier wird der Eindruck der Schlappe durch die Behauptung, dass sie nicht unvorbereitet eintraf, gemildert. Ferner die „planmässige Aufgabe einer Festung", der „geordnete" Rückzug, hier lenkt man die Aufmerksamkeit von dem ungünstigen Ereignisse auf die moralische Haltung der ihm Erliegenden ab, während man doch beim Feinde nur auf den Erfolg und nicht auf die Motive und Stimmungen achtet. Wie der ganze Krieg angeblich für Recht, also aus moralischen Beweggründen, in Wirklichkeit aber durch Macht, also durch physische Anstrengungen geführt wird, so verschiebt man bei der Berichterstattung die Frage „Was haben wir Tatsächliches erreicht?" zu „Was haben wir für herrliche Eigenschaften bewiesen!"

Auch geschieht es oft, dass von den zwei Seiten, die bekanntlich jedes Ding hat, nur eine hervorgehoben wird. So erträgt das Publikum aller Länder seit Jahr und Tag, dass nur Feindesverluste an Toten und Kriegsgefangenen angegeben werden. So schreibt der Franzose Dr. Le Bon (Les enseignements philosophiques de la guerre européenne, S. 318) „Der Leser, der in den Kriegsberichten der verschiedenen Länder absolut widerspruchsvolle Meldungen entnimmt, verliert schliesslich jedes Vertrauen und hält sich nur mehr an die Tatsachen. Was galten ihm die russischen Meldungen, welche die Eroberung zahlloser Kriegsgefangener und vieler Geschütze ankündigten, wenn er erfuhr, dass die Sieger die wichtigsten strategischen Punkte aufgeben und zurückrücken mussten."

Der Technik des Verschweigens sei ebenfalls gedacht: Zur Tagesordnung übergehen, das bedeutet immer einen Misserfolg. Wenn die Türken am Tage nach Ausgabe des weiter unten zitierten Berichtes (6. I. 1915) sagen: „Nach dem unentschiedenen Seegefecht, das gestern zwischen der russischen Flotte und den türkischen Kreuzern stattfand, hat die russische Flotte ein italienisches Kauffahrteischiff in Grund gebohrt, obwohl es seine Flagge gehisst hatte," so lenken sie die Aufmerksamkeit von dem als „unentschieden' (euphemistisch für „ungünstig") bezeichneten Kampf auf die moralische Haltung des Feindes und nehmen für das damals am Kriege noch nicht beteiligte Italien

Partei, während die Hauptmeldung doch in jenem „unentschieden“ steckt. Diese Hauptmeldung wird an einer syntaktisch unauffälligen Stelle des Berichtes versteckt; wenn der Leser sie nicht „herausliest“ — wen kann er beschuldigen als sich selbst?

Ein anderes Mittel ist die Proportionsverschiebung. Ein feindlicher Erfolg wird sofort verbal vernichtet, indem man ihn zu einem lokalen oder vorübergehenden herabdrückt. Hierher gehört die Formulierung „Unsere Stellungen haben dem Anprall des Feindes überall Widerstand geleistet; nur in N. drang eine feindliche Abteilung ein“, was der Feind gewiss in der Form „in prachtvollem Schwunge nahmen wir N.“ berichtet. Misserfolge an einer Front werden durch Herabwürdigung der Front zu einem „Nebenkriegsschauplatz“ bemäntelt. Da wird verkündet: Wenn der Feind auf dieser Zweitklassfront Erfolge errungen hat, so ist dies ja auch nur Einbekenntnis seiner Schwäche, auf der Hauptfront etwas zu erreichen ... Um von sich reden zu machen, aus Reklamebedürfnis, damit es heisse, er tue etwas, habe Mackensen Serbien erobert. Aber Clémenceau lässt sich nicht täuschen. „Ich hörte einen hohen Herrn sagen, der deutsche Zug in den Orient sei nur eine Schwenkung, die Wilhelms russischen ‚Fehlschlag‘ maskieren solle. Hätten wir nur solche Fehlschläge. Unsere Truppen stünden mindestens in Brüssel, Antwerpen, Aachen, Köln!“

Die Proportionsverschiebung kommt auch durch Verschiebung der zeitlichen Aufeinanderfolge der Ereignisse zustande. Ein schon bekanntes ungünstiges Resultat wird erst später gemeldet, indem die Erwartung des Publikums schlau auf den ungünstigen Ausgang der Kämpfe gerichtet wird und die Meldung desselben am nächsten Tage niemand mehr überrascht. Ich sehe eine derartige Berichterstattung in dem türkischen Communiqué über eine Seeschlacht (5. I. 1916, zitiert bei Buchner VI, S. 42): „Gestern kam es im Schwarzen Meer bei Sinope zu einem Zusammentreffen zwischen zwei türkischen Kreuzern und einem aus siebzehn Einheiten zusammengesetzten feindlichen Geschwader. Einzelheiten fehlen. Auf jeden Fall vermochte der Feind trotz seiner numerischen Überlegenheit nicht, unsere Schiffe zu beschädigen.“ Wenn nun nachträglich etwaige Verluste bekanntgegeben werden, was übrigens in diesem Falle nicht geschah, war man ja bei der „numerischen Überlegenheit“ der Russen darauf vorbereitet. Das „jedenfalls“ zeigt, wie die Fiktion besteht, es könne von vornherein den eigenen Kräften nur gut gehen. Ähnlich ging es nach Bizistes Zeugnis dem Wiener bei den Nachrichten über Lembergs Besetzung: nach der oberwähnten Meldung vom 2. September 1914 kam erst am 7. die Nachricht von der am 3. erfolgten Räumung (S. 24): „Mich beunruhigt die jetzige Nachricht von der Aufgabe der Stadt Lemberg nicht mehr, denn ich hatte trotz aller gegenteiligen Nachrichten einiger Kriegskorrespondenten schon seit einigen Tagen damit gerechnet.“ Es ist, wie wenn der Arzt auf die Möglichkeit des Todes einer geliebten Person anspielt — tritt er ein, so wirkt er auf den Angehörigen, der Zeit hatte, sich mit den herben Gedanken des Verlustes zu „befreunden“, nicht mit so unmittelbarer Gewalt. Manchmal wird auch einem ungünstigen Schlussresultat eine günstige Teilhandlung vorangestellt: „Vier Stürme des überlegenen Feindes wurden von unseren braven Truppen glänzend abgeschlagen. Erst beim fünften Angriff gelang es dem Feind, in ein Grabenstück einzudringen.“

Es ist merkwürdig, dass von den Kriegsenthusiasten, die folgerichtig auch für Kriegsberichte und Kriegserzählungen schwärmen, stets die knappe Sach-

lichkeit, militärische Sparsamkeit und kernige Lakonik hervorgehoben wird — nicht die beschönigend verfälschende Unsachlichkeit, die parteiische Verrückung der darzustellenden Geschehnisse, die schlaue Diplomatentechnik, die sich hinter der Sprache des Soldaten verbirgt. Die Heeresberichte haben sich nach zwei Fronten hin zu wehren, nach dem feindlichen Ausland und nach dem Inland: sie dürfen weder das eigene Volk beunruhigen noch dem Feinde irgendwelche Daten liefern. So lese ich denn in dem vom Volksvereinsverlag herausgegebenen Bande „Kriegsallerlei", dass Misserfolge verschwiegen werden müssen, um die Miesmacher im Zaun zu halten, und ein englisches Blatt (zitiert bei Steffen) sagt: „Die offiziellen Kriegsberichte gehen darauf aus, dem Feinde die Sachverhältnisse zu verheimlichen und zu erschweren, und müssen daher notwendigerweise parteiisch und ökonomisch mit der Wahrheit umgehen." Selbst das Zugeben von militärischen Misserfolgen ist politisch angehaucht: Die Engländer haben vor der Einführung der Dienstpflicht, die Russen während der ersten Revolutionszeit mit den so aufrichtig aussehenden Frontberichten die Aufrüttelung des Nationalbewusstseins angestrebt.

Tatsächlich ist die offizielle Berichterstattung in einer schwierigen Zwitterstellung. Einerseits muss sie sachlich und militärisch sein, andrerseits apologetisch und beruhigend wirken. Sie ist für das eigene Volk bestimmt und wird von dem Feinde gierig kommentiert. Auch ist bei weitem nicht so „sachlich" und „leidenschaftslos", wie man sie gerne darstellt. Sie ist national betont und verfolgt ehrgeizige Ziele. Gibt sie sich doch oft nicht einmal als Bericht der Heeresleitung, sondern als Stimme des Heeres selbst. So, wenn die Wirkung eines Erfolges auf die Armee, der Ernennung eines Heerführers im Voraus eskomptiert wird. Geschmacklos ist es, wenn neben anderen deutschen Pädagogen, Theobald Ziegler das Lesen der von Steinschen Kriegsberichte in den Schulen empfiehlt (als eines der Zehn Gebote der Pädagogik!).

Die wahrheitsverrückende Funktion der Kriegsberichte haben einige Psychologen schon meisterhaft erkannt. Der Deutsche R. Sommer erkennt folgende Grundformen der „Technik der Lüge" in den Feindesberichten: 1. Direkte Erfindung von falschen Tatsachen, 2. Weglassung von wichtigen Teilen eines Tatsachenkomplexes, 3. Betonung einer an sich richtigen Tatsache unter Weglassung der wesentlichen Voraussetzungen und Ursachen, 4. Eine Verkehrung der zeitlichen und örtlichen Reihenfolge. Der Franzose Dr. Le Bon unterscheidet: „1. Misserfolge verschweigen oder beschönigen. 2. Die Wahrheit entstellen, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Die erstere Methode, welche man als die des Verschweigens bezeichnen könnte, wurde von Engländern und Franzosen besonders im Anfang des Krieges geübt. Die Deutschen haben sich in weitem Ausmass der zweiten Methode bedient, indem sie die Wahrheit umgeformt haben. Die Russen wenden abwechselnd die eine und die andere Methode an. Den Versuch, unverhüllt die Wahrheit zu sagen, hat niemand gemacht, wie man kaum erst betonen muss." Überdies räumt dieser so scharfe Kritiker trotzdem den Berichten seines Landes das Primat der Wahrheit ein!

Was diese Forscher jedoch nicht aufklären, ist der Grund, warum eine derartig sinnenfällige Täuschung aller kriegführenden Völker möglich ist: Schuld ist der euphemistische Zug der Sprache. Die Sprache selbst ist ja, durch den abstrakten Charakter ihrer Benennungen, die nur matte Bilder der Wirklichkeit liefern, euphemistisch. Das Wort „Schlacht" ist, an der Wirklichkeit gemessen, die es darstellen soll, eine Beschönigung, eine Verglimpfung,

ein Euphemismus: es lässt dem, der eine Schlacht nicht mitgemacht hat, und sogar für den, der nicht gerade im Augenblick des Aussprechens dieses Wortes im Schlachttoben drinsteckt, nur eine matte Reproduktion des Begriffsinhaltes gegenwärtig werden: und die Mattheit der Bilder stumpft auch die Gefühlskomponenten des Grausigen, des dampfenden Bluts, der zerfetzten Glieder usw. ab.

Einer traurigen Wirklichkeit gegenüber ist die Sprache an sich ein Werkzeug des beschönigenden Euphemismus. Sprache verändert (bald verglimpfend, bald verunglimpfend) die Wirklichkeit.

(Ein zweiter Artikel folgt.)



Frauen-Friedensversammlungen in Wien.

Die Österr. Sektion des Intern. Frauenkomitees für Dauernden Frieden hat in der zweiten Hälfte November mit Hilfe des Allgem. Österr. Frauenvereins eine Reihe von Friedensversammlungen einberufen, die in allen Bezirken Wiens die Frauen zum Bezeugen ihren Friedenswillens und ihrer Erkenntnis, dass nur der baldigste Verständigungsfriede noch die Aufziehung der nächsten Generation ermöglichen kann, vereinigen sollte. Diese Versammlungen wurden von allen Schichten der Bevölkerung, Arbeitern und Bürgerlichen, Frauen und Männern, derartig massenhaft besucht, dass sich alle angekündigten Säle als zu klein erwiesen und in aller Eile die grössten Versammlungslokale Wiens, die alle mehrere tausend Personen fassen, gemietet werden mussten. Auch diese Säle erwiesen sich als zu klein und eine Versammlung musste mit denselben Rednern im selben Lokale am nächsten Tage wiederholt werden, denn nur auf dieses Versprechen hin zerstreuten sich die Scharen von Männern und Frauen, die, nachdem der Saal eine Stunde vor Beginn der Versammlung wegen Überfüllung polizeilich gesperrt werden musste, auf der Strasse warteten.

In allen diesen Versammlungen wurden dieselben Resolutionen und Anträge, in denen für den Verständigungsfrieden ohne wirtschaftliche und territoriale Vergewaltigungen, für den Kampf gegen jedweden Annexionismus Stellung genommen wurde, einmütig und begeistert aufgenommen.

Ebenso wurde immer wieder betont, dass die Frauen im politischen Leben immer für die Verständigung mit Freund und Feind, in innern wie äussern Fragen eintreten und dass darum die politisch gleichberechtigte Mitarbeit der Frauen am Werke der innern und äussern Verständigung dringend zu fordern sei.

Die Redner: Frau Olga Misar, Frau Leopoldine Kulka, Frau Yells Hertzka, Frau Else Beer-Angerer, Frau Dr. Laura Stricker, Frau Anitta Müller, Frau Berta Pauli, Frau Dr. Christine Touaillon, Direktor Edgar Herbst, Redakteur Carl Colbert, Dr. Max Adler, Bezirksvorstand Karl Blasel und die R. R.-Abgeordneten Dr. Ofner, Dr. Zenker, Ganser, Rudolf Müller und Forstner gaben alle in klaren und von den verschiedenen Standpunkten der Frau und Mutter einerseits, der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung anderseits, beleuchteten Vorträgen der Berechtigung der allgemeinen Friedenssehnsucht Ausdruck.

Als die Reihe der Friedensversammlungen durch die Versammlung am 2. Dezember 1917 in der Volksbühne ihren vorläufigen Abschluss finden sollte, beschloss diese Versammlung zur weitern Betätigung ihres Friedenswillens eine Friedenspartei zu gründen, welche die Aufgabe hat, den Gedanken des Verständigungsfriedens, sowie der rechtlichen, politischen, wirtschaftlichen und sittlichen Garantien für einen künftigen dauernden Frieden mit allen Kräften zu fördern.

Das Ende des europäischen Liberalismus.

Nach einem Buche von Eugenio Giovanetti*).

Von E. TSCHARSKY.

Ecrasez l'infâme. (Voltaire.)

Seltsames Buch, dem ein Duft entströmt, wie von frischer, lachender Jugend. Dabei im Grunde eine ernste Geschichte des Liberalismus, seiner Dogmen, seiner Schicksale, aber durchbrochen von Landschaftsgemälden, von Reisebildern, von Gedanken über Kunst und Literatur; und dazwischen eine Liebesgeschichte voll Leidenschaft mitten im Kriege zwischen einer Pariser Kokotte und einem Manne von unsicherer Nationalität, unter dem diskreten Ruderschlag des Schiffchens, das an dem lachenden Grün der Ufer vorübergleitet zwischen den ernsten Bergen Wilhelm Tells und seiner sittenstrengen Landsleute. Aber das bisschen Erotik und selbst Frivolität schadet sicherlich in gar nichts dem Ernst des Gegenstandes. Das Hin und Her zwischen den Schulstreitigkeiten der Reformatoren und dieser ein bisschen leichtsinnigen und doch so wehmütigen „Internationale der Liebe" vollzieht der Verfasser nicht so gewaltsam wie der Leser es sich vorstellen mag; und er reizt dadurch unsere Neugier, steigert unsere Spannung und zuletzt sind wir ihm für die anmutige Zutat ebenso dankbar wie für seine tief ernsten Ideen und die geistreichen Kritiken des europäischen Liberalismus, aus denen wir hier einige Proben mitteilen wollen.

* * *

Eugenio Giovanetti führt uns zunächst nach Marburg, wohin der Landgraf Philipp von Hessen die beiden Häupter der protestantischen Bewegung berufen hat, um der Reformation jene Einheit der Front zu sichern, an der es nur zu leicht zu fehlen pflegt. — Der Verfasser sieht in ihnen nicht so sehr zwei Menschen als zwei Prinzipien, jedes der Kern einer Weltanschauung, die man in unserer Zeit als Nationalismus und Liberalismus bezeichnen würde. Zwingli fordert einen Bund aller freien Städte zur Bekämpfung des Kaisers, dieses Erzfeindes der Glaubensfreiheit und des Protestantismus. Das Ideal des Schweizer Reformators ist der Protestantismus als demokratische, tolerante Kirche, die allen Menschen Frieden, Freiheit und Brüderlichkeit bringen soll. Dagegen scheint ihm Luther römischer als Rom; denn der Reformator Deutschlands bejaht die Autorität des deutschen Kaisers, er respektiert die Krone auch auf dem Haupte des Habsburgers, wenn nur dieser bereit ist, des Reiches Schwert gegen den Antichrist in Rom zu schwingen. Die Lebensanschauung des Wittenberger Mönches ist düster wie die Nebel des Nordens. Auf dieser Welt bekomme man nichts umsonst, auch nicht die Freiheit, so lehrt er, und er wittert in Zwinglis Plan einen selbstsüchtigen Kalkül, das Streben nach einer Freiheit, die man nicht in täglichem Kampfe immer wieder neu

---

*) Eugenio Giovanetti, Il Tramonto del Liberalismo. Bari, Laterza 1917. Biblioteca di Coltura Moderna.

erringen müsste. „Freiheit, Frieden und frisches Bier“, das ist nach seiner Meinung Zwinglis Ideal; nach Luthers Lehre dagegen hat uns Gott nicht zu unserem Vergnügen geschaffen, sondern zu schmerzlichen Kämpfen, und wer uns den Weg mit Blumen bestreuen will, öffnet ihn unserer sündigen Faulheit und der fleischlichen Lust, diesem Teufel, der gefährlicher ist als alle Kaiser der Welt.

Da sehen wir die zwei Weltanschauungen einander gegenüberstehen, die seitdem durch die Jahrhunderte dahinstürmen, jede mit ihren Vorzügen, mit ihren Fehlern, mit ihren Hoffnungen, Illusionen, Siegen, Niederlagen; die zwei Weltanschauungen, deren ewiges Ringen eben jetzt wieder auflebt in dem tragischen Alpdruck Europas, genannt der Weltkrieg.

Die eine, die demokratische, ist optimistisch, voll zuversichtlichen Vertrauens in den Sieg der Vernunft. Sie träumt vom ewigen Frieden nach den Stürmen des letzten Krieges, ihr lächelt eine freie Menschheit der Zukunft. Die andere, die „römische“, ist autoritären, gewaltsam, sinnt auf Eroberungen ohne Ruh und Rast und fürchtet — mehr als die Tyrannei der Obrigkeit — die Zügellosigkeit der entfesselten Begierden, die Schlaffheit einer Gesellschaft ohne grosses Ideal, ohne gewaltige Kämpfe, ohne Respekt vor der Vergangenheit aus Angst um ihre Bequemlichkeit; tatenlos aus Besorgnis für ihren Frieden, ihre Freiheit, ihr frisches Bier!

Gerade jetzt stehen wir mitten im Entscheidungskampfe dieser beiden Weltanschauungen, der autoritären und der liberatären. Die uralte theokratisch-etatistische Tendenz kleidet sich gerne in ein modernes, nur allzu modernes Gewand; sie nennt sich — Organisation.

Und der Verfasser zeichnet vor unseren Augen das sprechende Ebenbild jenes protestantischen Pastors, der in unseren Tagen, als echter Erbe Luthers, die Gründung eines übernationalen Staatswesens predigt; auf dem organisierten Zusammenwirken aller sozialen Gruppen beruhend, würde es eine ungeheure Organisation sein, die alle Lebensenergien der Völker, alle ökonomischen, sozialen und moralischen Kräfte von Mitteleuropa zusammenfassen und um das gruppieren möchte, was Nietzsche spottend das germanische Flachland nennt. Der Staat als Riese, der Staat als ein Ungeheuer, in welchem das Individuum sich kaum noch einen Rest seiner Bedeutung retten kann, da die Forderungen des Liberalismus gewaltsam eingeschränkt oder unterdrückt werden müssen, zum Besten der — Organisation.

Vor dem Ausblick auf eine solche Zukunft fährt der freie Bürger Helvetiens erschreckt zurück. Es geht um seine Freiheit! Und ist es nicht, als ob die beiden Stimmungen, welche zur Zeit der Reformation die Länder und die Geister in zwei entgegengesetzte Lager drängten, heute unter der Form der alldeutschen These derer von Naumann und der demokratischen Vorliebe für Friede, Freiheit und gutes Bier wieder auflebten, ja als ob sie eigentlich auch in der Schweiz an den Wurzeln des Gegensatzes zwischen den deutschen und den romanischen Kantonen zu finden wären? Das Programm Naumanns erneuert die Politik Luthers und der deutschen Städte, die gut kaiserlich waren, aber voll von industriellem und merkantilem Geiste; eine Bourgeoisie, die von jeder romantischen Schwärmerei für das feudale Mittelalter und die Herrlichkeit des altersehrwürdigen römischen Reiches deutscher Nation himmelweit entfernt waren. Verwechseln wir doch diese bürgerlichen Anhänger des Hauses

Habsburg, nicht mit dem ritterlichen aber arbeitsscheuen Gefolge der Ottonen und der Hohenstaufen. In diesen freien Reichsstädten dagegen handelt es sich um die stürmischen Jugendjahre der aufsteigenden Bürgerklasse, die sich des Kaisertums bedienen, nicht ihm dienen will. Nur keine Verwechslungen, keine Anachronismen. Die kaiserliche Fahne ist die gleiche, aber nicht notwendig die kaiserliche Sache. Die Gedanken sind wie die Menschen; sie wechseln von Jahrhundert zu Jahrhundert ihr Kostüm; Sache des Historikers ist es, seine Maskenfreiheit geschickt anzuwenden, unter gleicher Hülle das Verschiedene, unter verschiedener das Gleiche zu erkennen und anzusprechen.

* * *

Und so führt uns die Geschichte auch zum Verständnis der wahren Neutralität, wie sie in der tiefsten Seele der Schweizer wurzelt. Also nicht jener äusserlichen Neutralität, die sich in jedem Augenblick in eine bewaffnete Intervention verwandeln könnte, wenn die äusseren Umstände sich ändern, wenn etwa der Schweiz die Nahrung abgeschnitten würde und der Magen gegen den Hunger sich empören sollte; „Neutralità per uscirne", würde sie ein Enkel Macchiavels nennen. Nein, ich meine die geistige, die seelische Neutralität, das was die Fanatiker hüben und drüben als Blindheit für den Unterschied von Recht und Unrecht oder als Gleichgültigkeit zwischen Strömen Blutes geisseln. In Wirklichkeit aber handelt es sich darum, unter ungeheuren Schwierigkeiten doch echt schweizerisch zu bleiben und sich die Möglichkeit einer Vermittlung zwischen den Gegensätzen zu wahren für jene Stunde, in welcher Europa, das auf Schlachtfeldern eine neue Organisation zu finden glaubt, auch noch den Rest seines Blutes verloren haben wird. Noch immer soll dann, und dann erst recht „eine Schweiz dastehen, aufrecht und bereit, das Prinzip der helvetischen und allgemein menschlichen Freiheit zur Geltung zu bringen, den Gedanken, für den Zwingli sein Leben hingegeben hat". Was sagen dazu die aufrechten Männer dieses guten Landes, das wirklich schon anfängt, mit Nahrungsmitteln knapp zu werden und doch noch immer geduldig nach der wahren evangelischen Freiheit sucht? In diesem Sinne rühmt Ragaz, der moderne Theologe der Schweiz, seinem Lande nach, es sei in seiner Kleinheit und Armut reicher und grösser als das grossmächtige und sonderbar reiche Deutschland, wenn nur die Schweizer an ihrer Freiheit festhalten gegenüber dem Fürstendienste der reichsdeutschen Lutheraner. (Wissen und Leben, 15. Jan. 1916.)

* * *

Aber geht diese „traditionelle Freiheit" der Schweiz wirklich auf das liberale Prinzip zurück, das Zwingli im Kampfe mit den deutschen Protestanten verfochten hat?

Seien wir auf der Hut! Überall lauert auf uns Doktrinäre die Gefahr, die Geschichte zu missdeuten. Nichts scheint so einfach zu verlaufen wie der Weg vom Prinzip zu seinen Folgerungen, ein Weg, gerade wie ein gespanntes Seil; und was kann verschlungener und verwickelter sein als das Labyrinth von Windungen, unter denen die Idee sich der Wirklichkeit anpassen muss und mit ihren Hindernissen zu ringen hat, immer wieder zurückgeworfen und doch immer stärker in die Zukunft strebend. Welche

Verlegenheit für uns arme Menschen mit unserem geradlinigen Rationalismus! Aber wir leben nicht mehr im 18. Jahrhundert, in welchem die menschliche Vernunft die Geschichte unter ein paar unbeugsame Gesetze bringen wollte und, theoretischen Konstruktionen zu liebe, die wahre Geschichte aus den Augen verlor, die Geschichte, wie sie wirklich sich zugetragen hat . . .

„Wenn Luther", so schreibt Giovanetti (pag. 24), „Nationalist ist, an Zwingli gemessen, so ist dieser wieder Nationalist, verglichen mit Calvin . . . Zwischen der Schweiz Zwinglis und der eines Calvin klafft ein Abgrund, den kein Theologe jemals ausfüllen wird. Die Kirche Zwinglis ist national, die Calvins international, universell; die eine schliesst die andere aus."

Wie hat sich nun der wichtige Übergang der Zwinglianer zu einer Art von Nationalismus vollzogen? Diese Entwicklung kann nur abstrakten Köpfen ein Rätsel sein, welche hier nichts als „Recht", dort nichts als „Gewalt", hier „den Glauben", dort „die Vernunft" zu erblicken meinen. In Wirklichkeit ist der Vorgang ein ganz natürlicher. Schon nach der Überzeugung Zwinglis durften die Schweizer nur für die Schweiz kämpfen. Ihr Recht auf Freiheit und Frieden, die „schweizerische Neutralität", ist ihm nichts anderes als eine Garantie gegen fremde Einmischung in Schweizer Angelegenheiten, auch gegen Übergriffe des Kaisers auf dieses Gebiet. Aber in den inneren Angelegenheiten der Schweiz, „zu Hause", da begegnet das Prinzip der absolut unabhängigen Gemeinschaft sofort starken Einschränkungen. Dieses Prinzip ist ja im Grunde nur ein hübscher Vorwand, um die industrielle Bourgeoisie der Schweizer Städte von fremdländischen Einflüssen zu befreien und ihr jene Unabhängigkeit zu sichern, die sie braucht, um sich zu einer schlauen und räuberischen Oligarchie auszubilden. Und bald sehen wir den Staat von Zürich und von Bern seine Macht auf alle Angelegenheiten der Kirche ausdehnen, seine brutale Hand auf ihr Vermögen legen und sie in ein blosses Werkzeug seines Willens, ihre Pastoren gewissermassen in eine Art altrömischer Auguren verwandeln. Wie weit sind wir da von der ursprünglichen Absicht des Gründers der Zürcher Kirche! Die kleinen Ratsversammlungen (petits conseils) dieser Stadt stützen ihre Raubinstinkte auf Erwägungen eben jener berüchtigten Raison d'Etat, von der doch der grosse helvetische Humanist nichts hatte wissen wollen, und selbst Staatsmänner der modernen Grossmächte schöpfen nicht selten ihre politische Weisheit aus den Chroniken dieser kleinen protestantischen Stadt.

Will die Kirche ihre Kraft und Bedeutung bewahren, so muss sie sich wohl oder übel dem modernen Staate und seinem raschen Wandel anpassen. Sie bleibt noch immer eine wertvolle Bundesgenossin, vermöge ihrer Fähigkeit, auf die Gewissen der Bürger einen Druck auszuüben; sie muss aber auch in ihrer Rolle bleiben als ein gefügiges Werkzeug, um die Energien des Volkes nach Wunsch der Herrschenden aufzustacheln oder zu dämpfen. In Wirklichkeit ist sie nur noch ein Schatten ihrer früheren Grösse. Andere Kräfte haben die Macht der Kirche entwurzelt und an sich gerissen, die Industrie, die Armee, die Wissenschaft, der Journalismus, kurz alles was dem Staat grosse Dienste leistet und für ihn unentbehrlich ist. Der moderne Staat verschmäht die Kirche nicht als Stütze, wie selbst ein Cavour die alte römische Theokratie dulden wollte, um sie im Dienste der Piemontesischen Monarchie zu verwerten; aber der Staat ist auch

bereit, die Kirche zu zerschmettern, wenn sie es wagt, sich dem „modernen Fortschritt“ d. h. der Omnipotenz des Staates in den Weg zu stellen. Gallia docet, Frankreich ist das beste Beispiel hiefür, mit seinem kleinen „grossen Staatsmann“ Aristide Briand!

* * *

Genf mit seinem Calvinismus ist der Gegenpol von Zürich mit seinem „modernen Staat“. Die Kirche Calvins bildet eine Gemeinschaft, die nichts Höheres über sich duldet. Sie ist geradezu die Verneinung des modernen Staates, dessen Zwangsapparat von ihr auf ein Mindestmass beschränkt wird. Sie anerkennt in den Gesetzen des Staates lediglich die zeitliche Ausdrucksform des ewigen Gesetzes, des göttlichen Gesetzes, welches allein über dieses theokratische Gemeinwesen herrschen darf und es auf geheimnisvollen Wegen zum höchsten Heile führen wird.

Also wäre Calvin der eigentliche Vorläufer der jetzigen Schweizer Liberalen? Und seine international und universell gerichtete Kirche wäre es, auf welche die freien Köpfe der Schweiz mit gutem Rechte ihren Stammbaum zurückführen dürften?

Unser Schriftsteller stellt dies ausdrücklich in Abrede. Wie könnte man auch in der tyrannischen Gehässigkeit der engherzigen Sekte Calvins ein Organ der Gedankenfreiheit, den Keim freier Staatseinrichtungen erblicken? Was würde der arme Kopf des enthaupteten spanischen Arztes Servet, wenn er noch reden könnte, dazu sagen? Und nun setzt Giovanetti mit einem kühnen Sprung über Abgründe der Geschichte hinweg und stellt ihre Antipoden neben einander, neben Calvin die Jesuiten und den Kardinal Bellarmin! Eine geistreiche Annäherung scheinbar entgegengesetzter Charaktere und Gedanken. Vergessen wir es also nicht: Zu den wahren Vorläufern der modernen Demokratie gehören auch die Jesuiten.

Die Gesellschaft Jesu, eingesetzt sozusagen in der Kirche gegen die Kirche selbst, ist der erste Versuch einer weltumfassenden Theokratie; sie richtet sich daher auch gegen die Allmacht der einzelnen Fürsten und Staaten. Ihre Grundsätze sind zweischneidige Waffen. Im Dienste eines starren Konservatismus verkündet der Orden die Lehren einer skrupellosen Demagogie*), die vor dem Königsmorde nicht zurückschreckt. Übersehen wir nicht die wichtige Rolle der Gesellschaft Jesu bei dem Aufstand von Paris und den übrigen Massenerhebungen im Dienste der katholischen Liga! Damals wurde der Thron des absoluten Königtums bis in seine Grundlagen erschüttert und einem Ravaillac der Dolch in die Hand gedrückt, im Namen Gottes, des Gottes der Gesellschaft Jesu!

Was ist Calvins geistlicher Staat an den Ufern des Genfersees anderes als eine Vorwegnahme des sonderbaren Experimentes, das in späteren Zeiten seine Brüder im Geiste, die Jesuiten, in ihrer Theokratie von Paraguay zu verwirklichen suchten?

(Schluss folgt.)

---

*) Für einen oberflächlichen Geist mag es überraschend sein, bei dem Jesuiten Mariana die Lehre von der Volksouveränität zu finden, welche später den Ideologen der französischen Revolution so teuer war, und doch ist nichts natürlicher, ebenso wie die Todesstrafe gegen Andersdenkende den Egalitaire Calvin mit ihnen verbindet.

Von Homer zu Barbusse.

Von MAX HOCHDORF.

Auch die Franzosen möchten wissen, ob sie nach dem Krieg ein Volk mit weltbeherrschenden Dichtern sein werden. Das ist ja heute die Sorge von allen Nationen, die sich schlagen und bluten: sie wollen einmal den Ruhm einheimsen, dass sie dem Schwung des Gedankens und der Schönheit des Wortes trotz dem Kriege oder gerade wegen des Krieges mächtig aufgeholfen haben. Wenn die grossen Feldherren ihre Pläne zusammenfalten, dann sollen die Dichter ihr Herz und ihr Schreibheft eröffnen. Dem wirklichen Kampfe mag der Sang vom Kampfe folgen. Wann wird er kommen, der Kriegsgesang? Schon heute? Oder erst in Jahren? Oder erst in Jahrzehnten? Das ist allenthalben die Frage, wo man die Fachschriftstellerei der niedrigen Kriegslyrik, die Dramatik im eintönigen Kleid des vergänglichen Patriotismus und die schnell abgeleierte Kolportage des sogenannten Kriegsromanes nicht mit der vollkommenen und dauerhaften Dichtung verwechselt. Der Franzose Henri de Régnier hat seinem Kollegen Charles de Saint-Cyr gesagt, dass nur die „distance" die Hoffnung von der Kriegsdichtung erfüllen wird.*) Denkt man an einige Beispiele, wie etwa „Krieg und Frieden" von Tolstoi, an „Zusammenbruch" von Zola, an „Blutschweiss" von Léon Bloy, an die „Beinhäuser" des Belgiers Camille Lemonnier oder auch an „Sklaverei und Grösse des Soldaten" von Alfred de Vigny, dann hat Herr Régnier beinahe recht. Denkt man aber an den Roman vom „Feuer", den der Zeitgenosse des heutigen Krieges, Henri Barbusse, geschrieben hat, als er den Geschmack der vergiftenden Angriffsgase noch schmeckte und noch nicht aus Auge und Ohr das Blitzen der Schüsse und die Dröhnung der Kanonen entfernt hatte, so scheint eine gewichtige Tatsache gegen Herrn Régnier zu sprechen.

Das Buch des Herrn Barbusse**) wird einmal ein „Tagebuch" und gleich darauf ein „Roman" genannt, was nicht nur eine Vergesslichkeit des Schriftstellers, sondern eine ehrliche Verlegenheit ist. Denn er hat ursprünglich nichts anderes geplant, als ein an Tag, Stunde und Minute festgeheftetes Aufzeichnen der ihn selbst berührenden und durchschüttelnden Kriegserlebnisse, er, der Mitkämpfer, den der Schlamm des Schützengrabens gewaschen, den das Zischen der Maschinengewehre toll gemacht und das Heulen und Gewimmer der Verstümmelten und Sterbenden zerbohrt und zerbrochen hat. Wie heisst es doch, sinngemäss verdeutscht, ganz am Schluss der Vorrede zum „Barbier von Sevilla"? „Solch Vorwurf lohnt sich schon für ein Bagatellchen. Unversehens verfalle ich jenem Fehler, den man gar zu begründet den Franzosen vorwerfen kann: dass sie nämlich auf die grossen Angelegenheiten die winzigen Liedlein dichten und die schmächtigen Histörchen in die Ver-

*) S. Charles de Saint-Cyr: Ce qu'il faudra que soit la France de la victoire, p. 58 ff.

**) Henri Barbusse „Le Feu", bei Flammarion in Paris das hundertste Tausend. Das Buch hat also schon die grosse Volkstümlichkeit erlangt, die sonst nur Traumbüchern, Kirchbüchern und Gesundheitslehren des Ehelebens geschenkt wird.

brämung des auffallenden Wortprunkes hineinsetzen." Ob es nun ein Aufblähen des Zwerghaften oder ein Zerquetschen des massivbedeutenden Schicksals ist, wenn ein Schriftsteller die Habsucht des friedlichen Kleinbürgers beschreibt, um auf ihrem düsteren Grunde die Armseligkeit, Aufopferung und Verdammnis des Soldaten desto greller abzuzeichnen, das ist gar nicht so ohne weiteres zu entscheiden. Denn es handelt sich beialledem Kleinzeug, das der Dichter des Feuerbuches vorbringt, um mehr als die aufregenden, stofflich seltsamen Einzelheiten; es geht vor allem um das Auge und die seelische Kraft des Mannes, der alles das in sich hineingeschmolzen hat. Barbusse zog gewiss als ein „Schriftsteller" hinaus, wie er mit den Soldaten ausmarschierte. Er wollte irgend etwas erleben. Er wollte mit dem Handwerkszeug seiner Feder den Krieg bewältigen und er wollte das Unermessliche der Weltmörderei auch an dem immerhin nur manneshohen Mass seiner Persönlichkeit nachmessen. Er hatte eine journalistische Absicht und vielleicht den Schimmer eines Dichtertraumes. Aber siehe, er begreift ganz plötzlich, dass all die alte Methode, dass Geschick und Erfahrung, Reportertalent und stilistische Erziehung aufhören müssen. Das genügt alles zum Wochenbedarf und zur Labnis jener an den Tischen der Generalkommandos genährten, vergnügungssüchtigen Menschenrasse, die erst seit dem Krieg in die Anthropologie eingedrungen ist, und die man Kriegsberichterstatter nennt. Diese Männer verzerren Ewiges ins Irdische. Diese Männer gebärden sich homerisch in der Umgebung des verknöcherten Drills. Diese Herren sind geknebelt. Der Dichter jedoch, auch der Dichter des Kriegs, sprengt gewaltsam den Knebel aus dem Maul und schreit, wenn er schreibt.

Barbusse überwand also die gewöhnliche Absicht. Er wurde von der Gewalt des Krieges angesteckt und wuchs erst zu seinem Stoff empor, obwohl er mittenhinein darinnen eingetaucht war. Solche Begnadung verschafft ihm eine bedeutsame geistige Erlösung. Er scheint nicht Vergängliches vom Kriege zu sagen, sondern Bleibendes, das nun nicht mehr aus den Ohren und Gedanken auszurotten ist. Er sollte vielleicht der zungenbegabte Herold unseres Krieges sein, des Krieges berufener Psalmodist, sein biblischer Richter und besonders der abseitsgerückte Prophet, der ungeheuer breite und leuchtende Hände auf ungeheuer hässliche Menschenwunden legt. Und das alles liest sich nun nicht anders, als wenn es in ein Buch von schönsten Sachen gefasst wäre. Es säubert das Herz, es ermuntert zur Güte, es schmettert nieder und erbaut, es mischt die Gefühle verdüsternd, um sie der Heiterkeit keineswegs verlustig gehen zu lassen. Kurz, das Barbussesche Buch vom Feuer ist eine Tragödie nach antiker Gattung, deren letztes, trostvolles Wortgefüge so heisst: „Aus zwei Massen schwerfinsteren Gewölks zieht sich ein stillegesegnetes Blitzleuchten hervor. Aber diese Lichtlinie, die so eingepfercht ist und derart trauerverzirkt und armselig, dass sie im Gedankenschatten zu stehen scheint, dieses Schimmern gerade bringt den Beweis hernieder, dass die Sonne doch eine lebendige Kraft in sich trägt!"

* * *

In der „Symphonie phantastique" von Berlioz folgen zwei geistige Erschütterungen von ganz entgegengesetzter Art aufeinander. Erst das Erlebnis des ländlichen Daseins. Der Kuhreigen, den die Holz- und Knochenhörner anstimmen, ist erfreuende Aufwärtsbewegung, und Abgesang nach

Fruchtbarkeit, Tanz und zeugungsbeflissene Emsigkeit ist wieder das Verschallen von Schalmei und Friedensbläsern. Dann aber spritzen sogleich die Unrast, das Fieber und die Revolution in das Bauerngetue. Der Künstler träumt, das Henkerfuhrwerk rolle zum Schafott. Töne, die rot und blitzend sind, umkreisen ihn, sie entkreisen seinem entsetzten Gehirn. Das Fallmesser blinkt, der Hals wird entblösst, der Körper wird gefesselt, hinabgerissen, verblendet. Das Orchester darf sich der Tobsucht hingeben. Der Traum endet erst, als der zerbrausende Ton, der durch Pauken zerspaltene, mit einem schmetternden Trommelfeuer des Fortissimo geladene, kaum geschwächte, im Gewitter immer behauptete Ton keinen Zweifel mehr über die Wahrheit gestattet: Gefallen ist dieser Kopf! Nach dem gleichen Plane scheint das Buch vom „Feuer" gezimmert, und man vergnüge oder versündige sich nicht mit der Untersuchung der Frage, ob dieser Plan im Bewusstsein oder Unterbewusstsein des Künstlers erblüht wäre. Denn das Perpetuum mobile eines Künstler- und Gottesgehirnes ist nicht zu zerlegen, weswegen auch Künstler- und Götterköpfe nur mit Schwärmerei oder Verachtungsgeifer, doch niemals mit Mässigkeit betrachtet werden können. Also, diese Einheit von Naturfrieden und Scharfrichterromantik ist das Charakteristische im gestaltenden Hirne des Künstlers Barbusse. Ihm schmeichelt die liebenswürdige Torheit einer behaglichen Pastorale nicht lange. Blutstreifen drängen sich in seinen Horizont, und der Streifen des Todes- und Lebenssaftes erweitert sich schnell bis zur Stromfläche und zum Strudel: Der tragischmalerische Blutflecken steht am Barbusseschen Himmel, als er mit Genossen einer körperlichen Ermattung und Erholung, gegenüber der Schneewigkeit und Friedensunbeflecktheit des Montblanc auf Liegestühlen, den Betten der Faulheit der grossen Denker und nutzbringenden Träumer, gebettet ist. Und plötzlich johlt es: Krieg! Und plötzlich brüllt es: Marschieren! Und sogleich ist die Vision von Tod und Untergang, Leidenszermahlung, Qualenzerreibung, Zerquetschung der Glieder, Zerquetschung der Seele, Austrocknung der Gurgel und Verdörrung des Gemütes durch Pulverstaub gekommen. Kein Krieger sein, eher ein Hirte, kein Kämpfer sein, eher ein weicher Spaziergänger unter blühenden Girlanden, Augen, Instinkte, ja Knochen und Herzenskraft nur für den Frieden besitzen und plötzlich zum Kriege verurteilt sein, so wie der Träumer von Berlioz zum Schafott verurteilt ist, das ist Notschrei der „Symphonie phantastique" und auch des Buches vom „Feuer".

Geistige Verwandtschaft lässt sich für solche Gedanken manchenorts auffinden. Die Formel für den gleichen Seelenzustand heisst schon vor hundert Jahren bei Alfred de Vigny: „Scharfrichter und Opfer zugleich" sein.*) Die Ironie vor der kriegführenden Menschheit ist ganz verschwunden, wie sie etwa der Voltairianer und Naturforscher Graf Buffon aufbringt, der den Menschen als Kriegsfurie geisselt, weil der Mensch ein von der Natur eingeborener und vorher bestimmter Mörder sei, e r, der gewaltige Fleischfresser Mensch, der unermüdliche Viehschlächter Mensch, den der Herrgott selber zur Kriegsbegierde eingesetzt haben muss, da er ihm ja die Begierde nach dem Fleisch eingeflösst hat. Schlimmer als Leopard und Hyäne wäre also der Mensch, weil er so schlau und verschlagen fleischbegierig ist. Er trachtet nach Übersättigung, während die Sehnsucht aller übrigen Kreatur nur die Sättigung ist. Geborener Krieger wäre der Mensch also nicht nur, weil er so grausam ist, sondern weil er auch so unökonomisch und töricht seine besten

*) Alfred de Vigny: Servitude et grandeur militaire.

Eigenschaften, die Seele und das liberum arbitrium, fortwirft.*) So deutet, sich die Schwierigkeit des Problemes mit Witz aus dem Kopfe wetzend, kurz vor der grossen Revolution Robespierres und Marats, Graf Buffon die Kriegsfrage. Sechzig Jahre später schreibt wiederum Alfred de Vigny: „Der Krieg hat unrecht und nicht wir Menschen!" Das soll heissen: Neben dem Urschicksal lebt noch ein besonderes Geschick, ein Gott, ein Halbgott, der Teufel weiss was, man weiss nur, dass es die Macht des Krieges ist, von der die Menschen angetrieben werden. Dieses Schicksal hat aus Menschen, die sich nicht wehren können, Krieger gemacht. Unschuldig sind die Menschen am Krieg. Trotzdem müssen sie Krieg führen, so wie sie essen und trinken und zeugen müssen. Nur Werkzeug und Untertan dieser blutrünstigen Gottheit Krieg sind die Menschen. Als ein aufgetakeltes, von Erinnyenzöpfen umflattertes, muskulöses Weib, das dem zum Krieg verurteilten Manne ihre knochigen Knie in die Weichen stösst, hat das Genie von Auguste Rodin diese treibende Kriegsfurie dargestellt. Entlastet und freigesprochen wird der Mensch. Beschuldigt wird allein das Schicksal. Wir können unsern Kreis schliessen und sagen, dass auch Herr Barbusse nichts anderes als diese Kismetsklaverei und Orientalenknechtschaft vor dem Kriegsschicksal als seinen Glauben entdeckt.

* * *

Man verlange nicht von dem Dichter, dass er auch die Rolle des Mediziners, des Volkswirtes und Politikers übernehme und den Widerstand gegen das Kriegsschicksal als ein nüchterner Denker auseinandersetze. Er kann nicht und er will auch nicht die Rolle des nur Unterweisenden übernehmen. Er will das Kriegsleiden nur gestalten. Nun muss man sich aber erinnern, dass sich die Kriegserzähler vor ihm wohl oft an den einzelnen Menschen im Krieg heranwagten, dass sie aber gar häufig zögerten, an die ganze den Krieg erleidende Menschheit heranzurücken. Frühere Kriegsdichtung war „Heldengesang". Homer und die Schleppe der Homeriden, das Rolandlied, die Nibelungen und alles im gleichen Hof- oder Volkston Folgende ist so gedichtet. Den Kriegshelden gehört die Masse. Das Schicksal der Masse wird nur entschieden, wenn der einzelne siegt oder besiegt wird. Und auch in der modernen Kriegsnovelle, etwa in „boule de suif" (Fettwalze) von Maupassant, spiegelt sich die Kriegszeit von 1870 nur in den schäbigen Gemütern der dicken Allerweltsgeliebten und ihres niedrigen Spiesseranhangs von einigen Personen wieder. Über die kompakte Welt der Heere, über den eigentlichen Geist in den Armeen erfährt man auch in dem Kriegsgeschichtenbuch des Romantikers Vigny fast gar nichts. Nur einige kapriziöse Ausnahmenaturen werden geschildert, wie etwa jener Kapitän, der sich zum Hüter der gleichen Frau macht, die er durch die Hinrichtung des Gatten um den Verstand gebracht hat. Die kuriose Einzelseele ist nur da, die Massenseele fehlt, ebenso wie noch in dem Kriegsgeschichtenbuch des Pamphletisten Léon Bloy, der aus seinen Erinnerungen von 1870/71 um 1893 auspackt.**) Der ungarische Offizier, Andreas Latzho, der eben (bei Rascher & Co. in Zürich) ein dichterisches Kriegsbuch herausgibt, das, bezeichnend genug, „Menschen im

*) Übrigens hat heute der deutsche Arzt Nicolai die gleicher Gedanken in seiner „Kriegsbiologie" sehr ausführlich, nur etwas zu prahlend, wieden aufgenommen. (Bei Orell Füssli in Zürich.)

**) Neu aufgelegt bei Crès in Paris, unter dem Titel „sueur de sang".

Kriege" genannt wird, findet wiederum nichts anderes als den vereinzelten Charakter, aus dem wohl ein vereinsamtes Schicksal offenbar wird, aber die Masse, die Masse schweigt auch hier noch. Sie war erst beredt geworden bei Tolstoi und bei Zola. Denn erst der Zolasche „Zusammenbruch", an den das „Feuer" unmittelbar anzuschliessen wäre, wirft den einzelnen Menschen in die Kriegsmasse hinein, um ihn darin herumzuwälzen, um ihn zu verschmelzen in die Masse und ihn als Geisteskind der Masse vorzustellen, wenn er dann aus ihr emporwächst und allein weiterwandert. Alles, selbst die Maupassantsche Kriegsgeschichte, scheint romantisch bis jetzt und nicht von der umfangreichen, überschwemmenden Wirklichkeit angesteckt. All das scheint balladenhaft isoliert und in eine Athmosphäre der ästhetischen Zufallskolportage gehoben, für die nicht die Tatsache Krieg, sondern irgend etwas Bizarres und seltsam Abenteuerliches die Charakteristik liefert. Noch färbt der Krieg kaum haltbar auf die einzelne, eingeborene Seele des Menschen ab. Aber die Neugier des Herrn Barbusse würde durch diese kleine Zufallskolportage des Kriegs nicht gefesselt werden. Sie ist überrascht und schmerzlich befeuert nur deshalb, weil sie den Krieg plötzlich als ein lebentreibendes Element jeder Menschenseele überhaupt erkennt. Jede Menschenseele, die von diesem neuen Kriegselement überschüttet wird, wird auch vollkommen aus der alten Richtung ihres Daseins herausgerissen. Und habe besonders Acht hierauf: Die vom Krieg zerwirbelte Menschenseele kann ihre ursprüngliche Natur nicht mehr bewahren. Sie wird um und um gewandelt durch den Krieg. Alle kriegberührten Seelen werden gleichförmig, sie bilden eine einzige Massenseele, eine heuschrecken- und schimmelgleich über die ganze, ganze Erde hinübergesäte Millionenseele.

Aber darum ist die Kriegsmassenseele nicht etwa eine schöne Seele. Überall, in Zola, in Bloy, in Barbusse, lesen wir zum Beispiel jenes schreckliche Ereignis, bei dem die Hände sonst ordentlicher Männer gewissenlos einen Männerhals umfangen und würgen. Aus der Ferne schiessen, das geht noch. Da kann einer den Traum eines Ideals vor Augen haben. Er sieht das Opfer, das seine Kugel treffen wird, kaum, und seine ausschweifenden Gedanken siedeln sich in den beschwingenden Begriffen „Vaterlandsliebe" und „Heldenruhm" an. Doch da, wo es mit gekrallten Fingern an ein Menschenbruderleben geht, da ist ein Töten von aller Weichheit, Moral, Religion und Schönheit notwendig. Blutige Anekdote ist der Krieg eben noch. Er wird bei Barbusse Massenerregung und Psychologie ganzer Menschenherden oder unzähliger Herdenmenschen.

Durch die Menschen von Barbusse geht das Echo jenes Satzes um, den schon die leidenden Soldaten Zolas immer und immer wieder auf den Lippen haben: „Tapfer sein, das nützt ja gar nichts! Denn die Leiden, die Niederlagen, der Hunger und die Kälte, sie sind gleiches Schicksal für den tapferen Soldaten und für den Feigling!" Es wird da ein pessimistischer Kampfschrei hörbar, der an Schopenhauersche Haarspalterei über den Begriff der Tapferkeit erinnert. Der Soldat? Was ist der Soldat? So klingt das Leitmotiv durch die Zeilen. Die Antwort sei ein Satz von Emile Vandervelde, dessen Beredsamkeit manchmal die Plastik von Bibelsprüchen oder sittlichen Enzyklopädien erreicht: „Soldat ist jener Mann, der im Sommer durch die Fliegen, im Winter durch die Ratten, durch alles andere Ungeziefer zu jeder andern Jahreszeit aufgefressen wird." Das ist ein entsetzlicher, entmutigender, jede

Romantik umstürzender, staatsgefährlicher Ton. Hervé wusste wahrscheinlich, warum er den Zensoren Frankreichs vorwarf, sie hätten dieses Buch vom „Feuer" niemals freigeben dürfen.

* * *

In dem Feuerbuch steht ein Kapitel mit der Überschrift „Die aufgeplusterten Worte". Ein Kamerad sagt darinnen zum Kameraden Barbusse: „Zwei Leut vom Kommis werden nicht eine Minute das Maul auftun, und sie werden schon Sachen sagen, wie sie der Buchdrucker, Deubel auch, nicht gern druckt. Also pass auf: Sagst Du das nicht, wie es ist, dann wird Dein Bild nicht echt sein. Das wär doch, als wie Du willst uns malen und Du legst nicht alle hellen Flecken richtig dorthin, wo's hingehört. Nicht wahr, das stimmt doch? Werden nun nicht die Leut' von Deiner Mischpoke, denen doch die Wahrheit Wurscht ist, sagen, dass Du'n Schweinigel bist?" „Schon möglich," antwortete darauf Kamerad Barbusse, „aber ich werd's doch tun, ohne mich um die Leut' zu scheren." Und er hat es mit einer seltsamen Ausdauer und Findigkeit getan. Sein Buch schuf keine neue Schützengrabensprache, wie oft und irrtümlich gesagt worden ist, sondern es ist die alte Sprache der Gefängniszellen, Vagabundenhäuser und Proletarierspitäler, die in die Schützengräben hineingeführt worden ist. Sie nahm diesen Weg, weil die Masse in den Schützengräben nichts mehr mit der gebildeten, glatten Sprache anzufangen wusste und sich nun allgemeingültig so ausdrückte, als wenn sie mit einem riesigen Abenteurerkomplott verbündet wäre. Man hat auf den seelenbestimmenden Wert dieser Tatsache noch nicht genügend Aufmerksamkeit gewendet. Ja, wie geschieht es, dass die Soldaten plötzlich alle nach dem Ton der üblen Strassen und Häuser sprechen? Wie geschieht es, dass sie sich eines Dialektes gierig annehmen, dessen sie sich sofort entäussern werden, sobald sie wieder ihren Familien, Geschwistern, Kindern und Ehefrauen gehören werden? Sie sind sich nicht im Klaren über die Gründe ihrer neuen Sprachübung. Aber es ist wohl so, dass, dunkel und nicht vom Bewusstsein gelenkt, das Empfinden in ihnen spürbar wird, sie würden plötzlich in die ungeheure Masse der Wurzellosen eingereiht. Soldaten werden sie, und der Boden des Sozialen wird unter ihnen fortgerissen, und sie fangen an, die Sprache der „Vagabunden" zu reden, die von Unterleibsdingen, also von den ursprünglichen Dingen zu blühenden Metaphern angeregt wird. Diese Uniform verbündet die Einzelmenschen in der Kriegsmasse noch fester als die Kleideruniform. Millionen von Menschen fühlen sich plötzlich, von der Sprache verleitet, als Mitglieder des Geheimbundes der Krieger, der durchaus einem Abenteuerbund mit einer Geheimsprache zu gleichen scheint. Diese psychologische Interpretation des Sprachlichen scheint ebenso einleuchtend wie die von andern und politischen Erwägungen getragene Ausdeutung der Kriegsmassenseele. Victor Hugo hat die faszinierende Kraft des berühmten Wortes „merde" überliefert, das bei der verspielten Schlacht von Waterloo dem Marschall Cambronne entfahren ist. Léon Bloy hat für sein Kriegsbuch ein ganzes Kapitel dieses „Wortes" geschrieben, das Dreck und Kot bedeutet und das von den Soldaten ebenso häufig wie das Wort vom Allerheiligsten im Munde geführt wird. Ein einziges Wort der Pflastertreter wird da der Fetisch der Kriegsmasse, ein Fetisch, der ebenso heilsam ist, wie jedes schmerzlindernde Mittel, der nicht minder betäubt als das Chloroform auf dem Operationstische. Denn mit dem Worte Sch...dr... und mit dem betäubenden Chloroform zugleich schläft der

Schwerverwundete auf dem gläsernen Tische ein. Ins Masslose hat nun dieser Krieg alle sonst bekannten Kriegstatsachen und auch die Kriegssprache vergrössert und vergröbert. Nicht die vereinsamte Vokabel, sondern das ganze Wörterbuch, die Formenlehre, die verstümmelte und andererseits wieder aufgeschwemmte Grammatik der Rinnsteinsprache wurde in die Schützengrabensprache aufgenommen. Versteht man diesen Vorgang ganz genau, so begreift man auch leicht die andere Tatsache, dass noch von keinem Orte je so schön, so reingeistig und erhaben geredet worden ist wie aus dem Schützengraben unseres Krieges. Wunderbar oder unverständlich ist dieser mystischedle Gegenschein eines Kloakendialektes aber gar nicht, weiss man doch seit Jahrtausenden, dass die religiösen und sittlichen Apostel und alle von Prophetien heimgesuchten Erlöser stets unter Dirnen, Taugenichtsen, verachteten Lastträgern, Zöllnern und Schächern ihre Wohnung erwählt haben. Buddha und Mohammed, General Booth und der Mormonenheiland taten das, wie noch andere Erlöser des Menschengeschlechtes. Aus dieser niedrigen Welt ist viele unerhört reine Sprache erstanden. Man braucht nur die Bekenntnisbücher aufzuschlagen. Und so ist es auch sicher, dass aus dieser so blumigschmutzig im Alltag redenden Schützengrabenwelt ein ganz reiner Predigt- und Dichtungsstil hervorgekommen ist: eine nicht der Vergänglichkeit verfallene Metaphysik, eine Lyrik, die so tief und gleichzeitig so himmelhoch beflügelt ist, dass sie als ein bedeutsamer Gewinn einzuschätzen wäre. Deutsche, französische, italienische und russische Soldaten, die heute im Alltag ihre deutsche, französische, italienische oder russische Schützengrabensprache reden, haben schon solche sehr menschlichen, sehr zarten, man möchte sagen sehr unirdischen Predigten und Poesien hervorgebracht. Das berührt uns augenblicklich sehr heftig, weil es der uns gegenwärtig beherrschenden Stimmung entgegenkommt. Für die unermessliche Ewigkeit ist das alles kaum geprägt. Aber es gehört zu der Kriegswelt, es gehört zu der Kriegermasse, genau so wie die Lumpensprache, die plötzlich am Ende des Feuerbuches in die mystische Kostbarkeit der Prophezeiungen hinaufspringt. Endschrei des Feuerbuches ist jener Kriegsruf gegen den Krieg, den einstmals auch Eugène Carrière, der Maler alles Mütterlichen und das gütigschützende Genie für jede Menschenschwäche, ausgestossen hat. Der Kriegsruf lautet: „Die Menschen müssen der Menschheit den — Frieden erklären!"

Historiker, Volkspsychologen, Biologen, Waffenliebhaber, Riesen und Helden mögen kommen und das Gegenteil behaupten. Sie werden schweigen, solange sie im Barbusseschen Buche lesen. Darum ist es unnütz, über die Grundgedanken des Buches zu streiten. Denn es stellt eine in sich geschlossene Kunstschöpfung dar, die durch Stacheln ihres eigenen Gewächses gegen jede Verminderung geschützt wird.



Allerlei Demokratisches.

Man kann der modernen Demokratie kaum nachrühmen, dass sie die Auffassung vom Staate vertieft oder in freiheitlichem Sinne erneuert habe. Durchwegs wird heute der einzelne — vielleicht in höherem Grade als je seit 80 Jahren — als willenloses Instrument seiner Regierung betrachtet, als „geringe Töpferware der Natur, die jeder un-

gestraft zerbrechen darf". Und zwar gilt das für die ältesten Demokratien genau wie für die sogenannten Autokratien Mitteleuropas.

Wie wenig ernst es der Gegenwart mit ihren Reden von Demokratisierung und Selbstbestimmung der Völker (Selbst-Bestimmtwerdung wäre aufrichtiger!) ist, zeigt am besten die unausrottbare Verwechslung von Regierung und Volk, das Verantwortlichmachen ganzer Völker für die Sünden und Fehlgriffe einiger weniger, auf die ohne jede Macht sind. Immer wieder kann man es in den angesehensten französischen Zeitschriften lesen, dass das ganze deutsche Volk, ja das ganze österreichisch-ungarische Völkergewirr für die Sünden ihrer Machthaber büssen müsse – als ob man nicht notwendig das Volk zuerst für sich gewinnen müsste, um diesen Machthabern auch nur ihre gefährlichsten Waffen zu entwinden. Wer kann aber der Befreiergeste eines Staates glauben, der den zu befreienden einzelnen, wo immer sie sich zeigen mit allen Härten des Kriegszustandes und der Polizeiwillkür zuleibe geht?

Wieviel freier dachte doch die Zeit vor 60 und 70 Jahren, jene wundervolle Zeit der Auflehnung, des Individualismus und Bürger-Bewusstseins (Staatsbürger-Abricht-Kurse waren damals noch nicht erfunden!). Im Glauben an die neu errungene Freiheit verstieg man sich zu so etwas wie Gewissensfreiheit gegenüber dem Staate... Männer wie Proudhon erklärten die „wahre Demokratie" (diese Beschönigung des Staates) für unmöglich („Parler d'une démocratie véritable, c'est parler d'une sphère carrée, d'un bâton sans bout", etc.), der Staat wurde definiert als ein „notwendiges Übel" (was er heute nur noch zur Hälfte ist), als ein „Geschwür" und ähnliches. Ahnt man in den Westmächten, wie sehr man mit dem Aufgeben dieser liberalen Auffassung, mit der absoluten Unterordnung unter die Staatsraison im Geleise der deutschen „Staatswissenschaft" der Hegel, Bluntschli, von Stein, Adolf Wagner wandelt?

Wo tagt heute die Erkenntnis, dass der Staat ewig und überall in erster Linie einer herrschenden Klasse oder Personenschicht dient, dass es keine andere Garantie der Bürgerfreiheit als möglichste Erweiterung der individuellen Sphäre, möglichste Abrüstung des öffentlichen Zwangsorganismus gibt?

In Wirklichkeit – und allen gelehrten Definitionen zum Trotz – hat es immer nur zwei Auffassungen vom Staate gegeben: Der Staat über den Regierten als ihr Herr, ehrlicher gesagt: ihr Eigentümer – und der Staat als Organ des Volkslebens, als Zweckverband oder – weshalb nicht? – wirtschaftliche Unternehmung. Durch den Krieg werden wir mit elementarer Gewalt zur ersteren Auffassung, zum feudalen Staatsbegriff zurückgeworfen, ob die Regierer nun auf das demo- oder autokratische Credo schwören. Weitere 50 Jahre des Friedens hätten uns fast sicher dem letztern, individualistischen Staatsbegriff – und damit der Entstaatlichung des Staates zugeführt.

Wozu streiten, welche Auffassung die richtigere sei? – Das hängt ganz von der Beschaffenheit der Menschen ab, die diese Formen ausfüllen sollen. Unsere kulturfeindliche Zeit zieht instinktiv Sklavenideale vor – und tut gut daran... Sollte aber eines Tages eine neue Menschengattung erstehen, so wird man die Pflichten gegen den Staat ebenso frei beurteilen, wie heute die gegen die Kirche, und für unsern Staatenkrieg dasselbe Lächeln übrig haben, wie wir für die Kreuzzüge. Walter Eggenschwyler.

Zeitschriftenschau.

E. D. Morel. Bekanntlich wurde der mutige englische Publizist zu mehrmonatlicher Haft verurteilt, weil trotz des „Ausfuhrverbotes", dem seine Schriften unterliegen, ein Exemplar seines im August 1917 veröffentlichten Aufsatzes nach der Schweiz gekommen sei. *demain* bringt nun den wesentlichsten Teil dieser Arbeit in französischer Übersetzung.

Morel beschäftigt sich darin mit dem Anteil, welcher dem Zarismus an dem Ausbruch des Krieges zufällt. Unsere Leser haben in einem Separatheft „Die Wahrheit über den Krieg", 5. Dez. 1916, Morels starke Beweisführung kennen gelernt. Wenn er sich immer wieder in unermüdlicher Kraft an seine Landsleute wendet, so geschieht es, um den unglücklichen Wahn zu bekämpfen, als gelte es den allein schuldigen Feind „zu strafen, der den Krieg vorbereitet, geplant und im psychologischen Moment benützt habe, um längst mit Schlauheit vorbereitete Zwecke zu erreichen."

Dieser Ansicht gegenüber sucht er darzulegen — ohne die Existenz einer starken, alldeutschen, kriegslüsternen Partei zu verschweigen —, wie die Versuche des deutschen Kaisers, den Krieg zu vermeiden, an dem Willen Russlands scheiterten, das sich der französischen und englischen Hilfe sicher wusste. So kommt er zu dem Schluss, dass eine „Politik des Strafens, auf der Annahme fussend, dass Deutschland allein alle Schuld trägt, zum grössten Unheil führen muss, weil die Anschuldigung ungerecht ist. Eine nationale Politik, die sich auf eine Unwahrheit stützt, muss notwendig dem Volke, das die Wahrheit verkannt hat, ernsten Nachteil bringen."

Pazifisten von heute. In demselben Heft derselben Zeitschrift richtet der österreichische Dichter Stephan Zweig an seine „französischen Brüder" einen schwungvollen und warmen Gruss. Bemerkenswert ist daran, was er über den Unterschied zwischen den französischen und den deutschen Kämpfen für den Frieden hervorhebt. „Ich weiss, und es ist mir darum besonders zu tun, es öffentlich und mit Dankbarkeit auszusprechen, dass eure Taten grösser sind, als die eurer deutschen Gesinnungsgenossen. Heute, im dritten Jahre des Krieges, ist es in Deutschland und Österreich nicht mehr gefährlich, gegen Krieg und Sieg zu sprechen. Es ist fast Mode geworden. Man kann sich gebärden wie ein Revolutionär und dabei an die Türen der Gesandtschaften anklopfen; man kann Christus und dem Cäsar dienen und braucht nicht den Blitz Cäsars zu fürchten. Man wird im Gegenteil fast offiziös, ganz ohne es zu wollen. Man ist nicht mehr unangenehm — und darum begegnen sich auch all unsere Vielschreiber in der Friedensstrasse. Gestern noch schmetternde Kriegsgedichte, heute Friedensschalmeien. Man muss fast zittern, für einen von ihnen zu gelten, diese Pazifisten von heute, diese plötzlich ins Kraut schiessenden Internationalisten."

Präsident Wilson. In dem offenbaren Wunsche, über die für Freund und Feind jetzt gleich wichtige Frage nach der Persönlichkeit des amerikanischen Präsidenten aufzuklären, erzählt der Schweizer Hermann Schoop, der viel in Amerika gereist ist, von einem Büchlein, welches der Hochschullehrer lange vor seiner politischen Tätigkeit erscheinen liess. Es ist der Abdruck einer Ansprache an Studenten, die den Weg ins praktische Leben antreten. — Man fühlt darin den puritanischen Geist und die Herkunft aus dem Pfarrhause, schon in der Wahl eines Bibeltextes als Motto. Er warnt die jungen Leute davor, an diese Welt ihr Herz zu hängen, deren Vergänglichkeit er in prachtvoller Sprache schildert.

Wie denn überhaupt der Sitlist Wilson offenbar den stärksten Zauber auf seine Hörer und Leser ausübt. Drei Quellen gebe es, an denen der Mensch immer wieder neue Kraft trinken könne: die Erkenntnis, die Freundschaft und — den Schmerz. In Christus verkörpert sich ihm das höchste Ideal. „Noch immer hat die Welt einem Impuls Folge gegeben, wenn ein wirklicher Mensch aufsteht, den sie nicht zerschmettern oder unbeachtet lassen kann, der stets nur eigene Worte spricht und trotzdem nicht töricht seiner Generation den Krieg erklärt, vielmehr hochherzig jede Mitarbeit zu übernehmen bereit ist, ein stets zum Wirken aufgelegter Diener seines Tages und seiner Zeit, nicht ihr Gegner oder Zerstörer, mit einem Wort: ein vor sich selbst mit Ehrfurcht erfüllter, denkender, unbesiegbarer menschlicher Geist." Liesse sich aus diesen Worten nicht manches über den lernen, der sie ausgesprochen hat? *Wissen und Leben*, 1. Jänner 1918.

Das Leben in England. Langsam aber sicher verbreiten sich die Folgeerscheinungen des Krieges in allen Ländern. Überall gibt man den Regierungen die Schuld, weil man es nicht wahr haben will, dass diese nur zum kleinsten Teil verantwortlich sind, — der grosse Verbrecher aber ist der Krieg. *The New Statesman* (22. Dez. 1917) erzählt von den langen Reihen der Frauen und Kinder, die schon um 6 Uhr morgens vor den Geschäften stehen und zu Hunderten, ja manchmal zu Tausenden auf ein paar Gramm Butter, Fett, Tee warten, oft nur, um zu erfahren, dass der Vorrat nach kurzer Zeit aufgebraucht ist. Und dann steigt in den müssig Wartenden der Grimm auf gegen die Reichen, die alles ins Haus geliefert bekommen. Der Berichterstatter verlangt gleichmässige Verteilung, Rationierung, wie sie bei den Zentralmächten schon lange eingeführt ist. Wie wenig aber dort der angestrebte Zweck erreicht werden konnte, davon schweigt des Redners Höflichkeit.

Zu der nicht befriedigenden Schnelligkeit in der Herstellung neuer Schiffe zum Ersatz für die versenkten und um den gesteigerten Ansprüchen zu entsprechen, wenn die amerikanische Hilfe ihre volle Wirksamkeit entfalten soll, verlangt dasselbe Blatt die Herstellung zweier ganz vereinfachter Typen für den Militärtransport und für Frachtsendungen. Im Lande sollen die verschiedenartigsten Fabriken, z. B. Brückenbauer u. a., herangezogen werden, um schon möglichst vorgerückte Bestandteile zu liefern, welche die Eisenbahnen noch transportieren können. So müssten Schiffe blitzartig schnell entstehen, besonders wenn in Amerika die gleichen Mittel angewendet werden.

Sehr lebhaft setzt sich Lens für die Gemeinschaftsküche ein. Für das grossangelegte Projekt mächtiger Häuserkolonien, deren Bau beabsichtigt ist, schlägt er einen Typus ohne Küche vor und verlangt, dass man die arbeitenden Frauen selbst zu Wort kommen lasse. Nicht nur der Kraftaufwand, den jede einzelne Frau an den Einkauf und die Herstellung der Mahlzeiten setzen muss, wäre erspart; man würde auch noch einen Raum gewinnen, der den Kindern zugute käme, was in letzter Linie gegen den Geburtenrückgang wirken könnte.

Zur sozialen Bewegung. Auf sozialem Gebiete bilden die *National Guildsmen* eine Art Synthese von Sozialismus und Trades Unionismus, sozusagen eine englische Ausgabe des französischen Syndikalismus. *The New Statesman* vom 8. Dezember berichtet: Die "National Guildsmen" sind unsere fleissigsten und rührigsten Denker und Schriftsteller auf dem Gebiete der industriellen Ökonomie. Sie haben eine neue Idee zu entwickeln und zu verbreiten; noch nirgends verwirklicht, ist sie mit ihrer Zukunft ganz auf die energische literarische Propaganda angewiesen. Mit den Kollektivisten erklärt es diese Gruppe für unerlässlich, dass die Produktionsmittel zu Staatseigentum werden — eingeschlossen das Transportwesen und die Verteilung der Güter an die Konsumenten. Aber sie sehen vom Staatsbetrieb möglichst ab. Ihre Erwartungen gehen dahin, dass aus dem Trade-Unionismus eine Art von Industrie-Unionismus entwickelt werde; es sollen

zunächst in allen Industrien nationale Organisationen aller Arbeiter gebildet werden; dann sollen in jedem Industriezweig auch die Werkmeister, Direktoren und Geschäftsführer in diese Arbeitergilden aufgenommen werden, welche so alle Kräfte in sich vereinigen würden, die mit Hand oder Kopf an der industriellen Produktion mitarbeiten. Diesen nationalen Industriegilden hätte dann der Staat Standorte, Gebäude, Maschinen und die sonstige Ausrüstung der Industrie zu vermieten, so dass jede Gilde, praktisch unabhängig, ihre Industrie zu leiten hätte und sich nur mit der Staatsverwaltung über den Preis ihrer Erzeugnisse zu einigen hätte. Die beste Darstellung dieser Organisation bietet G. D. H. Cole in dem Werke "Self-Government in Industry". *(Bell)*

Das Blatt Sydney Webbs hält den Plan weder für ausführbar, noch für wünschenswert, aber die Agitation für nützlich zur Stärkung des Einflusses der Arbeiterschaft auf die gegenwärtigen Betriebe.

Lernt euch verstehen! Die Voraussetzung eines „Verständigungsfriedens" ist gegenseitiges Verstehen. Diese anscheinend so banale Wahrheit sucht F. W. Foerster in einem seiner eindringlichen und mutigen Artikel in der Wiener *Arbeiter-Zeitung* (10. Jänner) zur Geltung zu bringen. Was nützt es, wenn die Deutschen und Österreicher immer wieder in „albernen Leitartikeln" die Motive der Amerikaner verdächtigen, statt das Misstrauen der Ententevölker durch die Tat zu entwaffnen. „Entweder ist der Verständigungsfriede eine leere Formel, ein blosses Streben nach einem mechanischen Kompromiss, das alle Zündstoffe weiterwirken lässt und keinerlei schöpferische Neuordnung des Völkerzusammenlebens bedeutet; oder er hat den Sinn einer wirklich geistig-sittlichen Einigung und Aussöhnung durch gemeinsame Anerkennung gewisser oberster Prinzipien, die für die Klärung der gegenwärtigen und kommenden Interessenkonflikte massgebend sein sollen ... Das ganze Volk muss daran mitarbeiten, indem es endlich ein Ende macht mit der jede Verständigung hemmenden, stets nur das eigene Recht und die eigene Unschuld krampfhaft behauptenden Stellungnahme zu dem ausländischen Misstrauen und der ausländischen Kritik." Und er wendet diese Grundsätze unmittelbar auf die belgische Frage und auf Elsass-Lothringen an.

Die russische Revolution als Befreierin. Der rumänische Sozialist C. Racovski erzählt seine Festnahme und wie er — nach monatelangen Qualen, in denen er von einem Gefängnis zum andern geschleppt wurde, in Einzelhaft, ohne jede Nachricht von seinen Angehörigen, ohne geistige Nahrung — endlich durch eine russische Revolutionsarmee befreit wurde. „Kamerad Racovski! Im Namen der russischen Revolution: Sie sind frei, folgen Sie uns." .... Vor dem Hause warteten zwei blumengeschmückte, bekränzte, rot beflaggte Automobile. „Steigen Sie ein, Kamerad." Zitternd vor Erregung stieg ich in das zweite Auto und die Kameraden halfen mir. Was ich da vor mir sah, erschien mir wie ein Traum. Ich konnte meinen Augen nicht glauben. Ein unvergesslicher Anblick! Die ganze, breite, leicht ansteigende Strasse sah man nichts als Soldaten in Kompagnien und Bataillonen geordnet, von berittenen Offizieren geführt. Über den Köpfen dieser ungeheuren Menge ein ganzer Wald von Fahnen und Standarten mit revolutionären Aufschriften. Überall die rote Kokarde .... Noch am selben Abend führte uns ein Separatzug, den uns das Soldaten- und Offizierskomitee zur Verfügung stellte, unter Ehrenbegleitung auf den Boden der neuen russischen Republik. Dasselbe Russland, das alle Länder Europas und Amerikas mit seinen Auswanderern bevölkert hatte, wurde nun zum erstenmal zum Asyl für verfolgte politische Flüchtlinge. (*demain,* Dez. 1917.)

Generalstabschef Krilenko. Über den Fähnrich, der zu der höchsten Stelle im russischen Heer aufgestiegen ist, plaudert Sch. Gorelick in der west-

schweizerischen Wochenschrift *La Nation* (mit der Tageszeitung *La feuille* verbunden), ein Blatt, in dem wir eine neue Stimme in dem immer stärker werdenden Chor der kriegsfeindlichen Blätter begrüssen. Lange genug verweilte der 35jährige mittelgrosse Russe, an dem das Auffallendste das schneeweisse Haar ist, am Genfersee in Clarens. Bald konnte man ihn mit Kartoffeln schwer beladen vom Markte heimkehren sehen, bald seine Donnerstimme in gewaltiger Beredsamkeit vor ein paar armseligen Studenten mächtige Zukunftspläne entwickeln hören. Eines Tages, etwa zwei Jahre vor Ausbruch der russischen Revolution, beschloss er die Heimkehr und als man ihn an der Grenze seines Vaterlandes gleich festnehmen wollte, erklärte er seinen Eintritt ins Heer als Freiwilliger. Dann soll es vorgekommen sein, dass er nach einer feurigen Ansprache Kerenskis an die Truppen eine noch glühendere hielt, die den Frieden zum Ziel hatte. So sollte man ihn eigentlich, meint Gorelick, zum Oberstkommandierenden des Friedens ernennen, ihn, der den sonderbaren Widerspruch wahr macht, als oberster Befehlshaber eines grossen Heeres von dem Kriege als Menschenschlächterei zu sprechen!

(23.—29. Dez. 1917.)

Männlichkeit. In einer interessanten Skizze führt U. W. Züricher aus, wie viel atavistische Rückständigkeit bei ihrer Verherrlichung der Männlichkeit unsere Zeit mit sich schleppt. Mit der wachsenden Kultur kann nur ein differenzierter Begriff des Helden gelten, als des Menschen, der die geistigen Werte schafft und trotz Vereinsamung, Verfolgung, Hohn und Verderben treu bleibt und so den tragisch schweren Aufstieg der Menschheit aus dem Tierreich ermöglicht .... Die höchsten Ehren in der Menschenwelt dem Krieger zu verabfolgen ist ein Rückfall in die Denkweise primitivster Vorfahren .... Wir wollen nicht mehr mit dem tigerhaft wilden und unglücklichen Blick des Diluvialmenschen ins Weite schauen. Wir sehen, dass heute weniger aus Lust am Morden gemordet wird, als aus Angst. Die Völker morden, wie Niklaus der Letzte oder wie Robespierre, aus Feigheit. Sie führen Präventivkriege, wie das schöne Wort heisst, weniger aus Freude am Krieg als aus Angst, aus Unmännlichkeit." (*Neue Wege*, Dezember 1917.) Nur zu wahr, denn wäre von der primitiven Männlichkeit und ihren echten Kampfinstinkten etwas vorhanden, sie würde sich aufbäumen gegen die feige, heimtückische Art des modernen Krieges mit seinen fernzielenden Waffen, seinen Gasbomben, dem endlos öden Harren des Schützengrabens. „Der moderne Krieg hat den Typus der Männlichkeit verloren und einen weiblichen, also widernatürlichen Charakter angenommen." *(Rosa Mayreder.)*

Die Staatszugehörigkeit verheirateter Frauen. Anlässlich der vielen zwiespältigen und schmerzlichen Scheidungen, welche der Krieg den Frauen gebracht hat, die mit Männern aus feindlichen Staaten verheiratet waren und im eigenen Heimatland als „Feinde" interniert wurden, ist vielfach die Anregung laut geworden, man möge der Frau ihr Recht auf die ihr angeborene Nationalität auch in der Ehe freigeben. Diesem auf den ersten Anblick gewinnenden Vorschlag gegenüber macht Albert Picot berechtigte Bedenken geltend. Zunächst, meint er, wäre eine solche Massregel nur eine Verschiebung der Opfer. Leidet heute eine Französin, weil sie mit einem Deutschen verheiratet ist und in Frankreich lebt, unter der Internierung, so würde sie zwar im gleichen Falle in ihrem Lande verschont bleiben; dagegen würde die an einen Deutschen verheiratete in Deutschland lebende Französin von ihrer Familie getrennt und interniert werden, was keinesfalls eine Besserung bedeutet. „Nicht das Gesetz ist es, sondern der Krieg, der aus dem Schauspiel die Tragödie macht." Auch wäre das Opfer der Einheit der Familie ein allzugrosses. Nur in einem Falle solle die Stimme der Frau ein absolutes Vetorecht haben, wenn nämlich der Wechsel der Nationalität nach eingegangener Ehe zu erfolgen hätte. Dann aber müsse auch der Mann verzichten, um die Einheit der Familie nicht zu stören!

Wissen und Leben, 15. Dez. 1917.

Zur Lage.

Von Prof. S. FEILBOGEN.

Der Friede im Osten scheint geschlossen und damit dürfte ein Ereignis vollzogen sein, das seine Schatten schon lange vorausgeworfen hatte. Seit Monaten ist darüber hin und her gestritten worden, ob ein deutsch-russischer Sonderfrieden zu wünschen ist oder nicht. Und es sind keineswegs die schlechtesten Freunde des deutschen Volkes, denen beim Gedanken an die Folgen eines solchen Separatfriedens ein Schauer über den Rücken läuft. Sie fürchten, dass die freigewordene Kraft der deutschen Ostarmeen sich nun ganz auf die freiheitlichen Westvölker werfen und zunächst diese vergewaltigen könnte, dann aber in Deutschland eine rücksichtslose Reaktion die kümmerlichen Ansätze eines Volksstaates zermalmen dürfte. Und man muss zugeben, dass vieles, was in den letzten Tagen geschehen ist, ihre Besorgnisse zu rechtfertigen scheint. Der kaum verhüllte Annexionismus der deutschen Unterhändler in Brest-Litowsk, das zaristische Vorgehen gegen den Abgeordneten Dittmann, die beschämende Abweisung der so staatstreuen Arbeiterführer, welche doch nur dem ganzen Streik durch Erzielung eines Versprechens bezüglich des längst geschuldeten allgemeinen Wahlrechtes ein volksversöhnendes Ende geben wollten, die Ausschaltung des deutschen Reichstags in dieser Angelegenheit, das alles gibt einen Vorgeschmack von der Reaktion, die sich in Deutschland an die Schösse der siegreichen Heerführer anhängen könnte.

Und dennoch und trotz alledem ist zweifellos der Sonderfrieden, wenn auch an sich kein wünschenswertes Ziel, doch ein kleineres Übel als die endlose Menschenschlächterei an allen Fronten. Und zwar selbst dieser Sonderfrieden, eigentlich ein Sonderfrieden zur zweiten Potenz, ein Sonderfrieden im Sonderfrieden, geschlossen mit einer Teilvertretung der kleineren Hälfte von Russland, während die grössere Hälfte selbst unter der Leitung der friedenshungrigsten Partei von Grossrussland die ihr gebotenen Bedingungen nicht annehmen zu können erklärt, wohl aber durch Demobilisierung ihren ernsten Friedenswillen kundgibt. Wenn sich diese Männer so verhalten, die zuerst den Mut zu einem Friedensangebot „an alle" gehabt haben und dabei ihren Kopf riskierten, welche Gefühle müssen die anderen Russen bei diesen Friedensbedingungen haben? Der Himmel, aus dem sich die Wolkenbrüche der europäischen Sintflut nun schon mehr als drei Jahre lang ergiessen, bleibt trübe, aber

selbst diese partielle Unterbrechung sollte jedem Friedensfreunde willkommen sein. Alle wetteifern sie darin, den „Frieden um jeden Preis“ abzulehnen. Und trotzdem ist jeder Friede besser als keiner. Es gibt nämlich keinen **Frieden** um jeden Preis, wohl aber einen **Krieg** um jeden Preis. Ein Friedensschluss geschieht um einen Preis, den man wenigstens genau kennt. Wer aber kennt den Preis des Krieges, seine Dauer, sein Ende? Wer kann garantieren, dass, wenn das Blutbad noch drei Jahre, noch x Jahre fortdauert, dass dann gerade seine Kriegspartei einen günstigeren Frieden erhalten wird, als sie ihn schon heute haben könnte?

Angesichts des unsäglichen Elends dieses Krieges muss selbst dieser Frieden ansteckend wirken. Wenn jetzt jeder Tag die Nachricht von der Heimkehr der russischen Millionenheere zur nährenden Erde bringen wird, zu der auch den französischen, den italienischen Bauern der Duft der im Frühlingstrieb sprossenden Scholle lockt, so ist es ganz unmöglich, dass die Millionen von gequälten und geängstigten Tommies und Poilus nicht auch eine unwiderstehliche Lust anwandeln sollte, ihr unfreiwilliges Heldentum aufzugeben und heimzueilen zu ihrer vernachlässigten Wirtschaft, zu dem Hause, wo ihre Frauen und Kinder nun schon seit Jahren das Leben von Witwen und Waisen führen müssen. Was ist ihnen dagegen dieses ganze Elsass-Lothringen, das sie niemals gesehen haben und, wie sie täglich klarer begreifen, auch niemals als Sieger sehen werden?!

Aber auch an den Massen des deutschen Volkes und besonders der Doppelmonarchie ist das grosse Schauspiel der russischen Revolution keineswegs spurlos vorübergegangen, zumal unter den Entbehrungen des vierten Kriegswinters. Die letzten Ausstände haben gezeigt, wie es überall gärt und brodelt. Noch hat man die Österreicher mit Versprechungen beschwichtigen, die Deutschen mit Gewalt einschüchtern können. Aber dass die Bewegung diesmal ernster war als in früheren Jahren, leugnet wohl niemand. Wie werden es nun die Deutschen, wie werden es die Österreicher tragen, wenn der einzige Erfolg des so heiss ersehnten russischen Friedens der sein wird, dass ihre Söhne, aus den relativ harmlosen Schützengräben im Osten, zu Tod und Verderben in die Hölle der Westfront geschickt werden, während bezüglich der erhofften Vorräte der Ukraine zunächst dieselbe Enttäuschung eintreten dürfte wie seinerzeit bezüglich der rumänischen, der italienischen Beute. Sie hat die Kriegskost nicht fett gemacht.

Dazu aber kommt noch eines. Der Frieden im Osten ist in Wirklichkeit gar kein Frieden, solange er nicht durch einen allgemeinen Frieden gesichert wird. Bis dahin ist er kaum mehr als eine recht unverlässliche Waffenruhe. Denn die Unterschrift der Unterhändler kann jeden Augen-

blick von einer neuen Regierung desavouiert werden. Wer kann denn heute, ausserhalb Russlands, auch nur beurteilen, ob die ukrainische Rada wirklich den Volkswillen repräsentiert, wie sie versichert, oder, wie Trotzky behauptet, nur eine Klassenvertretung der Bourgeoisie darstellt, eine Fälschung des Selbstbestimmungsrechtes des Volkes? Und wie lange wird sich in Nordrussland das extreme Regiment der Bolschewiki noch behaupten können? Werden seine Nachfolger die Unterschrift ihrer Vorgänger als Ausdruck des Willens der russischen Nation anerkennen? So labil ist dieser Friede, solange er nicht das Giro der Westmächte erhält.

Darum hat Deutschland nur ein grosses Interesse: die baldige Konsolidierung aller Verhältnisse durch einen dauernden Frieden nach allen Seiten. Aber ist dieses Ziel überhaupt erreichbar?

Eben erst ist das Programm der Alliierten in Versailles auf den Siegfrieden eingestellt worden, und gleich darauf haben die massgebendsten Franzosen in der Pariser Sorbonne begeistert eingestimmt, als Deschanel durch feierlichen Eid gelobte, dass nicht eher Frieden werden soll, bis das Unrecht von 1871 wieder gut gemacht ist. Das sind gar grosse Worte, gesprochen unter dem Eindrucke des letzten Luftangriffes auf Paris, vielleicht auch zur Stärkung des eigenen Heeres, angesichts der drohenden furchtbaren Giftgasoffensive. Immerhin kann es sein, dass auch die entgegenkommendsten, gerechtesten Friedensanerbietungen bei den jetzigen Leitern der Ententepolitik nur auf höhnische Ablehnung stossen würden. Sind doch die Namen Lloyd George und besonders Clémenceau zum Symbol absoluter Unversöhnlichkeit geworden. Aber was von den Staatsmännern gilt, muss noch nicht notwendig von den Völkern gelten, in denen der Neid auf den heimkehrenden Mujik und der Zweifel an der Sicherheit des so oft versprochenen Sieges unaufhörlich bohren, wühlen und nagen müssen.

Darum ist es notwendig, dass die Zentralregierungen den ehrlichen Versuch machen, in klaren, unzweideutigen Worten Friedensbedingungen anzubieten, die auch der Feind als gemässigt anerkennen muss. Der Vierbund müsste klipp und klar heraussagen, was seine Absichten mit Belgien und den anderen besetzten Gebieten sind, und dass sie alle noch immer nach dem Grundsatze: keine Annexion, keine Entschädigung, nationale Selbstbestimmung behandelt würden. Gewiss müsste er für sich und seine Verbündeten grundsätzlich die territoriale Integrität fordern, aber mit dem Vorbehalte freiwilligen Austausches von Grenzgebieten gegen frei zu vereinbarende Kompensationen. Nur dürfte man auch in der elsass-lothringischen Frage nicht auf dem Standpunkte der absoluten Verneinung stehen bleiben. Damit könnte endlich das tief

eingewurzelte Misstrauen gegen die Ehrlichkeit der deutschen Regierung erschüttert werden.

Ein solcher Frieden könnte das Werk der nächsten Monate sein, und die Regierungen, wenn sie ihn nicht wollten, würden einfach von ihren Völkern an die Luft gesetzt werden. Und ein anderes Werk der nächsten Monate könnte damit den Deutschen erspart werden, jene blutigste und grausamste aller Offensiven, über welche nun schon seit Monaten beängstigende Gerüchte umlaufen und erst in den letzten Tagen durch die Autorität des Roten Kreuzes in erschütternder Weise bekräftigt wurden.

Es wäre ein ungeheurer Gewinn für das deutsche Volk, wenn es nicht noch den Frieden der Zukunft mit so giftigem Hasse belasten müsste. Mit Recht hat der tapfere Pariser Volkswirtschaftslehrer Charles Gide, welcher seit der Pariser Wirtschaftskonferenz von 1916 unentwegt seinen Kampf gegen den Gedanken eines antideutschen Wirtschaftskrieges richtet, in seinem neuesten Schriftchen hervorgehoben, dass die Deutschen doch, wenn sie sich durchaus nicht der entstehenden Rechtsordnung der Völker fügen wollten, dazu gezwungen werden könnten, nicht durch den französischen Staat, dem man vielleicht durch Handelsvertrag die Einfuhr deutscher Ware aufzwingen kann, sondern durch den privaten Konsumenten, wenn dieser von den Mördern seiner Söhne einfach nichts kauft. Das Recht, nicht zu kaufen, ist die unveräusserlichste aller individuellen Freiheiten, es spottet jedes Zwanges. Der Deutsche wird nach dem Kriege Mühe genug haben, die bisherige Antipathie der Völker zu überwinden, wozu noch die gegenseitigen Beziehungen mit Blausäure vergiften?

Also weg mit der Blausäure und mit der Giftoffensive, dafür heraus und rasch heraus mit einem Friedensangebot unter erträglichen Bedingungen, in unzweideutiger Sprache. Nicht an die Regierungen, sondern „an alle“, an die Völker!

Zürich, 12. Februar 1918.



Die Geschichte der Menschheit ist ein stetiger Kampf zwischen den Ideen und den Interessen; für den Augenblick siegen immer die letzteren, auf die Dauer aber immer die Ideen.

Castelar.

Hin zum Frieden oder wohin?

Von Dr. PAUL NATHAN.

Am 10. Januar 1917 gewährte mir die „Internationale Rundschau" Gastfreundschaft für einen Artikel, in dem es heisst:

„Sollte jeder andere Weg zum Frieden versagen, so werden an Stelle der Regierungen die Völker eintreten. Sie werden sich dann nicht so leicht das Recht wieder rauben lassen, ihre Lebensinteressen selbst zu wahren; und haben die Männer, welche die Friedenstür zugeschlagen haben, bedacht, was es bedeutet, wenn die Volksmassen statt der ungeeigneten Regierungen die schwierigsten Probleme des Staatswesens ... in die Hand zu nehmen beginnen? ... Die Ereignisse, die die Kommune 1871 in Paris zeitigte, werden gegenüber dem, was alsdann zu erwarten ist, wie ein Kinderspiel erscheinen. Wird Europa auch diese Tragödie noch über sich ergehen lassen müssen, als eine Folge der Weisheit seiner Regierenden?"

Zwölf Monate später hat die Tragödie, auf die ich hinwies, bereits seit langem begommen. Wie viel russisches Blut im Bürgerkrieg geflossen, wie viel wirtschaftliche Werte dort vernichtet sind, wie zahlreiche Wunden das Riesenreich sich selbst geschlagen hat, und wie lange es dauern wird, bis Russland auch nur jene geringe Höhe an Allgemeinkultur und wirtschaftlichem Wohlbefinden wieder erreicht haben wird, die es schon einmal erklommen hatte — das abzuschätzen, ist unmöglich. Aber dass Jahrzehnte darüber hingehen werden, bis dieser in Trümmer gegangene Riesenbau — voraussichtlich völlig verändert — erneut gesicherte Bewohnbarkeit bieten wird, ist zweifellos.

Und der Staatsbankerott Russlands, der jetzt eine vollzogene Tatsache ist, muss verheerend über die eigenen Grenzen hinaus, vor allem nach Frankreich hinwirken.

Wir sind in Deutschland über die Zustände in Italien nicht sehr zuverlässig unterrichtet; aber es scheint sicher, dass auch Italien am Rande des staatlichen Zusammenbruches steht. Wenn dieser Zusammenbruch bisher nicht eingetreten ist, so dürfte der Grund leicht erkennbar sein. Auch eine siegreiche Revolution vermöchte kein Programm für die Rettung des Landes aufzustellen. Das Land verhungert, wenn es sich von England und Amerika abwendet; es verliert dann die geringe überseeische Zufuhr; und es verhungert, wenn es sich den Mittelmächten zuwendet, die es nicht ernähren können. Bei dieser furchtbaren Lage schreitet langsam die innere Zersetzung Italiens fort, und die Katastrophe kann von heute auf morgen durch ein unvorhergesehenes Ereignis vor den Augen aller Welt offensichtlich in die Erscheinung treten.

Wir wissen es nicht verbürgt, ob tatsächlich in Lyon und in der Umgegend von Lyon schon blutige Strassenkämpfe stattgefunden haben; gleichgültig, welche Bedeutung und welchen Umfang sie hatten, — die Affäre Caillaux zeigt jedenfalls klar, welchen Punkt der Entwicklung Frankreich erreicht hat. Mit den Mitteln des äussersten Terrorismus müssen die Gegner

der Kriegspolitik à outrance niedergehalten werden, und dieses blutende, zermürbte Frankreich hat durch den russischen Staatsbankerott eine neue furchtbare Wunde an seinem Wirtschaftskörper erhalten.

Wenn Nachrichten, die ich erhalten habe, zutreffend sind, so findet die aufsehenerregende Rede von Lansdowne ihre Erklärung vor allem darin, dass dieser weitersehende englische Staatsmann von dem Kriege, wenn er so wie bisher fortgeht, eine verhängnisvolle Erschütterung des englischen politischen Staatsbaues erwartet. Diese Befürchtung ist gewiss gerechtfertigt.

Das Verhältnis vom Mutterland zu den Kolonien wird eine fundamentale Umgestaltung erfahren. Für eine Politik, die ausschliesslich in London gemacht wird, werden die Kolonien nicht bereit sein, zu zahlen und zu bluten und sich wirtschaftlich ruinieren zu lassen, und man kann nicht die Befreiung der unterdrückten Nationen als Kriegsziel proklamieren und Irland, diese Insel vor den Toren von England, in unwürdiger Abhängigkeit festhalten. Und Ägypten und Indien? Und dann die Verschiebung politischer und wirtschaftlicher Machtverhältnisse zwischen England und Amerika, und zwar zum Nachteil des Vereinigten Königreiches und zum Vorteil der Vereinigten Staaten. Endlich das immer stärkere politische Hervortreten der Arbeiterbevölkerung in England, die Notwendigkeit, die Stimmungen und Wünsche der Arbeitermassen vor allem zu befriedigen, um Soldaten für den Krieg zu erhalten und Hände für die Fabriken, die Kriegsbedarf herstellen. Eine Verschiebung der innerpolitischen und der wirtschaftlichen Machtverhältnisse vollzieht sich damit in England, die klügere Politiker dieses Landes, dessen Weisheit stets eine methodisch-langsame, staatliche Entwickelung angestrebt hat, in hohem Grade beunruhigen muss.

Es soll, wie ich aus dem neutralen Auslande höre, in den Vereinigten Staaten sich heute bereits eine recht nüchterne Auffassung über die Weisheit der Anteilnahme Amerikas am Kriege Bahn gebrochen haben. Ist wirklich die Gesamtheit des amerikanischen Volkes verpflichtet, das Blut von Tausenden und Tausenden herzugeben und schwere wirtschaftliche Erschütterungen auf sich zu nehmen, um in Deutschland ein Militärregiment zu stürzen, das in der bizarren Form, wie es geschildert wird, selbst in der Vergangenheit niemals bei uns vorhanden gewesen ist. Und das sollen die Vereinigten Staaten vollbringen im Bunde mit England und Frankreich, den Genossen des umschmeichelten und vorgestern erst zum Schrecken der Entente gestürzten Zarismus, der wirklich jene widerwärtigen politischen Züge aufwies, die man Deutschland andichtet. Für solches Phantom schwerste Opfer an Gut und Blut! Wird es möglich sein, in der notwendigen Verblendung, die dieser Politik unentbehrlich ist, ein grosses Volk lange noch zu erhalten!

Es soll keineswegs behauptet werden, dass nur die Mittelmächte in dieser brandenden See ohne jede Anfechtung dastehen.

Der eben erst beigelegte Streik in Österreich-Ungarn ist gleichfalls ein ernstes Zeichen, und es kann sein, dass ein gleiches bedenkliches Aufblitzen der Volksstimmung sich morgen bei uns in Deutschland zeigt. Das ist selbst bei unserer ruhigen Bevölkerung nicht unmöglich.

Nicht eine der Grossmächte der zivilisierten Welt ist vor schweren inneren Erschütterungen vollkommen sicher, und jede ernste gewalttätige Eruption bedeutet zunächst zweifellos auch eine Erschütterung der Kultur. Ganz nüchtern urteilend, aber kann man sagen, dass voraussichtlich Deutschland

und England ernste innere Komplikationen noch am wenigsten zu befürchten haben.

Die politische Klugheit hat sich nun bereits zu der Höhe entwickelt, dass man dem feindlichen Nachbar den inneren Zusammensturz wünscht, wenn man nur selbst die Aussichten des eigenen sogenannten Triumphes auf diese Weise gefördert wähnen könnte. Einen eben so weisen wie edlen Weitblick verrät solche Betrachtung.

Die zivilisierte Welt ist intellektuell und wirtschaftlich eine Einheit, und man darf in dieser Zeit des Völkerhasses vielleicht doch daran erinnern, dass der Zusammenbruch Russlands, obgleich es gegen Deutschland gekämpft hat, gleichwohl nicht nur ein furchtbarer Schlag für Frankreichs Wohlstand, sondern auch ein geringerer Schlag, aber doch ein Schlag für Deutschland ist, und bräche Deutschland zusammen, so wäre England nicht nur einen Konkurrenten los geworden, sondern gleichfalls einen besonders leistungsfähigen Kunden, für den alle Absatzmärkte, aus denen Deutschland verdrängt werden könnte, einen Ausgleich nicht bieten würden. Solche Betrachtung war einmal das A-B-C aller Volkswirtschaft und aller aufgeklärten Politik, und sie scheint heute eine von Hass und Verblendung tief verschüttete Wahrheit zu sein.

Es schwanken also die grossen Staaten der Erde, die sich ihrer Zivilisation rühmen, dem Verderben Aller weiter in ihrer politischen Weisheit entgegen.

Vor einem Jahre wurde von Bethmann-Hollweg der Versuch gemacht, das Verhängnis durch friedliche Verständigung aufzuhalten. Dann sprachen zwölf Monate hindurch wiederum die Waffen — und zwar nicht zuungunsten der Mittelmächte — und jetzt hat erneut Lloyd George, Wilson, Hertling und Czernin das Wort ergriffen, um eine Verständigung anzubahnen, oder vielleicht auch nur, um einer Verständigung mit den üblichen Mitteln diplomatischer Demagogie Steine in den Weg zu wälzen.

Ist die Welt reif für den Frieden? Zweifellos! Nach meiner Ansicht kann es in bezug auf diese Behauptung kein Schwanken geben. Sind es die Diplomaten — auch Staatsmänner genannt? Das ist zweifelhaft, oder für einige — für die in Frankreich und Italien — sogar unzweifelhaft. Sie wenigstens sind nicht reif für den Frieden, denn begreiflicherweise sträubt sich jedweder solange wie möglich, den eigenen Bankerott anzumelden.

Die diplomatische Unterhaltung bestreiten heute vor allem Deutschland, Österreich-Ungarn, England und die Vereinigten Staaten.

Nun ist eines bezeichnend. Graf Czernin will das Zwiegespräch mit Wilson anknüpfen. Czernin ist dazu berufen, weil die Gegensätze zwischen Österreich-Ungarn und den Westmächten keine unmittelbaren sind. Das ist die sachliche Voraussetzung für das Vorgehen. Und dass er sich an Wilson wendet, hat auch seinen guten Grund, denn der wichtigste Faktor innerhalb der Entente ist heute Wilson. Ohne ihn müsste sich die Entente als überwunden erklären. Eine Fortsetzung des Krieges ohne ihn wäre — aus militärischen Gründen wahrscheinlich, aus wirtschaftlichen Gründen ganz unzweifelhaft — unmöglich.

Als Ergebnis dieses entsetzlichen Völkerwürgens springt daher mit aller Deutlichkeit bis jetzt in die Augen: Italien rangiert nur noch an der Spitze von Kleinstaaten, wie Montenegro und Serbien und Rumänien. Russland ist in Anarchie versunken. Frankreich hat sein Geschick nicht mehr in der eigenen

Hand. Es erhält seine Zukunft diktiert von England und den Vereinigten Staaten, und England selbst tritt hinter die Vereinigten Staaten als einem der ausschlaggebenden politischen Machtfaktoren der Welt zurück.

Die Aufgabe, diese entsetzliche Lage der Welt zu entwirren, ist die gewaltigste und edelste, die sich denken lässt. Ist Wilson der Mann dazu? Mit Schlauheit ist das Problem nicht zu lösen. Es erfordert Grösse; jene einfache vorurteilslose Grösse, die am seltensten in der Welt zu finden ist. Wenn Wilson, mit angelsächsischen Vorurteilen belastet, an das Problem herantritt, so wird er scheitern. Wenn er als Amerikaner handelt, den keinerlei egoistische Interessen zu beengen brauchen, so wird er Erfolg haben.

Drei Tatsachen stehen fest. Die erdrückende Masse der Europäer und Amerikaner verlangt nach Frieden. Das ist das feste Fundament, von dem jede Friedensvermittelung ausgeht. Sodann: die Mittelmächte sind heute militärisch sehr erheblich im Vorteil. Und endlich: die Entente ist im Westen bisher nicht zusammengebrochen. Aus diesen drei Voraussetzungen ergibt sich dass eine Vermittelung nur dann zum Ziele führen kann, wenn sie darauf verzichtet, die „Integrität“, die „Sicherung der Lebensinteressen“, die „Würde des Staates“ irgend eines der Reiche, die in Betracht kommen, anzutasten. Die eben angeführten Worte sind die Ausdrücke, die der Reichskanzler Graf Hertling gebraucht hat, um die Vorbedingungen zu bezeichnen für jeden Frieden, auf den Deutschland eingehen kann. Man muss unbedingt zugestehen, dass auch den anderen Mächten diese Bedingungen zuzugestehen sind.

Die Ausdrücke sind gewiss deutungsfähig, aber doch klar genug als Grundlage für eine erste Besprechung.

Sie bedeuten, dass man Deutschland nicht Elsass-Lothringen, dieses deutsche Land mit einer deutschen Bevölkerung von 80%, rauben kann. Man muss Deutschland seine Kolonien wiedergeben, wobei ein Austausch von Gebieten denkbar bleibt. Man darf Österreich-Ungarn nicht antasten. Man muss Bulgarien national ausgestalten, und der Besitz der Türkei muss wiederhergestellt werden. Belgien muss unter solchen Bedingungen neu erstehen, dass der Staat weder eine Bedrohung Deutschlands noch Englands oder Frankreichs darstellt. Das Gleiche muss erstrebt werden für die Randstaaten Russlands; — wie nach Osten, so nach Westen; — und für die Staaten der Balkanhalbinsel in ihrem Verhältnis gegenüber Österreich-Ungarn. Diese Aufgaben sind restlos nicht zu lösen. Man kann sich in dieser Beziehung Illusionen nicht hingeben, aber sie sind zu lösen bis zu einem Grade, dass die Fortführung eines furchtbaren Krieges sich alsdann nicht mehr rechtfertigen liesse, und dass die Massen der Bevölkerung bei dem heutigen Stande der Aufklärung jeder Regierung die Verlängerung der Wirren unmöglich machen würden.

Mit solchem Ausgang des Krieges kann sich die zivilisierte Menschheit abfinden. Über solchen Ausgang werden die Chauvinisten aller Länder empört sein, denn er besiegelt ihre Niederlage, und gerade ihre Niederlage zu besiegeln, sollte ein Hauptziel des Friedensergebnisses sein. Diese Niederlage muss klar zu Tage treten, damit auf diese Weise eine Garantie mehr geschaffen ist, um die Wiederholung einer solchen Katastrophe, wie wir sie durchleben, unmöglich zu machen. Es gibt noch einige andere Garantien; die Erschöpfung der Welt, und voraussichtlich das weitere Emporkommen von Schichten, die der Seuche des Chauvinismus weniger zugänglich sind:

der Arbeitermassen in allen Ländern. Und solche Garantien werden sich schliesslich als wertvoller denn alle strategischen Grenzberichtigungen erweisen.

Letzten Endes ist es immer die Umstimmung der Menschen, die eine neue Weltlage heraufführt und nicht eine mechanische Veränderung hier oder dort, die sich durch einen entsprechenden Gegenzug wieder ausgleichen lässt und meist ausgeglichen wird. Moltke und seine Generale haben gewiss die strategische Lage an der deutsch-französischen Grenze mit genialem Blick zu unseren Gunsten zu gestalten gesucht, und 45 Jahre später verzichteten wir gleichwohl darauf, die von uns festgesetzte Grenzlinie gegen Frankreich hin zu durchbrechen. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, dass Grenzberichtigungen und verwandte Sicherungen das Heil bedeuten. Sie sind Palliative von zweifelhaftem Wert; nie mehr.

Ist aber Wilson der Mann, um die Menschheit neuen Entwickelungsmöglichkeiten, die sich heute bieten, entgegenzuführen?

Und wenn er uns nicht dem Frieden entgegenführt, dann wird der Zusammensturz, der in Russland eingetreten ist, auch in anderen Ländern, — je nach Temperament und Bildung der Bevölkerung in anderen Erscheinungsformen — eintreten, und die Zahl der Ruinen wird allerorten vermehrt werden zum schweren Schaden der gesamten zivilisierten Welt, die trotz ihrer Zerrissenheit eine Einheit ist.

Wenn nicht hin zum Frieden, dann treiben alle Staaten ohne Ausnahme immer näher an den Abgrund heran. Der eine oder der andere Staat wird in den Abgrund der Anarchie hineinstürzen, und diese Entwickelung, die für Russland immerhin ein reichliches halbes Jahr gedauert hat, wird, je länger die jetzigen Voraussetzungen bestehen, sich nunmehr immer schneller und schneller vollziehen.

Dass die Bourgeoisie aller Länder, die so reichlich mit Chauvinisten durchsetzt ist, solcher Entwickelung ruhig entgegensehen könnte, wäre contra naturam, und doch ist bei den begüterten Klassen die Kraftlosigkeit, zu handeln, und die Blindheit oft so gross, dass sie schliesslich nichts Entscheidendes tun, um das Verhängnis aufzuhalten. Und auch die wahrhaft demokratischen Massen hätten von einem Zusammensturz nichts zu erhoffen; gewiss nicht die sozialdemokratischen Massen, deren Staatsideal ein so kompliziertes ist, die ihrem Ziel, der völligen Umbildung des Wirtschaftslebens, wenn erreichbar, jedenfalls nur schrittweise mit vorsichtigster und besonnenster Abwägung aller Möglichkeiten näher kommen können, soll nicht der Fortschritt im Chaos enden; geradeso, wie in Russland.

Würden die wahren Interessen klar erkannt, so könnte über den Ausgang kein Zweifel sein, aber ob die besonnene Erkenntnis oder menschliche blinde Leidenschaftlichkeit und Dummheit in einer bestimmten Zeit das Übergewicht haben, das wissen wir erst, wenn der Prozess seinen Abschluss gefunden hat.

Inzwischen ist es die Pflicht jedes einzelnen, mit seinen schwachen oder starken Kräften, sich über die Sachlage Klarheit zu verschaffen, und gegen Fatalismus und Borniertheit, gegen blinde Leidenschaft und falsche Ideale zu kämpfen.

Berlin, 27. Januar 1918.

□□□

Ein Augenzeuge über die russische Revolution.

In dem Gewirre widerstreitender Berichte ein klares und wahres Bild von den Ereignissen zu erlangen, die zur russischen Revolution geführt und sich aus ihr entwickelt haben, ist für uns, die so weit Entfernten, bei den Hemmungen der Kriegszeit ein Ding der Unmöglichkeit. Und doch hätte man das heisse Verlangen, diesem gewaltigen Geschehen mit hellem Bewusstsein zu folgen, den Blick dorthin zu wenden, wo die Zukunft geboren wird, wenn er stumpf geworden ist von dem Schauen in Flammen, Verwüstung, Tod.

Eine ebenso kurze wie inhaltreiche Broschüre bringt diesem Wunsche Erfüllung. Unter dem Titel: „Die russische Revolution und das europäische Proletariat" (Volksbuchhandlung Brand, Wien, 1917) erzählt ein hervorragender Sozialdemokrat der österreichischen Linken, was er mit eigenen Augen gesehen hat; denn er war bis zum Herbst 1917 als Gefangener in Russland. Das Pseudonym Heinrich Weber wählt er, um überhaupt publizistisch hervortreten zu dürfen, was ihm, dem militärisch Einberufenen, verboten ist.

Wir wollen versuchen unsern Lesern aus dem lichtvollen historischen Überblick, der bis zum Oktober 1917 führt, ein knappes Bild zu geben und dabei namentlich zu zeigen, inwieferne Heinrich Weber neue Klarheiten bietet. Seine Broschüre dürfte von künftigen Historikern als Geschichtsquelle geschätzt werden. Wir können die Hoffnung und den Wunsch nicht unterdrücken, dass unsere Leser durch unsere Darstellung erst recht zur Kenntnisnahme des ganzen Schriftchens von 40 Seiten angeregt werden mögen.

Klarer als zuvor tritt zunächst der Zusammenhang der Revolution von 1917 mit der von 1905 hervor. Wohl war diese in Blut und Kerker erstickt worden, die Führer — Zeretelli vor allen — im Zuchthaus, Organisation und Presse zerstört. Aber Bauern und Arbeiter bewahrten treu in ihrem Gedächtnis, was sie im Sturme der ersten Revolution gelernt hatten.

„Die Losungen der russischen Sozialdemokratie sind damals dem Herz und Hirn der russischen Arbeiterklasse einverleibt worden. Der politische Massenstreik ist das wichtigste Kampfmittel der Arbeiterklasse; die Politik der Arbeiterklasse ist zu leiten durch Räte der Arbeiterdeputierten, die in allen Städten von der Gesamtheit der Arbeiter ohne Unterschied ihrer politischen Gesinnung zu wählen sind; das nächste Kampfziel ist die Verwandlung Russlands in eine demokratische Republik, deren Verfassung durch eine Konstituierende Nationalversammlung festgesetzt werden soll — das waren die Grundsätze der Politik der russischen Sozialdemokratie schon im Jahre 1905; diese Grundsätze sind damals schon in den Besitz der russischen Arbeiterklasse eingegangen und sie sind trotz der Niederlage der ersten Revolution, trotz Feldgerichten und Strafexpeditionen ihr Besitztum geblieben. Die Revolution von 1905 war trotz ihrer Niederlage nicht erfolglos; 1905 hat der russische Arbeiter gelernt, was er 1917 so herrlich angewendet hat!"

Dabei kam ihnen noch besonders zugute, dass der Interessengegensatz zwischen den Industriearbeitern und den Bauern, sonst überall das Proletariat hemmend, wie eine schwere Bleikugel den Fuss des Sträflings, in Russland nicht existiert. Weber stellt die Ursachen dieser Erscheinung mit sachlicher Knappheit dar.

„In Deutschland und Österreich haben die Kämpfe um Getreide- und Viehzölle Bauern und Arbeiter gegeneinander gestellt. Russland dagegen führt Getreide und Vieh nicht ein, sondern aus. Seine Landwirte haben daher an Schutzzöllen auf Agrarprodukte kein Interesse. Dort fehlt also der Kampfgegenstand, der in Mitteleuropa die heftigsten Kämpfe zwischen Bauern und Arbeitern hervorgerufen hat.

Auch der Lohnkampf scheidet in Mitteleuropa Bauern und Arbeiter; der Bauer wird der Arbeiterbewegung feind, sobald auch die Landarbeiter, die er beschäftigt, höhere Löhne fordern. Der russische Bauer beschäftigt in der Regel noch keine Lohnarbeiter; er ist vielmehr selbst gezwungen, Lohnarbeit auf den Feldern der Grossgrundbesitzer zu leisten. Er bekämpft daher nicht, sondern wünscht die Erhöhung der Arbeitslöhne.

In Russland besteht also keine Feindschaft zwischen Bauern und Arbeitern. Im Gegenteil! Bauern und Arbeiter können dort ein gut Stück zusammengehen. Denn infolge seiner besonderen Lebensbedingungen ist der russische Bauer Revolutionär und Sozialist.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft ist in Russland erst in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts erfolgt. Sie war dort begleitet von einem ungeheuerlichen Raub am Bauernland. . . . So ist denn der russische Bauer von wahrem Heisshunger nach Boden erfüllt. Er sieht nur einen Ausweg aus seinem Elend: den Grundherren den Boden wieder zu entreissen, den sie ihm vor einem halben Jahrhundert geraubt haben! Dieses Ziel macht den russischen Bauern zum Revolutionär; denn einer Revolution bedarf es, damit der grundherrliche Boden dem Volke wieder errungen werde.“

Aber der russische Bauer ist nicht nur Revolutionär, sondern auch Sozialist, da der Boden bekanntlich in einem grossen Teile Russlands nicht Privateigentum ist, sondern dem Mir, der Bauerngemeinde gehört, die ihn den einzelnen Familien, je nach ihren geänderten Bedürfnissen, immer neu zur Nutzung zuteilt. So entsteht jener Bund zwischen industriellem und agrarischem Sozialismus, zwischen Arbeitern und Bauern, welcher die Kraft und das eigenartige Gepräge der russischen Revolution bildet.

Nach 1905 war sie äusserlich besiegt und der Staatsstreich Stolypins, welcher die Duma fast ausschliesslich zur Vertreterin von Adel und Bourgeosie machte, gab Russland in die Hände des Adels und der Bourgeoisie, des Boden- und des Finanzkapitalismus. Aber auch das war nicht nach dem Sinne der Schergen Nikolaus des Blutigen, seiner Bureaukratie und Generalität. Nicht dazu hatten sie in ganz Russland ihre Galgen aufgerichtet, dass die Geldmänner und Grossindustriellen ihnen die Macht aus den Händen winden sollten. Es kam der Kampf der vom Hof protegierten echt russischen Leute und schwarzen Hundertschaften gegen die Intelligenz und Bourgeoisie, während Arbeiter und Bauern sich von den Schreckensjahren der Reaktion erholten, voll Begierde die nun erlernten Grundsätze von 1905 von neuem und besser zu verwirklichen. Ein gewaltiger Streik hatte eben wieder die Petersburger Regierung in Bestürzung versetzt, da kam die Kriegserklärung und mit ihr die Einberufung der Arbeiter und Bauern, deren Organisationen bisher unterdrückt worden waren und denen der Staat nun plötzlich alles geben musste, was ihr Herz begehrte: Dieselben Revolutionäre, die sich nicht versammeln durften, wurden von Staatswegen versammelt. Der Krieg schuf ihnen die gewaltigste aller Organisationen in der Form der Armee und gab in jedes Mannes Hand eine Waffe. Freilich zunächst unter der lähmenden Disziplin der Maschinengewehre.

Aber bald wird der Krieg selbst zur gewaltigen Triebkraft durch die

furchtbaren Niederlagen von 1915, die Schmach des Hofes, seiner dunklen Mächte, seiner Generalität, die weithin sichtbare Unfähigkeit seiner Bureaukratie, der Bankerott der Autoritäten. Sollte Russland gerettet werden, so musste die Gesellschaft selbst einschreiten, mussten die Semstwos arbeiten und der Regierung entgegentreten. Diese hemmt alles; die beiden imperialistischen Aristokratien, die des Bodens und die des Geldes, müssen als „progressiver Block“ immer schärfere Opposition treiben. Die Regierung, immer grösserer Unterstützung an militärischen und finanziellen Mitteln bedürftig, wendet sich in höchster Not an die Verbündeten Russlands und wird von diesen vor so harte Gegenforderungen gestellt, dass der Zarismus dem Separatfrieden zuneigt. Und nun ist der Bund der russischen Bourgeoisie mit der französischen und englischen unvermeidlich, Miljukow stützt sich auf Buchanan, der Zar soll gezwungen werden, einen ehrlichen Parlamentarismus einzuführen, Russland soll eine fortschrittliche parlamentarische Monarchie werden, gestützt auf die englische, geführt von ihren Staatsmännern, und koste es eine Revolution. — — Der grosse Moment für das aufhorchende Proletariat der Fabriken und des Bodens war da, und er wurde ausgenützt.

Von allem Anfang an war die Haltung des russischen Sozialismus eine andere gewesen als die der zentralmächtlichen und der westlichen Sozialdemokratien. Der greise Plechanow, der auch hier die Fahne des Sozialpatriotismus entfaltete, wird zum General ohne Armee; die Kriegskredite werden vom ersten Tag an von den Sozialdemokraten verweigert, es gibt keinen Burgfrieden, keine Union sacrée; man schiebt nicht den fremden Regierungen die alleinige Schuld zu, um die eigene reinzuwaschen. Man macht Ernst mit den Resolutionen der zweiten Internationale (Stuttgart 1907, Kopenhagen 1910), welche vorschreiben, im Falle eines Kriegsausbruches, „die durch den Krieg herbeigeführte wirtschaftliche und politische Krise zur Aufrüttelung des Volkes auszunützen und dadurch die Beseitigung der kapitalistischen Klassenherrschaft zu beschleunigen.“

Und nun kommt der März 1917 mit den schleichenden Intriguen des Hofes zugunsten eines Separatfriedens, mit der Opposition des progressiven Blocks und seinen Konventikeln auf der englischen Botschaft; aber nicht England, nicht die Kadetten haben die Revolution „gemacht“, sie ist mit elementarer Gewalt hervorgebrochen aus der Not der Arbeiter, die in der grossen Stunde auch grosse Führer gefunden haben. Hier die in ihrer Knappheit bewunderungswürdige Erzählung der März-Ereignisse:

„Am Anfang März war in Petersburg kein Brot. Tausende Arbeiterfrauen warteten vor den Bäckerladen vergebens viele Stunden lang; sie mussten ohne Brot zurückkehren. Der Arbeitermassen bemächtigte sich grosse Erregung. Die Arbeiter einzelner Fabriken traten zum Zeichen des Protestes in den Ausstand. Der Streik schlug von einem Betrieb auf den anderen über. Am 9. März war der Streik allgemein: alle Fabriken standen still, die Strassenbahn verkehrte nicht. Auf den Strassen sammelten sich ungeheure Menschenmassen, die rote Fahnen hissten. Die Regierung schickte gegen das Volk ihre Soldaten: die Menge widersetzte sich, sie baute Barrikaden zum Schutz wider die Truppen. Am 10. und 11. März wurde in den Strassen Petersburgs geschossen. Aber schon am 11. März gerieten einzelne Regimenter ins Wanken. Sie ertrugen es nicht, auf die wehrlosen Arbeiterfrauen zu schiessen, die ihnen zuriefen: „Schiesst nicht! Unsere Männer sind an der Front! Wir haben Hunger!“ Die Soldaten weigerten sich, zu feuern; die Offiziere waren ratlos. Sie wagten es nicht, mit den Soldaten zu meutern; aber auch nicht, sich den Soldaten zu widersetzen. Sie gingen nach Hause und überliessen die Soldaten sich selbst. Jetzt gingen die Soldaten auf die Seite des

Volkes über. Schulter an Schulter mit den Arbeitern kämpften sie gegen die Polizisten, die Maschinengewehre gegen die Volksmassen in Bewegung setzten. Die Bewegung erfasste ein Regiment nach dem anderen; am 12. März kämpfte schon der grösste Teil der Petersburger Garnison an der Seite des Volkes. Die Polizisten, die dem Zaren treu blieben, wurden von den Soldaten überwältigt, ihre Maschinengewehre im Sturm genommen. Am 13. März war Petersburg in den Händen der Arbeiter und Soldaten.

Indessen hatten die revolutionären Parteien, Sozialdemokraten und Sozialisten-Revolutionäre, eingegriffen. Sie gaben der elementaren Bewegung der Volksmasse Organisation und Ziel. Die Arbeiter der einzelnen Fabriken und die Soldaten der einzelnen Kompagnien wählten Vertrauensmänner, die als Rat der Arbeiter- und Soldatendeputierten zusammentraten. Der Rat verkündete als Forderung der Arbeiter und Soldaten die Beseitigung der Zarenherrschaft, die Festsetzung der Verfassung Russlands durch eine aus allgemeinem und gleichem Wahlrecht hervorgegangene Konstituierende Nationalversammlung.

Der Zar war nicht in Petersburg, als die Revolution ausbrach. Im Hauptquartier empfing er die Schreckensnachricht. Aber noch glaubte er, der Bewegung Herr werden zu können. Er befahl dem Kommandanten von Petersburg, die Bewegung der Arbeiter im Blute zu ersticken, und vertagte zugleich die Duma. Aber als am 12. März dieser Befehl des Zaren in Petersburg bekannt wurde, verfügte der Kommandant über keine Soldaten mehr; und die Duma, bereits von revolutionären Soldaten belagert, sah, dass nicht nur für den Zaren, dass auch für sie, für den Adel und die Bourgeoisie, alles verloren war, wenn sie sich an die Seite des Zaren stellte. So entschloss sich die Duma, die Vertretung des Adels und der Bourgeoisie, sich selbst an die Spitze der Revolution zu stellen, um von ihr nicht hinweggefegt zu werden. Die Duma beschloss, sich dem Vertagungsbefehl des Zaren nicht zu fügen und einen Vollzugsausschuss einzusetzen, der mit dem Zaren auf der einen, mit dem Rat der Arbeiter- und Soldatendeputierten auf der anderen Seite verhandeln sollte. Aber noch glaubte die Duma, die Revolution in ihrem Sinne leiten, zur Aufrichtung der Herrschaft des Adels und der Bourgeoisie benützen zu können: der Zar sollte zugunsten seines Bruders Michael abdanken, Michael eine parlamentarische Regierung der Mehrheit der Privilegien-Duma einsetzen.

In der Tat entsagte Nikolaus der Blutige zugunsten seines Bruders dem Thron. Aber die revolutionären Arbeiter und Soldaten, von ihrem Rate geführt, gaben Michael und der Duma zu verstehen, dass sie nicht gekämpft hatten, damit ein neuer Zar an die Stelle des alten trete. Michael und die Duma mussten sich dem Willen der drohenden bewaffneten Volksmasse beugen. Michael erklärte, dass er die Krone nur aus den Händen einer Konstituierenden Nationalversammlung, die auf Grund des allgemeinen und gleichen Wahlrechts zu wählen sei, annehmen könne; bis zum Zusammentritt dieser Versammlung solle eine von der Duma eingesetzte Provisorische Regierung die Geschäfte führen.

Am 8. März war Nikolaus der Blutige Selbstherrscher aller Reussen. Am 15. März war Russland eine demokratische Republik.“

* * *

Die Märzrevolution hatte die Autorität des Staates der „provisorischen Regierung“ übertragen, in welcher Lwow, Gutschkow und Miljukow als Vertreter des Adels, der Grossindustrie und der nationalliberalen Intelligenz die entscheidenden Ministerien innehatten; als einziger Vertrauensmann der Arbeiter und Soldaten trat Kerenski ins Ministerium. Ausser ihm war das ganze Ministerium imperialistisch, für Krieg bis zum Siege und bis zur Eroberung Galiziens, Konstantinopels usw. Aber die wirkliche Macht lag vom Anbeginn an in den Händen des Petersburger Rates der Arbeiter- und

Soldatendelegierten; denn nur er verfügte über die Armee, und dieser Rat war ganz und gar nicht imperialistisch gesinnt. Ihm waren die sozialen Fragen, waren Achtstundentag und Gemeineigentum am Boden, wichtiger als alle Eroberungen, und zur Lösung dieser gewaltigen Probleme brauchte er den Frieden. So kämpften vom ersten Tage der Revolution an Bourgeosie und Demokratie um die Alleinherrschaft im Staate. Aber die Demokratie erhielt jeden Tag Sukkurs.

Und nun zeigt uns Weber die wunderbare Fülle demokratischer Organisationen, welche alsbald dem Boden des alten Russland entsprosste: in jeder Stadt gab es einen ähnlichen Rat wie in Petersburg; und alle diese Räte wählten aus ihrer Mitte Delegierte für einen Gesamtrussischen Vollzugsausschuss der Räte der Arbeiter- und Soldatendeputierten. Ebenso entstand schon im März und April in jedem ländlichen Bezirke durch allgemeine Wahlen der angeblich so stumpfsinnigen Bauernbevölkerung ein Rat der Bauerndeputierten und alle diese Bauernräte wählten einen Gesamtrussischen Vollzugsausschuss der Räte der Bauerndeputierten. Bei wichtigen Anlässen treten beide Vollzugsausschüsse, der der Arbeiter, Soldaten, und der der Bauern, zu gemeinsamer Sitzung zusammen. Diese Vereinigung der beiden Vollzugsausschüsse ist das höchste Organ der russischen Demokratie. Man darf die Gesamtrussischen Vollzugsausschüsse nicht, wie dies gewöhnlich geschieht, mit dem Petersburger Rat der Arbeiter- und Soldatendeputierten verwechseln. Der Ausdruck Sowjet ist eine Bezeichnung, die für jeden Rat passt: Sowjet=Rat.

Nach diesem lichtvollen Überblick über die Mannigfaltigkeit der demokratischen Versammlungen entwirrt nun Weber in ebenso meisterhafter Weise das Gewirr der demokratischen Parteien. Wer kennt hierzulande den Unterschied zwischen Bolschewiki und Maximalisten; wer von uns weiss, dass es überhaupt keine „Minimalisten" gibt? Folgen wir in diesem Labyrinth dem Ariadnefaden dieses Schriftchens.

Innerhalb des russischen Sozialismus ist vor allem ein Grund-Unterschied festzuhalten, der zwischen Sozialdemokraten und Sozialisten-Revolutionären:

Die Sozialdemokraten sind — wenigstens ursprünglich — die Vertreter des industriellen, die Sozialrevolutionäre die des agrarischen Proletariates. So weit wäre die Sache noch recht einfach. Nun haben aber die Sozialdemokraten schon auf dem Parteitag von 1903 eine wichtige Spaltung vollzogen: Die Mehrheit von damals nannte sich Bolschewiki, die Minderheit Menschewiki; denn Bolsche heisst auf russisch mehr, mensche weniger. Beide sind Sozialdemokraten, behaupten Marxisten zu sein. Was sie trennt ist die Frage, ob die Sozialdemokraten ein Bündnis mit der Bourgeoisie nötig haben oder nicht.

Die Bolschewiki wollen von keiner Koalition mit bürgerlichen Parteien etwas wissen; sie proklamieren die Diktatur des Proletariates, wohl gemerkt: der Arbeiter und der Bauern. „Die ganze Macht den Sowjets!", ist ihre Losung; „Weg mit dem Kapitalismus!", ihr unerbittlicher Entschluss. Als ihre Führer nennt Weber: Lenin, Sinowjew, Kamenjew, Lunatscharski und die Genossin Kollontaj; „auch Trotzki und Rjasanoff stehen ihnen nahe; Maxim Gorki, Russlands grösster Dichter, war oft an ihrer Seite; die polnische und die lettische Sozialdemokratie sind mit ihnen verbündet."

Viel ängstlicher ist die Politik der Menschewiki; die Arbeiter sind in Russland eine Minderheit, ihre Diktatur sei auf die Dauer nicht möglich, das erreichbare Maximum an russischer Freiheit sei eine bürgerliche Republik. Die Arbeiterklasse müsse die Bourgeoisie auf radikalere Bahnen drängen, könne sie aber nicht abschütteln. Eine Diktatur der Sowjets würde die Bourgeoisie, und durch sie ganz Russland, unfehlbar der Gegenrevolution in die Arme treiben. Die Führer der Menschewiki sind Zeretelli, Tscheidse, Dan, Skobelew, ihr Bundesgenosse Lieber und sein jüdischer „Bund". Von den Menschewiki haben sich nach rechts die Sozialpatrioten unter Plechanow abgespalten, der nach Weber nur noch von kontrerevolutionären Offizieren und dergleichen gepriesen wird; nach links lösten sich von den Menschewiki die Internationalisten ab, die vor allem für die schleunigste Beendigung des Krieges eintreten und deshalb auch den Eintritt von Sozialdemokraten in Koalitionsministerien im Verein mit Vertretern der imperialistischen Bourgeoisie missbilligen, sich also dem Standpunkte der Bolschewiki nähern, ohne ihre Diktatursgelüste. Führer der Internationalisten: Martow, Martinow, Semkowski; verbündet: Polnische Sozialistische Partei („Linke") unter Lapinski.

In der Hauptsache zerfällt also die russische Sozialdemokratie in drei grosse Gruppen:

die Menschewiki	unter	Zeretelli,
„ Internationalisten	„	Martow,
„ Bolschewiki	„	Lenin.

Die stärkste Partei in Russland, der Zahl nach, aber ist keine von diesen, sondern die der Sozialisten-Revolutionäre, von deren Führern Tschernow der tatkräftigste ist.

Ursprünglich die grösste Bauernpartei, hat sie im Laufe der Revolution einen grossen Zulauf von Soldaten, Kleinbürgern, Intellektuellen mitnehmen müssen, die „März-Sozialisten" wie man sie spöttisch nennt. Wie immer in solchen Fällen, haben diese bunten Massen von Mitläufern die Tatkraft der Partei geschwächt, ihren revolutionären und sozialistischen Charakter verwässert. So ragt denn aus ihr als revolutionäre Kerntruppe ihr linker Flügel hervor, die Maximalisten, welche zwar meist mit den Bolschewiki zusammengehen, aber von diesen radikalen Industriearbeitern ihrem klassenmässigen Ursprung nach verschieden sind. Die Presse des Auslandes vermengt gerne Bolschewiki und Maximalisten; auch übersetzt sie die „Menschewiki" mit dem Ausdruck „Minimalisten", der in Russland ganz unbekannt ist.

Neben den Sozialrevolutionären stützten sich auf die Bauernschaft auch die Parteien der Trudowiki und der Volkssozialisten, die sich unter Kerenskis Führung vereinigt hatten. Soweit Webers Überblick über die demokratischen Parteien.

Und nun die Fortsetzung der Revolutionsgeschichte.

* * *

„Es ist sehr leicht, Ministerstühle auf Bürgerliche und Sozialisten zu verteilen; aber es ist unmöglich, den Klassengegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat zu überbrücken." Mit diesem Leitsatz bringt Weber Licht in alle die Wechselfälle, denen sämtliche gemischten Regierungen unterliegen mussten, bis die reine Diktatur des Proletariates durch die Bolschewiki

verwirklicht wurde. Zuerst musste die Koalitionsregierung an dem Klassengegensatze scheitern. Die Bourgeoisie forderte eine Offensive, musste sie fordern; denn nur um diesen Preis wollte Amerika Waggons, England Industrieprodukte, Japan Geschütze, Frankreich Geld gewähren. Aber eine Offensive war nicht möglich ohne Todesstrafe im Heere, ohne Autorität der Offiziere gegenüber den von ihren revolutionären Ausschüssen geleiteten Soldaten; eine Armee dagegen mit blindem Gehorsam war ein fertiges Werkzeug der Gegenrevolution. Die Bauern wieder forderten Landverteilung, Minister Tschernow berief überall Agrarkomitees behufs Zuweisung des Grossgrundbesitzes an die Gemeinden. In einem grossen Teile Russlands ist diese Enteignung vollzogene Tatsache. Aber die Bourgeoisie kann diese Umwälzung und die Einführung des Achtstundentags in Fabriken und Bergwerken u. dgl. m. nicht mit ansehen. Die Kadetten-Minister demissionieren, die Bolschewiki protestieren gegen neue Konzessionen; „Alle Macht den Sowjets" ist ihre Losung. Aber die Sowjets wollen Nichts davon wissen und — seltsam genug — in blutigen Strassenkämpfen werden Mitte Juli die Bolschewiki von den Sowjet-Truppen niedergeworfen, weil sie den Sowjets mehr Macht verschaffen wollen als diesen lieb ist. Da kommen die Hiobsposten von der Front, die Offensive ist in schimpflicher Niederlage gescheitert, die Schuld wird allgemein den besiegten Bolschewiki und ihrer Auflösung aller Disziplin gegeben. Kerenski muss sich nach rechts wenden, die Führer der Bolschewiki ins Gefängnis werfen, wenn er kann; die Todesstrafe an der Front wird wieder eingeführt, vom Frieden soll jetzt, nach den Niederlagen, keine Rede mehr sein. Alles das erbittert die Volksmassen, Kerenski muss auf der Moskauer Reichskonferenz wieder mehr den demokratischen Standpunkt betonen, die Bourgeoisie sucht ihn durch ihre Gegenrevolution unter General Kornilow zu stürzen. „Aber die Rebellion scheiterte, ehe noch Blut vergossen ward, an der revolutionären Gesinnung der Soldaten; sobald sie erfuhren, worum es ging, verweigerten sie dem kommandierenden General den Gehorsam ... Die Niederlage Kornilows hat die Demokratie gestärkt. Aber das Erstarken der Demokratie hat das Kleinbürgertum eingeschüchtert, es in die Arme der Bourgeoisie getrieben." Daher der Sieg der Bourgeoisie auf der grossen demokratischen Konferenz und die zweite Koalitionsregierung Kerenskis, fast mit Ausschluss der entschiedenen Sozialisten. Darob von neuem Erbitterung der Arbeitermassen, Wahl Trotzkis zum Vorsitzenden des Petersburger Sowjet an Stelle des Menschewiks Tscheidse. Damit endet die Erzählung des Augenzeugen, hart vor dem Sieg der Bolschwiki.

* * *

Das Büchlein schliesst mit einem eindringlichen Appell an alle Sozialisten der Welt, der russischen Revolution zu Hilfe zu eilen und alle ihre Gegensätze diesem einen grossen Ziele zuliebe, zurückzustellen. Die russische Revolution ist nach der Überzeugung Webers verloren, wenn der Krieg nicht rasch beendet wird; mit ihr aber auch alle die hoffnungsvollen Ansätze zur Demokratie in Mitteleuropa. Sie ist verloren, weil die Wiedereinführung der mechanischen Disziplin, des blinden Gehorsams unter Todesstrafe, die Beseitigung der Soldatenausschüsse und die schrankenlose Befehlsgewalt der gegenrevolutionären Offiziere über die revolutionären Truppen, aus jeder Armee ein fertiges Werkzeug für einen General der Gegenrevolution macht. Bei längerer Fortdauer des Krieges muss es daher zur Wiederaufrichtung des

Zarismus in irgendeiner Form kommen, und der Zarismus ist und war immer der sicherste Hort der Reaktion, zunächst in Deutschland und Österreich-Ungarn.

Nicht also durch endlose Fortsetzung des Krieges können die Genossen in Frankreich und England für den Sieg der Demokratie in Mitteleuropa wirken, wie sie selbst es bisher glauben, sondern durch rasche Beendigung des ganzen Kriegselends, damit die russische Revolution ihr Werk im Frieden ausgestalten und ganz Europa zum Vorbild werden könne. Freilich muss die deutsche und österreichisch-ungarische Sozialdemokratie den Bruderparteien im Westen ihr Werk erleichtern, indem sie die eigenen Regierungen mit aller Energie zwingt, jedem offenen oder verkappten Diebsgelüste auf russische Gebiete zu entsagen und mit der Unabhängigkeit Belgiens, Rumäniens und Serbiens Ernst zu machen, da einen Frieden unter anderen Bedingungen auch die russische Revolution nicht schliessen kann, ohne sich im eigenen Lande und in der Demokratie der Welt unmöglich zu machen. *S. F.*



Es wäre absurd, wollten wir unsere kleinen Maßstäbe an eine so ungeheure Weltbewegung wie die französische Revolution anlegen, deren Dimensionen den Wuchs braver Spießbürger so vollkommen hinter sich lassen.

Ernest Renan
citiert von Vandervelde in seinen Essays über die russische Revolution.



Das Ende des europäischen Liberalismus.

Nach einem Buche von Eugenio Giovanetti.

Von E. TSCHARSKY.

II.

Calvin und Loyola, beide sind von derselben Universität Paris hinausgezogen, um die Welt zu erobern, und beide kämpfen im Grunde für dieselbe Sache; sie wollen beide das Reich Gottes auf Erden, nur jeder unter seinem eigenen Kommando oder dem seiner Jünger. Darum sind in der ganzen Welt Protestanten und Jesuiten stets geschworene Feinde gewesen. Die Ideen, die Dogmen, die Lehren sind nur ein durchsichtiger Schleier, um die grossen Interessen zu verhüllen und die grossen Kämpfe der Gesellschaftsklassen zu rechtfertigen. Der Autor sagt dies zwar nicht ausdrücklich, aber man fühlt, dass er es denkt.

Man kann keinen Schritt vorwärtskommen, so schreibt Giovanetti (pag. 30) wenn man nicht versucht, sich davon Rechenschaft zu geben, wie und durch welches seltsame Schicksal Calvin, der Geistesverwandte Loyolas, der Blutrichter Servets, der Verfasser eines ganzen Buches, das beweisen sollte, man müsse die Ketzer mit der Schärfe des Schwertes in Schranken halten, heute als Ahnherr der Freigeisterei, der Gewissensfreiheit, des modernen Liberalismus anerkannt wird.

Ein seltsames Schicksal fürwahr! Der italienische Schriftsteller sucht dieses Rätsel zu lösen, indem er Calvins Grundgedanken gewissermassen seziert. Er zerlegt ihn in zwei unversöhnliche Elemente, zwei entgegengesetzte Geistesströmungen. Die eine kommt aus dem alten Testament mit seiner national beschränkten Theokratie (sie hat übrigens auch Luther viel von seiner Kraft gegeben, wieder eine Begegnung von Antipoden!); die andere stammt aus dem Evangelium und seinem die ganze Menschheit umfassenden Geiste der Liebe. Calvin hat für den schneidenden Gegensatz dieser beiden Geistesrichtungen kein Gefühl. Er vereinigt sie in einer Synthese, deren Geheimnis in seiner Persönlichkeit wurzelt. Immerhin mag man mit dieser faktischen Vereinigung des Entgegengesetzten in einem Kopfe vorliebnehmen, wenn man bedenkt, dass es auch in der Wirklichkeit niemals gelungen ist, die vom Evangelium geforderte Gleichheit aller Menschen in Gott — dieses „soziale Paradoxon“, um mit Balzac zu sprechen — zu verwirklichen, ohne die mehr oder minder ausgiebige Mitarbeit der staatlichen Guillotine. Auch die höchste Duldsamkeit wird plötzlich zur Unduldsamkeit, wenn sie triumphiert. Summum jus summa injuria. Immer wieder muss die Irrung des einzelnen im Namen der göttlichen Sendung eines auserwählten Volkes hart und streng unterdrückt werden. Die Freiheit des individuellen Gedankens wird nur zu leicht zum Verbrechen gegen die Majestät der nationalen Idee. Aber auch die Idee der Theo-

kratie feiert viele Triumphe; sie liegt auf dem Grunde von Rousseaus Begeisterung für die Gleichheit aller Menschen, wir sehen sie an der Arbeit in der französischen Revolution, sie ist auch noch die grosse Kraft — und, möchte ich sagen, die grosse Schwäche — eines Mazzini.

Und so ist es möglich, noch mehr, ist es notwendig geworden, dass die besten Europäer, jene, die den Grundstein für jede Freiheit des Individuums zu legen hatten, zum Genfersee hinausziehen mussten, um an seinen gastlichen Ufern Rat und Anregung zu suchen. Die ersten, die in der Calvinschen Schule ihre Lehrjahre vollendet haben, waren die Engländer. Dort haben sie drei Dinge gelernt, die sie im ganzen Leben nicht wieder vergessen werden:

1. Der Mensch ist auf der Welt, ausschliesslich zu dem Zweck, den Willen Gottes kennen zu lernen und auszuführen: „to know and do the will of God."
2. Sein Seelenheil ist seine rein persönliche Angelegenheit, die nur ihn selbst angeht: „personal individual salvation".
3. Alle Menschen sind vor dem Gesetze Gottes gleich, sie sind Brüder, geeint durch das Band einer allgemeinen Kirche, welche alle Völker umfasst (pag. 31).

Auf Grund dieser Sätze wird dann der grösste Puritaner, wird Oliver Cromwell die Freiheit des Gewissens gegen die Allmacht der Staatsgewalt verteidigen.

* * *

Da stehen wir nun vor der ersten grossen Fortsetzung des deutschen und schweizerischen Reformationswerkes. Die Reformation springt auf England über; sie beginnt als Protest des freien Geistes gegen die römische Tyrannei, als Protest der Vernunft gegen den Aberglauben der päpstlichen Messe; doch bald erweitert sich ihr Inhalt. In Deutschland bleibt sie ein Privileg der Auserwählten, das Erbteil der Bourgeoisie in den freien Städten, das geistige Vorrecht der sich auflehnenden Landesfürsten. In England erneuert sie das ganze Volk im Kampfe gegen die autoritären Tendenzen der absoluten Monarchie der Stuarts. Der König hat sein gutes Recht, sich eine Religion nach seinem Gutdünken zu wählen, besonders jene, welche seinen Liebesgeschichten nicht im Wege steht. Aber auch das Volk besteht auf seiner Freiheit, sich seinen Glauben nach seinem Ermessen zu formen und besonders jenen zu bevorzugen, der ihm gestatten wird, auf den König zu verzichten. Da wären wir also nur noch zwei Schritte von dem Schafott, auf welchem, wie eine reife Frucht, der Kopf des unglücklichen Königs Karl I. fallen soll. Wir stehen mitten in der englischen Revolution des 17. Jahrhunderts, diesem furchtbaren Werke der Puritaner, deren schwermütige Litaneien wie Grabesgesänge die wilden Anstürme begleiten, welche sie immer wieder gegen die halb römische, genussüchtige und sittenlose Dynastie richten. Damit triumphiert der Geist der Freiheit und Gleichheit, der Geist des neuen Testaments, wie unser Autor sagt, aber alsbald legt sich der düstere Schatten Israels auf die demokratische Freiheit Englands, in der Gestalt des Diktators Cromwell. „Man kann ja noch frei denken, aber man kann auch jedem den Kopf abschneiden, der frei denkt. Der Himmel des fröhlichen England ist für immer verdunkelt.

Der jubelnde Leichtsinn hat ausgespielt und man hört nur noch die bangen Seufzer der geängstigten Seelen, die beklommen das letzte Gericht erwarten."

Diesen Geist, oder richtiger dieses Gemenge von zwei Geistern, wir werden es überall wiederfinden, in Frankreich als Geist der Revolution, in Deutschland in Form der Aufklärung, in England als klassische Nationalökonomie. Es lebt in der Erklärung der Menschenrechte, die rasch die Reise um die Erde antreten, in den Bajonetten der Revolutionsarmeen und in den revolutionären Flugschriften, welche gegenüber der Barbarei der modernen Staatsgewalt mit Leidenschaft die Rechte des Individuums verteidigen, aber nur um schliesslich derselben Staatsgewalt die Aufgabe zuzuteilen, das sozial ohnmächtige Individuum durch soziale Massregeln zu erlösen. Und so wollen wir noch zum Schlusse mit dem Verfasser die Gestalt jenes einsamen Mannes heraufbeschwören, der in sich die erschauernde Ahnung des Göttlichen und den Fernblick des Propheten vereint hat. Ich spreche von John Milton. „Die Veröffentlichung eines guten Buches zu verhindern," ruft er aus, „das ist ein Verbrechen, ebenso schwer wie das, einen Menschen zu ermorden."

Aber wenn die Staatsraison es erfordert, was denkt darüber unser jetziges England mit seinem allgemeinen Kriegszwang und mit seinem neuen Geist, entlehnt dem . . . . . Preussentum? Ist Lloyd George, dieser Liberale, der zum Chamberlainschen Imperialismus schwört, noch in Übereinstimmung mit einem John Milton?

Die grossen Wandlungen Europas sind wie ein Sturm durch die Geister gerast, aber es gibt einen Winkel den sie nicht erreicht haben. Dort kennt man das Geheimnis der wahnsinnigen Gier noch nicht, die der moderne Imperialismus entfesselt, nicht seine Logik des Hungers, der im Essen kommt. Dort fragen noch gutmütige Leute: Warum sollte Russland nicht das bischen Bessarabien den Rumänen schenken? Es hat ja der Länder so viele. Ganz im Tone des 18. Jahrhunderts, welches im Leben der Menschheit einen Augenblick süsser Illusion darstellt. Dieser angulus terrarum ist Genf, das Heimatland menschlicher Naivetät. Dort findet man einen Gabriel Bonnet, einen Edouard Chapuisat, Marcel Guinand, Paul Pictet, treue Ritter der liberalen Idee, als sie bereits überall in Europa Bankerott gemacht hatte. Giovanetti scheint ja diese blos geistige Freiheit für etwas nur zu Harmloses zu halten, für eine Illusion . . . für Worte . . . nichts als Worte, gute und generöse Worte. Und doch verweilt er mit Bewunderung bei der Gestalt eines Alexandre Vinet, des letzten grossen Liberalen, von dem sich ein Cavour inspiriert hat. Mit diesem Genfer kehrt der Liberalismus zu seiner Heimatstadt zurück, er hat seinen historischen Kreislauf vollendet. Der Liberalismus Vinets ist freilich nicht mehr der frohe Glaube von ehedem, der Stolz auf die menschliche Vernunft und den ewigen Fortschritt, nein, er ist vielmehr bereits die Warnung vor dem Niedergang, der Alarm von der Höhe eines erhabenen Gewissens. Der Liberalismus hat nun die Gleichheit der Menschen vor dem Rechte wirklich durchgesetzt, er ist auf dem Wege, auch ihre faktische Gleichheit zu fördern. Aber, so schreibt Vinet, „niemals sind die moralischen Ideale den Volksbewegungen der westlichen Welt ferner gelegen", niemals waren die Revolutionen weniger den geistigen Zielen zugewendet. (L'Education, la famille et la Société, Paris 1855, p. 506). Diese Entwicklung hat schon frühe eingesetzt. Der Liberalismus bei Montesquieu,

Mirabeau, Sieyès noch ganz Auflehnung gegen die Staatsallmacht, Lehre von den Menschenrechten, Konstitionalismus — wird schon bei den Extremen der grossen Revolution zu einer Art von Zivilreligion mit Anwandlungen von Sozialismus; der doktrinäre Liberalismus eines Benjamin Constant muss sich bereits gegen die materialistischen Forderungen des Individuums zur Wehre setzen. „Die Menschen sind geborene Dummköpfe und ihre Führer erkorene Schurken", grollt er schon im Jahre 1790. Wo ist da der optimistische Glaube eines Jean Jacques, der Glaube an die natürliche Güte des Menschen und seinen natürlichen Fortschritt, die Seele alles Liberalismus? Vollends als die englischen Utilitarier mit ihren hedonistischen Theorien und ihrem läppischen Glauben an die Zahl und an den Schilling dem Liberalismus zu Hilfe kommen und seine idealistische „Metaphysik" von sich stossen, ist er innerlich tot. Er hat den äusseren Erfolg für sich, er hat in ganz Europa Parlamente, Verfassungen, geschriebene Rechte des Bürgers, es fehlt ihm nur Eines, das innere Leben, die Liebe zum Nächsten. Doch vergebens sind alle Bemühungen eines Vinet, ihm neues Leben einzuhauchen. Der Staat muss die Volkswirtschaft gründlich erneuern und verjüngen, vergebens protestiert der Liberalismus und ruft: „Nur möglichst wenig Staat"; vergebens zeigt ein Numa Droz den Staat unter der verkümmerten Gestalt eines trägen, kurzsichtigen, vexatorischen Beamtentums. „In dem Produktionsfieber der modernen Welt Nichts zu sehen als die blinde Tyrannei der Materie ist ein Zeichen von unheilbarer Unfruchtbarkeit des Denkens", ruft Giovanetti den Genfer Liberalen zu, die sich in ihren Föderalismus zurückziehen, den letzten Zufluchtsort des calvinistischen Liberalismus und zugleich des Kirchturmgeistes, der sich sein Recht wahren will, Nichts zu tun, während um ihn her eine neue Welt, eine neue Gesellschaft geboren wird.

* *
*

Und Giovanetti setzt die Polemik mit Genf fort. Die Furcht der dortigen Liberalen vor dem Schlagwort der Organisation ist eitel und grundlos. Sie sehen darin nur den Geist eines Naumann, das Schwert eines Hindenburg, das Schreckgespenst — Mitteleuropa! In Wirklichkeit hat schon Platon das Individuum in der Idee absorbieren wollen, die Stoiker, Mark-Aurel, Leibnitz, den Menschen als eine lebende Welt in einem Konzert lebender Welten aufgefasst und selbst der Individualist Herbert Spencer schwankt zu Zeiten als richtiger Engländer zwischen den Konsequenzen seiner organischen Auffassung der Gesellschaft und dem bequemen Individualismus des Mannes, der seine Pfeife raucht und die Welt Welt sein lässt. Es liegt doch nicht notwendig etwas Reaktionäres in der Idee der Organisation, meint Giovanetti, sie hat vielmehr die gesunde Tendenz, über das Individuum hinaus die Einheit der Gesellschaft zu begründen; sie ist geradezu die Erbin der Reformation; denn auch diese hatte die Tendenz zu organisieren. Und mit seiner gewohnten Lyrik sieht der Italiener einen Hindenburg seine Armeen als lebendige Riesen-Organismen mit seinem Impuls beseelen, und Mitteleuropa wird ihm zu einer einzigen grossen Kirche des organisierenden Weltgeistes. Der Staat selbst ist ihm nur noch eine Schwingung der universellen Idee, und dabei doch ein gewaltiger Rythmus schöpferischer Tätigkeit. Wir freilich möchten diese Begeisterung nicht so sehr dem modernen Mitteleuropa als dem antiken Stadt-Staate zuwenden, als einer Fusion des individuellen und

kollektiven Geistes zu einer Demokratie der Auserlesenen. Aber wir haben die feste Zuversicht, dass sich die Entwicklung der modernen Staaten in dieser Richtung vollziehen wird; zur Erneuerung des antiken Gemeinwesens, nur auf einer breiteren Grundlage, breiter im geographischen und im sozialen Sinne. Und dieser ganze Krieg, diese anscheinend so grausam blinde Arbeit der Materie, welche fühllos Kadaver auf Kadaver häuft und Nationen ins zuckende Fleisch schneidet, dient der Höherentwicklung der Menschheit, deren künftige höhere Organisation er herausarbeitet. Der Krieg setzt, nur mit schrecklichen Mitteln, die Arbeit des Friedens fort. Die Unvernunft der Geschichte wird doch auch diesmal zuletzt Vernunft sein. Die Völker durchbrechen die Grenzen ihrer Isolierung vor unseren Augen, unter dem Sturmeshauche des Weltgeistes, dessen Stimme aus allen Kanonen der Welt uns zubrüllt, dass die Zeit gekommen ist, um den engen Rahmen der Nation zu verlassen und den internationalen Staat der Zukunft aufzubauen.



Das 12. Kapitel ist eine heftige Anklageschrift Giovanettis gegen den modernen Nationalismus. Hier sein Gedankengang.

„Der geistige Reichtum der Menschheit beruht darauf, dass ein einziger Geist in allen Völkern lebt und dass jede Nation fähig ist, dieses ganze Erbgut zu erfassen und weiter zu geben, vermehrt um all den neuen Reichtum, der aus der geistig-sittlichen Eigenart ihrer grossen Menschen stammt."

Sträubt sich aber der Einzelne gegen gewisse Gedankenweiten, die ihn erst zum Vertreter der ganzen Menschheit, zum Menschen machen, so wird er eine Art Kettentier, ein „canis nationalis" und zugleich vermöge seiner Unfähigkeit, über die Borniertheiten seiner Nation herauszukommen, ein „asinus universalis". Und wenn solche zwei, drei nationale Ideen zusammenstossen, Leute wie Barrès z. B. und Reventlow, so entsteht ein Krieg wie dieser, in dem es sich doch, man mag sagen, was man will, nicht um den Schutz der kleinen Völker, nicht um die Verteidigung des Vaterlandes, nicht um die Erhaltung des eigenen Nationalgeistes handelt, sondern um die Weltherrschaft. „Der Welt seine Herrschaft auferlegen heisst aber die Welt nach der eigenen Idee organisieren, die nur eine allgemeine sein kann." Der grosse Krieg arbeitet, durch eine List der Natur, an der Eröffnung neuer Bahnen für den Fortschritt, an der Aufrichtung eines neuen Staates, der nicht mehr einer Nation, sondern einer Menschheit gleichen wird.

Was bleibt dann noch von jener nationalen Idee übrig, für die alle Armeen der Welt zu kämpfen glauben? Die modernen Nationalisten haben sie materialisiert, in die schmutzige Gier ewig hungriger Bettler verwandelt, welche die Kriegsfahne der Lieferanten, der Kriegsgewinner im Sturm der Geschichte flattern lassen. Das sind die Tartufes des „Nationalismus", wie sie Vinet nennt. Heute klammern sie sich an alle Reaktionen, an die katholische, an die konservative und während sie angeblich nur ihr nationales Eigentum fordern, legen sie auch schon die Hand auf fremdes Gut, und denunzieren Naumann, während sie selbst an gar nichts anderes denken als an den Block, den ihre Staaten nach dem Kriege bilden sollen. Und doch ist das illiberale, das reaktionäre Element in Naumann nicht der Gedanke des Zusammenschlusses, sondern der des Abschlusses, nicht

die Bildung eines mitteleuropäischen Blocks, sondern die Vorstellung, dass die Welt dauernd in 4 oder 5 solcher überstaatlicher Blocks zerfallen könnte, ohne dass diese sich ihrerseits zu einer höheren Einheit zusammenschliessen müssten.

* * *

Das 19. Jahrhundert hat das Antlitz der Erde wie ausgewechselt: Aus Menschen, die, über weite Flächen zerstreut, an ihrer Heimat wie angewurzelt, gewissermassen ein Pflanzenleben führten, hat unsere Zeit einen einzigen wimmelnden Haufen von rastlos bewegten Individuen gemacht. Die fabelhafte Leichtigkeit und Raschheit des Verkehrs stellt auch die fernsten Länder und Völker jedem Willenskräftigen, so bescheiden seine Mittel sein mögen, in den Bereich seiner Wünsche. Jeder schöpferisch veranlagte Mensch kann heute ohne Übertreibung sagen: Die ganze Welt steht mir offen.

Damit hat aber der wirtschaftliche Fortschritt Bande geknüpft zwischen allen menschlichen Wesen und zugleich jeden Einzelnen aus dem Schatten seines Kirchturmes hinausgehoben in die weite Welt. Das Individuum wird zum Weltbürger, es glaubt nicht mehr blindlings an die grenzenlose Vortrefflichkeit seines Vaterlandes und, wie der Mensch der Neuzeit lernte, seinen Kinderglauben mit den Religionen anderer Länder, anderer Weltteile zu vergleichen, so prüft der Mensch der Gegenwart auch den moralischen Wert seines Vaterlandes durch den Vergleich mit den Einrichtungen anderer Länder, mit den Vorzügen anderer Völker, mit den Errungenschaften und Fehlgriffen anderer Zeiten. „Darum muss die alte Form der nationalen Idee in unserer Zeit zusammenbrechen. Nur eine Form der Beziehungen zwischen Nation und Individuum ist fortan möglich, die freie Wahl eines Vaterlandes und die Treue zu dem Lande seiner Wahl." Alle Staaten öffnen sich vor dem modernen Menschen und jeder sagt zu ihm: „Sieh hier meine Organisation. Willst du in ihrem Rahmen mitarbeiten, so bist du willkommen. Bei uns ist Platz für jeden guten Willen!" Gegen einen solchen Staat zu kämpfen hat natürlich der Bürger nicht notwendig; er kann seine weltbürgerliche Psyche behalten und sich dabei doch zu antiker Bürgertugend emporbilden.

* * *

Aber sind wir da nicht mitten in den Träumen eines weltfremden Optimismus? Durchaus nicht. Wir schöpfen unsere Hoffnungen aus den Erfahrungen der Geschichte. Wir haben gesehen, wie das evangelische Weltbürgertum eines Zwingli zu einem herz- und schwunglosen Staatsegoismus erstarrte und wie anderseits im Lande Luthers der Nationalismus selbst in einem übernationalen Block aufgehen will. Ja, die Erde bewegt sich doch! Und die Ideen verändern sich! Warum unseren Blick an ihnen haften lassen und nicht lieber den Tatsachen zuwenden, aus denen sie hervorwachsen?

Es hat eine Zeit gegeben, in welcher das Luthertum die geistige Einheit Europas sprengen musste, weil sie zur Fessel geworden war, welche das freie Wachstum der Völker hemmte und gefährdete. Da wurde der nationale Egoismus eines Luther — die Predigt von der nationalen Grösse um den Preis des universellen Leidens — zur schöpferischen, zur befreien-

den Kraft und ein schlaffes verschwommenes Weltbürgertum forderte zum Kriegsruf heraus: Écrasez l'infâme!

Aber wie anders sieht heute die Welt aus: „Heute — schreibt Giovanetti — muss das Individuum die nationale Idee zerstören, um in der gesamten Menschheit eine höhere Einheit zu finden."

Warum also Pessimist sein? Ist doch das Leben nichts anderes als ein beständiger Tausch alter um neue Werte!

* *
*

Doch es ist Zeit von unserem Autor zu scheiden. Er selbst verabschiedet sich in rührender Weise von Genf, von „seinem Genf" und flieht zu neuen Horizonten, sein Blick berauscht sich an den weiten Ausblicken der ewigen Stadt. Er nimmt den Nationalismus nicht zu ernst, der auch in seinem unsterblichen Vaterland momentan „den Menschen zu einem Vierfüssler entarten lassen möchte, der nichts kann als bellen, die ganze Welt anbellen." Giovanetti hofft das Beste für die Zukunft: Italien wird sich auf seine ewige Mission besinnen. „Möge Italien der Menschheit auch ferner grosse, unsterbliche, universelle Gedanken schenken . . . nur so kann es die Welt erobern, so auch am besten den Nationalismus der Teutonen bekämpfen."

Ein tiefsinniger Rat, aber kann er von denen beherzigt werden, die unaufhörlich das Gegenteil davon verkünden? Vielleicht erklärt sich so am besten die Verschwörung des Schweigens, welche in Italien dieses schöne Buch den Blicken der Öffentlichkeit entzieht.

□ □ □

Wandlungen.

Von Dr. Ed. PLATZHOFF-LEJEUNE, Bullet (Vaud).

Die katholische Kirche bemüht sich, die Unwandelbarkeit ihres Dogmas durch die Jahrhunderte hindurch zu erweisen. Die kritische Wissenschaft lässt diesen Beweis nicht gelten. Genau so steht es in den Kriegsländern, die sich krampfhaft bemühen, die Unveränderlichkeit ihrer Kriegsziele, ihrer äusseren und inneren Politik zu behaupten, und die nicht einsehen oder nicht einsehen wollen, dass sich eine gewaltige und tiefgreifende Wandlung in den Anschauungen der Völker vollzogen hat und dass die Regierenden überall diesem Druck nachzugeben beginnen. Dem Neutralen sei es erlaubt, diese Wandlung auf allen Fronten kurz in Erinnerung zu rufen: sind sie doch das Unterpfand des nahenden Friedens!

Deutschland. Vorüber sind die Zeiten des „frischfröhlichen" Krieges von mehrmonatlicher Dauer. Der Einmarsch in Paris, die Massenlandung in England, Annexionsgelüste in Belgien, Frankreich, Russland sind geschwunden. Die Manifeste der Intellektuellen, die prahlerischen Artikel einiger Pangermanisten über die am deutschen Wesen genesende Welt verstummen all-

mählich. Der Hass selbst gegen England flaut ab und die neuen Kriegserklärungen werden nicht mehr mit hochmütigem Spott abgetan. Ernste, mahnende Stimmen werden laut Nicht wenige verurteilen schon heute den Einbruch in Belgien. Das oderint dum metuant gilt nicht mehr An dem ernsten Misskredit, in den Deutschland auf Jahrzehnte bei den meisten grossen Nachbarn sich gestürzt hat, beginnt es schwer zu tragen Das Verständnis für die Kulturbedeutung anderer Völker ist im Wachsen Die unglückselige Polen- und Elsasspolitik wird in ihrem ganzen Verhängnis erkannt. Der Liberalismus erstarkt überall. Der Süden gewinnt langsam von seinem verlorenen Prestige zurück und tritt mit Recht fordernd auf. Sieghaft verbreitet sich der demokratische Gedanke und der Stern des Junkertums verblasst; mit ihm auch der Parademilitarismus, und das Vorherrschen gewisser militärischer Begriffe im Zivilleben. Man sieht ein, dass das Junkertum im Grunde nichts als ein Ablegen des slawischen Grossgrundbesitzertums ist, dass die Kraft Deutschlands nicht in den Adelsfamilien, sondern im Volke steckt, das nun reif ist, die monarchischen Formen mit demokratischem Geist zu erfüllen. Die russische Revolution hat der Klassenhierarchie einen tüchtigen Stoss versetzt. Noch ist diese Bewegung erst in den Anfängen, aber das Kriegsende wird ihr einen starken Umschwung bringen. Deutschland soll seinen Platz an der Sonne, freies Meer und Kolonien haben, ohne dass es darum provokatorisch auftritt und andern das Brot vom Munde nimmt. Ein starkes Deutschland, das andere leben lässt und als gleichberechtigt anerkennt; ein demokratisches Deutschland, das der Zentralisation Einhalt gebietet und seine Bundesstaaten stark und frei sich entwickeln lässt; ein selbst regierendes, reifes Volk mit einem Monarchen als erstem Diener des Staates; ein kraftvolles und in seinen Entschliessungen freies Parlament; freie Bahn dem Tüchtigen; Achtung vor dem Gegner; Verständnis für die Art und die Bedürfnisse anderer Völker; Liebe zur Menschheit; ehrliches Streben und offene Karten — das ist das Ideal, dem die Besten zustreben!

Wie gerne würde man hören, dass von den Greueln im Feindesland, an den Komplotten und Intrigen kein wahres Wort ist! Wie freut man sich über das Verschwinden der Minister und Diplomaten, die für diesen Umschwung kein Verständnis haben; über die Anerkennung der Besten der Nation, deren unerschrockenes Vorgehen als Vergehen bestraft wurde! Möge Gottes Wort zur Wahrheit nach dem Frieden werden: es ist eine Lust zu leben!

Österreich-Ungarn. Auch hier: quae mutatio rerum! Mächtig erheben die Völker der Monarchie ihre Stimme. Waren sie auch nicht geknechtet, wie der Gegner meinte, so waren sie doch nicht alle frei in Ausübung ihrer Menschenrechte. Woher sonst die Tausende, die zum Feinde übergingen? Nun sollen sie gleichgestellt werden, an Sprache und politischen Rechten; sie sollen sich grösstmöglicher Selbständigkeit unter einem ebenso energisch, als liberal denkenden Herrscher erfreuen. Gestärkt soll die Monarchie aus dem Kampfe hervorgehen. Sie soll selbst ihren Stämmen das gewähren, was der Gegner ihnen versprach. Auch hier stehen wir noch in den Anfängen. Mögen sie zu kräftigem Wachsen fortschreiten und das Parlament der Monarchie uns ein anderes Schauspiel bieten! Möge die Politik hochmütiger Gewalt, wie sie zu Kriegsbeginn sich zeigte, auf immer begraben sein! Kein anderes Land ist imstande den Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Völker so grosszügig durchzusetzen wie dieses! Möge es durch die Verwirklichung dieses Ideals seine Feinde Lügen strafen!

Italien hat im Kriege vieles gelernt. Derselbe König, der zum Schutz seiner Krone in den Krieg ging, muss aus dem gleichen Grunde wieder Frieden schliessen. Verhängnisvoll für Italien sind seine Rassentheoretiker und politischen Idealisten, die ihm Kriegsziele gesetzt haben, die in Jahrhunderten nicht zu erreichen sind. Solange das Königreich an dem Postulat der Zugehörigkeit aller italienischsprechenden Territorien zu seinem Szepter festhält, bildet es in Europa eine Gefahr. Nach Eroberung von Trient und Triest wäre die Reihe logisch an Nizza und Savoyen, Malta oder Tessin gewesen. Man erziehe die Jugend nicht in diesem Geiste der Rassenreinheit und Rasseneinheit. Das Nationalitätenprinzip wird durch diesen Krieg nicht bestätigt, sondern gerichtet. Freies Zusammenleben heterogener Elemente in nach innen losem, nach aussen festem Verbande ist ein würdigeres, den Menschheitsgedanken weit besser ausdrückendes Ziel. Völker mit rein homogener Zusammensetzung sind leicht unduldsam, exklusiv und beschränkt im Verständnis des andersartigen. Heute hat Italien seine Kriegsziele gründlich revidiert; es wäre dankbar für das mit Entrüstung abgewiesene parecchio Giolittis und scheint sich jetzt mit dem status quo begnügen zu müssen. Möge es vor allem sich dem inneren Ausbau widmen: Volksbildung und -Erziehung, Hebung der Landwirtschaft, soziale Förderung der Arbeiterklassen, Kampf gegen die Auswanderung und anderer Volksübel (Lotteriewesen), das sind bescheidenere, aber notwendigere Ziele, als die Ausdehnung auf Kosten anderer. Jahrzehnte werden dazu nötig sein, in denen es manches umzulernen heisst. Welche Wandlung auch hier!

Und Frankreich? Man darf wohl jetzt schon sagen, dass seine Vierbundpolitik eine der Kriegsursachen war. Gerade unter ihren Folgen leidet das Land heute am meisten. Verständigung mit dem gefürchteten Gegner ist immer besser als Defensivallianz gegen ihn mit einem dritten. Frankreich hat in diesem Kriege am schwersten und am unschuldigsten gelitten, obschon es naturgemäss an der Weltschuld seinen Anteil hat. Man kann ihm nur das wünschen, was es andern schenken möchte: Recht, Gerechtigkeit und Freiheit! Demokratische Formen genügen nicht; demokratischer Geist ist nötig. Daran fehlt es noch oft genug. Ehe man den Retter anderer spielen will, ist es immer besser, man rettet sich selbst. Frankreich hat die innere Kraft seiner Gegner unterschätzt. Es sah Österreich auseinanderfallen und Deutschland zerstückelt. Wie anders stehen heute die Dinge; wie froh wäre jeder, im verlorenen Spiel seinen Einsatz zu retten!

England ist gewiss der stärkste Mann in diesem Kriege, der es am längsten aushält und am wenigsten leidet. Und doch: man dachte sich die Sache leichter! Beschämend ist es zu sehen, wie ein Land nach dem andern die Methoden der Feinde im Guten wie im Schlechten nachahmt und damit doch nicht das Gleiche erreicht. Und immer wieder wird die Hoffnung auf den neuen Teilnehmer an dem grausamen Spiel gesetzt, weil man es nicht glauben will, dass keiner gewinnen wird. Wie stark hat auch England seine Forderungen herabgestimmt und wie bescheiden ist es geworden? Von einer Aufteilung Deutschlands, vom Abdanken seines Monarchen, vom Eingriff in seine innere Verfassung ist keine Rede mehr. Sitzt man einmal am grünen Tisch, so wird sich zeigen, dass die Gegner einander täglich entgegenkommen und dass der sie noch trennende Raum täglich kleiner wird. Warum nicht miteinander reden, warum nicht eingestehen, dass man einander unrecht getan hat, warum nicht endlich auf den nationalen Hochmut verzichten und den

Feind nicht wie ein wildes Tier, sondern wie einen fehlbaren Bruder behandeln, dem man verzeiht, weil er besserungsfähig ist? Warum diesen einzigen Ausweg nicht freiwillig wählen, statt zu warten, bis man ihn zu betreten gezwungen ist? Soll die Stimme der Vernunft nicht mächtiger tönen, als die blinder Leidenschaft?

Russlands Wandelung ist die auffälligste und die am wenigsten übersehbare, weil noch nicht abgeschlossen. Mit welchem Jubel begrüsste die Entente seine Revolution! Und doch war sie die Ursache seines Abfalls, dieses schwersten Schlages für die Westmächte. Wie gerne sähe man den vielgeschmähten Zaren wieder an seinem Platz. Russland war reif für die Revolution, aber dass sie das Ende seiner Kriegsmacht bedeutete, konnte nur einem völlig verblendeten und verrannten Verbündeten zweifelhaft bleiben. Und nun heisst es aufbauen. Hier ist am meisten zu tun! Kommt es zu einer Gegenrevolution? Muss, wer zu schnell vorrückt, wieder zurückgehen? Oder lassen sich die neuen Probleme ohne neue Katastrophe lösen? Genug, Russland ist das schlimmste Schulbeispiel der Verderbnis unserer europäischen Diplomatie. Das Volk beginnt endlich seine Stimme zu erheben und sein Recht zu fordern. Und neben zahllosen Missgriffen seiner jetzigen Regierung, sehen wir eine Anzahl glücklicher Initiativen, für die Westeuropa noch nicht reif ist. Das Alte stürzt und neues Leben blüht aus den Ruinen!

So spüren wir deutlich die Wandlungen in der Stimmung und in den Wünschen der Völker. Der Gedanke der eigenen Mitschuld am Kriege keimt in den Gewissen der Besten. Man spricht von einer unglücklichen Verkettung der Umstände, von Missverständnissen und Vorurteilen, nicht mehr von der ausschliesslichen Schuld des Feindes und der eigenen weissen Unschuld. Keine Annexionen, hiess die erste Konzession, keine Entschädigung wird die zweite lauten. Und die bekannten Garantien und Sicherungen? Da sie jeder vom andern fordert, wird sie jeder geben müssen, aber keiner geben können: sie heben einander auf wie die geforderten Entschädigungen und gewünschten Annexionen. — Das Vertrauen muss wiederkehren. Es dem Gegner dauernd versagen, weil er uns einmal täuschte, ist eine Kinderei, um nicht zu sagen eine Barbarei! Wir haben gegenseitig einander so viel zu verzeihen, dass für selbstgerechten Tugendstolz kein Platz mehr ist. Wenn jeder sich bemüht, das eigene Unrecht vor dem fremden einzusehen, kann der Friede morgen geschlossen werden. Wer als erster die Hand reicht, als erster sich zu demütigen vermag, der hilft dem Menschheitsgedanken zum Siege und wird der Grösste aller sein. Der Unversöhnliche straft sich selbst am härtesten und der Sieg über sich selbst ist von jeher der schwierigste und schönste Sieg gewesen. Ihn wünschen wir allen Völkern, denn er ist der einzige, den alle erringen können, ohne einen Gegner zu Boden zu strecken. Früh oder spät kommt er doch; warum nicht heute lieber als morgen?



Die entschiedene Jugendbewegung.*)

Von GEORG GRETOR.

I. Ihre Entstehung (1900—1914).

Zur bewussten, entschiedenen Jugendbewegung haben in Deutschland drei Strömungen zu Beginn des Jahrhunderts geführt:

Der Wandervogel, eine romantische Empörung der bürgerlichen Jugend gegen Schule und Familie. Lebens- und Wanderformen sind Ausdruck seines inneren Wesens, aus jugendlicher Not und Bedrängnis geboren. Die Entstehung ist von Hans Blüher in seinem Buche „Der Wandervogel, Geschichte einer Jugendbewegung" geschildert (Verlag Bernhard Weise, Berlin-Tempelhof).

Die „Freie Schulgemeinde", die als jugendliche empörerische Tat zustande kam (gegen die Spekulation des Alters) und die ihr Gründer Gustav Wyneken als Burg der Jugend erdachte.

Die Zeitschrift „Der Anfang", von Schülern im Jahre 1908 gegründet; sie versuchte sogleich jugendliche Probleme in gefährlicher Weise zu berühren. Dies wurde ihr verunmöglicht und so musste sie sich eine Zeitlang mit literarischen Allüren begnügen. Sie wurde redigiert in Berlin, Wien, Zürich, Paris, London und wieder Berlin. Schliesslich rang sie sich selbständig zur Aufgabe durch, „dass die Jugend erwache, dass sie teilnehme an dem Kampf, der um sie geführt wird". Da der Inhalt diesem Leitsatze noch nicht entsprach, rief ihr im Jahre 1911 Wyneken zu: „Hinein in die Fragen, die die heutige Jugend wirklich bewegen, in ihre Lebensfragen".

Mit der Neugründung des „Anfang" unter Wynekens verantwortlicher Redaktion tritt die entschiedene Jugendbewegung in die Öffentlichkeit. Wyneken verkündete im ersten Heft:

„Indem wir diese unsere Zeitschrift der Jugend anbieten, bieten wir ihr etwas Grosses und Wichtiges, etwas, was ihr noch nicht angeboten worden ist. Wir geben ihr die Möglichkeit, allen Mächten und Autoritäten, wenn es sein muss zum Trotz ihre Meinung und ihren Willen auszusprechen, rückhaltlos und weit vernehmbar. Wir geben ihr diese Zeitschrift in die Hand, wenn es sein muss, als Werkzeug und Waffe in ihrem Kampf um Achtung, um Recht der Persönlichkeit, um Freiheit der Überzeugung, um eine neue Lebensgestaltung und als ein Mittel, zum ersten Mal sich selbst zu finden und zum Bewusstsein ihres Wesens und ihrer gemeinsamen Interessen zu kommen. Wir reihen damit das Denken und Wollen der Jugend — und das ist etwas geschichtlich Neues — in das öffentliche Denken der menschlichen Gesellschaft ein, und wir erwarten von der Jugend, dass sie das versteht."

Trotzdem war die Zeitschrift „Der Anfang" nur ein schwacher und vorsichtiger Ausdruck des jugendlichen Lebens, das dahinter stand. Sie erschien

---

*) Unter dem Namen der Jugendbewegung hat sich in Deutschland eine Art Sturm und Drang der Gymnasial- und Universitätsjugend entwickelt, der wegen seines hohen Idealismus Beachtung und Sympathie verdient. Wir geben daher einem warmen Anhänger und genauen Kenner der Bewegung das Wort, und lassen einen zweiten Aufsatz über „Jugendburg und Friedensschule" folgen. Die Red.

vom Mai 1913 bis Juli 1914 im Verlag der „Aktion". Franz Pfemfert zeigte das aktivste Verständnis und verhinderte im August 1914, dass die Zeitschrift der Jugend in die allgemeine Verwirrung hineingezogen wurde. Während seines Jahrganges gruppierten sich um die Redaktion verschiedene Organisationen: das „Akademische Comité für Schulreform" (A. C. S.) verbarg unter diesem wissenschaftlichen Namen aufregende Initiative. Es wurde vom Wiener Herausgeber des „Anfang", Siegfried Bernfeld, ins Leben gerufen. Die Leitgedanken lauten:

„Kindheit und Jugend sind nicht die zwecklosen Durchgangsstadien zum erwachsenen Menschen, sondern notwendige, in sich geschlossene Entwicklungsstufen.

Jugend und Mannheit sind nicht graduelle, sondern qualitative Unterschiede.

Die Jugend ist also nicht unvollkommene, unreife Mannheit, sondern ein vollkommener Zustand für sich.

Der Übergang von einer Stufe in die andere erfolgt naturnotwendig, organisch, zwanglos.

Die Jugend hat nur einen Sinn: sich zum vollkommenen Träger des Kulturgeistes zu bilden. Wenn die Entwicklungsgesetze und das Ziel von Jugend und Mannheit verschieden sind, so muss es auch die rationellste Gestaltung ihres äusseren Lebens sein.

Die Gestaltung des Lebensverhältnisses der Jugend, die der Sonderheit ihrer Natur entspricht, heisst Jugendkultur.

Die Schulreform hat die Aufgabe, das Schulwesen neu zu gestalten in dem Sinne, dass die äussere und innere Organisation der Schule der erreichbar vollkommenste Ausdruck für das Streben nach Jugendkultur ist.

Das A. C. S. sucht seine Aufgaben in diesem Rahmen, beschränkt sich aber auf folgende drei Komplexe:

1. Beiträge zu schaffen zur wissenschaftlichen Fundierung des Begriffes, der Aufgaben und der Technik der Jugendkultur.
2. Die Verbreitung des Begriffes und der Gesinnung „Jugendkultur" unter der Studentenschaft.
3. Einrichtung und Unterstützung von Unternehmungen, die der Mittelschülerschaft, wenigstens fragmentarisch, neben der Schule und der üblichen Lebensweise herlaufende Mittel zur Jugendkultur geben sollen."

Viele Gründungen gingen vom A. C. S. aus. Die „Sprechsäle" boten in den meisten grossen Städten Gelegenheit zu „freier geistiger Betätigung" der Schüler. Zunächst waren diese Jugendgemeinschaften auf elterliche Wohltätigkeit angewiesen. Von Mal zu Mal fand man sich in einem andern Zimmer zusammen, das fremd, uneigen und dabei immer dasselbe war. In der Atmosphäre roten Plüsches, auf Möbeln, die für die Proportionen einer andern Generation gedrechselt waren, zwischen Nippchen und Deckchen konnte Jugend nicht wirklich jugendlich sein. Doch da damals die Fähigsten die Tätigsten waren, entstanden in Wien, Berlin und Heidelberg eigene Jugendheime. In Wien kamen häufig viele hundert Kameraden zusammen. Ein Ausschuss Jugendlicher leitete die Selbsthilfe der Jugend ein. Er setzte sich mit zuverlässigen erwachsenen Freunden (Ärzten, Juristen, Abgeordneten und Schriftstellern) in Verbindung. Bei allen Konflikten innerer oder äusserer Art, hauptsächlich in Schule, Elternhaus oder Beruf, stand der Ausschuss durch Intervention, direkte Hilfe, Gastfreundschaft und durch Einwirkung auf die Öffentlichkeit den Kameraden bei.

Im Herbst 1913 luden über ein Dutzend Jugendverbände zum „Freideutschen Jugendtag" auf dem Hohen Meissner mit diesen Worten ein:

„Die Jugend, bisher aus dem öffentlichen Leben der Nation ausgeschaltet, und angewiesen auf eine passive Rolle des Lernens, auf eine spielerisch-nichtige Geselligkeit und nur ein Anhängsel der älteren Generation, beginnt, sich auf sich selbst zu besinnen. Sie versucht, unabhängig von den trägen Gewohnheiten der Alten und von den Geboten einer hässlichen Konvention, sich selbst ihr Leben zu gestalten..."

2000 beteiligten sich; eine kleine Gruppe Entschiedener setzte gegen alldeutsche Abstinenten und Singsangromantiker das Gelöbnis durch: „Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten; sie tritt für die innere Freiheit unter allen Umständen geschlossen ein."

Drei Monate später wird dieses Gelöbnis in München von der Majorität und ihren strebsamen Führern aus moralischer Feigheit gebrochen. Die freideutsche löst sich von der entschiedenen Jugend los, indem sie in zahlreichen gewundenen Erklärungen festzustellen sucht, dass sie niemals „etwas mit ihr gemein gehabt hatte"

Das kam so:

Das Jahr des Unheils, 1914, wurde in Deutschland mit der Hetze gegen „Jugendkultur" eröffnet von einer Roheit und Brutalität, die erst wieder im August ein Gegenstück fand.

Ein Zentrumsabgeordneter erklärt im bayerischen Landtag:

„Welches sind die Ziele der Jugendkultur: Kampf gegen das Elternhaus, Kampf gegen die Schule, Kampf gegen jede positive Religion, Kampf gegen die christliche Moral, Kampf gegen einen gesunden Patriotismus. Einer ihrer Vertreter hat erklärt: Wir können uns unter dem Worte „deutsch" nichts mehr denken. Also: anarchistische Auflösung unentbehrlicher, unersetzlicher Werte, eine Art pädagogischer Futurismus."

Der Kultusminister las seinen Erlass gegen „Anfang" und „Sprechsäle" vor:

„Seit Mai 1913 erscheint im Verlage der „Aktion" ... „Der Anfang", eine Monatsschrift, die sich als Zeitschrift der Jugend, und zwar der studierenden Jugend, vorstellt. Soviel aus einzelnen Nummern ersehen werden kann, tritt diese Zeitschrift durch bewusste Erschütterung jedes Autoritätsgefühls, durch Verhöhnung der Lehrer in der ständigen Rubrik Klassenspiegel, durch Empfehlung einer gesunden Erotik, und durch Herabwürdigung der Religion und des Religionsunterrichtes den Zielen und den Bestrebungen der höheren Unterrichtsanstalten für eine religiös-sittliche Erziehung der Jugend geradezu feindlich entgegen. Ausserdem war der ersten Nummer vom Mai ein Fragebogen beigelegt, der sich auf den Zustand des Vereinswesens an den deutschen und österreichischen Mittelschulen bezieht, und in dem unter Verbürgung unbedingter Verschwiegenheit der Schüler zur Angabe über geheime, von der Schulbehörde nicht geduldeter Schülervereine aufgefordert werden.

Da unter den Beiträgen aus Schülerkreisen, die bisher in der Zeitschrift veröffentlicht wurden, auch solche aus Nürnberg und München sich finden, besteht Anlass zu der Annahme, dass diese Zeitschrift auch bei den Schülern von bayrischen höheren Lehranstalten bereits Verbreitung gefunden hat. Die Schulvorstände und Lehrer werden daher beauftragt, sofort in geeigneter Weise einzuschreiten, wenn sie wahrnehmen sollten, dass sich die Zeitschrift „Der Anfang" in den Händen von Schülern vorfindet; insbesondere wäre gegen Schüler strafweise vorzugehen, die die Weiterverbreitung der Zeitschrift irgendwie zu fördern suchen. Falls etwa beobachtet werden sollte, dass die Zeitschrift von Buchhandlungen des Schulortes an Schüler versandt wird, ist Anzeige hierher zu erstatten.

Einem ähnlichen Zwecke scheint wohl eine Einrichtung zu dienen, die im

Anschluss an einen im Oktober vorigen Jahres auf dem Hohen Meissner bei Kassel abgehaltenen Freideutschen Jugendtag unter Vermittlung einer gewissen E. S. in München unter dem Namen „Sprechsaal Münchner Mittelschüler“ einzuführen versucht wurde. Gedruckte Aufforderungen zum Beitritt dieser Einrichtung wurden Schülern der höhern Lehranstalten eingehändigt, und es ist möglich, dass auch in andern, insbesondere grösseren Städten gleiche Veranstaltungen ins Leben gerufen werden sollen. Nach der erwähnten Aufforderung ist der Sprechsaal Münchner Mittelschüler gedacht als „Mittelpunkt der freien geistigen Betätigung der Münchner Mittelschüler und Schülerinnen. Er ermöglicht es jedem, über den Kreis seiner zufälligen Bekannten und Mittelschüler hinaus mit Gleichaltrigen und Gleichgesinnten sich über alles auszusprechen, und im freien Verkehre mit jüngeren und älteren Kameraden und mit Studenten neue geistige Anregungen zu geben und zu empfangen.“

Was oben bezüglich der Zeitschrift „Der Anfang“ gesagt und angeordnet wurde, hat im allgemeinen auch für den „Sprechsaal“ zu gelten; die Anstaltsvorstände werden die Bewegung sorgfältig im Auge zu behalten haben und nach Massgabe der Disziplinarordnung wird der Verbreitung der gedruckten Zeitschrift unter den Schülern, so auch ihrem Eintritt in den Sprechsaal in der entsprechenden Weise nachdrücklich entgegenzuwirken sein.“

Soweit die erlassene Anordnung. Sie sehen hieraus, dass die Unterrichtsverwaltung auf diesem Gebiete die Hände schon bisher nicht in den Schoss gelegt hat. Ich werde der Bewegung auch weiterhin meine Aufmerksamkeit schenken.

Der Kultusminister schliesst seinen Vortrag mit den Worten — ein halbes Jahr vor Kriegsbeginn — : „Hier heisst es: Principiis obsta! Es gilt hier ein Übel im Keime zu ersticken, bevor es schlimme Früchte tragen kann“. Da eine grosse Protestversammlung der Freideutschen Jugend beabsichtigt war, bei welcher neben Professor Weber aus Heidelberg auch Wyneken sprechen sollte, hielt der berühmte Zentrumsabgeordnete nochmals eine Ansprache im bayerischen Landtag. Er sagte:

„Wenn ein Mann, der akademisch gebildet ist, wenn ein Mann, der in der Öffentlichkeit vorgibt, er wolle das ganze verkehrte Erziehungswesen reformieren und auf gesunde Bahnen lenken, wenn ein Mann, der den Titel Doktor vor seinem Namen hat, so naiv ist, dass er nicht einmal weiss, dass er in dem Falle, wenn er die pressgesetzliche Verantwortung für solches Zeug übernimmt, auch die moralische Verantwortung hat, dann steht der Mann nach meiner Anschauung auf einem so tiefen moralischen Empfinden, dass mit ihm überhaupt nicht zu rechten ist. Und wenn dieser Mann sich auch noch herausnimmt, in einer Versammlung am Montag in München seine Ideen in aller Öffentlichkeit vertreten zu wollen, und wenn er diejenigen Ideen vertritt, die tatsächlich im „Anfang“ vertreten werden, dann weiss ich überhaupt nicht mehr, was in Bayern noch verboten ist.“

Der Vortrag kam aber trotzdem zustande.

Professor Alfred Weber legte die geistige Verfassung, die Ziele und Wege der neuen Jugend dar. Sie sei idealistisch und für jede Volksgemeinschaft äusserst wertvoll. „Wir sind belehrt worden, dass die Jugend ihre selbstgewählte Freiheit niemals missbraucht habe; nun sei es Zeit, das Prinzip der Freiheit und Selbstverantwortlichkeit auf die Schule zu übertragen. Schmachvoll sei es gewesen, dass die liberale Partei über all diese Dinge völlig unorientiert gewesen sei; dass sie sich von den „Enthüllungen“ des Zentrumsabgeordneten überrumpeln liess; dass sie ängstlich zusammengeklappt sei, als derselbe das Freiheitsbestreben der Jugend mit dem Liberalismus in Zusammenhang gebracht habe, mit dem ein neuer, grosser Abschnitt der Welt-

geschichte beginnen wird. Die liberale Partei ist dem politischen Geschäftsgeist, der ewigen Angst um den Bestand der Partei erlegen. Die Jugend möge in ihrem grossen Kampf um Recht und Freiheit aufrecht bleiben."

Aber schon war sie es nicht mehr. Auf die „völlig ungerechtfertigten und entstellenden Äusserungen" im bayerischen Landtage stellte die Freideutsche Jugend nur fest, dass sie „kein Verein mit besonderen Zielen sei" und dass sie sich keineswegs mit dem „Anfang" identifiziere oder in einem Verhältnis zu dem „Akademischen Comité für Schulreform" oder zu den „Sprechsälen" stehe. „Im übrigen lehnt die Freideutsche Jugend die ihr mit Hinweis auf den „Anfang", auf den „Jungwandervogel" und die „Festschrift" (vom Freideutschen Jugendtag) — ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt — unterschobenen Tendenzen, nämlich Kampf gegen Elternhaus, Schule, Staat und Religion auf das allerschärfste ab."

In Wien fand ein ähnlicher, von polizeilichen Vortragsverboten gewürzter Kampf statt. Bei einer Protestversammlung von 1500 Kameraden und Freunden wurde, unter Mitwirkung von Reichsräten und Professoren, diese Resolution angenommen:

„Wir werden der Jugend immer zur Seite stehen, wenn sie Selbstbestimmung, rückhaltloses Bekennen der Wahrheit und der Geistesfreiheit gegen vermessene Angriffe oder listige Verlockungen verteidigt. Wir erwarten, dass sie dereinst die Vorsätze ihrer Jugendzeit nicht vergisst und kämpfen wird für ein freies Geschlecht vollberechtigter Menschen, die an den geistigen und Sachgütern der Erde, die allen gehört, gleichen Anteil nehmen."

Es folgte die halbjährige Auseinandersetzung in der Jugendbewegung und um sie, die erst vom Kriege unterbrochen wurde. Eine kleine geistige Elite schützte in der Öffentlichkeit die neue Jugend. Sonst überall, in fast allen deutschen und österreichischen Landtagen und Zeitungen dieselben schwarzen, blutigen Schlagworte, der Ruf nach mittelalterlicher Strenge, polizeilicher Unterdrückung, „Ausfegen mit eisernem Besen" etc.

Es kam zu Relegationen, behördlichen Massnahmen, verbotenen Versammlungen jeder Art.

Der offizielle freideutsche Verband verfiel immer mehr. Es herrschte darin unter den Jüngeren zuviel primitiver Idealismus, zuviel guter Wille, zuviel billiges Pflichtgefühl, ohne die Erleuchtung scharfen kritischen Verstandes, ohne Fähigkeit, die Erscheinungen des Lebens unter eigener Verantwortung neu zu durchdenken. Die einseitige Zusammensetzung dieser Eigenschaften hemmt den grossen, schönen Impuls einer komplizierteren Bewegung, die vom Bestehenden eingeengt wird. Die Älteren, teilweise akademische Streber, von Oberlehreraspiranten durchsetzt, teilweise schon wieder Familienväter geworden, hatten an einer frischfröhlichen Jugend Gefallen und wünschten sie daher von jeder entschiedenen Problemstellung zu bewahren. Diese Führer fanden kein anderes Mittel, ihre Getreuen vor der Infektion der intellektuellen Jugend zu schützen, als indem sie die entschieden gesinnten Kreise durch Auslegung und Abänderung der Verfassung aus dem Freideutschen Verbande entfernten.

Bei dieser Auseinandersetzung versagte auch der schöpferische Geist des „Anfang". Der „Anfang" liess sich von seiner ursprünglichsten und eigensten Aufgabe ablenken. Er führte eine breite Polemik anstatt, wie in den ersten Heften, die geistigen Quellen der Jugendbewegung zu erschliessen und rein zu halten. Er opferte die unmittelbare Wirkung zugunsten

einer mittelbaren Propaganda. — Die erstrebte Verbindung mit der proletarischen Jugend wäre Wiedergeburt gewesen. Die letzten Worte des letzten „Anfang"-Heftes berichten die Beteiligung zweier Vertreter der proletarischen Jugend.

II. Der Krieg und die Jugendbewegung (1914—1917).

Durch den Krieg zerfielen die äusseren Zusammenhänge der Jugendbewegung. Franz Pfemfert ist es zu verdanken, dass keine Kriegsnummer des „Anfang" erschien. Fast alle persönlichen Kreise wurden gesprengt und aufgelöst. Während Kriegsfreiwilligentum und Begeisterung die Freideutsche Jugend bis tief nach links in Rausch versetzte und so aller jugendlichen Problemstellung enthob, versuchten einige radikalere und befähigtere Elemente, ihren Sinn hochzuhalten und neuen Ansporn zu geben.

Der echteste und jugendlichste Ausdruck dieses Strebens verkörperte sich während des ersten Kriegswinters in Wien. Ein Gymnasiast veröffentlichte auf privatem Wege die „Jugendprobleme". Vom literarischen Teil abgesehen, sind sie vielseitiger und anregender als die letzten Hefte des „Anfang". Die Zeitschrift überlebte die militärische Einberufung ihres Herausgebers nicht. Ein halbes Jahr nachdem sie eingegangen war, wurden die „Jugendprobleme" vom Vater eines Mädchens, das sich sträflicherweise in einen Jüngling der Jugendbewegung verliebt hatte, als geheime Zeitschrift den Behörden denunziert. Dem Herausgeber wurde vom Militärgericht der Prozess gemacht, weil er als Gymnasiast mit Umgehung der Zensur eine Zeitschrift vervielfältigt hatte. Er wurde aus der Offizierschule entfernt, zum Gemeinen gemacht, und strafweise an die Front gesandt. Haussuchungen folgten.

Im Sommer 1915 gab ein Berliner Freistudent, Ernst Joel, die Zeitschrift „Der Aufbruch"*) heraus. Er versuchte dem Begriff „Jugend" eine rein ethische Forderung zugrunde zu legen. Schüler standen fern. Alles sollte vergeistigt und beseelt werden. Soziale Arbeit, Sozialismus und Jugendgemeinschaft. Aber die Zensur liess nur vier Hefte zu und die Berliner Universität fühlte sich (in Gestalt des Rektors Ulrich von Wilamovitz-Möllendorf) veranlasst, über die Massnahme des Generalkommandos hinauszugehen und den Herausgeber, Ernst Joel, zu relegieren.

Ferner schrieb Ernst Joel die „Wartende Hochschule"*) und „Die Jugend vor der sozialen Frage"*). Er gibt im Auftrage der Freistudenten „Flugblätter an die deutsche Jugend"*) zu 10 Pfennigen heraus. Bis jetzt sind 24 erschienen. Das zehnte ist erst nach dem Kriege beziehbar. Unter anderen seien erwähnt: Friedrich Schleiermacher: Jugend und Alter; Leo N. Tolstoi: Besinnet Euch; Friedrich Hölderlin: Vom deutschen Volk; M. Maeterlinck: Dem tiefen Leben.

Darauf trat Hans Blüher, Mitbegründer und Geschichtschreiber des Wandervogels, mit seinem Kriegsprodukt, dem geistigen Antifeminismus, an die Öffentlichkeit. Es ist das uralte Lied von der weiblichen geistigen Minderwertigkeit, welches bei der durch die Kriegsverhältnisse bedingten körperlichen, geistigen und psychischen Widerstandslosigkeit auch in den Kreisen der Jugendbewegung gläubige Ohren findet. Ferner entsprang diesem vergeistigt barbarischen Kopfe eine „neue", in Wirklichkeit eben so alte Führer-Ideologie, die er mit den Sätzen einleitet: „Führer und Volk sind in dem

*) **Verlag Eugen Diederichs, Jena.**

Einen und Wichtigen unterschieden: dass der Führer des Volkes nicht bedarf, um Führer zu sein, dass aber das Volk nur durch den Führer Volk wird." Und: „Die Menge wird erst Volk, wenn sie folgt; von diesem Augenblicke an bekommt sie Seele und gleicht dem Adam Michelangelos, der den halbschlaffen Arm Gottvater entgegenstreckt, um den göttlichen Funken zu empfangen. Welche Menge von Menschen also immer den Drang fühlt, Volk zu werden und den Adel solcher Gemeinsamkeit zu spüren, bedarf hierzu des führenden Mannes."

Diese Sätze, für den geistigen Menschen so verführerisch klingend, sind verbrecherisch. Man kann keine geistig-legitimistischen Theorien aufstellen, ohne dass sie sich unter dem Druck der Verhältnisse und durch den Einfluss der Realpolitik sofort in Erbrecht, Gottesgnadentum, Machtverherrlichung, Mystik und Byzantinismus umsetzen. Die Broschüre ist um so verwerflicher, als sie Wyneken auf den Leib geschrieben wurde. Damit erweist ihm Blüher einen schlechten Dienst; er macht Wyneken lächerlich. Blüher ist (vor allem seinen Freunden und Anhängern) mit seinen geistreichen und seelenvollen Inversionen darum so sehr gefährlich, weil er viele seiner Trugschlüsse auf Teilrichtigkeiten aufbaut, in ihnen Halbwahrheiten, ja Genialitäten vermengt und unter radikaler Geste und revolutionären Worten Instinkte und Gesinnung verbirgt, auf der das reaktionärste System aufgebaut werden kann. Seine Ideologie führt bei einfacher Hebelumschaltung zu barbarischem Machtanspruch.

Die „Zentralarbeitstätte für Jugendbewegung", Berlin 1916, und ihre Veröffentlichungen sind das Gegenstück zu Blühers Führerideologie. Sie stellt das Gegengewicht wieder her, ohne dass allerdings dadurch ein Vorteil ersichtlich wäre. Die Zentralarbeitstätte übernahm den Ideengehalt des „Anfang" und des Akademischen Comités für Schulreform und propagierte kräftig das gemeinsame Interesse der Jugend aller Staaten und aller Stände Aufklärungsarbeit herrschte vor. Leider wurde diese in so unjugendlichem Tone betrieben, dass man Journale vor sich zu haben glaubte. Von wesentlicher Jugendlichkeit, dem geistigen Erfassen des Menschen, war nichts zu merken. Der jugendliche Kampf wurde im Gegenteil aus seiner geistigen Sphäre gehoben, und ihm daher mehr geschadet, als wenn nichts geschehen wäre.

Viele Kameraden sind während des Krieges umgekommen oder erkrankt. Einige haben aus freier Erkenntnis und eigenem Ermessen die grosse Zeit nicht erleben und überleben wollen. Manche lernten um. So z. B. Siegfried Bernfeld, der Wiener Herausgeber des „Anfang", der unter die Zionisten gegangen ist und aus Jugendkultur die Notwendigkeit nationaler Erziehung vergeblich abzuleiten sucht.

Aber die Idee der entschiedenen, bewussten Jugendbewegung, die zu menschlicher Regeneration führt, und das Streben, das danach immer wieder in erwachenden Menschen ersteht, ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Die Geschehnisse der letzten vier Jahre erweisen die grossartige Unmöglichkeit der geltenden seelischen und sachlichen Ordnung. Dagegen richtete sich — schon **vor** der Katastrophe — die ursprüngliche Jugendbewegung. Sie wird nach dem Kriege entscheidende Bedeutung erlangen. Jetzt bereitet sie sich wieder vor. Der offizielle Freideutsche Jugendverband hat zwar bisher nur seine Losung erfolgreich abgeschwächt; er hat es anlässlich des Falles Friedrich Wilhelm Foerster abgelehnt, sich für die uneingeschränkte Lehr-

freiheit auszusprechen, geschweige denn dafür einzutreten; seiner schwächlichen und untertänigen Eingabe ist es gewiss nicht zu verdanken, dass bis jetzt die militärische Vorbereitung der Jugend noch nicht gesetzlich obligatorisch erklärt worden ist, und er hat eine Zeitschift herausgegeben, die nur der Vergessenheit empfohlen werden kann; jetzt aber lässt dieser Freideutsche Jugendverband seine engen Schranken fallen und die Entschiedenen werden in ihm Einfluss erlangen. Über das Wirken dieser kann aus Zweckmässigkeit noch nichts ausgesagt werden. Da sie aber den geistig regsamsten Teil der Jugend darstellen, ist die Entfaltung ihres Einflusses von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung und Verfassung des geistigen Lebens der nächsten Jahrzehnte, sowie für die Wiedergeburt des Volleuropäers in Mitteleuropa.

Über diesen Tatbestand gilt es die Träger der internationalen geistigen Öffentlichkeit zu unterrichten, damit, wenn es zu neuen Kämpfen wie im Januar 1914 kommt, diese Jugend nicht isoliert und schutzlos dasteht, wenn sie aus Dummheit und Kurzsichtigkeit verleumdet und verfolgt wird.



Die 10 Kriegsgebote für italienische Schüler.

Der „Secolo“ zählt die zehn Gebote auf, die in den italienischen Schulen von den Schülern auswendig gelernt werden müssen, nämlich: 1. Der Krieg ist lang und schmerzlich, aber bedenke, dass er uns aufgezwungen worden ist. Wären wir hartnäckig in der Neutralität verblieben, so wären wir dadurch nicht bewahrt geblieben vor Unglück und vor noch grösseren Trauerfällen. 2. Glaube nicht denjenigen, die dir von der Möglichkeit und den Vorteilen eines sofortigen Friedens sprechen. Der Friede würde heute nur Deutschland und Österreich nützen und ihnen die Niederlage ersparen. 3. Erschrecke nicht ob der Teilerfolge des Feindes, die nicht grösser sind als die unsrigen. Wir haben für uns die gewaltige Überlegenheit in der Zahl. Was uns not tut, ist Waffen und Munition in ungeheuren Massen herzustellen. Unterstütze mit allen deinen Kräften diese Arbeit, wenn du dazu berufen wirst. Das 4. und 5. Gebot ermahnen zur Sparsamkeit bezüglich der Lebensmittel. Das 6. Gebot gebietet dem Kind, in Zweifeln sich dem Lehrer anzuvertrauen, da dieser den Grund des Krieges gut kenne. Im 7. Gebot werden die Kinder aufgefordert, im Hause zu helfen. 8. Errege dich nicht gegen die Gesetze und glaube nicht denjenigen, die dich zur Rebellion verleiten möchten. Der Feind wartet auf unsere Uneinigkeit. 9. Lass dich nicht entmutigen durch Alarmnachrichten. 10. Der Krieg wird noch andauern, man weiss nicht wie lange, aber glaube nicht denjenigen, die ihn als so lange schildern, dass wir nicht widerstehen könnten.

Glarner Nachrichten.



Allerlei.

Die englischen Frauen haben das Wahlrecht erhalten. Ein Kulturfortschritt ersten Ranges. Wenn auch Missgriffe nicht ausbleiben können. Schon haben sie eine Erklärung abgegeben, dass sie alles tun werden, um den „endgiltigen Sieg über Deutschland zu sichern" und dass ihr Kriegsziel eine „Revision der Landkarte Europas" in sich begreift. Nach dem äussern Erfolg einer teilweisen Gleichstellung mit dem Manne wird die innere Arbeit der Befreiung von den männlichen Werttafeln das Wichtigste sein. Sie ist noch kaum begonnen, wie die oben erwähnte Resolution beweist.

* * *

Eine Mutter hat drei Söhne im Felde. Sie führt mich in ihre einsame Wohnung und ich sehe, dass ein altes Sofa, welches durch die Bearbeitung mit den strampelnden Kinderfüsschen und den spätern wilderen Knabenschlachten abenteuerliche Formen angenommen hat, der Mutter als Schlafstätte dient. Da Betten leer stehen, frage ich erstaunt, nach dem Grunde. „Ich will es nicht so viel besser haben als meine Kinder", ist die einfache Antwort. Und das schlechte Lager erleichtert ihr die seelische Qual, wenn in langen Nächten die Sorge um ihre Kinder den Schlaf verscheucht.

* * *

Die Engländer müssen sich nun auch daran gewöhnen, ihr „tägliches Brot" in Rationen zugemessen zu verzehren. Auffallend ist der grosse Abstand zwischon Soldaten und Zivilisten. Der Soldat im Hinterland erhält 2350 Gramm Fleisch wöchentlich — allerdings mit Fett, Knochen und Abfällen gewogen, für den Zivilisten sind 450 Gramm beabsichtigt. Für das Militär gibt es 60 Gramm Speck, ebensoviel Zucker und 400 Gramm Brot, für Zivilpersonen gar keinen Speck und nur die Hälfte Zucker; das Brot ist noch unbestimmt. Aber auch das englische Volk will sich gerne einschränken, wenn es die Überzeugung hat, dass der Druck nicht allein auf den ärmern Klassen ruht. Den „Hamstern" wird aber noch eine Gelegenheit gegeben, bei der sie ihren Überfluss straflos abstossen können. Dann sollen Gefängnisstrafen bis zu einem Jahr alle Gesetzesüberschreiter treffen. Gleicher Mangel für alle wird jetzt schon als Trost betrachtet.

* * *

Auf dem verlassenen Schlachtfeld liegt ein deutscher Soldat stöhnend in seinem gefrorenen Blute. Ein Franzose nähert sich ihm und will ihm zu trinken geben. Der Sterbende zeigt mit einer kraftlosen Handbewegung auf sein Schild und flüstert mit verhauchender Stimme: „Gott mit mir und mit Dir, Kamerad, und mit Deinem Volke." Der Franzose soll es abgelehnt haben, weiter zu kämpfen und zu morden gegen einen Feind, unter dem es solche Menschen gebe.

(Aus einem Vortrag der Frau Pastor Hofmann.)

* * *

Selbst in England gehen nicht alle Minister-Versprechungen in Erfüllung. So berichtet „The New Statesman" humorvoll, dass der Ministerpräsident von den 3 Millionen Acres, welche er der Bodenbearbeitung als Zuwachs versprochen hatte, 2,700,000 schuldig geblieben ist. Ein kriegsmässiges Defizit!

Tolstois Bekenntniſſe.

Von Tolſtois wuchtiger Prophetengeſtalt iſt heute eine Seite in hellſtes Licht gerückt. Gerade da, wo man ihn verſpottet, verlacht, verhöhnt hatte, ihn als naiven Schwärmer und Utopiſten ſchalt, gerade da iſt er Sieger geblieben, ſo eigentlich der Vater der ruſſiſchen Revolution. Das hat das Volk auch ſehr wohl begriffen und in dem ergreifenden Pilgerzug vieler Tauſende zur Grabſtätte ihres kühnen und unerſchrockenen Vorkämpfers in den Märztagen zum Ausdruck gebracht.

Aber nicht dieſer Tolſtoi iſt es, von dem ich hier eigentlich ſprechen will, auch nicht von dem unvergleichlichen Künſtler. Die Frage, welche ich an das Werk ſeiner Jugendjahre, des gereiften Mannes, des Greiſes zu richten habe, lautet: Wie kam dieſer aufgeklärte, ganz in dem Leben ſeiner Zeit ſtehende, tiefe und wahre Menſch zu ſeinem Chriſtentum?

Da iſt eine neue Veröffentlichung, ein Band aus Tolſtois Tagebüchern,*) dem noch viele andere aus der Jugend und dem Alter folgen ſollen, eine willkommene Gabe. Die Aufzeichnungen ſtammen aus den Jahren 1895 – 99 und haben die Vorzüge und Fehler, die in der Art begründet ſind. Die Erregung, die ſchon abgekühlt ſein muß, wenn ſie als Kunſtwerk Form gewinnen ſoll, glüht hier in voller Lebendigkeit auf. Für die pſychologiſche Betrachtung, die wir Modernen ja bis zum Laſter lieben, ein unvergleichlicher Stoff.

Ich muß geſtehen, daß mich das Tagebuch, ſoweit es hier vorliegt, in mancher Beziehung enttäuſcht hat. Ich finde es in ſeinem philoſophiſchen Gehalt arm, in ſeinen künſtleriſchen Urteilen mitunter geradezu ſenil.**) In ethiſcher Hinſicht manche Erweiterung und Vertiefung; aber im Weſentlichen nichts, was nicht aus den Werken bekannt wäre. Ergreifend und tief ſpannend jedoch iſt es in der Bloßlegung des Seeliſchen und Perſönlichen. Und wahrlich, niemals war der Wille zur Wahrheit, zur ſchonungsloſen Darſtellung ſeiner ſelbſt, in einem Menſchen reiner vorhanden als in dieſem Ruſſen. Die

---

*) Der Titel der franzöſiſchen Ausgabe, die mir vorliegt, lautet: Léon Tolſtoï, Journal Intime des quinze dernières années de sa vie. Préface, Commentaires et Table Analytique de ſon biographe Paul Birukoff. J. H. Jeheber, Genf. Es iſt in deutſcher Überſetzung bei Georg Müller, München, derſelbe Band erſchienen, ſoll aber ſchon erſchöpft ſein. Jedenfalls war es mir nicht möglich, ihn zu erhalten und zu berückſichtigen. Auch bei Raſcher & Co., Zürich, iſt eine deutſche Überſetzung in Vorbereitung. (Soeben erſchienen. Es iſt eine von Ludwig Rubiner zuſammengeſtellte Auswahl).

**) Z. B.: „Nichts erſchwert das Verſtändnis der Kunſt mehr als die blinde Anbetung der auf dieſem Gebiete anerkannten Autoritäten. Statt an der Hand klarer und deutlicher Begriffe zu erforſchen, ob Sophokles, Homer, Dante, Shakespeare, Goethe, Beethoven, Bach, Raphaël, Michel-Angelo der wahren und großen Idee der Kunſt nahekommen und wodurch, leitet man die Geſetze der Kunſt aus den Werken dieſer berühmten großen Künſtler ab. Und doch gibt es unter ihnen Werke unter aller Kritik und mit viel angemaßtem Ruhm vorübergehender Größe: Dante, Shakespeare." (20. Dezember 1896).

„Man hat an Shakespeare Geſchmack bekommen, als man den Sinn für Moral in der Kunſt verloren hatte" (4. April 1897).

Bekenntnisse eines Jean-Jacques Rousseau können in ihrer selbstgefälligen Eitelkeit daneben nicht bestehen.

Zur Erleichterung des Verständnisses tragen die ausgezeichneten Anmerkungen Paul Birukoffs ein wesentliches bei. Aus seiner intimen Kenntnis des einschlägigen Materials bringt er uns ohne Aufdringlichkeit und mit vielem Takt allerhand Ergänzendes und Aufklärendes, verbindet er die losen Aufzeichnungen der Gegenwart mit Vergangenheit und Zukunft.

In die außergewöhnliche Leistungsfähigkeit Tolstois bekommen wir unerwarteten Einblick. Sowohl körperlich als geistig. Wenn er sich auch beständig über seine schlechte Disposition beklagt, schlägt er im Alter von 70 Jahren Holz, fährt Bicycle, macht weite Wege, turnt. Damit will's nicht mehr gehen und anscheinend freut er sich darüber (11. Mai 1898). Aber 4 Tage später hat er's schon wieder versucht. Vollends seine geistige Produktivität grenzt ans Fabelhafte. Neben den dichterischen Werken aus dieser Zeit – zwei Dramen, einer Novelle und vielen Erzählungen, dem Roman „Auferstehung" als dem bedeutendsten – entstehen unzählige Propagandaschriften und Manifeste. Die Korrespondenz nach allen Weltteilen ist so groß, daß ein halb Dutzend inhaltsreicher Briefe an einem Tage nichts seltenes sind. Dazu die menschlichen Beziehungen mit den Leuten aus dem Volk und die trotz seines Sträubens noch sehr nennenswerten gesellschaftlichen Pflichten, die vielen Freunde und Anhänger. Man hat es mit der Tatkraft eines Übermenschen zu tun.

Erschütternd ist es, wenn man liest, wie unerbittlich dieser große Mann sich selbst beständig verurteilt. Seine Erkenntnis führte ihn zur Bejahung der christlichen Ethik; sein eigenes Leben, seine Vergangenheit, seine Familie knüpfen ihn mit tausend Banden an die Welt. Frei über seinen Besitz und sein Vermögen verfügen, alles fortgeben und selbst ein Armer unter Armen sein, das forderte die strenge Gebieterin. Dagegen lehnt sich seine Familie aufs entschiedenste auf, sie zwingt ihn, sich des freien Verfügungsrechtes über seinen Besitz zu begeben. Aber auch seine eigenen Instinkte führen ihn in anderer Richtung, und das ist der viel ernstere Feind. Der Konflikt der Pflichten artete mitunter in einen wahren Verzweiflungskampf aus. Einmal beschloß er, heimlich des Nachts sein Haus zu verlassen und fortan so zu leben, wie es sein neues Wissen gebieterisch verlangt. Ein ergreifender Brief an seine Frau ist alles, was von diesem Vorsatz zur Ausführung kam, ein Brief, der erst nach seinem Tode unter seinen Papieren gefunden wurde.

Die Eintragungen, in denen er an sich und seiner Arbeit zweifelt, sich des Mangels an Energie beschuldigt, sich anklagt, daß ihm die Entsagung nie und nimmer gelingen wolle, sind zahlreich: „Ich fühle meine Einsamkeit, ich fühle, daß mein Leben sie nicht interessiert, daß es sie sogar langweilt und daß sie sich schämen, weil ich mich mit solchen Dummheiten beschäftige," und verzweifelt bricht er in die Worte aus: „Ich will andere lehren und weiß selbst nicht zu leben. Seit mehreren Jahren frage ich mich: Soll ich so weiter leben oder soll ich das Haus verlassen? – Und ich kann mich nicht entscheiden."

Was war es aber, was den großen Künstler, diesen Könner wie wenige, den reichen Aristokraten, den aufgeklärten modernen Denker, den leidenschaftlichen Genußmenschen

mit dunklem Zwange dieſem Wege zugedrängt hat? Soweit er ſelbſt ſich verſtand, hat er darüber Rechenſchaft gegeben und alle die ethiſchen Schriften ſeiner ſpäteren Jahre ſind mit perſönlichen Aufklärungen und der Darſtellung ſeiner inneren Wandelung erfüllt. Sie löſen das Rätſel nur halb.

Wie ich den Seelenzuſtand Tolſtois begreife, war es der Tod, der als unlösbares Problem ſein Leben überſchattete. Schon als Kind, als fünfjähriger Knabe, mußte er ſich lange und ſchwer mit dem Tode ſeines Vaters beſchäftigen – nicht mit dem Verluſt des Vaters, nein – mit dem Tode als ſolchen. Und jedesmal, wenn ein ihm Naheſtehender ſtirbt, iſt es, als ob er ſich ſelbſt im Marke des Lebens getroffen fühlte. Wie kann man leben, mit dem Wiſſen vom Tode? – dies wird ihm zur Frage der Fragen.

Mit inbrünſtiger Leidenſchaft ſtürzt ſich der phyſiſch kraftvolle junge Mann ins Leben. Wo es am wildeſten wogt. Zieht in den Krieg, liebt, ſpielt, macht tauſend Torheiten. Immer wieder gerät er in Schulden, trotz aller tugendhaften Vorſätze. Dieſe gewaltige Leidenſchaftlichkeit iſt ſicherlich ein bedeutungsvoller Zug. Dann kommt der Ruhm. Er iſt Graf; das mag ihm wohl nicht geſchadet haben. Aber ſiegreich iſt doch ſeine überragende Künſtlerſchaft. Leicht, faſt zu leicht wird es ihm, eine Weltberühmtheit zu werden. Seine Energie braucht Widerſtände, die ſchwerer zu überwinden ſind. Es treibt und jagt ihn vorwärts; keine Gruppe von Politikern oder Dichtern beſitzt ihn. Er ſtürmt weiter, immer weiter, begleitet von zeitweiſen Gewiſſensbiſſen über ſein ſchlechtes Leben. Gerade bei ſolchen Gelegenheiten finden ſich ſchon in jungen Jahren bei dem Ungläubigen, als den er ſich ſelbſt bezeichnet, Einſichten, welche die ſpätere Entwicklung ahnen laſſen. In den „Koſaken“, die er mit 24 Jahren veröffentlicht (1852), kommt Olenin, Tolſtois Ebenbild, zu der Erkenntnis: „Um glücklich zu ſein, mußt Du lieben, lieben mit Selbſtverleugnung, lieben alle und alles, Deine Liebe ausſtreuen in allen Richtungen, wen Du triffſt, dem biete ſie dar.“

Aber das Leben wallt auf und überflutet dieſe Erkenntnis. Die Ehe bringt ihm zunächſt Glück und Ruhe. Achtzehn Jahre hat es gewährt, wie er in ſeinem Tagebuch erzählt. Nun aber hat er alles durchgekoſtet und vor ihm – durch kein großes Erleben mehr getrennt – gähnt der furchtbare Abgrund des Todes. Kann man dem Leben keinen tieferen Sinn abgewinnen, dann iſt es unerträglich! Er ſteht wie Fauſt mit dem Giftbecher in der Hand, nur daß er ſchon hinter ſich hat, wozu Mephiſto Fauſt verführen wird. Fieberhaft durchforſcht er alle Wiſſenſchaften und Religionen, um dem Leben, das er bei alledem mit Inbrunſt liebt, einen Sinn abzugewinnen. Wie der Königsſohn des ungariſchen Märchens, „der ſich nach Unſterblichkeit ſehnte“, Heimat und Königreich verläßt, um den Ort aufzuſuchen, an dem der Tod keine Macht hat, und nach langem Wandern bei des „Todes und der Unſterblichkeit Königin“ Ruhe findet, beſchwichtigt dieſer gottbegnadete Künſtler ſein angſtvolles Fragen mit dem ſicheren Wiſſen von einem ewigen Leben, wie Chriſtus es verkündet. Von dieſem Hafen, in dem es oft noch recht gewaltig ſtürmte, ſchreibt er: „Ich kann mir gar nicht mehr vorſtellen, wie ſehr mich früher der Gedanke an das Nichtſein meines Ich nach dem Tode gequält hat“ (9. Mai 1898). Eine andere Eintragung vom 28. November 1897 wirft auch helles Licht auf die Wandlung: „Wenn du müde biſt und es ſatt haſt, mit

immer erneuter Kraft um das Glück und dein perſönliches Wohl zu kämpfen, dann wirſt du auf deine Erfahrungen verzichten und du wirſt dich in den Strom ſtürzen, der dich trägt. Du wirſt es dann fühlen, daß es keine Grenzen mehr gibt, daß du ruhig, frei und freudig biſt in alle Ewigkeit."

Eine intereſſante Beſtätigung der Auffaſſung, daß es Liebe zum Leben und Angſt vor dem Tode war, welche als starker Beweggrund in Tolſtois Bekehrung mitwirkte, gibt uns das Wort, welches uns als sein letztes mitgeteilt wird: „ Das iſt das Ende! – Und nichts!" Es iſt faſt, als ob er nur zum Leben den ſchützenden Glauben an eine Unſterblichkeit gebraucht und den Schleier abgeworfen hätte, als der Tod ſelbſt jede weitere Illuſion überflüſſig machte!

In der Lehre Chriſti erkennt und verehrt Tolſtoi eine der Formen, in der die Liebe zum Nächſten und zu Gott als der abſoluten Vollkommenheit gelehrt wird. Von dem Individualismus weg hat er mit Entſchiedenheit den Weg zur Gemeinſchaft gewieſen und iſt darin führend geworden. Sein Gottesbegriff hat ſtarke Entwicklungen durchgemacht und ſich immer weiter geſpannt; manchmal kann man ihn vom Pantheismus kaum mehr unterſcheiden. Für das praktiſche Leben hat er aus ſeinem Glauben heraus die Forderungen aufgeſtellt:

Eine Geſellſchaftsordnung, welche den Menſchen zu einem ſo falſchen irreführenden Leben verleitet, iſt von Grund aus verfehlt und muß abgeändert werden.

Nur ſolche Mittel ſind hierzu erlaubt, welche nicht gegen die Liebe zu Gott und den Mitmenſchen verſtoßen. Das Übel muß bekämpft werden, aber nicht mit brutaler Gewalt. – Nicht mit brutaler Gewalt, aber noch weniger durch müßiges Geſchehenlaſſen. Nur durch die Tat kann die Materie überwunden werden.

Welch unerſchrockene und weithin tönende Stimme ließ der ruſſiſche Dichter erſchallen, um alles Unrecht, das er ſah, aufzudecken und zu bekämpfen! In den wunderbaren Volkserzählungen, in denen Toiſtoi ſeine Lehre in die ſchlichteſte, dem einfachſten Kindergemüt zugängliche Form brachte, drang ſie in Millionen von Exemplaren unter das ruſſiſche Volk! Und mit ihnen auch jene Forderung, die der unerbittliche Wahrheitsforſcher gebieteriſch an ſich und die andern ſtellte, der Einſicht des Gewiſſens frei zu folgen und jede andere Rückſicht fallen zu laſſen. Seine Anhänger mußten Verfolgungen und Qualen erdulden, die er, den man aus Staatsklugheit in Freiheit ließ, ihnen faſt neidete. Bei einer Hungersnot ſammelt er für die Betroffenen und als das Geld ſeinem machtvollen Wort zuſtrömt, darf er es nicht verteilen. Man ſchickt ihm Drohbriefe und kündigt ihm an, daß man ihn an einem beſtimmten Tage töten werde, falls er ſeine Agitation nicht aufgibt. Er verändert nichts und nur ſeine Umgebung zittert dem Tage entgegen.

Es ſcheint, daß trotz aller Weltklugheit des Zarismus der Idealiſt und Seher über den vorſichtigen Realpolitiker den Sieg davongetragen hat. Denn Tolſtois überragender Perſönlichkeit iſt es wohl zum großen Teile zuzuſchreiben, wenn der angeblich ſo feſtgefügte Bau der abſoluten Herrſchaft auf einen Trompetenſtoß zuſammenfiel. Und doch hatte man immer gehört, daß das ruſſiſche Volk niemals von ſeinem „Väterchen Zar"

laſſen würde, der in den myſtiſchen Tiefen ſeiner Seele neben der Gottheit Wurzel gefaßt habe.

Abermals hat das Chriſtentum ſeine unvergleichliche revolutionäre Kraft bewährt, alte Formen zu ſprengen. Den Führern die unerläßliche Opferbereitschaft zu geben, im Volke großes Wollen auszulöſen, darin iſt es unerreicht. Zum Neubau iſt es weniger geeignet, denn es verführt zur Anarchie und ſpielt dann dem ſtärkſten Herrſcherwillen leicht die Macht in die Hände. Es wäre dem ruſſiſchen Volke zu wünſchen, daß die Männer, welche den großen Umſtürzler als Führer ablöſen werden, ebenſo reine Seelen und ganze Menſchen ſein mögen, wie jener Mann es war, der Stein auf Stein von der alten Zwingburg löſen half.

Franza Feilbogen.



Lord Landsdowne und der Friede.

Lord Landsdownes verständige Haltung ist auch in England nicht ohne Echo geblieben. Am 31. Januar überreichte ihm eine hauptsächlich aus „Peers“, Schriftstellern und Journalisten bestehende Deputation eine Adresse, in der sie ihm ihren Dank aussprach für die Dienste, die er dem Lande durch seinen Brief an den „DailyTelegraph“ geleistet habe. Unter den Anwesenden befanden sich Lord Buckmaster, Earl Beauchamp Earl Brassey, Earl Loreburn, Lord Bryce, Lord Coutney, die Parlamentsmitglieder Noel Buxton, P. A. Molteno, Sir S. Smith, der Dekan von St.Paul, der Bischof von Lincoln der Dekan von Worcester, H. W. Massingham, Jerome K. Jerome und Dr. R. F. Horon.

Der Text der Adresse lautet:

„Wir unterzeichnete Autoren und Schriftsteller möchten Ihnen unsern Dank für die Dienste aussprechen, welche Sie unserm Lande durch Ihren rechtzeitigen Brief an den „Daily Telegraph“ geleistet haben. Wir danken Ihnen, dass Sie dem Volke die Notwendigkeit einer Revision der Politik gezeigt haben, die zur Beendigung dieses Krieges führen soll, bevor er den Ruin über Europa gebracht hat. Niemand kann Ihre politische Autorität und unbestrittene Kenntnis der europäischen Diplomatie, der staatsmännischen Kunst verneinen. In den letzten Wochen sind Sie durch den Tadel einiger weniger Menschen beehrt worden, die eine grosse Anzahl Zeitungen unter sich haben. Sie werden aber auch den ungeheuren Beifall vernommen haben, der Ihrem patriotischen Rat von Millionen Ihrer Landsmänner, ziviler wie militärischer Laufbahn, gezollt worden ist. Wir hegen die Hoffnung, Sie durch diesen kleinen Beweis unserer Achtung zu ermutigen, auch jeden weiteren nötigen Schritt auf dem Wege zum Erfolg Ihrer Politik zu tun.“

Aus Büchern und Flugschriften.

Heinrich Lammasch. *Das Völkerrecht nach dem Kriege* (Publications de l'Institut Nobel Norvégien, Tome III). Kristiania 1917, H. Aschehong & Co. Leipzig, Duncker & Humblot. 218 S. in 4°.

Aus dem Kriege geboren, soll dieses Werk dem Völkerrecht, für dessen Entwicklung nach dem Kriege, Ziele und Wege weisen. Wird es überhaupt nach dem Kriege ein Völkerrecht geben? Ist es nicht durch den Krieg ganz zertrümmert worden? Und wenn nur teilweise, wie ist es wiederherzustellen, zumal das wichtigste Instrument des Völkerrechtes, der Vertrag, unbrauchbar geworden zu sein scheint, da alles Vertrauen in die Vertragstreue geschwunden ist! Gelingt es aber selbst, das Vertrauen wieder herzustellen und das Völkerrecht neu zu stärken, wie kann der Kriegsausbruch für die Zukunft erschwert und so die Gefahr neuer Verwüstungen des Völkerrechtes hintangehalten werden?

Das ungefähr sind die Fragen, welche der Verfasser mit seiner wohlbekannten Sachkenntnis und Literaturbeherrschung zu beantworten bemüht ist, und für die Lösung jedes dieser Probleme wird das Buch auf Jahrzehnte hinaus klärend und anregend wirken.

In dem ersten Hauptstück wird die beliebte Klage über die angebliche Zertrümmerung des Völkerrechtes auf die Grenzen der wirklichen Verwüstung eingeschränkt und zugleich mit wissenschaftlicher Präzision auf die beiden schwersten Wunden des bestehenden Rechtszustandes, sowie auf die Mittel zu ihrer Heilung oder Linderung hingewiesen. Die Verwüstung betrifft nicht das ganze Völkerrecht, nur Teile des Kriegsrechtes, und hier sind die beiden wunden Punkte das Recht der Repressalien und das Recht des Notstandes, in welchen beiden Punkten, wie der Verfasser aus der Geschichte der Haager Konferenzen nachweist, die Klarheit der Rechtsvorschriften der Schönheit des Ausdruckes geopfert wurde. „Nach dem Abschlusse des Krieges werden alle Parteien reichlich Anlass haben, darüber nachzudenken, ob der unmittelbare Nutzen, den sie aus solchen Aktionen gezogen haben, die nur aus dem Gesichtspunkte der Repressalien oder des Notstandes zu rechtfertigen oder zu entschuldigen waren, die mittelbaren Nachteile aufzuwiegen vermochten, die für sie dadurch entstanden sind: die militärischen Gegenmassregeln des Feindes, die Aufstachelung seiner Leidenschaften zu längerer Fortsetzung des Krieges und nicht zum mindesten den Eindruck solcher Aktionen auf die Neutralen." Wie immer bestrebt, seinen Vorgängern volle Gerechtigkeit zu erweisen, zitiert der Verfasser an dieser Stelle besonders die gleichgestimmten Ausführungen von Max Huber (Zeitschrift für Völkerrecht, VII. Bd.) und von Strisower (Internat. Rundschau, II. Jahrg.).

Von besonderem Interesse auch für diejenigen unserer Leser, die der Wissenschaft des Völkerrechts ferne stehen, dürfte das zweite Hauptstück des inhaltreichen Werkes sein, in welchem der Kulturwert der Völkergemeinschaft geprüft wird, unter besonnener Abwägung des Wertes der nationalen Verschiedenheit sowohl wie der Internationalität. Es wird dann gezeigt, wie manche wichtige Fragen anders als durch ein gemeinsames Vorgehn aller Kulturstaaten und ein gegenseitiges Sichverlassenkönnen auf Vertragstreue gar nicht zu lösen sind. Die Art, wie der Verfasser dies z. B. an der Geschichte der Haager Opiumkonvention zeigt, wirkt mit der Durchsichtigkeit eines glücklich gewählten und geschickt durchgeführten physikalischen Experimentes.

Überhaupt ist das ganze Werk von einem wohltuenden Wirklichkeitssinn durchdrungen, wohltuend gerade auf diesem Gebiete, auf welchem ein verstiegener

Idealismus nur unfruchtbar sein und ein zu laxer Opportunismus schädlich wirken kann. Dies gilt besonders für das Thema der Vertragstreue, welches Lammasch mit Recht zum Kerne seines Buches macht, indem er von dessen neun Hauptstücken nicht weniger als fünf dieser brennenden Frage widmet. Denn ohne Vertragstreue ist eine Völkergemeinschaft nicht möglich, und das ganze Völkerrecht unnütz und sinnlos. Der Verfasser predigt nicht, er untersucht wie ein Naturforscher, in welchen Fällen ein Vertragsbruch am häufigsten ist, und er gelangt zu dem Ergebnis: Die Verträge, welche am häufigsten gebrochen werden, sind Bündnisverträge. Vorwürfe wegen nicht erfüllter Bundespflicht gehören zu den ältesten Tatsachen der diplomatischen Geschichte. Dies ist auch gar nicht zu verwundern, da in Wirklichkeit kein Staat das ungeheure Risiko eines Krieges übernehmen kann, wenn dieser nur im Interesse eines anderen Staates liegt. Beim Abschluss des Bündnisses kann er sich über diese Frage sehr wohl geirrt haben. Vollends wenn der casus foederis auf den Fall „der Verteidigung" beschränkt ist, kann kein Mensch darüber entscheiden, ob der anscheinende Angreifer, der Urheber des Kampfes, auch der wirkliche Angreifer, der Urheber des Streites ist. Demgemäss stellt Lammasch der künftigen auswärtigen Politik der Demokratie auch die Aufgabe, alle Bündnisse für die Zukunft als unverbindlich zu erklären. Dasselbe gilt für Vereinbarungen des Verzichtes auf einen Separatfrieden; denn jeder Staat muss doch den Separatfrieden schliessen, wenn er erschöpft ist, auch wenn die stärkeren Bundesgenossen auf der Fortführung des Krieges bestehen. „Wird für diese Verträge der Grundsatz „Pacta sunt servanda" ausgeschaltet, so kann dieser Grundsatz umso unverbrüchlicher für alle anderen internationalen Verträge aufrecht erhalten werden." (S. 170.) Diese Ausführungen gehören zu den bedeutendsten des Buches und dürften auch am meisten Widerspruch erregen. Sie sind umso anerkennenswerter, als der österreichische Autor damit auch allen Anklagen gegen den „Treubruch Italiens" den Boden entzieht, was im Interesse eines wiederherzustellenden guten Einvernehmens der beiden Nachbarstaaten nur zu begrüssen ist. Andererseits werden damit auch die Deklamationen der Entente gegen den „Verrat Russlands" auf ihren wahren Wert zurückgeführt. Der Verfasser selbst vermeidet tunlichst alle aktuellen Anspielungen, wie er auch seine wichtigen, aber aus anderen Schriften bekannten pazifistischen Vorschläge in zwei Schlussparagraphen und einen kurzen Anhang (Entwurf eines Vertrages über die Zusammensetzung des internationalen Verständigungsrates) zusammendrängt.

Alles ist vornehm an diesem Buche, das man unbedenklich als „standard work" bezeichnen darf. Vornehm die edle Sorgfalt der Sprache, vornehm die Wahl der Probleme und des Materials, vornehm die besonnene und gerechte Haltung gegenüber jeder Gedankenleistung und — was mitten im Rasen des Krieges besonders schwer gewesen sein mag — auch gegenüber jedem Volke. Selbst das geschärfte Auge des Feindes wird in diesem Bande nicht die leiseste Spur einer Animosität zu finden imstande sein, und wenn Lammasch sein Werk dem berühmten amerikanischen Pazifisten, Nicholas Murray Butler, dem Präsidenten der Columbia University, als „dem Lehrmeister internationaler Gesinnung" widmet, so reicht er damit nur einen Lorbeer weiter, den die Welt ihm selbst längst zuerkannt hat. *S. F.*

Leonard Nelson. *Die Rechtswissenschaft ohne Recht.* Leipzig 1917, Veit & Co. 236 Seiten, 4°.

Die Problemstellung dieses Buches ist geradezu aufregend. In dem Bestreben, die Wissenschaft „von allen metaphysischen Voraussetzungen frei zu machen, haben die hervorragendsten Rechtslehrer der Gegenwart es nach Ansicht des Verfassers glücklich so weit gebracht, eine „Rechtswissenschaft ohne Recht" zu schaffen, genau so wie die Psychologen die Seele aus der Seelenkunde und die Naturforscher den Begriff der Natur aus der Naturlehre verbannt haben." Dabei

sei es viel bedenklicher, wenn die Existenz eines objektiven Rechtes geleugnet werde, als wenn die Wissenschaft das Dasein der Seele oder der Natur negiere, weil dieses Dasein nicht von ihrer Anerkennung abhänge, wohl aber das des Rechts vom Glauben an seine objektive Verbindlichkeit. „Wo sich daher dieser juristische Nihilismus der Wissenschaft bemächtigt, da wird auch ein praktischer Nihilismus im Völkerleben die unausbleibliche Folge sein, und nur soweit die äussere Rechtsordnung noch durch die Macht der Gewohnheit oder durch ein glückliches Gleichgewicht der an ihrer Zerstörung interessierten Kräfte aufrecht erhalten bleibt, tritt diese Folge nicht unmittelbar in Erscheinung."

Nelson zögert nicht, in dem Weltkrieg den praktischen Ausdruck und in dem „Tanz um das goldene Kalb der Souveränität" die wissenschaftliche Form der allgemeinen Machtvergötterung zu denunzieren. Demgemäss ist das ganze Buch eine oft sehr scharfsinnige, mitunter spitzfindige, aber immer von hohem sittlichem Pathos getragene Bekämpfung der Souveränitätslehre (J. Jellinek), der Lisztschen Lehre von den Grundrechten. N. polemisiert gegen Max Hubers Lehre von der Gleichheit der Staaten als Grundlage des Völkerrechtes, während doch die kleinen Staaten nur durch das Rechtsbewusstsein, die moralische Grundlage alles Rechts, wirksam geschützt werden können —, gegen Oppenheimers „Zukunft des Völkerrechts", gegen den Relativismus eines Kohler und eines Radbruch, gegen Erich Kaufmanns Machttheorie, gegen Nippolds Solidaritätstheorie und andere Formen der „Ignorierung des Rechtsbegriffs".

Leonard Nelson widmet sein Buch Ludwig von Bar, der noch in einer seiner letzten Arbeiten eine „Restitution des Rechtsbegriffs", gestützt auf die Ideen der Gerechtigkeit und der Menschheit versucht habe. Bei manchen Bedenken im einzelnen darf man das vorliegende Werk als Zeichen eines neuen Geistes, als Beginn einer Umkehr vom Kultus der Macht und des Staatswillens willkommen heissen, zumal dieser kritischen Vorarbeit eine positive Rechtslehre und Politik folgen soll. ***S. F.***

Karl Strupp, Dr. *Die wichtigsten Arten der völkerrechtlichen Schiedsgerichtsverträge.* (Veröffentlichungen des Seminars für Internationales Recht an der Universität Kiel, Heft 4.) München und Leipzig 1917, Duncker & Humblot. 131 S.

Soll den Anforderungen einer hoffentlich nicht allzufernen Zukunft an die Fortbildung des Schiedsgerichtswesens entsprochen werden, dann bedarf es vor allem einer genauen Kenntnis des bisher auf diesem Gebiete Geleisteten und Geplanten. Diesem Bedürfnis kommt die vorliegende Publikation entgegen. Die Schiedsgerichtsverträge, welche von der I. Haager Konferenz (1899) bis zum 1. Januar 1914 abgeschlossen worden sind, werden von dem Verfasser in Übersichten vorgeführt, welche die verschiedensten Durchblicke gestatten — chronologisch, nach Staaten, nach Typen der Verträge, nach Typen der Schiedsgerichte. Auch die wertvollsten Vorschläge werden mitgeteilt. Eine mit der bekannten Sachkenntnis des Verfassers geschriebene Einleitung erleichtert die Benützung dieser Synopsis, zum Schlusse wird auch der einschlägige Teil des Haager Friedensabkommens von 1907 in seinem Wortlaut abgedruckt. Wer sich für internationales Schiedsgerichtswesen interessiert, sollte sich dieses verlässliche und handliche Hilfsmittel der Arbeit nicht entgehen lassen. *S. F.*

Chr. L. Lange. *Exposé des Travaux de l'Organisation.* La Haye. Octobre 1917.

Der verdienstvolle Pazifist bietet in dieser Broschüre von 63 S. einen orientierenden und infolge aussergewöhnlicher Kompetenz des Verfassers absolut verlässlichen Bericht über die Arbeiten der Pazifisten von ganz Europa und Amerika während des Krieges. Sie haben wirklich Achtunggebietendes geleistet, mit ihrem Programm-Minimum und besonders mit der amerikanischen „League to enforce Peace", die wieder den Präsidenten Wilson beeinflusst und durch ihn die Fragen der Abrüstung und des Schiedsgerichtes auch in Europa hoffähig gemacht hat. Zahl-

reiche Publikationen zeugen von der rastlosen Arbeit der Organisationen. Wir möchten für 1917 aus den Veröffentlichungen der Haager „Organisation Centrale pour une paix durable“ hervorheben:

M. H. Koht, *Avant-projet d'un traité général relatif aux Droits des Minorités Nationales.*

B. C. J. Loder, *Institutions judiciaires et de Conciliation.*

Scherrer-Füllemann, *Demokratische Kontrolle der auswärtigen Politik.* Nichtigkeit geheimer Verträge.

de Meester, *La Limitation internationale des Armements.*

Auch die Berner Studienkonferenz ist ein Werk der Haager Zentral-Organisation für einen dauernden Frieden. Sie war ein Kongress der Referenten für die einzelnen Punkte des Minimumprogramms, und jeder von ihnen legte sein Referat vor oder sandte es ein. Es seien daraus erwähnt:

A. de Maday, *Le Contrat Social des Nations.*

R. Michels, *Notes sur les Moyens de constater la Nationalité.*

Franz Oppenheimer, *Nationale Autonomie.*

Nederlandsche Anti-Oorlog-Raad, *Internationale Sanktionen.*

Auch die Studie von Lord Bryce, „Proposals for the prevention of future wars“ durfte unter den Berichten des Kongresses veröffentlicht werden. Wir behalten uns vor, auf einzelne dieser Arbeiten ausführlicher zurückzukommen.

S. F.

Die deutsche Freiheit. Fünf Vorträge von *Harnack-Meinecke-Sering-Troeltsch-Hintze.* Gotha 1917, Friedr. Andr. Perthes. 169 S.

Das Losungswort von der „deutschen Freiheit“ als Kennzeichnung des jetzigen deutschen Staatslebens wird im Auslande selbst von den Freunden belächelt, von den Feinden verhöhnt. Es gibt nur Eine Freiheit, behaupten diese Leute, entweder man ist frei oder man ist es nicht. Und die Deutschen der Gegenwart sind es nicht ...

Mit Begierde wird daher jeder Bewunderer des deutschen Geistes dieses Bändchen zur Hand nehmen und er wird es nicht zu bereuen haben. Besonders die Vorträge von Meinecke und von Troeltsch enthalten viel tief Gedachtes und geistreich Gesagtes. Es wird aber doch am meisten derjenige Leser auf seine Rechnung kommen, der — etwa als Sozialdemokrat — nach Beweisen für die Herrschaft einer blossen Scheindemokratie bei den Westmächten sucht. Aber was eigentlich die deutsche Freiheit ist und ob sie nicht etwa bloss in der Freiheit besteht, das als Staatspflicht von den jeweiligen Machthabern Gebotene zu erfüllen, also in der Freiheit, blind zu gehorchen, in der Freiheit, unfrei zu sein, verbrämt mit etwas Sozialversicherung — darüber wird man nie ganz klar und beruhigt. Troeltsch und Meinecke einigen sich auf die Formel: „Die deutsche Freiheit will Bildungsindividualismus und Staatssozialismus vereinigen“. Und als die dringendste Freiheitsforderung wird bezeichnet: „Freiheit für das deutsche Volk, Atemraum, Lebensmöglichkeit neben den grossen, zu Weltreichen sich zusammenballenden Feindesmächten.“ Das aber ist nicht Freiheit, sondern Macht und eine elastische Formel, die jeden Imperialismus, jede Vergewaltigung fremder Völker, namentlich der kleinen, entschuldigen kann. Und sie nimmt in dem ganzen Bändchen, neben den Angriffen auf Wilson und die Scheindemokratie des Westens, den grössten Raum ein. „Sollen wir nun auch in dem parlamentarischen System eine Freiheitsforderung der deutschen Nation erblicken? Ich antworte bestimmt: Nein,“ heisst es bei Meinecke. Er fordert ein soziales Königtum mit Übertragung des Reichstagswahlrechts auf den preussischen Landtag und als Gegengewicht ein gehobenes Herrenhaus, allerdings mit Zurückdrängung der Junker zugunsten des besseren Bürgertums. Ähnlich Troeltsch, der übrigens für den Mangel an Lebensstil das hübsche Wort von der „Form der Formlosigkeit“ findet, das Hauptgewicht auf die innere Freiheit des deutschen Geistes legt, die

Notwendigkeit einer starken Monarchie und Armee und „die Eigentümlichkeit unserer überindividualistischen Staatsphilosophie und Staatsempfindung" betont. Da eben liegt die grosse Schwierigkeit, dass die Westvölker das alles als würgende Drohung für ihre Zukunft empfinden und die Waffen nicht aus der Hand legen wollen, solange nicht die Reaktion in Preussen ernstlich entwaffnet und im Reich durch eine wirkliche Volksherrschaft ersetzt wird. Das ist die Freiheit, die sie meinen. *S. F.*

Rudolf Leonhard. *Bemerkungen zum Reichsjugendwehrgesetz.* Berlin, Heinz Barger. 29 S.

Das Büchlein ist ein Protest gegen den Versuch einer Militarisierung der Schule. Verfasser steht auf dem Standpunkt der Jugendbewegung, und sein Schriftchen ist eine verheissungsvolle Probe des neuen Geistes. „Eben hat es die Jugend gelernt, dass alle Erziehung wertlos ist ausser der zur Selbsterziehung, und hat es in einem neuen, vielleicht erstmaligen jugendlichen Selbst- und Gemeinschaftsgefühl unternommen, sich selbst zu disziplinieren, ihre Erziehung selbst in die Hand zu nehmen: sollen da ihre besten, entscheidenden Jahre schon dem Drill überantwortet werden ... ? Ich weiss überhaupt nichts Geistigeres als einen erweckten Jüngling von siebzehn Jahren! Und entgegen dieser keuschen, strahlenden Geistigkeit würden — die anderen Triebe entwickelt werden." Etwa die Uniformspielerei, der Sergeantenton ...

Das Beste, was Leonhard bietet, sind seine Aphorismen. — Z. B.: „Schulzwang ist nur ein Mittel zur Lehrfreiheit." „Wir misstrauen den gesetzgebenden Körperschaften; aber wir wissen ... nichts, dem wir mehr trauen." U. s. f. *S. F.*

Fernand von Langenhove. *Wie Legenden entstehen.* Franktireur-Krieg und Greueltaten in Belgien. Zürich 1915. Orell Füssli. 248 S.

In interessanter Weise wird hier der Versuch gemacht, auf wissenschaftlichem Wege die Motive blosszulegen, welche den ersten Berichten der, von den Belgiern an den Deutschen, begangenen Greueltaten zugrunde liegen. Als die wesentlichsten Irrtumsquellen werden bezeichnet: Der allgemeine Erregungszustand des Beobachters, die Anwendung der Erlebnisse aus frühern Kriegen (hier die Erinnerung an das Franktireurwesen aus dem 70er Kriege, wie sie in militärischen Handbüchern und der Volksliteratur gepflegt wurde); der Geist des Misstrauens und des Hasses im Heer, die aufreizenden Schauerberichte, welche die Presse ohne jeglichen Versuch einer kritischen Prüfung verbreitete; der lange Zeitraum, der meist zwischen dem Geschehnis und der Zeugenaussage verflossen war. Verf. greift auf die psychologischen Experimente zurück, die in Deutschland vor dem Krieg gezeigt hatten, welche geringe Verlässlichkeit Zeugenaussagen schon unter normalen Verhältnissen beizumessen ist und wie die Ungenauigkeit mit der wachsenden Gemütsbewegung steigt. *)

Ein glücklicher Zufall hat es ermöglicht, aus deutschen Dokumenten die Berichtigung vieler Meldungen ziehen zu können. Da die belgische Geistlichkeit beschuldigt worden war, eine hervorragende Rolle bei den vollbrachten Scheusslichkeiten gespielt zu haben und dieser Umstand in Deutschland selbst zu einer Hetze gegen die Katholiken ausgenützt wurde, liessen diese es sich angelegen sein, die Wahrheit dieser Anschuldigungen zu überprüfen. Bernhard Duhr, ein deutscher Ordensgeistlicher, hat das Resultat dieser Bemühungen gesammelt (Der Lügengeist im Völkerkrieg, G. J. Manz, München, 1915) und Langenhove zitiert ausgiebig aus dieser Quelle.

* In unserem Blatte wurde schon im Jahre 1915 von Dr. Lucy Hoesch-Ernst auf diese wissenschaftlichen Versuche in dem gleichen Zusammenhange hingewiesen und vor dem Glauben an diese Greueltaten gewarnt. S. Heft I, Juni 1915: Die Psychologie der Aussage. Dieselbe Abhandlung ist auch im Separatabdruck erschienen. (Zürich, Orell Füssli). Die Red.

Mit Recht beklagt er die Methode der Gelehrten, solche nicht überprüfte Kriegslügen als wahr anzunehmen und weitgehendste Schlüsse über das Volk zu ziehen, dem sie zur Last gelegt werden, und er schliesst mit den Worten: „Weder ist es unsere Absicht zu verteidigen, noch Anträge zu stellen, noch ein Urteil zu fällen. Wir haben uns einzig bemüht, die Ereignisse ins Licht der Massenpsychologie zu stellen, gemäss einer gesunden wissenschaftlichen Disziplin. Wir gehen nicht weiter. Im übrigen ist jeder mit seinem Gewissen Richter."

Uns aber, die wir dem Autor mit warmer Anteilnahme bis hierher gefolgt sind, drängen sich einige Fragen auf. Glaubt Herr von Langenhove nicht, dass dieselben psychologischen Momente bei allen Völkern Geltung haben? Glaubt er nicht, dass dieselbe Methode auch auf die deutschen Greuel und die Berichte des englischen Lord Bryce angewendet werden müsste? Wäre es nicht ein ungemein verdienstliches Werk, in England und Frankreich die gleichen Gedankengänge zu verbreiten? Vielleicht ist dies schon geschehen. Wir wären dankbar, wenn wir darüber Näheres erfahren könnten. *F. R.*

Dr. Otto Hinrichsen. *Die Kriegspsychose bei den kämpfenden Völkern.* Basel 1917. Ernst Finckh, 48 S.

Die kleine, gut geschriebene Abhandlung ergänzt in mancher Hinsicht die vorhergehend besprochene Arbeit. Kann von Psychose bei ganzen Völkern überhaupt gesprochen werden? Nein, antwortet der Psychiater, wenn man darunter jene Geisteskrankheiten versteht, welche durch Störungen im Gehirn oder etwa durch krankhafte Veranlagung hervorgerufen werden. Denken wir aber bei dieser Bezeichnung an „eine aussergewöhnliche, durch besondere Umstände hervorgerufene seelische Verfassung", dann lasse sie sich wohl rechtfertigen. Im Grunde handle es sich um — sehr begreifliche — Erregungs- und Affektzustände, bei denen die Massensuggestion eine grosse Rolle spiele. In der Masse seien übrigens tatsächlich Phantasten, Schwärmer, Fanatiker, geistig Anormale, die unter Umständen auch Einfluss gewinnen und zu unüberlegten Taten hinreissen können. „Wem es für sein Gefühl nötig ist, der mag sagen, ein Volk sei von Geistesstörung erfasst. Für unser Erkennen ist dabei nichts gewonnen." Dr. Hinrichsen erzählt, dass im Jahre 1848 ein Arzt das Auftreten einer demokratischen Verrücktheit, des „morbus democraticus", feststellte. Da er selbst den Krieg für eine biologische Erscheinung hält, so fasst er auch all das Kriegsgeschrei, die Lügen und den Hass nur als ein Kampfmittel auf, das mit den abgebrauchten Gewehren und Kanonen zum alten Eisen gelegt werden wird, wenn einmal wieder Friede auf Erden ist. *F. R.*

Prof. Dr. Conrad Keller. *Alfred Ilg.* Sein Leben und sein Wirken als schweizerischer Kulturbote in Abessynien. Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig 1918. 262 S.

In doppeltem Sinne ist dieses Buch lesenswert: Als der ungewöhnliche Lebensgang eines Mannes, der es vom einfachen Schweizer Bürger zum einflussreichen Minister Abessyniens brachte, zu einer Zeit, da dieses von Europa als gleichberechtigt anerkannt werden musste; aber auch als ein spannender Abschnitt in der Kolonialgeschichte Europas, diesem düstersten Kapitel der an ethischen Motiven auch sonst nicht überreichen Politik. Die Darstellung rührt von einem nahen Freunde Ilgs, dem verlässlichen Naturforscher her, der vor kurzem anlässlich seines 70. Geburtstages lebhaft gefeiert wurde.

Im Jahre 1878 folgte der 24jährige Ingenieur einem Rufe des abessynischen Königs Menelik II. Dieser gerechte, grosszügige und weise Herrscher wollte Strassen und Brücken bauen, öffentliche Gebäude herstellen, Fabriken einrichten und von der europäischen Kultur einführen, was ihm nützlich schien. Nicht nur gegen die Unwissenheit hatte der Schweizer Kulturträger bei der Ausführung dieser Arbeiten zu kämpfen. Neid, Aberglauben und Missgunst machten ihm oft das

Leben schwer. Es wird launig erzählt, wie selbst der kluge König nicht recht einwilligen wollte, als Ilg eine Wasserleitung zu seiner auf einem Hügel gelegenen neuen Burg vorschlug; denn das Wasser könne nie und nimmer dazu gebracht werden, bergauf zu fliessen. Als dann Ilg seinen Willen doch durchgesetzt hatte, blieb zu seinem Entsetzen das Wasser wirklich aus. Durch mühsame Forschung entdeckte er, dass ein „guter Freund" aus Europa die Leitung mit Baumwollsamen fest verstopft hatte!

Man erlebt es mit, wie die technischen Erfindungen der Zeit allmählich in dem Neuland Eingang finden und zuletzt auch das schwierige, alle Energie des tatkräftigen Ilg erschöpfende Eisenbahnprojekt mühsam verwirklicht wird, ein Bau, der die Hauptstadt Abessyniens mit der Meeresküste verbinden sollte. Wenn man bedenkt, dass Ilg selbst im Jahre 1878 zu der Zurücklegung dieser 700 km volle 7 Monate unter grossen Beschwerden reisen musste, kann man ermessen, welche Bedeutung die Vollendung des Projektes für die Hebung des Verkehres und damit für den Reichtum des Landes gewinnen mochte. Der weise Menelik hatte dennoch gezögert und nicht mit Unrecht, wie sich bei der viele Jahre später erfolgten Ausführung zeigte.

Die Politik bemächtigte sich des ursprünglich rein kommerziellen Unternehmens und führte zu ernsten Zwischenfällen.

Die gewaltigen Summen, welche schon für die erste Teilstrecke benötigt wurden, waren von einer französischen Gesellschaft beigestellt worden. Wie dies meist in solchen Fällen geschieht, hatte man die Erstellungskosten zu niedrig angesetzt. Da weitere Gelder in Frankreich kaum mehr aufzubringen waren, wendete man sich an das grosszügige England, das sofort erhebliche Kapitalien zur Verfügung stellte. Darüber in Frankreich ernste Verstimmung. Man hatte sich dort schon mit dem Gedanken geschmeichelt, an Abessynien eine Art Kolonie zu gewinnen, war aber bereit, sich mit der blossen Kontrolle zufrieden zu geben, eingedenk des nicht lange vorher erfolgten Versuchs der Italiener, ein Protektorat einzurichten, welches sie im März 1896 mit der schweren Niederlage bei Adua hatten bezahlen müssen.

Nun peitschte man in Frankreich die öffentliche Meinung durch die Presse zur Leidenschaft. Man schürte gegen Englands unersättliche Habgier, man wies auf den Suezkanal hin, man forderte die Intervention der Regierung. Man sprach, schrieb, druckte, als ob es sich um ein lebloses Ding handle. Der Herrscher von Abessynien, der die ganze Angelegenheit mit beharrlicher Aufmerksamkeit verfolgt hatte, machte einen Strich durch die allzu kluge Rechnung. Er erklärte den alten Vertrag für null und nichtig und — gab Englands Regierung, welche für die Unabhängigkeit Abessyniens eintrat, das Recht, die Eisenbahn zu bauen.

Es gelang dann den Franzosen doch, mit England und Italien ein internationales Abkommen zum gemeinsamen Bahnbau zu treffen. Nur die ungewöhnliche Klugheit und Tatkraft seines Herrschers hatte dieses afrikanische Land zum zweiten Mal davor bewahrt, das Ausbeutungsobjekt europäischer Machtgelüste zu werden.

Minister Ilg kam bei diesem ganzen Handel sehr zum Schaden, denn die Konzession für die erste Teilstrecke der Eisenbahn hatte er erhalten, und sah sich nicht entsprechend entschädigt. Aber gerade das ist ja die hohe ethische Seite seines Lebens und seines Wirkens, dass er für sich selbst nicht mehr als den Lohn eines guten Arbeiters nahm. Die Ehrlichkeit und Schlichtheit des Schweizers hat ihn vor jeder Art Überhebung geschützt. Vielleicht auch der Umstand, dass kein Ehrgeiz für sein Vaterland sich einmischen konnte. So konnte er zum echten Kulturboten werden und in seiner einfachen Art der Menschheit den Weg zeigen, wie die Kultivierung der primitiveren Reiche erfolgen müsste, damit die Errungenschaften der europäischen Kultur sie nicht wie eine Geissel treffen, sondern als Segen auf ihnen ruhen. *F. F.*

□ □□

N. Lenin-Uljanow als Mensch und Revolutionär.

Von N. RUBAKIN.

Zunächst — eine Seite aus meinen persönlichen Erinnerungen. Es war im Jahre 1887. Ich studierte damals Naturwissenschaften und arbeitete im zoologischen Kabinett der Petrograder Universität. Es waren schwere Zeiten — nicht nur für die russische Studentenschaft, sondern auch für die gebildete Gesellschaft und das ganze Land. Am Ruder befand sich die aristokratische Reaktion Alexanders III., der seine Macht auf der unkonstitutionellen Herrschaft der privilegierten und besitzenden Klassen über die arbeitenden aufgebaut hatte. Die Bestrebungen der Gesellschaft wurden mit Gewalt unterdrückt, und die Gefängnisse waren so überfüllt, dass man neue bauen musste. Viele tausende von Vertretern der russischen Intelligenz befanden sich in der Verbannung. Die Presse schwieg; revolutionäre oder auch nur oppositionelle politische Parteien gab es nicht. Alle auch nur ein wenig lebendigen Regungen im Lande waren erstickt und mundtot gemacht worden. Selbst in der Universität war es still.

Im selben zoologischen Kabinett arbeitete ein anderer Student mit mir zusammen. Ich erinnere mich noch so genau an ihn, als ob er in diesem Augenblick hier vor mir stände, — ein bartloser Bursche mit einem charakteristisch russischen Gesicht; es war ein nachdenklicher und schweigsamer Jüngling voll kindlicher Aufrichtigkeit, nicht nur in seinen Gesprächen, sondern auch in seinen Gedanken und Gefühlen. Kameraden und Professoren setzten die schönsten Hoffnungen auf ihn. Im Februar 1887 erhielt er von der Universität die goldene Medaille. Das zoologische Kabinett veranstaltete zu seinen Ehren ein kameradschaftliches Fest.

Und plötzlich war dieser Student verschwunden. Einige Zeit darauf erfuhren wir, seine Kameraden, zu unserem Entsetzen, dass er gehängt worden sei, weil er an einem missglückten Attentat auf Alexander III. teilgenommen hätte.

Ich werde niemals den Eindruck vergessen, den diese Nachricht auf uns machte, welch einen Sturm von Unwillen und ohnmächtiger Erbitterung, welch einen Hass gegen den Zarismus und gegen das ganze politische und soziale System Russlands sie in uns erregte. Wir Studenten weinten damals unter dem Drange dieses Gefühls. Und viele von uns gewannen an jenem Tage nicht nur die Revolution lieb, sondern auch ihre Ziele, ihre Vorkämpfer und sogar ihre gewaltsamen Kampfmittel. Einige wurden selber Terroristen. Es handelte sich dabei natürlich weder um gedankliche, noch ethische Logik, sondern um die Logik des Gefühls, der Emotion. Es gab nicht wenige unter uns (und auch ich gehörte zu ihnen), die sich im Herzen damals das Versprechen gaben, dem Kampfe gegen dieses verfluchte System ihr ganzes Leben zu weihen.

Und viele haben dieses Versprechen eingelöst ....

Wer war aber jener gehängte Student? Es war Alexander Iljitsch Uljanow, der leibliche ältere Bruder Nikolai Iljitsch Uljanows, der heute unter

dem Pseudonym „Lenin" weltbekannt geworden ist. Beide wurden in Nischnij-Nowgerod geboren, jener grossen Handelsstadt am Zusammenfluss der Wolga und der Oka, in der Familie eines Provinzgymnasiallehrers; beide besuchten in Simbirsk (ebenfalls einer Wolgastadt) die Schule; beide entstammen dem echt russischen Milieu des Beamtenadels; beide wuchsen in einem starken und tiefen Hass gegen das zeitgenössische soziale System Russlands auf. Können wir daran zweifeln, dass die Hinrichtung seines Bruders in Lenin starke Spuren zurückgelassen hat?

„Es gibt Umstände," — rief in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts der russische Revolutionär Alexander Kwiatkowsky vor seiner Hinrichtung seinen Richtern zu — „die auch Lämmer zu Tigern machen!" Wie viele solcher „Tiger", die von sogenanntem „heiligem Hass" gegen das russische System glühten, hat die dumpfe Atmosphäre des russischen Zarismus erzeugt!

Und ist es nicht, wie jetzt allmählich allen klar geworden sein dürfte, dieser selbe, von England, Deutschland und Frankreich geduldete und beschirmte Zarismus gewesen, der, von diesen Ländern mit Geld unterstützt, im Verein mit ihnen die blutige Feuersbrunst nicht nur in Russland, sondern auch in ganz Europa hervorgerufen hat?

O, dieser sogenannte „heilige Hass!" Wie viele Verbrechen gegen die menschliche Persönlichkeit werden sowohl an der Front als auch zuhause in seinem Namen begangen! Mit wie viel noch schlimmeren Übeln bedroht jene Ethik, der dieser heilige Hass zugrunde liegt, Europa und die ganze Welt! Auch Lenin mit seinem „heiligen Hass" gegen das zeitgenössische soziale und politische System, ist ein Kind dieses Systems.

Unter all den Gestalten, die die russische Revolution von 1917 in die vordersten Reihen gestellt hat, ist die Persönlichkeit Lenins zweifellos eine der bedeutendsten, klarsten und charakteristischesten. Damit werden seine Freunde wie seine Feinde einverstanden sein. Nichtsdestoweniger kennt man Lenin im Westen (vor allem in England und Frankreich) nur aus allerlei Zeitungsmeldungen, die überdies noch meistens aus der Luft gegriffen sind. In diesem Aufsatz beabsichtige ich an der Hand von Dokumenten, anderen zuverlässigen Quellen und, hauptsächlich, Lenins eigenen Schriften, von Lenin zu sprechen.

Es gilt vor allem drei Dinge auseinanderzuhalten: ein anderes sind jene grossen Ideen, denen Lenin schon über 25 Jahre unbedingt aufrichtig, aufopferungsvoll und selbstlos dient; ein anderes — die Methoden seines Eintretens für diese Ideen, die Art und Weise, wie er sie zu verwirklichen gedenkt; und wieder ein anderes ist Lenin selbst, als Mensch, Publizist, Schriftsteller, Revolutionär und hervorragender politischer Kämpfer.

Wer ist nun aber dieser Lenin? Welches sind seine Ideen und seine Kampfmethoden? Lenin hat im Lauf seines Lebens genug geschrieben und seine öffentliche revolutionäre Tätigkeit ist in Russland schon lange genug allgemein beachtet worden, so dass man eine ziemlich ausführliche Antwort auf diese Frage erteilen kann. Aus meiner persönlichen Bekanntschaft mit ihm, seinen Kameraden und Freunden ist nur weniges geeignet, seiner Charakteristik irgend etwas Wesentliches hinzuzufügen.

Gerüchte und Klatschereien lassen wir, als unnötiges Gerümpel, natürlich unbeachtet. Es sind ihrer nicht wenige über Lenin in Umlauf gesetzt worden; aber das ist das Schicksal aller bedeutenden Politiker, deren Leben sich in weitester Öffentlichkeit abspielt. Urteilen wir über Lenin nicht nach den Leninisten und Maximalisten oder nach ihren Handlungen. Erinnern wir uns,

dass Leo Tolstoi gesagt hat, er sei kein Tolstoianer, und Marx — er sei kein Marxist! Nach den Nietzscheanern darf man nicht Nietzsche beurteilen; nach den Mehrheitssozialisten aller Länder — nicht den Sozialismus; nach den deutschen, französischen und andern Christen, die, vor Leichenhaufen, erbittert ihr „Jusqu'au bout! Jusqu'au bout!" schreien, nicht die Lehre Christi. Ich will als Vertreter einer anderen soziologischen und ethischen Weltanschauung, als ein ausserhalb aller Parteien stehender Mensch, mich Lenin, seinen Ideen, Zielen und Methoden gegenüber möglichst unparteiisch, sine ira et studio verhalten.

Aber ist das auch leicht? Alles was Lenin seit Anfang der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts bis auf unsere Tage getan hat und noch tut, hat in den Menschen so viel Erregung hervorgerufen, dass man über dieser Erregung Lenin selbst und seine Ideen ganz aus dem Gesicht verliert. Wie sollte es auch anders sein? Lenin selbst ist ja vor allem ein Willens- und Emotionsmensch. Als Willensmensch kämpft er nicht nur, sondern rast; und er erdrückt alles, was sich ihm in den Weg stellt; als Emotionsmensch ist er einer übertriebenen Liebe und eines übertriebenen Hasses fähig. Da dem Willen die Emotionen zugrunde liegen, muss man vor allem von ihnen sprechen. In dieser Beziehung ist Lenin ein vom Hass besessener Mensch. Er kann nicht so stark lieben, wie er zu hassen vermag; sein Hass richtet sich aber nicht gegen Menschen, sondern gegen ein System, — gegen das von ihm verfluchte „bourgeoise Sozial-System, gegen dessen Grundvesten die Sozialisten ankämpfen sollten." D. h. Lenin ist Marxist und Sozialdemokrat. Er ist also vor allem der Vertreter eines ideellen und unpersönlichen Hasses, eines Hasses, den er einen „heiligen" nennt, der trotz dem aber immer ein Hass bleibt. Lenin hasst die Bourgeoisie viel stärker, als er „sein" Proletariat liebt. Und überhaupt, — was die Liebe betrifft, so scheint auch sie in der Seele Lenins, seiner Schriften nach zu urteilen, ebenso unpersönlich und ideell zu sein, wie sein Hass. Er liebt seine Idee, seine Sache, die Idee des Sozialismus, welcher keinerlei nationale, geographische oder überhaupt vertikale Abgrenzung zwischen den Völkern kennt, und nur von einer einzigen — horizontalen — Abgrenzung weiss, welche die ausnahmslos Bourgeoisie aller Länder und Zeitalter vom Proletariat (ebenso ausnahmslos) trennt. Man halte Lenin darum nicht für einen nur russischen Revolutionär — er ist ein internationaler Revolutionär, der die ganze Erde meint; seine Sache ist die Revolution der Menschheit. Dabei ist für ihn die Bourgeosie (als negative Grösse) weniger als nichts, das Proletariat dagegen — Alles und sogar mehr als Alles. Und Lenin liebt diese seine Sache, dieses sein Lebensziel: die Verwirklichung des Sozialismus durch die Diktatur des Proletariats. In diese Idee und diese Sache ist Lenin in der Tat schon seit seiner Kindheit verliebt und hat sie eng mit seinem „heiligen Hass" verknüpft: die Letzten sollen die Ersten sein und umgekehrt!

Diese Liebe und dieser Hass umgeben Lenin wie eine Mauer und verhindern, dass er die wirklichen, lebendigen, alltäglichen Menschen wahrnimmt. Es ist wahr, Lenin ist zweifellos ein guter Kamerad und Familienvater, der gutmütig und wohl auch gütig zu sein versteht. Er ist es aber nicht zu allen Menschen, sondern nur zu denjenigen, die er mit dem Parteimasstabe in der Hand ausgewählt und abgeschätzt hat. Mit Vertretern anderer Parteien vermag Lenin unter keinen Umständen in Freundschaft zu leben: er beginnt mit ihnen über Parteimeinungen zu streiten,

beleidigt sie sofort und beschimpft sie, braust selbst auf und erbittert die andern gegen sich, gegen seine Partei, gegen seine Idee und gegen den Sozialismus im allgemeinen. Für Lenin ist jeder Mensch — eine Idee, die auf zwei Beinen herum läuft und die, wenn sie mit ihm disputiert und spricht, entweder mit ihm einverstanden oder nicht einverstanden ist. Jede abweichende Meinung bringt ihn in Harnisch; das Gefühl des Hasses gegen das Bourgeois-Sozialsystem überträgt sich von seiner Idee und ihrer Erscheinung nicht nur auf die Gegner des Sozialismus, sondern auch auf seine persönlichen Gegner, auf alle, die nicht seine Anschauungen teilen, die nicht der gleichen sozialdemokratischen Fraktion wie er selbst angehören. Sein Grundprinzip ist: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich." Diejenigen aber, deren Devise es ist: „Wer nicht wider mich ist, ist für mich" — hält er für Opportunisten und Bourgeois. Unter solchen Umständen erübrigt es sich für uns, auch nur von der geringsten Duldsamkeit gegen Andersdenkende bei Lenin zu reden. Es kann nur von seinem grenzenlos unduldsamen Fanatismus die Rede sein, einem leidenschaftlichen, rücksichtslosen, absichtlich beleidigenden Fanatismus. Die Unduldsamkeit ist eine der Hauptemotionen Lenins.

Allerdings — um seine Absichten zu verwirklichen, muss Lenin Fanatiker sein: er muss sich seiner Sache, seinem Ziele, seiner Aufgabe gegenüber religiös verhalten; ein echt religiöses Gefühl, ein Glaube ans Absolute, eine Art religiösen Wahns muss ihn beseelen — wenn auch ohne Gottes- oder Kirchenglauben. Und einen solchen Glauben besitzt Lenin unbedingt. Heine hat einmal gesagt:

„Wer Unmögliches geglaubt,
konnt' Unmögliches verrichten."

Lenin ist ein gläubiger Revolutionär.

Was stellt also Lenin als Kämpfer vor? Er ist zweifellos ein Mensch von ungeheuerer Willenskraft, der nicht nur zu kämpfen, sondern auch hartnäckig standzuhalten versteht; er legt niemals die Waffen nieder, macht niemals vor scheinbar unüberwindlichen Hindernissen halt, lässt auch in den Augenblicken grössten Missgeschickes (und es gab viele solche Augenblicke in seinem Leben) niemals die Hände sinken. Was aber das Bezeichnendste ist: er fürchtete sich nie, mit verführerischer Kühnheit an eine Sache zu gehen, die nicht nur seine eigenen, sondern auch die menschlichen Kräfte überhaupt, bei weitem übersteigt. So unternahm er es, zum Beispiel, in einer so dumpfen Epoche zarischen Joches, wie den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts, eine grosse allrussische revolutionäre Partei zu gründen, oder, zur Zeit der ersten russischen Revolution und später, das ganze russische Proletariat zu organisieren, oder 1917 den bürgerlich-kapitalistischen Aufbau Russlands in einen sozialistischen zu verwandeln und der Bourgeoisie und dem Kapitalismus der übrigen Länder kühn einen furchtbaren Schlag von historischer Bedeutung zu versetzen, indem er die Gerichte aufhob, die Banken und Fabriken nationalisierte und die Staatsschulden annullierte. Um an eine solche Sache nicht nur zu glauben, sondern sie auch in Angriff zu nehmen, muss man nicht nur ein gewöhnlicher fanatischer Kämpfer, sondern etwas noch grösseres und höheres sein. Solche Kämpfer sind weder durch Insinuationen, noch Verläumdungen, noch Zuträgereien aus ihrer Position zu drängen; gefälschte und dunkle Dokumente über „aus Deutschland erhaltene Geldsummen" vermögen ihnen nichts anzuhaben. Persönlichkeiten, die ihrer Sache so religiös ergeben sind, wie Lenin, sind für Geld nicht zu haben. Er-

innern wir uns an die Biographie Robespierres und ähnlicher „käuflicher“ Persönlichkeiten! Solche Menschen gehen unter, wie auch Lenin wahrscheinlich untergehen wird. Selbst der Tod hat seine Logik. Von ihrer Sache und ihren Ideen treten solche Menschen aber bis zum Augenblick ihres Todes nicht zurück; sie verhalten sich ihnen gegenüber ehrlich. Ihre kühne Forderung heisst: Biegen oder Brechen. Lenin ist gradlinig bis zur Absurdität, gleich jenem Gouverneur, den der berühmte russische politische Satiriker Isaltykow-Schtschedrin in seiner „Geschichte einer Stadt“ schildert: Dieser Gouverneur vermochte nicht anders, als ausschliesslich geradeaus zu gehen, und tat das, bis er eines Tages in einem Fluss ertrank, der seinen Weg kreuzte. Zweifellos liegt hierin auch etwas Erhabenes und Gewaltiges. Nur eine grosse und starke Seele vermag so gradlinig zu sein — selbst wenn sie es nur in ihren Fehlern und Verirrungen wäre. Lenin ist aber auch in seinen Handlungen, in seinen Syllogismen, in seiner Logik überhaupt gradlinig, wenn dieselbe seinem Hass und seiner Liebe dient. Besonders aber in seinem Hass auf die bestehende bürgerliche Gesellschaft! Er ist in der Tat ein Logiker — und auch ein Dialektiker, der sogar in Schwatzhaftigkeit ausarten kann. Es ist interessant, an der Hand seiner eigenen Werke den Nachweis dafür zu führen: wenn er leidenschaftlich ist, wird er weitschweifig und wenn er Syllogismen konstruiert, lässt er sich von der Leidenschaft fortreissen. Fast jeder seiner Schriften liegt irgendeine sozialdemokratische, marxistisch enge Parteithese zugrunde; — ob sie folgenschwer oder bedeutungslos ist, das ist für Lenin vollkommen einerlei. Verlassen wir uns deshalb nicht zu sehr auf seine Logik. Nicht sie ist es, die ihn gradlinig macht, sondern seine Emotionen und sein Wille: Lenin versteht stark zu wollen. Alle Thesen seines Programms und seiner Taktik, die er mit Hartnäckigkeit verteidigt, fussen letzten Endes immer auf jenem Hass und jener Liebe, von denen vorhin die Rede war.

Im Endresultat verwandelt sich ein solcher Mensch von scharfem Verstand, von starken Emotionen und Willensbestrebungen, von gigantischer Unduldsamkeit gegen andere Meinungen, — unausbleiblich in einen inappellablen politischen Egozentristen. Und Lenin ist in der Tat in jeder Beziehung ein Egozentrist. Seine Idee, seine Bestrebungen, sein Wille, seine Partei, sein Programm, seine Taktik — sind für ihn Eins und Alles. Sein höchstes Gesetz ist das „Ich“ — ohne irgendwelche Einschränkungen, Bedingungen, Kompromisse und Zugeständnisse. Das Resultat ist die Devise: ultima ratio — potestas! Lenin erklärt dementsprechend auch unumwunden: „Die grossen Lebensfragen der Völker werden durch Macht entschieden.“ (Vgl. Lenin: „Aus zwölf Jahren“, Seite 464.) Von hier bis zum Despotismus, — einem Despotismus im Namen der Idee, — ist nur ein Schritt. Pereat mundus, fiat justitia! Pereat das bürgerliche Gesellschaftssystem, fiat der Sozialismus! Lenin ist seinem Wesen nach ein Despot, ein Ideendespot, wie ein Parteidespot, er ist ein Vergewaltiger und zentralistischer Machthaber, der es verstanden hat, sogar seine eigene Partei durch jahrelange Anstrengungen zentralistisch zu organisieren. Von allen russischen revolutionären Parteien ist die Partei der Maximalisten die zentralisierteste. Eine ganze Reihe zum Himmel schreiender, unzweideutig despotischer Tatsachen sind die natürliche Folge dieser Leninschen Psychologie. Und dabei behauptet er noch, wie so viele andere Despoten: „Es musste so sein!“ Was ist zu machen? Not kennt kein Gebot.

Hier kommen wir zu einem sehr wichtigen, ja vielleicht zum allerwichtigsten Charakteristikum einer Persönlichkeit wie Lenin, — zu seiner ethischen Seite. Bei Lenin dominiert die Politik unbedingt über die Ethik; die Ethik erscheint nur als armselige Magd der Politik.

Auf ethischem Gebiete ist Lenin durchaus nicht ein so unbedingter Feind von Kompromissen, wie auf dem Gebiete der Politik und der sozialistischen Dogmen. Er wird kaum jemals die Grundprinzipien der Ethik, unter anderem das Prinzip des Guten und Bösen, analysiert haben. Alles, was zur Herrschaft des Proletariats führt, ist für ihn gut; was diese Herrschaft hindert — ist böse; dieses Prinzip lässt sich in allen Werken und Handlungen Lenins nachweisen. „Handle so, wie an Deiner Stelle jeder bewusste Proletarier gehandelt haben würde", — das ist der kategorische Imperativ Lenins. Das ist aber nicht nur die Ethik Lenins, sondern überhaupt eine Revolutionsethik, also auch die Ethik vieler Gegner Lenins, vieler Sozialdemokraten, vieler Sozialrevolutionäre, mit einem Wort aller jener, die ein Gesellschaftssystem durch ein anderes mit Hilfe von Gewalt ersetzen wollen. Der Unterschied ist nur der, dass Lenin als Persönlichkeit stärker, hinreissender und energischer als viele andere ist.

Bevor ich an eine Kritik der praktischen Ethik Lenins gehe, muss ich pro domo eine sehr wichtige Bemerkung machen. Wenn ich Lenin kritisiere, so stelle ich mich durchaus nicht auf die Seite seiner politischen und sozialen Gegner. Die stärksten und leidenschaftlichsten Gegner Lenins sind die Vertreter der bürgerlichen Klassen. Ihre gewaltigen grauen Massen (ich spreche hier nicht von Ausnahmepersönlichkeiten, wie wir sie innerhalb aller Klassen antreffen) empören sich über die Leninsche Ethik nur aus dem Grunde, weil sie auf die Einführung einer sozialen Gesellschaftsordnung abzielt, die ihnen missliebig, weil unvorteilhaft, ist. Gerade dieser neuen Gesellschaftsordnung hat Lenin aber alle seine Kräfte geweiht. Vor den Prinzipien einer sozialen Umordnung muss ich, der diese Zeilen niederschreibt, mich verneigen. Eine andere Sache ist seine praktische Ethik. Das Kriterium dieser Ethik ist jene Diktatur des Proletariats, — eine Diktatur des Proletariats um jeden Preis, wieviel Opfer sie auch kosten mag. Und das nennt sich eine proletarische Ethik?! Von hier aus ist es nicht mehr weit bis zum Prinzip: „Der Zweck heiligt die Mittel;" — jenem traurigen Prinzip nicht nur der leninschen, sondern auch der bürgerlichen, der jesuitischen und der imperialistischen Ethik. Warum sollte man, Lenins Meinung nach, sich nicht auch eines unsittlichen Mittels bedienen, wenn man das Heraufkommen der Diktatur des Proletariats beschleunigen könnte? Dasselbe Prinzip wendet Lenin auf Schritt und Tritt auch auf alle seine innerparteilichen Beziehungen an, nach allen Regeln der Kunst eines erfahrenen politischen Kämpfers (auch eines bürgerlichen), der, nach dem Wahlspruch: „Not kennt kein Gebot", das Eine denkt, während er das Andre tut, und sich aller Waffen des Aushorchens, des Verhöhnens, des Anklagens und des Fallenstellens bedient. Die Wahlen in die Konstituante haben „seinen" Maximalisten nicht die Mehrheit gebracht! Fort mit ihr! Wählen wir eine andere, eine neue! Das allgemeine Wahlrecht? Es darf nur dann anerkannt werden, wenn es die erhofften Resultate zeitigt! Die Freiheit der Rede, der Presse, der Persönlichkeit? Sie sind zwar geheiligte Güter der sozialistischen Gesellschaftsordnung, — aber auch mit ihnen wird aus dem gleichen Grund aufgeräumt! Schingarew, die greise Babuschka Breschkowskaja und andere zweifellos bedeutende revolutionäre

Kämpfer werden, wenn sie nicht für Lenin eintreten oder gar der Verwirklichung seiner Pläne und einer überstürzten Erreichung seiner Ziele hinderlich sind, ins Gefängnis gesteckt. Schleif sie dorthin, rote Garde! Überall in Russland ist die Bestie im Menschen erwacht und raubt, brennt, säuft, vergewaltigt, mordet; — aber gerade dadurch werden viele Merkmale der verhassten bürgerlichen Gesellschaftsordnung beseitigt, die unter allen Umständen auszurotten sind! Verteilt Gewehre unter die Massen, die es an der Front gelernt hat, sich ihrer zu Mord und Raub zu bedienen; — wenn diese Masse nur aus Proletariern besteht! Stellt die Kadetten ausserhalb aller Gesetze: sie sind vor Allem — Feinde des Proletariats und schädliche Elemente! Man hat uns geknechtet! Genug! „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut!" Als Kerenskij gestürzt werden sollte, rechnete es ihm Lenin als Schuld an, dass er die Todesstrafe wieder eingeführt hatte. Aber die Leute im Namen der Diktatur des Proletariats totzuschlagen, — heisst nicht: die Todesstrafe in Anwendung bringen, sondern heisst: zum Selbstschutz greifen und „heiligen Hass" bekunden! Und Lenin fühlt es gar nicht, dass er in dieser Hinsicht keinesfalls besser als Kerenskij, Sawinkow, Kornilow und andere Wiederhersteller der Todesstrafe ist. Als er den Matrosen Bassow wegen des Mordes an Schingarew verhaften liess, hat er ebenfalls nicht begriffen, dass der Hauptschuldige an diesem Morde er selbst ist, wie jedes Haupt einer jeden Regierung für das verantwortlich ist, was in ihrem Namen geschieht. Lenin gehört leider nicht zu jenen ethischen Persönlichkeiten, die mit Recht den Andern, sowohl ihren Feinden wie der ganzen Menschheit, zurufen können: „Ich bin der und der, diene einer wahrhaft grossen und heiligen Sache und habe deshalb beschlossen, ihr nur mit reinen und heiligen Mitteln zu dienen; ich verschmähe es, die Mittel und Methoden meiner Feinde nachzuahmen; mögen diese Mittel meiner heiligen Sache ebenso fremd bleiben, wie die Ziele, Ideale und Interessen meiner Feinde! Zwischen mir und ihnen soll nichts Gemeinsames sein, wie zwischen Ormuzd und Ahriman nichts Gemeinsames ist. Es gab, gibt und kann auch niemals eine wirklich heilige und reine Sache geben, die unreine und gemeine Mittel erforderte. Und ich werde meine Sache nicht dadurch erniedrigen, untergraben und zugrunde richten, dass ich mich dazu hergebe, zu den schmählichen Methoden und Mitteln der Feinde meiner Sache zu greifen, weder im Grossen noch im Kleinen. Die Ethik stehe höher als die Politik; anders kann die Menschheit niemals zu einem neuen Leben in einer neuen Gesellschaftsordnung gelangen!"

Kamerad Uljanow-Lenin! Mein Waffenbruder im Kampfe der Ideen! Warum haben Sie diese Worte nicht öffentlich ausgesprochen? Sie taten es nicht, weil Sie ihnen keine wesentliche Bedeutung zumessen. Für Sie ist das alles Romantik, Naivität, Dummheit, „Kleinbürgerlichkeit". Aber gerade durch dieses Ihr amoralisches Verhalten zu einer auf Menschenliebe, als auf das Kriterium einer jeden grossen und heiligen Sache, sich gründenden Ethik, versetzen Sie der Sache des Proletariats, also auch Ihrem eigenen Gotte, den Todesstoss! Kein Tropfen Blut, der durch Ihre Schuld im Innern des Landes vergossen wird, kann durch Ihren Abscheu vor dem internationalen Blutvergiessen wieder wettgemacht werden, denn das ethische Kriterium für die eine wie für die andere Art des Blutvergiessens ist ein und dasselbe. Sie töten aber nicht nur Menschen, — Sie töten auch die Sympathien in den Herzen der ganzen Menschheit, deren Augen in diesem Augenblicke auf Sie gerichtet sind; und nicht nur die Sympathien für Ihre Persönlichkeit,

d. h. für Ihre Autorität, sondern auch für jene Sache, der Sie so unwandelbar und aufrichtig dienen! Und die Proletarier aller Länder, und besonders diejenigen Proletarier, die durch Sie unglücklich geworden sind, werden Sie fragen: „Was hast Du, Volkskommissär Lenin, uns mit Deinem Sozialismus gebracht? Besteht denn das Wesen des Sozialismus in den Vergewaltigungen, die Du ausübst?“ Nicht die Bourgeoisie wird Sie das fragen, Kamerad Lenin, sondern gerade das Proletariat. Und es wird noch hinzufügen: „Wem viel gegeben ward, von dem wird auch viel verlangt.“

Und was können Sie auf diese ethischen Forderungen antworten? Man pflegt folgendermassen zu antworten: „Wir leben in einer veralteten und verfaulten Gesellschaftsordnung; in jedem von uns finden sich Elemente des Alten wie des Neuen.“ Und ausserdem ist, wie Kautsky im 5. Kapitel seiner Schrift über „die Ethik und die materialistische Geschichtsauffassung“ ausführt, „jede Sittlichkeit relativ“, so dass, „nach Ansicht der Anhänger der materialistischen Ethik, dasjenige, was Unsittlichkeit genannt zu werden pflegt, nur die Abart einer Moral ist, die von der unsrigen abweicht. Der moralische Faktor, der dem Tierreich vollkommen fehlt, ist ein Produkt der ökonomischen Entwicklung. Es ist der veränderlichste aller Faktoren, da nicht nur die Stärke und die Sphäre seiner Wirkung, sondern auch sein Inhalt den grössten Veränderungen unterworfen sind“ (Kautsky, Ethik und mater. Geschichtsauffassung“, das Kapitel über „Gewohnheiten und Instinkte“). „Die Sittlichkeitsnormen verändern sich gleichzeitig mit der Gesellschaft“; sie können sich zwar „von ihrem ökonomischen Fundament losreissen und eine Zeitlang ein selbständiges Leben führen“, dann aber „erstarren sie und verwandeln sich in ein konservatives Element, in ein Hemmnis des Fortschritts, in unerträgliche Fesseln des Gemeinschaftslebens.“ (Ebendaselbst, das Kapitel über die „Produktionsmethode und ihren Überbau“). „Wie es keine absolute Sittlichkeit gibt, so gibt es auch keine absolute Unsittlichkeit, — wenigstens nicht im Sinne einer Befolgung oder Nichtbefolgung der Sittlichkeitsnormen.“ (Ebendaselbst, das Kapitel über „Alte und neue Moral“.) „Die übliche Sittlichkeit, die nicht die Gesellschaft, sondern das Individuum zum Ausgangspunkt nimmt, bemerkt gar nicht, dass das Sittengesetz nicht die Beziehungen des Menschen zu jedem andern Menschen, sondern nur die Beziehungen des Menschen zu den Menschen der gleichen Gesellschaftsklasse reguliert.“ (Ebendaselbst, das Kapitel über „Internationalismus“.) „Unsittlich kann nur die Abweichung von der eigenen Moral sein.“ (Ebendaselbst, das Kapitel über „Alte und neue Moral“.) So urteilt Kautsky, der Theoretiker der materialistischen Ethik. Ist es nicht interessant, diese Theorie mit ihrer praktischen Ausübung durch Lenin zu konfrontieren? Müssen wir dann nicht zum Schlusse kommen, dass die Unethik Lenins nicht anderes ist, als die Kautskysche „Sittlichkeit“?

Es drängt sich aber noch ein anderer Gedanke auf: sowohl Lenin selbst, als auch seine in Wahrheit grosse und heilige Sache befinden sich, dank dieser Leninschen Ethik, in einer ungeheuern Gefahr, die nicht nur den internationalen Sozialismus, sondern auch die ganze Menschheit mit unzählbaren schlimmen Folgen bedroht, welche das Anbrechen der sozialistischen Gesellschaftsordnung auf sehr lange Zeit hinausschieben können: denn eine Politik, die sich auf die Prinzipien des Leninschen Hasses und der Leninschen Liebe gründet, beraubt Lenin der Sympathie von Millionen und aber Millionen von Menschen.

Es ist an der Zeit, das Prinzip des „heiligen Hasses" endgültig zu begraben, ebenso wie das Prinzip einer Klassenliebe zum Menschen und zur Menschheit. Was der Militarismus tun kann, unbekümmert um eine über alle Klassen sich erhebende Liebe zur Menschheit, — eine Liebe, die keine Klassen- und Standesgrenzen kennt, — das kann und darf kein Sozialist, im besten und höchsten Sinne dieses Wortes, tun: denn er ist ein wirklicher Freund der Menschheit, ein Kämpfer für die Zukunft, die, vom Standpunkt aller arbeitenden Massen der ganzen Erde, in Wahrheit heilig ist.

Lenin dient der grossen, heiligen Sache des Kampfes gegen die soziale, wirtschaftliche, politische und geistige Knechtung der Massen auf dem ganzen Erdball; er dient ihr aufopferungsvoll, fanatisch, religiös. Wir erkennen das an. Wir wissen aber auch, dass der Dienst an einer solchen Sache sich auf nichts anderes stützen kann und darf, als auf die Anerkennung der menschlichen Persönlichkeit, den ersten und wichtigsten allmenschlichen Wert.

Kamerad Lenin, viele, sehr viele, darunter auch ich, der ich Sie niemals, trotz des Unterschiedes in unseren Anschauungen, für meinen Feind hielt, gehen mit Ihnen auf das gleiche Ziel los. Wenn ich auch nicht Ihr Parteigenosse war, so tut es doch mir, Ihrem Mitkämpfer im revolutionären Kampfe gegen das alte Regime, ganz besonders leid, am Schlusse meines Aufsatzes sagen zu müssen: unsere Taktik geht unbedingt auseinander!

Clarens, Februar 1918.



Der Imperialismus bei den Feinden — und bei uns.

Die italienische „Idea nazionale" vom 15. Februar 1918 schreibt:

Tatsächlich enthält der Londoner Vertrag eine imperialistische Spitze und das beunruhigt die reine Seele italienischer Demokraten so sehr, dass sie darüber die Wirklichkeit aus den Augen verlieren. Würde ihr Denken die Wirklichkeit berücksichtigen, so müssten sie sehen, dass dieser gefürchtete italienische Imperialismus der Zivilisation im höchsten Masse dient, wenn er die türkische Herrschaft zerstört, diesen barbarischen Imperialismus, der mit dem kulturfördernden Imperialismus der kolonisatorischen Mächte gar nichts gemein hat.

Schon der gesunde Menschenverstand lehrt dies, da doch England und Frankreich mit ihren ungeheuren Kolonialreichen allgemein für demokratisch gelten, während Deutschland, das nur ein paar magere Kolonien besitzt, als antidemokratisch betrachtet wird.

Warum werden aber doch zwei augenscheinlich gleiche Fälle verschiedenen Wertungen unterworfen: Deutschlands Streben nach Belgien und Englands Wunsch nach Mesopotamien?

Man kann den Imperialismus nicht aus der Geschichte löschen; verzichten wir auf den unsern, so müssen wir den viel schlimmern der andern erleiden.

Schade, dass das patriotische Blatt seine Philosophie nicht ein wenig vertieft hat. In diesem Falle hätte es entdecken müssen, dass der verhasste deutsche Imperialismus nach derselben Methode gerechtfertigt werden kann.

Von der Ehre.
Ein Wort in die Zeit.

Von ALEXANDER VON GLEICHEN-RUSSWURM.

Zu den wichtigsten Unterscheidungsmerkmalen zwischen Menschen- und Tierwelt gehört der Ehrbegriff. Es ist vielleicht anzunehmen, dass kluge Pferde oder Hunde „ihre Ehre hineinsetzen", gewisse Anforderungen. die ihre Herren an sie stellen, pünktlich zu erfüllen. Ihr augenscheinlicher Stolz wenn sie gelobt werden und ihre Trauer, bei Tadel lassen wenigstens darauf schliessen.

Aber der vielverzweigte Ehrbegriff, der den Menschen beherrscht und im Guten wie im Bösen beeinflusst, muss von dem Standpunkt des besten und klügsten Tiers oder überhaupt Naturwesens unbegreiflich, ja geradezu irrsinnig erscheinen.

Welche Vorstellungen verbanden die zu höchst entwickelten Menschen in verschiedenen Ländern und Zeiten mit dem Begriff Ehre und wie lassen sich unsere eigenen Vorstellungen heben und klären, indem wir allerlei Massstab anlegen? Darin besteht das einzige Mittel, um nicht in blindem Vorurteil stecken zu bleiben. Nur wenn wir es von verschiedenem Standpunkt beleuchten, schützen wir das Köstliche vor parodistischem Wahn.

Alle höheren Menschen sind übereingekommen, dass die Ehre besser und wertvoller ist als das Leben selbst und dass wir gegebenenfalls unser Leben darum lassen müssen. Hochstehende Nationen sind übereingekommen, die Ehre als heiligstes Gut zu verteidigen und finden kein Opfer zu gross, dies Gut zu wahren. Wir sprechen von tötlichem Schimpf, von Ehrenkränkung, von Ehrabschneiden und wir verurteilen Verbrecher, die ohnehin den Tod erleiden, ausserdem noch zu verschiedenen Jahren Ehrverlust. Bis in unsere Zeit reicht die Meinung, dass „ein unehrliches" Begräbnis dem Toten noch über den Tod hinaus die Ehre raube. Im Altertum galt solch unehrliches Begräbnis für die höchste Strafe.

Was ist das aber für eine Ehre, die getötet oder aberkannt werden kann, die über das Sterben der Person hinaus dem Mord, der Rache anheimfällt, die möglicherweise von Leuten abgeschnitten wird, die viel ehrloser sind als der Verurteilte?

Denken wir nach. Dies alles widerfährt nicht der Ehre selbst und kann ihr gar nicht widerfahren. Nur ihr Symbol ist in der Macht anderer Menschen und hängt von äusseren Ereignissen, Leidfällen, Verleumdungen oder Missverständoissen und Irrtümern ab. Die wahre Ehre, die mehr wert ist als das Leben, können wir uns nur selber rauben.

Hier wie in so manchen anderen Fragen liegt der verhängnisvolle Irrtum in der Verwechslung zwischen Symbol und Sache, zwischen einem unschätzbaren, uns anvertrauten Gut und dessen rein äusserlichem Abzeichen. Ebenso stetig haben wir die innerliche Religion mit ihrem symbolischen Ausdrucke verwechselt, den jeweiligen Glaubens- und Kultgebräuchen. Um dieser äusserlichen Erscheinungen willen haben wir bitter und blutig gekämpft, indess

wahre Religion nicht von aussen her erstritten, nicht verteidigt und nicht vernichtet werden kann, sondern nur von jedem Einzelnen innerlich gewonnen, erlebt und verloren wird.

Auch eine Nation kann nicht mit äusseren Machtmitteln ihre Ehre retten oder mehren, nur in ihrem tiefsten Wesen glänzt dieses Kleinod und wie der unglückliche Einzelne, der äusseren Ehren verlustig, dennoch seine Ehre blanker und reiner denn je erhalten kann, so vermag eine durch fremde Schuld ins Elend gestürzte Nation ihren Ehrenschild tadellos zu wahren. Völker wie einzelne Individuen sind zu beklagen, wenn sie für äussere Erfolge inneren Wert aufgeben, groben Ruhm für zarte Ehre eintauschen und viel gewinnen oder einheimsen, aber den inneren Richter unbefriedigt lassen, indem sie das vom heimlich besten Wissen und Gewissen unzertrennliche Ehrgefühl preisgeben.

Nur eigene Verblendung, eigener Frevel erzeugen wahre Schmach für den Einzelnen wie für ganze Nationen. Christus ist grösser am Kreuz zwischen zwei Verbrechern als beim Einzug in Jerusalem.

Der wahre Ehrbegriff ist oft dem Christentum zu Hülfe gekommen, der falsche war und ist stets sein bedenklichster Widersacher. Denn der falsche Ehrbegriff, der das Symbol mit dem Wesen verwechselt, und nach Ehrenbezeugungen strebt, neigt, wenn es hoch kommt, zu eitler Ruhmsucht, senkt sich aber oft zu blosser Selbstgefälligkeit, zu jener Parodie, die der Sprachgebrauch Selbstliebe nennt. Die Selbstgefälligkeit ist eine eitle Magd, die der Herrin Kleider nimmt und damit stolziert. Die dadurch erzeugten Missverständnisse können grotesk sein, werden aber oft tragisch. Viel Blut ist um ihretwillen geflossen, aber nicht die edle Herrin wollte es so, sondern die niedrige Magd in ihrem gestohlenen Kleid.

„Was ist Wahrheit?“ hat man sich lang und bang gefragt. Aber hat man sich lang und bang genug gefragt: Was ist Ehre?

Blindlings sind wir meist der jeweiligen Zeitströmung gefolgt, als ob diese lebenswichtige Frage Mode und Geschmacksache wäre.

Der Mensch, dieser geniale Narr hat seine Genialität und seine Narretei nirgends stärker bewiesen als bei der abenteuerlichen Entwicklung des Ehrbegriffs. Eine historische Betrachtung eröffnet ungeheure philosophische Perspektiven. In kurzem Abriss lassen sich nur die wichtigsten Punkte flüchtig andeuten.

Suchen wir den ältesten Ursprung auf, wo das Ehrgefühl nur instinktmässig auftritt und wahrscheinlich noch Paralellerscheinungen in der Tierwelt erkennen lässt. Es entspringt einem Bewusstsein besonderer physischer und seelischer Kräfte und dem Wunsch, dieselben zu betätigen.

Zu diesem Zweck wird eine Verantwortung geschaffen, der Schutz und die Verteidigung von schwächeren Geschöpfen übernommen, irgendwelcher Besitzstand wird betreut. Vielleicht setzt auch ein Gemsbock besondern Stolz darin, wenn er das Ehrenamt hat, ein Rudel zu betreuen.

Von diesem ursprünglichen Instinkt aus entwickelt aber der Mensch sofort einen zusammengesetzten und weittragenden Ehrbegriff. Schon auf der primitiven Stufe. Jene Obliegenheit, Schwächere zu betreuen, gibt das Herrengefühl des Patriarchen. Ein Stammesoberhaupt, ein Fürst wird anerkannt. Was diesem Herrengefühl zu nahe kommt, wird zur Beleidigung, die womöglich blutig gerächt werden muss. Weib und Kind gehören zum Besitz und dem Hochmögenden scheint deren unbedingte Unterwerfung selbstver-

ständlich. Sein Vorrecht, Schwächere zu beschützen, macht ihn zum Schirmherrn der unbeschützten Wanderer. Gastfreundschaft kann ursprünglich nur der Starke üben. Sie ist sein Ehrenamt und Recht.

Die Obliegenheiten zwischen Gast und Gastfreund bilden einen Codex, worin die gegenseitigen Ehrenbezeugungen als heilig verbürgt sind. Als Gastfreund und als wohlgelittener Gast ist der Mensch zum erstenmal stolz auf seine jeweilige Kultur und prunkt gern damit. Im Altertum ist die Heiligkeit der Gastfreundschaft so stark, dass noch die Söhne einstiger Gastfreunde vom Kampf abstehen, wenn sie in der Feldschlacht zufällig aneinander geraten. Ein Volk, das Mitglieder fremden Stammes gastlich aufgenommen hat, ist diesen schutzpflichtig, wie die Gäste ihm gegenüber treupflichtig sind. In moderner Zeit geriet diese ehrwürdige Gepflogenheit in Hohn und Vergessenheit.

Der weitern Entwicklung und Verzweigung des Lebens entstammt der Begriff der Standesehre bei verschiedenen Berufsklassen und endlich die Nationalehre, nämlich ein besonderes Bewusstsein von Kraft und Können innerhalb eines besonderen Berufs, einer besondern Klasse oder Gruppe von Menschen. Es treibt deren Ehrgefühl in bestimmte Richtung. Ein Stand, der besonderes herstellt, eine Sippe, die Ruhm errang, eine Stadt, die sich zu behaupten wusste, ein siegreiches Volk setzen das Bewusstsein ihres Könnens oder ihrer Kraft in Ehrgefühl um und trauen sich zu, Schutzherrschaft zu üben.

Nach diesem Gedankengang kann der Einzelne seiner Stadt, seinem Land, wie seinen Standes- oder Berufsgenossen Ehre und Schande bringen.

Unehre muss dann, womöglich von allen zusammen, gerächt werden. Es entsteht der schreckliche Begriff der Blutrache von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk, um gekränkte Ehre zu rächen, eine der schlimmsten Fesseln persönlicher Freiheit. Es entsteht die ursprünglich rührende, aber bis zum Grotesken übertriebene Sitte, den Verstorbenen feierlich die letzte Ehre zu erweisen und die unerbittliche Rache, Verurteilten oder Verhassten die letzte Ehre zu verweigern. Es entstehen jene Symbole der Ehre, öffentliche Ehrungen, Ehrengaben, Ehrenzeichen, Kränze und Orden, Titel und Würden, die bis heute den freien Menschen zum Sklaven der Symbole machen. Sie spielen eine bedeutende Rolle im Leben, in der Geschichte der Ereignisse, wie in der Geschichte der Kultur.

Physische und geistige Kraft erfahren Ehrenbezeugungen und der merkwürdige Fall tritt in Erscheinung, dass einer, der belohnt wird, oft von solchen „die Ehre erfährt,“ die ethisch tief unter ihm stehen. Ein grosser Feldherr etwa von einem feigen Herrscher (die Geschichte weist manches Beispiel auf), der grosse Dichter von solchen, denen er ausserordentlich überlegen ist. Viele werden auch nur aus Furcht und Feigheit geehrt.

Das Symbol tritt mehr und mehr an Stelle der Wirklichkeit oder verquickt sich damit. Die Ehre erbt sich fort. Nachkommen von Geehrten beanspruchen besondere Stellung, wenn sie sich auch selbst keineswegs auszeichnen. Die Ehre wird fast wie materielles Gut zum angestammten Besitz.

Aus dem Altertum sind interessante Ehrungen bekannt, die glänzendste wurde dem olympischen Sieger zu Teil, Dichterlob, Volksjubel, gesteigert bis zum Einreissen von Mauern, um ihn besser in die Stadt tragen zu können, umbrandeten ihn. Wie Rom manches Griechische übertrieb, so geschah es mit den Ehrenbezeugungen. Triumphzüge von erdrückender Pracht, Erwei-

sung göttlicher Ehren, ein Wald von Säulen und Statuen, Denkmünzen und Vorrechte aller Art (zum Beispiel das Recht, die Haustür nach aussen öffnen zu dürfen) waren Roms öffentliche Ehren.

Aber der Republik gehört das Verdienst, den Begriff der Ehre innerlich gekräftigt und weitsichtig gefördert zu haben. Ihre Vorliebe für das Recht liess sie Ehr- und Rechtsbegriff untrennbar verknüpfen. Es wurde ehrenvoll, nicht nur ein fester Kämpe zu sein, oder ein glänzender Olympiasieger oder ein grosser Redner, Dichter und Künstler, es wurde ehrenvoll unbedingt Treu und Glauben zu üben, sogar dem Feind gegenüber gerecht und wahr zu bleiben. Die vernünftige Macht galt für heilig, so dass die ihr erwiesenen Ehren dem freien Bürger ziemten und als gut und nötig betrachtet, den ehrten, der sie darbrachte.

In diesem Sinn spricht Christus als römischer Bürger, wenn er die ernste Erwiderung gibt: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist."

Die ersten Christen sahen sich jedoch in peinlichem Gegensatz zu dem Ehrbegriff des römischen Reiches. Was den Ehrgeiz der Jünglinge eben noch angespornt, erschien ihnen verächtlich.

Ehrungen und das Bewusstsein geehrt zu werden, wollten sie jedoch nicht missen und bald ereifern sich die Kirchenväter gegen die Eitelkeit von Geistlichen und Laien, die für ihre allzu öffentlich getanen guten Werke den Lohn in weltlichen Ehren verlangten.

Mit der Völkerwanderung versinkt der Ehrbegriff Roms, Treu und Glauben gehen mit den Rechtsbegriffen unter, da die Wogen von Völker darüber fluten, deren Kultur an die zerstörte nicht heranreichen konnte. Ganze Strecken veröden und vermooren. Unsere Zeit zeigt grotesk und grauenvoll in vielem eine neue Völkerwanderung und manche ähnliche Erscheinung ist zu beobachten. Treu und Glauben sind bedenklich im Wert gesunken, Handeltreibende wie Kriegführende suchen einander mit jedem Mittel zu übervorteilen und es ist, als herrsche im Ehrbegriff der Völker, wenn sie auch noch so laut darauf pochen, einen solchen zu besitzen, unheimlich lange Sonnenfinsternis. Das gegenseitige Misstrauen ist jedenfalls grenzenlos, denn keiner hält den andern für einen ehrlichen Feind, keiner glaubt, dass der andere anständiger Gesinnung fähig sei, ja er meint geradezu, des Feindes Nationalcharakter schliesse anständige Gesinnung aus. Utopistisch erscheint heute die Forderung eines modernen Staatsrechtslehrers (Schücking): Die Ehrbegriffe im Leben der Völker hätten sich den Ehrbegriffen im Leben der Individuen anzuschliessen.

Augenblicklich scheint das Gegenteil zu drohen. Die im Leben der Völker zerstörten Ehrbegriffe branden mit angeschwemmten Trümmern an die Ehrbegriffe des Einzelnen, hochgeworfen von wilder Flut gegen alles Bestehende und Ehrwürdige.

Es rächt sich, dass die Philosophen gerade dieses Gebiet vernachlässigten und den Begriff so schwankend liessen, dass die bedeutendsten Vertreter der Wissenschaft sich widersprechende Ansichten äusserten, weil sie die Ehre bald nur äusserlich, bald mehr innerlich fassten und häufig mit Ruhmsucht verwechselten oder durchaus materialisierten.

Höchst empirisch wird immer und immer wieder mit diesem für die Menschheit unerlässlichen sittlichen Begriff verfahren. Weltgeschichte und Kulturgeschichte sind nicht zum wenigsten eine Chronik dieser Versuche.

Philosophisch betrachtet, ist der edelste Versuch, ein richtiges Verhältnis zum Ehrgefühl zu gewinnen, früh anzusetzen. Der Versuch fällt in das be-

ginnende Mittelalter und bemüht sich nicht ohne Glück in das Chaos der ersten Völkerwanderung bescheidene Ordnung zu bringen. Treu und Glauben, festgefügte Sitten treten von neuem an Stelle dumpfer, brutaler Gewalt. Das Verdienst, die Wogen der Völkerwanderung einigermassen geglättet zu haben, wurde dem Christentum zugeschrieben. Es gebührt aber nicht dem minderwertigen, rein äusserlichen Christentum der Zeit und der Menge, sondern dem Christentum einer auserlesenen Schar. In den Reihen der christlichen Ritterschaft entstand die Umwertung des Ehrgefühls auf Grund christlicher Ideale, vervollständigt durch Erinnerungen an die „bona fides" der Römer und an die stolze Ruhmfreude des Griechentums. Dem Bewusstsein körperlicher Kraft musste sich dasjenige der Seelenkraft gesellen, um den hochstehenden einzigartigen Begriff ritterlicher Ehre zu bilden.

Dieser Begriff überwand allein die Schrecken der Völkerwanderung und ermöglichte neue Gesittung. Er befreite, indem er band, er konnte erlösen, indem er das Leben in feste Formen veredelte.

Mit der Zeit entartete sein schöner Stolz; was aber noch ethisch wertvoll in Europa blieb, kann als sein letzter Ausklang betrachtet werden. Der tiefe Spruch aus Fridanks Bescheidenheit fasst noch einmal diese Weltanschauung kurz und bündig zusammen:

Mit des Mannes Ehr ist es bestellt
Danach, wie er sich selber hält.

Da und dort verlor sich der ritterliche Ehrbegriff ins grotesk-parodistische, besonders wo der Instinkt des Schützens und Durchführens einer Rachepflicht gegen den Räuber oder vermeintlichen Räuber der Ehre in veränderten Zeiten auf alte Weise laut wird. So tyrannisiert der verdorbene Ehrbegriff besonders den Spanier und mit der spanischen Mode das übrige Europa. Er führt zu verwickelten tragischen und komischen Konflikten, bietet reichen Stoff für die Dichter und er zeugt so merkwürdige philosophische Folgerungen, die von der Literatur in Ernst und Scherz gezogen werden, dass sie ein kurzes Verweilen erfordern.

Durch Trugschlüsse bildet sich in Spanien ein Sittengesetz, das mit der Moral in Widerspruch gerät. Sippe, Fürst, gekränkte Gattentreue verlangen Blutrache und im Hintergrund der Liebe lauert meist der Mord. „Ein Edler hat keine Farbe, wenn ihn die Ehre verlassen hat", lautet ein Dichterwort:. Doch Lope de Vega legt einem seiner Helden schon die Klage in den Mund: „Verflucht seist du, o Ehre! Verruchte Erfindung der Menschen, welche die Gesetze der Natur umstösst, wehe über den, der dich erfunden hat!" Denn die Ehre zwingt schon auf blossen Verdacht hin, teures Blut zu vergiessen.

Ist es nicht bemerkenswert, dass dieser schon im Einzelleben verderbliche Grundsatz im Völkerleben noch immer herrscht?

Zuerst wird der Konflikt zwischen natürlichem Empfinden und überspanntem Vorurteil in der Komödie belächelt. Ein diesbezügliches Selbstgespräch nimmt Scarron aus dem Spanischen auf: „Que béni soyez-vous, Seigneur, qui m'avez fait un misérable qui préfère l'ail à l'honneur."

Neuartig war dann die Entwicklung in Spanien, dass nicht nur die Ehre des Ritters, sondern auch die des Künstlers galt. Diese Errungenschaft veranlasst Calderon zu einem philosophisch bis heute noch äusserst wertvollen geistlichen Schauspiel. Es heisst genau wie eines seiner weltlichen Dramen: „Der Maler seiner Schande."

Der gedachte Maler ist Gott selbst, in dessen Werk der Teufel pfuscht

durch die Hand des Menschen, so dass Gottes Künstlerehre tief gekränkt erscheint. Aber Calderon erhebt sich trotz allen grausamen Vorurteilen seiner Zeit zu dem siegreichen Gedanken: Zwischen der Ehre des Menschen und der Ehre Gottes ist der Unterschied, dass die eine sich rächt, indem sie tötet, die andere, indem sie verzeiht.

Trotz Ausartung und Überspanntheit bleibt der spanische Ehrbegriff fähig, den Anlass hochentwickelter Weltanschauungen zu geben. In Frankreich rettet er manche Instinkte von Ritterlichkeit, in England bäumt er sich lange gegen den egoistischen, rein kaufmännischen Geist, in Deutschland führt er zu dem Begriff einer besondern Soldatenehre, die in Lessings Minna von Barnhelm als neues Ideal dichterisch in Erscheinung tritt. Andererseits führt er aber zu jener brutalen Parodie ritterlichen Ehrbegriffs, die sich in den Auswüchsen des Studentenlebens merkwürdig fristet und im Duellzwang ihr Wesen treibt.

Endlich erwachte eine bessere philosophische Wertung der Ehre oder wenigstens ein Tasten darnach. Aber diese einzelnen Versuche werden bald von neuen Fährlichkeiten verschlungen. Nirgends hat sich gute Gesinnung so schnell und schrecklich in ihr Gegenteil verkehrt wie gerade auf diesem besondern Gebiet.

Ursprünglich wollten die geistigen Väter der französischen Revolution, indem sie einzelne Ehrenrechte aufhoben, alle zur Ehre bringen. Indem sie jedem die Walfe in die Hand drückten, wollten sie das Vorrecht des Adels, die Waffe zu tragen, beseitigen. Aber jede Freiheit wird durch erzwungene Gleichheit sofort wieder aufgehoben und ohne Freiheit, die aus Vertrauen auf eigene Kraft und freiwillig übernommene Verantwortung entspringt, gibt es kein gültiges Ehrgefühl. Durch Gleichmacherei wird echtes Ehrgefühl unterdrückt und es bleibt nur dessen Affe übrig, eitler Drang nach äusserer Ehrung, nach Prestige, nach Heuchelei und Beneidetsein in Menschenmund.

Dies ist die eigentliche Ursache der enttäuschenden Ergebnisse jener grossen Umwälzung, die Gutes versprach, und der grausamen Fieberanfälle, die unsern Erdteil seitdem immer wieder durchtobten und nun zu einer für das höhere Leben der gesamten Menschheit gefährlichen Krise geführt haben. Darum handelt es sich bei dieser Krise, ob die Menschheit fortan nur durch Hunger und Liebe bewegt sein wird, wie die Tierwelt, in ihrer Unfreiheit von den Bedürfnissen des Tages oder ob sie an einem dritten höheren Antrieb festhält, der Ehre, der Menschheitsehre, die sie bisher trotz allen Rückfällen immer wieder von den Brüdern aus der Tierwelt unterschied und ihr ein Erstgeburtsrecht verlieh.

Welches Linsengericht ist wert, das wir uns dieses stolzen Erstgeburtsrechtes begeben?

Die materiell bequeme Gesinnung eines Esau verführt zu solch billig lächerlichem Verzicht. Sie besteht darin, dass wir jeden Entschluss, jede mühsame Kraftbetätigung, jede Verantwortung scheuen und fliehen. Dies bringt dazu, jene möglichst vollkommene Staatsmaschine zu ersehnen, die für uns denken und beschliessen soll.

An Stelle der einstigen Despoten, die immerhin Genies sein konnten und gelegentlich auch menschlicher Rührung fähig waren, haben wir eine unumschränkte, mechanisierte Gebot- und Verbotmaschine über uns gesetzt, deren anonymes Getriebe Genie und menschliche Regung ausschliessen muss. Wir

haben unsere Freiheit und unser Leben dieser selbsterfundenen Konstruktion oder Organisation zu eigen gegeben. Wenn sie auch noch so wunderbar ist, verlangen wir nun aber doch Wunder von ihr, die sie ihrem Wesen nach niemals zu leisten vermag.

Nietzsche hat umsonst versucht, den Unterschied zwischen Volk und Staat darzulegen, der Unterschied ist noch lange nicht klar. Ein freies Volk ist jeden Wunders fähig, aber ein Staat bleibt eine Maschine, wenn sein Räderwerk das Leben auch noch so glänzend vortäuscht, und kann nur vollbringen, was ihm seine Konstruktion gestattet.

Von der Maschinerie des Staates können wir weder Herz noch Eingeweide, noch Ehrgefühl verlangen. Darum ist die von extremen Sozialisten und Militaristen erstrebte, bis zum äussersten durchgeführte Mechanisierung so gefährlich. Kein äusserer Erfolg, kein Prestige kann für die innere, heimliche Ruhmlosigkeit entschädigen und rein äusserliche Ehren sind nicht von Bestand, ja sie führen meistens rasch und sicher zu kläglichem Verfall.

Feige Flucht vor Verantwortung lässt uns Esaus Linsenschüssel geniessen und zu Knechten werden.

Faulheit des Denkens, das sich nicht dazu aufraffen will, selbst zu messen, zu wägen und nach eigenem Wissen und Gewissen zu urteilen, sondern vorgekaute Meinungen wiederkaut, führt folgerichtig zu einer immer unpersönlicheren, schliesslich bis zum Blödsinn mechanisch weiter arbeitenden Obergewalt.

Es ist, als ob die Lokomotivführer aufeinanderfahrender Züge sich nicht getrauten, diese aufzuhalten, weil die höhere Weisung fehlt, anstatt ihr Ehrgefühl hineinzusetzen, den verderblich wirkenden Kräften stolz und selbstständig entgegenzuarbeiten.

Wer sich unterwürfig einer selbsttätigen Ordnung anbequemt und sein eigenes Verantwortungsgefühl verkümmern lässt, drückt sich selbst den Stempel tiefer Minderwertigkeit auf.

Organe, die nie gebraucht werden, schrumpfen ein, auch auf seelischem und geistigem Gebiet.

Wir stehen in vielen Gegenden vor der traurigen Tatsache, dass die Frauen ihre Kinder nicht mehr stillen können, weil ihre Mütter und Grossmütter zu faul und töricht waren, sich des heiligen Geschäfts anzunehmen. Sie schämten sich dessen, statt stolz darauf zu sein. Diese Erscheinung ist auf den Irrtum zurückzuführen, dass die Ehre einer Frau ausschliesslich im Bewahren der Tugend und der sexuellen Treue besteht. Nirgends hat sich noch die Ansicht durchgerungen, dass ein armseliges Mädchen, das seinem Kind die schönsten Opfer bringt, ehrenwerter dasteht als eine Tugendboldin, die sich schämt, natürliche Mutterpflichten auf sich zu nehmen.

Ein gewaltiges Symbol.

Verkehrte Einstellung des Ehrgefühls lässt fruchtbare Organe einschrumpfen auf Generationen hinaus, verdorrt die Brüste und beraubt unzählige Kinder frommer Nahrung.

Verkehrte Einstellung des Ehrbegriffs verdorrt und vertrocknet alles. Falsche Scham und sündige Eitelkeit lassen die heiligsten Quellen der Natur austrocknen. Künstlichkeit, die schlimmste Fessel, empfängt uns von der Geburt an und verkünstelt wird das ganze Leben.

Der Instinkt der Ehre ist aber auch ein Stürk Natur und die Menschennatur verkümmert, wenn dieses wichtige Organ abstirbt. Notwendige edle

Gefühle gehen mit ihm zu Grund. Vor dieser Gefahr steht die Welt. Durch Missverständnisse von Volk zu Volk, von Individuum zu Individuum, durch Angst und Missbehagen, die mit falsch aufgefassten, verbrecherischen Ehrbegriffen genährt werden, zittern alle überall vor Verantwortung, fürchten nichts so sehr als die Freiheit und lassen die Staatsgewalt immer mechanischer werden, bis deren Räder alles zermalmen, weil sie ihrem Bau nach nicht anders können. Darum steht die Ehre der Menschheit auf dem Spiel.

Allerorts gilt es, sich aufzuraffen und nicht mehr dem gefährlichen Ineinandergreifen von Rad und Kurbel gedankenlos, willenlos zuzusehen.

Auch die Ehrlichen unter den Regierenden werden jedem dankbar sein, der mittragen, mitstemmen, mitwiederaufbauen will am Gebäude der Menschheit, denn sie fühlen selbst, dass alle sich ermannen und bessern müssen, alle daran arbeiten, den Damm eines neuen hehren Ehrbegriffs aufzuwerfen, wenn den Wogen der neuen Sintflut ein Rückwärts geboten werden soll. Keiner darf mehr, wie in Calderons weltlichem Spiel, seine Ehre in der Blutrache sehen, sondern muss, wie der Schöpfer im geistlichen Drama, die befreiende Erlösung im Verzeihen auch des Unverzeihlichen finden.

Ein einziges kann für Höherdenkende ein Grund sein, ihr Blut zu vergiessen, nicht das äusserliche Prestige, aber das innerliche Aufrechtsein, nicht der augenblickliche, sondern der dauernde Gewinn, nicht die Knechtung anderer, sondern das Gut der Freiheit.

Ohne Freiheit keine Ehre.

Als sich die Urkantone der Schweiz nicht vertrugen, konnte ein Gessler aufstehen und den Gruss vor seinem Hut gebieten. Praktisch und bequem wäre es ja gewesen, sich vor diesem Symbol zu beugen. Gekrümmte Rücken hindern nicht daran, sich stolz in die Brust zu werfen und Ehrenzeichen darauf zu tragen. Im Gegenteil. Sie dienen erst recht dazu. Aber dennoch steht die Tat Tells als ewiges ernstes Beispiel in der Geschichte der Freiheit.

Indess die Völker Europas sich nicht vertrugen, konnte auch ihnen ein Gesslerhut aufgestellt werden, vor dem sich jeder Nacken ohne Unterschied beugen soll. Praktisch wäre es vielleicht, sich dieser Zeremonie gegebenenfalls zu fügen. Es ist unbequem, es ist schwer, es ist mühsam — frei, wirklich frei zu sein!

Aber blicken wir auf alle Gemarterten, auf alle Geblendeten, auf alle Gequälten! Ihnen zulieb darf das feige Unterwerfen nicht geschehen. Es muss anders, es muss besser werden. So viel Grausamkeit, als wir sie unter dem Zeichen falscher Ehre und innerer Unfreiheit erlebt, darf nie und nimmermehr möglich sein. Ein mysteriöser Held muss kommen, ein Tell, der das Herz kennt, das er treffen will, das Herz des mystischen Widersachers, des Wintergottes, der sich immer wieder dem Lenz entgegenstellt, dem Lenz, den der Tell bedeutet. Und seine Tat wird die Ehre der Menschheit erretten.



Nach dem Kriege.

Von Prof. CHARLES GIDE, Paris.*)

Für die Handelspolitik nach Friedensschluss ist schon vor vielen Monaten eine Formel von drei Zeilen gefunden worden, welche durch ihre Einfachheit und Symmetrie die öffentliche Meinung sofort für sich gewonnen hat, besonders in Frankreich, wo man mehr als anderswo in Klarheit und Logik verliebt ist. Dieser Dreizeiler lautet:

Den Feinden die verschlossene Türe.
Den Freunden die offene Türe.
Den Neutralen die halboffene Türe.

Unglücklicherweise — oder auch glücklicherweise — je nach dem Standpunkte, ist auch nicht einer dieser drei Schlagworte praktisch anwendbar. Wie steht es zunächst mit der Politik gegenüber unseren Feinden?

Den Feinden die verschlossene Türe! Das wäre also, den Zentralmächten gegenüber, der reine Boykott, ein Streik der Konsumenten. Es gehört dazu nur der feste Entschluss jedes Einwohners der Ententeländer, nie mehr Ware deutschen Ursprungs zu kaufen. Dieser Boykott wird denn auch von zahlreichen Propagandavereinen rührig vorbereitet, so von der Liga „Souvenez-vous", von der „Patria" und vielen anderen antideutschen und antiösterreichischen Organisationen, die seit dem Kriege gegründet worden sind. Ihnen schliessen sich gewisse ältere Assoziationen von verdientem Ansehen wie der Touring-Club oder die Ligue Sociale des Acheteurs an. Wir lesen im *Journal* des Touring Club:

Zwischen uns und ihnen soll es nichts Gemeinsames mehr geben: Nur die Mauer! Überall die Mauer!
Für deutsche Ware nur: die Mauer!
Für deutsche Reisende nur: die Mauer!
Für deutsches Hotelpersonal nur: die Mauer!
Kein Wort bei uns über Reisen nach Deutschland, über deutsche Naturschönheiten, nur: die Mauer! — Folgt die Unterschrift des Präsidenten.

Diese Agitation entspringt sicherlich achtungswerten Motiven, denselben, welche uns treiben, mit Personen, die wir als disqualifiziert betrachten, allen Verkehr abzubrechen. Aber das sind Gefühlsmotive, eingegeben von Leidenschaften, die sich jedem ökonomischen Gegenargument entziehen. Bei ruhiger Überlegung freilich können wir uns nicht

*) Aus dem geistvollen und weitherzigen Schriftchen: „La politique commerciale après la guerre" von Charles Gide, Paris, Ligue des Droits de l'Homme et du Citoyen, 1917.

verhehlen, dass, wenn der Groll gegen die Personen noch lange fortglühen kann, die Antipathie gegen die Dinge nicht leicht ebenso dauerhaft sein wird. Man kann ein Volk von Herzen hassen und doch seine Waren sehr zu schätzen wissen.

An einen nationalökonomischen Schriftsteller, der erklärt hatte, kein Franzose könne jemals die Produkte eines Volkes bei sich zulassen, das ihm seine Kinder erschlagen habe, richtet Gide in aller Liebenswürdigkeit die Anfrage, ob er in alle Zukunft deutsche Bücher und Zeitschriften ignorieren wolle. In diesem Falle würde der verehrte Kollege mit der Zeit als Fachmann rückständig werden. Sollte er aber für sich eine Ausnahme verlangen, um den Anforderungen der Wissenschaft gerecht zu werden, so könne der französische Industrielle, welcher ohne deutschen Koks oder deutsche Chemikalien nicht konkurrenzfähig wäre, genau dasselbe Recht für sich beanspruchen.

Es ist nun einmal die unangenehme geographische Tatsache gegeben, dass die Deutschen unser Nachbarvolk sind, woran selbst die Rheingrenze nichts ändern könnte, und dass es andererseits weder in unserer Macht noch — denk' ich — in unseren Wünschen liegt, diese siebzig Millionen Menschen allesamt vom Erdboden zu vertilgen. Also wird uns ja doch nichts anderes übrig bleiben, als irgend welche Beziehungen mit ihnen zu unterhalten, politische, geistige und auch wirtschaftliche. Man könnte ihnen allenfalls noch ausweichen, wenn sie Randländer bewohnten, etwa wie Spanien oder Russland; aber diese Kaiserreiche haben eine begünstigte Lage gerade in der Mitte Europas und sogar den schönen Platz mitten zwischen den Ententeländern, so dass diese nicht einmal miteinander verkehren können, wenn sie nicht den Weg über Mitteleuropa nehmen wollen, es sei denn, dass sie so gewaltige Umwege machen wollten wie jetzt im Kriege. Wir wissen nachgerade, wie kostspielig diese Art des Verkehrs ist; wollen wir sie verewigen?

Man bedenkt auch nicht, dass es unter den Einwohnern der Vierbundstaaten auch solche gibt, die uns sehr sympathisch sind, wie die Tschechen, Dänen, Polen, Serben, Rumänen, von den Elsass-Lothringern gar nicht zu sprechen, von denen wir voraussetzen wollen, dass sie nicht mehr dazu gehören werden. Soll man wirklich alle jene Völker, schuldige und unschuldige, mit demselben Bannstrahl treffen? Nie werde ich das tiefbetrübte Antlitz eines jungen Tschechen vergessen, der mich, auf die Nachricht von diesem Wirtschaftsprogramm, fragte: Und uns wollen Sie auch mit diesem Kainszeichen brandmarken? .. Man weiss es ja schon aus den Gefangenenlagern, welche bedauernswerten Verwechslungen da unaufhörlich stattgefunden haben, und wie schwer es schon bei Kriegsgefangenen und Zivilinternierten ist, die befreundeten Nationalitäten inmitten der Bürger des feindlichen Staates herauszufinden. Wie viel schwerer wird es noch sein, den Ursprung der Waren von befreundeter Hand im feindlichen Staate festzustellen!

Man wird mir ohne Zweifel antworten, dass alle diese Sorgen un-

nötig sind, da doch jene Nationalitäten nach dem Kriege befreit und von dem Verbande der Zentralmächte losgelöst sein werden. Aber selbst in diesem Falle werden sie, wenn auch politisch abgesondert, doch geographisch in die Reiche der Mitte eingeschlossen bleiben, so dass sie mit uns nur über jene Gebiete werden verkehren können. Die österreichungarische Einfuhr in unser Land zu boykottieren, hiesse also auch die serbischen und rumänischen Erzeugnisse abweisen, die anders als über Mitteleuropa nicht zu uns gelangen können.

Gide beleuchtet dann die Schwierigkeit, den Waren ihren zentraleuropäischen Ursprung anzusehen, wenn sie als neutrale maskiert auftreten werden, wozu schon jetzt ein Schweizer namens Herzog ingeniöse Anweisungen gegeben habe.

Diese Agitation kann also ihr Ziel nicht erreichen, besonders nicht, wenn der Krieg so siegreich enden sollte, wie wir es erwarten. Es liegt nicht in der menschlichen Natur und besonders nicht im Charakter der Franzosen, den besiegten Feinden dauernden Groll nachzutragen. Nur im entgegengesetzten Falle könnte es zu einer allgemeinen und intensiven Boykottbewegung in allen Ländern der Entente kommen, als Ausdruck der öffentlichen Enttäuschung, und dann könnte sie sich allerdings zu einer ernsten Gefahr für die wirtschaftliche Genesung Deutschlands entwickeln. So gut wie der Streik der gekreuzten Arme die letzte Waffe des im übrigen ganz wehrlosen Arbeiters ist, so könnte der Streik der Käufer, der Streik der geschlossenen Börsen, die letzte Wehr der Besiegten bedeuten. Es klingt paradox, aber es ist doch wahr, dass Deutschland für seine wirtschaftliche Zukunft nichts so sehr zu fürchten haben wird wie den Sieg!

Übrigens sieht man diese Gefahr in Deutschland voraus und sinnt schon jetzt auf Mittel, ihr zu begegnen. Man fordert, dass Deutschland im Falle seines Sieges den Regierungen der Ententestaaten im Friedensvertrage die Pflicht auferlege, dass sie jeden Boykott deutscher Ware zu verhindern hätten, durch strenges Vorgehen nicht nur gegen diejenigen, welche ihn ausführen, sondern selbst gegen diejenigen, welche dafür agitieren! Eine unsinnige Forderung, nicht bloss deshalb, weil die Deutschen selbst die Ersten gewesen sind, welche die Methode des Boykotts gegen unsere Schweizer Lieferanten geübt haben, sondern auch noch, und zwar ganz besonders deshalb, weil es nicht einmal in der Macht irgend einer Regierung liegt, den Streik der Käufer auch nur im eigenen Lande zu verhindern. Von allen Menschenrechten gibt es keines, das so jeden Zwanges spotten würde wie das Recht, zu kaufen. Die Freiheit des Wortes kann geknebelt, die Freiheit der Person unter Kerkermauern begraben werden, aber wer will mich zwingen, zu kaufen, was ich nicht mag?

Doch es wäre zu peinlich, länger bei der Hypothese zu verweilen,

dass uns keine andere Waffe mehr bliebe als diese. Und abgesehen von diesem höchst unwahrscheinlichen Falle, kann der Gedanke eines Boykotts mittelst einer Volksbewegung keinen Bestandteil eines wirtschaftspolitischen Programms bilden.

Es folgt nun die Polemik des bedeutendsten französischen Nationalökonomen der Gegenwart gegen eine Handelspolitik, welche darauf gerichtet wäre, deutsche Waren und deutsche Reisende durch staatliche Massnahmen von Frankreichs Boden fernzuhalten. Da diese Ausführungen teilweise mit denjenigen zusammenfallen, die wir schon früher aus der Feder Gides gebracht haben,*) so wollen wir uns auf die Hauptgedanken und ihre neuen Erläuterungen beschränken. In dieser Zeit des Terrors gegen alle Gemässigten kann man den aufrechten Mut zur Wahrheit nur bewundern, der diesen Professor der Pariser Rechtsfakultät seines Titels so würdig erscheinen lässt (Professor = Bekenner seiner Überzeugung).

Gide bekämpft einen prohibitiven Zolltarif gegen die deutsche Einfuhr:

1. mit dem ethischen Argument, dass, da die Deutschen eine solche Behandlung nur nach einer völligen Niederlage über sich ergehen lassen würden, sie dann mit vollem Recht behaupten könnten, der ganze Krieg habe nur den Zweck gehabt, den wirtschaftlichen Wettbewerb eines so tüchtigen Konkurrenten zu beseitigen.
2. Gesetzt, es gelänge dennoch, die Welt zu überzeugen, der Krieg sei nicht zu diesem selbstsüchtigen Zwecke geführt worden; doch der Ausschluss Deutschlands vom Aussenhandel sei nun einmal „eine der notwendigen Voraussetzungen eines dauernden Friedens". Auch dann bliebe der staatsfinanzielle Einwand bestehen, wie denn die im Falle einer solchen Niederlage etwa auferlegte Kriegsentschädigung bezahlt werden könnte. Wer eine Hypothek auf dem Gute eines Landwirtes lasten hat, wird ihn doch nicht hindern, seine Ernte zu verkaufen.
3. Das handelspolitische Argument, dass es unmöglich wäre, auf die Dauer alle Verbündeten Frankreichs abzuhalten, den Pakt zu umgehen, die Prämie ist zu gross, der Export eines Staates, der in aller Stille Deutschland mit Waren versorgen würde, könnte die besten Märkte der loyaleren Verbündeten an sich reissen. Auch würde der Import vieler deutscher Güter für Frankreich geradezu unentbehrlich sein, so für die französische Metallindustrie der deutsche Koks und für die Landwirtschaft die Kalisalze, für die Textilindustrie die Anilinfarben, für die ganze Produktion die Erzeugnisse der deutschen chemischen, elektrischen, optischen Industrie. „Selbst im Laufe dieses Krieges musste man sich deutschen „Magnetos" bedienen und die Fabrikanten von Wirkwaren konnten die deutschen Strickmaschinen nicht entbehren; um nicht die Schliessung dieser Fabriken zu bewirken, hat die französische Regierung beide Augen geschlossen, wenn diese deutschen Waren unter neutraler Herkunftbezeichnung eingeführt wurden." Das ganze Weihnachtsgeschäft der Engländer mit Ansichtskarten hat eine starke Krise durchmachen müssen, weil das Klima von England nicht gestattete, das „Merry Christmas" so glücklich herauszubringen, wie es durch die deutsche Lithographie geschieht.

Wird man nach dem Kriege die deutsche Ware leichter entbehren können? Das Gegenteil ist wohl eher anzunehmen, wenn man bedenkt, dass schon jetzt die Föderation der französischen Industriellen an die Regierung den erstaunlichen Wunsch richtet, „dass der Friedensvertrag Deutschland die jährliche Lieferung einiger Millionen Tonnen Kohle an die französische Industrie auferlegen möge". Statt also auf das Ziel

*) Vgl. Internationale Rundschau„" vom 25. April 1917.

des Einfuhrverbotes loszugehen, wünscht sich die französische Industrie geradezu die obligatorische Einfuhr gewisser Waren aus Deutschland!

Nun wieder ein ethisches Argument: Es wäre eine Schande, ruft man uns zu, nach Deutschland zu gehen und sich dort die Maschinen zu kaufen, die sie bei uns geraubt haben. Also ist es wohl besser, unsere Fabriken in Ruinen zu lassen oder unsere wirtschaftliche Erholung endlos zu vertagen, um nur nicht die Demütigung zu erleben, mittelst der Feinde wieder zu erstarken?

Doch nein, wir werden uns schon alles Nötige selber erzeugen ... Dies scheint nicht ganz die Meinung der französischen Industriellen und Kaufleute zu sein; denn in ihrem Bulletin*) heisst es: In einem gewissen Grade werden wir immer Deutschland tributpflichtig bleiben; jedenfalls erscheint uns die Ausschliessung der deutschen Waren von unserem Markte als eine Utopie.

Die „Association Nationale d'Expansion Economique" spricht sich in ihrer Studie über „die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland" (Circulaire Nr. 6) in ähnlicher Weise aus. „Kurz, der Tribut von einer Milliarde, den wir jährlich für deutsche Waren entrichten, könnte wohl eine starke Verminderung erfahren, ... aber es würde immerhin kaum möglich sein, auf die deutsche Steinkohle zu verzichten, und es wäre recht schwierig, namentlich in den ersten Jahren nach dem Kriege, die Farbstoffe und selbst gewisse Farbwaren deutschen Ursprungs zu entbehren.

Im Franko-englischen Komitee hat Herr v. Peyerimhoff am 23. Mai 1916 die Erklärung abgegeben:

1. dass der Ertrag unserer Kohlenbergwerke nicht mehr gesteigert werden könne.
2. dass die englische Kohle höhere Produktions- und Transportkosten hat als die deutsche;
3. dass man deshalb von den Deutschen werde Koks-Kohle beziehen müssen;
4. dass wir auch unseren Überschuss an Eisen an sie absetzen müssen. Ein Verbot, unser Eisen an sie zu verkaufen, würde die Wirkung haben, uns selbst zu schwächen, denn es würde bei uns der Preis des Roheisens bedeutend steigen.

Gide macht sich auch über die Volkswirte lustig, die das einfachste Mittel zum Verzicht auf die deutsche Einfuhr entdeckt zu haben glauben; diese wollen sich nämlich die deutsche Kohle aus dem Saarbecken, Hopfen aus dem Elsass holen, sobald diese Gebiete — französisch sein werden. „Offenbar, meint er, brauchen wir den Deutschen nichts abzukaufen, wenn wir es ihnen einfach wegnehmen können. Allerdings, wenn man ihnen alles wegnimmt, braucht man auch keinen Zolltarif.

*) Bulletin de la Fédération des Industriels et Commerçants Français, Année 1916, page 232.

Wer nichts übrig hat, wird ohnehin nichts bei uns einführen." Andere Nationalökonomen seien noch pfiffiger. Sie wollen einen prohibitiven Zolltarif gegen alle deutschen Waren richten, die Frankreich entbehren kann; die für Frankreich unentbehrlichen Artikel sollen nur hereinkommen. Aber so schlau sind die Deutschen auch; und schon schicken sie sich an, ihrerseits in solchem Falle die Ausfuhr der für Frankreich unentbehrlichen deutschen Waren zu verbieten. Als Beweis zitiert Gide wieder das schon früher erwähnte Buch von Herzog.

5. Was sollen die französischen Exporteure tun, wenn sie durch Retorsionsmassregeln der Deutschen getroffen werden? „Und selbst wenn die Deutschen so klug wären, von solchen Massregeln abzusehen, so müsste die Verminderung unserer Einfuhr, wie jeder Staatsprüfungskandidat näher begründen kann, automatisch eine Verminderung unserer Ausfuhr nach sich ziehen. Und das wäre kein kleiner Verlust für uns. Ein jährlicher Absatz von 900 Millionen nach Deutschland, 50 Millionen nach Österreich-Ungarn, zusammen 16mal so gross wie unser ganzer Export nach Russland. ... Noch grösser wäre der Schaden für Russland und Italien; denn während Frankreich nur ein Achtel seiner gesamten Ausfuhr in den Zentralstaaten absetzt, schickt Italien über ein Viertel, Russland gar über die Hälfte seiner Ausfuhren dahin.
6. Aber können nicht die französischen Kaufleute den Ersatz des Verlorenen bei den Ententestaaten finden? Aber diese werden dasselbe bei Frankreich versuchen. „Man wird also die 7 Milliarden Waren, welche die Staaten der Entente in Deutschland und Österreich abzusetzen gewohnt waren, von einem dieser Staaten zu dem anderen hin und her wandern sehen, wie Vögel, die ihr Nest verloren haben, und von denen jeder das Nest des anderen sucht. Wohin mit dem russischen Weizen, dem italienischen Obst, den Eisenerzen von Lothringen, die schon jetzt über den inländischen Bedarf hinaus erzeugt werden?
7. Und wie will Frankreich auf neutralen Märkten sich gegen Deutschland behaupten, wenn dieses in der Bedrängnis seine niedrigsten Preise stellt und überdies eine Ware im Preise von 100 Mark für 70 Franken hergeben kann? Die schlechte Valuta wirkt als Exportprämie.
8. Auch würde eine Politik der Einkreisung gegen Deutschland das sicherste Mittel sein, um den Vierbund zur Organisation eines „Mitteleuropa" zu zwingen.
9. Eine Verarmung Deutschlands bedeutet für alle Ententeländer eine grosse wirtschaftliche Gefahr durch ein Sinken der Löhne und Gewinne auf einem so weiten Gebiete, somit Steigerung der deutschen Konkurrenzfähigkeit.
10. Alle diese Übelstände könnten überwunden werden, wenn man die Zeit dazu hätte. Aber davon ist keine Rede. Es wird eine Frage von Leben und Tod für die Industrie sein, sofort nach Friedensschluss die eigene Wiederherstellung mit aller Energie zu betreiben, um nicht von der Konkurrenz überholt zu werden. Dies wird oft geradezu eine Frage weniger Stunden sein.

Im übrigen sind alle diese Drohungen des Boykotts und der prohibitiven Handelspolitik auf der Konferenz vom 14.—17. Juni 1916 nicht ausdrücklich ausgesprochen worden. Angeblich handelt es sich nur um vorübergehende Abwehrmassregeln zur Sicherung der eigenen Entwicklung und um Verteidigung gegen das aggressive Streben Deutschlands nach wirtschaftlicher Hegemonie. Was aber ist ein aggressives Vorgehen? Liegt es schon darin, wenn die Ziffer des deutschen Aussenhandels von 1880—1913 sich fast vervierfacht, die des französischen und englischen kaum verdoppelt hat? Besteht eine deutsche Hegemonie, wenn der Aussenhandel des britischen Weltreiches doppelt so gross ist als der Deutschlands? Als die grösste Gefaht wird das „dumping", der Export zu einem billigeren Preise

als dem des Inlands oder gar der eigenen Kosten hingestellt. Aber man kann doch nicht gut einen casus belli daraus machen, wenn man die Schienen oder die Kohle, die man braucht, zu billig bekommt. Übrigens ist das Wort selbst englisch und die Sache nichts anderes als die auch in französischen Warenhäusern beliebte Methode der unter dem Kostenpreis abgegebenen Lock- und Reklameartikel und der auch in Frankreich so häufige Export mit staatlicher Prämie. Andere Verteidigungsmassregeln gegen das Vordringen des deutschen Einflusses könnten sich als zweischneidig erweisen. Gerade jetzt geniesst Frankreich oft die Früchte der deutschen Initiative, die beispielsweise die Eisenerze bei Caen entdeckt und dadurch zu weiteren Schürfungen in der Normandie und Bretagne geführt hat.

Immerhin kann man, ohne der drohenden Gefahr der Spionenriecherei und eines wahrhaft heidnischen Barbarenhasses zu erliegen, gegen „dumping" und deutsches Vordringen manche Vorkehrung treffen; aber wer glaubt, mit solchen kleinen Quälereien an der kommerziellen Situation Deutschlands etwas Wesentliches zu ändern, gibt sich einer Illusion hin. Selbst eine militärische Niederlage würde an der wirtschaftlichen Bedeutung Deutschlands wenig ändern.

Der ganze Feldzug gegen den deutschen Aussenhandel ist von einer gewaltigen Überschätzung des Feindes und Unterschätzung der eigenen Kraft eingegeben. Die Kopfziffern des Aussenhandels sind keineswegs so entmutigend für Frankreich wie seine absoluten Ziffern oder wie die Prozentsätze seines Wachstums, wenn auch diese bei einer älteren Welthandelsnation niemals so verblüffend sein können wie bei einer jungen Rivalin. Will man diese sich nicht über den Kopf wachsen lassen, so gibt es nur ein Mittel: Anwendung derselben Methoden wissenschaftlicher Industrie, moderner Organisation, rühriger Anpassung an die Nachfrage des Weltmarktes. Man mag aber immerhin dem Rate Norman Angells folgen und die Waffen der Handelspolitik bereit halten, falls Deutschland sich nicht in die künftige Friedensliga der Nationen als gleichberechtigtes, aber auch gleich verpflichtetes Mitglied einfügen will. Dann mag man die militärische Drohung mit der wirtschaftlichen beantworten. Vorläufig aber hat sich das Deutsche Reich durch den Mund seiner Kanzler bereit erklärt, die künftige Rechtsordnung anzunehmen und an ihr mitzuarbeiten. Solange dies aber der Fall ist, sollte auch Deutschland unter vollkommen gleichen Bedingungen (fair play) und für alle Welt gleich offenen Wegen und an der gleichen oder überlegenen Rührigkeit der anderen die Grenze seines Vordringens finden.



Das Problem der Homosexualität.*)

Von Dr. CHARLOT STRASSER, Zürich.

Diese bisher wenig beachtete Kriegsfolge breitet sich über alle Armeen und von da über alle Völker aus, ein weiteres Element in dem Selbstmord der weissen Rasse. Wir lenken daher die Aufmerksamkeit unserer Leser auf das interessante Buch.
D. Red.

Es ist kein durch den Titel der vorliegenden Zeitschrift auf die Zunge gelegtes Paradoxon, die Homosexualität heute als internationales Phänomen, freilich als ein Negativum aller Nationen bezeichnen zu wollen. Als ein aus diesem Grunde zu bekämpfendes. Nicht mit Gesetzesparagraphen, als Laster und Verbrechen, um es gleich vorwegzunehmen, sondern durch Erkenntnis, Weltanschauung, psychologisches zu-Ende-denken und Psychotherapie. Durch eine Klärung der Begriffe organisch und funktionell, angeboren und erworben.

Es wäre fast nicht zu begreifen, dass z. B. die Auffassung eines von humanem Helfenwollen erfüllten Magnus Hirschfeld, eines Bloch, Moll, Havelok-Ellis u. a. über die somatische Anlage des „Urnings", über die angeborene sexuelle Konstitution sich bis in die Kommentare unserer Strafgesetzbücher hineingeschlichen habe, wären nicht die Beweggründe, an derartige Anlagen glauben zu wollen, so durchsichtig. Der angeblich von Geburt an pervers Veranlagte wird vom Gesetz milder behandelt, unverantwortlicher gesehen als derjenige, der sich seine abnormen Gewohnheiten erworben hat, also scheinbar aus einem moralisch verwerfbaren Motiv die Befriedigung seiner Sexualvorstellungen sucht. Es ist kaum zu glauben, dass aus der embryonalen Zwitteranlage des Menschen (bis zur fünften bis achten Schwangerschaftswoche lässt sich an der Frucht nicht unterscheiden, ob sie männlich oder weiblich sein wird) ein Hauptargument geschaffen wurde dafür, dass aus den „Übergangsformen" das psychische Geschlechtswesen im späteren Leben determiniert sei. Man hat damit den Homosexuellen und der sozial korrigieren sollenden Gerichtsbarkeit schweres Unrecht zugefügt. Denn einmal ist von der sogenannten anatomischen, bisexuellen Keimanlage bis zur funktionellen Bisexualität, aus der dann der Geschlechts„trieb" sich auf die eine oder andere Seite hinausdifferenzieren könne, ein so durch nichts (als höchstens durch Begriffsverwechslungen) zu überbrückender Gedankensprung, noch folgt daraus die Notwendigkeit eines aktiven oder passiven Sexualhandelns, das den sozialen und ethischen Grundlagen und Voraussetzungen der Gesellschaftsordnung zuwiderlaufen müsste.

„Weder ein physio-pathologisches Substrat (weibliche Artung, endokrine Varianten, künstlicher oder angeborener Eunuchismus usw.) verpflichten ein Individuum, sexuelle Reize oder Befriedigungen beim gleichen Geschlecht zu holen. Dagegen liegt in solchen Fällen eine Verführung des Verstandes als logischer Irrtum nahe."**) Das Wesen des sexuell anders handelnden und denkenden Menschen kann nur aus seiner ganzen, funktionell-psychischen Persönlichkeit heraus verstanden und, sofern es nötig, auch verändert werden. Die Art und Weise, wie ein Mensch sich geschlechtlich gebärdet, ist nicht Folge einer womöglich gar räumlich fixierten Einzelanlage, sondern stimmt unter allen Umständen überein mit den übrigen Bereitschaften, Gewohnheiten und Tendenzen seines

*) Dr. Alfred Adler, Wien: „Das Problem der Homosexualität." Schriften für angewandte Individualpsychologie. Verlag von Ernst Reinhardt, München, 1917.
**) Alfred Adler l. c.

Charakters. Wie er sich sonst benimmt, wird er sich, um es umgekehrt zu sagen, auch geschlechtlich benehmen.

Wenn man aber, wie es die individualpsychologische Schule verlangt, die von Fall zu Fall äusserst verwickelten Motive, Fäden, Leitlinien und Zielstrebigkeiten erkennt und durchschaut, die der mehr oder minder bewusst Unsichere, das männlich-weiblich Überwertende, den Sexualbegriff Überbetonende, sich aus tiefstem Innern minderwertig Fühlende sich konstruiert, so versteht man sein intensives Bedürfnis nach einer Abschiebung der Verantwortlichkeit, um sich das Eingeständnis der eigenen Schwäche verbergen zu können. Die Sucht der Homosexuellen, sich, sogar ohne es selbst zu wissen, solidarisch zu erklären, sich, ohne es selbst zu beobachten, dass sie Angehörige einer Kaste sein wollen, zu organisieren, ist eigentlich auch eine Form ihres Schwächeeingeständnisses. Ein Teil der Abneigung des Bürgers gegen den Homosexuellen beruht auf dem Abwehrgefühl gegen diese blaubrünstige, scheinbar aristokratische Bourgeois-Verschwörung. Denn, wenn der Homosexuelle durch angeborene Anlage unverantwortlich ist an seiner Flucht vor einem der tiefsten, sozialen Probleme, der Familiengründung, der unter allen Umständen persönliche Opfer heischenden Auseinandersetzung mit der Frau im Sinne der Monogamie, (ungeheure Aufgabe für den Mann z. B., der der Realität gegenüber sonst sich nicht sicher fühlt, für die Frau, die mit ihren Waffen dem Manne zu begegnen sich nicht viel zutraut), hat er ein Recht auf schrankenlose Betätigung seiner vermeintlichen Gelüste, ist er, wenn unterdrückt, Märtyrer seiner eventuell als degeneriert zugegebenen, dagegen unverschuldeten Abstammung. Im Märtyrertum hebt er sich auch über seine allgemeine Schwäche empor. Aus dem Gefühl des ihm angetanen, gesellschaftlichen Unrechtes verbündet er sich, ja noch mehr, kehrt er den Spiess um und schiebt seiner Abart das, (eben weil Degenerierte) Überdifferenzierte, Auserwählte, Überfeinerte unter und hält sich berufen, das „Normalschwein“ zu entwerten. Wie er aus seiner Einzelvergangenheit sich die Beweise seiner Angeborenheit nachträglich an tendenziös gefälschten Kindheitserinnerungen erbringt, durchgeht er die Menschheitsgeschichte, um sich die Künstler und Grossen im Geiste, die „auch so“ gewesen sind, herauszuklauben, endet er schliesslich bei der Kultur der alten Griechen, gänzlich missverstehend, wie es Alfred Adler (Seite 5—7) geradezu erschöpfend darstellt, dass die Verhältnisse im alten Griechenstaate dem Mentorentum der Päderasten einen anderen Untergrund boten, als die heutige Zeit, in der die an sich vieldeutige mannsmännliche Liebe nur als eine zeitlich und individuell bedingte erfasst werden kann. Gefahr aber liegt in dieser Organisation einer stets nur aus Schwäche entstandenen Perversion, (darunter einzelne Träger zweifellos schon um der Kompensation willen wichtige Werte geschaffen haben, übrigens nicht der Sexualanomalie wegen, sondern aus ihrem ganzen Wesen heraus). Gefahr in der Verkennung eines geschlechtlichen Nebenumstandes, um dessentwillen Protektion und Schiebung über alle Grenzen Geltung bekommen, auch über die Grenzen der geistigen Reiche hinaus. Es dürfte nicht sein, dass politische Verbindungen hergestellt werden, weil ihnen homosexuelle Beziehungen den Dünkel des geistig Höheren aufprägen, — es dürfte nicht sein, dass Geschlechtsverbindungen für Reklame und Bewertung in künstlerischen Dingen massgebend sind. Hier stossen wir auf eine Camarilla, auf ein Freimaurerunwesen im übelsten Sinne, hier müssen wir uns verwahren gegen die Anmassung von in vielen Einzelfällen Hochstehenden, Empfindsamen, Feinnervigen, aber doch irgendwie Schwächlingen. Nicht mit mittelalterlichen Strafen, selbstverständlich, nicht mit moralisierender Ächtung, aber mit Entlarvung ihrer für den Arzt und Psychologen so solipsistischen, die Realität fliehenden Tendenzen und mit der Ablehnung ihrer auf einer Sexualoriginalität basierenden Selbstüberschätzung. Daraus gar ein neues Erziehungsprinzip konstruieren zu wollen, (wie z. B. Hans Blüher in seinem Buche: „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft“) ist eine aus Missverständnissen geborene Gefahr, vor der wir an anderer Stelle ausführlicher zu warnen gedenken.

Finnland und die Finnländer.

Von Prof. Dr. KARL FUCHS.

Unter den Ländern des grossen russischen Reiches, welche sich von diesem loszulösen trachten, hat Finnland nunmehr nachdrücklich seine Selbständigkeit betont und deren internationale Anerkennung verlangt. Es hatte, seitdem es von Schweden an Russland gekommen war (1809), durch lange Zeit eine bevorzugte Sonderstellung im Zarenreiche eingenommen, da ja Alexander I. auf dem Reichstage zu Borga am 15. März 1809 gelobt hatte, „des Landes Religion und Grundgesetze sowie die Privilegien und die Gerechtsame, die ein jeder Stand in dem genannten Grossfürstentume insbesondere und alle Einwohner desselben im allgemeinen, so höhere wie niedere, bis jetzt, der Konstitution gemäss, genossen haben, fest und unverrückt in ihrer vollen Kraft beizubehalten." Diese Rechte wurden denn auch von allen seinen Nachfolgern, zuletzt noch von Nikolaus II., bei ihren Regierungsantritten beschworen. Die Zaren führten den Titel „Grossfürsten von Finnland", um hiedurch das Verhältnis der Personalunion, in dem das Land zu ihrem Reiche stand, zu kennzeichnen. Erst Nikolaus II. war es vorbehalten, gegen Treue und Recht durch ein Manifest vom 15. Februar 1899 mit der Beseitigung der finnländischen Sonderrechte zu beginnen. Stück für Stück stürzte sodann im Laufe der Jahre der Bau der konstitutionellen Vorrechte des Landes zusammen, trotz aller Proteste der Bevölkerung und massgebender ausländischer Elemente, an die sich die Finnländer hilfesuchend wendeten. Gerade von Frankreich her wurden Stimmen der Entrüstung gegen die zaristischen Gewaltstreiche dortselbst laut; kein Geringerer als Anatole France hat in flammenden Worten dagegen gesprochen und geschrieben. In Finnland selbst aber leistete die tief eingewurzelte nationale Eigenart der geplanten Russifizierung so heftigen und erfolgreichen Widerstand, dass sie nirgends mit Nachdruck einsetzen konnte. Immer von neuem loderten trotz Kerker und Deportation jeweilig die Flammen der Empörung empor.

Finnland hatte sich nämlich dank der langjährigen Schonung der politischen Vorrechte und der Abgeschlossenheit seiner geographischen Lage in dem vom Hauch der Polarwelt berührten, von der Natur stiefmütterlich bedachten Bereiche, „dem Lande der tausend Seen", wie es sein Dichter Runeberg nennt, ein hohes Mass selbständigen und starken Volkstums und materieller und geistiger Kultur entwickelt. Trotzdem es zu 60% von Wald, zu 20% von Wiesen und nur zu 8% von Ackerland bedeckt und längs eines grossen Teils seiner Küsten von Klippen („Schären") und Untiefen belagert ist, erfreute es sich eines vielbeneideten Wohlstandes. Die finnischen Ureinwohner, in ihrer Sprache „Suomi" genannt, sind ein vom mongolischen Hauptstamm abgetrennter Zweig der finnisch-ugrischen Völkergruppe, denen sich erst später schwedische Einwanderer zugesellten. Ihre nächsten Verwandten in Europa sind die Magyaren. Gehärtet in schwerer Zeiten Stürmen, da das Land stets einen Zankapfel zwischen Schweden und Russland bildete, umschlang ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit beide Stämme; zäh

hielten auch beide an dem von Schweden her eingedrungenen Protestantismus fest, so dass die russische Nationalkirche nirgends Boden zu gewinnen vermochte. So blieb Finnland national und konfessionell völlig unberührt von den Einflüssen des mächtigen Zarenreiches. Das lebendige Nationalgefühl der Finnländer kennzeichnet ihr Dichter Juhani Aho in seiner Skizze „Heimwärts“ mit den anschaulichen Worten: „Gleich dem Heidekraut klammern wir uns fest mit Händen und Zähnen in dem Mark unseres Landes. Wer uns dort losreissen wollte, behielte nur Kraut in seiner Hand, aber die Wurzeln würden in der Tiefe zurückbleiben und neu aufspriessen.“

Der finnische Teil der Bevölkerung hält bis zum heutigen Tage an seiner Muttersprache fest und diese hat sich im 19. Jahrhundert zur Höhe einer beachtenswerten Literatursprache entwickelt. Die Ausgestaltung des Finnischen fusst in der Religion. Bischof Agricola von Abo, der 1548 das Neue Testament ins Finnische übersetzt hat, ist der Schöpfer der finnischen Schriftsprache, wie Luther durch seine Bibelübersetzung der der deutschen. 1642 erschien die ganze Bibel in finnischer Sprache. Derzeit sorgt eine Bibelgesellschaft zu Abo für die Verbreitung der Heiligen Schrift selbst in den entferntesten Kirchspielen der Lappen. Die volkstümliche Dichtkunst blühte bei der Vorliebe der Bevölkerung für Gesang und Tanz seit altersgrauer Vorzeit. Es spiegelt sich ferner das kriegerische Leben vergangener Jahrhunderte in den von Geschlecht zu Geschlecht vererbten mythisch-epischen Gesängen wieder, die der gelehrte Forscher Elias Lönnrot (1802—1885) in dem Nationalepos „Kalevala“ (1834) zusammengefasst hat. Er hat auch den reichen Schatz angestammter Lieder und Balladen in der Sammlung „Kantelatar“ (d. h. Tochter der Kantele, des gebräuchlichen Instruments zur Gesangsbegleitung) im Jahre 1845 herausgegeben, nachdem schon Herder auf die Fülle finnischer Volkspoesie das Augenmerk gelenkt hatte.

Die Entschleierung der uralten Volksdichtung erweckte sodann die neuere Dichtung sowohl bei den Finnen als bei den Schweden. Unter jenen ragen Oksanen, Alexis Kiwi, Juhani Aho und Minna Canth (1844—1897) hervor, welch letztere das modern-realistische Drama auf die finnische Bühne in Helsingfors brachte. Der wichtigste und im Ausland am meisten bekannt gewordene finnländische Dichter in schwedischer Sprache ist Johan Ludw. Runeberg (1804—1877). Sein vaterländischer Sang „Fänrik Stals Sägner“ (Fähnrich Stahls Erzählungen), der Heldentaten aus den Kämpfen von 1809 behandelt, sowie sein Epos „Elgjagten“ (die Elenjagd) sind ins Deutsche und in andere Sprachen übertragen worden. Neben Runeberg, dessen Gedicht „Vart land“ (Unser Land) zur Nationalhymne Finnlands geworden ist, ragen noch u. a. hervor Emil von Quanten, Lars Stenbäck, Zachris Topelius, K. Tavastjerna, Jakob Ahrenberg, Mikael Lybek, Arvid Jarnefeldt, Gerda v. Mickwitz und Helene Westermarck. Soeben ist die Sammlung der reizenden „Finnländischen Märchen“ von Zachris Topelius in trefflicher Übersetzung von Ilse Meyer-Lüne (Berlin, Morawe) erschienen. So hat sich finnisches und schwedisches Schrifttum als bedeutsamer Zuwachs der Weltliteratur bewährt.

Auch eine ganze Reihe finnländischer Maler, Bildhauer, Architekten und Tonkünstler, welche meist in Frankreich und der Schweiz ihre Ausbildung genossen haben, ist seit Beginn des 19. Jahrh. zu hohen Ehren gelangt. Einen Lieblingsstoff der finnländischen Maler bildet die Landschaft der Heimat, deren Wechsel von Heide und Seen ganz eigenartige Reize bietet. Eine

Universität in Helsingfors (früher zu Abo, gegründet 1640), die „Finnische Sozietät der Wissenschaften“, die „Finnische Literaturgesellschaft“, die „Schwedische Literaturgesellschaft“, die „Finnische-ugrische Literaturgesellschaft“, der „Finnländische Historische und Altertumsverein“, die „Gesellschaft für Geographie Finnlands“, die „Societas pro Fauna et Flora Fennica“, die „Finnische Ärztegesellschaft“, alle mit dem Sitze in Helsingfors, geben Zeugnis von dem regen wissenschaftlichen Geist, der in dem fernen Nordlande erblüht ist. Ausgezeichnet steht es trotz der spärlichen Besiedlung des Landes um die allgemeine Volksbildung. Die Mutterstadt der finnländischen Lehrerschaft ist Jyväskylä (Provinz Wasu), wo seit 1862 ein nach deutschem Muster eingerichtetes Seminar Volksschullehrer und -lehrerinnen ausbildet.

Glühende Liebe zur engeren Heimat bildet den Grundzug des Finnländers. Bei den Demonstrationen, die während der letzten Jahre anlässlich der zaristischen Gewaltakte veranstaltet wurden, sangen die Teilnehmer in Hoffnung auf Rettung und bessere Zeit gar oft die Lieder „Ein feste Burg ist unser Gott“ und „Vart land“, worin die zuversichtlichen, zeitgemässen Worte geprägt sind: „Deine Blume, noch immer in der Knospe eingeschlossen, wird sich entfalten eines Tages frei. Aus unserer Liebe zu dir wird sich dein Ruhm, dein Stolz entwickeln, und eines Tages wird in noch höhern Klängen der Vaterlandsgesang erschallen.“

Wer sich eingehend über Land und Leute, sowie üher die eigenartige, hochentwickelte materielle und geistige Kultur Finnlands unterrichten will, vertiefe sich in das Prachtwerk „Finnland im 19. Jahrhundert in Wort und Bild, dargestellt von finnländischen Künstlern und Schriftstellern“ (Helsingfors, G. W. Edlung, 1899). Es wurde seinerzeit als stiller Protest gegen die zaristischen Gewaltakte in die Welt gesendet; es bildet den klaren Nachweis für das Urteil eines Anatole Fraace in dem Vorwort seiner Broschüre „Pour la Finlande“ (Paris, 1898): „Dieses kleine finnländische Volk hat ein starkes nationales Leben. Es war Russland treu, aber es war nicht russisch; es wird niemals russisch sein. Man kann es töten; aber man kann es nicht umändern. Es ist finnisch; es wird niemals slawisch werden. Es hat seine eigene Sprache, seine eigene Religion, seine eigenen Sitten. Der Verlust seiner Freiheit ist die Veränderung seiner Seele, sein Untergang, sein Tod.“



Strategische Grenzen.

Gibt es etwas Dehnbareres als den Begriff der „strategischen Grenzsicherungen“? Sie werden von der Verschiedenheit der Kriegshandlung und dem Willen bestimmt.

Eines Tages findet man, das Meer sei eine vorzügliche Grenzverteidigung. Dann braucht man das andere Ufer, bis man entdeckt, das Hinterland sei notwendig, weil man sonst ins Meer geworfen werden könne. Aber dieses Hinterland steht unter dem Schutz von Bergen, die erst dann sicherer Besitz sind, wenn man beide Abhänge hat.

So hat die „strategische Grenze“ keine andere Grenze als die des Erdballes.

Aus der Rede des ital. Deputierten Treves.
„Avanti“ 21. II. 18.

Die Meinung der City.

Unter dem Titel „Wirtschaftsfrieden" (Economic Peace) bringt *The Economist* vom 16. Februar folgenden Artikel, der als getreues Bild der Stimmung in ernsten kommerziellen und finanziellen Kreisen Londons Beachtung verdient:

Eine neue Session des Parlamentes ist eröffnet worden; die Atmosphäre war gewitterschwül, der Einfluss der Regierung auf das Haus geschwächt. Sowohl die Diskussion über die Versailler Konferenz als auch die Adressdebatte zeigte, dass der Geist der Kritik im Wachsen, und die Meinung, die Dinge hätten besser gemacht werden können, sehr verbreitet ist. Vielleicht noch bezeichnender als die Fragen von Asquith bezüglich jener Konferenz und die Vergleiche Herbert Samuels zwischen den Versprechungen der Regierung und ihren Leistungen waren die Reden gewisser Unionisten wie Lord H. Cavendish-Bentinck und Oberst Aubrey Herbert. Der erstere erklärte, wir seien jetzt an einem Punkte angelangt, an welchem die Atmosphäre „politischen und diplomatischen Fähigkeiten besonders günstig wäre"; aber die Regierung werde niemals eine einige Nation hinter sich haben, „wenn sie nicht eine feste, verlässliche, vertrauenswürdige Erklärung abgeben würde, dass man von uns nicht verlangen werde, für irgendein anderes Kriegsziel zu kämpfen als für den endgültigen Frieden der Welt und für die künftige Wohlfahrt des ganzen Menschengeschlechtes."

Aus der Rede des Obersten Herbert heben wir das Folgende hervor:

„Ich weiss nicht, ob dieses Haus eine andere Regierung wünscht; aber ich weiss oder glaube wenigstens zu wissen, dass das Haus diese Regierung anders wünscht. Der Grund ist folgender: Wenn Präsident Wilson seine Vorschläge macht, so leuchtet aus ihnen immer dieselbe Vision des Friedens hervor; sein Blick ist immer auf denselben Fixstern gerichtet. Wenn aber unser Premier Vorschläge macht, so wechselt ihre Richtung je nach seinen augenblicklichen Bedürfnissen und Notlagen. Er schwankt immer wieder zwischen Gedanken, welche vollkommen vernunftgemäss und in Übereinstimmung mit Wilsons Idee sind, und dem wilden "Knock-out-blow". Ich denke, dass die Versailler Erklärung ein besonders unglückliches Beispiel dafür ist. Es ist noch nicht lange her, dass wir eine sehr vernünftige Ansprache des Premiers an die Arbeitervereine gehört haben. Und gleich darauf kommen wir in Versailles wieder auf den Knock-out-Standpunkt zurück. Ich muss schon sagen, dass die ganze Deklamation den sehr deutlichen Fortschritt, den Graf Czernins Rede in der Richtung des Friedens vollbracht hat, ganz unbeachtet lässt. Sie liest sich wie die Erklärung einer Regierung, die begierig ist, den Krieg fortzuführen, an die Regierung eines feindlichen Staates, und nicht wie die Erklärung eines Volkes, das einen ehrenvollen Frieden herbeiwünscht, an ein anderes friedensbegieriges Volk."

Wir sind überzeugt, dass in dem Entschlusse der Nation, den Krieg bis zu dem richtigen Ende durchzukämpfen, auch jetzt nicht das geringste Schwanken stattfindet. Ein fauler Frieden, welcher allen Nationen keine andere Aussicht liesse als die auf monströse Rüstungen für den nächsten Krieg, mit den scheusslichsten Vervollkommnungen der Waffen durch die Wunder der Wissenschaft, würde einfach den Untergang aller Kultur bedeuten. Gegen diesen Untergang wird die Nation bis zum letzten Shilling ankämpfen, wenn ich die eindrucksvolle Formel eines Asquith wiederholen darf, obwohl sie durch das verschwenderische Treiben unseres West-End mit einer sanften Lächerlichkeit belastet wird. Doch ist anzunehmen, dass auch unter unseren Feinden viele, genau so wie wir, über-

zeugt sind, dass die ganze Kultur Schiffbruch leiden wird, wenn es nicht gelingt, „aus der Nessel Gefahr die Blume Sicherheit zu pflücken", um mit Hotspur zu reden, und wenn dieser Krieg nicht mit dem Entschlusse aller Völker endet, dass niemals mehr dieses entsetzliche Unglück sich wiederholen darf, welches ihrem gesunden Menschenverstand ein so strenges Verdammungsurteil ausstellt. Diese Überzeugung muss Verbreitung gewinnen. Präsident Wilson appelliert immer an sie, so oft er von den Kriegszielen Amerikas spricht. Tun unsere Führer dasselbe? Liegt nicht in der Beschuldigung des Obersten Herbert, dass sie beständig zwischen Vernunft und Gewalt schwanken, viel Wahres? Bonar Law entschuldigt den Abstand zwischen den Versprechungen seines Chefs und dessen Leistungen mit der Versicherung, er sehe lieber einen zu sanguinischen als einen zu pessimistischen Führer an der Spitze der Nation. Ganz gut, solange dieser Optimismus uns nicht zur Vernachlässigung einer Waffe verleitet, welche uns helfen könnte, den Preis des Krieges mit weniger Blutvergiessen zu gewinnen. Gewiss muss man alle Rücksicht darauf nehmen, dass die Regierung beständig mit der Auffassung ihrer Verbündeten zu rechnen hat. Aber es gibt einen Punkt, über den sich unsere Regierungen niemals mit ausreichender Klarheit geäussert haben. Das ist die allbedeutende Frage des Wirtschaftsfriedens.

Es sollte über jeden Zweifel hinaus klargestellt werden, für jeden vernünftigen Menschen unter unseren Feinden, dass, wenn der Krieg wirklich mit dem Sturze des militaristischen Ideals enden und nachher die Herrschaft der Vernunft in internationalen Dingen beginnen soll, dann von irgendeinem wirtschaftlichen Boykott absolut nicht die Rede sein kann. Die beste Klarheit in diesen Dingen verdanken wir den Äusserungen von Arbeiterführern. So sagt Arthur Henderson („Ziele der Arbeiterschaft", S. 50):

„Die britische Arbeiterschaft ist ausgerückt, um alle Autokratie, jeden Militarismus und jeden ‚Willen zur Weltherrschaft' zu erwürgen und zu zerstampfen, und an ihre Stelle die Herrschaft des guten Willens und der Brüderlichkeit zu setzen. Unsere Arbeiterschaft führt ihren Krieg nicht mit den Völkern von Deutschland und Österreich-Ungarn, soferne diese nicht gewillt sind, die Kriegspolitik ihrer Autokraten zu unterstützen. Dass sie die Gefahr eines Wirtschaftskrieges vermeiden will, ist durch eine Resolution festgestellt worden, welche auf dem letzten Kongress der Trades-Unions mit einer Majorität von 8 zu 1 (2,339,000 Stimmen gegen 273,000) angenommen worden ist. Sie lautet: ‚Die durch den Krieg erzeugten ökonomischen Verhältnisse haben nichts an der grundsätzlichen Wahrheit geändert, dass der internationale Freihandel die beste und sicherste Grundlage für den Wohlstand der ganzen Welt und für den Völkerfrieden der Zukunft bildet; jede Abweichung von dem Grundsatz des Freihandels könnte dem Wohlstand der Nation als eines Ganzen nur schädlich sein.' Diese überwältigende Mehrheit beweist aufs klarste, dass die durch den Kongress vertretene industrielle Demokratie Englands keine Politik gutheissen wird, welche unserer eigenen Arbeiterschaft wirtschaftlich schädlich wäre und die definitive Versöhnung der freien Demokratien verhindern würde. Es darf daher erwartet werden, dass der Vorschlag, Deutschland finanziell zu verkrüppeln und kommerziell durch einen rücksichtslosen Wirtschaftskrieg zu lähmen, dem entschlossenen Widerstande der britischen Arbeiter- und Sozialistenbewegung begegnen wird. Und auch das britische Volk in seiner Gesamtheit, wenn es nur erst das Wesen einer solchen Politik durchschaut und ihren inneren Gegensatz zu den von ihm mit Begeisterung angenommenen Kriegszielen erkannt haben wird, wie sie von Asquith in seinen Reden in der Guildhall, in Dublin und Cardiff ausgesprochen worden sind, wird wie ein Mann den ganzen Plan verwerfen, weil er dem Geiste internationalen Zusammenwirkens und guten Willens entgegengesetzt ist und durch einen Geist der Rache eingegeben wird, weil er überdies für die Herstellung und Erhaltung des Weltfriedens ein verhängnisvolles Hinderniss bilden muss.

Wir sind überzeugt, dass diese Anschauungen von der grossen

Mehrheit der englischen Industriellen und Kaufleute geteilt werden. Würden sie durch unsere Staatslenker schon jetzt als ein Teil ihrer Politik nach Erreichung des gerechten Kriegszieles festgelegt werden, so würden dadurch die Verdächtigungen unserer inneren und äusseren Feinde widerlegt, als wären wir aus schmutzigen Motiven in den Krieg gegangen. Dadurch müsste überdies der Widerwille verstärkt werden, welchen auch in Deutschland die anständig gesinnten Leute unzweifelhaft bei dem Gedanken empfinden, dass auch in Zukunft der Krieg und der militärische Geist über die Schicksale einer Welt entscheiden sollen, die sich gerne als eine zivilisierte bezeichnen lässt.



Die Lehre.

Der Weltkrieg will nicht enden und ſeine Schrecken wachſen immer noch.

Aber einmal wird es wieder Friede ſein und dann wird es Arbeit geben für alle Hände und für alle Köpfe.

Und es wird auch ſein, daß wir lernen müſſen!

Was kann der Krieg uns lehren?

Daß wir, Menſchen und Völker, viel enger zuſammenhängen, viel mehr aufeinander angewieſen ſind, als es uns bewußt war. Daß wir, als Menſch wie als Volk, niemals Dinge tun können, ohne daß andere Menſchen, andere Völker davon berührt werden. Daß andere Menſchen, andere Völker niemals etwas unternehmen können, das nicht in ſeinen Folgen uns mitbetrifft. „Daß es keine eigenen Angelegenheiten mehr gibt!" Und der Krieg lehrt uns auch, ſollte uns lehren, daß wir Mitſchuldige ſind, mitbetroffene Mitſchuldige an jenem Unrecht, von dem wir wiſſen, und das wir geſchehen laſſen, ohne alle unſere Kräfte dagegen einzuſetzen.

Der Sondervorteil eines einzelnen, einer Gruppe, eines Volkes muß mehr und mehr zurücktreten vor den gemeinſamen Notwendigkeiten einer ethiſch orientierten Menſchheit. Es genügt wirklich nicht, wenn ſittliche Erkenntniſſe als Phraſe im Mund von Diplomaten Kriegsdienſt tun, noch, wenn wir ſolche Erkenntniſſe zur Verurteilung des Nachbarn beſchaulich formen.

Eine Machthandlung, die verſucht, ein Sonderintereſſe dem gemeinſamen Fortſchritt der Menſchheit überzuordnen, iſt ſtets eine Vergewaltigung und ein Unrecht. Sie iſt unſere Vergewaltigung, unſer Unrecht, wenn wir aus Trägheit oder aus Feigheit oder um des eigenen Vorteils willen dazu ſchweigen. Denn, wer ſtillſchweigend erträgt, daß Unrecht geſchieht, der iſt im Gegenſatz zum Rechtbekenner ein Machtbekenner und ſomit auch ein Kriegsbekenner.

Felix Beran.



Die verpflichtende Kraft der Bündnisse.

Von Prof. Dr. HEINRICH LAMMASCH, Wien.

Vorbemerkung. Wir entnehmen diesen Aufsatz dem kürzlich erschienenen Werke des Verfassers „Das Völkerrecht nach dem Kriege“ (H. Aschehoug & Co., Kristiania; Kommissionsverlag Duncker & Humblot, 1917), welches im zweiten Heft der „Intern. Rundschau“ besprochen wurde. Seitdem hatte Hofrat Lammasch Gelegenheit, seine vornehme und mutige Gesinnung durch sein Eintreten für einen Frieden „ohne Annexionen, ohne Kontributionen“ im österreichischen Herrenhaus gegen eine heftige Opposition zu beweisen. Wenn man die Schlussfolgerungen zieht, die sich für die Stellung Österreichs zu Italien aus dem hier wiedergegebenen Gedankengang ergeben, und bedenkt, dass in Österreich gerade wegen des „Treubruches“ der Italiener eine furchtbar erbitterte Stimmung vorherrscht, wird man die Ausführungen des österreichischen Hofrates nur umsomehr würdigen. *D. Red.*

Einer der hauptsächlichsten Einwände gegen die Pflicht zur Vertragstreue im Völkerrecht bleibt noch zu besprechen. Er geht dahin, dass es nicht möglich ist, die politische Weltkarte für die Zukunft so festzulegen, wie die oro-hydrographische Karte der durchforschten Erdteile. Wie der Territorialbestand des westfälischen Friedens oder auch nur der uns viel näher liegende des Wiener Friedens von 1815 oder des Berliner Vertrages von 1878 nicht unabänderlich bleiben konnte, so werden auch in Zukunft Staaten entstehen und vergehen, Staaten sich ausdehnen oder in engere Grenzen gebannt werden. Das Ziel der Entwicklung kann nicht darin liegen, Unabänderliches zu schaffen, sondern eine Rechtsform zu finden, in der sich solche Veränderungen vollziehen können, die durch die Evolution der Nationen notwendig geworden sind, nach Art einer Expropriation gegen angemessene Entschädigung des Expropriierten durch den Spruch einer auch von ihm anerkannten Autorität. Dieses Problem gehört aber nicht in den gegenwärtigen Zusammenhang.

Die Frage der Stabilität des Territorialbestandes der Staaten oder seiner Veränderung hat im allgemeinen mit jener der Vertragstreue nichts zu tun. Nur ganz ausnahmsweise wird durch einen Angriff auf den Territorialbestand eines Staates ein mit ihm geschlossener Vertrag gebrochen. Denn nur ausnahmsweise versprechen sich die Staaten noch heute — wie in den Familienpakten zwischen nahe verwandten Souveränen der Vergangenheit — die Respektierung ihres Gebietes für die Zukunft. Freilich wird man diesem Satze den Hinweis auf jene Friedensverträge entgegenstellen, die eine Gebietsabtretung enthalten, und behaupten, der Staat, der ein von ihm abgetretenes Gebiet zurückzuerobern versucht, verletzte damit den Vertrag, in dem er es zediert hatte. Allerdings; ein Staat, der eine Gebietsabtretung versprochen hat, muss dieses Versprechen halten und erfüllen. Hat er es erfüllt, seine Truppen und seine Behörden, soweit sie noch auf jenem Gebiete standen, von dort zurückgezogen und überhaupt seine Beziehungen zu ihm und seinen Bewohnern, soweit sie auf dem Titel der Souveränität beruhen,

gelöst, so hat aber jener Zessionsvertrag für die Zukunft nur mehr historische Bedeutung, nicht mehr die lebendige Kraft eines Rechtsgeschäftes. Die durch ihn begründete Pflicht ist durch die erfolgte Erfüllung konsumiert. Der Versuch, dieses Gebiet in einem späteren Zeitpunkte, bei günstigerer Gestaltung der Umstände, wieder zurückzugewinnen, ist kein Bruch des Vertrages, aus dem nach seiner vollständigen Erfüllung weitere Pflichten gar nicht mehr bestehen. Solange Eroberung überhaupt nicht als völkerrechtliches Delikt gilt, kann auch die Rückeroberung dies nicht sein.

Es wäre doch ein offenbarer Widerspruch, anzunehmen, der Staat A, der ein Stück seines Gebietes a einem anderen Staate B abgetreten hat, begehe kein Unrecht, wenn er das gesamte Territorium des Staates B, abgesehen von eben diesem Stücke a, zu erobern suche; jenes früher ihm gehörende Gebiet a aber dürfe er nicht zurückzugewinnen suchen. Freilich gibt es überhaupt kein Eroberungsrecht; die Eroberung ist ein Ereignis ausserhalb der Rechtssphäre, heute noch sozusagen „jenseits von gut und böse“ im Rechtssinne.

Gerade hinsichtlich der Gebietszessionen lehren allerdings manche, so z. B. Rivier, dass sie dauernde Pflichten begründen. Rivier beruft sich darauf, dass die Friedensverträge, in denen die Zessionen erfolgen, ausdrücklich „auf ewige Zeiten“ geschlossen werden. Aber wer sieht nicht, dass diese Formel nur das ist, was die Diplomaten eine *clause de stile* nennen? Niemand nimmt sie ernst. Darum sollte sie in künftigen Verträgen lieber entfallen. Völlig ausreichend und viel aufrichtiger wäre es, so wie das préambule des Wiener Friedens zwischen Österreich und Italien von 1866 es getan hatte, bloss von der Herstellung einer „paix sincère et durable„ zu sprechen.*)

Noch reservierter drückt sich der Bukarester Friede von 1913 aus, der nur sagte: „Il y aura à dater du jour de ... paix et amitié“, ohne, in Vorahnung der Zukunft, auch nur von der Dauerhaftigkeit des Friedens zu sprechen.**)

Wie dem auch sei, die Frage, die uns beschäftigt, ist eine andere. Für uns handelt es sich darum, ob ein Staat, der sich einem andern gegenüber ausdrücklich zu einem bestimmten Verhalten für die Zukunft verpflichtet hat, gebunden sei, sich nach diesem seinem ausdrücklichen Versprechen zu verhalten.

Wir haben gesehen, wie die verschiedenen Begriffe und Formeln, die die Theorie aufgestellt hat, um das als notwendig erkannte Prinzip der Vertragstreue mit den unleugbaren Anforderungen der harten Realität der Dinge in Einklang zu bringen, zu vag und zu vieldeutig sind, um sich zur Lösung dieses schwierigen Problems zu eignen. Und doch ist, wenn das für den internationalen Verkehr unerlässliche Vertrauen wiederhergestellt werden soll, eine klare und unzweideutige Antwort auf die Frage notwendig: Welche Verträge müssen unbedingt gehalten werden und in bezug auf welche andere kann unbedingtes Worthalten nicht verlangt werden?

---

*) Allerdings spricht Art. 1 von „paix et amitié à perpétuité.“

**) Despagnet-Boeck, S. 709, bezeichnet die Gebietszession in einem Friedensvertrage als „opération irrévocable“; zum mindesten müsste der Staat, der sie rückgängig machen will, „restituer ce qu'il a reçu en retour“. Das ist aber meist nichts als der Friede. Daraus folgt, dass der Staat, der durch Eröffnung des Krieges zum Zweck der Rückeroberung auf den weiteren Friedenszustand verzichtet, nicht unrechtmässig handelt, die Zession also doch revokabel wäre.

Vielleicht kann man auf dem Wege der Empirie eher zur Beantwortung dieser Frage gelangen als auf jenem der Theorie. Dieser Versuch soll im folgenden gemacht werden.

Welches sind die Verträge, die am allerregelmässigsten eingehalten werden, und welches jene die am häufigsten gebrochen werden? In dieser Beziehung heben sich zwei Gruppen von Verträgen scharf von einander ab. Die politischen Verträge, insbesondere die Bündnisse, und die Verwaltungsverträge im weitesten Sinne des Wortes, überhaupt die nicht ihrem Wesen nach politischen Verträge.

Vorwürfe wegen nicht erfüllter Bundespflicht gehören zu den ältesten Tatsachen der diplomatischen Geschichte. Allerdings beruht nicht jeder Vorwurf dieser Art auf Wahrheit. Denn nicht selten sind die Voraussetzungen der Bundespflicht so wenig klare, dass allerdings eine verschiedene Beurteilung der Frage, ob der *casus foederis* gegeben sei, möglich ist. Sogar unter Voraussetzung von *bona fides*, um so mehr also bei deren Mangel. Die meisten Bündnisse sind Defensivbündnisse, d. h. sie sollen den einen Teil gegen einen Angriff von dritter Seite schützen. Der Begriff des Angriffes aber lässt verschiedene Deutungen zu, eine formelle und eine materielle. Formell angegriffen ist nur derjenige, dem ein anderer den Krieg erklärt hat oder gegen den dieser, vielleicht auch ohne Erklärung, den Krieg eröffnet hat. Und doch kann ein Staat, der nicht in diesem Sinne angegriffen ist, materiell der angegriffene Teil sein. Der Staat, der von einem anderen durch eineBeleidigung oder durch Verletzung seiner Rechte oder Interessen provoziert wurde und deshalb seinerseits den Krieg eröffnet, führt einen Verteidigungskrieg, wen auch formell er es gewesen ist, der die Initiative zu den Feindseligkeiten ergriffen hat. Der Urheber des Kampfes ist eben nicht immer auch der Urheber des Streites. Schon die alten Kriminalisten unterschieden beim Raufhandel den *auctor pugnae* vom *auctor rixae*. Und wenn auch der Bündnisvertrag einen unprovozierten Angriff voraussetzt, ist damit doch noch nicht viel geholfen. Die Kausalzusammenhänge der Politik reichen eben weit zurück. Je nachdem man bloss auf den nächsten Anlass sieht oder auch auf entferntere Antecedentien zurückgreift, wird das Bild sich gar nicht selten ganz wesentlich ändern. Zunächst mag der Staat A als der von B angegriffene und provozierte erscheinen; verfolgt man aber die Geschichte der Beziehungen der beiden Staaten auch nur einige Jahre nach rückwärts, so wird man vielleicht schwere Kränkungen finden, die A dem B zugefügt hat, auf die jenes den unmittelbaren Anlass des Krieges bildende Ereignis, das die Provokation von B gegen A darstellt, nur eine Erwiderung gewesen ist. Ist nun in einem solchen Falle der dritte mit „A“ verbündete Staat verpflichtet, ihm Hilfe zu leisten? Ist es unter solchen Umständen nicht sehr begreiflich, wenn er sich dessen weigert?

Auf Fälle der Nichterfüllung der Pflichten aus einem Bundesvertrage ist nun die Aufmerksamkeit der Diplomaten und zu zeiten auch die allgemeine Aufmerksamkeit besonders gerichtet. Begreiflicherweise erhebt diejenige Partei, die am Bündnisse interessiert ist, dafür den Anspruch auf besondere „Heiligkeit„ und ruft etwa dafür die Analogie mit der Ehe oder wenigstens mit Sozietätsverhältnissen unter Privatpersonen an, eine Analogie, die aber schon deshalb nicht zutrifft, weil in allen jenen Privatrechtsverhältnissen jeder nur über sich selbst disponiert, während beim Bündnis der Staaten die Regierung über Leben und Gut ihrer Bürger verfügt. Werden nun gerade

solche als besonders unverletzlich und heilig proklamierte Verträge gebrochen, so liegt es nahe, den Schluss zu ziehen, dass ein Prinzip, das in den Fällen versagt, die als die allerwichtigsten angesehen werden, überhaupt wertlos sei. An den Erfahrungen mit diesen Verträgen hat sich die Diplomatie gewöhnt, sobald von Vertragstreue im internationalen Verkehr die Rede ist, eine spöttische Miene aufzusetzen, mit überlegenem Lächeln die Achseln zu zucken, jede Äusserung des Zutrauens in das gegebene Wort der Staaten als unpraktischen Idealismus, wenn nicht geradezu als verblendete Torheit abzulehnen, und im Gegensatz dazu das „gute Schwert" als die einzige wahrhafte Garantie des internationalen Rechtes zu erklären.

Dieser Anschauung gegenüber muss einmal ernstlich die Frage nach dem politischen Wert der Bündnisse in der heutigen Weltordnung und nach ihrer sittlichen Berechtigung aufgeworfen werden. Zu unterscheiden sind hiebei Bündnisse *de futuro* und solche, die im Laufe eines bereits ausgebrochenen Krieges geschlossen werden. Nur von den ersteren, an die man ja auch gewöhnlich allein denkt, wenn von Bündnissen die Rede ist, soll hier gesprochen werden. Was ist der Inhalt eines solchen Bündnisses? Zweifellos die Verpflichtung, unter Bedingungen, die mehr oder weniger genau umschrieben sind, oft, wie gesagt, mannigfache Deutungen zulassen, in Zukunft das Interesse eines anderen Staates als das eigene zu behandeln, und, wenn nötig, mit Einsetzung der ganzen Macht, d. h. des Lebens und des Gutes der Bürger, für jenes Interesse wie für ein eigenes einzutreten. Jedes Bündnis enthält eine eventuelle Verpflichtung zu einem künftigen Kriege. Selbstverständlich wird ein Staat eine solche Pflicht nur dann übernehmen, einen solchen Vertrag nur dann abschliessen, wenn er präsumiert, dass das Interesse des anderen Staates auch in Zukunft zum mindesten für so lange Zeit, als er sich durch den Vertrag bindet, sein eigenes sein werde. Aber schon durch die Befristung der Dauer eines solchen Vertrages drückt er aus, dass die Verhältnisse sich auch ändern können. Woher schöpft er nun die Gewissheit, dass sie innerhalb der Geltungsdauer des Vertrages sich nicht ändern werden? Kann er diese Gewissheit überhaupt haben? Wer die Geschichte nur einigermassen kennt, muss diese Frage offenbar verneinen. Kann nun ein Staat die Entscheidung über eine so wichtige Frage, wie die von Krieg und Frieden, aus seiner Hand geben und in die einer anderen Macht legen? Das täte er aber, wenn er von vornherein für den Fall Hilfe verspricht, dass diese Macht von einem oder von mehreren Dritten angegriffen werden sollte. Der Staat, der mit einem anderen ein, wenn auch nur defensives Bündnis schliesst, macht dadurch sein Schicksal von allen Sprüngen abhängig, die dessen Politik machen wird, übernimmt damit die Mithaftung für dessen Politik. Das widerstreitet aber seiner Souveränität. Krieg führen kann ein Staat nur wegen seiner unmittelbaren, wegen seiner ureigenen Interessen. Die Diplomatie, die doch sonst auf die Wahrung der Souveränität der Staaten so bedacht ist, hat dies nicht genügend gewürdigt. Um so mehr wird dies die Demokratie tun, wenn sie auch nur ein Minimum von Einfluss auf den Gang der auswärtigen Politik erlangt haben wird. Eine ihrer Hauptforderungen wird darauf gerichtet sein, dass Bündnisse *pro futuro* unverbindlich seien und deshalb überhaupt nicht abgeschlossen werden sollen.

Die Politik der Bündnisse stammt aus einer Zeit, in der die auswärtigen Angelegenheiten wesentlich im Interesse der Dynastien oder einiger sonst herrschender Familien geleitet wurden. „Familienpakte" waren mit Rück-

sicht auf die „intimes liaisons de parenté", wie der bourbonische Pakt von 1761 sagt, für jene Zeiten etwas Natürliches. Aber in dem Jahrhundert, in dem blutsverwandte Vettern gegeneinander den erbittertsten Krieg führen, in dem Völker in solchen Massen gegeneinander kämpfen, die selbst in den Zeiten der Völkerwanderung unbekannt waren, werden diese Massen für die Zukunft das Recht in Anspruch nehmen, dass nicht von vornherein, vielleicht Jahrzehnte im voraus, über eine Frage entschieden werde, an der sie die Nächstinteressierten und Meistbeteiligten sind, über die Frage, ob sie verpflichtet werden können, ihr Leben für Interessen eines fremden Staates einzusetzen, weil diese früher einmal jenen ihres Vaterlandes gleichwertig gehalten wurden. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, dass die Interessen des anderen Staates nicht wirklich unsere eigenen sein könnten. Das kann sehr wohl der Fall sein. Nur soll die Frage, ob dem tatsächlich so sei, nicht schon zum voraus bindend beantwortet werden, sondern erst nach der Konstellation jener Zeit, in der sie akut wird. Die Forderung, dass Bündnisse *pro futuro* nicht verpflichtend seien, wird nicht nur gegenüber geheimen Bündnissen, sondern auch gegenüber öffentlichen erhoben werden müssen, weil gerade diese mit Notwendigkeit zu Gegenbündnissen führen, die dann nur allzuleicht eine allgemeine Konflagration von der Art herbeiführen, wie wir sie eben durchleben.

Aber nicht nur für die Zukunft ergibt sich dieses Postulat. Auch für die Gegenwart gewinnen wir Erkenntnisse aus der vorangehenden Betrachtung. Erstens: Bündnisse sind nicht von jener besonderen „Heiligkeit", die die Diplomatie für sie beansprucht. Zweitens: aus der Tatsache, dass Bündnisverträge häufig nicht eingehalten werden, kann man gar nichts schliessen auf die Nichtexistenz der Pflicht, Verträge anderer Art zu halten, und auf die Nutzlosigkeit von Staatsverträgen im allgemeinen. Bündnisse leben und sterben nicht nach den allgemeinen Regeln des Vertragsrechtes. Die Zusammenstellung der „autres traités publics" mit den in den Vordergrund gerückten „traités d'alliance", wie sie sich bei Vattel und vielen ihm nachfolgenden älteren Völkerrechtslehrern findet, entspricht nicht mehr den heutigen Verhältnissen. Heute stehen die Verwaltungsverträge im weitesten Sinne des Wortes im Vordergrunde, jene Verträge, die den Volksinteressen, nicht den Regierungsinteressen gewidmet sind. Für diese Verträge gilt das Prinzip der Beständigkeit, wie auch die Volksinteressen im grossen und ganzen beständige sind. Für politische Verträge aber gilt das Prinzip der Unbeständigkeit, wie ja auch die Politik selbst einem ewigen Wechsel unterworfen ist, da sie sich nicht nur nach den eigenen Verhältnissen, sondern auch nach denen der anderen Staaten richten muss und nur „rebus eodem loco stantibus" eine gleiche bleiben kann.

Die Erwägung, ob sich die Umstände seit Abschluss eines Bündnisses nicht etwa wesentlich geändert haben, kommt nicht nur hinsichtlich der Frage nach dem *casus foederis* in Betracht, sondern auch hinsichtlich der Fortdauer der Bündnispflicht während des Krieges, hinsichtlich der Berechtigung zum Abschluss eines Sonderfriedens. Das Kriegsziel des einen der Bundesgenossen mag völlig erreicht sein, und es mag ihm scheinen, als ob auch sein Verbündeter erreicht hätte, wozu er berechtigterweise die Bundeshilfe verlangen kann; oder er mag sich über mangelnde Unterstützung von Seite seines Alliierten zu beklagen haben; oder seine militärischen oder ökonomischen Kräfte mögen erschöpft sein. Die Erfahrung zeigt, dass unter

solchen Verhältnissen Allianzen nicht Stand gehalten haben. So hat England seine Verbündeten im spanischen Erbfolgekriege 1713 und wieder im schlesischen Kriege 1745 verlassen und Separatfrieden geschlossen. Auch Friedrich II. trat im ersten schlesischen Kriege 1742 von der Allianz gegen Maria Theresia zurück und schloss den Sonderfrieden von Breslau, ebenso wie Kurfürst Max Josef von Bayern 1745 zu Füssen seinen Separatfrieden mit Österreich schloss, dem dann Ende desselben Jahres der den zweiten schlesischen Krieg beendigende österreichisch-preussische Separatfrieden zu Dresden folgte. Nach dem Tode der Zarin Elisabeth schloss Russland den Sonderfrieden von 1762. Von besonderer Bedeutung waren die Separatfrieden von Preussen und von Spanien mit dem französischen Konvent zu Basel 1795. Die Beispiele liessen sich ohne Schwierigkeiten vermehren. Über die Gebrechlichkeit der Allianzen hilft kein Vertrag hinweg, auch wenn er ausdrücklich den Abschluss eines Separatfriedens verbietet. Auch hier gilt insbesondere das „Ultra posse nemo tenetur" und über das „posse" entscheidet doch nur der betreffende Staat selbst.*)

Dass Bündnisse so gebrechlich sind, ist übrigens gewiss nicht zum Nachteile der Menschheit. Mancher Krieg unterblieb, weil der Verbündete den *casus foederis* nicht anerkennen wollte; mancher Krieg wurde verkürzt, weil einer der Alliierten vertragswidrig einen Sonderfrieden schloss. Mag auch sein Verbündeter ihm dafür gezürnt haben; die Menschheit und die Weltgeschichte verzeihen es ihm höchst bereitwillig. Je weniger man auf Bündnisse für den Kriegsfall zählen kann, desto besser ist der Friede gesichert. Mag man diese Erkenntnis immerhin Macchiavellismus nennen; sie entspringt der geschichtlichen Erfahrung und entspricht der politischen Ethik. Was von Bündnissen *pro futuro* überhaupt gilt, gilt natürlich auch von bedingten Bündnissen, als die sich die echten Garantie-Verträge darstellen, die Verträge, durch die sich ein Staat einem andern gegenüber verpflichtet, einen bestimmten Zustand dieses letzteren, erforderlichenfalls auch durch Waffengewalt, gegen Dritte zu schützen, die Garantie „de faire respecter". Auch in betreff eines solchen Vertrages kann nicht verkannt werden, dass die Pflicht eines Staates gegen sich selbst der Pflicht gegen andere vorgeht. Wie wenig die Staaten bereit sind, ihre Verpflichtungen aus solchen Garantieverträgen zu erfüllen, beweist die bekannte Kontroverse, ob im Falle einer Kollektivgarantie dieser Art jeder der Garanten für sich oder nur alle zusammen verpflichtet seien, so dass die Säumigkeit eines von ihnen alle ihrer Verpflichtung entbindet. Selbstverständlich enthält jede Garantie „de faire respecter" auch das Versprechen „de respecter" in sich; ja sie ist sogar die vollendetste Form eines solchen Versprechens. Wenn ich verspreche, mich für die Aufrechterhaltung eines bestimmten Zustandes mit allen meinen Kräften einzusetzen und diesen Zustand gegen andere zu verteidigen, so verspreche ich damit doch zugleich, mich selbst jeder Störung eben dieses Zustandes zu enthalten. Meistens wird auch ausdrücklich dem Versprechen „de faire respecter" jenes „de respecter" vorangestellt. Aber auch wenn dies nicht der Fall ist, versteht es sich von selbst. Dieses Versprechen verpflichtet aber im Gegensatz zu jenem nicht zu einer aktiven Tätigkeit, insbesondere nicht zum Kriege, sondern nur zu einer Unterlassung und zwar zur Unterlassung einer an und für sich völkerrechtswidrigen Handlung, der Einmischung in die Angelegenheiten eines

*) Weitere Ausführung „Friedenswarte" 1916, April, S. 103 ff.

andern durch Störung eines noch dazu ausdrücklich anerkannten Zustandes. Ein solches Versprechen ist daher allerdings gegenüber dem Promissar, der es angenommen hatte, dem gegenüber es also in Vertragsform zustande gekommen war, verbindlich. Eine solche Garantie ist ja kein Bündnis, enthält keine eventuelle Verpflichtung zum Kriege, widerstreitet nicht dem Prinzipe der Souveränität, gefährdet nicht den Weltfrieden und verfügt auch nicht über Leben und Gut der Staatsbürger. Isoliert kommt ein solcher Vertrag nur sehr selten vor; immer aber ist er, wie gesagt, ein integrierender Bestandteil jeder echten Garantie, der Garantie *de faire respecter*, und zwar ist er jener Bestandteil des Vertrages, der bindet, wenn auch der andere Bestandteil nicht bindet. Nur dann, wenn die sogenannte Garantie *de respecter* eine bloss einseitige, von dem „Garantierten" nicht angenommene Erklärung wäre, würde dem „Garanten" natürlich der Rücktritt von der einseitigen Erklärung, die Änderung seines Willens jederzeit freistehen. In Verbindung mit der Garantie *de faire respecter* kommt dies aber wohl kaum vor.

Ganz anders als Bündnisse *pro futuro* sind, wie bereits gesagt, solche zu beurteilen, die erst nach Ausbruch eines Krieges oder im Falle der Imminenz eines Krieges geschlossen werden. Solche Allianzen mögen unter Umständen für den Frieden sogar sehr vorteilhaft sein, weil sie einen Krieg vielleicht verhindern oder abkürzen. Wenn ein Staat einen andern überfällt oder unmittelbar daran ist, ihn zu überfallen, und nun andere sich an die Seite des Angegriffenen oder Bedrohten stellen, so mag dies ja den Angreifer veranlassen, sich zurückzuziehen.

Das Resultat dieser Erörterungen lässt sich dahin zusammenfassen, dass Verträge nicht verbindlich sind, durch die ein Staat sich einem andern gegenüber verpflichtet, aus einem Grunde, der zunächst diesen anderen Staat betrifft — für den Fall eines (mehr oder weniger bestimmt bezeichneten) künftigen Ereignisses in den Geschicken eben dieses Staates — einen Krieg zu führen, oder dass doch solchen Verträgen gegenüber zum allermindesten die *clausula rebus sic stantibus* angerufen werden kann.*)

Wird für diese Verträge der Grundsatz „Pacta sunt servanda" ausgeschaltet so kann dieser Grundsatz um so unverbrüchlicher hinsichtlich aller anderen internationalen Verträge aufrecht erhalten werden. Diese anderen Verträge, insbesondere die Verwaltungsverträge im weitesten Sinne des Wortes (mit Einschluss der Rechtshilfeverträge), die Verträge über die Anrufung schiedsgerichtlicher Entscheidungen und über die Ausführung von Schiedssprüchen oder über die Einholung von Gutachten gemischter Kommissionen und über die Berücksichtigung dieser Gutachten sind es, auf denen das Völkerrecht im Wesen beruht. Werden diese Verträge unverbrüchlich eingehalten so ist das Minimum dessen gegeben, was zur weiteren Entwicklung des Völkerrechts notwendig ist. Dieser Erkenntnis bedarf es, wenn die Tatsache der internationalen Kulturgemeinschaft, die alle Hassgesänge und aller böser Wille nicht aus der Welt schaffen können, wieder die zum Wohle der Menschheit notwendige rechtliche Gestaltung erhalten soll.

---

*) Nach dieser Richtung sind meine Ausführungen in dem Aufsatze „Vertragstreue im Völkerrecht?" in der „Österreich. Zeitschrift für öffentliches Recht" II (1915) einzuschränken und zu berichtigen. Erst nach Abschluss des Manuskriptes kam mir das Buch von **Manenti** zu: È da tener fede ai contratti nel diritto internazionale, Torino 1916, das jedoch mehr in das Gebiet der Politik als in das der Wissenschaft gehört.

Die Freiheit der Meere und die ‚Atlantic Conference'.

Von E. TROTT-HELGE.

Wenn auf der interparlamentarischen Handelskonferenz der Alliierten im Mai 1917 als wichtigstes Ergebnis ein zwischenstaatliches Abkommen über eine allgemeine Ordnung der Seetransporte zustande kam, so hat diese erste Verständigung über Schiffahrtsfragen allem Anscheine nach die Anregung für eine weitere gemeinsame Verfolgung von Schiffahrtsfragen gegeben. So wenigstens beurteilt man das Zustandekommen der „Atlantic Conference", das in den ersten Januartagen d. J. von Liverpool gemeldet wurde.

Es handelt sich um den Zusammenschluss der am nordatlantischen Handel beteiligten englischen und französischen Dampferlinien, zwecks Regelung ihres Reiseverkehrs und der damit zusammenhängenden Fragen. Insbesondere geht das Übereinkommen darauf hinaus, den Reisendentransport einheitlich zu betreiben. Damit lebt also der bei Kriegsausbruch aufgelöste internationale Schiffahrtspool wieder auf, wenn auch in wesentlich engerem Umfange; denn der neue atlantische umfasst zunächst nur mehrere englische und eine französische Schiffahrtsgesellschaft, während jener deutsche, französische, englische und amerikanische Linien als führende umfasste und noch andere Nationen direkt oder indirekt beteiligte.

Zunächst einige Einzelheiten: Der neue Pool trägt den Namen „Atlantic Conference" und ist in ähnlicher Form organisiert worden, wie seine grossen Vorgänger. Auch ihm obliegt in erster Linie die Vereinheitlichung der Passagierbeförderung und damit zusammenhängender Geschäfte. Es ist indessen vorgesehen, dass feindliche Dampfschiffahrtsgesellschaften von dem neuen Trust ausgeschlossen sind. Zunächst gehören ihm nur folgende Linien an: Die *Cunard*, *White Star*, *Allan*, *Canadian Pacific*, *Anchor-Donaldson*, *Dominion*, *American Line* und als einzige französische die *Compagnie Générale Transatlantique*. Mit Italien und Amerika will man zusammenarbeiten, so weit deren Linien am Schiffahrtsverkehr im nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans interessiert sind. Die Zusammenarbeit würde demnach etwa auf ein Kartellverhältnis hinauslaufen. Der Sekretär des Pools ist bereits ernannt, ebenso steht der Sitz fest. Paris ist dafür in Aussicht genommen.

In englischen Kreisen wird der Zusammenschluss als eine zunächst provisorische Massnahme bezeichnet. Es fehlt trotzdem nicht an Beurteilern, die ziemlich skeptisch sind. Stimmen werden laut, die behaupten, der Pool könne überhaupt keine Lebensfähigkeit gewinnen, solange der Kriegszustand bestehe, denn alles käme auf die Art des Friedens an, den man abschliessen werde. Andere halten den Tauchbootkrieg und seine Wirkungen für stark hemmende Einflüsse. Man behauptet, eine Vereinheitlichung der Personenbeförderung und Tarife sei unter den obwaltenden Verhältnissen völlig ausgeschlossen, weil die Gefahren doch vollkommen unberechenbar seien und die Passagierraten sich nach den strategischen Verhältnissen richten müssen.

Beispielsweise sei es durchaus anders zu beurteilen, ob man von Southampton, Liverpool, von Havre oder Bordeaux aus die Reise über den Atlantic antrete, weil sich die deutschen Tauchboote nach Zeit und Ort verschieden auf bestimmte Gewässer stärker oder schwächer konzentrieren, je nachdem sie über wertvolle Transporte und Geleitzüge unterrichtet werden. Es wird ferner von vornherein als ein grosser Fehler bezeichnet, dass man bei der Gründung des atlantischen Schiffahrtspools die holländischen und skandinavischen Linien einstweilen zum Beitritt nicht aufgefordert habe. Man tadelt das um so schärfer, als die Schiffahrt dieser neutralen Länder einen gewaltigen Aufschwung genommen hat, vor allem die Passagierbeförderung einen breiten Raum einnimmt. Man hätte an ihnen nicht vorübergehen dürfen, mindestens ebenso wie mit den amerikanischen und italienischen Schiffahrtsgesellschaften ein Kartellverhältnis anstreben müssen. Wie die Dinge dagegen jetzt liegen, sei der Pool eine Gründung ,die auf den Weltverkehr nur geringen Einfluss auszuüben vermöge, trotzdem ihm die führenden britischen Schiffahrtsgesellschaften angehören. Ganz vereinzelt äussert man sogar, dass der Ausschluss der feindlichen Schifffahrtsgesellschaften, der *Hapag,* des *Norddeutschen Lloyd,* der *Austro-Americana* usw. heute zwar sich geradezu von selbst verstände, aber dennoch könne man nicht damit rechnen, dauernd auf diesem Standpunkte zu verharren. Solche Äusserungen stammen aus den Kreisen jener, die sich der Vorteile des internationalen Schiffahrtspools von einst erinnern, die vielleicht an der alten Jenenser atlantischen Konferenz teilhatten und in deren Ohren noch die Verhandlungen während der gemeinsamen Sitzungen in London, Berlin, Köln und Paris wiederklingen. Die sich daran erinnern, welche ernste Arbeit man geleistet hatte, wie man sich zusammenfand, beriet und verständigte und wie jene internationalen Übereinkommen bezüglich der Personenbeförderung und der Frachtraten doch eigentlich für alle Teile zum Guten ausgeschlagen waren — ihnen kann dieser Torso eines internationalen Pools, den man jetzt an die Stelle des gestürzten auf dessen Piedestal gestellt hat, gar nicht gefallen. Diese weitblickenden Geister sehen voraus, dass es dermaleinst wieder zu einem Übereinkommen der wettbewerbenden Handelsflaggen auf den Weltmeeren kommen muss. Sie verweisen auch auf die eine der Hauptforderungen für den Frieden, die Freiheit der Meere, und erklären, dass es kurzerhand ausgeschlossen sei, irgendeiner Nation diese Freiheit vorzuenthalten oder auch nur zu beschränken. Demgegenüber stehen zwar Äusserungen der am Pool beteiligten Schiffahrtsgesellschaften, die betonen, sie müssen schon jetzt in jeder Beziehung für den Friedensschluss gerüstet sein, um den Alliierten das Geschäft zu erhalten und die Kontrolle über den nordatlantischen Passagierverkehr ausüben zu können. Sie erinnern daran, was sie in der Vergangenheit von den Deutschen zu leiden hatten, wie sie zum Schaden der anderen Linien gearbeitet haben, trotzdem sie mit ihnen durch das Abkommen der Pools verbunden waren.

Aber dennoch müssen auch sie zugeben, dass es nicht von ihnen, den Schiffahrtsgesellschaften, abhängen werde, diese Kontrolle auch wirklich ausüben und ihre Ziele durchsetzen zu können. Weil eben alles auf die Politik der britischen Regierung und den Friedensschluss ankommt. Und da auch sie heute kaum mehr in der Überzeugung leben können, dass es dermaleinst möglich sein werde, die deutschen Ozeandampfer aus den Häfen von Plymouth und Southampton auszuschliessen, so werden sie nach kürzerer oder längerer

Frist damit rechnen müssen, wieder eine Interessengemeinschaft mit diesen Mitbewerbern auf den Weltmeeren einzugehen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat in völliger Deutlichkeit darauf hingewiesen, dass Handelskrieg und wirtschaftliche Beschränkungen beim Friedensschlusse ausgeschaltet werden müssen. Die Freiheit der Meere stellt schon heute einen jener Punkte dar, über die sich nahezu alle Kriegführenden einig sind. Und darum tun die Leiter der britischen Schiffahrtsgesellschaften wohl daran, wenn sie selbst die Bestimmungen und Statuten des neuerrichteten Pols als provisorisch bezeichnen und mit der Möglichkeit einer künftigen Erweiterung und Ausdehnung rechnen.

Es besteht dort, wo man Verständnis für das Wesen der Weltwirtschaft und ihres Zweiges Weltverkehr besitzt, nirgendwo Zweifel darüber, dass die Ausschaltung einzelner Glieder der grossen Völkergemeinschaft eine Unmöglichkeit ist, dass ein solches Vorgehen auf die übrigen schädigend zurückwirken muss. Und darum kann auch die jetzt errichtete „Atlantic Conference" nur unter diesem Gesichtswinkel beurteilt werden. Es mag sein, dass sich ihre Gründung in England zurzeit als notwendig ergeben hat, vielleicht weil die Konkurrenz der einzelnen Schiffahrtsgesellschaften untereinander ein schwerer Übelstand war. Es mag ferner sein, dass man wirklich und ehrlich die Überzeugung hegte, damit die Übergangswirtschaft fördern zu können. Und von diesen Gesichtspunkten aus kann man demnach die Gründung in gewisser Beziehung willkommen heissen. Natürlich nur unter der Voraussetzung, dass ihre Leiter Grösse und Weitblick genug besitzen, um, wenn der Frieden kommt, die Schranken zu durchbrechen und den völkerversöhnenden, weltwirtschaftlich notwendigen Schritt zu wagen, um wieder Anschluss an die Gesellschaften der heute noch feindlichen Länder zu nehmen. Geschieht das, dann ist es gut und nützlich, wenn bereits ein Stammunternehmen besteht, das mit den Verbündeten im Kriege durch das Kartell Fühlung hat, und das den Kern darstellt, um den sich die anderen, jetzt noch gegnerischen später einmal gruppieren können.



Expansion.

'nen Platz an der Sonne erlangen?
Nicht leicht.
Denn wenn er erreicht,
ist sie untergegangen.

Karl Kraus „Die Schaubühne" 17. Januar 1918.

Die Friedensfrage.

Von Prof. Dr. GERHARD BUDDE (Hannover).

Nicht lange mehr, dann sind es vier Jahre, dass der gegenwärtige Krieg die Welt in Flammen hüllt. Unendliche Opfer an Menschenleben hat er gefordert, unheilbare seelische Wunden hat er geschlagen. Dazu kommen die immer grösser werdenden wirtschaftlichen Nöte mit allen ihren Folgeerscheinungen für die körperliche und auch für die sittliche Gesundheit der Völker. Was Wunder, dass sich da bei allen Völkern eine starke Friedenssehnsucht bemerkbar macht, und dass sich überall der Gedanke in den Vordergrund drängt, ob es denn nicht möglich ist, diesem entsetzlichen Ringen ein baldiges Ende zu bereiten.

Leider entspricht die gegenwärtige internationale Lage noch wenig dieser berechtigten Friedenssehnsucht der Völker. Militärisch stehen die Mittelmächte augenblicklich günstiger da, denn je; aber trotzdem ist nicht anzunehmen, dass sie in absehbarer Zeit über die ihnen feindliche Koalition eine solche unbedingte Übermacht gewinnen werden, dass sie dieser ohne weiteres den Frieden diktieren könnten, einerlei, welche Bedingungen sie stellen würden. Wenn diese Annahme richtig ist, dann könnten masslose Annexionspläne von seiten der militärisch im Vorteil sich befindenden Mittelmächte nicht als friedenfördernd angesehen werden. Wie weit aber auch die Regierungen dieser Mächte von solchen Plänen entfernt sind, haben noch in letzter Zeit wieder die Reden Hertlings und Czernins bewiesen. Sie zeigen ein Entgegenkommen, das eine Grundlage für den Weltfrieden abgeben könnte, wenn die massgebenden Vertreter der Entente auf utopische Kriegsziele verzichten wollten. Wenn diese von Deutschland, das mit seinen Verbündeten Erfolge errungen hat, die seine und deren militärische Überlegenheit vor aller Welt bewiesen haben, verlangen, dass es, trotzdem es siegreich dasteht, nicht bloss darauf verzichtet, dass die Integrität seines Gebietes bewahrt bleibt, sondern dass es sogar seine Kolonien aufgeben und Elsass-Lothringen wieder an Frankreich abtreten soll, dann ist eine Verständigung unmöglich. Ein solches Ansinnen weist das ganze deutsche Volk mit Recht entrüstet zurück. Dabei handelt es sich um Fragen, die für Deutschland überhaupt nicht diskutabel sein können. Von Abtretungen, von „Desannexionen" kann keine Rede sein. Aber andererseits kann und muss Deutschland im Interesse des Weltfriedens auf Eroberungen verzichten. Solcher Eroberungen bedarf es nicht; sie würden ihm im Gegenteil schädlich werden, denn sie würden es einerseits vor die schwere und wohl unlösbare Aufgabe stellen, die neu erworbenen Gebiete äusserlich und innerlich dem Deutschtum anzugliedern, und sie würden andererseits fortgesetzt die Revanchelust der Völker erwecken, die sie verloren haben, und würden so Reibungsflächen für neue Kriege abgeben. Was jedoch Deutschland und seine Verbündeten fordern können und müssen, das ist, dass ihr Gebiet unangetastet bleibt und in Zukunft gegen Überfälle von seiten von langer Hand vorbereiteter feindlicher Mächtegruppierungen geschützt ist. Welche Grenzsicherungen dafür erforderlich sind, müssen die militärischen Autoritäten entscheiden. „Was am Anfang des ersten Kriegsjahres stand, dass uns nicht Eroberungslust treibt, das gilt auch heute noch. Die Integrität des Gebietes gilt in erster Linie für uns, denen draussen die

Schutzgebiete geraubt worden sind, und denen ein verbohrter Eigensinn sogar ein Stück aus dem Reichskörper herausschneiden will." Auf diesen Standpunkt muss sich jeder Deutsche stellen, der ein Herz für die Ehre seines Landes hat. Solange die Entente diesen Standpunkt nicht anerkennt, kann von einer Verständigung keine Rede sein.

Über diese Forderung hinauszugehen und noch besondere Gebietserweiterungen im Osten und Westen zu verlangen, die für die Grenzsicherung nicht unbedingt erforderlich sind, scheint uns dagegen im Interesse des Weltfriedens nicht richtig zu sein. Auch die Mittelmächte werden, wozu ja auch ihre Regierungen, die man nicht für die Bestrebungen extremer Annexionisten verantwortlich machen kann, immer wieder Bereitwilligkeit zeigen, Zugeständnisse machen müssen, wenn die Welt bald wieder sich des Friedens erfreuen soll. Nur ein Verständigungsfriede wird den Weltbrand löschen können.

Ihn sollten alle Völker zu erreichen versuchen, damit verhütet wird, dass die Wunden, die dieser furchtbare Krieg ihnen schlägt, nicht unheilbar werden, und dass nicht die ganze europäische Kultur in Trümmer sinkt. Welch eine Fülle von zukunftsreicher Intelligenz ist nicht jetzt schon allen kriegsführenden Völkern entrissen, und welche Möglichkeiten des kulturellen Fortschritts sind damit abgeschnitten worden! Und je länger der Krieg dauert, desto mehr wird dieser Fortschritt gehemmt werden. Dazu kommen die immer mehr wachsenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die weniger an sich als in ihren Folgen verderblich wirken; verderblich auf die Volksgesundheit, die unter ihrem Druck immer mehr leidet, der einen gesunden Nachwuchs in Frage stellt, auf dem doch die Zukunft der Völker beruht, verderblich aber auch auf die Moral der Völker, bei denen sich, wo sich immer mehr alle Gedanken infolge der wirtschaftlichen Not fast nur noch auf die physische Selbsterhaltung richten, die sittlichen Begriffe immer mehr verwirren und eine moralische Anarchie immer drohender um sich greift.

Wenn Annexionisten davon reden, dass man sich für die Zukunft sichern müsse, so sollten sie dabei nicht vergessen, dass die Sicherung für die Zukunft nicht sowohl durch Gebietserweiterungen als vielmehr in erster Linie durch Garantien für die leibliche und sittliche Gesundheit des Volkes herbeigeführt werden können. Diese schwinden aber immer mehr, je länger der Krieg dauert, und deshalb müssen von jedem, der es mit seinem Volke gut meint, Wege gesucht werden, auf denen eine Beendigung des Krieges erreicht werden kann.

Ich habe den Eindruck, dass die Regierungen der Mittelmächte sich der Gefahren, die eine weitere Verlängerung des Krieges mit sich bringen würde, voll bewusst sind, und dass sie deshalb trotz schnöder Abweisungen immer von neuem Versuche zu einer Verständigung machen. Dass sie dabei über gewisse Grenzen nicht hinausgehen können, habe ich schon erwähnt. Ohne ein entsprechendes Entgegenkommen von seiten der Entente werden ihre Versuche vergeblich bleiben. Erfolgt dies nicht, dann muss und wird das Blutvergiessen weitergehen und Europa in einen Trümmerhaufen verwandelt werden. Die Leute, die dies verantworten zu können glauben, sind nicht zu beneiden. Aber ihre Zahl wird unter dem Zwang der immer schwieriger werdenden Verhältnisse, wie wir glauben und hoffen, immer geringer und dann ein Boden gewonnen werden für einen Verständigungsfrieden, nach dem die Völker seufzen und der Europa not tut.

Der Krieg.

Hungersnot, Peſtilenz und Krieg ſind die drei rühmlichſten Beſtandteile dieſer niedern Welt.

Zum Begriff Hungersnot gehören alle üblen Nahrungsmittel, zu denen der Mangel uns Zuflucht nehmen heißt, um unſer Leben, indem wir es zu erhalten hoffen, abzukürzen.

Unter Peſtilenz ſind alle anſteckenden Krankheiten zu verſtehen, deren es zwei- bis dreitauſend gibt.

Dieſe beiden Geſchenke kommen uns von der Vorſehung. Den Krieg aber, der alle dieſe Gaben vereinigt, verdanken wir der Einbildungskraft von drei- bis vierhundert Perſonen, die unter dem Namen von Prinzen und Miniſtern über die Erdoberfläche verteilt ſind. Und das iſt vielleicht der Grund, aus welchem dieſe Perſonen in ſo vielen Widmungsſchreiben die lebendigen Ebenbilder der Gottheit genannt werden.

Daß der Krieg ſtets Peſtilenz und Hungersnot nach ſich zu ſchleppen pflegt, wird ſelbſt ſein entſchiedenſter Lobredner zugeben müſſen, wenn er auch nur von ferne die Lazarette der deutſchen Armeen geſehen hat, oder wenn er durch irgend ein Dorf gekommen iſt, das der Schauplatz großer Kriegstaten war.

Es iſt zweifellos eine auserleſene Kunſt, welche, wie dieſe, die Länder verwüſtet, die Wohnſtätten vernichtet und von hunderttauſend Männern jährlich im Durchſchnitt vierzigtauſend zugrunde gehen läßt.

Dieſe Erfindung wurde zuerſt von Nationen, die ſich zu ihrem Gemeinwohl vereinigt hatten, kultiviert. Die Volksvertretung der Griechen kündete, zum Beiſpiel, den Phrygiern und ihren Nachbarn an, daß ſie mit einer Flotte von tauſend Fiſcherbarken auslaufen würden, um dieſe Nationen, wenn immer möglich, auszurotten. Das vereinigte Volk der Römer hielt es für nützlich, noch vor der Ernte die Vejer und Volsker zu überfallen. Und als einige Jahre ſpäter alle Römer über alle Karthager wütend waren, führten dieſe beiden Völker lange Jahre hindurch zu Waſſer und zu Lande Krieg miteinander.

Dem iſt heute nicht mehr ſo.

Ein Genealogiſt beweiſt einem Prinzen, daß er in gerader Linie von einem Grafen abſtamme, deſſen Vorfahren vor drei- bis vierhundert Jahren mit einem Hauſe, das aus dem Gedächtnis der Menſchen entſchwunden iſt, einen Familienvertrag abgeſchloſſen hatten; dieſes Haus habe entfernte Anſprüche auf eine Provinz, deren letzter Beſitzer eben am Schlagfluß geſtorben ſei. Der Prinz kommt mit ſeinen Beratern alſo ohne Schwierigkeit zum Schluß, daß dieſe Provinz nach göttlichem Rechte *ihm* gehöre. Die Provinz, die ſich einige hundert Meilen entfernt befindet, mag proteſtieren, ſo viel ſie will, und entgegenhalten, daß ſie den Prinzen gar nicht kenne, daß ſie keinerlei Luſt verſpüre, von ihm regiert zu werden, und daß man, um Menſchen Geſetze zu geben, wenigſtens ihr Einverſtändnis eingeholt haben müſſe: – dieſe Argumente erreichen nicht

einmal das Ohr des Prinzen, ſein Recht bleibt unanfechtbar. Er findet unverzüglich eine große Anzahl von Männern, die nichts zu tun und nichts zu verlieren haben. Er kleidet ſie in grobes blaues Tuch, zu hundert Zehn-Sous-Stücken die Elle, ſchmückt ihre Mützen mit dicken weißen Schnüren, lehrt ſie rechtsum- und linksumkehrt machen und marſchiert mit ihnen der Unſterblichkeit entgegen.

Die übrigen Prinzen hören von diesem Unternehmen, beteiligen ſich an ihm nach dem Maße ihrer Kräfte und überziehen das Land mit einer größeren Anzahl von Berufsmördern, als Dſchingiskhan, Tamerlan und Bajazet ſie in ihrem Gefolge hatten.

Recht entfernte Völkerſchaften erfahren, daß es zum Losſchlagen kommt und daß es für jeden, der mitmachen will, fünf bis ſechs Sous täglich zu verdienen gibt. Wie Feldarbeiter teilen ſie ſich in zwei Haufen und verdingen ſich dem Meiſtbietenden.

Dieſe Maſſen ereifern ſich gegeneinander, nicht nur ohne das geringſte Intereſſe am Vorgang zu haben, ſondern auch ohne überhaupt zu wiſſen, worum es ſich handelt. Es gibt oft gleichzeitig fünf bis ſechs kriegführende Mächte; bald drei gegen drei; bald zwei gegen vier, bald eine gegen fünf. Sie verabſcheuen ſich gegenſeitig alle im gleichen Maße, verbünden ſich und greifen einander der Reihe nach an, nur darin einig, ſo viel Unheil als irgend möglich anzurichten.

Das Wunderbare an einem ſolchen infernaliſchen Unternehmen iſt, daß jeder Mörderhauptmann ſeine Fahnen ſegnen läßt und feierlich die Hilfe Gottes anruft, bevor er auszieht, um ſeinen Nächſten umzubringen. Wenn ein Heerführer das karge Glück hatte, nur zwei- bis dreitauſend Mann abzuſchlachten, ſo dankt er Gott dafür mitnichten. Wenn es ihm aber vergönnt war, zehntauſende mit Feuer und Eiſen zu vertilgen und überdies, damit die göttliche Gnade ihren Gipfel erreiche, eine Stadt dem Erdboden gleichzumachen, ſo läßt er einen vierſtimmigen, ziemlich langwierigen Geſang anſtimmen, in einer Sprache, die keiner der Mitkämpfer verſteht und die außerdem noch mit Barbarismen geſpickt iſt. Dasſelbe Lied wird bei Hochzeiten und Kindstaufen in gleicher Weiſe wie für die Totſchläger erhoben: und das iſt bei einem Volke, das ſeiner neuen Lieder wegen berühmt iſt, am wenigſten verzeihlich.

Man ſtellt überall eine gewiße Sorte von Harangueuren an, um dieſe mörderiſchen Tage zu feiern. Die einen ſind mit einem langen ſchwarzen Talar bekleidet, über dem ein kurzes Mäntelchen hängt; die andern ziehen ein Hemd über ihren Rock; einige tragen auch noch einen Überwurf aus farbigem Stoff über ihrem Hemd. Alle ſprechen ſehr lange. Sie berufen ſich auf das, was ehemals in Paläſtina gelegentlich irgend einer Schlacht vor ſich gegangen war,

In der übrigen Zeit des Jahres deklamieren dieſe Leute gegen das Laſter. Sie beweiſen in drei Punkten durch Antitheſen, daß diejenigen Damen, die ihre friſchen Wangen leicht mit ein wenig Karmin verſchönern, das ewige Objekt einer ewigen Rache des Ewigen ſein werden; daß „Polyeuktes“ und „Athalia“ Werke des Teufels ſind; daß ein Mann, der ſich an einem Faſtentag für zweihundert Taler Fiſche auftragen läßt, unausbleiblich ſein Heil erringt und daß ein Armer, der am gleichen Tage für zwei und einen halben Sou Hammelfleiſch verzehrt, unwiderruflich zu allen Teufeln geht.

Unter den fünf- bis ſechstauſend Deklamationen dieſer Gattung finden ſich

höchſtens drei oder vier, von einem gewiſſen Gallier, namens Maſſillon verfaßte, die ein anſtändiger Menſch ohne Ekel leſen kann. Aber in keinem einzigen dieſer Produkte wagt es der Redner, ſich gegen den Krieg aufzulehnen, der alle Plagen und Verbrechen in ſich ſchließt. Die unglücklichen Bußredner predigen ohne Unterlaß gegen die Liebe, die der einzige Troſt des Menſchengeſchlechts und das einzige Mittel zu ſeiner Wiederherſtellung iſt; aber ſie ſchweigen von den verabſcheuungswürdigen Anſtrengungen, die auf ſeine Vernichtung ausgehen.

O Bourdaloue, Du haſt einen höchſt übeln Sermon gegen die Unkeuſchheit verfaßt, aber keinen gegen dieſes vielgeſtaltige Morden, gegen dieſes Räuberweſen, gegen dieſe allgemeine Tollwut, die die Welt verwüſtet. Die vereinigten Laſter aller Zeitalter und Länder werden niemals ſo viel Leiden hervorrufen, wie ein einziger Feldzug.

Erbärmlicher Seelenarzt, Du ſchreiſt fünfviertel Stunden lang über Nadelſtiche und ſchweigſt dich über die Krankheit aus, die uns in tauſend Stücke zerreißt! Moralphiloſophen, verbrennt Eure Schriften! Solange die Laune einiger weniger Menſchen dazu führt, daß tauſende unſerer Brüder ſich auf geſetzliche Weiſe abwürgen, gehört der dem Heldentum geweihte Teil des Menſchengeſchlechts zum verabſcheuungswürdigſten in der geſamten Natur.

Was geht mich Menſchlichkeit, Güte, Beſcheidenheit, Abſtinenz, Milde, Weisheit und Barmherzigkeit an, wenn ein halbes Pfund Blei, aus einer Entfernung von ſechshundert Schritt auf mich abgeſchoſſen, meinen Körper zerreißt; wenn ich mit zwanzig Jahren an den entſetzlichſten Qualen ſterbe zwiſchen fünf- oder ſechstauſend anderer Sterbender; wenn meine Augen, die ſich zum letzten Male öffnen, die Stadt, in der ich geboren, von Feuer und Eiſen vernichtet ſehen; wenn der letzte Laut, der meine Ohren erreicht, die Schreie der Kinder und Frauen ſind, die unter Trümmern ihr Leben laſſen. Und das alles wegen der angeblichen Intereſſen eines Mannes, den wir nicht kennen!

Das Schlimmſte von allem iſt, daß der Krieg ein unausbleibliches Übel ſcheint. Wenn man genau hinſieht, ſo haben alle Völker den Mars angebetet. Der Zebaoth der Juden iſt der Herr der Heerſcharen. Aber die Minerva des Homer nennt Mars einen wütenden, wahnſinnigen, hölliſchen Gott.

(Voltaire, Dictionnaire philoſophique.
Überſetzt von Bruno Goetz).



Der Teufel selbst beruft sich stets auf einen Rechtsgrund. Und jeder hält den seinigen für den stärksten.

Madách, Die Tragödie des Menschen.

Briefe aus Holland.

III.

Infolge der Verfassungsrevision, von welcher in meinem letzten Briefe (25. Oktober 1917) die Rede war, sind im Kreise der Pazifisten wichtige Probleme zur Diskussion gestellt worden, Probleme, welche auch ausserhalb ihres Kreises Interesse erregen könnten. Alle die kleineren Gruppen, welchen ein bestimmtes Ideal besonders wichtig ist, z. B. das des Antialkoholismus oder des Feminismus oder Abolitionismus, können von unseren Argumenten mit Nutzen Kenntnis nehmen. Es ist nämlich durch die letzte Verfassungsrevision die Wählerzahl vermehrt, den Wählern die Wahlpflicht auferlegt und der Proporz eingeführt worden. Alles das gibt den Pazifisten neue Chancen, ihre Ideale auch parlamentarisch vertreten zu sehen. Aber wie sollen sie diese Chancen ausnützen? Das ist die grosse Frage, die jetzt mit Eifer diskutiert wird.

Sollen die Pazifisten besondere Kandidaten aus ihrer Mitte aufstellen? Aber diese müssten doch im übrigen ihre persönliche Parteistellung haben, und die Gegner ihrer politischen Partei würden den Sieg der Pazifisten als Niederlage ihrer Partei empfinden. Schon wehrt sich der Chef der antirevolutionären Partei, Herr de Kuyper, gegen eine solche Verquickung der Friedensfrage mit der Politik. Ferner: Wie soll sich der Pazifist zum Kriegsbudget stellen? Es gibt „integrale" Pazifisten, die auf dem Standpunkt stehen: „Für den Krieg nicht einen Mann, nicht einen Sou." Aber es gibt auch andere, welche der Meinung sind, dass in der jetzigen gefahrdrohenden Lage Europas unser Land gar nicht stark genug zur Verteidigung gerüstet sein könne. Und wie soll sich der pazifistische Abgeordnete den Fragen gegenüber verhalten, die mit dem Pazifismus nichts zu tun haben? Will er über den Parteien stehen, so muss er sich der Abstimmung über solche Gegenstände enthalten; aber welche Rolle wird er dann im Parlamente spielen? Stimmt er aber mit einer Partei, so wird die Gegenpartei bei nächster Gelegenheit auch gegen ihn, d. h. gegen den Pazifismus stimmen.

Diese Frage der künftigen Taktik wurde bei der Generalversammlung des Vereins „La Paix par le Droit" zu Utrecht (3. November 1917) in ihrem vollen Umfange aufgerollt. Man hat zwei Vorschläge vorgebracht. Der erste ging dahin, man solle nach Aufstellung der Kandidatenlisten an alle Wähler Rundschreiben versenden mit Empfehlung der dem Pazifismus freundlich gesinnten Kandidaten. Der zweite lautete, man möge die Parteien selbst zur Aufnahme pazifistischer Kandidaten in ihre Listen bestimmen. Die Schwierigkeiten liegen auf der Hand. Es dürfte namentlich schwer sein, in einem kleinen Lande wie Holland eine genügende Anzahl überzeugter Pazifisten unter den politisch fähigen Kandidaten aufzutreiben. Man könnte auch daran denken, pazifistische Leitsätze in die Parteiprogramme aufzunehmen. Aber vor dem Kriege war es überhaupt nicht üblich, in den Parteiprogrammen über die auswärtige Politik zu sprechen. Das wird jetzt anders werden. Die Sozialdemokraten waren von jeher Anhänger der Abrüstung und des Schiedsgerichtes; bei der letzten Revision ihres Programms hat Troelstra auch die Demokratisierung der auswärtigen Politik hineingenommen. Die christlichen Sozialisten wollen sogar für den künftigen Völkerbund einstehen und die antirevolutionäre Partei hat die Ausdehnung der internationalen Organisation und die Befestigung der internationalen Rechtsordnung als Programmpunkt zugelassen. Alle anderen Parteien schweigen über diese wichtigen Punkte, selbst die „Liberale Union", anderen Spitze so viele Jahre hindurch ein warmer Fürsprecher des Pazifismus wie Goeman Borgesius gestanden war. Nach

dieser Methode könnte man zwar nicht auf überzeugte Vertreter der pazifistischen Ideen im Parlamente rechnen, wohl aber darauf, dass wenigstens die bisherige hartnäckige Opposition gegen die Anregungen der Pazifisten gelähmt werde.

Ein anderes Mittel, die günstige Lage für den Pazifismus nutzbar zu machen, würde sein, dass die pazifistischen Wähler die Kandidaten verpflichten, für den nun schon zweimal abgelehnten Antrag des verdienstvollen Präsidenten des Anti-Oorlog-Raad, Herrn H. C. Dresselhuys, zu stimmen. Ist es nicht sonderbar, dass Holland, der Sitz des Haager Schiedsgerichtshofes und durch Hugo Grotius das Ursprungsland des ganzen Völkerrechtes, sich bisher geweigert hat, zu den Kosten des internationalen pazifistischen Bureaus von Bern seinen Beitrag zu leisten, wie es die Schweiz schon seit 1894 und die sämtlichen skandinavischen Reiche tun? Dahin geht der Antrag Dresselhuys. Schon 1913 beantragte er anlässlich der Säkularfeier für die Unabhängigkeit der Niederlande und der gleichzeitigen Eröffnung des Friedenspalastes eine Subvention für den damaligen Friedenskongress. Sie wurde abgelehnt, nachdem der Minister der auswärtigen Angelegenheiten de Marées van Swinderen durch eine übertreibende Darstellung der Genfer Vorgänge von 1912 in der Versammlung eine ebenfalls übertriebene Vorstellung von der Verantwortung Hollands für die etwaigen rednerischen Exzesse eines subventionierten Kongresses erweckt hatte. Aber Dresselhuys lässt nicht nach und benutzte die heurige Budgetdebatte zur Erweiterung seiner Anregung auf eine grundsätzliche Unterstützung des Pazifismus, indem er den Vorschlag des unvergesslichen William Stead auf Einrichtung eines Friedensministeriums, parallel zum Kriegsministerium als sein Endziel bezeichnete. Zwar gelang es dem Minister Loudon, in einer schwach besuchten Sitzung den Antrag zu Falle zu bringen, aber die Begründung war diesmal schon eine viel liebenswürdigere. Es würde nämlich nach Ansicht des Ministers die Schönheit dieser idealen Bewegung beeinträchtigen, wenn sie durch Staatszwang gefördert würde, statt wie bisher durch die sehr erfreuliche Beteiligung Privater, dank welcher z. B. der Anti-Oorlog-Raad seine Sitzungen in so prächtigen Räumen halten konnte. Tatsächlich bestätigt die steigende Munifizenz des Publikums für pazifistische Zwecke die wachsende Beliebtheit des Pazifismus, dessen Hauptgedanke der internationalen Rechtsordnung heute nicht mehr als die Marotte einflussloser Utopisten, sondern als sehr ernstes staatsmännisches Programm aller Mächte gilt. Es wäre daher auch ein Leichtes, während der nächstenWahlen von den meisten Kandidaten eine Zusage zugunsten der öffentlichen Förderung des Pazifismus zu erhalten.

H. van der Mandere.



Der Vorteil übt eine geheime Macht über unser Urteil aus; was ihm gemäss ist, erscheint uns alsbald billig, gerecht, vernünftig; was ihm zuwiderläuft, stellt sich uns, im vollen Ernst, als ungerecht und abscheulich, oder zweckwidrig und absurd dar. Daher so viele Vorurteile des Standes, des Gewerbes, der Nation, der Sekte, der Religion.

A. Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung.

Die Sprache als Kampfmittel.*)

Von Dr. L. SPITZER.

II. Die begriffsverwirrende Funktion der Sprache.

Die Worte! Diese Worte! Im Namen der Nächstenliebe hat man Scheiterhaufen angezündet, im Namen der Brüderlichkeit Menschen aufs Schaffot gebracht. In dem grossen Drama des Weltgeschehens ist das dargestellte Stück nur zu oft das Gegenteil von dem, was der Theaterzettel verspricht.

Aus dem Tagebuch der Brüder Goncourt 1860.

In seinem Meisterwerkchen — so muss man es wohl nennen — „Die Bedeutung des Wortes" sagt Karl Otto Erdmann: „Niemand leugnet in abstrakto, dass Wörter vieldeutig und ohne klare Grenzen sind, aber keiner beachtet die Tragweite und die Folgen dieser Erscheinung. Allenthalben werden erbitterte Kämpfe geführt, die durch Erledigung einiger terminologischer Vorfragen sich ohne weiteres als gegenstandslos enthüllen würden. Diese Streitenden gleichen Naturforschern, die sich immer wieder wundern, dass ihre Beobachtungen nicht zusammenstimmen wollen, die aber nie auf den Gedanken kommen, die benutzten Mikroskope und Messinstrumente auf ihre Fehlerquellen hin zu prüfen", und er weist nach, dass jedes Wort der Sprache im Gebrauch aller Sprechenden und in den verschiedenen Verwendungen einen „Kern des Wortumfanges" gemeinsam haben, während ein „Grenzgebiet" unklar bleibt. Im Worte Deutscher besteht der Kern aus den vereinten drei Merkmalen der Staatsbürgerschaft, der Abstammung, der Muttersprache — trifft aber nur eines dieser Merkmale zu, so geraten wir ins unklare Grenzgebiet des Wortes: ein Deutschsprachiger braucht z. B. kein Mann deutscher Abstammung zu sein, wird aber doch Deutscher genannt. Oft — und dies ist der Grund für so viele Streitigkeiten, die sich nicht als Real- sondern als Wortgefechte auffassen lassen — erweitert die eine der streitenden Parteien die Bedeutung des Wortes, den Wortumfang, während die andere den alten Wortsinn beibehält.

Ein auffallendes Beispiel für diese Veränderung ist das Wort „Krieg". Was hat unser moderner Krieg mit seinem Schützengraben, seinen fern wirkenden Geschossen, dem zwangsweisen Aufgebot friedlicher Volksmassen noch gemein mit den Söldner- oder Ritterkriegen des Mittelalters, den persönlichen Heldenkämpfen des Alterstums? Trotzdem

*) Siehe Internationale Rundschau, 20. Januar 1918.

wird heute noch von seiner „frischen Fröhlichkeit“ gesprochen, seinem günstigen Einfluss auf den persönlichen Mut, seiner glücklichen Auslese der Tüchtigsten. Lauter Vorzüge, die man in dem Kriege von einst sehen konnte, die aber heute zum Widersinn geworden sind. Aber — das Wort ist geblieben, und seine Anbeter halten sich für berechtigt, den längst gewandelten Begriff in seinem alten Sinn zu verherrlichen.

Durch dieses Sich-gleich-bleiben des Vokabels, während die Bedeutung sich ändert — eine Eigentümlichkeit jedes Bedeutungswandels in der menschlichen Sprache — bildet sich ein falsches Kontinuitätsbewustsein im Sprecher heraus, der meist mit unveränderten Begriffen zu operieren vermeint: Romain Rolland weist nach, dass Ostwald sich zum Imperialisten gewandelt hat, während er sich noch immer für einen Pazifisten hält. Die „Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ ist heute, trotzdem sie denselben Namen auf ihrem Deckblatt prangen lässt, eine nationalistische Zeitschrift geworden.

Ein anderer Fall: Der italienische Sozialist Cicotti will beweisen, dass der Krieg mit dem Sozialismus vereinbar ist. Er stellt das Eingreifen Italiens als von der Notwehr diktiert, als Defensivkrieg dar: „Den Sozialisten unserer Gesinnung stellt sich der Krieg, der im Ausbruch befindlich ist, als ein unvermeidliches Ereignis und als ein Verteidigungskrieg dar“ (20. Mai 1915). Die Gründe dafür: 1. Der Krieg ist ein Vorbeugungskrieg, um einem siegreichen Zweibund nicht geschwächt gegenüberzustehen. 2. Der Krieg ist ein Verteidigungskrieg für die Freiheit der Völker und das Völkerrecht. (Quaderni della Guerra, 1915, S. 19 ff.). Das Wort „Verteidigung“ führt der Sozialist in diesem Falle ein, um seinem Programm treu zu bleiben, gibt ihm aber einen anderen Sinn, indem er den Vorbeugungskrieg als Verteidigungskrieg, andrerseits Verteidigung nicht im Sinne von Verteidigung des eigenen Landes, sondern allgemeiner Prinzipien fasst. Salandra hatte am selben Tage, kurz vorher, als die Gründe des Eingreifens Italiens seine „heiligsten nationalen Aspirationen“, „das Glück und die Grösse des Vaterlandes“ „die nationale Einigung“ genannt; Cicotti gibt also ein offenkundiges Offensivprogramm als Defensivprogramm aus. Der Begriff hat sich in sein Gegenteil gewandelt, aber das Wort ist geblieben: Begriffswandel und -verwirrung.

Merkwürdigerweise wechseln diese beiden elastischen Wörter ihren Wert auch je nach dem Zeitpunkt, in dem sie angewendet werden. Offensiv sein, galt zu Beginn des Krieges als ein Vorwurf, der um jeden Preis vermieden werden muss; im Kriege selbst ist dann jeder Teil stets „offensiv“. Als der Vierverband im Sommer 1916 die Zentralmächte von allen Seiten angriff, legten diese Wert darauf, zu betonen, dass sie

durch die vorhergegangene Offensive gegen Verdun und Italien die Entschliessungen der Gegner bestimmt hätten; sie besässen die eigentliche „Initiative". Wie in der Feststellung politischer Anfänge so häufig, ergibt sich eine endlose Kausalreihe nach rückwärts, in der ein „initium" festzusetzen willkürlich wäre. Scheitert doch auch jede Debatte über die Schuld am Kriege an der Notwendigkeit, irgendeinen beliebig gewählten Moment als Anfangspunkt festzulegen.

Auch „Sieg" und „Niederlage" sind derlei unklare Begriffe. Ist z. B. ein nicht ausgenützter oder nicht ausnützbarer Sieg noch ein Sieg zu nennen? Der „Sieg" der Deutschen in Russland im Sommer 1915 war nach Lloyd Georges Darstellung eine potentielle Niederlage. Auch ein Rückzug kann als „Sieg" aufgefasst werden. Nach dem Bericht von der „Ablösung vom Feinde" sagt v. Stein: „Unsere Truppen haben das Bewusstsein des Sieges und der Überlegenheit mit sich genommen." Vollends im Seegefecht ist die Entscheidung, ob Sieg oder Niederlage noch viel schwankender. So konnte es geschehen, dass nach einer Seeschlacht in Berlin und London gleichzeitig geflaggt wurde!

Was sind „natürliche Grenzen?" Solche, die von Naturhindernissen (Bergen, Flüssen usw.) vorgezeichnet, oder solche, die durch die „natürliche" Entwicklung des betreffenden Staates bestimmt werden? Erstere erstrebt Frankreich seit langer Zeit (la frontière naturelle du Rhin), letztere das zaristische Russland, wenn es nach Konstantinopel griff. Im einen Fall ist der Gegensatz zu den natürlichen Grenzen „künstliche", im andern Fall „entwicklungshemmende". Gemeinsam ist beiden Fällen, dass diese „natürlichen" Grenzen sich nie mit den tatsächlichen Grenzen decken oder dass etwa der Wunsch laut würde, auf einen noch so kleinen Teil des Landes zu verzichten, um dem Ideal der natürlichen Grenze näherzukommen.

Das Wort „Neutralität" — denn nur ein Wort ist es — gehört auch hierher. Zu der Neutralität, die der neutrale Staat tatsächlich einhält, kommt die von den Kriegführenden verlangte Neutralität; die beiden Auffassungen decken sich nicht. Aber es decken sich auch die Auffassungen der neutralen Staaten untereinander nicht und auch nicht die Auffassungen eines Kriegführenden über die verschiedenen neutralen Staaten. Daraus ergibt sich die Möglichkeit für die Völker, wie Schulknaben gegeneinander loszuzanken und zu streiten; man vermeidet es, eine Klärung des vieldeutigen Begriffes herbeizuführen.

Der Mangel eindeutiger und allgemeingültiger Definitionen der Wörter einer Sprache erlaubt dem Sprecher eine allzugrosse Bewegungsfreiheit. Cincinnatus, der die von England durch die Macht des Wortes geschaffene Mobilisierung der öffentlichen Meinung gegen Deutschland mit dem Verständnis des Hassenden darstellt, bemerkt: „Es ist eine

Besonderheit dieser Schlagworte, dass man sich alles Mögliche darunter denken kann, und dass ihnen die klare Abgrenzung vorenthalten wird .. Die Tatsache ist Rohmaterial; das Wort macht aus ihr, was es will und beherrscht die Welt." (Der Krieg der Worte, Stuttgart-Berlin, 1916.)

Nur so erklärt sich, dass im Kriege alles im eigenen Lager als schön Gerühmte beim Feinde hässlich und verächtlich ist: Unser Patriotismus ist dem Feinde feile Unterwürfigkeit, unser Durchhalten serviler Sklavengeist. Daher kämpft jedes Volk für die Freiheit gegen die Barbarei: jedes Volk ist das von Gott auserwählte und führt seinen Gott mit sich— und dieser Gott, der sich aus monotheistischer Höhe zum Sprengel- und Gaugott erniedrigen lassen muss, er ist auch nur ein Wort der Sprache, das sich aufs verschiedenste ausdeuten lässt, das jeder Partei etwas anderes, jedenfalls aber eine ihr wohlgesinnte Kraft bedeutet.

Die dämonische Macht, welche die Begriffe verwirrt, die Geister betört, die ruhige Überlegung entwurzelt, ist — die Sprache. Die Vielwendigkeit eines und desselben Ausdruckes, die Möglichkeit, einem Worte die verschiedensten Deutungen zu geben, bestätigt den tiefsinnigen Satz Talleyrands von der gedankenverbergenden Funktion der Sprache.

Aber auch umgekehrt kann die Sprache einen Begriff, durch verschiedene Ausdrücke bezeichnen. Es tritt neben die Polysemie, die Synonymie. Statt Eroberung eines Landes kann man Befreiung der kleinen Völker, Verwirklichung nationaler Aspirationen, Kampf um die heiligsten Güter der Menschheit sagen. Das ist es, was man als „Lügenfeldzug" im Kriege bezeichnet, nicht etwa eine besonders fluchwürdige Spezialerfindung der Engländer, wie Cincinnatus zu glauben scheint, sondern eine Begleiterscheinung der Kriege überhaupt, die von den Engländern infolge ihrer geographischen Lage und ihrer Beherrschung des Welttelegraphen virtuos ausgenützt wurde.

Gefährlich wird die bisher geschilderte Begriffsverwirrung durch den merkwürdigen Umstand, dass wir uns ihrer so gar nicht bewusst sind und fest an ein „tempora mutantur, sed verba non mutantur in iis" glauben. Man verdreht die Begriffe, erweitert die Wortbedeutung, bis man endlich selbst nicht mehr weiss, was die Worte bedeuten. Die Geister, die man rief, wird man nicht los: die Sprache wird zum tyrannischsten der Tyrannen und trägt schliesslich Schuld an der Fortführung des Krieges bis zum äussersten. Wer das Programm von der „Zerschmetterung des deutschen Militarismus" aufgestellt hat, kann den Krieg nicht vor Erreichung dieses Zieles abbrechen. Wenn dann etwa eine gemässigtere Programmrede den Begriff deutsch auf „preussisch" einengt und das Wort „Zerschmetterung" nur auf den „Militarismus" abzielen lässt, so muss man sich fragen, wie das Preussentum ohne das Deutschtum, der Militarismus ohne das militarisierte Volk zu treffen sei?

Höchstens doch so, wie der Bär die Fliege erschlagen wollte, nicht aber den Schlafenden, auf dem sie sass! Man sieht, zu welchen Spiegelfechtereien und Kunstgriffen ein durch sein eigenes Wort gefangener Staatsmann Zuflucht nehmen muss. Wollen die Regierungen einmal, ernstlich auf die Kriegspolitik verzichten, dann müssen sie durch die Kanäle der Presse den Völkern ein neues Schlagwort zurollen, das dann als Stimme des Volkes ausgegeben und als Umschwung der öffentlichen Meinung aufgefasst wird.

Wie sehr ein Schlagwort die Vielgestalt der Wirklichkeit vereinfacht und durch einige herausgehobene Züge das allgemeine Bild verzerrt, dafür ist die Formel vom „Militarismus" der Deutschen ein starkes Beispiel. „Seid Ihr die Nachkommen Goethes oder Attilas?", so fragt Romain Rolland und glaubt damit ein Dilemma zu stellen? Natürlich, wenn ich die Deutschen ein für allemal das „Volk der Denker und Dichter" nenne, so hat neben dieser Definition die des Militarismus keinen Platz. Nenne ich sie einfach „Deutsche", so kann ich die verschiedenen Seiten ihres Wesens abwechselnd betonen. Das Schlagwort mobilisiert also nicht nur die Geister, es immobilisert sie auch, und zwingt sie, immer dasselbe zu denken. V. Wilamowitz-Moellendorf hebt hervor, dass ein französischer Philosoph in einem Vortrag, den er vor Kriegsausbruch in Berlin hielt. das Bild eines utopistischen Deutschland entwarf, wie es der Zeit der Madame de Staël entsprach, aber nicht der unsern. Gewiss hat sich das Volk Kants und Goethes nicht zu dem Bismarcks und Moltkes entwickelt, sondern beide Anlagen, die dichterische und die militärische, waren in ihm als Möglichkeiten vorhanden. Ein Nebeneinander wird irrtümlich als ein Nacheinander aufgefasst, und der Sünder ist — das Schlagwort. Denselben Fehler begeht auch Wundt (Über den wahrhaften Krieg), wenn er von „allem, was seit den Tagen Altenglands sich im geistigen Charakter der Briten geändert haben mag" spricht und also offenbar an eine Wandlung zum Krämervolk, zum „perfiden Albion" glaubt.

Romain Rolland drückt einmal diesen Gedanken sehr kraftvoll aus: „Seit mehr als 4000 Jahren geht die Menschheit im Sklavenjoch ihrer eigenen Hirngespinste. Ihre Unfreiheit liegt in ihr. Vergebens müht man sich, ihre Ketten zu lösen. Sie schmiedet sie immer neu zusammen, um sich fester zu binden. Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte der Götzen, die sie der Reihe nach angebetet hat."

Solche Götzen sind auch die Worte, die länger leben als die Gedanken, denen sie entsprochen haben, die überleben, obwohl sie jeder realen Bedeutung entleert sind. Die Menschheit schleppt Sprachleichen auf ihrem Rücken herum und krankt an den Anachronismen, die von der Sprache, fossiliengleich, mitgeführt werden. Frankreich kämpft

noch immer für die „Freiheit", obwohl die Freiheit von 1914—1918 nicht die von 1789 ist.

Wir haben in der Unbestimmtheit und Veränderlichkeit des Wortgebrauches einen Grund zum weltgeschichtlichen Hader erkannt. Es könnte nun ein aufs Tätige gerichteter Weltverbesserer kommen und sagen: „Die Sprache leidet an mangelhaften Definitionen. Schaffen wir daher haltbare, eindeutige Worterklärungen, und wir werden den Krieg vermeiden." Aber ein solches Weltamt zur Feststellung allgültiger Wortdefinitionen setzt eben erst das Einverständnis der Welt zu schiedsgerichtlichen Entscheidungen voraus. Es ist vorläufig eben so weit in die Perspektive der Utopie gedrückt, wie jenes Weltsprachamt, das die künstliche internationale Verständigungssprache regeln sollte, — wie alle internationale Verständigung überhaupt.

Allerlei.

Die englischen *Daily News* spenden einem deutschen Offizier das ehrende Lob des Feindes. Der Oberleutnant befehligte eine Batterie, die zur Abwehr der Tanks diente. Alle seine Leute waren gefallen, er selbst verwundet. Da bediente er allein eine Feldkanone und machte acht feindliche Tanks kampfunfähig. Weitere Geschosse trafen ihn; er konnte nicht mehr aufstehen. Und versuchte noch einmal, das Geschütz abzufeuern. Ein Volltreffer endete den Widerstand „und als unsere Leute herankamen, war von dem Offizier und dem Geschütz keine Spur mehr vorhanden." (Wie entsetzlich!) „Unsere Leute," setzt das englische Blatt fort, „waren fast traurig, dass sie ihn derart erledigt hatten, denn er verdiente zu leben. Ich glaube, es war der schönste Fall von Tapferkeit und Heroismus, der mir je vorgekommen ist." Und Sir Douglas Haig erwähnt in seinem telegraphischen Bericht: „Die aussergewöhnliche Tapferkeit dieses Offiziers erregte die Bewunderung von Hoch und Niedrig."

* * *

Ist es Unschuld oder Unverfrorenheit, wenn der französische *Matin* schreibt: (1. Febr. 1918) „Die Luftangriffe, welche wir über deutschen Boden ausgeführt haben, richteten sich immer nur auf Nutzgebäude wie Bahnhöfe, Fabriken, Kasernen. Wenn die deutschen aber ihre Bomben über Paris abwerfen, dann haben sie es auf die unschuldige Bevölkerung abgesehen. Übrigens steht das Urteil der Welt fest, und keine Verteidigung wird es erschüttern."

* * *

Der König von England soll nach seiner letzten Thronrede den Schatzkanzler gefragt haben: „War meine Rede gut gesprochen?" und als dieser bejahte, hinzugesetzt: „Das freut mich um so mehr, als sie inhaltlich auch nicht ein Wort enthielt, das irgend von Bedeutung gewesen wäre." *La Feuille*, 25. Febr.

* * *

In Mailand wiesen die Brotkarten des Monat März einen sonderbaren Druckfehler auf. Statt pane = Brot — pace = Frieden. Die Untersuchung will einen Schuldigen gefunden haben, der seine Friedenssehnsucht wohl schwer büssen muss.

* * *

Eine merkwürdige Kriegsfolge ist die unaufhaltsame Ausbreitung der Bigamie in allen kriegführenden Ländern; nun auch in England. Standreden, Predigten, strenge Gesetzesstrafen, nichts scheint dem Übel beizukommen.

Daily News, 25. Febr. 1918.

* * *

Vielleicht noch auffallender ist für jeden Kenner Englands eine Debatte im Unterhaus über Bordelle und der Wunsch, die „Verschwörung des Schweigens" zu brechen, welche bislang in diesen Dingen zum Schaden der Menschheit geherrscht hat. „Nunmehr werden in den grossen Tagesblättern diese physischen Gefahren fast täglich besprochen; königliche Kommissionen, öffentliche Versammlungen befassen sich damit.... Es ist eine Wohltat, dass man endlich mit dem unglücklichen Vorurteil einer falschen Scham aufgeräumt hat und das Volk gewahr wird, dass es weder sittlich noch menschlich, noch religiös, noch tunlich ist, zu schweigen," schreibt *The Nation* (9. März).

* * *

Schon zu Anfang des Krieges hat man die Aufmerksamkeit auf die Gefahr der Depeschen gelenkt, die mit ihrer Hast verhängnisvolle Entscheidungen überstürzen. Nunmehr erneuert sich die Gefahr in anderer Weise. Die Kriegsziele der Sozialisten-Konferenz der Entente erfuhren in ihrer verkürzten scharfen Fassung eine unfreundliche Aufnahme beim „Vorwärts", die ihrerseits wieder durch die Telegraphenagentur mitgeteilt in England und Frankreich sehr peinlich verstimmte. Als man den vollen Text zur Hand bekam, hielt man hüben und drüben eine Basis zur Verständigung nicht für ausgeschlossen. Und jedenfalls arbeitet die englische Arbeiterschaft jetzt energisch für einen internationalen Sozialistenkongress.

* * *

Der ungarische Handelsminister soll die Registrierung einer Fabrikmarke „Gott strafe England" verboten haben, weil sie die Grundprinzipien des internationalen auf gegenseitige Achtung begründeten Rechtes verletzen würde.

* * *

Heute spricht man von 10 Millionen Toten, Verkrüppelten und Gefangenen bei den Russen. Heute erkennt man, dass die Teilnahme Rumäniens am Kriege für die Alliierten zum Unglück wurde und nicht für die Zentralmächte. „Die Freudenausbrüche, mit denen man den Eintritt Rumäniens in den Krieg begrüsste, machen uns heute — nach 18 Monaten den Eindruck bitterer Ironie," schreibt das *Journal de Genève*. Was aber nicht hindert, dass man heute noch viel weniger sichere Wechsel auf die Zukunft mit derselben Begeisterung eskomptiert.

□□□

Dokumente der Menschlichkeit: Dokumente des Friedens.

Heute gibt es nur mehr eine Form der Menschlichkeit: den Frieden. Wir sammeln darum jene Stimmen, die allen Verfolgungen und Anfeindungen zum Trotz, den Willen bekunden, dem Menschenschlachten ein Ende zu machen. Wir wählen darunter die eindrucksvollsten aus. *D. Red.*

Der englische Lord Buckmaster schreibt in einem Brief vom 28. *Februar an die „Daily News";*

Wenn die letzte Woche für den westlichen Kriegsschauplatz ereignislos gewesen ist, so ist sie auf dem ebenso wichtigen Felde der diplomatischen Aktion nicht belanglos gewesen.

Die Reden von Lord Milner und Graf Hertling sind jede von weittragender Wichtigkeit, und die letztere ist der wichtigste Ausspruch eines deutschen Staatsmannes seit dem Beginn des Krieges. Um seine wahre Bedeutung zu erfassen, ist es notwendig, die Umstände, unter denen sie gehalten wurde, zu betrachten. Russland liegt zu Deutschlands Füssen niedergeworfen. Es hat sein eigenes Verhängnis gesucht und hat sein eigenes Schicksal besiegelt.

An der Westfront herrscht die Ruhe, die dem Sturm vorangeht. Um die Worte Lord Curzons zu gebrauchen: „Die Stille vor dem Orkan", und die Welt steht in angstvoller Erwartung eines erneuten Kampfes, der blutiger und länger sein wird als je ein anderer vorher.

Wir haben keine Sorge über den Ausgang. Wir glauben, dass die Flut des Kampfes vom Felsen der alliierten Verteidigung gebrochen zurückrollen wird, aber sie wird erst zurückfluten, wenn der Boden Frankreichs von den Höhen der Schweiz bis zu den grauen Wassern des Meeres mit Leichen besät ist.

Und trotzdem werden sich grosse Heere in langer, ungebrochener Kampflinie gegenüberstehen, und die Entscheidung wird wieder hinausgeschoben sein. In diesem Augenblick und in dieser Erwartung ist es, dass Graf Hertling eine Rede gehalten hat, die bei weitem die gemässigteste ist, die wir bisher gehört haben.

Es ist unmöglich, zu erwarten, dass die Situation von den Staatsmännern der verschiedenen Länder im gleichen Lichte betrachtet werden kann. Jeder betrachtet sie durch eine Brille, die von seinen eigenen nationalen Gefühlen gefärbt ist. Aber diese Rede ist wenigstens in Ausdrücken gehalten, die keine Verachtung und Demütigung für unsere Alliierten und uns enthält. Sie stellt es nicht einmal dar, als seien unsere Truppen geschlagen oder als seien sie im Begriff geschlagen zu werden, und sie verhehlt nicht, dass die Zukunft für Deutschland ebenso schlimm sein wird wie für jedes andere Land. Aber sie drückt mehr aus als eine bloss oberflächliche Zustimmung zu den vier ersten Punkten, die Präsident Wilson als wesentliche Grundlagen für einen dauernden Frieden erklärte.

Er verlangt dagegen, und das ist gewiss nicht unvernünftig, dass diese Prinzipien auch von den Alliierten anerkannt werden, mit denen der Friede doch geschlossen werden muss. Dies ist unserer Regierung von vielen Seiten aufgedrängt worden, und sie kann sich nicht länger um diese Frage herumwinden.

Seine Antwort in bezug auf Belgien ist nicht so beruhigend. Er wiederholt, dass die Deutschen Belgien nicht zurückbehalten oder zum Bestandteil des Deutschen Reiches machen wollen, aber er macht Vorbehalte in bezug auf Belgiens

zukünftige Stellung, die nicht zum Sprungbrett für die feindlichen Angriffe dienen soll. Bei uns hat niemand je an diese Möglichkeit gedacht, aber diese Vorbehalte können nicht angenommen werden, bevor sie mit vollständiger und politischer Wiederherstellung verbunden werden. Er empfiehlt, dass die Bedeutung dieser Worte in einer persönlichen Unterredung klargelegt werde, und es ist schwer zu denken, warum man diesen Vorschlag ablehnen sollte.

Es ist unmöglich, die Wahrheit seiner Erklärung zu leugnen, wonach das allgemeine Einverständnis nicht durch „in der Öffentlichkeit abgehaltene Reden von Ministern und Staatsmännern der kriegführenden Staaten erreicht werden kann". Es ist natürlich möglich, solche Äusserungen als unzuverlässig und unaufrichtig zu bezeichnen. Und es ist leicht, Beispiele und Rechtfertigungen für diesen Verdacht und dieses Misstrauen zu finden. Aber wenn jeder Vorschlag diese Antwort erhält, kann der Friede überhaupt nie erreicht werden, und Europa wird zugrunde gerichtet werden, weil die Staatsmänner so arm an Mitteln sind, dass keine Mittel ersonnen werden können, um von Worten zu Taten zu schreiten.

Keine grössere Verantwortung kann auf einen Staatsmann fallen, als die, wenn solche Vorschläge von ihnen unbeachtet oder sogar ungelesen bleiben. Und wären sie durch den „Prince of Falsehood" ausgesprochen, sind die Worte nichtsdestoweniger wahr, dass „das Blut der Gefallenen, der Todeskampf der Verstümmelten, alle Not und alles Leid der Völker auf das Haupt derjenigen fallen wird, die sich hartnäckig weigern, den Stimmen der Vernunft und der Menschlichkeit Gehör zu geben".

Der deutsche Sozialist Hermann Wendel aus der Mehrheitspartei schreibt in der Frankfurter „Volksstimme":

Länger geht es nun doch wohl nicht mehr! Als 1870 der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach, enthielten sich Bebel und Liebknecht im norddeutschen Reichstag bei der Abstimmung über die Kriegskredite ihres Votums, weil sie weder der preussischen Regierung, die durch 1866 den gegenwärtigen Krieg vorbereitet habe, das Vertrauen aussprechen, noch auch die frevelhafte und verbrecherische Politik Bonapartes billigen könnten. Aber die Parteileitung der Eisenacher, der Braunschweiger Ausschuss, vertrat in einem Manifest die Auffassung, dass der Krieg, weil und solange er ein Verteidigungskrieg sei, von den deutschen Arbeitern unterstützt werden müsse. Die Lassalleaner stimmten auch durch ihre Vertreter im Reichstag für den Krieg, in dem sie mit der überwältigenden Mehrheit des Volkes nur eine gerechte Abwehr frechen Angriffs sahen. Aber als nach Sedan der Verteidigungskrieg in einen Eroberungskrieg umschlug und die gewaltsame Angliederung Elsass-Lothringens an Deutschland zum offiziellen Kriegsziel wurde, traten beide sozialdemokratischen Richtungen in die schärfste Kampfstellung gegen Bismarcks Politik ein, weil sie, im Gegensatz zu ihm, gerade im Interesse Deutschlands einen ehrenvollen Frieden ohne Annexionen mit Frankreich forderten.

Die deutsche Sozialdemokratie steht heute dort, wo die Eisenacher und Lassalleaner am 3. September 1870 standen. Bei der schicksalsschweren Bewilligung der Kriegskredite am 4. August 1914 war die Reichstagsfraktion einzig für die Verteidigung der bedrohten Heimatsscholle eingetreten und hatte schon damals klipp und klar verlangt, „dass dem Kriege, sobald das Ziel der Sicherung erreicht ist und die Gegner zum Frieden geneigt sind, ein Ende gemacht wird durch einen Frieden, der die Freundschaft mit den Nachbarvölkern ermöglicht". Inzwischen musste sie bei der Bewilligung der weiteren Kriegskredite mehr als einmal in einen sauren Apfel beissen, da sich aus der stets deutungsfähigen Haltung der deutschen Staatslenker nie klar erkennen liess, ob die Regierung wirklich einem solchen Frieden geneigt war. Aber sie erlahmte nicht in ihrer Friedensarbeit und im hellen Licht jenes Julitages im vergangenen Jahr erschien die vielberühmte Friedensresolution als ein grosser und schöner Erfolg dieser unermüd-

lichen Tätigkeit. Aber Herr Michaelis setzte, als er sich zu diesen Lichtpunkten bekennen sollte, hinzu: „Wie ich sie auffasse!", und Herr v. Hertling, der mit der Lehre des Ignatius von Loyola vertrauter ist als sein frommer Protestant von Vorgänger, dachte sich vielleicht bei der gleichen Gelegenheit das Gleiche. Sonst wären die Enttäuschungen eigentlich unerklärlich, die dann für uns gekommen sind, am 27. Dezember 1917 in Brest-Litowsk und an vielen Tagen danach. Die jüngsten Ereignisse aber bedeuten — Hand aufs Herz, und aussprechen, was ist! — die vollkommene Katastrophe der sozialdemokratischen Friedenspolitik! Nach diesem Frieden mit Russland, den die Petersburger Unterhändler mit abgewendetem Gesicht und geschlossenen Augen unterschrieben haben, nach diesem Frieden mit Rumänien, der einem Zusammenbrechenden mit der Faust an der Kehle abgepresst wird, was bleibt da noch von all den blumigen Redensarten wie Verständigungsfriede und Selbstbestimmungsrecht, Abrüstung und Völkerbund mehr übrig als ein wenig Schall und Rauch! Wir wollten den demokratischen, den für alle Teile ehrenvollen, den Verständigungsfrieden, der Dauer versprach und ein ruhiges Neben- und Miteinanderleben der Nationen verbürgte. Wir haben den reaktionären, den die Gegner grimmig verletzenden, den Gewaltfrieden, der eigentlich nur ein Waffenstillstand zwischen zwei Schlachten ist und neuen Rüstungen, neuen Kriegen die Bahn bereitet. Die Machtpolitik triumphiert, die Vaterlandspartei flaggt, Graf Reventlow ist obenauf — wir stehen vor einem Scherbenhügel.

Die Folgerungen liegen auf der Hand!

Vielleicht ist es in einem politisch so unglücklich entwickelten Lande wie Deutschland eine tiefe Tragik jeder oppositionellen Partei, dass sie sich nach den ewigen und unwandelbaren Sternen zu ihren Häupten richtet und dann in absehbarer Zeit auf irdische Erfolge verzichten muss, oder aber, dass sie ihre Ideale und Prinzipien fein säuberlich in den Glasschrank stellt und dann zwar kleine, aber sichtbare, zwar bescheidene, aber augenblickliche Erfolge einheimst. Vielleicht ist ein Drittes auf lange hinaus undenkbar. Und vielleicht ist die Mehrheit der deutschen Arbeiterklasse mit einer fortschrittlichen Reformpartei zufrieden, die für die unmittelbarsten Butterbrotinteressen der breiten Massen redlich und eifrig sorgt und alles darüber hinaus lediglich als dekorativen Schnörkel einer von der Hand in den Mund lebenden Augenblickspolitik ansieht. Vielleicht wünscht die Mehrheit der deutschen Arbeiterklasse die Umwandlung der sozialdemokratischen Partei in eine Art Labour Party. Wenn dem so ist — es lässt sich heute schwer feststellen — tut die Partei gut daran, sich, Grundsätze hin, Grundsätze her, vor allem nicht „ausschalten" zu lassen. Wenn sie aber Wert darauf legt, die alte Sozialdemokratie zu bleiben, geht es so nicht mehr länger. Diese Kriegspolitik kann die Partei nicht mehr mitmachen! Diesem Frieden vermag sie nicht zuzustimmen! Neue Kriegskredite darf sie nicht bewilligen! Wenn doch, so sei sie ehrlich, nehme ihr jetziges Aushängeschild herunter und lasse die alte Firma in den Registern der Geschichte löschen!

Einem Artikel Lucien Le Foyer's in dem französischen Blatt „Le Journal du Peuple" entnehmen wir:

„Nur keinen vorzeitigen Frieden", so sagte man im Winter 1914/15. — Damals war Deutschland durch unsern Sieg an der Marne zurückgedrängt und an der Yser zum Stillstand gezwungen; Russland hatte seinen siegreichen Einzug in Galizien gemacht, Serbien die österreichischen Truppen unter Potiorek zurückgedrängt; Italiens Eingreifen an der Seite der Entente war noch eine für uns wirkende, — von Österreich gefürchtete Möglichkeit, welch letzteres sich mit allen Mitteln der Überredung und der Versprechungen um die Neutralität des früheren Verbündeten bemühte. „Nur keinen vorzeitigen Frieden", so sagte man im Sommer 1915. — Damals war Serbien noch intakt und die Dardanellen noch nicht geräumt; Bulgarien, noch neutral, ermöglichte uns im Süden die Verbindung mit Russland, verband noch nicht die Zentralmächte mit der Türkei und Asien.

„Nur keinen vorzeitigen Frieden", — so sagte man im Winter 1915/16. Russland hatte an Boden im Kaukasus gewonnen.

„Nur keinen vorzeitigen Frieden", sagte man im Sommer 1916. Damals konnten wir mit dem Eingreifen Rumäniens auf unserer Seite als einem wesentlichen Moment zu unsern Gunsten rechnen, sein Getreide, sein Petroleum dienten uns mehr als unsern Feinden. Dann der siegreiche Vormarsch in Siebenbürgen, bis zu dem Zusammenbruch, der sein und unser Schicksal im Osten besiegelte.

„Nur keinen vorzeitigen Frieden", sagte man im Winter 1916/17. Damals erliess Präsident Wilson im Interesse des Friedens seinen vornehmen Aufruf — eines Friedens auf den Grundlagen der Gerechtigkeit und der Dauer, gewährleistet von einem Völkerbunde — eines Friedens, der keinen Sieger anerkannt hätte als das Recht, keinen Besiegten als den Krieg. Damals hatten die Zentralmächte ein summarisches, aber formelles, ein dunkles aber direktes Friedensangebot gemacht; noch konnte sich das zaristische Russland trotz seiner inneren Schwäche nach aussen hin für kriegsbereit halten.

„Nur keinen vorzeitigen Frieden", so sagte man im Sommer 1917. — Damals wagte der deutsche Reichstag einen pazifistischen und demokratischen Schritt; Kerensky sammelte mit fieberhafter Anstrengung — offensichtlich der letzten — diejenigen Russen, die für den Krieg noch zu haben waren; Italien hatte noch nicht die Früchte seiner zähen Beharrlichkeit abgegeben.

„Nur keinen vorzeitigen Frieden", sagte man noch diesen Winter. Damals unterhandelten die Zentralmächte mit den Russen in Brest-Litowsk und das Eingreifen unserer auf unsere Riesenheere gestützten Diplomatie hätte Russland retten können und das Deutsche Reich gezwungen, jene Rechtsgrundsätze wahr zu machen, welche es in dem ehrlichen Verlangen nach Frieden, mit den Lippen bekannte.

In Österreich hat im Hause der Volksvertreter der Abgeordnete Hans Hartl sich für einen Sieg-Frieden ausgesprochen. Ein „Fronturlauber" richtete in der „Reichenberger Tagespost" folgenden offenen Brief an „seinen" Abgeordneten:

Herr Abgeordneter! Wenn Sie den Mut und die Möglichkeit hätten, einer solchen Einladung Folge zu leisten, würde ich Sie gerne einmal einladen, an den Gesprächen teilzunehmen, die wir draussen an der Front in ruhigen Stunden pflegen. Da wird von der Heimat, von Weib und Kind, vom traurigen Los der Frontsoldaten und von der Hoffnung auf baldigen Frieden gesprochen. Oft wird natürlich auch von Politik gesprochen und dabei fallen manche scharfe Worte. Am schärfsten aber wird über jene abgesprochen, die im sicheren Hinterland darüber schwatzen, dass wir noch nicht genug gesiegt haben, dass wir noch mehr erobern und zu diesem Zwecke die Feinde in neuen, blutigen Kämpfen niederringen müssen. Glauben Sie, Herr Abgeordneter, dass wir kein Empfinden dafür haben, wie da Leute, die zu alt, zu feig oder sonst ungeeignet sind, selbst mit „niederzuringen" und zu „siegen", über unser Leben, unsere noch unbeschädigten Glieder und den Rest unserer Gesundheit in unübertrefflicher Anmassung verfügen? Schade, dass Sie nicht hören können, wie draussen über solche Gewaltpolitiker gesprochen wird! Besonders dann, wenn es sich, wie es neulich im Herrenhaus der Fall war, um feudale Blutsauger handelt, die als Grossgrundbesitzer an der Kriegsnot Millionen profitieren und deren Preistreibereien wir das Verblühen unserer Frauen, die blassen Wangen unserer Kinder zu verdanken haben.

Fast ein Jahr lang haben wir draussen seelisch von der Hoffnung gelebt, haben wir uns Tag für Tag den einen Trost vorgesagt: Nun muss ja bald Schluss werden. Wir haben draussen stets unsere Pflicht getan und tun sie noch, aber die harte, blutige Erfahrung von fast vier Kriegsjahren hat es uns abgewöhnt, von Sieg und Niederringen das Kriegsende zu erwarten. Kein noch so grosser Sieg hat uns so mit Freude und Hoffnung erfüllt wie die russische Revolution, die Friedensresolution des Reichstages, das Friedensangebot der Bolschewikiregierung, die uneigennützigen Friedensbedingungen Trotzkys und die Erklärungen der öster-

reichischen Regierung an die Vertreter der streikenden Wiener Arbeiter. Diese Nachrichten nährten in uns die Hoffnung nicht nur auf einen baldigen, sondern auf einen vernünftigen Frieden, der die Völker einander wieder näherbringt, der keinen Hass zurücklässt und der vor allem dem militärischen Rüsten nach dem Kriege ein Ende macht. Oft und oft haben wir in unseren Plauderstunden darüber gesprochen und manch einer von uns hat gesagt: Ich will ja gern mein Leben hier lassen, wenn ich mir sagen kann, dass wir die letzten Opfer des Kriegswahnsinns bleiben, dass unsere Kinder nicht mehr Soldaten sein und Krieg führen müssen. Und manch einer dachte an einen blonden Jungen zu Hause und sagte im stillen bei sich: Wenigstens wird dem das erspart bleiben....

Ich kann, Herr Abgeordneter, das, was Sie im Verein mit den feudalen Kriegshetzern nun wollen, nur in folgenden Worten zusammenfassen: Sie wollen, dass alle Völker, gegen die wir Krieg führen, derart niedergerungen werden, dass sie den Siegfrieden annehmen und die Eroberungen, welche man im Schilde führt, hinnehmen müssen.

Also nicht den Frieden, sondern neue blutige Kämpfe wollen Sie, Herr Abgeordneter!...

So berauben Sie, Herr Abgeordneter, und die gleich Ihnen so kriegerisch Gesinnten uns um den letzten Trost: dass wir unser Opfer für eine bessere, schönere Zukunft, für ein besseres Los unserer Kinder und Kindeskindern gebracht haben.

Wissen Sie, Herr Abgeordneter, was Sie und ihre feudalen Gesinnungsgenossen damit tun?

Tausende meiner Kameraden an der Front setzen ihre Hoffnung darauf, dass unser Kaiser kein Eroberer, sondern ein Friedensfürst sein, dass er ein dauerndes, friedliches Glück seiner Völker will.

In dieser Hoffnung wollen Sie, Herr Abgeordneter mit gepanzerter Faust — oder besser: mit gepanzertem Maul — dreinfahren und sagen: Daraus wird nichts. gesiegt, niedergerungen, erobert muss werden; dauernden Frieden darf es nicht geben! ....

Haben Sie denn, Herr Abgeordneter, kein Gefühl, wie solche Worte wie jenes, das der von Ihnen gepriesene Dr. Pattai prägte: der Krieg sei ein Stahlbad der Völker, auf uns, die wir den Krieg in solcher Nähe kennen gelernt haben, wirken müssen?

Wer ein solches Wort prägt, kann in unseren Augen nur ein Tollhäusler oder ein Verbrecher sein, so wie jeder, der nicht davon zurückschreckt, die Verewigung des Krieges bedenkenlos in Kauf zu nehmen. Für solche Leute haben wir nur die eine Antwort: sie sollen einmal auf einige Zeit zu uns herauskommen, damit sie das Stahlbad kennen lernen!

Wir haben draussen gewiss Schrecklicheres gesehen als die Not im Hinterland. Aber so abgestumpft sind wir nicht, um uns nicht zu fragen: Wie kann ein Mensch, auch wenn er vom Kriege nicht mehr gesehen hat als das Hungern, Sterben und Verzweifeln der Männer, Frauen und Kinder auf dem Schlachtfeld des Hinterlandes, vom Siegfrieden faseln und sich vor Revanchekriegen „nicht fürchten"!

Sie persönlich, Herr Abgeordneter, haben vom nächsten Revanchekrieg gewiss ebensowenig zu fürchten wie Herr Pattai. Was hat denn Ihnen der jetzige Krieg anhaben können? Aber sind Sie als Volksvertreter ein solcher Egoist, dass Sie sich um der anderen willen gar nicht ein bisschen vor dem Kriege fürchten?

Sind Ihnen in diesem Kriege noch nicht genug Menschen gemordet, geschlachtet, verkrüppelt und zu siechen Menschenruinen gemacht worden? Ist Ihnen der Hunger unserer Weiber, das stumme Leiden unserer um ihr Jugendglück bestohlenen Kinder noch immer nicht genug? Wünschen Sie dem Hungerödem, der Tuberkulose und der Syphilis noch weitere Verbreitung? Haben Sie an diesem „Stahlbad" noch immer nicht genug?

Wenn nicht — dann, Herr Abgeordneter, lade ich Sie höflich ein, doch einmal selbst am eigenen Leibe dieses Stahlbad zu probieren. Kommen Sie mit uns hinaus in die bevorstehende grosse Offensive, die ja notwendig sein wird, um

Ihren Siegfriedenswunsch zu erfüllen. Als früherer Reserveoffizier brauchen Sie ja keine Ausbildung, da können Sie gleich mit uns drauflos gehen auf den Feind. Freilich, Herr Abgeordneter, Sie sind schon sechzig; aber seien Sie beruhigt, das wird nichts machen. Wir haben manche Vierzig- bis Fünfzigjährige draussen, die der Krieg schon so heruntergebracht hat, dass Sie, Herr Abgeordneter, im Vergleich zu ihnen noch ein Riese an Kraft und Gesundheit sind. Nur mit einem gesunden Leibe kann man so kraftstrotzende Siegfriedensphrasen dreschen wie Sie... Bedenken Sie: Süss ist es, fürs Vaterland zu sterben; süsser, als dafür zu reden. Also wagen Sie es einmal! Gehen Sie uns mit gutem Beispiel voran! Wenn der Krieg auch in Ihren Augen ein gesundes Stahlbad ist, dann gehen Sie doch gefälligst einmal selber mit uns baden....

Ich habe diese Zeilen nicht an Sie gerichtet in der Erwartung, eine Antwort zu erhalten. Aber ich wollte Ihnen sagen, wie wir an der Front über Leute Ihres Schlages denken. Wir können nicht glauben, dass der „weitaus grösste Teil des deutschösterreichischen Volkes“ so denkt wie Sie und die Kriegshetzer im Herrenhause. Wir an der Front draussen denken darüber ganz anders: wir haben für solche gewissenlose Hetzereien nur Verachtung.

Endlich wollen wir noch unsern Lesern den vollständigen Text des zweiten Briefes bringen, den Lord Lansdowne am 5. März d. J. im „Daily Telegraph“ veröffentlicht hat. Bisher blieb er unbeantwortet. Man wird an ihn anknüpfen müssen. Wir entnehmen den deutschen Text den „Stimmen der Vernunft“ (Ergänzungsblätter zu den Depeschen von Reuter, Havas, Wolff u. a. Agenturen, herausgegeben in Bern von Dr. B. de Jong van Beek en Donk und Dr. E. Trösch-Rohrer.)

Graf Hertlings Rede, so unbefriedigend sie in manchen Punkten ist, scheint mir einen merkbaren Fortschritt in der Diskussion zu enthalten. Dies ist um so bemerkenswerter, als die Rede als eine Art Erwiderung auf die jüngst erfolgte niederdrückende Bekanntmachung der Versailler Konferenz betrachtet werden kann.

Wir wollen in erster Linie die Aufmerksamkeit hierauf lenken, dass Graf Hertlings Rede mit einer wohlwollenden Erwähnung der am 21. Februar von Lord Milner in Plymouth gehaltenen Rede schliesst, welche Graf Hertling als „noch etwas versöhnlicher“ als die von Herrn Runciman im Unterhause bezeichnet. Lord Milner ist ein Mitglied des Kriegskabinetts; er steht nicht im Verdacht, einen deutschen Frieden herbeizuwünschen. Seine Rede ist von Mut und Entschlossenheit durchdrungen, aber er gibt zu, dass in der Flut von Reden, durch die letzthin das Land überflutet worden ist, „wir manchmal in eine Art Chaos hineinzugeraten schienen, indem wir zu viele Vorschläge in die Welt schickten und unsere sämtlichen Ansprüche vielleicht zu hoch einstellten. Einfache Leute in diesem Lande sind ob dem Geschwätz von territorialen Berichtigungen in entferntesten Teilen der Erde, von künftigen Handelsabkommen usw. beinahe verwirrt worden. All dies sind Einzelheiten, sehr wichtige Einzelheiten, welche zum Abschluss gelangen sollen, sobald die Zeit der Unterhandlungen gekommen ist. Aber sie sind nur alle untergeordneten Ranges im Vergleich zum Hauptziel: die menschliche Freiheit und einen gerechten und dauerhaften Frieden zu sichern“.

Lasst mich mit meiner Prüfung von Graf Hertlings Rede fortfahren. Sie enthält:

1. Den deutlichen Ausdruck des Wunsches, es möchten, um Missverständnisse fortzuräumen, und in der Hoffnung, einen Vergleich der bestehenden Widersprüche zu erreichen, verantwortliche Vertreter der kriegführenden Parteien zu einer vertraulichen Besprechung zusammenkommen.
2. Das Geständnis, dass ein allgemeiner Friede diskutierbar sei auf Grund der vier von Präsident Wilson in seiner Friedensbotschaft vom 11. Februar dargelegten Prinzipien, wenn diese definitiv von allen Staaten und Nationen anerkannt würden.
3. Eine Versicherung, dass der Kanzler einen unparteiischen, internationalen

Gerichtshof freudig begrüssen und zur Verwirklichung dieser Ideale das Seine beitragen werde.

4. Eine Kundgebung, dass Deutschland nicht daran denke, Belgien zurückzubehalten, oder aus dem belgischen Staat einen zum deutschen Kaiserreiche gehörigen Teil zu machen.

Ich schliesse hieran folgenden Kommentar:

1. Unter einer „vertraulichen Zusammenkunft“ verstehe ich, dass Graf Hertling dabei eine kleine und informelle Zusammenkunft meinte, nicht aus Botschaftern, wohl aber aus Personen bestehend, die berechtigt wären, vertraulich, aber ohne Vorurteile die Möglichkeit einer formelleren Konferenz in Erwägung zu ziehen. Es ist wahr, wie Mr. Balfour hervorhebt, dass es unweise ist, Verhandlungen zu beginnen vor dem Vorhandensein einer aussichtsvollen und vorläufigen Verständigung. Aber wie soll eine solche vorläufige Verständigung erreicht werden, wenn keine vorhergehenden Besprechungen stattfinden? So wie die Sachen nun stehen, zählen die Alliierten unter heftigster Missbilligung alle die Verbrechen, welche Deutschland begangen hat, auf und stellen eine Reihe von Forderungen auf, welche nicht leicht zugestanden werden können, bevor Deutschland auf die Knie gezwungen ist. Die deutschen Wortführer andererseits führen unannehmbare Forderungen an, welche Lord Balfour als wahrscheinlich die äusserste Grenze des deutschen Zugeständnisses anführt, und schieben den Alliierten selbstsüchtige und aggressive Absichten zu. Unter diesen Umständen scheint es auf den ersten Blick, als gäbe es kein anderes Mittel, als was Graf Hertling nennt: „ein Festhalten an der bestehenden Methode des Zwiegesprächs zwischen Kanal und Ozean“, Zwiegespräche, welche sich schliesslich nicht ohne ihren Nutzen zeigen werden.

2. Graf Hertlings Zustimmung zu den vier Prinzipien ist befriedigend, soweit sie geht. Mr. Balfour ist in gänzlicher Übereinstimmung mit dem Geist all dieser vier Vorschläge, aber hebt mit Recht hervor, dass wir berechtigt sind, die Art, in welcher die hier angeführten Prinzipien in Deutschland in Anwendung gebracht werden, zu untersuchen.

3. Graf Hertlings Versicherung, dass er zu der Verwirklichung des Ideals eines unparteiischen, internationalen Schiedsgerichtshofes beitragen werde, mag man willkommen heissen. Mr. Balfour spricht auch (Unterhaus, 27. Februar 1918) von dem Ideal, nach dem wir uns alle sehnen, in dem ein internationaler Gerichtshof, versehen mit exekutiver Macht, sein wird, so dass der Schwache so sicher wie der Starke sein kann.

4. Begien wird als Prüfstein betrachtet, und deshalb ist die Sprache, in der Graf Hertling sich zu der belgischen Frage ausgesprochen hat, eingehend und kritisch geprüft worden. Er sagte: „Wir denken nicht daran, Belgien zu behalten oder es zu einem Teil des Deutschen Reiches zu machen, aber wir müssen — wie es auch in der Papstnote vom 1. August 1917 erörtert wurde — vor der Gefahr geschützt sein, dass das Land, mit dem wir nach dem Kriege wieder in Frieden und Freundschaft leben wollen, der Gegenstand oder das Aufmarschgebiet feindlicher Machenschaften werde.“ Diese Ausführungen sind mit ungünstigen Kommentaren versehen worden; allerdings veranlassen sie — besonders im Zusammenhang mit andern deutschen Äusserungen bezüglich des nämlichen Gegenstandes — zu der Annahme, dass Graf Hertling dabei an Forderungen dachte, die Belgien derartig drückenden territorialen, wirtschaftlichen und militärischen Bedingungen aussetzen würden, dass für dieses Land an eine unabhängige Stellung unter den europäischen Nationen nicht mehr zu denken sei. Aus dem Grund lohnt es sich, den Wortlaut der Papstnote vom 1. August 1917 zu betrachten, auf den Graf Hertling sich offenbar beruft, wenn er die Schritte, die unternommen werden sollten, damit Belgien nicht als „Aufmarschgebiet“ benutzt werde, angibt. Die betreffende Stelle lautet:

„Es ist klar, dass eine vollständige Räumung Belgiens durch Deutschland erfolgen und dass seine politische, militärische und wirtschaftliche Unabhängig-

keit gegenüber allen anderen Staaten, ohne Ausnahme, gewährleistet werden muss."

Wenn solch eine Garantie wirklich alles ist, was Graf Hertling verlangt, um zu vermeiden, dass Belgien ein Objekt oder Angriffspunkt von feindlichen Machenschaften werde, würde es gewiss nicht schwer halten, ihn zu befriedigen. Wir wollen hoffen, dass im Laufe der „Dialoge", die ohne Zweifel fortgesetzt werden, er uns sagen wird, ob das seine Meinung sei, oder ob ganz andere Absichten, in der päpstlichen Note nicht angedeutet, in seinem Sinne lagen, als er seinen etwas unglücklichen Satz verfasste. Dieser Punkt verlangt Aufklärung, weil, wenn Graf Hertlings Eröffnung zurückgewiesen worden ist, dieses grösstenteils verschuldet ist durch die Interpretation, die man seiner Erklärrung über Belgien gegeben hat. In dieser Beziehung möchte ich bemerken, dass, wenn ein internationaler Gerichtshof in Wirkung ist, ein solcher Missbrauch von Belgiens Neutralität, wie Graf Hertling fürchtet, nicht sehr wahrscheinlich sein wird.

Ich sehe nicht ein, warum der „Dialog" nicht fortgesetzt werden sollte, oder weshalb es nicht möglich sein sollte, daraus in eine „intime Besprechung" hinüberzugleiten. Es ist eine fundamentale Übereinstimmung, was die vier Prinzipien und die Notwendigkeit eines internationalen Gerichtshofes mit exekutiver Macht betrifft, vorhanden. Ich glaube, was Belgien anbetrifft, in Anbetracht des tapferen und langleidenden Landes, werden wir, wie Herr Ramsay Mac Donald im Unterhause sagte, gewiss keinen Humbug erlauben. Die Wiederherstellung Belgiens ist natürlich, wie der Präsident sagt, „der heilende Akt", ohne den die ganze Struktur und Gültigkeit des internationalen Rechts für immer verletzt ist. Aber es ist nötig, Gewissheit zu haben, dass eine ähnliche Behandlung auch auf andere Gebiete, die nun durch die Zentralmächte in Frankreich und anderswo besetzt sind, ausgedehnt werde. Ein deutscher Staatsmann nach dem andern hat auf eine Politik der Eroberungen und Annexionen Verzicht geleistet.

Wenn wir dagegen zu Forderungen gelangen, im Interesse des künftigen Friedens, dass Gebiete, die jetzt einen Teil der Besitzungen der einen Macht bilden, einer andern übertragen werden sollen, so werden die zu überwindenden Schwierigkeiten viel beträchtlicher. Solche Schwierigkeiten erheben sich in bezug auf die französischen Ansprüche auf Elsass-Lothringen, auf die italienischen Ansprüche auf gewisse Distrikte von Österreich und auf die englischen Ansprüche auf Teile des türkischen Reiches. Ich bin weit entfernt, zu meinen, dass all diese auf der gleichen Stufe stehen, aber sie weichen alle ab von den Fällen, in welchen die Frage bloss die der Wiederherstellung ist.

Wenn wir, wie der Premierminister uns verkündigt hat, am Ende des Krieges einen grossen internationalen Friedenskongress haben werden, ist es dann nicht unvermeidbar, die Behandlung der Fragen, die zu der letzten Klasse gehören, dieser Konferenz zu unterbreiten? Mr. Lloyd George machte die besondere Anregung, welcher Präsident Wilson offenbar zustimmt, dass die Frage der deutschen Kolonien, eine der schwierigsten und delikatesten, für solch einen Kongress aufgespart werden soll.

Glaubt irgend jemand, dass diese Fragen entschieden werden können, und zwar in einer vernünftigen Frist, während der Krieg noch wütet? Können wir mehr tun, als zum voraus die Prinzipien festlegen, mit welchen der Friedenskongress sich befassen wird, und könnten wir diejenigen verbessern, die der Präsident vorgeschlagen hat, und welche beide Seiten anzunehmen nicht abgeneigt sind?



Die Ideenvorbereitung der russischen Revolution.

Von Dr. N. RUBAKIN.

Revolutionen kommen immer mehr oder minder unerwartet. Das ist nun einmal Brauch der Greisin Historie. Und man lässt sich durch ihre Lektionen wenig belehren — das ist wiederum das Trägheitsgesetz der Völker und besonders ihrer Regierungen. Diese verharren bis zuletzt in der angenehmen Selbsttäuschung, in ihrem Lande gehe es anders zu, als in den andern Ländern. Dabei wird vergessen, dass die Revolution in der Tiefe von Millionen Seelen reift, gewiss nicht vor den Augen der Obrigkeit; und die Seele des Menschen ist ein See, dessen Wellen nicht registriert sind. Das lehrreiche Beispiel einer Regierung, die von der „Ruhe ihres Volkes“ überzeugt ist, bietet uns die russische Revolution von 1917. Für viele kam sie unerwartet, viele hat sie in Staunen versetzt. Europa war felsenfest davon überzeugt, dass das russische Volk sein „Väterchen“, den Zaren liebte, — und plötzlich stellt sich heraus, dass dieses Volk, das der rechtgläubigen Kirche und dem Absolutismus treu ergeben, von Patriotismus und Nationalismus tief durchdrungen ist, sich höchst unpatriotisch und unnationalistisch benimmt, ja sich als Feind der Selbstherrschaft und beinah auch der Kirche erweist. Wieso und warum konnte das geschehen? Ich will versuchen, diese Frage zu beantworten, sowohl vom soziologischen Standpunkt, wie vom Standpunkt der russischen revolutionären Praxis.

Der Umschwung im Bewusstsein der russischen Volksmassen im Geiste der Revolution beginnt am Ende der achtziger Jahre. Die Ursachen dazu waren sozialer, ökonomischer, politischer und rein intellektueller Natur. Zu den ersteren gehört vor allem die zunehmende Verarmung der Bauern infolge der missglückten Form der Abschaffung der Leibeigenschaft im Jahre 1861 mit ihren ungeheuren Abzahlungssummen für den Boden, die zu seiner Rentabilität in keinem Verhältnis standen. Hand in Hand damit ging die Verarmung der Grundbesitzer, die seit 1861 die billige Arbeitskraft der Leibeigenen verloren hatten. Dazu kam das Wachstum der Stadtbevölkerung als Folge der Landflucht einerseits und der Entwicklung des Kapitalismus (Finanz-, Handels-, Industrie- und Agrarkapitalismus) in Russland mit dem zunehmenden Proletariat. Politisch vollzog sich unterdessen die Anlehnung des Zarismus an die Gutsbesitzerklasse und den Adel, der, nachdem er seine historische Rolle ausgespielt hatte, und seiner sozial-ökonomischen Wurzeln beraubt war, sich energisch an den Zarismus anklammerte, in dem er seine politische und rechtliche Stütze fand. Der Zarismus, besonders unter Alexander III. und Nikolaus II., der die Sinnlosigkeit seiner Politik mit dem Beispiel des „sorgenden Vaters“ zu bemänteln liebte — der Zarismus verlor seine Volkstümlichkeit und stellte sich auf Seiten der Gutsbesitzerklasse; nur ausnahmsweise wurden die Interessen der Grossindustrie gegenüber den Interessen des übrigen Russlands ausgespielt. Und das alles fand nach den verhältnismässig liberalen Reformen Alexanders II. statt! Die Politik der reaktionären Agrarier, zugunsten

deren 1864 alle innerpolitischen Reformen Russlands*) durchgeführt wurden, war zugleich die Politik des Zaren. All das wurde genügend von der russischen wissenschaftlichen und Tagespresse erkannt, dokumentarisch erforscht und zur Grundlage der revolutionären Propaganda gemacht.

Besonders deutlich kam der Charakter der von den Zaren geführten Politik im weitesten Sinne des Wortes in der Frage der Volksbildung zum Vorschein. Alle russischen Zaren, selbst die „aufgeklärtesten" waren ausgesprochene Gegner der Volksaufklärung. Wenn eine Epoche gewisse Konzessionen in dieser Hinsicht machte, so folgten darauf Repressalien. Die Bildung wurde an das russische Volk nur insofern zugelassen, wie man den Gang des Fortschritts nicht aufhalten konnte. Man befrage die Dokumente, wie sie bis jetzt kein Land in Europa gekannt hat. Katharina II. schrieb eigenhändig: „Das gemeine Volk darf keine Bildung erhalten: wenn das Volk ebensoviel wissen wird, wie Sie und ich, so wird es uns nicht mehr in dem Masse gehorchen, wie es uns jetzt gehorcht." Schischkoff, Alexanders I. Lieblingsminister, schrieb: „Dem ganzen Volke oder einer unverhältnismässigen Anzahl von Menschen das Lesen und Schreiben beibringen, würde mehr schaden als nützen." — „Gibt es denn keine Mittel, um den Kleinbürgern den Zutritt zum Gymnasium zu verwehren?" fragte Nikolaus I. „Man muss mit aller Kraft die Volksaufklärung bekämpfen", schrieb P. Leontjeff, ein Mitarbeiter des Grafen Dm. Tolstoj, desselben Tolstoj, der als Kultusminister unter Alexander II., unter persönlicher Leitung dieses Zaren von 1864—1881 gegen die Volksbildung kämpfte. „Die Verbreitung der Volksbildung ist entschieden schädlich", schrieb K. Pobjedonoszeff, der *spiritus rector* Alexanders III. und Nikolaus II. Und ebenso Graf Deljanoff, der Kultusminister unter Alexander III. und Nikolaus II.: „Die Kinder von Kutschern, Hausdienern, Wäscherinnen, Krämern und überhaupt Personen, die unter dem Rang eines Kaufmanns zweiter Gilde stehen, dürfen überhaupt keine Mittel- und Hochschulbildung geniessen." Dieselben Tendenzen konnte man bei den Ministern Kasso, Schwarz und den andern bis 1917 beobachten. Es war, als ob der Absolutismus fühlte, dass die Volksbildung seine Achillesferse sei.

Das alles wussten die Revolutionäre und alle oppositionell Gesinnten. Und in keinem Lande ausser Russland wurden daher diese ausgezeichneten Methoden der Propaganda angewendet, deren Grundlagen und Theorie unter dem Namen „bibliologische Psychologie" auf der Experimental-, Individual- und Sozialpsychologie beruhen**). Die Ideeneinwirkung von seiten der russischen Intelligenz, die sich sowohl aus den gebildeten Ständen wie aus dem Volke selbst (Bauern und Arbeitern) rekrutierte, hatte ein kolossales Werk vollbracht: 1904—1905 war das Ansehen des Zarismus in den Volksmassen bereits untergraben. Keine Massnahmen der Zensur und der Polizei konnten es verhindern. Die Jahre 1905—1914 waren die Jahre, da die Idee des Zarismus, die in der Psychologie der Volksmassen tief wurzelte, unaufhaltsam zerbröckelte. Durch welche Mittel wurde es erreicht?

Es ist ebenso lehrreich wie interessant, die Methoden der revolutionären Propaganda in Russland kennen zu lernen. Man könnte ganze Bände darüber schreiben. Ich halte es für überflüssig, von der allgemein üblichen revolu-

---

*) S. N. Roubakine: La réaction russe et son évolution. — Revue politique internationale 1916, Nr. 21—22.

**) Wir werden unsern Lesern demnächst Näheres über diesen interessanten Zweig einer neuen Wissenschaft berichten. Die Red.

tionären Propaganda zu sprechen. Als Praktiker und Theoretiker der revolutionären Propaganda von 1882—1917, möchte ich den Gang und die Methoden dieser Propaganda folgendermassen formulieren: Ein und dasselbe Wort, ein und derselbe Satz wird verschieden aufgefasst, je nachdem, ob er von dem Verfechter der bestehenden Ordnung oder von dessen Gegner aufgenommen wird. Das ist die Frage und der Inhalt der menschlichen „Mneme“, d. h. des Vorrates an individueller, sozialer und geschichtlicher Erfahrung, die in verschiedenen gesellschaftlichen Schichten und bei verschiedenen Individuen auch verschieden ist. Das heisst: für den Zensor und den Polizeimann, für den Beamten, Inspektor und Arbeiterausbeuter wird in einem Buch oder einer Propagandaschrift ganz gewiss das unbeachtet bleiben, was die Arbeiter oder Bauern sich gerade aus dieser Schrift holen werden. Interessant ist, dass diese Feststellung bereits vom Minister Graf Deljanoff in einem offiziellen Communiqué 1895 gemacht worden ist (veröffentlicht von Burtzeff 1907). Das, was für sie von keinem Interesse ist, lassen die Leser unter den Bauern und Arbeitern „organisch“ unbeachtet, gewissermassen ungelesen. Dagegen verleihen sie dem Gelesenen oder Gehörten einen neuen eigenen Inhalt, den das Buch an sich vielleicht nicht einmal hat. Diese Tatsache nutzten die russischen Propagandisten und Freiheitskämpfer seit 1885 systematisch aus. Sie wandten sich an das Volk an Hand erlaubter, ja zuweilen sogar reaktionärer Broschüren; denn sie wussten, dass die reaktionären Tendenzen der Bücher von der Volksseele abgelehnt werden, während der Inhalt zum grössten Teil assimiliert wird.

Im Vergleich zu dieser Armee der „legalen Revolutionäre“ erscheint die Zahl der eigentlichen Revolutionäre und der Parteikämpfer, die erst seit 1870 bedeutende Namen aufweisen, verschwindend klein. Die Kulturkräfte erschwerten ausserordentlich den Kampf der Regierung gegen die Revolution. Zu Propagandazwecken benutzte man Artikel nicht nur aus liberalen, sondern manchmal sogar aus reaktionären Zeitschriften und Zeitungen. Diese Artikel wurden ausgeschnitten, in Hefte geklebt und verbreitet. Manchmal wurden dabei gewisse Stellen angestrichen. Es gab eine Unmenge Propagandisten, deren besondere Force es war, die legale Literatur für die revolutionäre Propaganda auszubeuten. Diese Propaganda wurde dann in Tausenden der verschiedensten Bildungsanstalten geführt, wie in den Schulen und Schulbibliotheken, in den Volkslesehallen, den Volkshörsälen, in den öffentlichen Bibliotheken, in den Städten und auf dem Lande und ganz besonders in den Sonntags- und Abendschulen. All das nannte man „Kulturarbeit“; dabei wurden absichtlich alle für die Regierung „schrecklichen“ Ausdrücke wie „Revolution“, „Sozialismus“ oder ähnliche, vermieden. Tausende Kulturarbeiter verrichteten so revolutionäre Arbeit, während die Führer sich um verschiedene Aufklärungsgesellschaften gruppierten, wie das Petersburger oder das Moskauer „Aufklärungskomitee“, die „Kaiserliche frei-ökonomische Gesellschaft“ oder die „Kommission zur Organisierung der häuslichen Lektüre“. Diese Führer sassen in den Redaktionen der liberalen pädagogischen Zeitschriften und in den Verlagen; sie leiteten die wissenschaftlichen, pädagogischen und ökonomischen Kongresse und benutzten jede Tribüne zur Propaganda und Agitation über die Köpfe der Obrigkeit hinweg. Auf diesem Boden erwachsen auch die Kampfesmethoden. Eine erhebliche Stütze lieferte dabei die genaue Kenntnis des Volkslebens und der Volkspsychologie; diese Arbeit wurde besonders durch die statistischen Erhebungen in den Semstwos ge-

leistet. Gerade weil man das Leben der Massen kannte, verstand man auch, ein System von „Andeutungen“ zu organisieren, die allein den Lesern, auf die es ankam, verständlich waren. Die Presse, die sich die Erläuterung der sozialpolitischen Entwicklung Russlands seit 1861 zum Ziel stellte, wimmelte von diesen versteckten Anspielungen; und ganz besonders die sogenannte Volksliteratur, die beim alten Regime einer dreifachen oder gar vierfachen Zensur unterworfen war. Daneben wirkte mit viel Erfolg die seit Alexander Herzen übliche illegale Literatur, die teils aus dem Ausland kam, teils in Russland heimlich gedruckt wurde. Sie gab den „Gesichtswinkel“, sie nannte die Dinge bei ihren richtigen Namen, sie war eine Art Fremdwörterbuch im Politischen.

Die Volksliteratur Russlands ist, wenn nicht reicher, so doch höher zu bewerten als z. B. die Frankreichs oder Deutschlands. Die russische Volksliteratur ist ein altbewährtes Werkzeug der Propaganda. Man kann da selbst in einer Broschüre über Zoologie soziale und politische Andeutungen und Bemerkungen finden, die allein dem Mann aus dem Volke verständlich sind. Die Revolution von 1905—1907 ermöglichte es, über 60 Millionen politischer und anarchistischer Bücher und Millionen antizaristischer Zeitungen unter das Volk zu werfen. Höchstens 20—25 Prozent davon wurde von der Polizei aufgespürt und vernichtet.

Eine russische Erscheinung besonderer Art ist der von jeher bekannte Typus des „Lesers zwischen den Zeilen“. All die Mängel des zaristischen Regimes, die Not des Volkes, wie die Hungerjahre 1890—1914, und insbesondere 1891—1892, dann das Verbot, ohne Regierungsgenehmigung unter den Bauern Brot zu verteilen (1897), der russisch-japanische Krieg, die Reaktion von 1906 bis 1914, die Abenteuer der Rasputin-Periode, die Heldentaten der russischen Kleptokratie — all das lieferte das revolutionierende Material, auf dessen Grundlage sich die russische revolutionäre Volkspsychologie entwickelte. Viel trug dazu die Regierung selbst und Nikolaus II. bei: seine Organisation der Geheimpolizei, der Schwarzen Hundert, der Pogroms, und seine Unterstützung des reaktionären Adels und des Klerus. Die Geistlichkeit war unter Pobjedonoszeff bei den Wahlen in die IV. Reichsduma an den Tiefstand ihres moralischen Ansehens gelangt und konnte nicht mehr die Propaganda und Agitation von seiten des russischen Sektierertums aushalten, das sich seit den achtziger Jahren rasch entwickelt hatte und seinem Wesen nach nichts anderes ist als die russische Reformation von unten herauf. Die revolutionäre Propaganda ging daher stets Hand in Hand mit der antikirchlichen. Eine grosse Rolle spielte auch der Antisemitismus und überhaupt der enge Nationalismus der russischen Regierung; er machte ein Drittel der Bevölkerung (33 Prozent Nichtrussen) zu seinem Feinde.

Alles Gesagte illustriert den Boden, dem die geistigen Strömungen der russischen revolutionären Intellektuellen entsprangen und wo diese ihre Kraft schöpften. Bis diese Kraft reif war. Und der Zarismus konnte mit ihr nicht mehr fertig werden, wie keine Regierung der Welt mit der Seele des Volkes und seinem Schmerz über erlittenes Unrecht fertig werden kann.

Clarens (Schweiz).



Zu dem am 15. März erschienenen Aufsatz von Dr. N. Rubakin: ***Lenin als Mensch und Revolutionär*** *ersucht uns Karl Kautsky die folgende* ***Entgegnung*** *aufzunehmen:*

Die „Internationale Rundschau“ (4. Jahrg., 3. Heft) bringt einen Artikel von Rubakin über Lenin, in dem der Verfasser meine Anschauungen über Ethik angreift. Das ist sein unveräusserliches Menschenrecht, und ich würde ihn dabei nicht stören, wenn er nicht das, was er als meine Ausführungen bezeichnet, in Gänsefüsschen weitergäbe, so dass der Leser annehmen muss, es würden meine eigenen Worte zitiert. In Wirklichkeit haben wir es hier mit einer freien Wiedergabe zu tun. Einer so freien, dass ich meine Gedanken nicht mehr wieder erkenne.

Namentlich gegen einen der mir unterschobenen Sätze muss ich protestieren. Rubakin führt folgende Worte als von mir geschrieben an:

„Der moralische Faktor, der dem Tierreich vollkommen fehlt, ist ein Produkt der ökonomischen Entwicklung. Es ist der veränderlichste aller Faktoren, da nicht nur die Stärke und Sphäre seiner Wirkung, sondern auch sein Inhalt den grössten Veränderungen unterworfen sind“ (Kautsky, „Ethik und materialistische Geschichtsauffassung“, das Kapitel über „Gewohnheiten und Instinkte“).

Danach muss jeder Leser annehmen, meine Ansicht sei die, dem Tierreich fehle der moralische Faktor vollständig. Dieser sei das ausschliessliche Produkt der ökonomischen Entwicklung und der veränderlichste aller Faktoren, die das Handeln des Menschen bestimmen.

Nichts von alledem ist in meiner Schrift zu finden, wohl aber das gerade Gegenteil.

Ich unterscheide in der menschlichen Ethik zweierlei Faktoren, die Satzungen der Moral und die sozialen Triebe, Instinkte, Tugenden. Die sozialen Triebe sind uns von unseren tierischen Vorfahren überkommen, sie sind der zäheste, am wenigsten veränderliche Faktor der Moral. Die Satzungen der Moral sind dagegen ausschliesslich dem Menschen eigen, sie ändern sich mit der ökonomischen Entwicklung. Dieser Faktor ist im Verhältnis zum ersteren veränderlich.

Darüber sage ich in dem Kapitel „Gewohnheit und Konvention“ (nicht „Gewohnheiten und Instinkte“! Nicht einmal die Kapitelüberschriften zitiert Rubakin richtig), nachdem ich über die „von der Tierwelt übernommenen moralischen Faktoren“ gesprochen:

„Die ökonomische Entwicklung schafft einen besonderen moralischen Faktor, der in der Tierwelt gar nicht existiert, und das ist der wandelbarste von allen, denn nicht nur seine Kraft und sein Geltungsbereich, sondern auch sein Inhalt ist den stärksten Veränderungen unterworfen. Das sind die Satzungen der Moral.“ (S. 120.)

Man vergleiche diesen Satz mit dem, was Rubakin mich sagen lässt, und es wird ohne weiteres klar, dass Herr Rubakin meine Gedanken wie meine Worte gleich falsch wiedergegeben hat.

Und das wiederholt sich auf Schritt und Tritt. Er lässt mich sagen, dass, „dasjenige, was Unsittlichkeit genannt zu werden pflegt, nur die Abart einer Moral ist, die von der unseren abweicht“. Ungefähr ist dieser Satz bei mir zu finden in der Form:

„Da alle Sittlichkeit relativ, sei das, was man Unsittlichkeit nennt, eben nur eine, von der unsern abweichende Art der Sittlichkeit“ (S. 132).

Schon das Wörtchen „sei“ bezeugt, dass ich hier nicht meine Anschauung ausspreche, sondern die anderer, eine Anschauung, die ich zitiere, um sie zu bekämpfen, wobei ich zu dem Ergebnis komme:

„Als absolute Unsittlichkeit kann man nur das Fehlen der sozialen Triebe und Tugenden bezeichnen, die der Mensch von den sozialen Tieren übernommen hat“ (S. 134).

Es gibt also auch für mich eine absolute Unsittlichkeit.

Wie Herr Rubakin über meine Sittlichkeit denkt, ist mir sehr gleichgültig. Im Interesse seiner eigenen Sittlichkeit will ich annehmen, dass er meine Schrift, die er zitiert und bemängelt, gar nicht gelesen hat, sondern dass er nur auf Grund irgend einer liederlichen Kritik in irgend einer russischen Zeitung urteilt und verurteilt. Aber nicht gleichgültig ist es mir, wenn mir vor dem Publikum der „Internationalen Rundschau“ Anschauungen unterschoben werden, noch dazu in der Form wirklicher Zitate, die ich entschieden ablehnen muss. Meine Ethik deckt sich gewiss nicht mit der des Herrn Rubakin, aber auch nicht mit der, die er als die meine vorführt.

Karl Kautsky.

Dr. Rubakin bemerkt hiezu:

Aus den oben abgedruckten Bemerkungen Herrn Kautskys über meinen Lenin-Artikel ersehe ich, dass sie von zwei Ursachen hervorgerufen worden sind: erstens — von in Wahrheit grundsätzlichen Unterschieden in unseren ethischen Anschauungen; zweitens aber von einigen Ungenauigkeiten, die sich in meinen Artikel eingeschlichen haben. Von den grundsätzlichen Unterschieden in unseren ethischen Anschauungen zu sprechen, ist hier nicht der Platz, — ich hoffe, es ein anderes Mal tun zu können. Was die Ungenauigkeiten betrifft, die zum Teil darauf beruhen, dass ich mich einer russischen Übersetzung der „Ethik“ Kautskys bediente, da mir das deutsche Original nicht zur Hand war, so kann ich nicht umhin, mein lebhaftes Bedauern auszudrücken, dass sie sich in meinen Artikel eingeschlichen haben.

Clarens, 9. April 1918. *N. Rubakin.*



Das Jahr 1777, in welchem die amerikanischen Kolonien sich von England loslösten — mehr durch ihr eigenes Gewicht als durch ihren freien Willen — erhitzte die Leidenschaften bis zum Kriegssiedepunkt. Dem Engländer stellte sich dieser Krieg unter dem Ideal der Niederwerfung von Rebellen und der Erhaltung britischer Oberherrschaft dar, dem Amerikaner als Kampf um die Freiheit, als Widerstand gegen Tyrannei und als das Opfer seiner Selbst auf dem Altar der Menschenrechte. Ohne auf den Wert dieser Ideologien einzugehen, begnügen wir uns hier, den Tatsachen entsprechend, zu konstatieren, dass sie sowohl Engländern wie Amerikanern zu dem Entschluss verhalfen, einander so viele Menschen zu töten als nur irgend möglich, und dass dieses Tun von der Geistlichkeit moralisch unterstützt wurde, die in beiden Lagern die Waffen im Namen Gottes segnete.

Aus „The Devil's Disciple“, Bernard Shaw 1900.

Der neurotische Charakter und der Weltkrieg.

Von Prof. S. FEILBOGEN.

Im Jahre 1912 hat der Wiener Nervenarzt Dr. Alfred Adler ein Buch veröffentlicht unter dem Titel: Über den nervösen Charakter (Wiesbaden, J. F. Bergmann). Dieses Werk enthält eine grundstürzende Theorie vom Wesen und der Entwicklung des menschlichen Charakters, abgeleitet aus den Beobachtungen des Verfassers über die Erscheinungsformen des nervösen Menschen. Jene Theorie der normalen Charakterbildung soll zugleich die „Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie" bieten, also die längst vermisste und geforderte wissenschaftliche Grundlegung der praktisch wichtigsten aller Kenntnisse, der Menschenkenntnis; andererseits will Adler durch die Ergründung des nervösen Charakters den Ärzten den Schlüssel für die richtige Behandlung aller Neurosen und Psychosen in die Hand legen.

Adler gliedert demgemäss sein Buch in zwei Teile: einen theoretischen von bloss 59, und einen praktischen von 136 Seiten. Schon der reichlich doppelt so grosse Umfang des praktischen Teiles lässt erraten, dass dem Verfasser seine theoretischen Überzeugungen aus einer reichen und tief durchdachten Praxis erwachsen sind. In der Tat ist auch der zweite, der praktische Teil, von theoretischen Deutungen durchsetzt und gipfelt in einem Schluss, der einen metaphysisch-mystischen Ausblick auf den Zusammenhang alles Seins und Werdens gewährt. Das Werk macht übrigens geradezu den Eindruck einer rein esoterisch gedachten Lehre. Ausdruck und Anordnung sind wenig darauf berechnet, ausserhalb der engsten Fachkreise die Aneignung zu erleichtern; der Text ist reich an Wiederholungen, Antizipationen, Anspielungen auf des Verfassers ältere Werke. Gleichzeitig wird der Leser durch jähen Wechsel zwischen tiefsinnigen Einblicken und weitreichenden Ausblicken einerseits, handgreiflichen Einseitigkeiten und willkürlichen Künsteleien andrerseits in einem unaufhörlichen Hinauf und Hinunter von Bewunderung und Widerspruch erhalten; und indem vieles, was er bisher als Grundlage aller Ethik für fest und unerschütterlich gehalten hat, als fiktive Hilfskonstruktion des menschlichen Denkens hingestellt wird, fühlt er den Boden unter seinen Füssen weggezogen und gerät in eine Art geistiger Seekrankheit. So ist es gewiss den ersten Lesern von Kants „Kritik der reinen Vernunft" zu Mute gewesen, ohne dass ich übrigens damit über das Wertverhältnis der beiden Werke irgend etwas ausgesagt haben möchte.

Wenn ich mich als Nichtarzt daran wage, diese Gedankengänge einem weiteren Leserkreis zugänglicher zu machen, so geschieht dies, weil ich als Mensch und als Pädagoge von ihren Konsequenzen aufs tiefste ergriffen bin. Nach den Theorien des Verfassers irren wir sowohl über das Wesen des menschlichen Charakters, der nicht annähernd so feststehend und angeboren wäre, wie die allgemeine Meinung annimmt und Schopenhauer bekanntlich in seiner eindringlichen Weise betont hat; wir irren auch über das Wesen der Nervosität, welche nicht bloss als krankhafte Schwäche, sondern auch als Begleiterscheinung oder wenigstens als eine krankhafte Spiegelung des Aufstieges

zu höherem Menschentum zu werten wäre. Nun ist aber ein tieferer Einblick in das Wesen des menschlichen Charakters nicht bloss ein fachliches Problem für einen engen Spezialistenkreis, sondern allen Menschen schon durch das uralte „Erkenne dich selbst“ geradezu als ihre ernsteste Lebensaufgabe oder als der einzige Weg zur Lösung aller ernsten Lebensaufgaben verkündet. Aber auch eine Aufklärung über das Wesen und die zweckmässigste Behandlung nervöser Charaktere ist etwas, woran in unserer Zeit auch der Nichtarzt ein berechtigtes Interesse hat. Es gibt heute kaum noch eine Familie, in welcher die Nervosität nicht ihre Opfer gefordert hätte, und jeder Mensch, der in seiner Familie oder in seinem Berufe auf andere Menschen einzuwirken hat, muss diese im weitesten Sinne pädagogische Tätigkeit auch auf nervöse Individuen erstrecken und kann diese durch unzweckmässige Behandlung den beiden höchsten Gefahren des nervösen Menschen, dem Wahnsinn und dem Selbstmord, zutreiben, während er glaubt, ihr Bestes anzustreben. Es scheint mir somit schon die Aufgabe einer gemeinverständlichen Wiedergabe dieser schwierigen Gedankengänge, wenn auch nur in ihren wesentlichsten Grundzügen, von Interesse für die Allgemeinheit zu sein. Sie soll den ersten Teil der nachfolgenden Ausführungen bilden.

Weiterhin drängt sich aber, gerade im Rahmen dieser „Rundschau“, eine Anwendung von Adlers individual-psychologischen Beobachtungen und Methoden auf die Kollektivpsychologie auf, die in letzter Linie auch für den Weltkrieg den Weg zu einem tieferen, befreienden und versöhnenden Verständnis bahnt. Diese Anwendung soll den zweiten Teil des Aufsatzes bilden.

I.

Was an der Methode Adlers zunächst auffällt, ist, dass er sich des nervösen oder neurotischen Charakters bedient, um die Vorgänge im normalen Charakter zu beleuchten. Er wendet also zur Erklärung der Charakterbildung die Methode an, durch welche die Wissenschaft schon oft die geheimnisvollen Vorgänge des menschlichen Bewusstseins und selbst des unbewussten Organismus zu erschliessen versucht hat, dass sie nämlich aus den Erscheinungen der Erkrankung die Träger und Funktionen des gesunden Lebens zu erraten strebte. Das Überraschende aber ist, dass Adler geradezu die Wesensgleichheit der Vorgänge, die zur normalen Charakterbildung und jener, die zu den krankhaften Verirrungen der Neurose oder selbst der Psychose führen, mit vollster Überzeugung behauptet und sogar wahrscheinlich zu machen weiss. Auch die gesündesten Ideale, die sittlichsten Charakterzüge, ja selbst Schuldbewusstsein und Gewissen, beruhen nach ihm genau so gut auf blossen Fiktionen des menschlichen Bewusstseins wie die Torheiten und Verlogenheiten des nervösen Charakters.

Bei diesem ist es nun nach Adler vollkommen sicher, dass seine letzte Wurzel in dem Gefühle einer Minderwertigkeit liegt. Dieses kann durch die Minderwertigkeit eines einzelnen Organes oder durch die Kleinheit, Schwäche, Kränklichkeit, Unbegabtheit des ganzen Menschen begründet sein. Es kann auf einer Verwerfung der ganzen Persönlichkeit durch ihren Träger beruhen, wegen sittlicher Schuld oder geistiger Schwäche oder Stumpfsinns im ganzen oder nach bestimmten Richtungen.

Die nächste Folge dieses Gefühles der Minderwertigkeit, das schon das nervöse Kind bedrückt, wird eine beständige Aufmerksamkeit auf das minderwertige Organ oder die minderwertige Seite der eigenen Persönlichkeit sein,

ein beständiger Hang zu kränkenden Vergleichen mit andern, besser ausgestatteten Personen. Die seltsamsten Kunstgriffe werden angewendet, um das Gebrechen zu verstecken oder um als bedauernswertes Kind die ganze Umgebung zu tyrannisieren. Oft wird aber auch ein Drang hinzukommen, die nach der einen Richtung bestehende Minderwertigkeit durch eine Überwertigkeit nach der andern Richtung zu kompensieren. Dies wird mitunter ganz unwillkürlich geschehen. So erzählt Gustav Freytag, dass er trotz seiner Kurzsichtigkeit auf den Rat seines Vaters Augengläser nur bei besondern Anlässen benützt habe, und dass ihm aus diesem Defekt des Gesichtssinnes ein ganz besonderer Reichtum der visuellen Psyche, ein besonderer Feinsinn inbetreff der ihm in nächster Nähe zugänglichen Beobachtungen und auch im Erraten der undeutlichen entfernteren Vorgänge erwachsen sei. So kompensiert die Psyche oft von selbst die Mängel eines Organes. Oft aber auch ist die Kompensation das Ergebnis bewusster und planmässiger Anstrengung, wie wenn z. B. ein hässliches Mädchen oder ein unbegabter Knabe durch rührende Anstrengungen der Liebenswürdigkeit und Hingebung die stiefmütterliche Kargheit der Natur wettzumachen sucht. Dieses letztere ist nun gewiss ein edles Streben, aber auf ganz ähnlichen Vorgängen kann auch die krankhafte Entwicklung, die Neurose, beruhen.

Zunächst nämlich versucht auch der Nervöse, sich das Bild einer höhern und machtvollern Persönlichkeit zu konstruieren, der er gleichen möchte, um seine Minderwertigkeit zu kompensieren. Die natürlichste Form dieses Strebens ist das, was der Autor als den „männlichen Protest" bezeichnet, d. h. den Vorsatz, „ein ganzer Mann zu sein", also, unter den gewöhnlichen Verhältnissen des nervösen Kindes, dem Vater zu gleichen, dem eine Art Allmacht zugetraut wird. Nehmen wir nun an, dass dieses Ideal von der Seele eines weiblichen Kindes völlig Besitz ergreift, so stehen wir geradezu vor dem Typus des neurotischen Charakters, der sich nämlich von dem normalen nur dadurch unterscheidet, dass er sich auf dem Wege zur Erreichung seines Persönlichkeitsideals den Zusammenhang mit der Wirklichkeit völlig abschneidet. Das Mädchen hat den Ehrgeiz, ein Mann zu sein. Das ist nun natürlich unmöglich, und indem sich ihre ganze Psyche auf dieses Ziel hin entwickelt, kann sie nur von einer Unwahrheit in die andere, von einer Künstelei in die andere und schliesslich in vollendete Hysterie verfallen. Sie wird selbst in ihren Träumen immer „oben "sein wollen, in ihrer krankhaften Rechthaberei alle anderen in Unrecht setzen, entwerten. Das normale Mädchen kann und wird sehr oft genau dasselbe Ideal haben, aber mit beständiger Einwirkung des gesunden Menschenverstandes, so dass sie die Brücke zur Wirklichkeit niemals hinter sich abbrechen wird. Sie wird etwa versuchen — durch Wahrhaftigkeit, Mut, Stolz, unparteiische Gerechtigkeit, Konsequenz, Ausdauer usw. — das Beste am Manne nachzuahmen; aber sie wird nicht das Weibliche an sich als etwas sie beständig Kränkendes empfinden oder gar die weibliche Aufgabe im Leben, die Mutterschaft unbedingt zu vermeiden suchen, ja selbst vor der Ehe aus Furcht vor dem männlichen Partner und vor der weiblichen Unterlegenheit zurückschrecken, wie dies nur zu oft die Konsequenz des neurotischen Charakters bei Mädchen ist. Nebenbei bemerkt, kann diese Vorstellung weiblicher Kinder von der unbedingten Überlegenheit des Mannes sehr wohl ein Niederschlag der Jahrtausende alten Vorzugsstellung des Mannes sein, möglicherweise aber auch schon durch den naiven Eindruck von der alle überwältigenden physischen Stärke des Vaters bewirkt werden.

Jedenfalls nimmt Adler für die gesunde, ebenso wie für die krankhafte Charakterbildung an, dass sich zunächst das Kind in Form eines mehr oder weniger bewussten Persönlichkeitsideals ein Endziel steckt, welchem sein Charakter fortan zustrebt, und sich eben dadurch entwickelt. Ausdrücklich wird hervorgehoben, dass nicht die Lust und nicht die Selbsterhaltung die oberste Entscheidung über die Entschlüsse des Individuums zu geben hat, sondern jenes Persönlichkeitsideal, da dieses unter Umständen sogar die Selbstvernichtung gegen den Selbsterhaltungstrieb, das Übernehmen der grössten Schmerzen und Leiden gegen den Trieb nach Lust durchsetzen kann. Unter dem Diktat dieses Ideals rafft der Wille des Individuums aus den in jeder Psyche vorhandenen entgegengesetzten Möglichkeiten des Charakters diejenigen zusammen, welche am besten zur Verwirklichung des Endzieles, nämlich der Höherwertigkeit und der Beherrschung der näheren oder entfernteren Umgebung führen. So zieht die Psyche immer neue Hilfslinien und Hilfskonstruktionen bis zur vollkommen durchgebildeten Ausgestaltung des Charakterkeimes, mit dem der Mensch geboren wird, und Ausreifung desselben zum vollentwickelten Charakter. Das Ziel ist für alle der Sieg, die Höherwertigkeit, die Macht, die Dauer. Aber der eine will durch Demut siegen, der andere durch Hochmut, ein dritter durch eine zweckmässige Kombination beider Eigenschaften. Ebenso kann behufs Verwirklichung des fiktiven, d. h. bloss vorgestellten Persönlichkeitsideales ein Fülle von entgegengesetzten Charakterzügen hervortreten: Verlogenheit und Wahrheitsfanatismus, Treue und Untreue, Neid und Hochherzigkeit, Geiz und Freigebigkeit, Trotz oder Nachgiebigkeit, Ungeduld oder Geduld, Wildheit oder Sanftmut, Askese oder Genusssucht, Pedanterie oder Unpünktlichkeit, Schamhaftigkeit oder Exhibitionslust, Selbstquälerei oder Selbstverliebtheit, Schweigsamkeit oder Geschwätzigkeit, Sexualtrieb oder Homosexualität, Grausamkeit oder Mitleid, Koketterie oder Sittenstrenge, Familiensinn oder Einsamkeitsdrang, Entwertung anderer oder ihre überschwängliche Bewunderung. Alle diese Eigenschaften gleichen hier nur einer trockenen Aufzählung; aber der erfahrungsreiche Arzt und Psychologe Adler bringt für jede von ihnen aus seiner Praxis Belege, oft von grosser Überzeugungskraft; er verfolgt sie bis in die Träume und Kinderspiele der Betreffenden, bis auf den männlichen Protest, auf die Fiktion eines bestimmten Persönlichkeitsideales zurück, welches sie erzeugt. Und alle diese Eigenschaften sind ihm nichts als Hilfslinien oder Hilfskonstruktionen, durch welche der normale oder der nervöse Mensch der Verwirklichung dieser Fiktion zustrebt. So werden ihm alle unsere Charaktereigenschaften, alle unsere Grundsätze, das Gewissen selbst und das Schuldbewusstsein zu unrealen Gebilden der Einbildungskraft, allerdings im Streben nach Orientierung in der Wirklichkeit und Beherrschung der Wirklichkeit. Adler vergleicht sie mit den Meridianen und Parallelkreisen der Erdkugel, welchen ja auch keine wirklichen Linien auf der Erde entsprechen, sondern nur Einbildungen, geschaffen durch unser Bedürfnis, uns sicherer und geschickter nach einem bestimmten Punkte hin zurechtzufinden. Pflicht und Tugend, Sünde und Lasten wären Fiktionen des menschlichen Bewusstseins, allerdings dieses selbst eine Auswirkkung des allgemeinen Seins, in seinem Hingezogensein zu den geheimnisvollen Zielen des allgemeinen Werdens. Die Grundlagen der Sittlichkeit blosse Fiktionen! Das eben ist es, was, wenn man sich hineinzudenken versucht, das Gefühl abgrundschaudernden, schutzentblössten Schwindligwerdens erzeugt und

ebenso die konsequent durchgeführte Behauptung von der Wesensgleichheit der Vorgänge bei der Entwicklung des normalen, ja selbst des hochidealen Charakters und des neurotischen, ja selbst des psychotischen Charakters.

Die Heilung des letzteren will Dr. Adler dadurch bewirken, dass er den Patienten lehrt, seinen Wahn zu durchschauen. Er muss verstehen lernen, dass er ein Sklave seines männlichen Protestes ist, und dass sein Streben, seine Minderwertigkeit, deren peinigendes Gefühl auf dem Grunde seines ganzen Leidens liegt, zu verhüllen oder zu kompensieren, durch den Widerspruch mit der Wirklichkeit ein völlig aussichtsloses ist. Gelingt es, den Patienten von diesem Sachverhalt zu überzeugen, so kommt es oft noch zu einer letzten Revolte des männlichen Protestes, in der Form der Auflehnung gegen den Arzt, weil der Patient sich beherrscht fühlt und dieses Gefühl nicht ertragen kann. Es kommt eben dadurch zu seiner ursprünglichen Minderwertigkeit noch eine neue Minderwertigkeit dem Arzte gegenüber hinzu. Auch diese Revolte kann überwunden werden, wenn es gelingt, den Patienten dahinzubringen, dass er eben in dieser Abneigung gegen seinen Arzt eine Form seiner Krankheit erkennt und durch seinen Heilungswillen überwindet. Ist dieses aber nicht erreichbar, so muss der Arzt sogar die Grossherzigkeit haben, dem Patienten das Vergnügen zu lassen, ihn herabzusetzen und sich einem andern Arzte anzuvertrauen. Der ausscheidende Arzt muss sich in solchem Falle mit dem Bewusstsein begnügen, dass ja doch er es gewesen ist, der durch Einleitung des rückläufigen psychischen Prozesses, durch Entkräftung des falschen Persönlichkeitsideals und Zerstörung der von demselben erzeugten Charakterzüge — das Wesentliche der Heilung bewirkt hat.

So mannigfache Anregungen diese Auffassung auch bietet, so lassen sich gewisse Bedenken doch wohl nicht abweisen. Die geistreiche Konstruktion Adlers ist zunächst auf einer allzu simplistischen Voraussetzung aufgebaut. Ihm gilt die Minderwertigkeit oder wenigstens das Gefühl der Minderwertigkeit als d i e Ursache des neurotischen Charakters, während sie vermutlich nur e i n e, gewiss eine besonders wichtige, Ursache dieser krankhaften Verbildung des Charakters ist. Wie oft liegt die Ursache in den komplizierten Verhältnissen des Elternhauses — z. B. bei Kindern geschiedener Eltern, die zwischen Vater und Mutter hin- und hergezerrt werden oder — tiefer — in den im Kinde selbst sich bekämpfenden disparaten Hereditäten, wie oft erst in der inneren Gebundenheit des erwachsenen Menschen an einen rücksichtslosen Geliebten oder Ehemann oder an ein ebensolches Weib, wie oft in materiellen Sorgen usw. Es ist ferner gar nicht so unwahrscheinlich, dass die Neurose vieler Individuen aus den wohlhabenderen Schichten der Gesellschaft nicht so sehr einer Minderwertigkeit als einem Überschuss an Kräften entstammt, der unbeschäftigt bleibt und sich in den phantastischen Gedanken, Gefühlen und Willensregungen des Neurotischen betätigt, gleichsam wie bei einem Pferde, das zu gut genährt ist und von dem der Volksmund behauptet, dass es „der Hafer sticht". Unsere Zeit nennt sich gerne das Jahrhundert des Kindes, verdient aber in erzieherischer Hinsicht eher „das kindische Jahrhundert" genannt zu werden. Da wird das Kind in möglichst ostentativer Weise in den Mittelpunkt des Hauses gestellt, was für jedes Kind Gift ist; es wird künstlich zu einem Monstrum von Egoismus und Eitelkeit verbildet, physisch überernährt, geistig altklug gemacht, sittlich zum Tyrannen des Hauses und zum Oberrichter in den unaufhörlich vor ihm erörterten Meinungsverschiedenheiten der Eltern. Nicht nur muss es im Anfang seines Lebens schon an alle Ansprüche gewöhnt werden,

deren Befriedigung sich die Eltern als Frucht einer Lebensarbeit vergönnen dürfen, nicht nur werden alle seine Bedürfnisse aufs Reichlichste befriedigt, sondern es werden womöglich auch solche befriedigt, die es noch nicht kennt, noch nicht verstehen kann. Womöglich werden schon die Säuglinge sexuell aufgeklärt und die Untergymnasiasten auf ihre angeblichen sexuellen Bedürfnisse aufmerksam gemacht. Mit allem überfüttert, mit allem überstürzt, als Opfer der „Modernität" ihrer Eltern. Natürlich verlieren sie in diesem ihrer Unreife aufgedrängten überreifen Vorstellungsleben jeden Masstab ihres realen Wertes und werden viel öfter ein arrogantes Überwertigkeits- als ein Minderwertigkeitsgefühl haben.

Wer in allen diesen Fällen nach einem Minderwertigkeitsgefühl sucht, wird in die harmlosesten Träume in der Manier der Freudschen Schule die sonderbarsten Dinge hineininterpretieren oder er wird an einem sekundären Symptom herum kurieren und die Hauptursache ruhig fortwühlen lassen. — Selbst wo ein Minderwertigkeitsgefühl wirklich die tiefste Ursache der Neurose ist, wird die Adlersche Auffassung doch wieder nur auf eine gewisse Anzahl von Fällen zutreffen, in welchen die Neurose eine phantasiereiche, leicht bewegliche, erfinderische Psyche erfasst. Aber wie häufig sind die Fälle, in welchen der neurotische Charakter einfach ein ärmerer, der Patient ein von innerer Leere, trostlos angeödeter Mensch ist, vielleicht das Opfer von Überarbeitung, von masslosem Genussleben oder von erblichen Belastungen aller Art, von unzureichender Lebenskraft usw. Es ist gar nicht notwendig, dass eine solche Minderwertigkeit einen Kompensationstrieb und eine Fülle von Hilfskonstruktionen des Charakters erzeugt, sie kann einfach als Armseligkeit weiter vegetieren und mit ihrer leichten Ermüdbarkeit und krankhaften Empfindlichkeit sich und der Umwelt unheilbar zur Last liegen. Was ferner die Heilungsmethode betrifft, in den von Dr. Adler allein betrachteten Fällen phantastischer Missbildung des Charakters, so ist es auch da nicht ganz sicher, ob der Patient durch die Aufdeckung des fiktiven Wesens seines Ideals und der zugrundeliegenden persönlichen Minderwertigkeit immer gerettet werden wird. Es lässt sich auch das Gegenteil denken, dass nämlich das einzige Gut eines solchen Patienten gerade seine Illusion über sich selbst und über die Meinung seiner Umgebung sein kann, und dass die Zerstörung dieser tröstlichen „Lebenslüge" ,welche entweder die Natur oder die Liebe der Umgebung um die Wirklichkeit gewoben hat, den Patienten erst in unrettbare Verzweiflung stürzt, wie dies Ibsen in seiner unübertrefflichen Weise in der „Wildente" gezeigt hat. Aber nach allen diesen Bedenken müssen wir immer wieder hervorheben, dass es sich hier um eine bedeutende, in vielen Beziehungen neue und vertiefte Theorie handelt, deren Gegenstand nichts Geringeres ist, als was nach Goethe der Erdenkinder höchstes Glück bildet: die Persönlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)



Der Wirtschaftsfrieden im Osten.

Von ARTUR LAUINGER.

Während der Westen Europas von klirrendem Waffenlärm widerhallt und in dem einstmals gesegneten Landstrich der Picardie eine der grössten Entscheidungen der Weltgeschichte ausgefochten wird, ruhen im Osten die Waffen. Unterschrieben ist der Vertrag, der den Frieden zwischen dem russischen Reiche und den Zentralmächten besiegelt. Die Ratifikationsurkunden sind von einer Hand in die andere gewandert, unterfertigt ist der Friede der Mittelmächte mit der Ukraine, in endgültiger Ausführung der mit Rumänien. Der Krieg im Osten, der einstmals, zu Zeiten der russischen Dampfwalze, das Schicksal des Deutschen Reiches und damit den Weltkrieg entscheiden sollte, beschränkt sich heute auf militärische Säuberungsaktionen. Deutsche und österreichische Truppen durchstreifen die Ukraine, um dem jungen Staatswesen den Frieden zu sichern gegen die Störungsversuche maximalistischer Banden. Ein intensives Interesse der Zentralmächte liegt vor. Zunächst gilt es, dem jungen befreundeten Staat im Süden Russlands zu kraftvoller Existenz Ruhe und Zeit zu gewinnen, sodann die Ausführung der Wirtschaftsbündnisse zu ermöglichen, die ein wesentlicher Bestandteil dieses Friedens sind.

Mit dieser Feststellung tritt ein wesentliches Moment der Bedeutung des Ostfriedens für die Zentralmächte in Erscheinung. Von unendlicher Tragweite ist für den Weltkrieg wie für die ganze Zukunft der Zentralstaaten das Ausscheiden des Ostens als kriegführende Macht gegen sie. Doch nicht nur in der Demobilisierung der russischen Heere, nicht nur in der Bildung neuer Staatswesen aus den westlichen Gebieten des grossen russischen Reiches liegt die Bedeutung der Friedensschlüsse im Osten: von ungeheurer Tragweite ist der Einfluss auf die ökonomische Gestaltung der Zukunft. Man wird bei der Untersuchung dieser Frage zwei Zeitspannen zu unterscheiden haben: die nahe Zukunft, in welcher noch der Weltkrieg seine Entwicklung nimmt, und die fernere, die dem grossen Kriege folgen soll.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Ostfriedens in der Gegenwart und der ihr zunächst folgenden Zeitspanne, in welcher die Waffen noch nicht zum Feiern kommen, liegt vor allem darin, dass die grosse Blockadekette um die Zentralstaaten gesprengt ist, deren allmähliches Zuziehen nach dem Sinne der Gegner der Mittelstaaten diese erwürgen sollte. Was die englische Flotte auf den Weltmeeren beginnen, und was der Druck der Entente auf die Neutralen, das Bündnis der Entente mit den Vereinigten Staaten von Amerika vollenden sollten, die wirtschaftliche absolute Absperrung des Gegners von allen Importmöglichkeiten, ist heute dahingefallen. Es lag im Sinne des Wirtschaftskrieges der Alliierten, dass unter Nichtachtung des Völkerrechtes mit der bewaffneten Macht des Gegners zugleich die Zivilbevölkerung einer Hungersperre und der Erschöpfung der Arbeitsmöglichkeiten durch Verweigerung der Rohmaterialzufuhr für die Fabriken und Handelslager unterworfen werden sollte. Im Deutschen Reiche, dessen Boden nicht Kautschuk

und Baumwolle, nicht Kupfer und hundert andere Bedürfnisse der täglichen Arbeit erzeugt, sollte allmählich jedes Rad zum Stillstand kommen, nicht nur für die Produktion von Kriegsmaterial, auch für die friedlichen Gewerbe, selbst für Bekleidung und Beschuhung sollte das Material mangeln. Die Landwirtschaft, durch die Millionen waffentragender Soldaten ihrer besten Erzeugungskräfte beraubt, sollte in ihrer vermuteten Unfähigkeit zur Ernährung des siebzig-Millionen-Volkes keine Hilfe, keine Ergänzung vom Auslande erhalten; am Ende des Hungerkrieges stand nach englischer Theorie das unterernährte Volk des Gegners, dessen Frauen ihren Kindern nicht mehr Nahrung zu geben vermochten, in dessen armen Volksschichten Hungertyphus und Tod wüteten, während in den Händen der entkräfteten Soldaten die Waffen sanken. Das bedeutete die eiserne Kette um die Zentralstaaten, auf die ihre Schöpfer so stolz waren, die sie als ein unfehlbares Mittel ihrer politischen Kunst, als die entscheidende Organisation der Abrechnung mit den Mittelmächten priesen und in tausend Zeitungsstimmen preisen liessen. Die Kette ist zerrissen. Am schwächsten Gliede gesprengt, schleifen ihre Enden am Boden. Der ganze Osten Europas, der über den Ural hinweg nach Asien die Wege öffnet, der nach Persien die Bahn zeigt, steht frei. Die reichsten Gefilde dieser ungeheuren Gebiete, die Ebenen Südrusslands, öffnen sich, um ihren Reichtum an Gütern aller Art, an Korn und Erz zumal, der Kriegswirtschaft der Zentralstaaten zu spenden. Wirtschaftliche Verträge, den besonderen Verhältnissen der Zeit angepasst, sichern dem Bedarf der Zentralstaaten eine bevorzugte Stellung. Wenn durch fast vier schwere Kriegsjahre, freilich knapp und nicht ohne alle Schwierigkeiten, das wirtschaftliche Durchhalten der Zentralmächte auf Grund der angesammelten Vorräte und der eigenen, nach den Verhältnissen aufs höchste angespannten Leistungsfähigkeit ermöglicht worden war, so bietet der Osten jetzt und in naher Zeit, solange dieser Krieg noch währen mag, Zuschüsse, welche die Mittelstaaten gerne entgegennehmen werden, und die ihnen eine Entlastung von den Sorgen für ihre Lebenshaltung, eine Förderung ihrer wirtschaftlichen, aber auch militärischen Kraft bringen. In naher Zeit schon werden, mit aller Kraft überlegter und überlegener Organisation entwickelt, auf der breiten Verkehrsstrasse der Donau wie auf den Bahnen sich die Güter des Ostens hierhin und dorthin bewegen, wo starker Bedarf herrscht, wo vornehmlich der Zufluss eines Zuschusses erwünscht erscheint. So bringt der Wirtschaftsfriede im Osten ein wertvollstes Gut den Zentralstaaten: die Sicherheit, dass sie nicht ausgehungert werden können, die Gewissheit, dass keine noch so sehr verschärfte Absperrung gegen den Westen, gegen das Weltmeer, dem deutschen Soldaten die Waffen aus der Hand nehmen, dem Volke in der Heimat die Kraft zum Durchhalten rauben wird.

Wir leben noch im Kriege: so mag es verstanden werden, wenn die Betrachtung der wirtschaftlichen Folgen des Ostfriedens sich zunächst den Konsequenzen zugewendet hat, die er für die noch zu ertragende Kriegsdauer zeitigen wird. Doch wichtiger fast mögen die Folgen für die dem Kriege folgenden Zeiträume sein. Schon für die jetzt sich vorbereitende Übergangsperiode zu neuen Verhältnissen ist die Bedeutung überaus beträchtlich. Das grosse Problem der kommenden Umwandlung der Kriegs- in die Friedenswirtschaft erhält durch den Ostfrieden eine mächtige Förderung im Sinne beginnender Lösung. Denn heute schon bedeutet er die Aufnahme des Friedenshandels mit weiten Kreisen des Ostens. Um nur weniges zu erwähnen: die

pharmazeutische Erzeugung Deutschlands erfährt durch die Ausfuhr nach dem nach solchen Produkten hungernden Osten eine bedeutende Wiederentwicklung ihrer normalen Friedensarbeit. Die Herstellung und der Vertrieb landwirtschaftlicher Maschinen leitet in starkem Umfange in Friedensverhältnisse über, nachdem der breite Osten mit seinen unermesslichen Agrargebieten ein Feld von grösster Absorptionsfähigkeit für diese Produkte ist. So mögen sich hier, noch im Walten der Periode der Kriegsindustrie, langsam die Fäden ziehen, welche die deutsche Industrie aus ihrer heutigen Zwangsgestaltung in normalere Zustände hinüberleiten.

Doch über allen anderen Fragen steht, wenn wir an die kommenden Zeiten denken, die: wie werden die weltwirtschaftlichen Verhältnisse sich nach dem Kriege gestalten? Haben nicht Hass und Trotz in den Ländern der Alliierten eine Strafe ausgeklügelt, mit der der militärisch nicht niederzuwerfende Gegner für lange Jahre gepeitscht werden soll: den Wirtschaftskrieg nach dem Kriege? Dem Gedanken mangelt gewiss die Logik. Denn kein Friede ist für die Zentralstaaten möglich, der sie mit wirtschaftlichen Zwangsvorschriften, mit einem überlegten und organisierten Boykott am Weltmarkte bedroht. Ehe die Zentralmächte einen Frieden unterschreiben, der solche Möglichkeiten zulässt, müssen die englischen Heere (wie weit sind sie heute davon!) in Berlin, die italienischen in Wien stehen. Aber der Gedanke lebt nun einmal in hundert Köpfen in London, in Paris, selbst in New York und Washington. Und kommt es nicht zu einem öffentlichen Boykott, nicht zur Hafensperre für deutsche Schiffe, so mag es doch hier und dort noch lange Zeit Schwierigkeiten haben, bis die passive Resistenz der durch den Krieg verhetzten Völker wegfällt und ihr Markt den deutschen Gütern und dem deutschen Kaufbegehren wie in alter Zeit wieder sich willig gegenüberstellt. Wenn es nun auch nicht so weit kommt, dass die deutschen Fabriken, das deutsche Gewerbe, der Handel, die Schiffahrt, nicht Arbeit und Erwerb finden werden, so ist es doch ein Faktor von allerhöchster Bedeutung, dass mit dem Osten ein unermessliches Gebiet freier wirtschaftlicher Betätigung für die Zentralstaaten geöffnet ist. Deren Wirtschaft hatte sich in überraschend kurzer Zeit und mit vollem Erfolg auf die Kriegsverhältnisse eingestellt, hatte sich konzentriert auf die intensivste Arbeit zur Rüstung und Rettung des Vaterlandes. Der Wille und die Fähigkeiten, die das vollbrachten, werden auch imstande sein, die notwendige Neuordnung nach dem Friedensschlusse so zu gestalten, dass ein vorläufiges Mindermass an Betätigung auf dem Weltmarkte ausgeglichen wird durch intensivere Orientierung auf die riesigen Möglichkeiten, die der nähere Osten bietet. Dass diese Möglichkeiten heute bestehen, dass sich dort ein weites Feld geöffnet hat, auch das hat der Frieden im Osten Europas geschaffen.



Keiner bescheidet sich gern mit dem Teile, der ihm gebührt;
Und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

Goethe.

Aus einem antiken Friedenskongress.

Der faſt 30-jährige Entſcheidungskrieg zwiſchen der größten griechiſchen Landmacht Sparta und der größten Seemacht Athen hatte im Jahre 404 v. Chr. zur völligen Demütigung Athens geführt. Aber die Intereſſengegensätze waren nicht ausgeglichen: die Gründung eines neuen attiſchen Seebundes und das Beſtreben Spartas, auch zur See keinen Konkurrenten aufkommen zu laſſen, führten immer wieder zu kriegeriſchen Zusammenſtößen. Auch der vom perſiſchen König verfügte Friede (387), der die Selbſtändigkeit der griechiſchen Gemeinden verkündete, enthielt nur die Keime zu neuen Verwicklungen, da er Sparta nicht an der Fortſetzung ſeiner allgegenwärtigen oligarchiſch gerichteten Interventionspolitik verhinderte. So wurde 382 in Theben von einer ſpartaniſchen Soldatenſchar die Demokratie geſtürzt und die Burg Kadmea beſetzt. Aber die demokratiſchen Emigranten befreiten die Stadt wieder (379), und Theben begann jetzt eine bewußte, ſelbſtändige Politik; es gelang ihm ſogar dank den beſtändigen Kämpfen zwiſchen Athen und Sparta, durch die Unterwerfung der ſtammverwandten böotiſchen Städte die Grundlagen zu einer Vormachtſtellung in Griechenland zu ſchaffen. Das nötigte Athen und Sparta endlich zur gegenſeitigen Annäherung – es war zu spät: Thebens Hegemonie war nicht mehr zu verhindern und nach ihrem raſchen Zusammenbruch traten nicht die alten griechiſchen Großmächte das Erbe an, sondern die halbbarbariſche mazedoniſche Monarchie.

Aus den Annäherungsbeſtrebungen zwiſchen Athen und Sparta greifen wir die Rede des Atheners Kalliſtratos auf dem Friedenskongreß in Sparta (371) heraus, wie ſie Xenophon in ſeinen Hellenika (VI 3, 10 – 17) überliefert:

„Daß von uns und von euch Spartanern keine Fehler begangen worden seien, das darf ich wohl nicht behaupten. Ich bin jedoch nicht der Meinung, man ſolle mit einem, der Fehler macht, nicht mehr verkehren; denn nach meinen Beobachtungen kann ſich kein Menſch auf die Dauer von Fehlern frei halten. Vielmehr glaube ich, die Menſchen werden manchmal durch ihre Fehler umgänglicher, zumal wenn ihnen ihre Fehler übel bekommen haben wie uns. Auch ihr habt, ſo viel ich ſehe, eurem rückſichtsloſen Vorgehen manchen Fehlſchlag zu verdanken, z. B. der Beſetzung der Kadmea in Theben: jedenfalls ſind jetzt alle böotiſchen Städte, weil ihr Theben vergewaltigt habt, von dieſem unterworfen worden, während ihr eifrig für ihre Selbſtändigkeit eintretet. Darum hoffe ich, wir ſeien zur Erkenntnis bekehrt, wie unvorteilhaft es iſt, immer die Rolle einer Vormacht spielen zu wollen, und es ſei die Möglichkeit eines vernünftigern freundſchaftlichen Verkehrs gegeben.

Was aber die Verleumdungen gewiſſer Friedensgegner betrifft, wir ſeien hierher gekommen nicht aus dem Bedürfnis nach Freundſchaft heraus, ſondern aus Furcht,

Antalkidas könne vom Perserkönig Geld mitbringen[1]), ſo macht euch doch klar, wie töricht diese Behauptung ist. Der König hat ja doch verfügt, alle Städte in Griechenland ſollten ſelbſtändig ſein; und warum brauchen wir den König zu fürchten, da wir in Wort und Tat denſelben Grundſatz vertreten? Oder meint man, er wolle lieber mit Geldopfern andere groß machen als ſein Ideal ohne Koſten durchgeführt ſehen?

Doch genug davon! Aber warum ſind wir denn da? Nicht weil wir ſchlecht ſtehen; das lehrt euch ein Blick auf unſere Stellung zur See und auf die augenblickliche militäriſche Lage zu Lande. – Warum alſo? Es iſt ganz klar, daß auch ihr nicht einverſtanden ſein könnt, wenn gewiſſe Bundesgenoſſen tun, was uns mißfällt. Man darf wohl auch annehmen, daß wir euch gern beweiſen, wie recht ihr damals urteiltet, als ihr uns nicht vernichten wolltet.[2])

Um aber auch die Zweckmäßigkeit zu erwähnen: Alle andern Staaten ſympathiſieren ja doch mit euch oder mit uns. Wenn wir nun miteinander Freundſchaft ſchließen, ſo haben wir von keiner Seite irgend eine Gefahr zu erwarten. Denn wer iſt imſtande, uns zu Laude zu chikanieren, wenn ihr unſre Freunde ſeid, und wer kann euch zur See ſchädigen, wenn wir mit euch gut ſtehen?

Aber wir kennen doch alle das Geſetz vom ewigen Wechſel von Kriegsausbruch und Kriegsende und wiſſen, daß wir, wenn nicht jetzt, ſo doch ein anderes Mal nach Frieden verlangen werden. Warum ſollen alſo wir Athener warten, bis wir unter der Last der Leiden erliegen, ſtatt möglichſt bald den Frieden zu schließen, bevor ein unheilbarer Schaden eingetreten iſt? Ich kann es z. B. auch nicht für richtig halten, wenn Athleten, die ſchon oft geſiegt haben und berühmt ſind, ihren Ehrgeiz ſo weit treiben, daß ſie nicht aufhören, bis ſie durch eine Niederlage gezwungen werden, ihren Beruf aufzugeben. Ebenſo verkehrt iſt es, wenn manche Würfelſpieler nach einmaligem Glück um das Doppelte würfeln; denn, ſo viel ich ſehe, werden ſolche Leute meiſtens ganz arm.

Da auch wir das ſehen, dürfen wir uns nie in einen ſolchen Verzweiflungskampf ums Ganze einlaſſen, ſondern müſſen, ſolange wir ſtark ſind und Glück haben, eine freundſchaftliche Annäherung ſuchen. Denn ſo werden wir uns gegenſeitig eine noch ſtärkere Stellung als früher in Griechenland verſchaffen.“

Dr. A. Debrunner.

[1]) Um durch Unterſtützung der Spartaner den Frieden zu erzwingen.

[2]) Trotzdem es 404 beſonders Korinth und Theben gewünſcht hatten.



Shylocks Pfund Fleisch kostet immer wieder Ströme Blutes.

Meredith.

Friedensschule und Jugendburg.*)

Von GEORG GRETOR.

Dr. Wyneken, der Primus von Schulpforta, entging dem Schicksal einer ordentlich staatlichen Oberlehrerkarriere, weil er von der preussischen Regierung dazu ausersehen wurde, sein Probejahr in einem Nest in Ostpreussen abzusitzen. Dazu gab er sich nicht her. Wyneken wurde Lehrer und bald darauf Mitarbeiter an einem Landerziehungsheim in Thüringen. Dieses war nach englischem Vorbild gegründet, gesund und national, und hatte die Untugend, die diesen Eigenschaften, besonders in Deutschland, häufig anhaftet: es war geistig desinteressiert, und es herrschte in ihm ein völkischer antisemitischer Ton. Dass sich nach einiger Zeit dennoch Ansätze höheren Lebensstiles entwickelten, war Wyneken und anderen jungen Lehrern zu danken. Als die Entwicklungsfreiheit dieser Schule bedroht wurde (sie sollte verpachtet werden), tat sich die Mehrzahl der Schüler mit einigen Lehrern zusammen und wanderte aus. Die neue Schulidee, die sie gemeinsam erlebt hatten und die sie verwirklichen wollten, hielt sie zusammen. Ohne Vermögen, mit den laufenden Verpflegungsgeldern der Schüler, wurde die Freie Schulgemeinde Wickersdorf im Thüringerwald 1905 gegründet. Ein verlassenes Rittergut wurde Schule. In der Scheune entstanden Klassen. Lehrer und Schüler, gleichbeteiligt und gleichberechtigt, legten gemeinsam Hand an die Bauten und gestalteten das innere Leben. Vom ersten Tag an war die Freie Schulgemeinde etwas prinzipiell anderes als alle Landerziehungsheime und Reformschulen. Massgebend für deren Pädagogik ist das Bestehende. Dafür vorzubereiten das Evangelium ihrer Erziehung. Ja, sie sind sogar erhaltender als die Staatsschule, weil sie sich derselben Aufgabe mit mehr Geschick widmen und keine Erbitterung, keinen Widerspruch in sensibleren jungen Menschen erregen. Je mehr allen physischen Jugendbedürfnissen Rechnung getragen wird, um so zufriedenere Staatsbürger werden aus ihnen; um so blinder werden sie gegen alles Unrecht, das sie nicht selber trifft, um so tauber gegen alle Klagen, deren Ursachen sie nie am eigenen Leibe fühlten. Durch hygienische Ungeistigkeit, gesundes Landleben, Sport und mässiges Lernen werden bei reichen Kindern viel mehr die Raubtierinstinkte gezüchtet als ein soziales Gewissen geweckt. Die Landerziehungsheime können sich das leisten, denn bei den reichen Zöglingen macht es nichts aus, ob sie ihre Schulzeit ein Jahr früher oder später abschliessen. Und gesunde Raubtiere sind für den jetzigen Staat das Erhaltendste, was es gibt. Nein, an jeglicher Schulreform im Rahmen des Bestehenden, die das Leben der Jugend, zumal der wohlhabenden, erträglicher gestaltet, sind wir völlig uninteressiert.

*) Auch anlässlich dieser Fortsetzung des Artikels v. Heft II „Die entschiedene Jugendbewegung" möchten wir hervorheben, dass wir diese neueste Form eines jungen Idealismus einer vorurteilsfreien Würdigung empfehlen, ohne jedoch ihre Bestrebungen im Einzelnen durchwegs zu billigen; besonders gilt dies für die Wertung der Landerziehungsheime in diesem Artikel. Wir sind gerne bereit, einer fachmännischen Diskussion über den hochwichtigen Gegenstand Raum zu geben.

D. Red.

Hiervon unterscheidet sich die Freie Schulgemeinde prinzipiell. Ihr zugrunde liegt ein revolutionärer Gedanke, derjenige der absoluten Wahrheit. Ihr ganzes pädagogisches System wird von der Idee und der Aufgabe bestimmt, aus ihren Schülern rücksichtslose, ritterliche Diener der Wahrheit zu bilden. Vorbedingung hierzu ist, dass das Bildungssystem eine vollkommene Denk-, Gewissens- und Forschungsfreiheit gewährt und dass die Lehrer den schöpferischen Geist und kritischen Intellekt in ihren Schülern erwecken. Diese Freiheiten müssen im jungen Menschen eine nicht mehr zu unterdrückende Gewohnheit werden. Seine Fähigkeit muss geschult sein, um diese Freiheit mit Sinn zu erfüllen und damit sie unter keinen Umständen, in keiner Lebenslage vor irgendeiner Denkmöglichkeit Halt machen. Denn wenn nur der geringste geistige Vorbehalt, das geringste Schonungsgebiet irgendwelcher Interessen, sei es Kirche, Staat oder Besitztum gegenüber dem aktiven, individuellen Gewissen besteht, so ist der gesamte normale Gedankenkreislauf gestört und das Gewissen auf allen Gebieten erschüttert und gefälscht. Erschüttert und gefälscht wird es eine Quelle von Heuchelei. Es kommt darauf an, Menschen ins Volk und ins Leben zu senden, die alles Bestehende mit scharfem, kritischem Blick betrachten, jede Institution, jede Tradition, jedes Gesetz neu durchdenken und in Tun und Lassen die volle Konsequenz aus ihren Überzeugungen ziehen.

Dieser Aufgabe kommt der Idealismus und der Selbständigkeitstrieb der modernen Jugend entgegen. Die Schule hat ihn nur zu kultivieren. Alle Einrichtungen der Freien Schulgemeinde haben diesen Sinn.

A. Die Schulgemeinde selbst. Von ihr gingen unter gleichberechtigter Mitwirkung von Lehrern und Schülern die meisten übrigen Institutionen des Schullebens aus. Z. B. der weiter unten erwähnte Schülerausschuss. Die Abstinenz wurde von der Schulgemeinde zur Grundlage des Wickersdorfer Lebens erklärt. Die Schulgemeinde hat einen Versuch, die Autonomie der Jugend durch Einführung von Eltern zu gefährden, abgeschlagen (weil dies den Schülern die Unbefangenheit genommen hätte). Es ist diejenige Instanz, vermittelst der, solange unter den Schülern selbständige Naturen vorhanden sind, Eingriffe in die Rechte der Jugend zurückgewiesen werden können.

B. Der Schülerausschuss. Er ist aus Schülern der oberen Klassen zusammengesetzt und im gewissen Sinne der Lehrerkonferenz koordiniert. Seine Mitglieder haben selbstgewählte Pflichten gegenüber dem Schulleben und besonders für die jüngeren Kameraden in praktischen Dingen zu sorgen. Der Schülerausschuss kann sich an die Lehrerkonferenz wenden, und steht mit ihr in Gedankenaustausch.

C. Auch die Lehrerkonferenz ist autonom. Sie hängt nicht vom Direktor ab, der in ihr nur einer unter Gleichen ist. Lehrer, die die Jugend zur Selbständigkeit erziehen sollen, können unmöglich von einer übergeordneten Instanz abhängig sein.

D. Die Kameradschaften. Jeder Lehrer und auch jeder ältere Schüler kann eine solche gründen. Jeder jüngere Schüler kann sich diejenige wählen, die ihm zusagt. Das kameradschaftliche Leben ist nach Temperament und Interessen in den einzelnen Kameradschaften vollkommen verschieden. Niemals aber wird etwa in unschöpferischer Weise das in den Prospekten vieler Reformschulen gepriesene „Familienleben“ nachgeahmt.

E. Die Koedukation. Sie wirkt atavistischen Instinkten bei den Jungens und der Backfisch-Ideologie bei den Mädchen entgegen. Durch den Lebensstil

der Freien Schulgemeinde wird der aufkeimende Eros bei den jungen Menschen sublimiert und vergeistigt, so wie das junge aufkeimende Geistesleben durch ihn gefärbt und aktiviert wird. Dies letzte ist von entscheidender Bedeutung.

F. Die gemeinsamen Veranstaltungen, die aus dem Rahmen des Unterrichts fallen, Vorträge und Musik, oft von Besuchern, Künstlern oder Gelehrten, angeregt, geben dem Ganzen eine eigene Färbung.

Schliesslich ist natürlich auch der Unterricht und seine Methode von dem Gesichtspunkte aus geregelt, die Erziehung einer aktiven, selbständigen, denkfähigen und der objektiven Wahrheit mächtigen Generation zu begünstigen. Vorbedingung ist, dass alle Gedächtnisbelastung vermieden wird. Es gibt für die Entwicklung forschenden Geistes und agressiver Mentalität nichts Lähmenderes als unfruchtbare Gedächtnisarbeit. Dieser Bedingung fallen in der Freien Schulgemeinde die alten Sprachen zum Opfer. Sie leiern das Denkvermögen des Gymnasiasten mindestens im gleichen Masse aus, wie sie es schulen, und sie sind im allgemeinen zu einer blossen Standesauszeichnung herabgesunken. Der Geschichtsunterricht darf natürlich nicht dynastisch oder mit völkischen Lügen durchsetzt sein; er wird rein soziologisch gegeben. Aus ihm werden die Phasen der Entwicklung der Menschheit erkannt, und er muss schliesslich dazu führen, dass z. B. eine moderne Zeitung mit Verständnis gelesen werden kann (d. h. ohne sich düpieren zu lassen). Die Geschichte der menschlichen Religion ist dem soziologischen Unterricht eingeordnet. Auf die Naturwissenschaften wird möglichst früh durch die bewährten Methoden des Anschauungsunterrichtes und durch Selbstanfertigung vorbereitet. Alles, was auf diese Weise erworben ist, bildet für den späteren, mehr theoretischen Unterricht eine geeignete Grundlage, ohne die Nerven abzunützen. Natürlich ist für die gestellte Aufgabe Kräftigung und Abhärtung des Körpers bedeutungsvoll, denn Krankheit und Schwächlichkeit, ein defekter Organismus und schlechte Nerven verführen leicht zu Vorsicht, moralischer und persönlicher Feigheit.

Das Wesen und die Methode der Freien Schulgemeinde sind hier nur in Stichworten angegeben. Wyneken hat sie in seinem grundlegenden Buch „Schule und Jugendkultur“ (verlegt bei Eugen Diederichs) ausführlich erörtert und darin auch die Massstäbe der absoluten Wahrheit zu bringen versucht. Einige Teile des Systemes sind durch nicht genügend straffen Aufbau des Buches etwas verdeckt. Der vorliegende Band besteht aus einzelnen, nicht ohne weiteres zusammenhängenden Kapiteln, die zuerst als Aufsätze in verschiedenen Jahrbüchern der Freien Schulgemeinde Wickersdorf verstreut erschienen sind. Andererseits besitzen diese Kapitel den Vorzug, nicht am Schreibtisch, sondern aus praktischen Erfahrungen der Jugendgemeinschaft heraus entstanden zu sein. Neben dem einfachen und genialen Schulsystem, das es entwirft (übrigens bis in die Fachausbildung), ist die wichtigste und bedeutendste Forderung des Buches diejenige, dass die Schulpflege ebenso unabhängig von Staat, Kirche oder einer andern Gewalt zu gestalten sei, wie es die Rechtspflege im Prinzip ist. Das Buch also enthält das Postulat der völligen Autonomie der Schule, denn nur dann ist die Befreiung vom Dogma, die Erziehung zu uneingeschränkter, selbständiger Urteilsbildung im Sinne der absoluten Wahrheit möglich.

Über Wynekens Stellung zur bestehenden Weltordnung orientieren folgende Zitate:

„Die Geschichte der menschlichen Kultur ist eine Passionsgeschichte der Jugend gewesen. Mochte sie als die junge Generation einer herrschenden Klasse militärisch oder priesterlich dressiert oder als die Kinder der Unterworfenen zum Dienen und Arbeiten gewöhnt werden: Ihr eigenes Leben galt nichts, wurde rücksichtslos dem sozialen Zwecke aufgeopfert. Und dann, als sich die Unterworfenen emanzipierten und unter der Freiheits- und Gleichheitstheorie die Klassen sich mischten und der einzelne, auf sich gestellt, den Kampf ums Dasein aufzunehmen hatte, da traten wohl die sozialen Zwecke in der Erziehung zurück, aber nicht, um dem eigenen Rechte des Kindes zu weichen, sondern zugunsten der individualistischen wirtschaftlichen Abzweckung.... Der Zweck der Erziehung, wie sie heute gang und gäbe ist, ist (abgesehen natürlich von der Unterdrückung der kindlichen Tätigkeit, soweit sie die Bequemlichkeit der Erwachsenen stört) die Tüchtigmachung für den wirtschaftlichen Daseinskampf. Werden doch mit unbefangenster Gedankenlosigkeit selbst die höchsten geistigen Werte und heiligsten Güter, wie die Kunst und der religiöse Glaube, in das utilitarische System eingegliedert als psychische Erfrischungsmittel auf dem heissen Lebenswege."

„Hier liegen die tiefen sozialen Wurzeln des Erziehungsproblemes. Solange die Gesellschaft und die Nationen ganz unter dem Zeichen des wirtschaftlichen Daseinskampfes stehen, solange wird es keine Jugend geben, solange wird die Versklavung der Jugend andauern. Die Versklavung ist hier nicht bildlich zu verstehen, sondern eigentlich. Wenn wirtschaftliche Not Völker primitiver Stufe zwingt, einen Teil ihrer Kinder zu töten, wenn dann unter gesicherteren Verhältnissen die Kinder mit den Weibern zusammen im Dienste der Nahrungsfürsorge arbeiten müssen, wenn sie endlich auf dritter Stufe in Lehrgefängnisse eingesperrt werden, um für die komplizierteren Bedingungen der Arbeit und des wirtschaftlichen Kampfes zurechtgemacht zu werden, so sind diese drei Behandlungsweisen graduell, aber nicht prinzipiell verschieden." („Schule und Jugendkultur", Kapitel IV: Die Jugend.)

Der Regierung des kleinen thüringischen Staates erschien diese Schule bald verdächtig, und sie suchte, wie immer, die „Gefahr im Keime zu ersticken". Anlass hierzu gab ihr der Rücktritt von Wynekens Mitdirektor, weil die Behörde behauptete, nun sei die ursprünglich gewährte Konzession hinfällig und Wyneken müsse um eine neue ansuchen. Diese wurde aber verweigert, weil, wie die Behörde mit naiver Offenheit angab, Wyneken seine Schüler im Geiste absprechender Kritik erziehe.

Das Leben in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf während der Hochblüte war ein tiefes, erfülltes und bedeutungsvolles. Auf den vorhin erwähnten Ideen aufgebaut, erwies es ihre Durchführbarkeit. — Es war kein Zufall, dass damals das meist gelesene Buch in Wickersdorf „Prometheus und Epimetheus" von Carl Spitteler war. Auch nachdem Wyneken seine Schöpfung verlassen musste, wurde hauptsächlich von den älteren Schülern der Stil gewahrt. Erst durch den Krieg ist der Charakter der Freien Schulgemeinde verloren gegangen. Bewährte Lehrer und ältere Schüler wurden eingezogen. Auch an dieser Stelle kam der Pferdefuss des Oberlehrers zum Vorschein. Zwei Schüler wurden relegiert, weil sie ihre Meinung, die mit der dort herrschenden nicht zu vereinen war, in taktloser Weise geäussert und sich geweigert hätten, dieselbe zu widerrufen. Dieser Vorfall führte zum Bruch zwischen Wickersdorf und seinem Gründer Wyneken, der sich für das Recht der Jungen einsetzte. Der Vorfall ist aber als Kriegsereignis nicht massgebend

für das System. In Kriegszeiten verbreitet sich Dunkelgeist selbst über die genialsten Kreise.

2.

Wyneken sucht in Deutschland seit nun schon bald zehn Jahren eine neue Schulgemeinde ins Leben zu rufen. Es scheitert immer an der Weigerung selbst liberalster deutscher Regierungen, eine Konzession zu geben. Nun ist eine neue Idee aufgekommen, die Idee einer „Jugendburg", ohne Unterrichtsfunktion, in der sich die Jugendlichsten, Besten und geistig Regsamsten zusammenfinden, die in beständiger Berührung und gemeinsamer Weiterarbeit verbleiben würden. Gewissermassen ein Zentralorgan der Jugendbewegung, ein Gehirn, ein Auge. — Es ist schwer zu sagen, welche Schwierigkeiten dieser Schöpfung in den Weg gelegt werden können, aber es fragt sich überhaupt, ob Deutschland das geeignete Land für ein Zentralorgan der Jugendbewegung ist. Es droht ihm dort nicht nur die Pest des geistigen Antifeminismus, eine in die Reaktion führende Führer-Ideologie, sondern wir glauben, dass sich ein solches Unternehmen jetzt noch weniger als früher in Deutschland vor einer Durchdringung von eigener Überschätzung und Chauvinismus schützen kann. Selbst zu Wyneken, dem Schöpfer der Idee, haben wir in dieser Beziehung nicht unbeschränktes Vertrauen. Er hat dem Krieg, diesem grossen Verführer zu Plattheiten, nicht widerstanden.*)

Damit verliert sein System und seine ausserordentliche, grosse, persönliche pädagogische Fähigkeit nicht das Geringste von ihrem objektiven Werte. Aber die Erfahrung legt die Befürchtung nahe, dass die Bedeutung der Jugendbewegung nicht zu ihrer vollen Entfaltung gelangen kann, solange sie sich auf die Zentralmächte beschränkt. Die Jugendbewegung müsste über die Grenzen dieser Staaten herausgehoben werden. Mindestens zu gleicher Zeit wie die Jugendburg in Deutschland sollte ein übernationales Zentralorgan in der Schweiz entstehen. So kommen wir denn zu der Idee, die uns ganz besonders am Herzen liegt, der Idee einer Friedensschule in der Schweiz.

Diese Friedensschule, die zu Friedensschluss eröffnet werden müsste, würde in strengster Weise die Pädagogik der Freien Schulgemeinde durchführen. Alle die Ziele, die sich die Freie Schulgemeinde setzt, können viel leichter erreicht werden in einem Lande, das, wie kein anderes, die Autonomie eines solchen Institutes verfassungsgemäss garantiert. Sie wäre auf das national undifferenzierte Recht der Jugend gegründet, das zu den allgemeinen und gleichen Rechten der Menschheit führt. Indem junge Menschen aus dem national-atmosphärischen Drucke der Grossstaaten herausgehoben sind, würde in ihnen der minderwertige Glaube einer „auserwählten Rasse" anzugehören, vielleicht verschwinden und die Überzeugung der gleichen Berechtigung der Völker im jugendlichen Instinkte Wurzel schlagen. Das aber sind die Vorbedingungen der Bildung von Herz, Geist und Gewissen.

Zur Fachausbildung müsste die Friedensschule mehrere Abteilungen haben. Das schweizerische Examenwesen lässt für eine freie Gestaltung des Unterrichts ziemlich viel Spielraum. Die idealste Abteilung würde aber nicht

*) Wyneken gab zu Kriegsbeginn eine Broschüre heraus „Der Krieg und die Jugend", die, mit dem mildesten Ausdruck belegt, unverantwortlich ist. Wir wollen über diese Schrift hinweggleiten, weil sie in die Zeit der allgemeinen Verwirrung fällt und nur den Wunsch aussprechen, Wyneken möchte sie aus dem Buchhandel zurückziehen.

zu einer der staatlich approbierten Universitäten führen, sondern zu jener „Wartenden Hochschule“, von der die Aufgeklärten in Deutschland in letzter Zeit viel sprechen, die aber, wenigstens im Keime, bereits im Institut Jean Jaques Rousseau in Genf verwirklicht zu sein scheint.

Die Friedensschule in der Schweiz wäre allein schon durch ihre geographische Lage viel internationaler als Wickersdorf (auch dort waren viele ausländische Schüler, allein über 10% Russen) und würde ein Glied der Annäherung zwischen Staatsangehörigen der kriegführenden Staaten werden. Auf Grund übernationaler jugendlicher Lebens- und Interessengemeinschaft bildet sich ein neues geistiges Band. Das Gemeinschaftsleben auf dieser Jugendburg würde in den jungen Menschen unüberwindliche Liebe für allgütige Freiheit, Gleichheit und Brüderliohkeit legen, in Ihnen die Lebensgewohnheit und innere Notwendigkeit entwickeln, unentwegt für ihre Überzeugungen einzustehen und für eine Weltordnung zu wirken, die den allgemeinen Frieden in sich schliesst.

Die Friedensschule sendet jährlich eine Schar Studenten in alle Länder, die ihre Gesinnung, ihre Kräfte und geistigen Fähigkeiten zur Gesundung der Menschheit einsetzen. Die Friedensschule leistet Friedenswerk.



Allerlei.

Zu der Einsicht in den sittlichen Aufschwung der Menschheit als Begleiterscheinung des Kriegs werden die folgenden Daten gewiss beitragen:

Eine grosse Versicherungsgesellschaft in Berlin berichtet, dass ihr seit dem Herbst 1916 täglich etwa 300 Einbrüche gemeldet werden, wobei zu berücksichtigen ist, dass nicht alle Leute versichert, nicht alle bei ihr versichert sind.

Berliner Tageblatt vom 10. März.

Parallel haben sich auch die Bahn- und Postdiebstähle ausserordentlich vermehrt, ohne dass es möglich gewesen wäre, diesem Treiben Einhalt zu gebieten. Das zur Aufsicht bestimmte Personal stiehlt mit. Der österreichische Eisenbahnminister bemerkte, dass „der finanzielle Erfolg der Staatseisenbahnverwaltung wegen der grossen Höhe der zu leistenden Schadenersätze beeinflusst wird.“ Besserung sei erst mit Kriegsende zu erwarten.

Arbeiter-Zeitung vom 27. Januar.

* * *

Eine Huldigung an den neuen Verbündeten: An einem Wäscheladen in Lyon kann man in französischer Sprache die Aufschrift lesen: „Hier wird amerikanisch gesprochen.“ *La Liberté.*

* * *

In England wurde von Lord Fisher eine Gesetzesvorlage eingebracht, welche dahin geht, den obligatorischen Schulunterricht bis zum 14. Jahr durch einen obligatorischen Fortbildungsunterricht bis zum 18. Jahr — in einem Ausmass von 8 Stunden wöchentlich — zu ergänzen. Die Gegner dieser Vorlage rekrutieren

sich teils aus den Klassen der Arbeiter selbst, wegen des Erwerbsentganges, teils aus den Reihen der Arbeitgeber. Unter diesen erweckt die Stellungnahme der grossen Baumwollgesellschaft Tootal Broadhurst Lee & Co. Aufsehen. Sie lanzieren seitenlange Annoncen in den Zeitungen, in denen sie auf die Wichtigkeit der Reform hinweisen: „Wir entscheiden in diesem Augenblick darüber, ob Englands Jugend zu gelernten tüchtigen Bürgern herangebildet werden soll oder zu unwissenden, unzufriedenen, verbitterten, minderwertigen Menschen, welche den ungeheuren Anforderungen der Zukunft nicht genügen können..... Wenn künftig die Einwohner dieses Landes nicht über eine schärfere Intelligenz und eine strengere moralische Schulung verfügen als ihre drängenden Konkurrenten, wird England als Handelsmacht unterliegen; es muss unterliegen.... Heute ist der intelligenteste Mensch der beste... England braucht tüchtige Bürger. Das Menschenmaterial ist hier so gut und so zäh als irgendwo in der ganzen Welt. Aber 90 % dieses Materials wird jene Bearbeitung verweigert. welche allein die fertige Ware so herstellt, wie sie die Zukunft braucht... In dem grossen Kampf des letzten Jahrhunderts um die Abschaffung der Kinderarbeit in Fabriken appellierte man an das Gefühl... Wir appellieren heute an die Intelligenz."

The New Statesman, 2., 9. und 16. März 1918.

* * *

Dasselbe Blatt erzählt von einem Gerücht, nach welchem die Absicht vorliege, die Veröffentlichung aller Romane, Novellen, Gedichte, Theaterstücke während Kriegsdauer — als Luxus — zu verbieten. Wenn auch der Berichterstatter zugibt, dass in den meisten Fällen der Verlust nicht gross wäre, so kann er die Vorzugsstellung, die der Kriegsliteratur dadurch eingeräumt würde, nicht gutheissen. „Wer immer seine Galle auslassen wollte, hat auch ein Kriegsbuch geschrieben. Wer Treitschke buchstabieren kann, hat ein Kriegsbuch geschrieben. Und wir bezweifeln, dass die von der Regierung geheiligten Propagandaschriften im Durchschnitt besser sind als die Kriegsliteratur, niemand liest sie — ausser den Zeitungsreferenten.... Das Verbot neuer Bücher wäre ein Nationalunglück."

* * *

Bei der Generalversammlung des Schweizer. Roten Kreuzes, Sektion Genf, ist u. a. auch über den Austausch zwischen italienischen und österreichischen Kriegsgefangenen berichtet worden, der sich mit besonderem Entgegenkommen auf beiden Seiten glatt und schnell abwickelt. Man habe dies dem vernünftigen Einfall zu verdanken, dass im Berner Bureau des Roten Kreuzes der österreichische und italienische Delegierte sich direkt — ohne den diplomatischen Umweg — über diese Fragen aussprechen und einigen konnten. Und heute genügen zwei einfache Depeschen, um diesen Schwergeprüften eine rasche Heimkehr zu ermöglichen. Man begrüsst diese Wiederkehr zur einfachen Vernunft.

* * *

Ein englischer Politiker, der aufgefordert wurde, eine grössere Summe für ein absonderliches Kriegsdenkmal zu zeichnen, lehnte es ab, mit der Begründung, dass das Land ohnedies ein unvergleichliches Denkmal besitze — die Kriegsschuld.

The Nation, 9. März 1918.

□□□

Die Diplomatie als würdige Tochter der Zivilisation.

Von LAZAR B. HELLENBACH.*)

---

1. Das vermeintliche diplomatische Fach.

Wenn irgendeine Ansicht den Anspruch auf allgemeine Übereinstimmung hat, so ist es die, dass unserer Diplomatie jeder ethische Gedanke abgeht, und dass sie ohne Prinzip und ohne Halt heute verwirft, was noch unlängst Axiom war; dass sie nicht weiss, was sie soll, nicht weiss, was sie will und wie sie es durchzuführen hat; dass sie endlich die wirtschaftlichen Interessen des Weltteiles mutwillig mit Füssen tritt und sehr oft nur den Partei-Interessen opfert. Man könnte manchmal in eine Art Wut gegen diese Herren Diplomaten geraten! Zum Glücke hat der grosse Seher ein leuchtendes Beispiel gegeben und die goldenen Worte ausgesprochen: „Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Man wird es daher begreiflich finden, dass Menschen über diese Herren nachzudenken beginnen, welche sich mit dem praktischen Treiben der Welt ansonst nicht viel befassen.

Es gibt Kurpfuscher auf der Welt, aber doch auch Ärzte und eine medizinische Wissenschaft; es gibt gewissenlose Winkelschreiber, aber doch auch Rechtsfreunde und gültige Gesetze; wer aber die Taten der Diplomaten in den letzten Jahrhunderten einer Betrachtung unterzieht, wird irre, ob diese sonderbaren Fachmänner von der Diplomatie nichts verstehen, oder ob es am Ende gar kein diplomatisches Fach gibt. Seit wann existiert denn eine diplomatische Wissenschaft überhaupt?

Seit dem Bestande der Zivilisation, lautet meine Antwort.

Wenn aber die Diplomatie eine Frucht der Zivilisation ist, so muss sie mit dieser in das wohlverdiente Grab steigen, das kann als feststehend betrachtet werden, und das ist tröstend. „Wenn der Purpur fällt, muss auch der Herzog nach,“ meinte Verrina; das mag nun selten vorkommen, aber umgekehrt wird sich Schmuck und Flitter der Zivilisation nicht halten lassen, wenn diese geht.

Um jene meiner Leser zu beruhigen, welche meine Ansichten über die Zivilisation nicht kennen, füge ich hinzu, dass ich unter dem Grabe der Zivilisation nicht etwa das Grab der Kultur verstehe, und nicht die Ansichten der Petroleurs und Kommunisten teile, sondern die Verpflichtungen des Staates und der Gesellschaft über die Sicherstellung der bürgerlichen Rechte, die das Merkmal der Zivilisation sind, hinaus ausdehne; die Gesellschaft hat ihren Mitgliedern grössere Garantien zu leisten, als bloss Schutz des Eigen-

---

*) Einer dankenswerten Anregung des Grafen Klinckowström folgend, entnehmen wir die nachfolgenden merkwürdig aktuellen Stellen dem vor einem Menschenalter erschienenen „Tagebuche eines Philosophen“ (L. Rosner, Wien, 1881) von Lazar B. Hellenbach, dessen Hauptwerk „Die Vorurteile der Menschheit“ den Protest Rathenaus gegen seelenlose „Zivilisation“ antizipiert, wie der vielseitig belesene Denker nicht selten die neuesten Richtungen vorausahnt und z. B. den Erscheinungen des Unterbewusstseins und den Erlebnissen der „mystischen Naturen“ viel Aufmerksamkeit zuwendete. Seine Polemik gegen die moderne Diplomatie ist um so beachtenswerter, als er selbst ein erfahrener Politiker war. *D. Red.*

tums und der Person, sie hat nicht egoistisch, sondern menschenfreundlich vorzugehen.

Wir haben hier zwei Vorfragen zu erledigen: Ist die Zivilisation wirklich die Mutter der Diplomatie, und hat diese ausserhalb derselben keine Existenzberechtigung?

Dass die Mutter Zivilisation ein sehr unwürdiges Weib ist, steht für meine Leser hoffentlich ausser Frage. Ein grosser Philosoph, der im Zenith der Zivilisation lebte, warf die Frage auf, ob die Welt ein Wirtshaus, ein Tollhaus, ein Zuchthaus oder eine Kloake (der Sammelplatz alles Unrates anderer Welten) sei; ein Wirtshaus, wo Gäste kommen und gehen, und ein Tollhaus ist sie auf jeden Fall, ein Zuchthaus höchst wahrscheinlich; ob der Schauplatz von inkarnierten Dämonen, das möchte man beinahe bejahen, wenn man die Rücksichtslosigkeit des Egoismus beobachtet, mit welcher die Zivilisation wütet; doch gibt es Wesen, die gewiss keine Dämonen in diesem Sinne sind! Es gibt wohlwollende und opferfähige Menschen. Im ganzen genommen ist die Zivilisation aber eine schlechte Welt, und man kann selbst das Bild des Unterganges der grossen H... Babylon in der heiligen Schrift ganz gut auf sie anwenden!

Schon die Abstammung und Bildung des Wortes: „Diplomatie" beweist, dass die echte Barbarei keine Diplomatie haben konnte. Diplomatik ist die Urkunden-Lehre; zur Zeit eines Tamerlan und Attila gab es keine derartigen Urkunden, es gab keine Diplomaten; es gab wohl eine Art von Gesandten für spezielle Fälle, doch das waren Boten, Briefträger; erst als man anfing, Verträge aktenmässig zu sehliessen und daher Urkunden zu verfassen, deren Bestimmungen man aber nie hielt, und deren bindende Kraft bei Beginn eines Krieges sogar völkerrechtlich aufhört, konnte von Diplomatik, endlich von Diplomaten die Rede sein.

Die Diplomatie ist also nicht nur als eine Begleiterin der Zivilisation etymologisch nachweisbar, sondern wir wissen durch die Geschichte, dass die barbarischen Völker keine derartigen völkerrechtlichen Rechtsverdreher und Kurpfuscher hatten. China und Japan verschlossen sich der Zivilisation und dem Völkerrechte solange als möglich, und hatten auch insolange keine Diplomatie, der afrikanischen Barbaren-Muster-Staaten gar nicht zu erwähnen.

Ein sehr interessanter und lehrreicher Umstand ist es, dass so wie die Staatenbildung in der Zivilisation auf Basis von Macht und Vertrag, nicht aber von natürlicher Entwicklung steht, welche letztere nur langsam über Macht und geschriebenes Recht zur Geltung kommt, die Diplomatie in Theorie und Praxis ebenfalls von Entwicklung gar nichts weiss, sondern nur von Vertrag, Überlistung, Heuchelei, Lüge usw. Doch wollen wir systematisch vorgehen.

Es gibt zweierlei Arten von Diplomaten: die eine Art sind Menschen, welche die Geschäfte ihres Staates in fremden Staaten führen und dessen Angehörige schützen sollen, mit einem Worte Geschäftsträger. Ein solcher muss geeignet sein, Vorgänge richtig zu beurteilen, gute Berichte darüber zu liefern, und allfällige Aufträge pünktlich und gut durchzuführen — von diesen Diplomaten spreche ich nicht, das sind Beamte, Organe, Konsuln, welche die nötigen Sprachen sprechen, die gehörige Repräsentation haben und die bürgerlichen und internationalen Rechtsverhältnisse kennen müssen. Ich habe es nur mit jenen Diplomaten zu tun, die über diese Linie hinaus

die Entwicklung der Dinge leiten wollen, mit den vermeintlichen Staatsmännern, welche wissen wollen, was da kommen soll und kommen wird, in der Tat aber gar nicht wissen, woher man sich die Daten für solche Urteile holen soll.

Die moderne Diplomatie oder vielmehr die modernen Diplomaten bewegen sich in einem Chaos von Formalitäten, Ränken und Kunststücken, wollen einer den anderen überlisten und setzen die Herrschaft der Lüge in die Beziehungen von Volk zu Volk ein, die selbst zwischen Individuen vom Übel ist; von den grossen staatsmännischen Aufgaben, von sozialpolitischer und wirtschaftlicher Entwicklung können sie gar keinen Begriff haben — man betrachte ihre Lehrbücher!

Der „Guide diplomatique" von Martens ist ein über 1000 Seiten zählendes, in mehreren Auflagen gedrucktes Buch, in welchem nichts anderes zum Vorschein kommt, als die Rechte, Pflichten und Klassifikationen der Gesandten, die Expedition, das Zeremoniell, das Gefolge, das Abbrechen der Beziehungen, das Konsulatswesen, der diplomatische Stil und zahlreiche Muster desselben. Dem Minister des Äusseren, also dem leitenden Kopfe, sind ganze 23 Seiten von 1000 gewidmet, in welchen ungefähr dasselbe steht. Die theoretische Diplomatie hat nach dem Verfasser die genau präzisierte Aufgabe, die Beziehungen der Staaten zu regeln, während der praktische Teil in der Kunst bestehen soll, die Ereignisse vorauszusehen. Wie man aber dazu gelangen soll, das ist nicht zu finden. Er macht einen scharfen Unterschied zwischen Politik und politischer Ökonomie, die nicht zu vermischen seien; der innige Zusammenhang der gesellschaftlichen Organisation (bei ihm Politik) mit dem, was er „économie politique" nennt, ist ihm ganz fremd. Er sieht (Seite 19) in den diplomatischen Institutionen „das Bedürfnis", sich zu beobachten und zu überwachen, und schliesst das Kapitel über die Funktionen des Ministers des Äusseren mit einer Aufzählung der Aufgaben desselben, in welchen vom Standpunkte der Diplomaten nicht vergessen ist, Redaktionen der Verträge, Kriegserklärungen, Proklamationen, Vollmachts-Ausstellungen, die fürstlichen Heiraten und Parte-Zetteln, vor allem das Zeremoniell; das Wort Entwicklung aber kommt gar nicht vor! Man findet in dem ganzen Buche nichts als die Funktionen eines Beamten; von höheren Gesichtspunkten ist keine Spur vorhanden. Ist es da zu wundern, dass so ein Fachmann in den Tag hinein wirtschaftet und gar keine Ahnung von seiner Aufgabe hat? Was nützt einem Diplomaten aus dieser Schule die Kenntnis der Geschichte, wenn er in ihr nichts sieht, als ein Verzeichnis der Kriegserklärungen, Friedensschlüsse, Zeremonien und Heiraten? Ist es da zu wundern, dass der Weltteil unter den Händen dieser Quacksalber so viel zu leiden hat?

Zur Entschuldigung des Autors muss allerdings bemerkt werden, dass er in dem Minister nur das Organ sieht, und die eigentliche Leitung der internationalen Beziehungen dem Monarchen zustellt, was allerdings so sein sollte, weil dieser das lebhafteste Interesse an der guten Führung hat. Praktisch steht die Sache aber ganz anders: es sind, besonders in neuerer Zeit, die Minister, welche die Monarchen diesbezüglich leiten, in England sogar oft gegen den Geschmack der Regenten leiten müssen. Ohne Information und Austausch der Ideen kann ein Monarch doch auch nichts leisten, und da ihm ernstere Bücher gar nicht in die Hand kommen, so ist es dennoch die Sache aller leitenden und beobachtenden Diplomaten, sich über den Begriff der

Entwicklung wenigstens ad referendum einigermassen zu orientieren, wozu ich hiemit eine Anregung geben will. Emanzipation von veralteten Gebräuchen, Ansichten und Vorurteilen ist ja das Schlagwort der Jetztzeit, warum soll ein so wichtiger Zweig der Entwicklung, wie das Verhältnis der internationalen Beziehungen, nicht auch einmal den Zopf beseitigen?

Die Erfolge der gegenwärtigen Schule sind jedenfalls glänzende! Die Armeen werden immer grösser, die Kriege fürchterlicher, die Allianzen unverlässlicher, wechselnder und stupider, weil sie auf Bögen Papier und Intrigen einzelner Individuen, statt auf der natürlichen Konkurrenz der Interessen ruhen. So oft Diplomaten irgendwo zusammengetreten sind, um Ordnung zu machen, so haben sie es immer so gemacht, dass noch ärgere Verwicklungen hervorbrachen; einer längeren Ruhe erfreute sich das arme Europa nur dann, wenn die Bevölkerung durch ein zu grosses Übermass der Kriege erschöpft war und ohnmächtig darniederlag — nie war es das Werk der Diplomatie! Der Wiener Kongress hatte alles so zusammengefügt, wie es unmöglich bleiben konnte, aber man war müde. Was der Wiener Kongress, die Pariser Konferenz, der Friede von Villafranca, der Berliner Vertrag Haltbares geschaffen, wissen wir aus eigener Erfahrung.

Man darf aber einem Menschen nie den Vorwurf machen, etwas schlecht gemacht zu haben, wenn man ihm eine andere Handlungsweise nicht zu substituieren vermag. Ich habe daher meine Angriffe auf die Diplomatie und die Diplomaten auch zu rechtfertigen. Ich werde mich dieser Verpflichtung auf doppelte Weise entledigen, zuerst durch Darlegung der natürlichen Fundamente der Staatenbildung und der internationalen Beziehungen, dann durch deren Anwendung auf die Geschichte; wir werden also die Theorie aufstellen und sie dann durch die Erfahrung prüfen. Der Leser wird daher keine subjektiven Anschauungen oder politische Ansichten finden, die so wohlfeil sind, wie Brombeeren, sondern die Bedingungen der Entwicklung und die Ursachen der staatlichen Attraktion, daher das Resultat einer objektiven Untersuchung. Nicht etwa, was ich glaube oder wünsche, sondern was sich mit Notwendigkeit ergibt, das soll von mir geboten werden, und das ist auch dasjenige, was von den Staatsmännern angestrebt werden sollte, weil man gegen den Strom nicht nutzlos schwimmen soll. Ich behaupte aber auch nicht, dass ein Staatsmann immer mit dem Strome schwimmen müsse; wenn ich vor dem Niagarafalle im Wasser wäre, so werde ich weder nutzlos gegen den Strom arbeiten, noch mit Resignation mich in mein Schicksal ergeben und dem sicheren Verderben entgegen gehen; ich werde vielmehr in Anerkennung der Strömung trachten, ans Ufer zu gelangen; ich muss aber wissen, dass vor mir der Wasserfall liegt, und dass ich vergebens gegen den Strom kämpfe.

2. Die Elemente der Staatenbildung.

Ein Diplomat muss historische Kenntnisse haben, das ist selbstverständlich, ansonst braucht er nur einen klaren Verstand und gänzliche Freiheit von Grössenwahn-Symptomen im Interesse der Objektivität. Sind diese drei Bedingungen erfüllt, so genügt der Ankauf von vier Karten, einer politischen, einer ethnographischen, einer orographischen (Gebirgskarte) und einer hydrographischen; als negative Verhaltungsmassregel würde ich ihm den Umgang und den Ideen-Austausch mit Diplomaten in bezug auf Politik im höheren Sinne als höchst schädlich widerraten; das Geringste, was man

dabei verliert, ist eine wertvolle Zeit, es ist das auch sehr begreiflich. Die Zivilisation ist der rücksichtslose Kampf aller gegen alle, die Form der Gesellschaft der Zukunft ist die garantierte Existenz aller durch alle, das ist wie Wasser und Feuer! Ebenso müssen auch die Beziehungen der Staaten, welche derzeit auf gegenseitiger Überlistung und Ausbeutung beruhen, in das Gegenteil umschlagen.

Die eigentlichen Faktoren der Entwicklung werden durch die drei Karten, die orographische, ethnographische und hydrographische, bestimmt, die politische Karte ist nur als das zum Teile im Wege stehende Hindernis, aber jedenfalls als der rechtliche Status-Quo, der nicht ungestraft ignoriert werden darf, von Wichtigkeit. Diese Konflikte immer auf unblutige Weise auszutragen, sich innerhalb der Grenzen der Entwicklung zu bewegen und dem Entwicklungsideale sich immer mehr zu nähern — das wäre die Aufgabe der Diplomatie.

Diese drei verschiedenen Gesichtspunkte, von welchen aus man zunächst Europa betrachten muss, stellen drei verschiedene Faktoren der Entwicklung dar, welche aber sehr oft unter sich kollidieren, und noch weit mehr mit der tatsächlichen politischen Gestaltung der Staaten. Diese Konflikte sind es, welche zu lösen die Aufgabe der Staatsmänner wäre, statt sie im Wege langwieriger Kriege wie zufällig dem natürlichen Gleichgewichte zuzuführen. Ich gebrauche den Ausdruck „zufällig“ nur im Gegensatze zu „absichtlich“, denn es ist eigentlich kein Zufall, sondern nur die Folge eines Naturgesetzes, dass die Unzweckmässigkeit zu Konflikten führt, und dass die Kämpfe so lange dauern, als diese Unzweckmässigkeit, welche erst durch endliche Elimination aus dem Wege geschaffen wird. So ist es unter den Gestirnen mit ihren Laufbahnen, so ist es im Kampfe ums Dasein unter den Tieren mit ihren Arten, anders kann es bei den Völkern auch nicht sein. Staatsmann ist aber nur derjenige, der die Bedingungen herbeizuführen trachtet, welche die Entwicklung fördern, und das zu beseitigen strebt, was stören kann und mit der Zeit stören muss. Wer aber das Problem gar nicht kennt, nun der wird die Lösung allerdings weder finden noch durchführen.

Das leitende Prinzip, welches wir für die Bewegung unter den Völkern als gültig annehmen werden und müssen, ist die Anziehung und Abstossung, welche durch materielle und selbst ideelle Interessen bewusst und unbewusst erfolgt und die Motive für Menschen und Völker liefert — also ein Prinzip, welches der ganzen Natur als Leitfaden dient. Man pflegt den Ausdruck, dass irgend ein Volk oder eine Regierung dahin oder dorthin gravitierte, oft zu gebrauchen; weil man aber, oder vielmehr weil die Staatsmänner nicht wissen, warum diese Gravitation sich einstellt, so entsteht dieser politische Hexensabbat, in welchem unsere Diplomaten gleich einem Betrunkenen glauben, dass sich die Welt um sie drehe, während doch nur der höchst eigene Kopf verdreht ist.

Wir wollen nunmehr die einzelnen Karten, also den Status quo, den die Natur und die Bewegung der Völker geschaffen, des näheren besehen; doch muss ich vorausschicken, dass wir zuerst den rein idealen, von den bestehenden Verhältnissen absehenden Standpunkt jeder einzelnen Karte, und dann erst die Konflikte unter einander ins Auge fassen werden; man muss zuerst die Richtung und Gewalt jeder einzelnen Kraft kennen, bevor man die endresultierende aller finden und sich darnach richten kann. Betrachten

wir zuerst die ethnographische Karte vom idealen, utopischen Standpunkte aus.

Wenn man die verschiedenen, farbigen Stellen einer solchen ethnographischen Karte ansieht, so entsteht die Frage, was spielt denn die Sprache eigentlich für eine Rolle in den Augen eines objektiven, über die nationale Leierkastenmusik erhabenen Denkers? Wir haben da folgende allgemeine Tatsachen zu konstatieren:

1. Jedes Gemeinwesen strebt sich für gewisse Zwecke zu vergrössern, weil in seiner relativen Grösse eine Macht und Beruhigung in vieler Beziehung liegt (nicht in jeder), welche ein kleineres Gemeinwesen entbehren muss. Es wird daher zwischen zwei verschiedenen Staatsangehörigen gleicher Nationalität immer eine Anziehung bestehen, wenn sie von grösseren Nachbarn umgeben sind.
2. Je kleiner eine Nationalität in einem Staate vertreten ist, desto mehr wird sie die naturgemässe Vereinigung mit ihren Sprachgenossen anstreben.
3. Je kleiner eine Nationalität ist, desto kindischer, eifersüchtiger und grössenwahnbehafteter ist sie.
4. Die gemeinschaftliche Sprache ist eine fast notwendige Voraussetzung einer gemeinschaftlichen Administration.

Vom ideal-ethnographischen Standpunkte also wäre die Vereinigung aller dieselbe Sprache sprechenden Menschen zu einem administrativen Gesellschaftskörper für die Entwicklung wünschenswert, weil eine solche Gravitation besteht; doch ist zu konstatieren, dass dieser Einteilung durch geographische Verhältnisse, politische Tatsachen und Verträge Hindernisse entgegenstehen. Diese zu erkennen und durch eine Synthese die Gegensätze auszugleichen — das wäre die Aufgabe der Diplomatie.

* * *

Es folgt nun die Anwendung der vier Grundsätze auf die Zukunft Europas, mit überraschenden Lichtblicken auf die Ereignisse der Gegenwart, besonders auf die Probleme der österreichisch-ungarischen auswärtigen Politik (S. 58—111).

Wollen wir nunmehr im Wege der Gleichnisse den ganzen hier niedergelegten Gedankengang reassumieren.

Ein Diplomat soll vor allem nicht von einem Tage zum andern Politik machen, nicht, wie man zu sagen pflegt, aus der Hand in den Mund leben; er muss die Zukunft in einem Bilde vor sich liegen haben, wie jemand, der einen Garten anlegen will. Halten wir uns an diesen Vergleich.

Ein intelligenter Gärtner wird seine Ideen nicht nur den bestehenden Terrainverhältnissen anpassen, sondern selbst alles, was er an Pflanzen vorfindet, zu benützen trachten, er wird tabula rasa nur dort machen, wo es anders nicht möglich ist, und auch da wird er das Meiste provisorisch belassen. Doch selbst dort, wo er tabula rasa findet, würde er irre gehen, wenn er ohne Rücksicht auf die spätere Entwicklung der Bäume und Sträucher, selbe widersinnig gruppieren, ihnen ungeeignete Standorte geben und die Aussichten verhüllen würde. Er muss mit einem Worte das ganze Bild des zukünftigen Gartens vor Augen haben, wenn er die geeigneten Vorbereitungen treffen will. Um aber das zu können, muss er die Natur und Entwicklungsfähigkeit der Pflanzen genau kennen.

Was machen die Staatsmänner der Zivilisation?

Sie stellen sich zur Aufgabe, dem Monarchen oder einer Majorität alles zu Willen zu tun, ohne nur darüber nachzudenken, ob das auch gut und dauerhaft sei. Gehören sie zu den selbständigeren Naturen, so ist es höchstens die eigene staatliche Macht, die sie erweitern, oder die fremde Macht, die sie schwächen wollen; manchmal sind es auch nur persönliche Rancune und Ambitionen, welche die Staatsmänner leiten. In England, in diesem vorgegeschrittensten Parlamentarismus, greift die abgetretene Partei die regierende an, wo sie kann, und muss dann aus Partei- und Majoritätsinteressen die auswärtige Politik, wenn ans Ruder gelangt, dementsprechend führen. Beaconsfield wird nicht angegriffen, weil er eine schlechte auswärtige Politik geführt, sondern er muss angegriffen werden, weil die Opposition zur Regierung gelangen will; infolgedessen wird seine Politik verurteilt; der Nachfolger muss dann eine entgegengesetzte Politik führen, gleichgiltig, welche die richtige gewesen wäre. Dadurch aber wird das auswärtige Amt geradezu ein Sport- und Rennplatz der Parteien. In bezug auf die Orient-Frage kann man die verschiedensten Motive hören, warum Russland, England so oder so handeln, überall jedoch leuchtet der zynische Egoismus durch; was die Entwicklung verlangt, davon hört man nichts.

Wer die Vereinigung der beiden Bulgarien hindert, statt sie zu fördern, ist kein Staatsmann; wer der österreichischen Regierung eine Besitzergreifung von Salonich durch das albanesische, bulgarische und griechische Element hindurch oder gar von Albanien anratet, ist kein Staatsmann; nur wer Bulgarien selbst besitzt, hat einen Anspruch auf das dortige Meer. Wer Österreich die Krone Polens anträgt, ist kein Staatsmann; wer den Italienern den Besitz von Triest, Dalmatien oder Albanien anratet, ist kein Staatsmann, und ebensowenig derjenige, welcher die Italiener Südtirols mit Gewalt zurückhält, und nicht auf die eine oder andere Weise trachtet, sie los zu werden. Ich fälle dieses Urteil nicht etwa aus eigener Machtvollkommenheit, sondern es ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit, ob es mir nun gefällt oder nicht, weil es ein Naturgesetz ist, dass das Unzweckmässige an der Unzweckmässigkeit zu Grunde geht, und zwar im Wege der Reibungen und des Dranges der Entwicklung. Ein Staatsmann darf daher keine Knoten schürzen, sondern muss sie lösen.

Es wird allerdings noch eine Zeit brauchen, bis der letzte europäische Krieg die natürlichen Grundlagen der Staaten herstellt, eines aber sollte denn doch eingehalten werden, und das ist, dass man den Krieg, diese Schande der Menschheit, nicht zur Schürzung unnatürlicher Rechtsverhältnisse führe, sondern es möge aus dem vergossenen Blute, den rauchenden Trümmern der Verwüstung, dem Schmerzensschrei von hundert Tausenden wenigstens eine solche Tat entkeimen, die Aussicht auf Lebensfähigkeit hat und nicht abermals die Quelle neuer Kriege wird.

Ein grosser Schritt nach vorwärts ist übrigens jedenfalls zu verzeichnen, wenn er auch gerade nicht das Verdienst der Diplomaten, sondern nur der Kostspieligkeit der Kriege und der Aversion der Bevölkerung gegen einen solchen ist. Dieser Fortschritt besteht in der in neuester Zeit eingerissenen Gewohnheit, Kongresse nicht nur nach dem Kriege, sondern vor dem Kriege abzuhalten. Es ist das der Vorbote, der vorangehende Schatten des europäischen Schiedsgerichtes, des Forums der vereinigten Staaten von Europa.

Was noch mangelt, ist die Aufrichtigkeit der Diplomaten und das Verständnis der Entwicklung. Nicht um zu lügen, sich zu überlisten, die egoistischen momentanen Interessen und die Überhebung eines Staates auf Unkosten eines andern zu erwirken, sollten die Staatsmänner zusammen kommen, sondern um das europäische Interesse der Entwicklung mit dem Interesse der Entwicklung der einzelnen Staaten in Einklang zu bringen ohne Krieg, das wäre die Aufgabe der Konferenzen.

Wenn die Diplomaten nicht in diesem Sinne wirken können, sondern nur da sind, um mittels Intrige und Zwang das Entwicklungsschädliche zu sanktionieren, dann wäre es besser, wenn sie sich auf das Konsulat, das Passwesen und den Ordenverschleiss beschränkten!



Die Frauen und der Friede.

Während dieses Heft abgeschlossen wird, tagt in Bern eine „Internationale Frauenkonferenz für Völkerverständigung". Sie schliesst sich an den Frauenkongress im Haag vom Frühjahr 1915 an, nur dass damals alle kriegführenden Länder — bis auf Frankreich — vertreten waren und heute im 4. Jahre des Weltkrieges in allen Ländern den Frauen die Pässe verweigert wurden. Der Kampf ist furchtbarer, der Friedenswille in den Völkern stärker, man glaubt ihn noch mit Schreckensherrschaft knebeln zu können.

Übrigens hat die Versammlung trotzdem ein internationales Gepräge und ist ausnehmend stark besucht, bei immer wachsender Teilnahme. Die Frauen versuchen es, sich zur Klarheit durchzuringen, welches ihre Ziele sein müssen, welche ihre Wege zu diesen Zielen. Über den zweiten Punkt gehen naturgemäss die Meinungen am stärksten auseinander. Unzweifelhaft aber ist es allen, dass die Frau nicht mehr die von dem Manne aufgezwungene Rolle der Heldenmutter übernehmen darf, sondern bewusst den Kampf aufnehmen muss gegen den Krieg, gegen alle Gewalt, für die Erhaltung des Lebens.

In den Resolutionen fordern die Frauen: die souveräne Freiheit aller Nationen, die Veranstaltung öffentlicher Kundgebungen in diesem Sinne durch Frauenorganisationen, die Ablehnung der auf künstliche Vermehrung gerichteten Bevölkerungspolitik, die Weckung des sozialen Gewissens der Jugend, die Verurteilung einer kriegshetzerischen Presse und Kunst, und die Förderung des Frauenstimmrechtes. Die Frauen verlangen überdies von allen Regierungen die baldmöglichste Einleitung von Verständigungsversuchen mit Bekanntgabe des Verlaufes an die Öffentlichkeit.

F. F.

Edouard Rod als Nachfolger Madame de Staëls.

Madame de Staël ist unzweifelhaft die bedeutendste und begeistertste Vermittlerin des deutschen Geistes in Frankreich. Dank ihrem Buche „De l'Allemagne" und der dadurch erfolgten Bekanntschaft der Franzosen mit den wichtigsten Erscheinungen des deutschen Geisteslebens, beginnt in Frankreich sowohl auf dem Gebiete der Philosophie als auch auf dem der Dichtung eine neue Epoche. Namentlich wird man Madame de Staëls Verdienst für die Wiedergeburt des Idealismus in Frankreich nicht hoch genug veranschlagen können. Bekennt doch ein so vorzüglicher und vorurteilsloser französischer Literarhistoriker wie Joseph Texte: „Das Deutschland, welches uns Madame de Staël kennen lehrte, hat uns den Geschmack des sittlichen Lebens, des ästhetischen Gefühls wiedergegeben. Es war für uns eine Schule des Spiritualismus und der echten Poesie." Indessen ist Madame de Staël weder die erste noch die einzige, die bei den Franzosen Interesse, Verständnis und Sympathie für Deutschland zu wecken gesucht hat. Die bewundernde Anerkennung und Würdigung des deutschen Geistes hat bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts tiefe Wurzeln in Frankreich geschlagen. Besonders bahnbrechend ist in dieser Hinsicht die Wirksamkeit des grossen Vorgängers und Freundes Madame de Staëls, Charles de Villers. Am wichtigsten ist aber die Tatsache, dass das von Frau von Staël begonnene Werk fast mit ununterbrochener Kontinuität durch einige namhafte Vertreter des französischen und welschschweizerischen Geisteslebens des 19. Jahrhunderts, also vor und nach dem Kriege von 1870, fortgesetzt worden ist. Mit Rücksicht auf den gegenwärtigen kritischen Moment der europäischen Kultur möchten wir im folgenden prüfen, ob und inwiefern dies von dem Waadtländer Dichter und Denker Edouard Rod, dessen Schriften nach dem Kriege von 1870 verfasst worden sind, behauptet werden kann.

Edouard Rod hat bekanntlich, ausser in Lausanne und in Lyon, zwei Jahre an deutschen Universitäten (Bonn und Berlin) studiert. Obgleich er später auch italienisches und französisches Geistesleben gründlich kennen lernte, so hat doch die deutsche Kultur einen nachhaltigen Einfluss auf seine geistige Entwicklung ausgeübt. Goethe, Hegel, Schopenhauer und Wagner waren neben Rousseau, Dante und Leopardi wohl die grössten Befruchter seiner Seele. Kein Wunder daher, dass er nicht lange dem Naturalismus seines grossen Pariser Gönners, Emile Zola, knechtisch gefolgt ist, sondern ihn bald durch eine Art von „Intuitivismus" zu überwinden bestrebt war. Es lässt sich gewiss nicht leugnen, dass Rod eine sehr schmiegsame Natur war, und dass er auch von späteren geistigen Strömungen stark beeinflusst worden ist (man denke z. B. an seine Zuneigung zu dem Neo-Katholizismus der Brunetière und Genossen in der letzten Periode seiner Entwicklung); trotzdem wird man bei ihm von einem Grundakkord Goethe-Schopenhauer-Wagner sprechen dürfen. Von besonderem Interesse ist jedenfalls für uns die Tatsache, dass der Einfluss des deutschen Geistes sich nicht nur in der Dichtung Rods, sondern auch und vor allem in seiner eifrigen und warmherzigen Würdigung deutscher Dichter, Denker und Künstler fühlbar

macht. Rod hat, seinem europäischen Patriotismus entsprechend, durch eingehende Studien in Zeitungen und Zeitschriften, die Franzosen auf einige der charakteristischesten Erscheinungen des deutschen Geisteslebens aufmerksam gemacht. Das gilt nicht nur von den Werken der deutschen Klassiker, sondern auch von Schöpfungen der letzten Jahrzehnte — was in dem gegenwärtigen Augenblick, wo man zwischen dem klassischen und dem modernen Deutschland eine ungeheure Kluft gräbt, nicht genug betont werden kann.

Eines der bezeichnendsten Merkmale dieser Studien ist, dass Rod darin keineswegs die Rolle eines blossen Berichterstatters, geschweige denn eines Verkleinerers und Verleumders spielt. Er tritt vielmehr für das deutsche Geistesleben energisch ein, und zwar deshalb, weil er in diesem oder jenem Aspekt desselben Eigenschaften gefunden zu haben glaubte, die ihm am Herzen liegen. Selbst dort, wo er Kritik übt, ist sein Ziel, dem betreffenden Werke gerecht zu werden und zum Verständnis desselben beizutragen. Namentlich aber ist er bestrebt, das Schaffen des betreffenden Künstlers oder Denkers als einen echten Ausdruck des deutschen Volkes zu charakterisieren.

So versucht Rod in der Abhandlung „Richard Wagner et l'esthétique allemande" den inneren Zusammenhang zwischen dem Lebenswerk Wagners und der deutschen ästhetischen Überlieferung hervortreten zu lassen. Der Begriff der Synthese der Künste, meint Rod — namentlich der der Vereinigung der Poesie mit der Musik, die zusammen die subjektive Kunst, im Gegensatz zur objektiven (Architektur, Skulptur, Malerei) ausmachen —, ist durch und durch hegelianisch, wobei nicht vergessen werden darf, dass dieses Problem bereits Lessing, Herder und Schiller beschäftigt hat. Ferner ist der transzendentale Idealismus, auf die Kunst angewandt, ebenfalls auf Hegel zurückzuführen, der bekanntlich die Kunst als die Durchdringung und Verwandlung der Materie durch die Idee definiert. Ebenso interessiert Hegel und Wagner in hohem Grade das Problem der Wirkung der dramatischen Kunst auf das Publikum. Endlich ist die Verwandtschaft zwischen Hegel und Wagner gross, insofern bei Hegel das ästhetische Gefühl mit dem religiösen zusammenfällt, Wagner in der Religion die Hauptquelle der künstlerischen Inspiration erblickt und mit Schopenhauer Kunst und Religion als zwei Vorstellungen eines und desselben Gedankens bezeichnet. Also ist Wagners Ästhetik die logische Resultante der deutschen Ästhetik, sie hängt in allen ihren wesentlichen Punkten mit den Haupttheorien der Kunst zusammen, die Deutschland seit dem letzten Jahrhundert hervorgebracht hat. Indem nun Wagner seine theoretischen Anschauungen in die Praxis umsetzte, hat er eine deutsche Volkskunst geschaffen und somit „das innerste und tiefste Ideal seines Volkes verwirklicht". Kein Wunder daher, dass er bis jetzt am besten von den Deutschen verstanden worden ist. Indessen, wenn man bedenkt, fügt Rod hinzu, dass die Intelligenz immer kosmopolitischer wird, dürfen wir hoffen, dass in Zukunft das Verständnis Wagners auch im Auslande wachsen wird. Wahrhaft populär aber wird Wagner nur in Deutschland sein.

Von demselben Geist aufrichtiger Sympathie für deutsche Geistesart ist auch die Studie über Arnold Böcklin getragen. Rod würdigt Böcklin nicht so sehr als Landsmann, sondern vielmehr als den Sohn „seiner Zeit und seiner Rasse". Das grosse Verdienst Böcklins erblickt Rod darin, dass dieser geniale Künstler gerade in dem echt persönlichen Teil seiner Werke „vielleicht der

erste Maler ist, der durch die eigentümlichen Mittel seiner Kunst den Pantheismus der Träumer, Kontemplativen, Metaphysiker und Dichter zum Ausdruck gebracht hat, also jenen Pantheismus, der der Feind aller Orthodoxien und doch tief religiös ist, dessen Ungewissheit selbst ein Akt der Anbetung ist, und der die Natur eben deshalb in sich aufnimmt, um Gott darin zu suchen.“ Selten sind die Künstler, meint Rod an anderer Stelle, die mit einer solchen Macht den starken Eindruck von der Welt, die wir alle in uns tragen, zu wecken wissen, wo er gewöhnlich wie ein im Schatten verschwemmter Reflex schlummert, — das wunderbare Zeichen des Makrokosmos, dessen Kontemplation allein ein Rausch ist.

Als ein anderes Beispiel für das Streben Rods nach einer gerechten Beurteilung des deutschen Geisteslebens kann man seine Besprechung von Sudermanns „Johannes“ betrachten. Wie verschiedenartig und wie ungleichwertig die Werke Sudermanns sein mögen — und das gilt von allen Schriftstellern, deren Produktivität reich ist —, sie zeugen alle, meint Rod, von einem fortwährenden Suchen und einer energischen Selbständigkeit. Sudermann hat sich keiner Etikette unterwerfen wollen, seine Stücke und seine Bücher zeigen keine Ähnlichkeit untereinander, ja sie unterscheiden sich völlig voneinander. Was insbesondere „Johannes“ anlangt, so verdient dieses Werk nach Rod den ersten Platz unter den zahlreichen Versuchen, die in den letzten Jahrzehnten der dramatischen Behandlung der heiligen Legende gewidmet worden sind. Die Gestalt des Verkünders ist von einer Geisteskraft, die Sudermann noch nicht erreicht hatte. Im Gegensatz zu denjenigen, die sich damit begnügen, die Evangelien in Dialoge zu zerstückeln, die sprachüblich gewordenen Worte zu paraphrasieren, hat es Sudermann gewagt, den Stoff frei zu behandeln. Dadurch hat er gezeigt, dass es fruchtbarer ist, die von der Geschichte kaum skizzierten Gestalten zu beleuchten, die von den Aposteln kaum angedeuteten Situationen zu entwickeln, kurz Themen von einer einzigen Herrlichkeit und einer ergreifenden Menschlichkeit nach den Anforderungen unserer heutigen Kunst zu deuten. Sudermann hat gezeigt, dass es auf diesem Wege noch, ja immer „etwas zu finden“ geben wird.

In seinen Studien über Schopenhauer ist der Verfasser von „La course à la mort“ bestrebt, Verständnis und Sympathie für seinen deutschen Lieblingsdenker zu erwecken, indem er nachweist, dass der Schopenhauerische Pessimismus, obgleich er vollkräftiger und aufrichtiger ist als seine Misanthropie, keineswegs als eine Theorie der blinden Verzagtheit aufgefasst werden darf. Vielmehr lässt Schopenhauer, von gewissen Übertreibungen und Grillen abgesehen, und trotz der Bitterkeit seiner Erwägungen, der Praxis des Guten offene Tür; denn er streitet nicht über die Existenz des Guten, sondern nur über das Wesen desselben. Und Rod freut sich, dass dies auch der intelligenteste Schüler Schopenhauers, Eduard von Hartmann, begriffen hat.

Unter allen Dichtern und Denkern, über die Rod geschrieben hat, ist Goethe der einzige, dem er ein ganzes Buch gewidmet hat. Rousseau bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme, denn weder in „L'Affaire J. J. Rousseau“ noch in „Le Réformateur“ gibt Rod eine Gesamtwürdigung des Schaffens Rousseaus. Das tut er aber Goethe gegenüber in seinem „Essai sur Goethe“. Hervorgegangen ist dieses Buch aus Vorlesungen, die Rod in den 1880er Jahren an der Genfer Universität während mehreren Semestern gehalten hat. Während er aber in seinen Vorlesungen Goethe mit einem glühenden Enthu-

siasmus behandelt hat, ist er in seinem Buche bestrebt, den Dichter frei sowohl von blinder Anbetung als auch von jeder Verkleinerungssucht zu würdigen. Seine Absicht ist lediglich, einige unabhängige Geister anzuregen, Goethes Werk unvoreingenommen zu betrachten, es zu geniessen, ohne ihm knechtisch zu folgen, es zu bewundern, ohne zu extravagieren. Das ist ihm in der Tat in hohem Grade gelungen. Nicht nur zeugt seine Interpretation der Hauptwerke Goethes von einer ausgezeichneten Kenntnis der Goethe-Literatur, namentlich der deutschen, sondern auch von einem liebevollen Eingehen in die mannigfaltigen Aspekte des Schaffens Goethes. Besonders beachtenswert für uns ist Rods Beurteilung von „Dichtung und Wahrheit" und „Faust". Was das erste Buch anlangt, so findet Rod zwischen dem Leben und dem Werke Goethes zwar keine vollkommene Einheit, wohl aber einen vollständigen Zusammenhang: das Werk setzt das Leben fort, indem es dasselbe poetisch macht, es verbessert, es nötigenfalls entschuldigt. Goethe hat alles verschönert, „idealisiert", wie man zu sagen pflegt. Er hat die „Dichtung", die er aus seiner Phantasie und aus seinem Talent zog, gleichsam wie einen goldenen Schleier über die „Wahrheit" geworfen, die nicht immer schön war. Es besteht nach Rod ein grosser Unterschied zwischen „Dichtung und Wahrheit" und Rousseaus „Bekenntnissen". Goethe ist keineswegs ein Mensch, der zu Menschen spricht, sondern ein Halbgott, der über seine Vergötterung wacht und zum Symbol von etwas wird, das man das Menschlich-Göttliche oder das Göttlich-Menschliche nennen könnte. Ebensowenig lässt sich „Dichtung und Wahrheit" mit dem „Journal intime" von Männern wie Stendhal, Benjamin Constant und Amiel vergleichen. Die letzteren sprechen von sich, um die Harmonie, die ihre Taten verletzt haben, durch Worte wiederherzustellen. Goethe dagegen hat gelebt wie er leben wollte, er hat gemacht, was er machen wollte, er hat die zwischen seinem Ich und der Natur gesuchte Übereinstimmung verwirklicht. Es gibt in der Tat nur ein Buch, meint Rod, welches man mit „Dichtung und Wahrheit" vergleichen könnte: die „Mémoires d'Outre-Tombe".

Viel positiver beurteilt Rod Goethes „Faust" oder wie er dieses Werk nennt, „le grand oeuvre". Er erblickt darin gleichsam die Kristallisation des Genius des deutschen Volkes. Was die Streitfrage anbelangt, ob „Faust" ein Weltgedicht im Sinne der „Göttlichen Komödie" oder des „Hamlet" sei, bemerkt Rod: „Ob ein Weltgedicht oder nicht, und welches auch der Platz sein mag, den es in der ungewissen Skala der literarischen Werke einnimmt, das Gedicht, in welches Goethe sein ganzes Leben gelegt hat, gehört zu denjenigen — wenn man den Ausdruck gestattet — deren Existenz gesichert ist." Seine Würdigung des grössten deutschen Dichters zusammenfassend, begrüsst Rod in Goethe einen Menschen, der sich nach seinem eigenen Gesetz entwickelt hat, indem er in den Tag hinein seine innersten Anlagen ausbildet bei voller Entfaltung jener verborgenen Keime, die so oft unfruchtbar in der Tiefe der gemeinen Seelen sterben. Und dieses Gesetz kann eben so deutlich ausgedrückt werden wie der Grundgedanke seines Hauptwerkes: da er die Tat geliebt hat, hat er sein ganzes Leben danach gestaltet und sein ganzes Denken auf diesen vorherrschenden Geschmack zurückgeführt. Darin liegt nach Rod die wahre Grösse Goethes. Und so zögert er nicht, die Worte des Chors der Engel, die den „Faust" zusammenfassen, auf den Dichter selbst anzuwenden: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." *J. Benrubi.*

Über internationale Zusammenhänge in der Skulptur.

von ROSE SILBERER, Wien.

Der größte Fanatiker des Patriotismus wird nicht leugnen wollen, daß ein Netz von Zuſammenhängen über die ganze Welt ausgeſpannt iſt. Kein Krieg kann mehr dieſe feinmaſchige Hülle zerreißen.

Die Keime zu allen lebendigen Ideen ſammeln ſich in der Luft aus unergründlichen Erkenntnisbezirken ſtammend; ſie ſprießen dann in verſchiedenem Erdboden, dem Humus angepaßt; ſie ziehen das Zeit- und Ortskleid an, nicht aber ohne die Spuren ihrer gemeinſamen Herkunft zu tragen. Internationale Zuſammenhänge ſind daher in allen Lebensäußerungen der Völker zu beobachten. Vielleicht am meiſten in der Kunſt, und da auch in der ſprödeſten, der am wenigſten in der Ausdrucksweiſe beweglichen, die, angekettet wie der gelfiſche Löwe an manchen italieniſchen Rathäuſern, an bedeutende Formregeln gebunden iſt: die Skulptur. Sie erſchwert allerdings durch die Verſchloſſenheit ihrer eigenſten Natur dieſe Analyſen, — ſie, die ſich nur in hochkultivierten Zeiten in allen Potenzen entwickeln kann, da ſie vom Beſchauer, der bei ihr den edelſten Genuß ſucht, dieſelben Qualitäten verlangt, wie vom Künſtler zu ihrer Hervorbringung, Eigenſchaften, welche Diderot ſo formuliert: Die Skulptur ſetzt eine tiefe und beharrliche Begeiſterung voraus, ein ſtarkes und doch verſtecktes Feuer, heftige Empfindung ſchweigend und geheimnisvoll im Innern verborgen.

In den Nervenzellen aber der großen Maſſen ein ſolches Vibrieren zu finden, iſt immer erſt nach einer langandauernden raffinierten Erziehung der Volksſeele durch beſondere Umſtände möglich. In Frankreich nennt man die Armee „La grande muette". Alle Völker in ihrem ganzen Komplex könnten ebenſogut unter demſelben Namen zuſammengefaßt werden: „Die großen Stummen". Nur einzelne heben ſich heraus als Dolmetſcher der elementaren gährenden Volkskraft. „So ſchafft ſich jedes Volk in ſeiner Kunſt ideale Auslöſungsmöglichkeiten für ſein Lebensgefühl" ſagt Worringer in ſeinem ausgezeichneten Buch „Formprobleme der Gotik". Wenn nun dieſe Möglichkeiten auch in die Skulptur überſtrömen, — und in ihr ausſtrömen, iſt dies mit ein Beweis für die glutvolle Gefühlsſtärke eines Geſamtwillens. Dieſen Beweis liefern ganz beſonders ſtark die ägyptiſche und die griechiſche Kunſt in ihrer Blüte, die eben aus dem Grunde, weil ſie geladen waren mit dieſem Schönheitswollen und der Ethik einer hochſtehenden Nation, dieſen ihren Kunſtwillen den Völkern bis auf unſere Zeit aufzwangen.

In der Gegenwart iſt dies nun leider noch nicht der Fall, — oder genauer ausgedrückt — es war damit vor dem Kriege noch nicht ſo weit, denn was heute Gegenwart heißt, iſt eine aufgehaltene gewiſſermaßen ſchwebende Gegenwart, die nur in Erwartung der Zukunft ihr Gleichgewicht mühſam aufrecht erhält.

Aber ſo wie man nie nach den Projekten eines Künſtlers fragen dürfte – man ſollte Geduld haben, und ihn gewähren laſſen, – ſo auch bei den Völkern: Geduld haben und ſie gewähren laſſen.

Und es hatte wirklich den Anſchein, als ob überall etwas geſucht würde, um ein ſtark emporflammendes Vitalitätsbedürfnis zu befriedigen, Doch nirgends war ein ganz großer Künſtler erſtanden, der den Extrakt ſeines Volkes in ſich vereinigte und viſionär ihm einen Ausweg zeigte. Keiner wurde erſchöpfend Wortführer einer Nation (auch keine Gruppe, wie es z. B. die Gotiker geweſen ſind.) Nicht einmal Rodin, – deſſen Name ſich trotzdem an dieſer Stelle aufdrängt, – weil er nicht reſtlos Seele und Form, d. i. äußeres Leben miteinander verbinden konnte oder wollte.

Allein, es gab mächtig hin- und herflutende Wellen, es gab Beſtrebungen, wenn man will gewaltſam zueinander fließende Beſtrebungen, die eben zu den Kennzeichen der internationalen Zuſammenhänge gehören.

Ein Beiſpiel wird dies erläutern. Eine merkwürdige kleine Schrift von Kaſimir Edſchmid über die Werke des eigenartigen deutſchen Bildhauers Bernhard Hoetger, der vielleicht ein Berufener iſt, beginnt folgendermaßen: „als Hoetger ſich von Rodin trennte, löſte die neue Zeit ſich von der alten". Nichts könnte beſſer meinen vorhergehenden Satz plaſtiſch machen, als dieſe Vorſtellung wie Hoetger ſich von Rodin trennt, indem ſie beweiſt, wie nahe die beiden Künſtler auf ihren Kunſtwegen zuſammengekommen ſind, wie der deutſche Künſtler und der franzöſiſche bis zu einem gewiſſen Punkte dann zuſammengegangen waren, ſolange, bis Hoetger fühlte, daß „die Riegel neuer Zeit vor ihm aufflogen, deren Sehnſucht über den Moment nach Ewigkeit zielt". Die internationalen Zuſammenhänge ſind alſo durch dieſe paar Worte von Edſchmid faſt feſtgenagelt.

Da kam die Unterbrechung.

Die Epidermis von Europa erzitterte plötzlich in wahnsinniger eingebildeter Angst vor einer Krankheit, und es iſt ſeine große tragiſche Schuld in dieſer ſinnloſen Furcht, ſein ungeheures Schickſal ſelbſt konſtruiert zu haben. Es war in der Täuſchung befangen, daß unerfüllte Wünſche ſeines Organismus eine Entladung brauchten. Statt dies in einer rein geiſtigen entmaterialiſierten Weiſe zu verſuchen, und in der Entwicklung weiter zu ſchreiten, warf er ſich brutal herum. Damit war ſelbſtverſtändlich für den Moment das zarte Netz der Zuſammenhänge verwirrt worden; und man hätte glauben können, daß alles wieder in Frage geſtellt ſein konnte.

Es kann aber nur wiederholt werden: Keinem Krieg wird ein vollſtändiger Riß mehr gelingen.

Wenn man demnach trachtet, die gelockerten Fäden der Zuſammenhänge in der Skulptur wieder in die Hand zu bekommen, ſo ergibt ſich aus den ungleichmäßigen aber nicht wahllos zuſammengedrehten Verknüpfungen, das gleiche Wollen, nämlich aus einem weitentlegenen Zeitalter die Grundbedingungen einer modernen Skulptur zu holen. Mit Ausmerzung aller unnötigen Details zur harmoniſchen Größe zu gelangen, das wollte und ſollte ungeſtüm in die Skulptur aller Länder, durch das Beiſpiel der alten magiſtralen Kunſt der Ägypter kommen.

Es war nur eines überſehen worden, daß um reine Harmonien zu geben, auch die Innerlichkeit auf der höchſten Stufe ſtehen müßte. Der Traum des Steines, durch eine allgemeine Verfeinerung aufzuleben, blieb vorderhand noch unerfüllt.

Ein Wort aus Vasari fordert gebieteriſch: „ein Kunſtwerk muß geboren, nicht gemacht ſein." Es gibt aber in der Gegenwart wenig „geborene Werke", die meiſten ſind erfunden.

Keineswegs geht es an, eine Philoſophie für die Kunſtbedürfniſſe eines Volkes zu ſchaffen; mit Blut und Nerven geleiſtet, wird die Arbeit von einer ſtrengen Inſtanz verlangt. Der fieberhafte und nervöſe Druck der Finger ſoll aus dem Stoff gerade das herauspreſſen, was die Menſchen von jeder großen Kunſt inſtinktiv begehren, wenn ſie ihnen helfen soll: menſchliche Freude und menſchliches Leid in gewiſſem Sinne übermenſchlich dargeſtellt zu ſehen und beide Gefühle in monumentaler Gebärdenſprache in ihrer Syntheſe ſich auslebend. – So, faſt ein wenig ſchwerfällig, als würde ſich aus dem Hauche Gottes der erſte Menſch erheben, faßten die Ägypter die Skulptur auf. Dieſe Erhabenheit wurde mit einem Schlag, man weiß nicht wie, kraft der internationalen Zuſammenhänge überall erkannt, und die dadurch ſich aufdrängende Notwendigkeit, der modernen Menſchheit ähnliches als ihr modernes Eigentum zu überreichen, ließ Künſtler der verſchiedenſten Nationalitäten auf verſchiedenen Wegen dem gleichen Gipfel zuwandern.

Nur iſt die Kunſtausübung, mit dem Ausblick auf völkiſch-menſchliche Regeneration, eine Gigantomachia – ein Kampf ſo gewaltig wie der Kampf der Giganten mit den Göttern, – und jede derartige künſtleriſche Entwicklung geht daher langſam vonſtatten. Die Zukunft soll erst zeitigen. Wird die Formel morgen gefunden ſein?

Die Deutſchen ſtehen manchmal wie Höhlenmenſchen in den Felſenkammern grandioser Gedanken und können das langſam ſtrömende befruchtende Element in den lateiniſchen Feldern der Kunſt nicht immer in ſeinen Windungen überſchauen, aber da eine Urkraft exiſtiert, die ſie alle zwingt dasſelbe zu ſuchen, werden Romanen und Germanen ſchließlich zuſammenſtoßen am beiderſeitigen Wunſchziel welches iſt, dem Leben nach der qualvollſten Zeit, die die Welt je gehabt ſeine Schönheit wieder zu geben, die Lebensſchönheit der Großen und Starken; derjenigen, die imſtande ſein werden, verſchloſſene Regionen des Univerſums zu öffnen.

Ich habe die Skulptur als Agens zu dieſen Begründungen gewählt, weil, wie ich früher auseinanderzuſetzen verſuchte, eine glückliche Löſung ihrer Aufgaben mit einen Beweis für die glutvolle Gefühlsſtärke eines Geſamtwillens bedeutet.

Der Hiſtoriker Lavisse rechnet aus, daß man nicht mehr als einer Kette von nicht einmal dreißig Siebzigjährigen bedürfte, um nach rückwärts die Zeit Jeſu Chriſti zu erreichen; dieſe Kürze der Vergangenheit, folgert er, müßte uns alſo mit Reſpekt erfüllen vor der ungemeinen Ausdehnung der Zukunft, und was in ihr geleiſtet werden mag.

Das prometheiſche Europa, vom Kriegsadler zerfreſſen, kann, dieſer ſybilliniſchen Anſchauung gemäß, noch, – und durch orphiſche Exſtaſe ſicher erlöſt werden.

Aus Büchern und Flugschriften.

Dr. Max Adler. *Politik und Moral.* Verlag Naturwissenschaften, Leipzig 1918. (Nach dem Weltkrieg. Schriften zur Neuorientierung der auswärtigen Politik, Heft 5.)

Die Frage nach der Berechtigung des Dualismus von Staats- und Privatmoral ist das Problem der vorliegenden Schrift. Der Wiener Marxforscher erfasst es in seiner Tiefe. Moral ist Bindung des einzelnen durch das Interesse eines höheren Ganzen, dem er angehört. Der Staat aber gehört keinem höheren Ganzen an. Wie sollte er da einer höheren Forderung gehorchen als dem Kollektiv-Egoismus, dessen souveräne Verkörperung er ist? In der Tat hat, von Macchiavelli und Hobbes bis zu Bismarck und Treitschke, sowie vielen zeitgenössischen Schriftstellern (Troeltsch, H. Scholz, O. Baumgarten, H. Gomperz u. a.), eine ganze Literatur die Existenz einer höheren Staatsmoral im Widerspruche mit der Privatmoral behauptet und zu rechtfertigen versucht. Ihnen steht freilich eine Reihe erlauchter Geister gegenüber, welche den Staat nur als Mittel zur Steigerung der Freiheit und zur Verwirklichung der allgemeinen Sittlichkeit anerkennen will, eine Reihe, die mit Aristoteles beginnt und mit Kant, Fichte, Gladstone, Karl Marx hoffentlich noch lange nicht endet. In der Diskussion seiner Vorgänger betätigt Verf. wieder einmal seine gewohnte Meisterschaft und stützt mit neuen Gründen die marxistische These von der Auflösung dieses Widerspruches durch die Beseitigung der Klassenherrschaft. Es ist aber eben die Frage, ob sich selbst die ideale Rechtsordnung des Sozialismus ohne Anwendung von Gewalt und List auf die Dauer gegen die Interessenten des Klassenstaates behaupten könnte. Die russischen Bolschewiki wenigstens haben sich bisher in der Praxis keineswegs die Anwendung der Methoden versagt, mit welchen der Zarismus seine Herrschaft behauptet hat. Das Gegenteil hat Savonarola versucht; man weiss, mit welchem Erfolge. Bisher hat sich die Macht immer nur durch Machtmittel behauptet, nicht durch Tugend. Und es wird wohl auch nach dem Sturze des Kapitalismus nicht anders sein. Immerhin würde die Einführung einer internationalen Rechtsordnung jenes höhere Ganze schaffen, dem sich auch der Staat in den meisten Fällen zu unterordnen ein Interesse hätte. *S. F.*

Aug. Schmid. *Die Gewalt a s Grundlage des Rechtes.* Basel, E. Finckh, 1917.

Ein urgescheites und blitzdummes Büchlein. Urgescheit, wo es lehrt, den schönen Schein des gewaltlos herrschenden Rechtes durchschauen; es zeigt, wie die Rechts- und Friedensordnung überall auf vorausgegangener Dressur durch die Gewalt beruht und wie sie nur durch die im Hintergrunde stehende angedrohte Gewalt, und nur solange als die Masse an diese glaubt, herrschen kann. Blitzdumm wird es aber, sobald nun der Verf. aus diesen Prämissen seinen Annexionismus abzuleiten sucht, indem auch in Europa der Dauerfrieden nur auf die Furcht vor dem stärksten Zentralstaate und diese wieder nur auf die Tatsache reichlicher Annexionen gegründet werden könne. Für die Macht der Imponderabilien, z. B. des unterdrückten Nationalgefühls oder Freiheitsbedürfnisses, hat Verf. wenig Sinn. Aber selbst in seinen Flachheiten ist er lehrreich und anregend, weil er als ein geistreicheres Exemplar der Alldeutschen wenigstens die grundsätzlichen Voraussetzungen des Annexionismus deutlich blosslegt und dadurch auch blossstellt. *S. F.*

Dr. Alfred H. Fried. *Panamerika. Entwicklung, Umfang und Bedeutung der zwischenstaatlichen Organisation in Amerika* (1810—1916). Zweite vermehrte Auflage. Zürich 1918, Art. Inst. Orell Füssli. 291 S. gr. 8°.

Seit dem Erscheinen des Friedschen Buches über die panamerikanische Bewegung (1910) hat diese innerlich eine reiche Entwicklung erfahren und ist auch nach aussen hin bedeutsamer hervorgetreten. Ihre Entwicklung auf dem heimischen Boden Amerikas ist durch die vierte panamerikanische Konferenz, durch die zahlreichen Schiedsverträge und durch mannigfaltige Anläufe zur Vereinheitlichung des Rechtes und zur gegenseitigen wirtschaftlich-finanziellen, aber auch geistig-sittlichen Förderung gekennzeichnet. Ihr Einfluss nach Europa hin ist durch das Auftreten der Amerikaner auf der zweiten Haager Friedenskonferenz, neuestens auch durch ihr Eintreten in den Weltkrieg gesteigert worden. Der Stoff selbst war demgemäss so angewachsen, dass die zweite Auflage des Friedschen Buches fast ein neues Werk geworden ist, ohne die Vorzüge des alten zu verlieren, indem die reiche Dokumentierung durch die Zusammenfassungen mit ihrer verständigen Kritik der Resultate bei warmherziger Würdigung der Anregungen an Wert und Übersichtlichkeit gewinnt. So gewährt das Buch dem Menschenfreund, inmitten der greuelvollen Verirrungen Europas, den tröstlichen Ausblick auf eine Neue Welt mit neuen, menschlicheren Methoden und dem wissenschaftlichen Arbeiter wertvolles Quellenmaterial für die allmähliche Entwicklung des Schiedsgerichtsgedankens. Etwas optimistisch ist wohl die Auffassung Frieds bezüglich der Rolle der Vereinigten Staaten in Cuba und Panama; auch bezüglich Mexikos ist das letzte Wort noch nicht gesprochen und vielleicht der Einfluss des panamerikanischen Bureaus überschätzt. Mit Vorbehalt dieser und anderer Meinungsverschiedenheiten sei das Buch jedem empfohlen, der sich ein selbständiges Urteil über den Wert und die Aussichten zwischenstaatlicher Organisationen bilden will.

S. F.

Georg Gothein. *Weltwirtschaftliche Fragen der Zukunft.* Verl. Naturwissenschaften, Leipzig 1918. (Nach dem Weltkrieg. Schriften zur Neuorientierung der auswärtigen Politik, Heft 3.)

Eine prächtige kleine Arbeit des ausgezeichneten Handelspolitikers. Ganz in dem Geiste gehalten, mit dem die Fachmänner der kriegführenden Völker ihre Veröffentlichungen erfüllen sollten, stärkend und ermutigend für das eigene Volk, ohne Hass und Verachtung für die fremden Nationen. Immerhin können die Feinde des deutschen Volkes an der Hand des Schriftchens ermessen, welche Gegenzüge dieses im Falle einer versuchten Einkreisung bereithält, und wie sehr sie sich selbst dadurch schädigen würden. Das nützt Deutschland mehr als alle grossen und groben Worte. Die Grundanschauung des Verf. tritt in den Schlussworten zutage: „Ein Friede, der die wirtschaftliche Unterjochung oder schwere Dauerschädigung eines der Kriegführenden mit sich brächte, würde für diesen unerträglich sein und den Keim zu neuen Kriegen in sich bergen. Ein Dauerfriede kann nur kommen, wenn wir nicht unterliegen, wenn, wie wir hoffen, wir ehrenvoll bestehen, wenn kein Lebensinteresse eines der Kriegführenden verletzt wird. Also: Peace with honour, nicht La Paix par la Victoire!“ *S. F.*

Walter Eggenschwyler. *Europa nach dem Kriege.* Orell Füssli, Zürich 1917.

In dem Grade, in welchem der Krieg sich durch die steigende Erschöpfung der Völker seinem notgedrungenen Ende nähert, wird es jedem denkenden Menschen zum Bedürfnis, sich über die nach dem Kriege zu erwartenden wirtschaftlichen und politischen Zustände und Entwicklungen klar zu werden. Ein vorzügliches Hilfsmittel zu diesem Zwecke bietet die vorliegende Arbeit des hell sehenden und scharf urteilenden Schweizer Volkswirtes. Verf. sieht hell; aber was er sieht, ist düster. Die zu erwartenden Folgeleiden des Krieges, seine Menschen- und Gütervernichtung, der Rückgang der Geburten, die Nervenzerrüttung,

der Sittenverfall und die Kriminalität namentlich der jugendlichen Verbrecher werden an der Hand der bisherigen Zahlen eingeschätzt, eine starke Auswanderung vorausgesehen (etwa nach Südamerika); fachmännisch und eingehend wird die wirtschaftliche Konjunktur nach dem Kriege dargestellt. Daran schliesst sich die politische und finanzpolitische Diagnose. Wer Sieger, wer Besiegter bleiben wird, kann sich nach E. erst im Frieden entscheiden. Sieger wird bleiben, wer durch überlegene Organisation die Umschaltung der Industrie auf die Friedenswirtschaft und die Weltkonkurrenz am raschesten und gründlichsten bewerkstelligen und die steigenden Wogen der Unzufriedenheit am klügsten zu kanalisieren verstehen wird. Das erstere dürfte wohl bei Deutschland, das letztere bei England der Fall sein. Grossartige industrielle Konzentration und zwischenstaatliche Föderation dürfte eine Signatur der Zeit werden. Welche Stellung dabei der Schweiz zufallen, welche Haltung sie einnehmen soll, bildet eines der interessantesten Kapitel des gedankenreichen und rückhaltlos aufrichtigen Werkes. *S. F.*

Theodor Niemeyer. *Aufgaben künftiger Völkerrechtswissenschaft.* (Heft 5 der Veröffentlichungen des Seminars für internationales Recht a. d. Universität Kiel.)

Die kurze Schrift fasst die aus dreissigjährigem Wirken als Völkerrechtslehrer und Herausgeber der bekannten Fachzeitschrift erwachsenen Anschauungen des Verf. über die Aufgabe der Wissenschaft zusammen. Wissenschaft ist ihm nur diejenige methodische Forschung, welche in bewusstem Zusammenhange mit den Arbeiten der Vergangenheit und Gegenwart den Zwecken der menschlichen Gemeinschaft dient. Zweck der Völkerrechtswissenschaft ist die Erforschung der Bedingungen eines dem Rechtsgedanken entsprechenden Verhältnisses der Staaten und Völker. Sie soll das Gewissen des Einzelstaates, nicht seine unlautere Interessenvertretung sein. Ihre Bearbeiter sollen sich nicht auf die juristische Dogmatik der geltenden Normen beschränken, sondern auch, ähnlich wie die Strafrechtswissenschaft Kriminalpolitik, **Völkerrechtspolitik** treiben auf Grund der Völkermoral, Völkerpsychologie, der gesamten wirtschaftlichen und sozialen Dynamik, der Wirtschafts- und Verkehrsgeschichte — im Sinne internationaler Annäherung, jedoch auf der Grundlage der nationalen Unabhängigkeit. Auch die Völkerrechtspolitik kann nur Interessenpolitik sein, aber eine weitsichtige, auf gegenseitiges Achten und Helfen gegründete und auf den Sieg des Gemeinschaftsgedankens, der Gerechtigkeit, der Vernunft abzielende. In diesem Sinne glaubt Niemeyer an die Zukunft des Völkerrechtes. Sicherlich eine fortschrittliche und fruchtbare Auffassung der wissenschaftlichen Arbeit und ein vielverheissendes Programm für die Veröffentlichungen des Kieler Seminars. *S. F.*

Fritz Fleiner. *Politik als Wissenschaft.* Orell Füssli 1917.
Fritz Fleiner. *Politische Selbsterziehung.* Orell Füssli 1918.

Politik als Wissenschaft ist Erkenntnis der treibenden Kräfte als Ursache der äusseren Einrichtungen und der an der Oberfläche des politischen Lebens sichtbaren Erscheinungen; Vergleichung historischer Parallelvorgänge; Erkenntnis der Ursachen des Aufstiegs und Niedergangs ganzer Völker und Staaten. Sie ist nicht so sehr eine Spezialwissenschaft als die Krönung einer Lebensarbeit auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft und Geschichte. Ihr letzter Schluss lautet: Hingabe jedes einzelnen an das Gemeinwesen ist die beste Wurzel seiner Kraft. Demgemäss regt das zweite Schriftchen zu praktischer Mitarbeit in Gemeinde und Staat an. Beide sind mit Anmut, Klarheit und Wärme geschrieben; ihre Zitate sind zugleich Winke zu wohlgewählter politischer Lektüre. Nur wenn Fleiner Napoleons III. Julius Cäsar, welchen Mommsen als Kinderbuch empfohlen haben soll, als Seitenstück zu Bismarcks Gedanken und Erinnerungen empfiehlt, hat wohl mehr das Gefühl der Ritterlichkeit für das Andenken eines Geächteten als sachliche Erwägung den Ausschlag gegeben. *S. F.*

Stephan Bauer. *Sozialpolitik im Kriege und nach Friedensschluss.* Bern 1917, Scheitlin & Co.

Das Schriftchen ist die Wiedergabe eines Vortrages vom Dezember 1916. In gedrängter Darstellung fasst der Direktor des Basler Internationalen Arbeitsamtes die Entwicklung der Sozialpolitik bis zu diesem Zeitpunkte zusammen, wie sie sich in England, Deutschland, Frankreich und den neutralen Ländern (namentlich der Schweiz und damals noch Amerika) vollzogen hatte, anfangs in sehr abweichender, dann in immer ähnlicherer Weise. Weitere Kreise dürfte die Feststellung des englischen Wohlfahrtsinspektors interessieren: „Im allgemeinen ist der Unternehmer wohlberaten, der Frauen und Mädchen 8½ Stunden im Tage vom Montag bis Freitag arbeiten lässt und 5 Stunden am Samstag. Die Sechzigstundenwoche ist ganz unzufriedenstellend.“ Bei der Männerarbeit ist in England die Doppelschicht von 12 Stunden die Regel, wegen Arbeitermangels, bei theoretischer Anerkennung der Vorteile der Achtstundenschicht. Doch ist im Kohlenbergbau die ganze Arbeiterschutzgesetzgebung aufrecht erhalten, in anderen Betrieben angesichts ungünstiger Resultate der Überarbeitung ein Ruhetag in der Woche wieder eingeführt worden. Das englische Bildungswesen leidet unter der Zunahme der Kinderarbeit. Dagegen hat sich die Sozialgesetzgebung der Friedenszeit in bezug auf Arbeitsnachweis, Mindestlohngesetz, Schiedsgerichte und Arbeitslosenversicherung auch im Kriege bewährt. In Deutschland hat gerade der Krieg die Lücken der Sozialgesetzgebung, z. B. in bezug auf Arbeitsnachweis und Mindestlohn, hervortreten lassen, bei grossartigen Leistungen durch das Zusammenwirken von Reichsmonopolen und Wohlfahrtsorganisationen von Städten, Gewerkschaften und Korporationen nebst wirksamen sozialpolitischen Verfügungen der Heeresverwaltung bei Übergabe von Lieferungen. Betreffs Amerikas sagt Verf. voraus, dass die neue Welt die alte bezüglich der Sozialpolitik überflügeln werde. Die Anti-Trust-Akte von 1914 beginnt mit den denkwürdigen Worten: „Die Arbeit eines menschlichen Wesens ist weder eine Ware noch ein Handelsartikel.“ Auch sonst ist Bauers Darstellung reich an interessanten Tatsachen und Ergebnissen.

S. F.

Dr. Wilhelm Rosenberg. *Valutafragen.* Wien 1917, C. Fromme.

Der vorliegende Sonderabdruck aus den Wiener „Juristischen Blättern“ erhebt sich durch die reiche, kritisch verarbeitete Literatur zum Range einer gelehrten Arbeit und enthält gleichzeitig praktische Vorschläge zur Wiederherstellung der Valuta. Die Schrift empfiehlt sich der Aufmerksamkeit des internationalen Publikums auch durch die lehrreichen Tatsachen aus Gegenwart und Vergangenheit des österreichischen Wirtschaftslebens, welche der besonders gut informierte Verfasser gelegentlich mitteilt. So dürfte es interessieren, dass Rosenberg die Gesamtsumme des in Form von Wertpapieren, Einlagen, Pfandbriefen, Hypotheken und sonstigen langfristigen Forderungen in Österreich-Ungarn vorhandenen Wertkapitals auf 50 Milliarden Kronen einschätzt. Solche Ziffern werfen ein helles Licht auf die Bedeutung einer Wertschwankung der Krone; die verschiedenen Wirkungen der Veränderungen im Geldwerte werden eingehend und aktuell erörtert. Auch bezüglich der Methoden einer künftigen Valutaregulierung wird Beherzigenswertes gesagt und aus der Vergangenheit Interessantes in Erinnerung gebracht. Es dürfte z. B. ausserhalb Österreichs wenig bekannt sein, dass das Finanzpatent von 1811 für alle während der Geldwirren von 1799 bis 1811 entstandenen Schulden die Bezahlung nach dem jeweiligen Kurswerte anordnete, der in einer beigegebenen Tabelle für jeden Monat dieses Zeitraumes festgestellt war. Über den in dieser Zeitschrift bereits besprochenen Vorschlag Goldscheids zur Zahlung der enormen Kriegsschulden durch Einräumung eines Drittelanteils an allen privaten Unternehmungen zugunsten des Staates sagt Rosenberg: „Es ist nicht einzusehen, warum, wenn überhaupt verstaatlicht werden soll, nur eine

teilweise Verstaatlichung der Produktionsmittel Platz greifen soll, welche die Nachteile des individualistischen Systems mit denen des kollektivistischen vereinigen müsste.“ Hierauf würde wohl Goldscheid erwidern können, dass auch die Vorteile beider Systeme vereinigt würden. *S. F.*

Dr. Paul Mori. *Neue Wege schweizerischer Exportpolitik.* Zürich 1916, Orell Füssli.
Dr. Paul Mori. *Exportbanken.* Zürich 1917, Orell Füssli. (Schweizer Zeitfragen, Heft 49 und 53.)

In einer statistischen Einleitung wird das Vorurteil vom Rückgang der schweizerischen Exportindustrie widerlegt und im Gegenteile nachgewiesen, dass, per Kopf der Einwohner gerechnet, kein zentraleuropäischer Staat von 1902 bis 1912 eine solche Zunahme der Ausfuhr aufzuweisen hatte, auch das vielbeneidete Deutschland nicht. Selbst in bezug auf Bevölkerungsvermehrung war die Zunahme der Schweiz prozentuell stärker. Die zunehmende Lebensmitteleinfuhr hat daher nichts Bedenkliches. Verf. kritisiert demgemäss die auf den widerlegten Thesen beruhenden Vorschläge Dr. Curtis zur Hebung des Exportes als ein überladenes und zu sehr dem Auslande nachgeahmtes Programm, und versucht es, die Exportförderung an der tieferen Wurzel des Exportes beginnen zu lassen, nämlich durch Hebung der Leistungsfähigkeit der Industrie, wobei er m. E. nur zu einseitig auf Kartellierungen und Fusionen abzielt. Von eigentlichen Exportförderungsinstitutionen werden das Nachweisbureau für den Bezug und Absatz von Waren und das vom Verf. vorgeschlagene Konsularbureau näher erörtert, beiden freilich mehr zugemutet als sie leisten können. Weder kann das erstere jeden Dorfkrämer in Evidenz halten, noch das letztere mit der praktisch notwendigen Schnelligkeit die ihm zugemuteten Auskünfte verlässlich beistellen.

In der zweiten Schrift wird die Wirksamkeit der englischen und der deutschen Exportbanken, sowie des neuen amerikanischen Gesetzes und der französischen Organisationsbestrebungen beleuchtet und die Wichtigkeit ihrer Nachahmung in der Schweiz auch für den künftigen Rohstoffimport dargetan. Besonders empfiehlt Verf. die Gründung einer schweizerisch-russischen Bank. *S. F.*

M. Sztern. *Die Lösung der Nationalitätenfrage.* Zürich 1917, Art. Institut Orell Füssli.

Eine kurze und anregende Kritik des Schlagwortes von der Selbstbestimmung der Nationen, an dessen Stelle Verf. die „innerstaatliche Gleichstellung aller Völker“ setzen möchte. Die österreichische Reichshälfte nähert sich seinem Ideale, die Schweiz erfüllt es.

Rudolf Laun. *Das Nationalitätenrecht als internationales Problem.* Wien 1917, Manz.

Das Schriftchen ist ein Sonderabdruck aus der „Österr. Zeitschrift für öffentl. Recht“ und enthält einen Bericht über die Beschlüsse der pazifistischen Konferenz von Kristiania (1917) betreffend den Schutz der Minoritäten durch allgemeine Einführung des österreichischen Systems der nationalen Kataster, nebst einem Plaidoyer des Verf. für die Aufnahme der Forderung des allgemeinen Schutzes nationaler Minderheiten in das Friedensprogramm der Zentralmächte.

Ed. Blocher. *Das sogenannte Nationalitätsprinzip.* Basel 1918, E. Finckh.

Eine scharfsinnige Kritik des Nationalitätsprinzips, seiner Widersprüche und Unklarheiten, in knapper und vornehm geprägter Sprache und mit einem Schlusse, den jeder Schweizer ernstlich zu durchdenken alle Ursache hat.

B. v. Zahorski. *Die Pazifikation Europas und die soziale Evolution.* Mit einem Vorwort von Al. Giesswein.

Verf. untersucht als wissenschaftlicher Soziologe die Kräfte, welche innerhalb der sozialen Evolution für und gegen den Pazifismus wirken und gelangt durch

ihren Vergleich zu dem Schlusse, dass die Evolution den Krieg ad absurdum führe und die Menschheit zur Pazifikation dränge, von der er auch als Pole die beste Garantie für ein freies Polen erwartet. Das kurze, aber geistvolle Vorwort des Prälaten Dr. Giesswein erinnert an die Prophylaxis der Epidemien als Aufgabe der Wissenschaft; ebensowenig utopisch sei der Pazifismus als Prophylaxe der schrecklichsten aller Epidemien, der Kriegslust. Er begrüsst die wissenschaftliche Methodik dieses Werkchens als ein Hilfsmittel zur Erleichterung des Überganges von der Zwecklosigkeit des Kampfes zur Zweckmässigkeit des Zusammenwirkens.

Reinhard Gast. *Deutschland und die Entwickelung des Haager Friedenswerkes in Vergangenheit und Zukunft.* Verl. Naturwissenschaften, Leipzig 1917/18. (Nach dem Weltkrieg. Schriften zur Neuorientierung der auswärtigen Politik, Heft 5.)

Der Inhalt der Haager Abkommen wird, in Anlehnung an Zorn, kurz dargestellt und gewürdigt, dann im Anschlusse an das Minimalprogramm der holländischen Zentralorganisation für einen dauernden Frieden und dessen Kommentar ein Bild der künftigen Entwicklungsziele geboten. Für die erste Orientierung über die Probleme der künftigen internationalen Rechtsordnung ist das Büchlein recht brauchbar.

Albert Leser. *Vermittlung und Intervention als völkerrechtliche Mittel zur Vermeidung eines Krieges.* Gotha 1917, Friedr. Andr. Perthes A.-G.

Eine bibliographisch und dokumentarisch gut ausgestattete völkerrechtliche Studie über die Entwicklung des Vermittlungsinstitutes. Auf die sorgfältige Sammlung alles Materials vom Pariser Vertrag (1856) an bis einschliesslich zur zweiten Haager Konferenz, wobei auch die so wichtigen Verhandlungen und anregende Verbesserungsvorschläge berücksichtigt werden, folgt die theoretische Verarbeitung dieses Materials und ein praktischer Teil, welcher die wichtigeren Fälle erfolgreicher Vermittlung darstellt, nebst dem erfolglosen Vermittlungsversuch Englands vor Ausbruch des Weltkrieges. Mit Recht folgert der Verf. aus dem Verlaufe dieses Versuches, dass die Vermittlung nicht erst bei akutem Konflikt ausbrechen sollte und schlägt deshalb eine ständige Organisation zur rechtzeitigen Vermittlung vor, ein Vorschlag, dessen Einzelnheiten der Verbesserung bedürfen, dessen Grundgedanke aber gesund ist (Vertretung jedes streitenden Staates durch Notabilitäten, welche aus seinen Bürgern durch Notable des andern Staates gewählt werden, Vereinigung unter neutralem Vorsitz). *S. F.*

Dr. Kriesi. *Gottfried Keller als Politiker.* Frauenfeld, Huber & Co.

Ein Volksdichter ist stets das Kind seiner Zeit; das ihn umgebende Leben gibt seinen Schöpfungen die Farbe. Dass dies völlig auf Gottfried Keller zutrifft, ist jüngst in diesem gründlichen Buche ausführlich dargelegt worden. Wie kein anderer Schweizer Dichter hat er nicht nur alle zeitgenössischen politischen Ereignisse der Heimat, sondern auch der Nachbarstaaten in Wort und Schrift für und wider erörtert, ein Feuergeist, mit leidenschaftlichem Ernst berührt von allen Erscheinungen der Öffentlichkeit. Kriesi zeigt im einzelnen auf, wie reichlich der politische Niederschlag im „Grünen Heinrich" und in andern Schöpfungen des Dichters zu finden ist. Immer ist und bleibt er, was Schweizer Verhältnisse betrifft, der begeisterte warme Patriot und Republikaner und deshalb ein Gegner der Monarchie, auch der konstitutionellen. Rein vom politischen Standpunkte fasst er diese Überzeugung in die grobkörnigen Worte zusammen: „Was soll ein Gott mit einer Kreatur beginnen, welche ein Wort, wie Republik und Demokratie ist, gehört und verstanden hat und doch trotz ihrer Vernunftgaben sich für zu schwach und zu faul erklärt, dieses Wort zur Wahrheit zu machen?" Der Dichter ist aber schon als junger Mann davon überzeugt, dass es übel wäre, wenn der Schweizer in Hinsicht der geistigen Kultur sich gegen aussen abschliessen würde.

So schreibt er im „Grünen Heinrich", nachdem er schwungvoll die Berechtigung und Notwendigkeit der Schweizer Nationalität als der Verkörperung der Schweizerberge und Schweizerherzen betont hat, dass man mit „Alpenrosenpoesie" und Gesängen über die Befreiungskriege der Eidgenossen nicht auskomme. Man müsse aus grösseren Kulturzusammenhängen schöpfen. Und weiters führt er aus: „So wenden sich die Welschschweizer nach Frankreich und Italien, und der deutsche Schweizer holt seine Bildung aus den tiefen Schachten des deutschen Volkes. Zu einer guten patriotischen Existenz braucht es jederzeit nicht mehr und nicht weniger Mitglieder als gerade vorhanden sind. Mit den Kulturdingen ist es anders; da sind vor allem gute Einfälle, soviel als immer möglich, notwendig, und dass deren in vierzig Millionen Köpfen mehrere entstehen als in nur zwei Millionen, ist ausser Zweifel!"

Trotz seiner republikanisch-demokratischen Gesinnung, deren Schärfe im Lauf der Jahre und Erfahrungen immer gemässigtere Formen annimmt, zieht ihn schon von Jugend auf sein Herz zu den stammesverwandten deutschen Nachbarn. In dem bereits 1844, also zu einer Zeit, da er sich mächtig für die freiheitliche Bewegung in Deutschland begeisterte, abgefassten „Lied an das deutsche Volk" (Kriesi, S. 64 ff.) schrieb er unter anderm:

„Wie oft, wenn ich am jungen Rheine sass,
Und mit der Seele folgte seinem Lauf,
Geschah's, dass ich die Heimat schier vergass,
Und ihrer Urgebirge Riesenknauf
Schmolz hin vor meines Herzens heissem Sehnen!
Ich sah entzückt ins ebne Land hinaus,
Ins Land der Sagen und der Liebestränen,
Ins hohe, weite, deutsche Dichterhaus."

Und vollends während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 standen seine Sympathien auf seiten Deutschlands.

Die markige Tonart der politischen Äusserungen Kellers ist jederzeit die ungeschminkter Wahrhaftigkeit, ihre Triebfeder stets echte vaterländische Gesinnung, mögen sie nun in poetischer Form oder in den von ihm in Tagesblättern veröffentlichten Stücken oder in den während seiner Amtstätigkeit als Zürcher Staatsschreiber abgefassten Bettagsmandaten stehen. Der von Kriesi seinem Buche beigegebene Anhang von politischen Aufsätzen Kellers lässt dies in jeder Zeile erkennen. *K. F.*

Alexander Herzen. *Erinnerungen.* 2 Bde., 750 S. Deutsch von Dr. Otto Buek. Politische Aktionsbibliothek (Franz Pfemfert), Berlin-Wilmersdorf.

Der alte Revolutionär zeichnete mit den gleichen Fähigkeiten, mit denen er gelebt hatte, sein Leben auf, mit ursprünglichstem Temperament und geistiger Leidenschaft. Die Bilder, die er entwirft, sind bunt und kraftvoll; alle geschilderten Situationen, Verhältnisse und Personen prägen sich dem Gedächtnis ein. Wir erleben sein Vaterhaus in Moskau, seine fürstliche Tante, die aus Langeweile Herzens spätere Frau als schutzloses Mädchen aufnahm und sie aus Barmherzigkeit quälte, das Jugend- und Studentenleben an der Moskauer Universität, den Prozess und die Verbannung inmitten russischer Provinzbeamten, Moskau und Petersburg in den Jahren 1840—47, Belinski, Bakunin und Ogareff, sowie den Kreis der Slavophilen, der vollständig einer beliebigen deutschvölkischen Jugendgruppe unserer Tage gleicht. Der zweite Band schildert die Erlebnisse Herzens während der Jahre 1847—49 in Italien und Frankreich und das Milieu der Flüchtlinge in der Schweiz und in England. Dieser Teil ist ganz besonders lehrreich und aktuell. So sehr auch die nationalen Unterschiede der französischen Montagnards, der italienischen Einheits- und deutschen Umwälzungsmänner hervortreten, so leiden sie alle an dem einen Gemeinsamen, an dem Emigrantentum, das Herzen folgendermassen definiert: „Die Auswanderung, die nicht unter einem bestimmten

Gesichtspunkt, mit einem bestimmten Zweck unternommen wird und nur durch den Sieg der gegnerischen Parteien erzwungen ist, unterbindet die Entwicklung und zieht die Menschen aus einer lebendigen in eine illusorische Tätigkeit hinein. Die Menschen verlassen ihre Heimat mit einem zurückgedrängten Hass und dem beständigen Gedanken, dass sie morgen wieder zurückkehren werden, kommen nicht weiter und kehren immer wieder zu ihrem alten Standpunkt zurück; die Hoffnung lässt sie nirgends festen Fuss fassen und erlaubt ihnen nicht, eine ernste Tätigkeit zu ergreifen; die Gereiztheit und die törichten und heftigen Streitereien lassen sie nie über eine gewisse Anzahl von Fragen, Gedanken und Erinnerungen hinauskommen, die allmählich zu verpflichtenden und lästigen Traditionen gerinnen. Die Menschen, vor allem aber die unter ihnen, die sich in einer aussergewöhnlichen Lage befinden, haben stets eine gewisse Neigung zum Formalismus, zum Zunftgeist und zu einer berufsmässigen Uniform, so dass sie sofort zu einem handwerksmässigen, doktrinären Typus verknöchern."

An anderen Stellen analysiert Herzen in seiner eindringenden Weise diese Frage noch ausführlicher. Geschilderte Zustände erinnern lebhaft an die Gegenwart. Und diejenigen, die heute mehr oder weniger als Opponenten, Flüchtlinge und Exilanten, als „passlose Individuen", wie sich Herzen selbst bezeichnet, sich in der Schweiz aufhalten, könnten aus den Analysen und Erfahrungen Herzens besonderen Nutzen ziehen.

Die Übersetzung ist gut. Im Gegensatz zur einfachen und imposanten Prosa Herzens wirkt das Vorwort trivial. Geschmacklose Vorworte sind eine allgemeine Krankheit der deutschen Buchausgaben; aber von Franz Pfemfert wäre eine vorbeugende Massnahme für seinen Verlag zu erwarten gewesen. *G. G.*

Stefan Zweig. *Jeremias.* Insel-Verlag Leipzig 1918.

Diese zwischen Ostern 1915 und Ostern 1917 entstandene „dramatische Dichtung" greift in die alttestamentliche Zeit zurück, in die Jahre, da sich Jerusalem unter seinem König Zedekias mit Nebukadnezar, dem gewaltigen Herrscher der Chaldäer, verfeindete. In die ungeheure Kriegsbegeisterung, welche in der heiligen Stadt Flammen schlägt, donnert vergeblich der Friedenswille des Propheten Jeremias:

„... Ich aber sage dir, Volk von Jerusalem, ein bös und bissig Tier ist der Krieg; er frisst das Fleisch von den Starken und saugt das Mark von den Mächtigen, die Städte zermalmt er in seinen Kinnladen, und mit den Hufen zerstampft er das Land.... Abtut Gottes Namen vom Kriege, denn nicht Gott führet Krieg, sondern die Menschen! Heilig ist kein Krieg, heilig ist kein Tod, heilig ist nur das Leben."

Seine Mahnung prallt an den Herzen der Verblendeten zurück. Aber die Ernüchterung kommt raschen Schrittes; Sorge, Hunger und Not schlagen ihre Zelte in Jerusalem auf, während der Chaldäer ungeheures Heer sich eisern um die gequälte Stadt legt. In diesen Tagen furchtbarster Prüfung findet der von heftigen Seelenkämpfen zerrissene Jeremias tiefste Läuterung und den Pfad zwischen sich und seinem verzweifelten Volke, in dessen Herzen er neue Gottesaltäre errichtet:

„... Nur die Geprüften hat Gott erwählet, und nur den Leidenden gilt seine Liebe. So lasset uns denn die Geprüften sein und lieben sein Leid, ihr Brüder! Er hat uns brüchig gemacht, dass er tiefer sich senke in unsres Herzens Scholle und wir fruchtend würden seines Samens; er hat uns geschwächet am Leibe, dass er uns stärkte in der Seele" ...

Und so begibt sich denn dieses von Gott durchschauerte Volk frohjubelnd auf seine Weltwanderschaft, umleuchtet von der Morgenröte des beginnenden Tages und bestaunt von dem einziehenden Sieger, der wohl oder übel bekennen muss: „Man kann das Unsichtbare nicht besiegen! Man kann Menschen töten, aber nicht den Gott, der in ihnen lebt. Man kann ein Volk bezwingen, doch nie seinen Geist!"

In der Verkündigung dieser herrlichen Gewissheit klingt diese bald in Prosa, bald in freien und gebundenen Versen abgefasste dramatische Dichtung aus, die getrost Stefan Zweigs Meisterwerk genannt werden darf. Der „Jeremias", diese machtvolle Tragödie eines Mannes und eines Volkes, ist die reinste und stärkste der aus diesem Kriege entstandenen dramatischen Dichtungen — ihre schlichte Menschlichkeit, ihre Behandlung des Grossen und Ewigwiederkehrenden in der Weltgeschichte und in den Herzen der Menschen, ihre edle Sprache sichern ihr einen bleibenden Platz in unsrer Literatur. Möge der „Jeremias", der in Zürich seine Uraufführung erlebte, bald über alle Bühnen ziehen! *C. S.*

Stefan Zweig. *Das Herz Europas.* Ein Besuch im Genfer Roten Kreuz. Zürich 1918, Rascher. (Zugunsten des Roten Kreuzes.)

Darüber referiere ich nicht. Das muss man lesen. Hier schlägt wirklich das Herz Europas. *S. F.*

H. Mayor. *Être.* Bern 1917, Ferd. Wyss.

Der Verfasser des Buches, der sowohl Frankreich als Deutschland durch jahrelangen Aufenthalt kennen und schätzen gelernt hat, unternimmt den lobenswerten Versuch, die wesentlichsten Streitfragen zwischen diesen beiden Ländern unparteiisch zu beleuchten.

Neben der Erörterung der gut dokumentierten politischen Fragen finden auch die psychologischen und wirtschaftlichen Momente Berücksichtigung.

Besondere Erwähnung verdient die allgemein menschliche Tendenz und strenge Sachlichkeit des fesselnd geschriebenen Werkes. Es darf als wertvoller Beitrag zum Kampf gegen die Kriegspsychose bezeichnet werden. *F. B-n.*

Jacob Feldner. *Deutsche Jugend und Weltkrieg.* Zürich, Orell Füssli.

Das Schriftchen bietet eine Orientierung über den Stand der deutschen Jugendvereinigungen bei Ausbruch des Krieges und über ihre seitherigen Kämpfe gegen die Verbreitung von Völkerhass, gegen die Militarisierung der Jugend, gegen die Einschränkung der Denk- und Lehrfreiheit durch alldeutsche Unduldsamkeit. Zahlreiche Literaturnachweise erhöhen den Wert der Ausführungen, in welchen sich Feldner, wie immer, als eifriger Freiheitskämpfer bewährt. *S. F.*

Romain Rolland. *Den hingeschlachteten Völkern.* Zürich 1918, Rascher.

Ein Wort in die Zeit, hinausgerufen zu Allerseelen 1916, in der warmblütigen Übertragung Stefan Zweigs, veröffentlicht zugunsten des Genfer Roten Kreuzes. Möge es reiche Verbreitung finden. Hier einige Worte aus dem herzbewegenden Schluss, mit welchem der edelste Internationalist der Gegenwart an Karl Marx anzuknüpfen scheint und über ihn hinausschreitet zu einer wahren „Union Sacrée" aller Völker und Klassen für die heilige Sache der Menschheit und des Friedens:

Völker, Völker, vereinigt euch! Völker aller Rassen, ob mehr oder minder schuldig, aber alle blutig und leidend, ihr Brüder im Elend, seid es auch in der Vergebung und Erhebung! Vergesst eure Streitigkeiten, an denen ihr zugrunde geht! Tut eure Trauer zusammen, sie ist eine für die ganze menschliche Gemeinschaft! Es tut not, dass ihr im Leide, es tut not, dass ihr im Tode von Millionen Brüdern eurer tiefen Einheit bewusst geworden seid. Und es tut not, dass diese Einheit nach dem Kriege die Schranken zerbreche, die zwischen euch jene schamlosen Interessen vereinzelter Ichsucht dann nur noch höher und enger werden erheben wollen!

□□□

Die Freiheit der Meere.*)

Von Professor Dr. WALTER SCHÜCKING, Marburg.

So sehr auch in Deutschland über die Kriegsziele gestritten wird, so gibt es doch eine Forderung, in der sind wir grundsätzlich alle einig; sie heisst: „Freiheit der Meere." Und dabei ist es besonders erfreulich, dass uns diese Forderung auch mit den Neutralen verbindet; ja was noch wichtiger ist, auch Englands mächtigster Bundesgenosse — die Vereinigten Staaten von Nordamerika — hat diese Forderung auf sein Programm geschrieben. Leider herrscht aber eine bedauerliche Unklarheit darüber, was unter dieser Freiheit der Meere zu verstehen und wie sie zu sichern sei. Den Vorteil von dieser Unklarheit hat England. Ihm ist der ganze Gedanke natürlich höchst unsympathisch, da er doch irgendwie auf einen Bruch der englischen Seetyrannei hinauslaufen muss, und so wehrt England ihn ab mit dem Hinweis, die Deutschen wüssten selbst nicht recht, was sie mit diesem Schlagwort meinten.

Wollen wir uns ein Urteil bilden über den Inhalt des Postulats, so müssen wir ausgehen von der Erkenntnis des Rechtszustandes auf dem Meere, der heute gilt. Da ist zunächst festzustellen, dass im Frieden die Freiheit auf dem Meere vorhanden ist. Mit Recht sagt der Berliner Völkerrechtslehrer Triepel: „Wer bei uns für künftige Meeresfreiheit streitet, der will das Meer für die Handelsschiffahrt auch in Zeiten des Kriegs freimachen." Aber diese Meeresfreiheit im Frieden, die den Schiffen aller Nationen auf allen Ozeanen in gleicher Weise zugute kommt und die uns heute als etwas Selbstverständliches erscheint, ist ein mühsam errungenes Gut, das seine eigene, höchst lehrreiche Geschichte hat. Einst haben die Mächtigen dieser Erde auch eine rechtliche Herrschaft über das Meer in Anspruch genommen. Im Gesetzbuch des Kaisers Justinian steht eine Stelle, an der sich der weise Kaiser Mark Aurel „ἰ δὲ νόμος τῆς ϑαλάσσης" das Gesetz des Meeres, nennt, und solchem Beispiel der Antike folgten die deutschen Kaiser des Mittelalters, wenn sie sich als des „oceani König" bezeichnen. Faktisch war ihre Seegewalt freilich höchst gering. Aber als die von der Idee des Kaisertums und Papsttums zusammengehaltene Welt des Mittelalters in ein Nebeneinander gleichberechtigter Staaten zerfiel, da machten einzelne Staaten nachdrücklich Rechtsansprüche geltend auf die ihnen mehr oder weniger benachbarten Teile der See. Das mächtige Venedig wollte die Königin der Meere sein, und weil man damals noch glaubte, dass der Mann durch die Ehe die Herrschaft gewinne über die Frau, so feierte man zur Begründung der Herrschaft des venetianischen Staates über das Meer alljährlich in symbolischer Weise die Vermählung des Staatshauptes mit dem Meere. In grossem Gepränge fuhr das vergoldete Staatsschiff, der Bucentauro, auf das Meer hinaus, und der Doge versenkte einen goldenen Ring in dessen blauen Fluten. Der grosse Emporkömmling des sagengewaltigen Inselreichs der Briten, Oliver Cromwell, wollte ohne

*) Ein Vortrag gehalten auf der Tagung des Verbandes für internationale Verständigung zu Frankfurt a. M. am 10. Februar 1918.

Englands Genehmigung keine andere als die britische Flagge auf dem ganzen Atlantischen Ozean wehen lassen. Und es wurden blutige Kriege geführt, um diese Herrschaftsansprüche gegen Holland durchzusetzen. Denn es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als den friedlichen Seehandel des Rivalen völlig auszuschliessen. Im Jahre 1609 erschien dann das tapfere Buch des jungen holländischen Gelehrten Hugo Grotius: „Mare liberum sive de iure, quod Batavis competit ad Indiacana commercia." Etwa anderthalb Jahrhunderte später war die hier aufgestellte Lehre von der Meeresfreiheit absolut durchgedrungen und wurde von keiner Seite mehr ernstlich bestritten. Der innere Grund für diesen Wandel war das solidarische Interesse der Kulturwelt. Die gesunde Einsicht lehrte schliesslich jede einzelne Nation, dass sie ihre Kulturaufgaben besser erfüllen könne mit der Meeresfreiheit als ohne dieselbe. So kam man zu dem Dogma von der Staatenlosigkeit der offenen See.

Aber gerade dieses Dogma ist nun die letzte Ursache, dass wir im Kriege die Meeresfreiheit nicht haben. Denn gerade weil das Meer staatenlos ist, ist die ganze offene See im Seekrieg Kriegstheater, während es im Landkrieg etwas absolut Selbstverständliches ist, dass die kriegerischen Operationen auf das Landgebiet der kriegführenden Staaten beschränkt bleiben müssen. Dieser Satz steht unbestritten fest, auch wenn er gelegentlich verletzt worden ist. Also das ganze offene Meer ist heute erlaubterweise Kriegsschauplatz und in diesem Rechtssatze wurzeln vornehmlich die Rechtsinstitute, die in ihren Folgen im Seekrieg der Meeresfreiheit verhängnisvoll werden: das Prisen-, das Konterbande- und das Blockaderecht. Am unpopulärsten von diesen drei Rechten ist das Prisenrecht, d. h. das Recht des Kriegführenden auf die Aneignung des von ihm auf dem Meere angetroffenen feindlichen Privateigentums. Indessen die oft wiederholten Bestrebungen auf Abschaffung des Prisenrechts versprechen so lange keinen praktischen Erfolg, wie das sogenannte Konterbanderecht existiert. Darunter versteht man das Recht des Kriegführenden, auf hoher See auch den Neutralen diejenigen Waren wegzunehmen, die als Kriegsmittel in Betracht kommen. Solange der Kriegführende dieses Recht gegenüber den Neutralen behält, kann er es natürlich erst recht gegenüber solchen Waren ausüben, die in Feindes Eigentum stehen, vorausgesetzt, dass sie Kriegsmittel, sogenannte Bannware sind. Es käme also für den seemächtigen Staat, um trotz der Aufhebung des Prisenrechtes dessen Zwecke zu erreichen, nur darauf an, den Begriff der Bannware, des Kriegsmittels möglichst weit auszudehnen. Und das dürfte nicht eben schwer halten. Denn die moderne Kriegführung ist derartig angewiesen auf technische Mittel, dass es wenig Rohstoffe und Waren gibt, die nicht schliesslich als Kriegsmittel bezeichnet werden könnten. Es wäre also denkbar, dass England scheinbar in liberalem Sinne in die Aufhebung des Prisenrechtes willigte und dann doch im nächsten Seekrieg den deutschen Seehandel abermals lahm legte, durch eine entsprechende Ausübung des Rechts auf Konterbande. Freilich hatte in Übereinstimmung mit gewissen Entwicklungstendenzen des modernen Völkerrechts die Londoner Deklaration von 1909 den Versuch gemacht, einer missbräuchlichen Anwendung des Begriffs der Konterbande vorzubeugen. Zu diesem Zweck war die Unterscheidung gemacht zwischen absoluter und relativer Konterbande. Nur für diejenigen Waren, die auf die Liste der absoluten Konterbande gesetzt waren, weil sie sich als Kriegsmittel im engeren Sinne des Worts darstellten, wie Geschütze, Munition, usw., sollte die Theorie der fort-

gesetzten Reise gelten, d. h. sie sollten beschlagnahmt werden dürfen, wenn sie auf neutralen Schiffen auch auf der Fahrt zu neutralen Häfen befindlich wären. Darnach hätten also die Engländer Munition, die auf einem spanischen Dampfer während des Weltkriegs nach Rotterdam transportiert wäre, gerechterweise ohne weiteres beschlagnahmen können. Dagegen sollte die sogenannte relative Konterbande, zu der z. B. Getreide gehört, nur dann beschlagnahmt werden dürfen, wenn sie auf der Fahrt nach einem feindlichen Hafen angetroffen würde und ausserdem ihre direkte Bestimmung für die feindliche Streitmacht oder die Verwaltungsstellen des feindlichen Landes nachgewiesen werden könnte. Würden diese Normen im gegenwärtigen Kriege eingehalten, so wäre also aller argentinischer Weizen, der uns über holländische Häfen zugeführt werden sollte, um vielleicht von da zu Schiff bis Mannheim zu gehen, für die Engländer unantastbar, der ganze Hungerkrieg wäre unmöglich. Indessen waren leider diese rechtlichen Normen zu Beginn des Krieges wegen des Widerstandes, den sie im englischen Oberhause gefunden hatten, noch nicht ratifiziert. So haben einseitige englische Verordnungen den Unterschied zwischen absoluter und relativer Konterbande allmählich praktisch völlig beseitigt, alle Konterbande wird ohne weiteres eingezogen und Deutschland damit auch die indirekte Zufuhr über neutrale Häfen möglichst gesperrt. Nach diesen Vorkommnissen erscheint es nicht sonderlich aussichtsreich, wollte man nach dem Krieg zu den Versuchen einer Einschränkung des Konterbanderechts zurückkehren. Zweckmässiger wäre es schon, mit dem Institut des Prisenrechts auch das ganze Konterbanderecht zu beseitigen. Aber wäre damit das Meer auch nur für die neutrale Schiffahrt freigeworden? Mit nichten! Denn neben dem Prisen- und Konterbanderecht bedroht ein drittes Rechtsinstitut den Seehandel in Kriegszeiten, das ist die Blockade. Man versteht darunter eine durch Kriegsschiffe ausgeübte Sperre mit der Rechtswirkung, dass alle neutralen Schiffe wie die feindlichen weggenommen werden können, die die Sperre zu durchbrechen versuchen, auch wenn ihre Waren nicht den Charakter von Konterbande haben. Freilich hat nun das Völkerrecht auch für die Blockade beschränkende Normen entwickelt. Zu oberst steht der Rechtssatz, dass die Blockade immer nur gegenüber der feindlichen Küste verhängt werden darf, nicht gegenüber der neutralen. Weiter muss die Blockade effektiv sein, d. h. es muss eine geschlossene Sperrlinie vorhanden sein und es darf nicht auf Grund einer sogenannten Papierblockade ganz willkürlich dort auf neutrale Schiffe Jagd gemacht werden, wo man sie gerade antrifft, um von anderen Voraussetzungen wie Deklaration und Notifikation ganz zu schweigen. Es ist sehr interessant, dass wegen dieser beschränkenden Normen die Blockade im Rechtssinne von den Engländern im Weltkrieg wohl an der ostafrikanischen Küste, aber nicht an den deutschen Küsten verhängt worden ist. Aber England übt tatsächlich gegen uns eine Blockade aus von der verhängnisvollsten Wirkung. Und zwar dient ihm dazu das oben berührte Institut der Konterbande. England beschlagnahmt bei Ausübung seines Konterbanderechts nicht nur alle Waren, die, wenn auch über neutrale Häfen, nach Deutschland eingeführt werden sollen, sondern umgekehrt auch alle Waren, die irgendwo auf dem Ozean angetroffen werden, wenn sie nur deutschen Ursprungs sind. So ist auch unsere ganze Ausfuhr lahm gelegt, weil England uns die Zufuhr von Geld oder auch den blossen Erwerb von Forderungen im Auslande unterbinden will. Und es macht dabei in der Praxis wenig Unterschied, ob England gewisse Waren, die es schlechter-

dings nicht als Konterbande bezeichnen kann, nicht konfisziert, wie es beim Blockadebruch geschehen kann, sondern nur in seine eigenen Häfen verschleppt und dort beschlagnahmt. Die Ausfuhr ist damit gesperrt und Holland konnte, auch solange es über seine eigenen Schiffe noch vollständig verfügte, Waren deutschen Ursprungs, z. B. eiserne Fässer, nicht aus seinen eigenen Häfen auf seinen eigenen Schiffen in seine eigenen Kolonien bringen. Würde man nun das Konterbanderecht neben dem Prisenrecht ganz abschaffen, so würde die Gefahr bestehen, dass England seine Praxis des gegenwärtigen Krieges, die unter der Flagge des Konterbanderechts geübt wird, unter dem Namen der Blockade abermals betätigte. Freilich würde es sich damit, wie schon gesagt, über die rechtlichen Schranken für das Blockaderecht hinwegsetzen und zwar auch über solche, die nicht nur in der, der formellen Gültigkeit entbehrenden Londoner Deklaration enthalten sind, sondern die auf Grund älterer Rechtsübung und älterer Verträge in unzweifelhafter Geltung sind. Aber was hilft die Tatsache solcher Rechtssätze, wenn sie nicht eingehalten werden und wenn die amerikanische Regierung noch während ihrer in dieser Beziehung wirklich sehr fragwürdigen Neutralität ausdrücklich erklärte, dass es bei den Methoden der heutigen Kriegführung, namentlich im Hinblick auf die einem Blockadegeschwader durch U-Boote und Luftfahrzeuge drohenden Gefahren „physisch" unmöglich geworden sei, eine geschlossene Blockade aufrecht zu erhalten. England würde also unter dem Titel eines den modernen Kriegsverhältnissen angepassten Blockaderechts den feindlichen und den neutralen Seeverkehr wieder ebenso hemmen wie gegenwärtig, die Freiheit der Meere wäre nicht gewonnen. Wir sehen: Prisenrecht, Konterbanderecht und Blockaderecht stehen in einem unlösbaren Zusammenhange. Nicht ohne Geist hat Niemeyer sie einmal eine unheilige Dreieinigkeit genannt, und der vorhin schon zitierte Berliner Völkerrechtslehrer Triepel sagte jüngst sehr richtig: „Es handelt sich um drei Klaviaturen eines Instruments, von denen nach Belieben die eine oder die andere gespielt werden kann, um denselben Ton zu erzielen." So kommt man zu der Forderung, dass alle drei Institute gleichzeitig vollständig beseitigt werden müssen.

Aber würde damit die Freiheit der Meere im Seekrieg erreicht sein? Mit nichten. Denn solange der heutige Rechtszustand auf der See nicht eine grundsätzliche Veränderung erfährt, würden sich für die abgeschafften Institute Surrogate einstellen. Wir erleben davon schon heute einen merkwürdigen Vorgeschmack durch die Einrichtung von Sperrgebieten. Diese vollständigen Absperrungen weiter Teile des Meeres sind ein absolutes Novum des Völkerrechts, das mit allen rechtlichen Traditionen im Widerspruch steht. England hat damit den Anfang gemacht. Auf Grund der Behauptung, dass rechtswidrig in der offenen See von deutscher Seite auf der Haupthandelsstrasse zwischen Amerika und Liverpool über Nordirland Minen gestreut seien, erklärte England schon in den Anfängen des Krieges die ganze Nordsee zum Kriegsgebiet und liess für die neutrale Schiffahrt nur noch den Kanal offen. Die Antwort darauf war die von deutscher Seite schon unter dem 4. Februar 1915 angekündigte Seesperre, nach der dem Seeverkehr des Feindes, auch soweit er auf neutralen Schiffen geschieht, „mit allen Waffen" in weiten Meeresgebieten, deren geographische Grenzen bekannt gemacht sind, entgegengetreten wird. Wir wissen, wie energisch diese Seesperre jetzt mit Hilfe des uneingeschränkten U-Bootkrieges durchgeführt wird, bei dem die traditionellen Normen über den Kreuzerkrieg mit der Verpflichtung, die feindlichen

Schiffe erst anzuhalten, dann zu durchsuchen und eventuell aufzubringen, unter dem Gesichtspunkt der Repressalie fallen gelassen worden sind. Es braucht nicht betont zu werden, dass derartige Seesperren den schärfsten Widerspruch gegenüber der Freiheit der Meere in sich schliessen, der überhaupt denkbar ist. Will man also wirklich die Freiheit der Meere, so müsste man auch die Verwendung solcher Kriegsmittel für die Zukunft ausschliessen. Aber schliesslich bliebe immer die Gefahr, dass neue an ihre Stelle träten, und wer gibt uns davon abgesehen die Garantie, dass diese Verbote auch beachtet werden?

Unter diesen Erwägungen neigt die deutsche Völkerrechtswissenschaft heute dazu, mit einem weitgehenden Pessimismus die Lösbarkeit des ganzen Problems zu verneinen; ich brauche nur Triepel, van Calker und Stier-Somlo für diese negative Auffassung zu zitieren. Triepel fasst seine Schlussfolgerungen in die Worte zusammen: „Nur für den Mächtigen ist das Meer frei, sorgen wir, dass wir Seemacht haben, dann haben wir auch das freie Meer." Zu dem Zweck werden dann möglichst zahlreiche Flottenstützpunkte in aller Welt, der Besitz der flandrischen Küste, grosse Schiffsbauten usw. gefordert. Aber dieser Appell an die nationale Macht ist in meinen Augen der Bankerott der Völkerrechtswissenschaft. Vom militärischen Standpunkt aus kann man diese Auffassung sehr wohl verstehen. Erklären aber wir Völkerrechtslehrer diese Lösung für die einzig mögliche, so geben wir damit grundsätzlich den Gedanken auf, dass das Recht die Beziehungen zwischen den Völkern regeln soll. Solchen Verzicht auf die Idee des Rechts und solchen Glauben an die Macht pflegt man heute noch in weiten Kreisen Deutschlands als Realpolitik zu bezeichnen, aber es scheint, dass unsere Realpolitiker allmählich zu den wahren Utopisten geworden sind. Ich sehe dabei ganz ab davon, ob und inwieweit einzelne Kriegsziele zu erreichen sein würden, die für jenen Zweck aufgestellt worden sind. Der Versuch, die Freiheit der Meere durch nationale Machtentfaltung zu gewinnen, würde auf eine Verewigung des unseligen Zustandes des Wettrüstens hinauslaufen. Nach der furchtbaren pekuniären Erschöpfung dieses Krieges werden dazu einfach die Mittel fehlen. In parlamentarischen Kreisen wird erzählt, dass bei der letzten grossen Offensive gegen Italien in sechs Stunden mehr Munition verbraucht worden sei, wie während des ganzen Krieges gegen Frankreich von 1870/71. Ob das richtig ist oder nicht, soviel steht fest, dass, wenn die Erfahrungen dieses Krieges massgebend sein sollen für die Kriegsbereitschaft der Zukunft, wir, wie Graf Czernin gesagt hat, etwa das Zehnfache für die Rüstungen der Zukunft auszugeben haben würden. Nun betrugen aber vor dem Weltkrieg die Rüstungsausgaben des Deutschen Reiches schon jährlich einschliesslich der militärischen Pensionen und der Zinsen für Anleihen zu militärischen Zwecken über 2 Milliarden. Verzehnfachen wir diese Summe, so kommen wir auf 20 Milliarden. Dazu gesellen sich die Ausgaben für die Verzinsung der Kriegsschulden, deren Amortisation, die Hinterbliebenenrenten und den sonstigen Wiederaufbau, die heute schon auf 10 Milliarden beziffert werden. So kämen wir zu einer Jahresausgabe des Deutschen Reichs von 30 Milliarden einzig für die Landesverteidigung in der Vergangenheit und der Zukunft. Demgegenüber betrugen die gesamten Jahreseinnahmen des Reichs vor dem Weltkrieg nur etwa 3 Milliarden Mark. Nun sind wir fraglos durch den Krieg wesentlich ärmer geworden und sollten trotzdem lediglich für die obgenannten Zwecke die zehnfache Summe aufbringen können, ehe auch nur 1 Mark für

die Kulturaufgaben der Gegenwart ausgegeben werden könnte, die das Reich doch auch z. B. für die Sozialversicherung in weitem Umfange auf sich genommen hat. Wie das zu machen wäre, darüber gibt uns niemand Auskunft. Aber abgesehen von der wirtschaftlichen Unmöglichkeit, mit halbierten Kräften das System des Wettrüstens in verstärktem Masse weiter fortzusetzen, so würden doch nur neue Kriege daraus hervorgehen. Denn wer tiefer blickt, weiss, wie unselig die Rivalität der Rüstungen für den Frieden gewirkt hat, ganz besonders die Tatsache, dass England sich durch unsere Flottenbauten trotz aller Friedensliebe Wilhelms II. und der verantwortlichen Leiter unserer auswärtigen Politik ernstlich bedroht gefühlt hat. Sollten wir aber wirklich nach der Prophezeiung eines Berliner Historikers zu Beginn des Weltkriegs jetzt in ein ganzes Zeitalter der grossen Koalitionskriege eingetreten sein? Das würde fraglos den völligen Untergang Europas bedeuten. Jedenfalls ist das Völkerrecht nicht dazu da, eine derartige Entwicklung zu fördern, und wenn der von mir schon wiederholt zitierte Berliner Völkerrechtslehrer Triepel seine eindringende Studie über die Freiheit der Meere mit den Worten schliesst: „Denn einmal muss Karthago zerstört werden und einmal wird Karthago zerstört werden", so kann man sich nur erschrocken fragen, wohin denn die deutsche Völkerrechtswissenschaft durch diesen Krieg gekommen ist. Unser Beruf liegt doch darin, die Formen zu finden für ein geordnetes, rechtliches Nebeneinander der Staaten, nicht die Möglichkeiten aufzuzeigen, wie ein Staat ausgelöscht werden könnte, der, was man auch gegen ihn auf dem Herzen haben mag, eine der führenden Kulturmächte ist.

Zu solchen Erwägungen kommen politische Gesichtspunkte von unmittelbarer Bedeutung für den heutigen Tag. Wie wirkt dieses Programm, die Freiheit der Meere durch nationale Machterweiterung gewinnen zu wollen, auf die Neutralen? Ein hochangesehener ehemaliger Minister des Auswärtigen hat vor kurzem in Holland erklärt, Holland hätte gar kein Interesse daran, dass die englische Herrschaft auf dem Meere durch die deutsche abgelöst würde. Ebenso gering aber wäre das Interesse der Neutralen an der Fortdauer des deutsch-englischen Gegensatzes zur See, wie er aus der Fortdauer des Wettrüstens hervorgehen müsste und auch die Neutralen in immer neue Abgründe stossen würde. Können wir hoffen, mit solchem Programm der Meeresfreiheit irgendwo in der Welt moralische Eroberungen zu machen? Durchaus nicht. Und wie wirkt erst dieses Programm auf den Gegner! Es liefert nur den englischen Imperialisten Wasser auf ihre Mühle und immer wieder kann man in der englischen Presse den Vorwurf lesen, die Deutschen sprächen zwar von der Freiheit der Meere, aber sie verständen darunter ihre Herrschaft!

Klüger wäre es deshalb, wir Deutsche machten aus unserer Forderung nach der Freiheit der Meere eine moralische Offensive, indem wir von vornherein erklärten: wir verlangen keinerlei Macht für uns, wir verlangen nichts anderes als die Herrschaft des Rechts auch auf dem Meere. Ein solches Programm ist möglich, wenn man die Probleme bis zu ihrem Ende durchdenkt und vor einer radikalen Lösung nicht zurückschreckt. Und die wäre folgende: Als den letzten Grund aller Schwierigkeiten erkannten wir schon zu Eingang die Abwesenheit einer staatlichen Ordnung auf dem Meere. Weil der Grundsatz des freien Meeres sich geschichtlich in der rein negativen Weise durchgesetzt hat, dass das Meer niemandes Herrschaft untersteht, nur wegen der Abwesenheit jeder staatlichen Ordnung auf dem Meere kann das offene Meer immer wieder zum Schauplatz des Krieges gemacht und können

hier erlaubte und unerlaubte Kriegsmittel angewandt werden, die auch die Schiffahrt der Neutralen völlig lahm legen. Wenn man aber die wahre Freiheit gewinnen will, so kennen wir Menschen keinen andern Weg dafür wie die Aufrichtung einer Herrschaft. Welchen Wert hätte für uns eine absolute Freiheit in den Beziehungen von Mensch zu Mensch, wenn der einzelne durch Abwesenheit einer staatlichen Ordnung jeder Gewalttat eines Stärkeren preisgegeben wäre? Solchen vorstaatlichen Zustand hat der grosse englische Staatsphilosoph Hobbes nicht ohne Grund durch die berühmten Worte homo homini lupus hinreichend charakterisiert. Wenn wir die Freiheit der Meere durch Machtentfaltung der einzelnen Staaten gewinnen wollen, so heisst das nichts anderes, als dass die einzelnen Völker gegeneinander sich verhalten sollen wie die Wölfe. Die wirkliche Freiheit kann auch auf dem Meere nur kommen durch die Aufrichtung einer Herrschaft, aber nicht der Herrschaft eines einzelnen, sondern nur der Staatengesamtheit. Es muss ein imperium aufgerichtet werden über das Meer und niemand kann bezweifeln, dass solches möglich wäre. Erleben wir heute doch schon, wie ein einzelnes Volk, wie die Engländer eine wahre Tyrannei auf dem Meere ausüben; um wieviel weniger könnte da die Natur der flüchtigen Welle oder die Ausdehnung des Meeres ein Hemmnis dafür sein, dass der Bund der Völker, wie er aus dem Staatenverband der Haager Friedenskonferenzen immer sichtbarer entwickelt werden muss, von sich aus eine Herrschaft über das Meer betätigte! Wem das phantastisch dünkt, der sei darauf aufmerksam gemacht, dass schon das bisherige Völkerrecht für gewisse gemeinsame Aufgaben der seefahrenden Staaten den Begriff einer internationalen Seepolizei entwickelt hatte. Das galt von der Bekämpfung der Piraterie, des Sklavenhandels, der Kontrolle der Nordseefischerei, dem Schutz der unterseeischen Telegraphenkabel und der Bekämpfung des Branntweinhandels in der Nordsee. Es gilt nun, diese Ansätze zeitgemäss fortzuentwickeln. Statt kollektiver Abkommen, wie sie zu den genannten Zwecken meistens zwischen einer Mehrheit von Staaten abgeschlossen sind, brauchen wir den Mondialvertrag, an dem die ganze Kulturwelt beteiligt ist; statt einzelner Meeresteile, die einer internationalen Kontrolle unterworfen werden, muss das ganze Weltmeer solcher Kontrolle unterworfen werden, statt eines bloss partikularen polizeilichen Zwecks, etwa der Bekämpfung des Sklavenhandels zur See, muss durch die internationale Seepolizei der allgemeine polizeiliche Zweck verfolgt werden, jeden Missbrauch zu unterdrücken, den ein einzelner Staat auf dem Meere begeht. Zu diesem Zwecke muss der internationale Charakter des Seeterritoriums festgelegt werden. Das Meer soll unter der organisierten Herrschaft aller stehen, damit es allen zum Gebrauche offen steht. So können Prisenrecht, Konterbanderecht, Blockaden, Seesperren und alle Surrogate solcher Kriegsmittel unterdrückt werden. Die strenge Logik würde fordern, dass dann im Falle eines Seekriegs auch nicht mehr auf diesem internationalen Seeterritorium von einem Staate gegen den andern mit Kriegsschiffen gekämpft werden dürfte, sondern dass solche kriegerische Aktionen des einen Staates gegen den andern fortan nur noch innerhalb des Meeresgebiets stattfinden dürften, das als Küstenmeer dem Uferstaat rechtlich zugehört, also eine seinem Landgebiet analoge Stellung hat. Will man nicht so weit gehen, so müssten doch jene Hochstrassen des internationalen Verkehrs, auf denen sich erfahrungsgemäss der grosse Seeverkehr von Kontinent zu Kontinent vollzieht, unbedingt sichergestellt werden. Und weil für die Beziehungen der Staaten ein machtloses Recht ebensowenig aus-

reichen kann wie eine rechtlose Macht, so wäre die Durchführung dieser rechtlichen Ordnung durch eine organisierte internationale Meerespolizei zu sichern, wie sie schon vor dem Weltkrieg von dem Londoner Völkerrechtsgelehrten van Vollenhoven in verdienstvoller Weise in Vorschlag gebracht worden war. Wo bisher eine gemeinsame Polizei zur See ausgeübt wurde, geschah es, indem die Staaten ihren Kriegsschiffen wechselseitig gewisse Befugnisse auch gegenüber Fahrzeugen der fremden Flagge eingeräumt hatten. Für die Zukunft brauchen wir eine internationale Meerespolizei, die international organisiert ist. Sie muss aufgebaut sein auf dem System einzelstaatlicher Kontingente, für die ein internationales Kommando geschaffen wird, und es muss natürlich dafür gesorgt werden, dass kein einzelner Staat sich eine Sonderflotte hält, die stärker ist als die internationale Flottenpolizei. So steht dieses Programm der Organisation einer internationalen Flottenpolizei im engsten Zusammenhang mit der Forderung einer internationalen Rüstungsbeschränkung zur See. Dass die Möglichkeit einer internationalen militärischen Exekutive besteht, geht daraus hervor, dass wir solche schon in der Vergangenheit gelegentlich erlebt haben, ich brauche nur an das China-Unternehmen während des Boxer-Aufstandes oder an das gemeinsame Vorgehen der Grossmächte gegen eine Festsetzung der Montenegriner im albanischen Skutari während des Balkankrieges zu erinnern.

Ausgenommen von der Internationalisierung wären selbstverständlich die Küstengewässer, die schon heute unter dem nationalen Herrschaftsbereich des Uferstaates stehen. Aber soweit es sich dabei um Meerengen handelt, die für internationalen Seeverkehr unentbehrlich sind und nicht wie der Nord-Ostseekanal in erster Linie eine nationale strategische Bedeutung haben, müssen solche Meeresengen und Kanäle vollständig internationalisiert werden. Nationale Uferbefestigungen, die nicht zur Verteidigung des eigenen Landes bestimmt sind, sondern nur dazu dienen sollen, eine Herrschaft über unentbehrliche Seestrassen wie etwa die von Gibraltar auszuüben, müssen unbedingt geschleift werden. Anders steht es mit dem Bosporus, weil die Hauptstadt des türkischen Reiches hier gegen Angriffe vom Meere her muss geschützt werden können, aber auch hier wird das schutzwürdige Interesse des Uferstaates in Einklang gebracht werden müssen mit dem Verkehrsinteresse der Neutralen, so dass eine absolute Speere gegenüber neutralen Handelsschiffen auch dann nicht mehr verhängt werden darf, wenn die Türkei in einen Krieg verwickelt ist. Eine wirkliche. Internationalisierung durch Stationierung einer internationalen Meerespolizei muss auch eintreten für den Suez- und Panama-Kanal. In bezug auf den Panamakanal wird sich dann zeigen, ob und inwieweit die Vereinigten Staaten gewillt sind, selbst Opfer zu bringen, wenn es gilt, nach dem Programm ihres Präsidenten das nationale Machtinteresse dem Friedensinteresse der Menschheit unterzuordnen. Wie gesagt, muss zum Schutz der internationalen Meeresstrassen und Kanäle überall eine ausreichende internationale Flottenpolizei stationiert sein, darüber hinaus muss aber eine organisierte internationale Flottenmacht vorhanden sein, die auf die Entscheidung einer internationalen Haager Behörde gegen diejenigen vorgeht, der die Freiheit der Meere verletzt hat.

Das wäre ein Programm in bezug auf die Freiheit der Meere, für das wir in der Welt Bundesgenossen finden könnten. Dafür würden die Neutralen zu gewinnen sein, auf dieser Basis könnten wir uns auch mit Wilson zusammenfinden. Denn wiederholte Nachrichten, die nach Europa gekommen

sind, bezeugen, dass Wilson sich in dieser Weise die Freiheit der Meere verwirklicht denkt. So hat der *Matin* über Äusserungen des amerikanischen Staatssekretärs Lansing berichtet, nach denen Wilson das Weltmeer der Kontrolle des Völkerbundes unterstellt wissen wolle. Auch die hohe moralische Autorität des Papstes hätten wir für solch Programm auf unserer Seite, der in seiner bekannten Kundgebung vom August 1917 „die wahre Freiheit und die Gemeinsamkeit“ der Meere gefordert hat. Ein Staat freilich zeigt sich harthörig gegenüber diesem Postulat und das ist derjenige, auf den es hauptsächlich ankommt, nämlich England. Und das ist durchaus begreiflich, da England damit seine faktische Seeherrschaft verlieren würde. Indessen gibt es doch auch in England schon schwankende Stimmen. Zu Beginn des Februars 1918 lasen wir in deutschen Zeitungen einen in dieser Hinsicht lehrreichen Artikel aus dem *Manchester Guardian*, bekanntlich einem führenden Organ des englischen Liberalismus. Darin wird das Publikum zunächst darauf aufmerksam gemacht, dass Wilson in seiner letzten Kundgebung nicht von der Freiheit der Meere, sondern von der bedingungslosen Freiheit der Schiffahrt auf den Meeren ausserhalb der Territorialgewässer gesprochen habe, darin läge wohl nicht nur die Abschaffung des Prisenrechts, der Versenkung usw., sondern wohl auch eine Einschränkung des Rechts, den feindlichen Handel zu blockieren. Man solle nun in England abwarten, wie die deutsche Blockade durch die U-Boote gegen England auf die Dauer wirke, ehe man sich gegen den grossen Verbündeten festlege. Hier bricht also die Erkenntnis durch, dass unter Umständen der eigene militärische Vorteil der Verteidigung in einem künftigen Kriege die Freiheit der Meere für England erfordern könne, weil damit die Gefahr der Aushungerung durch unsere U-Boote in Wegfall kommen würde. England beginnt unter der fortschreitenden Wirkung des U-Bootskrieges einzusehen, dass der Hungerkrieg eine zweischneidige Waffe ist. England sperrt uns die Zufuhr, wir sperren sie England. Liegt da nicht ein solidarisches Interesse vor, für die Zukunft eine solche Kriegführung zu vermeiden, indem nach Wilsons Programm die „bedingungslose Freiheit der Schiffahrt auf dem Meere ausserhalb der Territorialgewässer“ sichergestellt wird?

Dazu kommt ein anderes. Die pekuniäre Erschöpfung nach dem Kriege wird in England die gleiche sein wie bei uns. England hat deshalb das gleiche Interesse wie wir, für die Zukunft das Wettrüsten und die daraus hervorgehende Gefahr neuer Kriege zu vermeiden. Aber die englischen Hoffnungen, uns zu besiegen und uns einen Frieden vorschreiben zu können, der nach dieser Richtung hin einseitig England die gewünschten Garantien gäbe, sind vernichtet. Auch wer auf deutscher Seite für einen Verständigungsfrieden eintritt, will nur einen solchen haben, bei dem die Leistungen Zug um Zug gemacht werden. Niemand will bei uns England Friedensgarantien auf der Grundlage der Papstnote und der Ideen Wilsons gewähren, wenn England seine absolute Herrschaft zur See aufrecht erhalten will. Schon beginnen also einsichtige Engländer einzusehen, dass man Deutschland in dieser Beziehung Konzessionen machen muss. Der ehemalige englische Kriegsminister Haldane hat z. B. jüngst geäussert, es würde nicht zur Aufrechterhaltung eines Dauerfriedens beitragen, wenn die Schiffahrt der Welt dauernd unter den englischen Kanonen von Gibraltar liegen sollte. Versuchen wir es wenigstens, mit solchen Männern zusammenzugehen. Stellen wir dem heute noch herrschenden englischen Imperialismus nicht ein Programm des deutschen Imperialismus

gegenüber, sondern bemühen wir uns zunächst, eine gemeinsame Basis für die Zukunft mit der englischen Demokratie zu finden. Gelingt uns das nicht, nun gut, dann können wir immer noch unser Heil von nationaler Machtentfaltung erwarten.

Gewiss ist es eine gewaltige Aufgabe für den Politiker und den Juristen, eine so radikale Umwälzung in bezug auf die Rechtsverhältnisse zur See heraufzuführen. Aber solche und andere Aufgaben, die uns der Krieg gestellt hat, müssen gelöst werden. Das sind wir auch unsern Toten schuldig. Wie hat der österreichische Dichter Wildgans so schön gesagt:

„Das ist der Sinn von diesem grossen Sterben,
Ihr, die ihr dann noch lebet, merket gut:
Die grossen Taten wollen grosse Erben,
Ihr Todesmut will unsern Lebensmut,
Ihr ungemeines opferndes Verrichten
Bewirkt ein neues Mass für unsre Pflichten
Und wehe dem, der dann nicht liebt und tut!"



Schulen und Schüsse.*)

Volkmann sitzt am kleinen Tisch des Unterstandes und rechnet: hunderttausend Lire, zweimalhunderttausend Lire, dreimalhunderttausend Lire.

Alle zehn Minuten lassen die Italiener ein schweres Geschütz los. Sie treffen nicht, aber die Geschosse sausen und pfeifen. Jedes Geschoss fast zehntausend Lire!

„Wenn sie damit etwas für ihr Land getan hätten! Zehntausend Lire einer kleinen Ortschaft zu geben! Was die damit alles machen kann! Jeder Schuss eine Schule! Und Licht wäre in das Herz der Massen gekommen. Gestern sechzehn Stunden, vorgestern sechzehn Stunden, heute schon vier Stunden Schwergeschützfeuer. Seit drei Tagen dreieinhalb Millionen Lire.

Volkmann rechnet und murmelt: „Sinnloses Geschehen!"

Oder ist es gar nicht so sinnlos? Volkmann denkt und rechnet!

Wohin?

Auf der Strasse der Flüchtlinge.

Mann, Weib und Kind, hundert um hundert, armselig, schluchzend, verstört.

Rinder, Ziegen, Hunde, Hühner, frierend, hungernd, verängstigt.

Wagen, Karren, Bündel um Bündel.

Tränen und Flüche, Stöhnen und Gebete.

„Wohin gehen wir?" fragt ein Greis. „Wohin wir alle?"

Glockentiefe ruft aus seiner Stimme. Seine blauen Augen blicken in die Ferne, in den kalten Höhenschnee —:

Wohin gehen wir? Wohin wir alle?

*) Aus Josef Luitpold: Herz im Eisen. Aus dem Tagebuch eines Landsturmmannes. Dietz, Stuttgart 1917. Wir können unsern Lesern dies kleine Büchlein, in dem so viel echtes Erleben und warme Menschenliebe pulsieren, aufs Wärmste empfehlen.
D. Red.

Treitschke als Europäer.

Von E. TSCHARSKY (Rom).

Indem ich an ein so heikles Thema herantrete, muss ich mir vor allem die Frage vorlegen, ob es noch gestattet ist, von dem berühmten deutschen Historiker in einem anderen Tone zu sprechen als es jenen beliebt, die gegen ihn ihre Blitze und Bannflüche zu schleudern pflegen, oft ohne eine Zeile von ihm gelesen zu haben. Seinen Feinden gilt er als einer von den Urhebern — wenn nicht gar als d e r Urheber des Verhängnisses von Europa. Das ist nicht gerade viel, aber immerhin etwas ... Doch wir wollen uns auch über diese Ungerechtigkeit nicht wundern, da nun einmal der Nationalismus ohne Entstellungen der Geschichte nicht leben kann. Wir müssen nur trachten, unsererseits niemand gegenüber jene Geistesfreiheit zu verlieren, die wir als die einzige Führerin im Labyrinthe der Gegenwart erkoren haben, auch nicht angesichts des Nationalisten und Sozialistenfressers Treitschke, und ebensowenig gegenüber seinen Feinden. Bedenken wir, dass Sündenböcke eine geschichtliche Notwendigkeit sind, da nun einmal die meisten Leute gerne die Ursachen ihres Unglücks überall suchen, nur nicht in sich selbst. Auch eine Ökonomie des Denkens! Gerade so wie wenn man aus den Plänen der Vorsehung erklärt, was man auf historische Ursachen nicht zurückführen kann. Wir aber wollen auch Treitschke nicht aus vorgefassten Meinungen beurteilen, sondern aus seinen Werken erkennen, auf die Gefahr hin, dass wir seine Geschichtsschreibung bei näherer Prüfung sogar ein klein wenig lieb gewinnen könnten.

* * *

Ich wähle als Prüfstein von Treitschkes Eigenart gerade ein Buch, bei dem der deutsche Historiker seiner Gehässigkeit und seinem nationalen Hochmut hätte vollen Lauf lassen können: das Buch über die Erbfeinde deutschen Volkes, seine Geschichte Frankreichs, vom ersten Kaiserreich bis 1870, die vor kurzem in einer italienischen Übersetzung von Prof. E. Ruta erschienen ist (Bari, Laterza 1916). Gerade bei diesem Buche sollte man doch erwarten, dass der Bismarckanbeter, zumal der letzte Abschnitt im Jahre der französischen Katastrophe geschrieben ist, sich ganz von antigallischem Fanatismus würde hinreissen lassen. Aber vor allem hat er selbst vom gallischen Geiste einen Hauch verspürt. Ich suche vergebens nach einem anderen deutschen Buche, das den Ernst der historischen Wissenschaft in solchem Masse mit der Gabe feiner Menschenbeobachtung verbinden würde. Heute sieht bekanntlich die überhitzte gallische Phantasie in jedem Deutschen lediglich einen „lourdaud". So einfach liegt die Sache nun freilich nicht. Richtiger ist es schon, dass der deutsche Geist mit seiner tiefen Neigung zur Mystik und Metaphysik nur zu oft die scharfen Umrisse und die leuchtende Klarheit, die greifbare Anschaulichkeit der französischen Meister vermissen lässt. Alles das finden wir aber bei Treitschke. Sein Stil ist sozusagen transparent, seine Beschreibungskunst von mnemotechnisch wirkender Plastik, sein Pathos frei von Schwulst. Im

Gegensatze zu vielen deutschen Fachgenossen bewegt er sich mit Anmut in dem Reichtum seines Materials und in dessen klar umrissenen Rahmen. Aber auch der Inhalt seines Buches ist keineswegs anti-gallisch. Dieser Boche versteht tief und bewundert leidenschaftlich das Genie Frankreichs. Er vergisst nicht die Fehler der Franzosen zu rügen, aber er lässt es sich auch nicht nehmen, die erhabenen Offenbarungen zu rühmen, deren der französische Geist in den schmerzlichsten und gefahrvollsten Wendepunkten seiner Geschichte fähig gewesen ist. Mit Staunen verzeichnet er die einzigartige Lebenskraft dieses Volkes, dem alle Unglücksfälle die Frische des Idealismus nicht trüben, die Schwungkraft der Begeisterung nicht lähmen konnten. Übrigens hat unser Autor auch für Italien immer viel Verehrung und Sympathie bekundet, wie dies auch der intelligente Übersetzer in seiner Vorrede hervorhebt. Dem deutschen Historiker ist Cavour einer der grössten Staatsmänner des Jahrhunderts.

* * *

In der Leipziger Ausgabe trägt sein Buch den Titel: „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus". Es ist eine Vereinigung von Zeitungsartikeln, welche zwischen 1865 und 1871 erschienen waren. Die italienische Übersetzung kommt gerade im richtigen Zeitpunkte. Wieder steht Frankreich an einem Wendepunkte seiner ereignisreichen Geschichte und gerne folgt der Leser den Gedankengängen des Historikers, der, zumeist noch zur Zeit des zweiten Kaisertums, die Geschicke Frankreichs unter fünf verschiedenen Verfassungen verfolgt und die Ursachen blosslegt, durch welche jede einzelne von ihnen emporkommen, ins Wanken geraten und untergehen konnte. Besonders erschüttert ihn der letzte Rückfall dieses grossen Volkes unter die demütigende Herrschaft eines mittelmässigen Usurpators. Sollte der Bonapartismus wirklich im Charakter und in der Geschichte des französischen Volkes begründet, sollte er das letzte Wort seiner zehn Revolutionen sein? Und wenn nicht, woher die Leichtigkeit, mit der Frankreich sich an den cäsarischen Despotismus weggeworfen hat? Sollte die Ursache nicht dieselbe sein, welche in Frankreich überhaupt alle Staatsumwälzungen so sehr erleichtert hat?

Die Antwort Treitschkes auf diese Frage ist bezeichnend für seine Eigenart und für seine politische Auffassung, welche die des deutschen Liberalismus ist. Nach ihm beruht das Wohlergehen und die innere Kraft eines Staates vor allem auf der Selbstverwaltung der Gemeinde, auf dem Sonderleben jeder Provinz. In Frankreich aber herrscht eine tödliche Zentralisation. Der deutsche Liberale kann es unmöglich sympathisch finden, dass für eine Nation das Wort Provinz mit Langeweile, Geistlosigkeit, Beschränktheit fast gleichbedeutend ist. Und dass dies in Frankreich geschehe, daran haben alle französischen Regierungen der Neuzeit mitgearbeitet, so schon Heinrich IV., Richelieu, Ludwig XIV., dann vollends die grosse Revolution, die, mit Ausnahme der bald gestürzten Föderalisten (Girondins) eine wahre Einheitsleidenschaft gehabt hat, und ebenso die uniformierende Brutalität des Soldaten Napoleon. Alles Leben zieht sich in die Hauptstadt zurück; darum bemächtigen sich die Nachfolger mit Leichtigkeit der Macht, sobald sie nur die Hauptstadt in ihre Gewalt bekommen. Es fällt ihnen nicht ein, der Provinz, welcher Paris durch Jahrhunderte das Mark ausgesogen hat, von der grossen Schuld das Geringste zurückzuzahlen. Und so beschränkt sich jede Umwälzung auf die Spitze des Staates, auf die Oberfläche des Staatslebens; in der Tiefe

herrscht dieselbe Grabesstille wie vorher. Und ganz Frankreich ist bereit, sich dem nächsten Staatsstreich wieder zu unterwerfen, wenn nur das Abenteuer in Paris gelungen ist.

* * *

Mit gewohnter Meisterschaft zeichnet Treitschke das Bild des ersten Kaiserreiches. Für den Historiker lautet die Hauptfrage: Hat Napoleon das Werk der Revolution zu Ende geführt oder ihm eine entgegengesetzte Richtung gegeben?

Lassen wir den Gemeinplatz von den „Ideen von 1789" bei Seite, welcher so viele Widersprüche in sich schliesst und verbirgt. Dass Napoleon „der legitime Sohn der Revolution" gewesen sei, ist eine unverschämte Lüge oder, wie Treitschke sich massvoller ausdrückt, eine jener Halbwahrheiten, mit denen jeder Bonapartismus arbeitet. Napoleon hat von der Revolution nichts geerbt als ihre Leidenschaft für die Vereinheitlichung Frankreichs. Andererseits ist es aber auch eine kindliche Illusion der Demokraten vom Schlage Lamartines, als hätte Napoleon die Revolution gerade in dem Augenblicke unterbrochen, als sie friedlich und fruchtbar werden wollte. Wer das nach den blutigen Jahren des Schreckens noch immer glaubt, versteht von den sozialen Gegensätzen gar nichts und erscheint reif für die wenig beneidenswerte Rolle der 1848er Demokraten, die bestimmt waren, von einem mittelmässigen Emporkömmling überlistet zu werden.

Auch auf dem Gebiete der äusseren Politik erscheint der erste Bonaparte dem deutschen Historiker nicht als der Fortsetzer der Revolution und ihres völkerbefreienden Siegeszuges, sondern als Erneuerer der Kabinettskriege des 18. Jahrhunderts mit ihrer Verachtung für die Völker, ihre Freiheit und ihr Recht. Gerade dadurch hat Napoleon ihr Nationalgefühl aufgerüttelt, dies war sogar seine grösste Tat, aber von ihm ebenso wenig beabsichtigt wie jene grösste Befreiung, die der Weltkrieg bisher bewirkt hat, die Zertrümmerung des Zarismus, von den Urhebern des Weltkrieges. Wohl gelingt es Napoleon, überall die Ketten des Feudalismus zu brechen oder zu lockern, aber seine eigenste Schöpfung, das Weltreich, musste scheitern. Treitschke vergleicht ihn mit Cäsar und der Vergleich fällt nicht zugunsten Napoleons aus; der Korse erscheint ihm genial, aber kindisch, von fantastischem Ehrgeiz missleitet. Da lächelt der gute Leser der Entente. In diesem Bilde des Grössenwahns glaubt er ein anderes gekröntes Haupt zu erkennen. Nur gemach, lieber Leser. Der Despotismus des Korse-Franken ist später von den „Befreiern" Europas in viel stupiderer Weise fortgesetzt worden. Kein Lloyd George, kein Ribot hat gegen den Tyrannen der Welt — den einzigen Tyrannen in der ganzen Welt! — entscheidendere Worte gesprochen als jene Befreier — vor ihrem Sieg! Nachher wurde daraus: die heilige Allianz.

* * *

Auch durch die Restauration wird nur an der Oberfläche etwas geändert. Paul Louis Courier konnte ausdrücklich erklären: „Das Empire dauert auch jetzt noch fort." Und das Volk sagte: „Wir haben den Despotismus wie unter Bonaparte, nur die Ausbeutung durch die Emigranten noch dazu!" Es gab einen Scheinparlamentarismus, in Wirklichkeit herrschten die Priester autoritär wie Napoleon, war das Königtum auch noch in jedes Privileg, in jede soziale Ungleichheit unheilbar verliebt. Die Geschichte ist immer ein Sack

voll Überraschungen; plötzlich taucht jetzt der Kultus des Massenmörders Napoleon auf, in ganz Europa, ein Symbol der europäischen Einheit. Die Kleinheit der Menschen und Dinge zur Restaurationszeit weckte den grossen Schatten jenes Besiegten; die allgemeine Unfreiheit, Lethargie und Heuchelei rief die Sehnsucht nach seiner erfrischenden „demagogischen Roheit" wach. Und bis in die Fanfaren Spontinis herein schallt das Echo der grossen Epopöe wie eine Erinnerung der Völker an ein Erlebnis ihrer Jugend.

* * *

Mit der Juli-Revolution kommt die Epoche einer neuen Aristokratie, die Herrschaft des nackten Profits, des Wohllebens ohne ideale Phrase, ohne Mystik, ohne Sentimentalität. Die ganze Bourgeoisie, bei allen Gegensätzen ihrer drei Gruppen — Legitimisten, Orleanisten, Republikaner — findet sich einträchtig zusammen, sobald es sich um wirtschaftliche oder politische Ausbeutung handelt. Kein Wunder, dass die Arbeiter stutzig werden. Sie fangen an zu denken, zunächst in zwei Formen: als Träumer des utopischen Sozialismus und als anarchistische Männer der Tat. So kommt es zum Sturm- und Drangjahr. Doch dieses wird nur das Satyrspiel der Tragödie von 1789. Treitschke hat die Tragikomik dieses kleinen Geschlechts vollkommen begriffen und seine bittere Kritik erinnert oft an die Sarkasmen von Karl Marx. Als das vorherrschende Kennzeichen dieser Revolution erscheint dem deutschen Geschichtsschreiber die allgemeine Lüge und Verstellung, das Auftreten kalter Egoisten unter der Maske glühender Patrioten und ängstlicher Monarchisten in der Rolle von brüllenden Löwen der Republik, die „Lösung" der Arbeiterfrage erst durch die phrasenhaften Diskussionen im Luxembourg, dann durch die Kanonen Cavaignacs, endlich durch eine Konstituante, in welcher die Reaktionssucht der Provinz vorherrschte. Indem Louis Napoleon die Legende seines Hauses ausnützte, um die Freiheit zu erwürgen, hat er im Grunde nichts anderes getan als jene Versammlung, nur ohne ihre Zögerungen, ohne ihre Arbeit für den Schein, ohne ihre künstliche Anknüpfung an eine ferne und doch unheimlich nahe Vergangenheit. Das zweite Kaiserreich war nichts anderes als die Vollendung der zweiten Republik.

* * *

Das Schrecklichste an dieser Katastrophe war nach Treitschke ihre Billigung durch die Mehrheit des französischen Volkes. Napoleon III. fand nach seinem eigenen Ausdruck eine „Nation als Sand" (Nation en poussière) vor. Er benützte dies, um über ihr seine Zentralgewalt einzurichten und befestigte seinen Thron, indem er der Industrie und dem Handel einen dauernden Frieden und dem vierten Stande die Befreiung vom Elend versprach, wenn er nur den unseligen Theorien des Kommunismus entsagte. Der Kaiser personifizierte die moderne Demokratie, jene der Geschäfte und des Profits, so gut wie die staatsbürgerliche Gleichheit, der einzigen überlebenden von den drei Göttinnen von 1789. In der Tat war der wirtschaftliche Aufschwung, dies anerkennt auch Treitschke, die Glanzseite des zweiten Kaiserreiches. Nach aussen zeigt es das Bild einer fieberhaften Tätigkeit, nach innen freilich wird das Glück der grössten Zahl nur um ein paar Louisdor vermehrt; das Kaiserreich ist die vergoldete Fäulnis, der Ruin aller Geistigkeit: Kunst — Literatur — Philosophie, alles von einer erschreckenden Unfruchtbarkeit. Die französische

Poesie, einst der Tummelplatz aller menschlichen Leidenschaften, der Liebe, des Hasses, der Verzweiflung, wird zum Zeitvertreib für die müssigen Stunden der Müssigen.

Im Augenblicke, da diese falsche Pracht vom Abgrund der Geschichte verschlungen wird, neigt unser Historiker zu der Annahme, Napoleon habe den Verfall nicht verschuldet; er habe ihn im Gegenteil um zwanzig Jahre aufgehalten, bis das deutsche Schwert kommen musste, um das Urteil der Geschichte über das schon seit der grossen Revolution erschöpfte und dem Niedergang verfallene Volk auszuführen. Sollen wir das glauben?

Nein, wir glauben es nicht. Es ist das Urteil eines einseitigen Verehrers der preussischen Monarchie; aus dem noch armen und tugendhaften Lande kommend, hat Treitschke die Entwicklung eines reiferen Volkes beobachtet: die Genussgier und Habsucht der besitzenden Klassen, die wilden und unfruchtbaren politischen Kämpfe, die erstaunliche Leichtigkeit der Hingabe an Abenteurer und Usurpatoren. Er ahnt nicht, dass, wenige Jahre darauf, das Deutschland Heines, das Land der Dichter und Musiker, von dem Rausche der Milliarden vergiftet, denselben Rhythmus des modernen Lebens, dieselben Klassenkämpfe kennen lernen sollte. Sind sie nicht ganz so wild und bitter ausgefallen wie im klassischen Lande der Revolutionen, so verdankt das deutsche Volk dies teilweise den Resten seiner feudalen Rückständigkeit, teilweise gerade den Erfahrungen Frankreichs. Übrigens anerkennt Treitschke bereitwillig die Verdienste, welche dieses Land sich um die Welt durch die Auskämpfung ihrer Kämpfe erworben hat. Gewiss, er ist immer ein guter Deutscher, aber er ist auch oft ein guter Europäer im Sinne Nietzsches. Aufrichtig beklagt er den vermeintlichen Verfall Frankreichs als eine Verarmung Europas und nimmt selbst gelegentlich die Franzosen gegen die Anwürfe von Philistern in Schutz, selbst von Philistern seiner eigenen Nation; übrigens ist bei dieser der Einfluss der französischen Kultur niemals so gross gewesen wie gerade nach den deutschen Siegen von 1815 und 1870. Und während noch Treitschke sich abmüht, den angeblichen Verfall Frankreichs als einen Sieg des keltischen Erbteils in ihrem Blute über die edleren latino-germanischen Elemente zu entschuldigen, ruft Nietzsche bald darauf über alle Dächer hinaus, dass die Kultur in Frankreich zu Hause sei, nicht im „germanischen Tiefland". Das ist die wahre Revanche gewesen, ein Sieg des französischen Geistes über die deutschen Sieger.

* * *

Hüten wir uns, einen Schriftsteller von dieser Bedeutung nach herausgerissenen Sätzen zu beurteilen, deren Sinn überdies von der Verlogenheit des Parteigeistes entstellt wiedergegeben wird. Aus isolierten Sätzen Treitschkes kann man einen Kodex des vollendeten Alldeutschen zusammenstellen, mit seiner ingrimmigen Verachtung für alles, was nicht deutsch und kaiserlich ist. Aber macht man die Anstrengung, die ganze Weltanschauung dieses Historikers zu umfassen und in den Kern seiner Gedanken einzudringen, so erscheint jene Auffassung fast wie ein kleinlicher Versuch, einen Denker anzuschwärzen.

Wo er am schlimmsten ist, da freilich erinnert uns Treitschke mit seinen gewagten Behauptungen fast schon an die klassische Prosa seiner Feinde, an die Schreiberlein aus der Schule der Hanotaux und Polybe, mit ihren bombastischen Tiraden, wenn sie aufs — Preussentum losziehen. Nicht ohne

Schadenfreude findet man ihre Manie, einen einzelnen Menschen für einen Zusammenstoss zweier Welten verantwortlich zu machen und als das einzige Hindernis des allgemeinen Glückes zu denunzieren, bei — Treitschke wieder, wenn er von Napoleons Streben nach Weltherrschaft spricht. Nur die Herrschsucht des modernen Cäsar habe alle Völker aus ihrer Ruhe aufgescheucht, freilich auch sie zum Bunde zusammengeschmiedet, sein Ende soll nach Treitschke beweisen, dass es in der modernen Welt keinen Platz mehr gibt für einen Cäsar. Fast wörtlich wiederholen die Barrès und Bourget die Grundsätze Treitschkes, um gerade für die von ihm vergötterte Dynastie ein ähnliches Ende zu fordern. Und sprechen sie von Deutschland, so glaubt man Treitschke über Frankreich zu hören. Beispielsweise weiss jeder von uns — und hätte er selbst nicht das Glück gehabt, von einem Hervé zu lernen —, dass die Deutschen nun einmal die lasterhafte Gewohnheit haben, alle Verträge nur als Fetzen Papier zu behandeln. Wie sonderbar berührt es uns aber, von Treitschke zu erfahren, dass auch die Franzosen von ihren keltischen Vorfahren die Unsitte geerbt haben sollen, „ridendo frangere fidem"! — Die Deutschen sind von nationalem Hochmut erfüllt, bis in das Mark ihrer Knochen, so versichern uns die „bescheidenen" Gallier. Aber wie staunen wir, wenn wir von Treitschke lernen, dass die Franzosen in ihrer Frivolität alle anderen Völker verachten und sich für das messianische Volk der Freiheit halten. — Selbst ohne den „Figaro" zu lesen, kennen wir alle die Verruchtheit, mit der die Deutschen jedem Volke sein unveräusserliches Recht auf die eigene Nationalität rauben und so die Verjüngung Europas unmöglich machen wollen. Ist's möglich, dass dieses Recht jedes Volkes auf die eigene Nationalität den Machthabern Europas erst durch die Deutschen wieder in Erinnerung gerufen worden ist, wie dies Treitschke behauptet? — Wir alle sind seit Beginn des Krieges überzeugt, dass es jenseits des Rheins keine Wissenschaft mehr gibt, und dass alle deutschen Professoren nichts sind als eine Leibgarde von Pedanten im Dienste des plattesten aller Despotismen. Doch wie wird uns, wenn wir bei Treitschke lesen, dass diese Herabwürdigung der freien Forschung zum Herold der Gewalt gerade für — den napoleonischen Despotismus bezeichnend ist?

Man könnte diese anregenden Parallelen ohne Ende fortsetzen. Sie alle führen zu einem Schlusse, der freilich dem Nationalismus aller Völker nicht verständlich ist, zu dem Schlusse nämlich, dass die heilige Sache der Freiheit nicht das Vorrecht einer bestimmten Nation sein kann, und dass auch die Verbrechen des Imperialismus nicht einer einzelnen Rasse zur Last gelegt werden können. Die Ausschreitungen aller Völker verfallen, unabhängig von ihren vorübergehenden Waffenerfolgen, der Weltgeschichte als dem Weltgericht; dieses aber kann erst sprechen, wenn die Leidenschaften der Handelnden erloschen und begraben sind. Auch die Kriegswut des Alldeutschtums wird verdampfen, wie jene ungesunden Dünste längst verflogen sind, deren benebelnde Wirkung auf die französische Volksseele Treitschke so überzeugend zu schildern weiss. Gerade dieser deutsche Barbar prophezeit den Tag, an welchem die cäsarischen Gelüste nach Weltherrschaft alle Nationen zu einem freien Bunde mit einem gemeinsamen Schiedsgericht aller Völker einigen würden. Die furchtbaren Erfahrungen unserer Gegenwart müssen zu der Erkenntnis führen, dass ein solcher Friedensbund nur auf einer Grundlage erreichbar ist, welche weder dem einen übergrosse Opfer noch dem anderen unverhältnismässige Vorteile sichert. Schon Wellington hat hervorgehoben, dass Europa

keine seiner Nationen missen könne. Darum weg mit den Raubgelüsten der Alldeutschen bezüglich Belgiens und Polens, wie mit den Literatenträumen eines Bourget oder des *Rappel* bezüglich des linken Rheinufers, die übrigens nur zu sehr an die Kabinettspolitik eines Ludwig Philipp bezüglich der Loslösung Bayerns und Württembergs vom deutschen Zollverein und an den Lieblingsgedanken eines Persigny unter Napoleon III. erinnern, dass man den alten Rheinbund wieder zum Leben erwecken könnte.

Wenn die Lektüre Treitschkes kein anderes Resultat hätte, als diese Überzeugung von der Wesensgleichheit jedes Cäsarismus, ob er nun deutsch oder französisch ist, und von der Verwerflichkeit jedes Imperialismus, ob vor 1870 oder nach 1900, so wird kein Leser seine Zeit dabei verloren haben.



Der internationale Studentenbund.

Der Internationale Studentenbund und seine Leitsätze sind durch das Zusammenwirken von Mitgliedern des schweizer. Studentenvereins Zofingia, der Freistudentenschaft, der schweizerischen Freischar, sowie einiger Angehöriger der entschiedenen Jugendbewegung zustande gekommen. Seine Leitsätze berühren sich mit dem Aufruf der Heidelberger Studentenschaft (Berliner Tageblatt, 12. und 28. Dezember 1917). Sie sind in ihrer Zielsetzung allerdings enger, dafür aber auch bestimmter gefasst. Die meisten der in den Leitsätzen enthaltenen Postulate können als ein Ausdruck der entschiedenen Jugendbewegung angesehen werden, denn deren wesentliches Kennzeichen ist der Wille zu gesteigerter Aktivität.

Der Wille zu gesteigerter Aktivität greift immer mehr um sich in der Jugend aller Klassen und aller Staaten. Vorliegendes Programm ist ein Ausdruck dieses Willens, von weiteren Kreisen der Schweizer akademischen Jugend getragen. Beachtenswert aber ist, dass sich der I. S. B. keinerlei Standesschranken auferlegt. Tatsächlich ist noch nie eine entscheidende Wirkung von einer auf einen einzelnen Stand beschränkten Bewegung ausgegangen. Für den Ernst, mit dem dieser Bund gegründet worden ist, spricht, dass Forderungen erhoben worden sind, die mit den praktischen Interessen der Studentenschaft nichts zu tun haben, ja, die alle akademischen Streber höchst peinlich berühren üssen.

Es steht zu hoffen, dass sich aus dem Internationalen Studentenbunde wahrhaft unerschrockene Tatgemeinschaften an den einzelnen Universitäten bilden, und dass sich um die Gesinnungsgenossen und Mitkämpfer enge persönliche Bande schliessen, denn nur so kann die Kraft des einzelnen wirken und umgekehrt die Idee und der Wille der Gemeinschaft im Leben des einzelnen sichtbar werden.

Gegen Schluss des Wintersemesters wurden in den meisten schweizerischen Universitäten folgende „Leitsätze für den Internationalen Studentenbund“ angeschlagen:

„I. Der internationale Studentenbund vereinigt Studierende und dem akademischen Leben nahestehende Freunde, die, im Erlebnis der freien Aktivität

des Geisteslebens, der zunehmenden Mechanisierung, Materialisierung und Militarisierung des gesamten Lebens in tätiger Gegnerschaft gegenüberstehen.

Hierin weiss sich der I. S. B. allen verwandten Bestrebungen verbunden.

II. Seine eigentliche Aufgabe erkennt er auf dem Gebiete der Hochschulpolitik.

Er tritt ein

für die Neubelebung des studentischen Gemeinschaftsgeistes,

für die Hochschule im Sinne eines auf reine Erkenntnis gerichteten Bildungs- und Forschungsinstitutes und gegen die fortschreitende Herabsetzung der Hochschulen zu Fachschulen und ihre Inanspruchnahme für Sonderzwecke von Interessengruppen,

für die Unabhängigkeit der Hochschule vom Staate in geistiger Hinsicht,

für die Verwirklichung der Lehr- und Lernfreiheit,

für das Mitbestimmungsrecht der Studierenden in Hochschulangelegenheiten,

für die Zulassung von Studierenden und Dozenten zur Hochschule ohne Rücksicht auf Geschlecht, Staatszugehörigkeit und Konfession,

gegen die disziplinarische Verfolgung von Studierenden oder Dozenten wegen Äusserung ihrer religiösen, sittlichen, politischen oder rechtlichen Überzeugung in Wort oder Tat.

III. Der Kampf für die neue Freiheits- und Gemeinschaftsgesinnung, der Kampf für die freie Hochschule ist verflochten in den Kampf für den freien Volksstaat im freien Völkerbunde.

Ohne von seinen Mitgliedern die Zugehörigkeit zu einer politischen Partei oder die völlige Übereinstimmung in allen folgenden Punkten zu verlangen, ergeben sich deshalb für den I. S. B. diese weiteren Ziele:

a) In innerpolitischer Hinsicht tritt der I. S. B. ein für völlige politische Gleichstellung aller Staatsangehörigen, für uneingeschränktes Versammlungsrecht, für absolute Vereins- und Pressfreiheit.

Es leitet ihn der Gedanke des wahrhaft freien Volksstaates.

b) In der äusseren Politik tritt der I. S. B. ein für ihre Demokratisierung und Öffentlichkeit, für die Selbstbestimmung der Völker und Nationen, für die Errichtung obligatorischer Schiedsgerichte und für die allgemeine Abrüstung als Mindestforderungen.

Leitender Gedanke ist hier die Schaffung des freien Bundes der Völker.

c) Da die Schäden der bestehenden Ordnung der Dinge wesentlich aus der Mechanisierung und Materialisierung des Lebens stammen, und diese wiederum ihren Ursprung in der heutigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung haben, tritt der I. S. B. für eine genossenschaftliche Wirtschaftsverfassung ein.

IV. Seine Ziele sucht der I. S. B. zu erreichen

a) durch Schaffung einer Weltorganisation auf föderalistischer Grundlage,

b) durch Errichtung eines Zentralsekretariates mit den Aufgaben

1. der Sammlung und Bekanntgabe von Berichten über die Tätigkeit der Mitglieder sowie über Ereignisse, die das Interesse des Bundes berühren,
2. der Vermittlung zweckdienlicher Auskünfte (Adressen, Literaturangaben usw.).

c) durch gegenseitige Unterstützung in Wort und Schrift sowie durch finanzielle Beiträge,

d) durch Herausgabe von Druckschriften,

e) durch Veranstaltung persönlicher Zusammenkünfte."

Georg Gretor.

Karl Marx.

Von MAX ADLER (Wien).

Rede zu seinem 100. Todestage, gehalten am 5. Mai 1918 in der Festversammlung des Verbandes jugendlicher Arbeiter in Wien.

Vor hundert Jahren ist im Rheinlande in der alten Stadt Trier ein Mann geboren worden, dessen Name schon seit Jahrzehnten die Welt mit seinem Klange erfüllt, der Millionen von armen, gedrückten Menschen teuer geworden ist, und dessen gedankliche und geschichtliche Wirkung noch immer im Steigen begriffen ist: Karl Marx. Und dieser Mann, von dem so grosse Macht ausgeht, stand nicht etwa auf den sozialen Höhen der Menschheit. Es ist kein im Purpur geborenes Kind, das heute vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte; es stammte vielmehr aus einer einfachen bürgerlichen und nicht einmal wohlhabenden jüdischen Familie. Es war kein Fürst, der über Völker und Lande zu gebieten hatte, kein Feldherr, der an der Spitze von Armeen den Besiegten mit dem Schwert in der Hand seinen Willen aufzwang, sondern es war bloss ein einfacher Schriftsteller und Gelehrter, der noch dazu zeitlebens fortwährend mit der Not zu kämpfen hatte, dem weder die Macht einer einflussreichen äusseren Stellung noch die Mittel des Besitzes zur Verfügung standen,um sich Geltung zu verschaffen; und der überdies von dem Hass der politischen Gewalthaber überall verfolgt wurde, von einem Land in das andere gejagt und gehetzt, um endlich in der Fremde, in London, ein arbeits- und leidensvolles Verbanntenleben zu führen bis zu seinem Tode.

Aber in diesen trüben und durch ihre harte Not noch heute erbitternden Formen des äusseren Daseins von Marx war ein königlicher Inhalt geborgen. Ein Fürst im Reiche des Gedankens schritt Marx durch seine Zeit, ein Herrscher, dessen Macht weit über die grösste Gewalt jedes auf den glanzvollen Thronen der Staaten sich brüstenden Potentaten hinausreicht. Denn die Herrschergewalt Marxens fand keine Schranke an den Grenzen irgendeines Landes, sondern drang hinaus in alle Welt, sie ihrem sieghaften Gedanken zu unterwerfen. Und diese Herrschergewalt fand auch kein Ende durch den Tod ihres Trägers, der sonst die stolzesten Gewalthaber zur wesenlosen Vergangenheit macht. Vielmehr begann erst nach seinem Tode die eigentliche Wirksamkeit des Marxschen Geistes, indem dieser nun immer sicherer und erfolgreicher auch in die bürgerliche Wissenschaft einzudringen begann. Hatte diese doch, als Marx im Jahre 1883 starb, von ihm noch kaum Notiz genommen. Der Mann, der für Millionen von Proletariern in der ganzen Welt ein geistiger Führer und Erwecker geworden war, galt ihr zumeist nur als ein „sozialistischer Agitator", mit dem sich mehr die Politiker und allenfalls noch die Polizei zu beschäftigen habe als die Männer der Wissenschaft. Das ist seit dem Tode Marxens gründlich anders geworden. Nun steht die ganze Geisteswissenschaft unter dem Bann seines Denkens, seiner Problemstellungen, seiner Begriffsbildungen, und die ganze neuere Entwicklung der Nationalökonomie und Soziologie, der Geschichtswissenschaft und Philosophie, der Rechts- und Staatswissenschaft ist von seinem Einfluss gar nicht mehr zu trennen.

Und ein Heerführer ist Karl Marx geworden, anders und grösser als

alle die berühmten Feldherren der Geschichte, die Hannibal und Cäsar, die Attila und Tamerlan, die Napoleon und Hindenburg, die ihre Scharen doch nur zu Werken der Verwüstung anführen und die Völker gegeneinander treiben können und müssen, während hinter Marx sich die Proletarier aller Länder, die Völker der ganzen Welt vereinen konnten und bis zu der furchtbaren Schicksalsstunde des Weltkrieges auch vereinigt hatten, während sein Heerruf, durch den Wahnsinn dieses Krieges nur für kurze Zeit übertönt, der einzige Ruf ist, der sie wieder sammeln und vereinigen wird zu Werken des Aufbaues, der Schöpfung einer neuen Ordnung und Kultur für alle.

Und das Wunderbare dieser grossartigen Wirkung von Marx gerade auf die breiten Massen des Volkes steigert sich noch, wenn wir bedenken, dass es einer der tiefsten Denker war, dessen Lehren nicht leicht zu erfassen sind, und der, obgleich er auch ein Meister in der populären Darstellung war, doch in dem hastenden Drang seiner wissenschaftlichen Arbeit nur wenig Zeit und Gelegenheit fand, seine Ideen in leicht verständlicher Weise darzustellen. Wie war es daher dennoch möglich, dass sein geistiger Einfluss sich derart gerade auf die Schichten des arbeitenden Volkes erstrecken konnte, die durch die innere Übeltat der heutigen Gesellschaftsordnung doch von jeder höheren Schulbildung ausgeschlossen sind, und die nur in kargen Mussestunden sich mühsam einen kleinen Anteil an den geistigen Schätzen dieses Zeitalters zu erwerben vermögen? Wie ist es doch gekommen, dass der Name Marx heute kein leerer Schall für das Proletariat ist, wie die Namen so mancher anderer Sterne am geistigen Himmel der Nation, die er, wie z. B. den von Kant, vielleicht mit scheuer Hochachtung nennt, der ihm aber nichts besagen kann, weil er nichts weiss von seinen Leistungen, von der Bedeutung seines Schaffens und Denkens?

Dies kam daher, weil Marx in seiner wissenschaftlichen Arbeit nur das erforscht und ausgesprochen hat, was das Leben und Leiden, das Schicksal und Hoffen des Proletariates ausmacht. Wenn die alte Sage der Griechen die Entstehung der Wissenschaft und ihre belebende Wirkung dadurch anschaulich macht, dass sie erzählt, wie Prometheus in den Himmel der Götter hinaufgestiegen ist, um aus seiner strahlenden Helle den armen Sterblichen, die im Dunkeln tappten und irrten, einen Funken dieses Lichtes zu bringen, ihre Wege zu erhellen, so war Marx ein solcher Prometheus für das Proletariat, ein Lichtbringer für die im Dunkel ihres Elends und ihrer Unwissenheit doppelt geknechteten Arbeiterscharen. Und das erklärt seine unerhörte Wirkung auf die breiten Massen und sein Fortleben in ihnen, solange sie noch unter Ausbeutung, Not und politischer Bedrückung leiden werden. Die Lehre von Karl Marx ist keine blosse Buchgelehrsamkeit: das ist nicht eine Arbeit, die nur in die Studierstuben und Bibliotheken gehört, mit der sich nur die Universitäten zu beschäftigen hätten. Sondern sie ist die Erklärung des Lebens der breiten Massen selbst, wie sie in Fabriken und Werkstätten, in Kaufläden und im Kleingewerbe, auf den Feldern und in den Bergwerken ihr Leben gewinnen und lassen müssen, wie sie in Staat und Gesellschaft gestellt sind, welche Aussichten sich ihnen bieten und welche Aufgaben ihnen erwachsen. Kurz, die wissenschaftliche Arbeit von Karl Marx ist genau das, was er sich am Anfang seiner Wirksamkeit mit dem Zielbewusstsein eines genialen Geistes als Zweck seiner Lebensarbeit gesetzt hatte: „Selbstverständigung der Zeit über ihre Kämpfe und Wünsche", eine grundlegende Selbstaufklärung vor allem der Klasse des Proletariates über

ihr Wesen und ihre Zukunft. Der alte Wahrheitsspruch „Erkenne dich selbst“ ist von Marx auf die kapitalistische Gesellschaft angewendet worden. Ihr hat seine Denkarbeit den Spiegel entgegengehalten, in welchem sie sich in wahrer Gestalt erblicken konnte, in welchem vor allem aber das Proletariat nunmehr seine eigene Lage, seine Entwicklungsrichtung und damit seine Aufgabe erkennen konnte. Kein Wunder daher, dass die Marxschen Gedanken, sobald sie nur einmal in fasslicher Form an die Proletariermassen herangebracht wurden, auf diese wirken mussten, wie wenn jemand einem ein Wort zuruft, nach dem man schon lange gesucht hat, ohne es finden zu können. Und dies geschah durch eine selten glückliche Fügung im Leben von Karl Marx, die ihm an seine Seite einen Lebensfreund gestellt hatte, Friedrich Engels, einen Freund, der nicht nur seit den Jugendjahren bis zum Tode von Marx mit ihm Leid und Freud geteilt und alle Kämpfe gemeinschaftlich ausgefochten hat, sondern der nach dem Tode von Marx sein geistiges Erbe getreu verwaltet und seine Arbeit weitergeführt hat, bis auch ihn der Tod von diesem unermüdlich geleisteten Werke abrief. Durch Friedrich Engels, der die Gabe einer wirkungsvollen populären Darstellungsweise mit Schärfe und originaler Kraft des Denkens verband, wurden die Ideen von Marx in vielen Meisterschriften des Sozialismus dem Proletariate zugänglich gemacht. Und es gilt noch heute, was besonders für die Arbeiterjugend wichtig ist, dass es keinen besseren Führer zu Marx gibt, als das Lesen und Studieren der schönen Schriften von Friedrich Engels.

Marx also hatte dem Proletariat das Wort zugerufen, das es in seiner Bedrängnis suchte; er sprach das aus, was in den Arbeitern nach Ausdruck und Klarheit verlangte, und rief dadurch wie mit einem Zauberstabe eine mächtige Bewegung ins Leben, die schon längst zu geschichtlicher Wirklichkeit hervorstrebte: die Bewegung des proletarischen, klassenkämpferischen Sozialismus. So war Marx in der Tat das, womit Hegel einmal die Bedeutung der grossen Männer verglich, eine Lokomotive der Geschichte. Vor seinem Auftreten wogten und brandeten die Kräfte des Proletariates ungeordnet und sich selbst unklar durcheinander, so dass sie trotz all dieses Sturmes und Dranges, der in grossen Arbeiteraufständen zu Tage trat, doch keine geschichtliche Bedeutung zu gewinnen vermochten. Da richtete nun die gewaltig einströmende Kraft des Marxschen Geistes alle diese Instinkte des Proletariates, sein ganzes Trachten und Denken in eine einzige neue Richtung, in die Richtung des bewussten Klassenkampfes, und seither braust der gewaltige Zug der sozialistischen Arbeiterbewegung immer rascher durch die Geschichte, auf dem sicheren Geleise der von Marx gelegten wissenschaftlichen Erkenntnis der gesellschaftlichen Entwicklung, dem Ziele entgegen, das ein Ziel für alle ist: die Aufhebung der Klassengegensätze und die Begründung einer solidarischen Menschengesellschaft.

Es wäre verlockend, an den einzelnen Begriffen, mit denen Marx seine neue Erkenntnis aufbaut, überall diesen eben dargelegten Charakter seiner wissenschaftlichen Arbeit aufzuzeigen, also darzustellen, wie sie dem Volke selbst nur sein innerstes Wesen aufschliessen, nur eine Antwort auf seine Lebensfragen sind und daher auch sofort volles Verständnis, ja leidenschaftliches Interesse bei ihm finden müssen. Aber dies ist natürlich in diesem Zusammenhange nicht möglich. Nur an einigen Hauptbegriffen der Marxschen Lehre sei dies versucht, die zugleich auch die Wesensbedeutung derselben für das Proletariat enthüllen.

Da ist vor allem der neue Begriff vom Menschen, den Marx zum Ausgangspunkt seiner Lehre nimmt, *die Lehre vom vergesellschafteten Menschen.*

Auf den ersten Anschein hin könnte man meinen, dies sei bloss ein anderes Wort für die alte Lehre, dass der Mensch ein geselliges Wesen sei, und der etwaige Unterschied gegenüber dieser Ansicht sei wie die ganze Lehre überhaupt höchstens eine Sache des Streites der Gelehrten und Philosophen. Allein der Inhalt dieses neuen Begriffes vom vergesellschafteten Menschen macht sofort das höchste Interesse und die lebendigste Anteilnahme des Volkes rege. Denn was besagt er eigentlich? Der alte Begriff vom geselligen Menschen klang so wunderschön und malte eine idyllische, harmonische Menschengemeinschaft aus. Die Menschen seien von Natur aus gesellige Wesen, die durch eine triebartige Sympathie zu einander gezogen wären, ja fast zur Brüderlichkeit gezwungen würden. Was sollte der Arbeiter mit einer solchen Idee der menschlichen Geselligkeit anfangen? Musste sie ihm nicht als eine grobe Lüge und Täuschung erscheinen? War das Geselligkeit, die ihn zwölf, vierzehn und noch mehr Stunden an seine Maschine band, die ihn in Not und Unwissenheit festhielt, während ein kleiner Teil derselben Gesellschaft aller Genüsse und Früchte der Freiheit, der Kultur sich erfreuen konnte? War das Geselligkeit, dass die einen ihren Willen herrschend in Staat und Gemeinde als Gesetz zum Ausdruck bringen konnten, während die besitzlose Masse rechtlos dastand, von den Gerichten und Behörden des Staates als der innere Feind betrachtet? An dem Leben des Volkes musste so der schäferhafte Gedanke einer naturbedingten Geselligkeit der Menschen zu Schanden werden.

Dagegen der Begriff der menschlichen Vergesellschaftung besagte nun etwas ganz anderes, nämlich die einfache, aber doch so bedeutungsschwere Tatsache, dass der Mensch nur in Verbindung mit anderen Menschen bestehen und sich entfalten kann, dass die Menschen, um leben und sich entwickeln zu können, in bestimmte Beziehungen und Verhältnisse zu einander treten müssen, oder, besser gesagt, gestellt sind, durch welche sie aneinander gebunden, mit einander vergesellschaftet sind. Aber diese Vergesellschaftung — und das ist das Umwälzende in diesem Begriffe — *kann sehr ungesellig sein.* Denn wenn der Plantagenbesitzer seine Sklaven, wenn der Fabrikant seine Arbeiter, wenn der Grubenbesitzer seine Bergleute sich schinden und rackern lässt, und sie mit all dieser Qual und Not für sich nur ein freudenloses Dasein, erfüllt von Plage, Krankheit und finsterem Groll, erarbeiten, für die anderen aber allen Glanz und Reichtum des Daseins, so war auch dies alles eine Vergesellschaftung; denn was wäre auch der mächtigste Unternehmer oder Bodenbesitzer ohne seine Arbeiter! Und was wäre selbst der gewaltigste Despot eines Weltreiches ohne die Scharen seiner Untertanen, die auf sein Geheiss sich in die Schlacht stürzen müssen, ihr Leben zu lassen für Zwecke, die niemals die ihrigen sind und sein können? Aber auch dies ist eine Art der Vergesellschaftung von Menschen, bloss dass sie der grossen Überzahl von ihnen sehr ungesellig vorkommen wird. Und so zeigt sich, dass die Vergesellschaftung alle Art von Ausbeutung und Unterdrückung nicht nur nicht ausschliesst, sondern einschliesst, und *dass es also auf die Art der Vergesellschaftung ankommt,* ob sie es zulässt, dass die Menschen wirklich gesellig leben. Die Geselligkeit der Menschen existiert noch gar nicht, das spürt niemand leidvoller, als das Proletariat: sie ist erst zu schaffen. Aber auch diese Erkenntnis hat es nun aus dem Begriff der Vergesellschaftung gewonnen, dass

diese wahre Geselligkeit nur durch die Änderung der bestehenden Form der Vergesellschaftung erreicht werden kann. Aber da diese Form dem einen Teil der Gesellschaft, den Besitzenden und Herrschenden, zugute kommt, so wird dieser keineswegs freiwillig von allen seinen Vorrechten ablassen. Die bestehende Form der Vergesellschaftung zeigt also die Gesellschaft zerspalten in zwei einander entgegengesetzte Interessengruppen, in zwei grosse, einander notwendig feindliche Lager, kurz in zwei Klassen: in die Klasse der Besitzenden und in die der Besitzlosen. Und über diesen Gegensatz führt nur der Kampf hinaus. Klassenkampf, das ist also die unmittelbare, das Leben des Volkes selbst ergreifende, weil aus diesem heraustreibende Konsequenz der Lehre von der menschlichen Vergesellschaftung, wie sie heute ist, Klassenkampf aber nicht etwa im Sinne wilder Empörungen und planloser Zerstörungen durch die Verzweiflung der ausgebeuteten und rechtlosen Volksmassen, sondern zielbewusste ökonomische, politische und ideologische Bekämpfung der bestehenden Form menschlicher Vergesellschaftung, d. h. der kapitalistischen Produktionsweise, die nicht anders enden kann als mit ihrer Überwindung.

Die zweite Grundlehre des Marxismus ist die materialistische Geschichtsauffassung, das ist die Lehre, dass es die wirtschaftlichen Verhältnisse und Zusammenhänge sind, die in letzter Linie den Gang der geschichtlichen und sozialen Entwicklung bestimmen. Das scheint nun vollends graue Theorie. Was hat das Leiden und Hoffen des Volkes damit zu schaffen, wie man die Geschichte auffasst? Ist das nicht bloss eine Sache der Gelehrten und Philosophen, noch dazu eine Sache ihres beständigen Streites? Aber auch hier erweist sich von dieser Grundlehre des Marxismus, dass ihr eigentlicher Sinn für den Arbeiter geradezu die Bedeutung seiner täglichen Erfahrung gewinnt: dass es nämlich die Lebensverhältnisse sind, unter denen die Menschen geboren werden und aufwachsen, die ihr ganzes Schicksal bestimmen. Denn nun sieht und erlebt der Arbeiter am eigenen Leibe und an dem Geschick seiner Familie, dass es davon abhängt, ob einer entweder in der Fülle des Besitzes und der Macht geboren oder in die Klasse der Armen und Entbehrenden gebannt, gut oder böse wird, gebildet oder roh, gesund oder krank, sich auslebend oder vorzeitig gealtert. Es ist leicht, am Wege des Rechten zu bleiben, wenn nie die Versuchungen der Not auf den Weg des Verbrechens gedrängt haben; es ist leicht, Kulturmensch zu sein, Herz und Sinn dem Höchsten empfangsfreudig offen zu halten, wenn nie die abstumpfende Gleichmässigkeit täglichen Arbeitszwanges und die zermürbende Not des Daseinskampfes alle besseren Kräfte der Seele aufgebraucht haben. Wie viel Talent, wie viele schöpferische Begabung muss zugrunde gehen, da ihr schon von früh an die Mittel gefehlt haben, sich zu entwickeln und zu ihrer eigenen Bestimmung zu gelangen. Und wie viel Leben geht verloren, das zu retten gewesen wäre, wenn jener lungenkranke Arbeiter oder dieses bleichsüchtige Mädchen nicht Tag für Tag in die Arbeit gehen müsste, statt einige Monate der Erholung in gesünderen Lebensverhältnissen zuzubringen, auf den Bergen, am Meere, in den sonnigen Ländern des Südens Heilung und neue Kraft zu gewinnen! Bestimmen hier nicht grausam die wirtschaftlichen Lebensverhältnisse die Lebensgeschichte ungezählter Millionen? Und der Arbeiter sieht zugleich, dass es sich da nicht etwa bloss um Einzelschicksale handelt, dass nicht vielleicht bloss ihm oder seinen Kindern oder seinem Freund solche Unbill widerfährt, sondern dass dies überall, in der ganzen Welt so ist, wo Proletarier

leben und leiden. Er sieht also, dass es sich um massenhaft gleichartige Lebensverhältnisse handelt, die aus der überall gleichen wirtschaftlichen Grundordnung der heutigen Gesellschaft hervorgehen, aus der auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln begründeten kapitalistischen Wirtschaftsordnung, und dass sich daraus auch notwendig zwei einander ganz entgegengesetzte, massenhaft gleichartige Interessengruppen bilden müssen: die Interessen der Besitzer der Produktionsmittel, des Kapitals, der Herren der kapitalistischen Produktionsweise, und die Interessen der Besitzlosen, derer, die nur ihrer Hände Arbeit haben, der — Opfer dieser Produktionsweise. Und damit leuchtet unmittelbar ein, dass eine Änderung des durch diese Lebensverhältnisse bestimmten Schicksals der grössten Masse der Menschen in der heutigen Gesellschaft nicht erhofft werden kann bloss von dem guten Willen der Menschen auf beiden Seiten dieses Gegensatzes, sondern nur durch die Änderung dieser Lebensverhältnisse selbst. Wer aber soll diese Änderung durchführen? Wer hat das lebhafteste Interesse daran? Sind es etwa diejenigen, die unter diesen Lebensverhältnissen sehr gut gedeihen und daher alle Ursache haben, mit ihnen zufrieden zu sein, oder nicht viel mehr jene, die unter ihnen nur leiden und mit ihnen „nichts zu verlieren haben als ihre Ketten"? So führt also auch die materialistische Geschichtsauffassung den Arbeiter zu demselben Ergebnis wie die Lehre vom vergesellschafteten Menschen: dass es das Interesse seiner Klasse verlangt, die Lebensverhältnisse grundstürzend zu ändern, unter denen sie in der kapitalistischen Ordnung dauernd von jeder wirklich menschlichen Entwicklung abgeschnitten ist; dass es also das Proletariat allein ist, das sich auf diese Weise selber helfen kann und muss, und dass der Klassenkampf der einzige Weg sowohl der Befreiung des Proletariates wie der Höherbildung der Gesellschaft selbst ist.

Endlich die dritte grosse Grundlehre des Marxismus, die Mehrwertlehre, packt den Arbeiter ebenfalls in seinen tiefsten Lebensinteressen. Woher kommt der Profit, woher all dieser Reichtum und Überfluss auf der einen, all dieser Mangel und dieses Elend auf der anderen Seite? Die so schwierige theoretische Analyse des Kapitals hört sich für den Arbeiter an wie die Erzählung seines Lebensromans. Die Mehrwertlehre geht davon aus, dass die kapitalistische Welt die Welt des Warenaustausches ist. Das klingt ungemein trocken und lehrhaft. Und wiederum scheint es, als ob derartige Schulbegriffe für den Arbeiter gar keine unmittelbare Bedeutung haben könnten. Aber gerade an diesem Punkte zeigt sich jene Eigentümlichkeit des Marxschen Denkens, die besonders in seinen ökonomischen Begriffen zutage tritt, dass sie überall hinter dem sachlichen Schein der sozialen Vorgänge die menschlichen Beziehungen selbst, die ihnen zugrunde liegen, hervortreten lassen. So auch hier. Der trockene Begriff einer Welt des Warenaustausches gewinnt sofort eine unheimliche Lebhaftigkeit, wenn wir erfahren, dass er bedeutet: in dieser Welt lebt der Mensch nicht etwa durch seine Arbeit, sondern nur durch Verkauf der Waren. Wer keine Waren zu verkaufen hat, für den ist in dieserWelt kein Platz am Tisch des Lebens gedeckt, für den ist hier kein Lebensraum, er muss verhungern. Was soll nun der Besitzlose in solch' einer Welt tun, da er nichts zu verkaufen hat? „Ei, guter Freund," sagt da der Unternehmer zu dem Proletarier, „warum so verzweifelt? Du hast doch noch — dich selbst!" Empört sagt darauf der Arbeiter: „Bist du wahnsinnig? Weisst du nicht, in welcher Zeit wir leben? Gott sei Dank, die Zeiten der

Sklaverei, in denen man Menschen wie ein Stück Ware verkaufen konnte, sind vorüber. Nun stehen wir als freie und gleiche Bürger einander gegenüber, und ich denke nicht daran, diese Errungenschaft aufzugeben!" Darauf der Unternehmer: „Aber Gott sei vor, dass ich dir so Schmähliches ansinnen würde! Wie konntest du mich nur so missverstehen? Bin ich doch ein moderner und zivilisierter Mensch und so wie du stolz darauf, dass wir die Unkultur der Sklaverei überwunden haben. Ich meinte natürlich nur, dass du doch noch deine Arbeitskraft zu verkaufen hast. Die bezahle ich dir sofort zu gerechtem Preise, was sie wert ist." Damit nun ist der Arbeiter zufrieden und verkauft seine Arbeitskraft für einen Tag. Und was zahlt ihm der Unternehmer dafür? Wir nehmen an, dass er ihm wirklich ihren vollen Wert bezahlt. Nun bestimmt sich der Wert der Arbeitskraft genau so wie der Wert jeder anderen Ware, nämlich nach der zu ihrer Herstellung gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit. Die Herstellung der Arbeitskraft hängt aber von den für ihre Neuschaffung und Erhaltung erforderlichen Lebensmitteln ab. Nehmen wir an, es würden die zur Erhaltung des Arbeiters nötigen Lebensmittel in sechs Stunden gesellschaftlicher Arbeit hergestellt werden, und es entspräche dies einem Geldwert von 6 K., so erhielte der Arbeiter als Kaufpreis für seine Arbeitskraft einen Lohn von 6 K. Und das wäre ein ganz „gerechter" Lohn: denn die Arbeitskraft ist nicht mehr wert. Wenn nun aber der Arbeiter, dem diese Berechnung etwa zu Ohren gekommen wäre, nach sechs Stunden Arbeit sein Arbeitszeug hinlegen und zum Unternehmer sagen würde: „Nun habe ich meinen Lohn abgearbeitet, ich gehe", da käme er schlecht damit an. „Oho," schrie der Unternehmer, „so haben wir nicht gehandelt! Ich habe deine Arbeitskraft für einen Arbeitstag gekauft. Bis jetzt hast du ja nur für dich gearbeitet. Nun aber flugs an die Arbeit für mich. Bei mir dauert der Arbeitstag 14 Stunden. Und ist's dir nicht recht, so kaufe ich dir deine Arbeitskraft überhaupt nicht ab, und du kannst dann sehen, wie du nicht verhungerst." Was soll der Arbeiter tun? Er hängt seinen Hut und Rock wieder an den Nagel, stellt sich zur Maschine und schafft jetzt über den Wert seiner Arbeitskraft hinaus neuen Wert, der aber nicht mehr ihm selber zufällt, sondern dem Käufer seiner Arbeitskraft, dem Unternehmer. Das ist der Mehrwert, aus dem aller Profit stammt, aller Reichtum der Kapitalistenklasse, er entspringt aus der Mehrarbeit, die, wie man sieht, unbezahlte Arbeit ist und welche die Ausbeutung des Arbeiters ausmacht. Trotzdem eignet sich der Kapitalist diese Mehrarbeit nicht widerrechtlich an. Der Mehrwert ist kein Diebstahl, kein Betrug: er ist das notwendige Ergebnis davon, dass auch der Mensch zur käuflichen Ware geworden ist durch den Verkauf seiner Arbeitskraft, von welcher der Käufer eben den Gebrauch machen kann, der in ihrer Natur liegt. Und wie man z. B. ein Stück Fleisch dazu kauft, um es für sich zu verwenden, d. h. zu essen, so die menschliche Arbeitskraft, um sie für sich arbeiten zu lassen. Die Ausbeutung des Arbeiters geht daher auch gar nicht aus der Schlechtigkeit oder Rücksichtslosigkeit der Unternehmer hervor, wie sehr auch oft genug natürlich auch diese mitbeteiligt sein mögen. Aber auch der beste Mensch als Unternehmer vermöchte nicht anders zu handeln. Denn wollte er auf den Mehrwert verzichten, so müsste er ohne Profit arbeiten und erzielte nur das Gegenteil seiner menschenfreundlichen Gesinnung: er ginge zugrunde, müsste zusperren und seine Arbeiter würden brotlos. So also ist die Mehrwertgewinnung ein notwendiger Charakter der kapitalistischen Wirtschaftsweise, und daraus folgt auch ihre notwendig

gegen die Arbeiter gerichtete Tendenz: je geringer der Lohn, den der Unternehmer zahlt, je länger die Arbeitszeit, umso grösser der Mehrwert. Was ist dagegen zu tun? Etwa eine Einwirkung auf die Unternehmer durch Anrufung ihres sozialen Gewissens, durch Mahnung zur Rücksicht auf die Not des Proletariates? Die Geschichte hat die Lächerlichkeit einer solchen Naivetät in furchtbaren Zeitbildern innerhalb der ganzen bisherigen Entwicklungsdauer des Kapitalismus erwiesen. Abermals findet sich der Arbeiter auf dieselbe Erkenntnis gewiesen, die ihm schon aus den beiden anderen Grundlehren entgegentrat, dass hier zwei grosse Klassengegensätze aufeinanderstossen, zwischen denen nichts anderes möglich ist als Klassenkampf. Nur dieser allein ist es, welcher dem Proletariate nicht nur schon innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft Schutz gegen die schrankenlose Ausbeutung des Kapitals zu bieten vermag, sondern der es durch die Beseitigung der kapitalistischen Produktionsweise schliesslich endgültig und vollständig von dieser modernen Form der Sklaverei befreien wird.

So erhellt die Lehre von Karl Marx das ganze Leben des Proletraiates und durchwärmt es, indem sie ihm den Weg zu seiner Befreiung weist, den Weg des Sozialismus, der aber nur im bewussten Klassenkampf zu durchschreiten ist. Und dieser Sozialismus selbst erscheint nun in einem neuen sieghaften Lichte. Die Idee einer neuen Gesellschaftsordnung, in der erst wirklich menschliche Geselligkeit herrschen wird, weil in ihr Ausbeutung, Not und Unterdrückung unmöglich sein werden, ist nun keine blosse Schwärmerei mehr, kein Ziel bloss einer menschenfreundlichen Gesinnung, zu dessen Verwirklichung man nur auf die noch so langsame Besserung und Bekehrung der Menschen warten müsste. Vielmehr wächst dieses Ziel mit Notwendigkeit aus der kapitalistischen Wirtschaftsordnung selbst hervor, die in ihrer Entwicklung zu immer schneidenderen gesellschaftlichen Widersprüchen führt: zu immer grösserer Konzentration des Kapitals und immer stärkerer Vergesellschaftung der Arbeit einerseits, damit aber zu stets wachsender Macht der Kapitalisten-Klasse, andererseits zu immer drückenderer Not und Abhängigkeit des Proletariates und weiter Schichten des Mittelstandes. Dadurch entsteht millionenfach das Interesse an der Überwindung dieser Gesellschaftsordnung in den Gemütern ihrer Opfer, ein Interesse, das sowie der Kapitalismus und seine Ausbeutung international ist, ebenfalls die Grenzen der Länder und Völker überspringt und sie alle in demselben Streben einigt. Der Sozialismus hört auf, ein blosses Sehnsuchtsziel zu sein, eine Utopie, ernst genommen bloss von politischen Kindern; er wird immer mehr der notwendige politische und ökonomische Wille der zahlreichsten Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, des klassenbewussten Proletariates: er wird das einzige wirkliche Mittel ihrer wahrhaften Befreiung und durch die Aufhebung der Klassenspaltung überhaupt der Befreiung für alle.

Diese erleuchtende und befeuernde Kraft der Lehren von Karl Marx bewährt sich vor allem darin, dass sie auch in den Stürmen der Geschichte nicht erlischt. O ja — sie kann verdunkelt werden durch trübe Nebelschwaden, die aus falschen Vorstellungen und unkritisierten Gefühlen aufsteigen, wenn solche über das Denken und Handeln der Arbeiter Macht gewinnen. Ist dies doch besonders in diesem Kriege geschehen, in welchem nur zu viele Sozialisten, die sich trotzdem Marxisten nennen, auf dem Wege „völkischer", d. h. von allem Geiste proletarischen Klassenbewusstseins verlassener Gesinnungen und Anschauungen, den Weg des Volkes verloren haben, wie Marx

ihn gewiesen hat. Aber gerade in diesem Kriege hat seine Lehre sich sieghaft erwiesen. Denn sie ist die einzige, die uns das grauenvolle Rätsel lösen kann, wieso dieser Krieg möglich war und warum er nicht enden kann. Denn nach der Versicherung aller Regierungen hat keine ihn gewollt und doch hat er alle in seinen Bann gezogen; und nach den wiederholten Erklärungen verantwortlicher Staatsmänner aller kriegführenden Staaten wollen alle den Frieden lieber heute als morgen, sind sie alle kriegsmüde, und dennoch steigert sich das Morden und Vernichten noch von Tag zu Tag und ist kein Ende dieser sinnlosen Selbstzerfleischung der kapitalistischen Welt abzusehen. Des Rätsels Lösung, die uns die durch Marx gewonnene Erkenntnis gibt, ist die, dass hier gar kein Krieg im politischen Sinne früherer Zeiten geführt wird, sondern dass es sich um die letzte Phase der kapitalistischen Entwicklung selbst handelt, in welcher ihr Konkurrenzkampf, der sich zum Imperialismus gesteigert hat, d. h. zum Kampf um die Beherrschung der Welt, nicht mehr mit wirtschaftlichen Mitteln allein, sondern politisch, mit den Waffen ausgekämpft werden muss. Wie der Kapitalismus bisher die Millionen von Proletariern für sich verbraucht hat, wie diese bisher an den Maschinen, in den Schwefelgruben und Bergwerken, in den Tretmühlen der Arbeit aller Art langsam und zumeist nicht auffällig ihr Leben für ihn lassen mussten, so hat sich jetzt nur der äussere Anblick und das Tempo dieses Schicksals geändert, da der Kapitalismus überall millionenfach seine Opfer in den raschen Tod des Schlachtfeldes führt, in den Kampf für die Sicherung und Ausbreitung seines Profites in Gestalt der Niederwerfung seines Gegners, der Begründung der eigenen wirtschaftlichen Überlegenheit. Und darum kann dieser Krieg in der kapitalistischen Welt, in der die Hauptträger des Kapitalismus zu stark sind, um besiegt zu werden, nicht anders enden, als mit ihrer gegenseitigen Erschöpfung.

Auch hier verkündet die Marxsche Lehre dieselbe bedeutungsschwere Erkenntnis, die nun die Menschheit in ungeheuerem Leid und Elend erleben muss, dass, soll es anders werden, die Umstände und Verhältnisse, welche diese bürgerlich-kapitalistische Welt ausmachen, geändert werden müssen. Marx schrieb das grosse Wort: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es gilt aber, sie zu verändern''. Das bedeutet: die Gedanken, die man sich über das Wesen der Welt und der Gesellschaft macht, müssen in Tat umgesetzt werden. Aber dies ist nur möglich, wenn es solche Gedanken sind, die durch die Gesetzmässigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung selbst verwirklicht werden können. Solche Gedanken hat Karl Marx uns vorgedacht, sie bilden sein unsterbliches Lebenswerk. Die Umgestaltung der Gesellschaft, nicht etwa plötzlich und mit einem Schlage, sondern in einem geschichtlichen Prozess, der aber nunmehr mit Bewusstsein geführt wird, das ist die grosse Aufgabe, die er dem Proletariat als seine eigene Lebens- und Entwicklungsnotwendigkeit gewiesen hat. Nie ist diese Aufgabe dringender geworden als heute, da das Proletariat vielfach durch den Zwang und Irrtum der Kriegsstimmungen in Verwirrung und Zwietracht gebracht worden ist. Nur der Geist von Karl Marx kann hier das Proletariat zurückführen, weil er dem Proletariat aller Völker dasselbe Ziel zeigt, die Bekämpfung des Kapitalismus, die Überwindung der bürgerlichen Welt der Klassenkämpfe. Und besonders die arbeitende Jugend, die noch am Beginn ihrer Kämpfe und ihres Lernens steht, mag sich der Führung dieses Geistes mit Begeisterung anschliessen, da sie hier den festen, nie wankenden Boden

für den schönsten Idealismus der Jugend finden wird, für alle ihre Sehnsucht und Hoffnung auf Befreiung und Verbrüderung der Menschen. Von der in diesem Geiste aufwachsenden Arbeiterjugend wird der Sozialismus seine alte Kraft und Siegesgewissheit zurückerhalten, im lebendig gewordenen Geiste von Karl Marx wird sich die Internationale wieder zusammenfinden.



Staat und Individuum.

Das ganze Leben des Menschen spielt sich im Staate ab; an keinem Punkte der Erde kann man seiner Gewalt entgehen, für seine eigene Verteidigung braucht der Staat alle Menschenkräfte; darauf gründet sich sein Anspruch den ganzen Menschen zu beherrschen, all sein Streben, all seine Gedanken. Er macht das Individuum zu seinem Werkzeug und bekräftigt so durch seine Autorität das biologische Gesetz, das den Geist des Menschen beherrscht.

Materielle Güter, Landbesitz, Grenzsicherungen und andere „Vorteile" sind immer die im Kampf der Nationen erstrebten Ziele. Daher auch der Staat diese Dinge als absolute Werte aufstellt. Sein innerstes Streben ist auf die ökonomischen Interessen gerichtet, und diesen unterordnet er das Geistesleben. Erhabenstes Heldentum, selbstloseste Liebe zum Vaterland, das Opfer von Millionen und Millionen Menschenleben — das alles ist für den Staat nur Mittel. Wenn ein Staat alle diese Opfer von uns fordert, um sich auf Kosten eines andern zu bereichern, dann wird es sonnenklar, in welchem Mißverhältnis unser materieller Gewinn zu dem geistigen Verlust steht. Denn was hier dem materiellen Vorteil geopfert wird — die Seele — ist viel kostbarer als alle Einkünfte, Grenzen und Reiche; es ist das kostbarste, was es auf der Welt gibt. Und damit haben wir noch nicht einmal die schlimmste Seite des Staatslebens berührt. Die größte Gefahr ist der schädigende, erniedrigende Einfluß auf den Geist der Individuen, die ihn zusammensetzen.

Nicht nur mit unsern Vorzügen sind wir dem Staat verpflichtet; er braucht auch das Laster. Er braucht Spione; er kauft die Gewissen und bezahlt gut. Um die diplomatischen Geheimnisse der Nachbarn zu erfahren, bedient er sich der Prostituierten und jeder Hinterlist. Obendrein müssen die eigenen Untertanen in vollkommene Kriegsinstrumente verwandelt werden, mitleidslos gegen die Menschen einer andern Rasse, gewissenlos, stets bereit alle Moral „den Interessen des Staates zu opfern". Der Staat allein soll das letzte Urteil über alle menschlichen Handlungen fällen, und darum erkennt er über sich keinen Wert an, nicht einmal den des menschlichen Gewissens, nicht einmal den inneren Wert des Menschen.

Fürst E. Troubetzkoi in: The Hibbert Journal, Januar 1918.



Der neurotische Charakter und der Weltkrieg. *)

Von Prof. S. FEILBOGEN.

(Schluss).

II.

Versucht man die Ergebnisse Adlers nebst unsern ergänzenden Bemerkungen auf die Psyche der modernen Nationen anzuwenden, so lässt es sich feststellen, dass ihr ganzes Verhalten in diesem Kriege dem von Adler festgestellten Wesen des neurotischen Charakters entspricht, seine einzelnen Symptome aufweist, und auch bezüglich der Ätiologie die Aussagen des Verfassers über die Ursachen des neurotischen Charakters durch eine merkwürdige Analogie bekräftigt. Daher werden auch seine Folgerungen bezüglich der Heilung des neurotischen Charakters für die staatsmännische Leitung der kriegführenden Nationen nach dem Friedensschlusse wichtige Anhaltspunkte ergeben.

Das Wesen des neurotischen Charakters besteht nach Adler zunächst darin, „dass das ganze Bild der Neurose ebenso wie alle ihre Symptome von einem fingierten Endzweck aus beeinflusst, ja entworfen sind. „Dieser Endzweck hat also eine bildende, „richtunggebende, arrangierende Kraft.“ Wie sich aber im Verlaufe zeigt, passt diese einleitende Beschreibung auch auf den normalen Charakter. Der Punkt, an welchem die Abweichung des nervösen Charakters beginnt, das Krankhafte, besteht darin, dass die Brücke zur Wirklichkeit, welche der normale Charakter bei seinem Streben nach Verwirklichung seines Persönlichkeitsideals immer im Auge behält, beim Neurotiker abgebrochen wird. Von seinem fiktiven Endziel fanatisiert, wird er gegen die beiden grossen Verbindungslinien der Psyche mit der Wirklichkeit, nämlich gegen die allbeherrschenden Triebe der Selbsterhaltung und der Flucht vor dem Schmerze unempfindlich; er wird zum Märtyrer seiner Fiktion.

Wer kann hier die Analogie mit dem Seelenzustande der kriegführenden Nationen irgendwie verkennen? Welches Volk auch immer sich militärisch im Nachteil befindet, schaltet die Frage, ob seine Kriegsziele noch erreichbar sind, bewusst aus, und jedes vernünftige Wort in dieser Beziehung wird als „défaitisme“ gebrandmarkt, als Hochverrat bestraft, und durch eine unerhörte Zensur der Briefe und der Presse von der Verbreitung ausgeschlossen. Das heisst, buchstäblich: die Brücke zur Wirklichkeit abbrechen. Der Selbsterhaltungstrieb wird in ostentativer Weise verleugnet. Ganze Nationen erklären, ihren Untergang lieber zu wollen, als den Verzicht auf eine Provinz. Ebenso wird der Trieb nach Erhöhung der Lust und nach Flucht vor dem Schmerze, welcher selbst bei den niedersten Tieren die Lebensführung den Bedingungen der Wirklichkeit anpasst, mit Leidenschaft unterdrückt. Mit patriotischer Wollust verzichtet die ganze Nation auf viele Genüsse, deren Entziehung durch die Regierung oder durch den Chef dieselben Menschen im

*) Vgl. „Internat. Rundschau“ v. 25. April 1918.

Frieden als unerträglich empfunden hätten. Die bessern Menschen hinter der Front kränken sich geradezu darüber, dass ihr persönlicher Anteil an der Summe der nationalen Leiden ein zu geringfügiger sei, und nun vollends die Unglücklichen, welche im Schützengraben und in der Hölle des modernen Schlachtfeldes ein kulturloses Dasein führen, und unter furchtbaren Gefahren unerhörten körperlichen und seelischen Qualen trotzen müssen, sie sehen angeblich jeder neuen Offensive des Feindes mit freudiger Erwartung entgegen, und wollen unter keinen Umständen Frieden schliessen, solange nicht das Vaterland eine Provinz erhält oder behält, über deren Örtlichkeiten befragt, die meisten nur höchst unbestimmte Auskunft geben könnten, und deren Bewohner wenigstens zum Teile eine ihnen unverständliche Sprache sprechen und mit ihnen nichts zu tun haben wollen. Das Wesen des kollektiven Seelenzustandes liegt also, genau so wie bei den neurotisch erkrankten Individuen, in der Abkehr von der Wirklichkeit und von dem sie berücksichtigenden normalen Lebenstrieb.

Demgemäss sind auch die psychischen Symptome, welche die erkrankte Volksseele aufweist, genau diejenigen, welche unser Autor als die Symptome der Neurose beim Individuum aufzählt, nämlich: „Die grosse Empfindlichkeit, die Reizbarkeit, die reizbare Schwäche, die Suggestibilität, der Egoismus („sacro egoismo“), der Hang zum Phantastischen, die Entfremdung von der Wirklichkeit.“ Von diesen Zügen fällt besonders die reizbare Schwäche auf, welche mit dem kraftvollen Wesen einer grossen Nation unvereinbar zu sein scheint. Doch gibt es bekanntlich nicht nur grosse Nationen, und der Zustand etwa Serbiens vor dem Kriege und ebenso Bulgariens mag also Beispiel reizbarer Schwäche bei ganzen Völkern dienen. Daneben wird man aber die reizbare Überkraft, die wir schon bei den Individuen durch die Analogie der mit Hafer überfütterten Pferde gekennzeichnet haben, als Ursache der Neurose bei den grossen Nationen beachten müssen. Vor dem Kriege hatten alle grossen Völker des europäisch-amerikanischen Kulturkreises infolge einer jahrzehntelangen Friedensepoche unter enormen technischen Fortschritten einen ungeheuren Überschuss an Kraft in sich gesammelt. Diese Überschüsse hätten genügt, um die drückendsten sozialen Übelstände zu beseitigen. Allein zu einem solchen Entschlusse fehlte es den herrschenden Klassen an wahrem Nationalgefühl, an ernster Liebe zu dem eigenen Volke, zu seinen Enterbten und wirklich Erlösungsbedürftigen. Statt dessen wurde bei ihnen aus dem gewohnten Hochmut ein recht aggressives Temperament entwickelt. Jeder Herrscher, jedes Parlament kannte nur die verborgenen Reserven seines eigenen Staates oder seiner Staatengruppe und unterschätzte die geheimgehaltenen Kraftüberschüsse der Gegenpartei. Die übertriebenen Vorstellungen, welche man auf Seite der Entente von den zentrifugalen Kräften innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie und von dem angeblich bevorstehenden Zusammenbruch dieses uralten Staatsgebildes hegte, ebenso wie die törichten Darstellungen der Alldeutschen von dem angeblichen Verfall Frankreichs und von dem bevorstehenden Zerfall des britischen Weltreiches haben sicherlich zum Ausbruch des Weltkrieges sehr viel beigetragen.

Doch das alles sind nach Adler nur Symptome. Die wahre Ursache der individuellen Neurose liegt in einer tiefinnern Unsicherheit des Patienten.

Auch dazu findet sich die Analogie im Seelenzustande der modernen Völker. Im Beginn des Weltkrieges steht ein ganz allgemeines Gefühl der Unsicherheit. Selbst die beiden stärksten Nationen, die deutsche und die

englische, leiden schwer unter dem Drucke der Unsicherheit gegenüber einer angeblich unvermeidlichen Aggression der Gegenpartei, eine Besorgnis, welche auch durch die Gebärden der Gegenseite infolge ihrer reizbaren Überkraft immer wach erhalten wird. Umso grösser ist das Gefühl der Unsicherheit bei den schwächern Nationen, von denen ein Teil überdies im wörtlichsten Sinne an dem „sentiment d'incomplétude" leidet, welchen Ausdruck seines Meisters Janet Adler mit „Gefühl der Minderwertigkeit" übersetzt. Das „sentiment d'incomplétude" passt aber auf den Seelenzustand der im Einigungsprozess begriffenen und noch nicht vollständig geeinigten Nationen noch besser. Ihre „incomplétude", ihre geographisch-politische Unvollständigkeit, erzeugt bei ihnen das Gefühl einer drückenden Minderwertigkeit, eines Abstandes von der Erfüllung der nationalen Aufgaben, einer Demütigung gegenüber demjenigen Nachbarstaat, der nach ihrer Überzeugung mit blosser Gewalt die unerlösten Brüder unter seiner Herrschaft zurückhält, und dem gegenüber jeder Grad von Treubruch und Gewalt als heilige Pflicht gegen die eigene Nation erscheint. Da aber dieser Staat über das Vorhandensein der beschriebenen Gefühle nicht im Zweifel sein kann, so entsteht auch bei ihm jenes nervöse Misstrauen, welches von Adler als eine der ersten und einflussreichsten Erscheinungen des Krankheitsbildes bei Neurotikern hervorgehoben wird.

Nun behauptet Adler, dass dem Gefühl der Minderwertigkeit auch regelmässig eine wirkliche Organminderwertigkeit entspricht. Wo wird diese bei den modernen Nationen zu suchen sein, da uns doch klar ist, dass ihr „Ideal" der Beherrschung einer gewissen Anzahl von Quadratkilometern kein wirkliches Ideal ist. Dieses „Ideal" kann ihnen von ihren Herrschern nur suggeriert werden, weil sich tatsächlich die Völker alle in einem minderwertigen Zustand befinden, aber die Ursache dieser Minderwertigkeit in einer falschen Richtung suchen, wie wir dies z. B. an Deutschland in der schlagendsten Weise beobachten können, das immerfort sich einen bessern „Platz an der Sonne" suchte, herbeiwünschte und durch Drohungen verschaffen wollte, während in Wirklichkeit sein angeblich so ungünstiger und ungenügender Platz an der Sonne das deutsche Volk nicht gehindert hat, in seiner wirtschaftlichen Entwicklung Riesenschritte zu machen, an deren Möglichkeit die Generation von 1870 niemals gedacht hätte.

Dennoch glaubte Deutschland, es gar nicht mehr aushalten zu können. Die wahre Ursache davon aber war bei allen Nationen nicht in ihrer äusseren Lage zu suchen. An diese zu denken, und sie nötigenfalls selbst mit Gewaltmitteln zu verbessern, war freilich die plumpste Deutung des unbehaglichen Zustandes innerer Unbefriedigung, daher sie auch den Massen überall leicht suggeriert werden konnte. Die wahre Ursache dagegen des Gefühls der Minderwertigkeit liegt bei allen modernen Nationen in der inneren Leere und Zwecklosigkeit ihres ganzen Lebens, bei qualvollster Komplikation und Angespanntheit ihres äusseren Strebens. Die Aussichts- und Hoffnungslosigkeit des mit ewigem Tod abzuschliessenden, bloss auf Materielles gerichteten Lebens wird immer beängstigender empfunden, gerade weil das äussere Dasein durch die technischen und wirtschaftlichen Fortschritte so viel reicher und bequemer geworden ist. Je weitere Kreise nicht mehr mit der drückendsten Not des Lebens zu kämpfen haben, umso mehr bemächtigte sich der Kunst, der Wissenschaft, der Philosophie, der Politik ein Zug der Enttäuschung, der Ernüchterung, der Unsicherheit. Wo es früher einen festen Glauben mit

der Aussicht auf eine ewige Seligkeit gegeben hatte, trat immer mehr eine Vielheit von glaubenslosen oder glaubensschwachen Weltanschauungen zur Auswahl vor den Einzelnen, welcher der Entscheidung gegenüber in Zweifel und Unsicherheit versank. Wo früher die allermeisten Menschen schon durch ihre Geburt in gewisse bescheidene Lebensbahnen gebannt waren, und eine ganze Hälfte der Bevölkerung, nämlich das weibliche Geschlecht, vom Herkommen fast jeden Schritt im Leben vorgeschrieben erhielt, stand nun jeder Mann, jedes Mädchen scheinbar vor unbegrenzten Möglichkeiten und nahm nicht selten den Flug zu hoch, um dann mit gebrochenen Flügeln zu Boden zu stürzen und ein unbefriedigendes Leben in verbitterter Resignation zwecklos fortzuschleppen. Nimmt man dazu, dass der auf seine Freiheit und Gleichheit stolze Staatsbürger doch in der Wirklichkeit des Lebens meist nur ein Rädchen in einem ungeheuern Mechanismus darstellt und in täglicher und stündlicher Wiederholung derselben untergeordneten Tätigkeit verödet, so begreift man das allgemeine Gefühl des Unbehagens, die Unzufriedenheit der Meisten und die absolute Unsicherheit der Völker vor dem Kriege in der Ahnung der Unhaltbarkeit dieser Lebensordnung. Dazu kam, dass wer auf diese Übelstände aufmerksam machte, alsbald im Namen des Fortschrittes als Reaktionär verwarnt wurde. Reaktionär ist aber niemals derjenige, welcher die Wurzel eines modernen Krankheitszustandes blosslegt, um nach Tunlichkeit die Heilung dieses Zustandes in die Wege zu leiten. Selbstverständlich kann die moderne Unsicherheit nicht durch erzwungenen Lippendienst für erstorbenen Glauben oder durch Rückkehr zu veralteten politischen Formen geheilt werden. Die neue Zeit braucht neue Ziele, neue Mittel, neue Lehren.

Die letzte Wurzel der modernen Unsicherheit ist nämlich, wie dies ein Eucken, ein Bergson u. a. eindrucksvoll dargelegt haben, nichts anderes als die Überschätzung der Aussenwelt, an der nicht jeder einen gleichen oder gar überragenden Anteil haben kann, und die Vernachlässigung der Innenwelt, deren Reichtum jeder normale und durch die reichen Veranstaltungen des modernen Unterrichtswesens für seine Verhältnisse zweckmässig vorgebildete Mensch fast unbegrenzt und bis zur letzten Minute seines Lebens steigern kann. Ist dieser Fehler von führenden Geistern, wie Kierkegaard oder Tolstoi, schon vor Jahrzehnten hervorgehoben worden, so hat es selbst nachher lange gedauert, bis eine gewisse Empfänglichkeit für derartige Lehren in weitern Kreisen vorhanden war. Es musste nämlich vorher die entgegengesetzte Bewegung sich ausleben, welche nach den vielen Jahrhunderten materieller Stagnation und religiösen Übereifers nun erst einmal die Menschen von ihren Jenseitsträumen und ihrer romantischen Überkultur alles Seelenhaften auf den festen Boden der Wirklichkeit zurückrufen und die in der Wirklichkeit keimhaft gelegenen Möglichkeiten zur Beherrschung der Natur und Bereicherung des Aussenlebens verwirklichen wollte. Solange dies nicht geschehen war, konnte das Unbefriedigende des Lebens auf materielle Dürftigkeit und Rückständigkeit zurückgeführt werden.

Erst als bei den mächtigsten Nationen eine beispiellose wirtschaftliche Blüte verwirklicht schien und dennoch eine unerträgliche innere Leere gerade bei begabteren und selbständigen Menschen dazu führte, dass dem Leben jeder Wert und Sinn abgesprochen und eigentlich nur aus Feigheit seine willkürliche Beendigung vermieden wurde, da war in allen Nationen der Boden reif für die fanatische Vergötterung irgend eines Idols, das diese innere Leere ausfüllen könnte. Ein solches Idol bot sich nun in der mass- und kritiklosen

Verherrlichung der eigenen Nation, wie sie den unwissenden Massen schon in den Schulen, dann in der Armee und endlich in der Presse und im öffentlichen Leben mit Leichtigkeit suggeriert werden konnte. Je glanzvoller sich die äussere Kultur entwickelte, je blendender die Fortschritte in Verkehr und Volkswirtschaft wurden, desto leichter war es, diese Errungenschaften des Europäertums auf die Rechnung der eigenen Nation zu schreiben, und die kindische Vorstellung, dass gerade diese Nation die „auserwählte" sei, dem willigen Gemüte des Volkes zu suggerieren; unter der Hand wurde dann auch noch an die Stelle der Nation und ihrer innersten Seele, die nur seelisch befriedigt werden kann, der Staat unterschoben, der Staat mit seinen rohen Machtmitteln und seinen brutalen Herrschaftszielen nebst den aus den Anfängen aller Staatenbildung ererbten kriegerischen Instinkten. Alle politischen und wirtschaftlichen Nutzniesser des modernen Staates — und deren Zahl ist Legion — vereinigten sich nun, dem Volke das für sie so nutzbringende oder machtsteigernde „Ideal" des Imperialismus mit betäubendem Lärm und fanatischer Unduldsamkeit aufzudrängen.

Und nun stehen wir vor dem voll entwickelten Krankheitsbilde der nationalen Neurose. Objektiv ist eine Minderwertigkeit vorhanden, nämlich die Vernachlässigung der Innenwelt jeder Menschenseele gegenüber der Aussenwelt. Die modernen Nationen aber in ihrer Neurose glauben das sie bedrückende Gefühl der Unsicherheit, der Haltlosigkeit, der Furcht vor einem Untergang ihrer ganzen Lebensordnung bannen zu können, indem sie entweder ihre Minderwertigkeit völlig mechanisch auf ihre geographische Unvollständigkeit zurückführen, oder statt der Gefahr, die ihnen aus ihrem Innern droht, sich eine Gefahr von aussen, einen Erbfeind suggerieren. Und nun müssen sie ihre ganze Willenskraft darauf richten, sich materiell, physisch und psychisch für den Krieg mit diesem Erbfeind zu ertüchtigen und den Sieg zu erringen, den sie überdies vermöge der langjährigen Übung in Selbstüberschätzung und Unterschätzung des Gegners für viel leichter halten, als er in Wirklichkeit ist. Der Imperialismus mit seinem Ziel, welches bei kleineren Staaten auf die Grossmachtstellung, bei den Grossmächten auf Weltherrschaft gerichtet ist, bedeutet für die Nation genau dasselbe wie der Wunsch jedes Neurotikers, seinen despotischen Einfluss so weit als möglich auszudehnen.

Und die Heilung? Sie wird zunächst dadurch angebahnt werden, dass für keine Nation die Errungenschaften dieses Krieges in irgend einem Verhältnis stehen werden zu den schweren Folgeübeln, welche sich nach und nach immer vollständiger fühlbar machen werden. Wohl wird durch die Übung, die man im Ersatze vollkräftiger Männer durch Frauen und Individuen der halbkräftigen Altersstufen gewonnen hat, der Verlust an Gefallenen und Arbeitsunfähigen einigermassen gemildert, aber schon für das Bevölkerungsproblem und auch für die Ausfüllung der leitenden Stellen mit erfahrenen, qualifizierten Kräften wird sich der Verlust der Gefallenen überall schmerzlich fühlbar machen. Noch schlimmer wird es stehen, wenn statt flotter Anleihewirtschaft die Verzinsung und Rückzahlung an der Tagesordnung sein und die verwahrloste Landwirtschaft und künstlich orientierte Industrie zur früheren Höhe und Richtung wird zurückgeführt werden müssen. Jahrzehnte von Entbehrungen und durch drückende Steuern halbiertem Einkommen der Nicht-Reichen stehen bevor. In dieser Stimmung der Ernüchterung, verschärft durch die Trauer der verwaisten Familien, wird die Wendung von den äussern Gütern weg zu erhöhter Innerlichkeit und vom Staate weg

zur Nation und zur Erhöhung ihres innern Wertes übermächtig die Seelen ergreifen. Mit blutigen Tränen wird man es beklagen, dass die Hunderte von Milliarden, welche heuchlerisch zur „Erlösung" der in fremdem Staatsverbande lebenden „Brüder" verwendet und vor allem in Verwüstung ihres Landes vergeudet worden sind, nicht lieber zur Erlösung der eigenen Volksgenossen von Elend und Ignoranz verausgabt worden sind.

Wenn nur erst einmal der Krieg beendet und die chinesische Mauer der Zensur an den Grenzen jedes Landes gefallen sein wird, dann steht eine Zeit bevor, in welcher jede Nation sich selbst von ihrer Neurose heilen wird, indem sie eine vertiefte Innerlichkeit als Trost für äussere Entbehrung wird suchen müssen. Und alle vertiefte Innerlichkeit führt von der unleidlichen Selbstgefälligkeit, der krankhaften Eitelkeit der Nationen weg zur Einkehr, zur Erkenntnis der eigenen Fehler und zur Nachsicht gegen die Fehler der andern. Damit aber wäre der Boden bereitet, aus dem die kostbarste von den drei Gaben der französischen Revolution endlich hervorblühen könnte: die Brüderlichkeit innerhalb jedes Volkes und von Volk zu Volk. Die tief empfundene Brüderlichkeit aber ist das genaue Gegenteil und die Heilung jener krankhaften Entartung des Egoismus, die man als neurotischen Charakter bezeichnet.



Am Anfang gefielen wir uns darin, den Krieg unter dem Bilde eines Schauspieles zu betrachten, in dem der Held mit der reinen Seele nach einigen kurzen Akten den schwarzen Bösewicht überwindet und ersticht. Aber dieser Krieg verläuft nicht nach Art der Theaterstücke, es sei denn ein Puppentheater. Denn die eigentlichen Spieler, welche die Fäden ziehen — an denen Helden wie Bösewichter tanzen — halten sich fern von ihren Marionetten. Der Prinz im Märchen hat einen Prügelknaben, dessen unschuldiger Rücken für alle Unarten seines Herrn büssen muss. Unsere Herren und Gebieter von heute haben ganze Völker zu Prügelknaben, deren Wunden ihnen keine Schmerzen, nur Auszeichnungen und Ehren eintragen, sie damit ordentlich überschütten. Klarsehende, scharfdenkende Köpfe, wie es deren in den neutralen Ländern noch manchmal gibt, neigen darum immer mehr zu der Meinung, dass Europa nur durch eine allgemeine Niederlage gerettet werden kann, die zu einem allgemeinen Sieg würde für alle die heimgesuchten Völker, die nicht so sehr um ihrer eigenen Sünden willen leiden als um die ihrer Führer, welche stets straflos ausgehen.

Havelock Ellis: „Vae Victoribus".
„The Nation"

Künstler und Vaterland.

Von BRUNO GOETZ.

„. . was kann impertinenter sein, als da, wo das rein und allgemein Menschliche betrieben wird, und wo Wahrheit, Klarheit und Schönheit allein gelten sollen, seine Vorliebe für die Nation, der die eigene werte Person gerade angehört, in die Wagschale legen zu wollen . . . ?"
(*Schopenhauer*, Parerga und Paralipomena, II, § 255.)

Unter den neuen Steuern, mit denen das deutsche Volk jetzt die Kosten für den Tod seiner eigenen Söhne aufbringen soll, befindet sich auch eine Luxussteuer. Zum Luxus gehört, den von der heutigen „Kultur" erzeugten Anschauungen zufolge, auch die Kunst. Es ist deshalb nur folgerichtig, wenn der Kauf und Verkauf von Kunstwerken dieser Luxussteuer unterworfen werden soll. Völker, die sich um eines gespenstischen Nationalwahns willen gegenseitig die Hälse abschneiden und ihrer imperialistischen Gier alles hinopfern, — Wahrheit, Güte, Gerechtigkeit, Geist, Jugend, Schönheit —, müssen naturnotwendig in der Kunst entweder eine müssige, entbehrliche Spielerei für diejenigen, die es sich leisten können, sehen, oder eine Aufpeitscherin der nationalen „Jdeale". Die „Spielerei" soll besteuert werden; für die Werke lebender deutscher Künstler hingegen sieht die Vorlage von einer Besteuerung ab, denn die Förderung „deutscher Art und Kunst" dient, wie die augenblicklichen Machthaber vermeinen, der Stärkung des deutschen Geistes, d. h. Machtdünkels. Es handelt sich dabei, wie wohl kaum noch besonders betont werden muss, nicht nur um die Deutschen: derselbe Geist, der diese deutsche Steuervorlage geschaffen hat, ist auch bei den andern kriegführenden Völkern am Werk. Überall geht die durch das systematische Morden verrohte nationalgesinnte Gesellschaft darauf aus, die freie Kunst ihres widerstaatlichen Einflusses zu berauben und zu einem luxuriösen Amüsement der Reichen zu degradieren, — soweit sie nicht indirekt politischen Zwecken dienstbar gemacht werden kann. In der deutschen Steuervorlage handelt es sich vorläufig nur um Werke der bildenden Kunst. Aber auch auf anderen künstlerischen Gebieten regen sich ähnliche Bestrebungen. So schreibt z. B. Paul Bekker in seinem unbewusst von rathenauschem Zukunftsungeist erfüllten Buche „Das deutsche Musikleben": „Ausdruck der Kulturgemeinschaft ist der auf nationalen Grundlagen erwachsene Staat. Die nationalen Grundlagen sind demnach auch die Grundlagen der musikalischen Formenwelt (!)." Und der zur Förderung junger Dichter unter der Ägide Walter Rathenaus ins Leben gerufene Verein „Das junge Deutschland" verfolgt ebenfalls nationale künstlerische Ziele, steht also, mit andern Worten, im Dienste politischer „Ideale", — wie ja überhaupt das ganze dilettantische Gerede Rathenaus von der Befreiung der Seele nur dazu dienen soll, dem Volke die Einführung der allgemeinen Sklaverei zugunsten eines

wirtschaftspolitischen nationalen Ehrgeizes ethisch und philosophisch schmackhaft zu machen. Die Freiheit wird in der Welt heute zu einer deutschen, französischen, englischen, italienischen „Freiheit" umgelogen. Allerorts wünscht man das Volk vor dem Einfluss ausländischen oder internationalen Geistes zu bewahren und ihm Scheuklappen vorzubinden. Caruso soll in New York kürzlich eine Hetzrede gehalten haben, die die Internierung einer grossen Anzahl deutscher Musiker zur Folge hatte. Werke deutscher Künstler werden in den Ententeländern boykottiert und umgekehrt. In Deutschland wurde kürzlich die Aufführung eines Claudelschen Dramas verboten, — nicht etwa aus Gründen des guten Geschmacks (was zu begrüssen gewesen wäre, denn Claudel ist ein pseudomystischer, langweiliger Wagnerepigone), sondern weil er Franzose ist. Aus allen kriegführenden Ländern liessen sich tausend ähnlicher Beispiele anführen.

Der oben erwähnte Passus der deutschen Steuervorlage ist also nur ein Symptom für die kommende internationale Schreckensherrschaft der verschiedenen nationalen Geistestyrannien. Angesichts der Verwirrung, die alles das angerichtet hat, ist es deshalb an der Zeit, einmal klar und unzweideutig festzustellen, ob der Künstler als Künstler überhaupt in irgendeinem Verhältnis zu seinem Vaterlande steht, und, wenn ja, wie dieses Verhältnis beschaffen ist, welchen Einfluss es auf seine Kunst und die menschliche Wirksamkeit seiner Kunst hat.

Wenn wir, um unser Problem zu beleuchten, untersuchen, was aller grossen Kunst seit jeher gemeinsam gewesen ist, so kommen wir zum Resultat, dass sie eine dreifache Bedeutung gehabt hat: sie ist einmal die Zusammenfassung, Verdichtung, Vergeistigung der bestehenden Gemeinschaftsideale gewesen; gerade dadurch aber, dass sie nicht die jeweiligen Formen, sondern die Ideale dieser Gemeinschaften verkörperte, wies sie andererseits über dieselben hinaus und wurde zum Sinnbild ihrer Wandlung und Entwicklung, ihrer Zukunft, — um dann, im letzten und höchsten Sinne, über diese Zukunft und alles Zeitliche und Begrenzte hinwegschreitend, zu ihrer Sternenheimat zurückzustreben und allgemein menschliche Leitvorbilder aufzustellen.

Jedes Kunstwerk ist also in einem gewissen Sinne zwar an seine Zeit und an die Gemeinschaft, innerhalb deren es entstanden ist, gebunden (durch seine Schwächen und Begrenztheiten nämlich); je grösser es aber ist, desto tiefer hat es sie überwunden und wird, indem es Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges in ein freies Spiel auflöst, zur königlichsten und souveränsten Betätigung unabhängigen Menschengeistes. Es ist hier natürlich nur von der allgemein menschlichen Seite der Kunst die Rede, mit der ihre technische und rein ästhetische Seite übrigens auf engste verknüpft ist, — doch das gehört nicht zu unserem Problem.

Dieser dreifachen Bedeutung der Kunst entspricht die Stellung des Künstlers zu seiner Heimat. „Dichter werden von ihrer Zeit hervorgebracht, als ihre Gegner im Sinne der Zukunft", sagt Peter Hille. Von der Wirklichkeit, seiner Zeit und seiner Umgebung ausgehend, schafft der Künstler Leitvorbilder für die Zukunft seines Volkes, die aber, oft ohne dass er es beabsichtigt hätte, die nationale Begrenztheit sprengen und wie Sterne über allem Volke leuchten. Je umfassender, tiefer und feiner ein Künstler ist, desto freier ist er auch von seinen irdischen Bedingtheiten.

Da nun die bestehenden Gemeinschaften, Vaterländer und Völker psycho-

logisch die Tendenz haben, ihre Grenzen nur mechanisch zu erweitern, da sie sich nur vergrössern, nicht in höhere, geistigere Gemeinschaften auflösen lassen wollen, so steht der Künstler inmitten seiner Heimat und seiner Zeitgenossen einsam da, ja befindet sich stets in einem Gegensatz zu ihnen. Alle grossen Künstler sind bewusst und intellektuell, wenn ihre Kraft auch ständig aus unbewussten Quellen gespeist wird; der unbewusste Künstler ist eine fable convenue. Wenn der Künstler sich also dieser Stellung, die er innerhalb der heutigen Vaterländer einnimmt, bewusst geworden ist, hat er sich innerlich von ihnen losgesagt: er gehört einer zukünftigen Gemeinschaft an, die den kriegerischen Begriff von Vaterland und Heimat nicht kennt.

Diese Gemeinschaft ist zuächst nur eine Idee, ein Ideal, eine Forderung; er arbeitet durch sein Werk an ihrer Verwirklichung, auch wenn es sich in keiner Weise direkt auf dieselbe bezieht, da echte Kunst tendenzlos ist. Ohne eine tatsächliche, lebendige Gemeinschaft kann aber kein Mensch leben, atmen und schaffen. Folglich muss auch der Künstler, neben jener von ihm geforderten geistigen Heimat der Zukunft, eine wirkliche Heimat in der Zeit besitzen. Sein Vaterland ist ihm fremd. Wo ist er aber dann zuhause?

In der Gemeinschaft der ihm verwandten Künstler und Genossen aller Länder und Völker. In ihren Geistern und Herzen ist seine Heimat, jenseits aller politischen Vaterländer. Die politischen Vaterländer sind für ihn alle zusammen Feindesland. Sie suchen ihn für ihre engen ungeistigen Ziele auszubeuten und ihrer wilden Machtgier hinzuopfern. Und wenn ihnen das nicht gelingt, wenn er wach bleibt und sich nicht von seinen eigenen, den Vaterländern verbündeten, atavistischen Gefühlen überrumpeln lässt, so fürchten und hassen sie ihn.

Von hier aus wird es klar, warum die heutige Gesellschaft bestrebt ist, diejenige Kunst, die sich ihrem Einfluss entzieht und die sich der wahren Stellung, die sie einnimmt, bewusst geworden ist, der lebendigen Wirkung auf die Völker zu berauben und sie zu einer Luxusangelegenheit geniesserischer Zyniker zu machen, die von nichts mehr menschlich ergriffen werden. Jede unabhängige Kunst ist, auch wenn sie kein einziges revolutionäres Wort enthält und, beispielsweise, nur einen flötenden Hirtenknaben zum Vorwand hat, von revolutionärstem Geiste erfüllt: denn sie ignoriert den Staat und macht seine Gewalt durch ihr blosses Dasein den Menschen mit freien Herzen und Seelen verhasst. Sie ist das widerstaatliche Element an sich. Plato wollte nicht umsonst die Künstler aus seiner Republik verbannt wissen.

Wenn man das alles in Betracht zieht, so empfindet man es doppelt schmerzlich, dass die heutigen Künstler in ihrer grossen Mehrzahl dem Sturm der Zeit nicht besser standzuhalten gewusst haben. Nicht von denen ist die Rede, die sich, als das Furchtbare über uns hereinbrach, in einer jähen Aufwallung haben hinreissen lassen, dann aber aus ihrer Blindheit erwacht sind und öffentlich ihre Stimme gegen den blutigen Irrsinn des Krieges erhoben haben; sondern von jenen, die dauernd die Knechte des Rückschlags ihrer Herdeninstinkte geblieben und als Hofnarren und Kriegspfaffen der beutelüsternen Ehrgeizigen aller Länder die lautesten Rufer im Streite gegen den Geist geworden sind.

Wenn wir uns umsehen und unter all den grossen Künstlern, die wir geliebt und verehrt hatten, nach jenen suchen, die der hohen vaterlandslosen Heimat ihrer Künstlerschaft treu geblieben sind, so bleiben nur wenige übrig.

Ihnen sollten wir dankbar sein wie sonst niemandem auf der Welt. In diesem Sinne seien am Schlusse unserer Betrachtung als repräsentative Vertreter echten Künstlertums der Zukunft Romain Rolland und Franz Werfel genannt. Vor allen andern aber einer der Freiesten der Freien: Ferruccio Busoni. Sein edelster Ruhm ist, dass kein Volk sich seiner rühmen kann; kein „Vaterland" vermag sein Wirken unter nationalen Gesichtspunkten zu betrachten. Das ist auch der eigentliche Grund, warum seine Werke, die sich an die kommenden Geschlechter wenden, dem patriotisch bornierten Publikum der Heutigen fremd bleiben. Den Wenigen aber, die im Heute das Kommende ahnen, ist er ein heller Leitstern. Er kann mit seinem „Arlecchino" sagen:

„Wer siegt? Wer fällt?
Und wer behält zuletzt sein Recht?
Der auf sich selbst gestellt,
dem Herzen nach,
im Hirne wach,
den graden Weg erwählt.
Der sich begnügt,
wenn's ihm geglückt,
die Selbstheit sich zu wahren;
der auch geflickt
sich niemals bückt,
ich hab's an mir erfahren."



Um sich ihre Sünden vergeben zu lassen, braucht die Menschheit sie nur für das zu erklären was sie sind.

Karl Marx.

Ein wenig Patriotismus führt zum Nationalismus, viel Patriotismus führt zum Internationalismus.

Jean Jaurès.



Eine Stimme der Wahrheit.

Vor dem Kriege soll die Absicht bestanden haben, in einem neutralisierten Lande eine Tageszeitung zu gründen, welche die Aufgabe gehabt hätte, die Wahrheit zu verbreiten, nichts als die reine Wahrheit! Ein amerikanischer Multimillionär wollte die Finanzierung übernehmen. Die besten Kräfte aus allen Ländern sollten Mitarbeiter sein.

Was wohl aus einem solchen Organ im Laufe des Krieges geworden wäre, wenn es schon existiert hätte? Zunächst hätte sein Schöpfer als Angehöriger einer Kriegspartei – selbst beim besten Willen – seine Objektivität nicht bewahren können. Weiter wäre das Blatt in allen kriegführenden Ländern verboten worden und schließlich hätte es sich in dem neutralen Land seines Erscheinens wohl schwerlich gegen den Ansturm der beiderseitigen Parteigänger behaupten können. Denn jetzt mehr als je ist die Wahrheit sehr unbeliebt. Die konventionelle Allegorie, welche sie nackt durch ein herrliches Weib darstellt, ist eitel Tradition und Schönfärberei. Die bloße Wahrheit gefällt niemandem. Sie klingt den Ohren rauh, verletzt nur allzuhäufig das Gefühl und kränkt die Menschen an ihrer empfindlichsten Stelle, in ihrer Eitelkeit.

Wie mir scheint, wird jetzt hier in der Schweiz wieder einmal dieser Beweis erbracht. Seit einigen Monaten erscheint in Genf eine Tageszeitung „La Feuille", begründet von Jean Debrit*), einem Bürger dieser Stadt. Sie bemüht sich ernst und wahr, objektiv und neutral zu sein und sich nicht von schönen Worten täuschen zu lassen. Sie kommt der Wahrheit sehr nahe – und mehr kann man ja überhaupt nicht erreichen.

Erste Folge: Verbot in der Entente, Verbot bei den Zentralmächten. Zweite Folge: Sie wird in der Schweiz selbst aufs Schwerste angeklagt. Man versucht, ihr Erscheinen unmöglich zu machen. In einem Pamphlet wird der Herausgeber beschuldigt, daß er „Unter der Maske" eines Patrioten ausländische Interressen vertrete. Man macht ihm besonders auch den Vorwurf, für die Deserteure und „indésirables étrangers" einzutreten, während Herr Debrit, wie es uns scheint, mit vollem Recht hervorhebt, daß er gerade auch hierin der Vertreter der guten alten Schweizer Tradition sei, welche in dem Asylrecht immer ihren edelsten Ehrentitel gesehen hat. Die francophilen Blätter der Westschweiz organisierten eine wahre Preßhetze, die Herr Debrit mit viel Geist und Schlagfertigkeit beantwortet; dies ist umso anerkennenswerter, als er in seinen Erwiderungen mit voller Ritterlichkeit stets bereit ist, die Verdienste des Gegners hervorzuheben, und immer daran arbeitet, die Diskussion von dem Boden der privaten Beschuldigungen – die ihm überdies gar nichts anhaben können – auf rein sachliches Gebiet hinüberzuleiten. Als seinen Grundsatz bekennt er, „niemals seine Feder einem Einzelinteresse leihen zu wollen, sei es nun das einer Person, einer Partei oder eines Landes" (22. Feb.).

*) „La Feuille" erschien zuerst als tägliche Ausgabe der Wochenschrift „La Nation", hat ab 1. Januar ihr selbständiges Erscheinen begonnen und seither die Verbindung gelöst. Adresse: 9, rue Necker, Genf.

Sein eigentliches Programm ist der Friede. Der Friede, weil er die Möglichkeit zur Freiheit erst wieder schaffen soll; der Friede, weil alle Staaten für imperialistische Ziele kämpfen; der Friede, weil Frankreich, das seinem Herzen sicherlich am nächsten steht, verblutet. Es liegt hier scheinbar ein Widerspruch vor, denn für Frankreich setzt sich ja die ganze westschweizerische Presse ein, die ihrerseits gegen „La Feuille" eine scharfe Kampfstellung einnimmt. Wohl, aber die welsche Presse glaubt Frankreich zu dienen, wenn sie dieselben Töne sicherer Siegeszuversicht anschlägt, wie die Franzosen selbst und — auf dem Papier — Berechnungen häuft, kraft deren der Feind, Deutschland, so geschwächt ist, daß er der Übermacht der Ententeheere nichts annähernd Gleichwertiges entgegensetzen kann. So geschehen vor der jetzigen deutschen Offensive.

Dagegen kämpft Debrit. Er ist deutsch, soweit die Deutschen für den Frieden eintreten. Mehr noch, er zeigt und wird nicht müde, es zu wiederholen, dass die Ententemächte die Deutschen in ihre jetzige Politik, die er gewiß nicht gutheißt, hineingetrieben haben. Die Deutschen werden späterhin an ihren jetzigen Fehlern gewiß schwer und immer schwerer zu tragen haben. Aber wer will es ihnen vorwerfen? Könnte Hertling nicht mit Recht erwidern: „Den Frieden? Wir haben ihn zweimal offiziell angeboten. Unsere Feinde haben alle Unterhandlungen abgelehnt und erklärt, daß sie nur den Waffen vertrauen, um ihre Kriegsziele zu erreichen. Sie haben uns mit gebundenen Händen an Ludendorf ausgeliefert. Und in dieser Antwort läge viel Wahrheit. Darum darf die Entente am wenigsten darüber klagen, daß der preussische Militarismus fester als je im Sattel sitzt. Sie hat ihm den Steigbügel gehalten" (18. Feb.).

Zu der Furcht vor einem vorzeitigen Frieden bemerkt das Blatt: „Man behauptete, daß ein schneller Friede ein „deutscher" Friede gewesen wäre. „La Feuille" ist überzeugt, daß es ein „französischer" Friede gewesen wäre und fragt heute, wer das Spiel der Deutschen spielt, die man zu neuen Kämpfen zwingt. Er kommt immer näher, der „deutsche" Friede" (25. März).

Es muß auch hervorgehoben werden, wie angenehm und unterhaltend das Blatt sich liest. Künstlerisch bietet es jeden Tag einen jener kühnen, in wenigen markigen Strichen hingeworfenen Holzschnitte, wie der Belgier Masereel, der in Genf lebt und seine wuchtige persönliche Kunst ganz in den Dienst der Friedensidee gestellt hat, sie zu entwerfen liebt. Mit furchtbarer Ironie wird meist das Wort eines Staatsmannes illustriert. So sieht man z. B. unter dem Titel „Der Anteil des Volkes" an einem gedeckten Tisch im Hintergrund befrackte Herren, deren einer mit Feuer eine Rede hält. An der Türe lauscht auf seinem Rollwägelchen ein armseliger Mann aus dem Volke, ohne Arme, ohne Beine und der begleitende Text ist einer fulminanten Ansprache Sonninos entnommen: „Das ganze Volk muß den Frieden wollen, wie es heute ganz den Krieg will" (25. Feb.).

Als weitere originelle Neuerung werden zu beiden Seiten des Titels jeden Tag in kurzer prägnanter Form These und Antithese einander gegenübergestellt. Ein Beispiel: „Allgemein stimmt man in den Prinzipien überein; es scheint, daß man mit den Unterhandlungen beginnen kann — aber, da jeder diese Prinzipien nur im eigenen Interesse anwendet, beschuldigt man den Gegner der Heuchelei" (28. Feb.).

Kleine Entrefilets, nach französischer Art sind dem Geiste des Blattes entsprechend mehr satirisch als scherzhaft gehalten. P. J. Jouve arbeitet mit und der tüchtige Leiter von „Les Tablettes", Claude Le Maguet. Über Russland berichtet mit Geist und Temperament Sch. Gorelik, während die Frau des Herausgebers mit seltener Findigkeit aus der Tagespresse das Interessanteste herauszusuchen weiß. Unter dem Titel „Verstehen wir uns" schreibt Croquet (Graf Fitz-James): „Wohl, Defaitisten! Aber es ist nicht überflüssig zu sagen, wem wir die Niederlage wünschen. Ich lege Wert darauf, denn ich bin selbst „Defaitist". Sie, meine Herren Priester des Sieges, rollen den Massen ein Schlagwort zu, damit diese es anbeten, und Sie wissen selbst nicht, was es bedeutet. Setzen sie sich bitte, und hören Sie mir zu. In jedem Volke Europas haben vor nunmehr fast 4 Jahren einige Wundergläubige törichterweise gemeint, daß sie mit brutaler Gewalt den Nachbarn zerschmettern können, sich selbst mit Ruhm bedecken und ihre Taschen füllen. Früher einmal hätte man das Raub genannt. Heute sagt man Vaterlandsliebe. Das ist der Fortschritt.

Der Versuch ist nicht gelungen. Und einige jener Wundergläubigen sehen ihre furchtbare Torheit ein und möchten Halt machen. Die Andern wollen davon nichts wissen und werden aus Toren zu Verbrechern. Unter dem Vorwand der Ehre haben sie das entsetzliche Komplott geschmiedet, an dem die ganze Menschheit unter den unerhörtesten Qualen zugrunde gehen muß, damit nicht der Ruhm geopfert werde und – die erhoffte Beute.

Und nun hört mich, Ihr Priester des Sieges. Gegen diese Verschwörung, gegen diese törichte und verbrecherische Verschwörung kämpfe ich. Das ist es, was ich zu sagen hatte. Und nun können Sie sich zurückziehen" (4. März).

Wir hoffen den Lesern dieser Zeitschrift noch oft von dem tapferen Blatte berichten zu können. Wie heftig es bekämpft wird, dafür noch ein kleines Beispiel aus der letzten Zeit. Die Verfolgung richtet sich nunmehr, da man ein bundesrätliches Verbot der Zeitung nicht erreichen konnte, gegen die Abonnenten. Paßverweigerungen, Unterdrückung der Korrespondenz, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung und andere Chikanen sollen diese abschrecken (22. April). Aber nach der alten Erfahrung haben Verfolgungen noch immer für die Verfolgten gewirkt. Schon besteht bei den Freunden des Blattes die Absicht, in den drei Sprachgebieten der Schweiz Vereine als Ausdruck einer neuen Partei zu gründen. Man kann ihnen aufrichtig Erfolg wünschen. „La vérité est en marche".

F. Rink.



Eitelkeit nutzt sich sehr bald ab, sie ist die Sünde kleiner Seelen; denn ein tüchtiger Mann ist zu stolz, um eitel zu sein.

J. Swift.

Zeitschriftenschau.

Zur Geschichte der russischen Revolution. Die tapfere Genfer Zeitschrift *demain* (25, Avenue Gerebzow) bietet auch in dem Aprilhefte, mit welchem sie ihren zweiten Jahrgang beschliesst, einen reichen und interessanten Inhalt. Besonders möchten wir ihre Beiträge zur russischen Revolutionsgeschichte hervorheben.

Die Approvisionierung Russlands ist anfangs durch freiwillige Kommissionen (drujinas), die unter dem Militärkommissär für Approvisionierung standen, unter teilweise drakonischem Vorgehen wenigstens soweit gesichert worden, dass eine Brotration von täglich 100 g eingehalten werden konnte. Seit dem 5. Jänner ist an Stelle jener improvisierten und militärischen Organisationen die dauernde der von den Sovjets gewählten Volkswirtschaftsräte getreten, die in jeder Gemeinde und in jedem Bezirk die Produktion kontrollieren, sowohl auf dem Gebiete der Landwirtschaft als auch auf dem der Industrie. Jeder Volkswirtschaftsrat besteht aus den Delegierten dreier Gruppen: der Arbeiterschaft (Syndikate), der Unternehmungsleitungen, der Sovjets. Jeder Volkswirtschaftsrat zerfällt ferner in vierzehn Fachgruppen nach Produktionszweigen, und jede von diesen in je vier Abteilungen (Organisation, Stoffe, Arbeit, Statistik). Der „gesetzliche Gewinn“ wird vorläufig an die Kapitalisten abgeführt. Die zugehörige Nationalisation der Banken konnte nur durch die Hilfe der Angestellten, gegen die Kniffe der Direktoren, durchgeführt werden. Doch hat der Chef der russo-asiatischen Bank selbst in einem offenen Schreiben von jedem politischen Streike der Bankbeamten abgeraten, da die Banken keine politische, sondern eine wirtschaftliche Funktion zu erfüllen haben, deren Stillstand für das nationale Leben verderblich wäre.

Die Organisation der proletarischen Diktatur hat sich mächtig entwickelt. Noch im Juni 1917 waren nur 200 Sovjets auf dem Kongress vertreten, im Jänner 1918 schon 900. Die Zahl der organisierten Arbeiter hat sich während der Revolution von 1½ auf 3 Millionen gehoben, die in 22 Provinzföderationen zusammengefasst sind; die wichtigsten Gewerkvereine sind die der Metall-, der Textil- und der Zuckerindustrie. Die Sovjets handeln im Namen von 25 Millionen Wählern (Bauern und Arbeitern). Das bäuerliche Element macht drei Viertel der Armee aus; diese steht daher in ihrer grossen Mehrzahl auf der Seite der Links-Revolutionäre und Bolschewiki.

Eine Erklärung der Menschenrechte ist der Konstituante von den Bolschewiki vorgelegt worden, welche zunächst Russland als föderative Republik der Sovjets erklärt, dann die Nationalisation des Bodens, der Fabriken, Bergwerke usw. ausspricht, die allgemeine Arbeitspflicht einführt, die Bewaffnung der Arbeiter und die Entwaffnung der besitzenden Klassen verfügt. Sodann wird die Politik der Geheimverträge abgeschafft, ein demokratischer Frieden mit Verbrüderung der Proletarier aller Nationen gefordert; auch die Knechtung der Kolonialvölker Asiens und Afrikas soll aufhören; Finnland, Persien, Armenien sollen wieder frei werden; die Anleihen des Zarismus, des Grossgrundbesitzes und Grosskapitals sind nichtig. Nur die arbeitenden Klassen und ihre Sovjets üben eine rechtmässige Gewalt aus: ihr Kongress soll die Rechtsgrundlagen des künftigen föderativen Russland schaffen, die Sovjets jedes Volkes haben dazu die nationalen Einrichtungen zu ergänzen. — Es folgt die Eröffnungsrede des Präsidenten Tschernoff, welche häufig von den Bolschewisten unterbrochen wird, da sie dem Redner die Einführung der Todesstrafe und überhaupt Falschheit vorwerfen und durch ihren Wortführer Buscharin die Ablehnung der parlamentarischen Bourgeoisrepublik und die sofortige Diktatur des Proletariats fordern. Der Schweizer

Platten feiert die Erhebung der Bolschewiki vom Oktober 1917 als die wahre Revolution, welcher sich die Arbeiter der ganzen Welt — so verspricht er — anschliessen werden. Bekanntlich war das schliessliche Ergebnis die Sprengung der Konstituante, welche angeblich auf den falschen Grundlagen der letzten Wählerlisten des Zarismus gewählt war.

Sieger oder Besiegte? Eine grosszügige und phantasievolle Auffassung des Ostfriedens bekundet Sch. Gorelik, der russische Mitarbeiter von *La Feuille.* Die Provinzen, die nunmehr abgetrennt worden sind, waren von jeher Fremdkörper, sie waren eine „Sünde der Geschichte", eine Geschwulst, die das grosse Reich wie eine Krankheit mit sich schleppen musste.

Und Deutschland? Soll man sich über seine Haltung wundern? „Deutschland hat gesiegt; es ist nur natürlich, dass es nimmt ... Warum sollte gerade Deutschland ein goldenes Blatt, ein Blatt politischer Keuschheit zu jener Sammlung unwürdiger Greuel beisteuern, welche die Pharisäer als Geschichte der Menschheit, der Menschlichkeit bezeichnen? In dieser Hinsicht hat Deutschland noch die kleinsten Sünden auf seinem Konto. Es beginnt erst seine Laufbahn mit der Gier und dem leichten Sinn der Jugend ... Aber auch dieses Reich wird älter werden; es wird die Ironie kennen lernen und die grosse Seelenangst. Wenn es einmal seine jetzige Beutelust bis zum Überdruss ausgekostet hat und das Gift des begangenen Unrechtes auf das Land zurückwirkt. Und einst kann es von denselben Randvölkern, denen es heute befiehlt, sich „anzulehnen", noch gründlich besiegt werden ... Einmal gesättigt, wird auch Deutschland zu den grossen Niederlagen heranreifen, die veredeln und die allen Siegen vorzuziehen sind ...

(25. April 1918.)

Der Rekrutierungsstreik in Irland. *The Nation,* die liberale Londoner Wochenschrift, lässt sich am 27. April berichten: „Alle Augenzeugen aus Irland bestätigen die Wucht des nationalen Streiks gegen die Einberufung. Das Land gleicht einem offenen Grab. Wenn jemand nach England reist, ist es wie ein Abschied fürs Leben. Kein Mann, so sagen sie, wird der Einberufung Folge leisten, keine Frau wird die Arbeit eines toten oder lebenden Einberufenen übernehmen. Niemand wird mit seiner Arbeit das Wehrgesetz unterstützen. Der Plan für Nahrungsmittelerweiterung ist ein totgeborenes Kind.

Die Stimmung ist gefasst, aber von fast religiösem Ernst, todesmutig. Die schnell zunehmende Arbeiterbewegung bedeutet einen wesentlichen Kraftzuwachs: der „Irische Transport-Verband" und der „Nationale Verband der Eisenbahner" haben zusammen 60,000 Mitglieder; mit den Sinn Feiners beherrschen sie das Transportwesen des Landes. Irlands neuer Strafford, Lord Milner selbst, muss sich sagen, dass er diesen Widerstand nur in Strömen Blutes ertränken könnte. Die Nation handelt wie ein Mann ... Auch die Bischöfe sind einig; letzten Sonntag wurden in allen katholischen Kirchen Irlands Versammlungen abgehalten, in denen der Eid des Widerstandes geleistet wurde. Das Manifest der Advokaten, welche die Haltung der Bischöfe billigten, wurde auch von fast allen aktiven katholischen Würdenträgern und von zwölf Staatsanwälten gezeichnet. Sogar ein Vizegouverneur und ein Direktor der Bank von Irland haben ihre Unterschrift darunter gesetzt. So stark ist die Einheitsbewegung, dass sie wahrscheinlich den Streit um die Wehrpflicht überleben und die Grundlage für eine bessere Organisation der nationalen Selbstbestimmung werden wird. Sie bietet einen Rückhalt für die neue Politik der Abstinenz vom Londoner Parlament, welche geradezu eine Art verjüngten Sinn-Feinertums bedeutet. Nicht ein irisches Parlamentsmitglied wird sich ohne Erlaubnis der Partei in Westminster blicken lassen, und für den Augenblick ist die ganze Partei entschlossen ,fern zu bleiben. Andrerseits wird dadurch die Londoner Debatte über Home Rule vor Störungen bewahrt. Das englische Parlament mag schicken, was es will, Irland wird es einfach zur Kenntnis nehmen und auf seinen Wert prüfen."

Die einflussreiche Zeitschrift nimmt es Lloyd George bitter übel, dass er England in diese schwierige Lage gebracht habe und drängt Asquith zur Übernahme der Regierung. Der Verlauf der Ereignisse hat mittlerweile gezeigt, dass dieser Staatsmann die Stimmung richtiger beurteilt, wenn er seine Zeit noch nicht für gekommen hält.

Das Problem einer Donaukonföderation. In der *Revue Politique Internationale* (Lausanne, Felix Valyi) vom Jänner-Febr. 1918 beantwortet Joseph Reinach die Ausführungen des Grafen Andrassy mit einem gehaltvollen Aufsatz über die „Vereinigten Staaten des Ostens" von Europa als Zukunftsgestalt der österreich-ungarischen Monarchie. Reinach geht dabei zeitlich noch hinter die bekannte Kossuthsche Idee der Donau-Balkan-Konföderation zurück, auf die denkwürdigen Vorschläge, welche Talleyrand seinem Gebieter nach der Übergabe von Ulm und vor der Schlacht von Austerlitz machte. Talleyrand wollte damals schon die Dynastie Habsburg von Deutschland und Italien ausschliessen und ihr dafür das heutige Rumänien nebst Bessarabien und einem Teil Bulgariens, kurz das ganze Donaugebiet einschliesslich der Mündung abtreten, um sie für eine Freundschaft mit Frankreich zu gewinnen. Auch heute noch, so meint Reinach, liesse sich unter dem erblichen Vorsitz der habsburgischen Dynastie ein solcher Bund der „Vereinigten Staaten des Ostens von Europa" bilden, mit nationalen Dynastien der Balkanstaaten und Integrität der österreich-ungarischen Kronländer, abgesehen von den italienischen Gebieten, dafür Einschluss Polens mittels Personalunion. Auf diese Weise sollte ein Bollwerk Europas gegen Russland und — Deutschland gebildet werden. Innerhalb des Bundes könnte natürlich von irgend einer Vorherrschaft der Ungarn gegenüber ihren Nationalitäten nicht die Rede sein. Der Plan in dieser Form müsste schon an dem Widerspruche Deutschlands und Ungarns scheitern.

Die Frage nach der Zukunft Polens. Gust. Stolper weist in drei gediegenen Artikeln die Grossartigkeit des industriellen Problems auf. Man spricht immer vom Verlust des russischen Marktes und vergisst, wieviel noch für die Hebung des inneren Marktes zu tun wäre. Von den 121 Städten Polens haben nur 5 Kanalisation, 9 Wasserleitung, 8 Gasbeleuchtung, 7 Strassenbahnen, 14 Telephonanlagen. Volksschule und Agrarreform müssen erst die Generationen schaffen, welche Sinn und Kraft für den kulturellen Ausbau des eigenen Landes finden. — Derselbe Publizist lenkt immer wieder die Aufmerksamkeit auf die Unmöglichkeit einer österreichischen Verfassungsreform ohne vorherige Entscheidung über das Schicksal Galiziens, also auch die Zukunft Polens, und auf die politische Bedingtheit dieser letzteren durch die Entscheidung über „Mitteleuropa", Zusammenhänge, welche dem Publikum des europäischen Westens nicht mit der wünschenswerten Anschaulichkeit gegenwärtig sind. *Der österr. Volkswirt*, 4. Mai.

Die Unabhängigkeit der Presse in Amerika. Im Jahre 1895 sagte John Swinton, ein wohlbekannter Berufsjournalist, in seiner Antwort auf einen „der unabhängigen Presse" dargebrachten Toast bei einem Bankett der New York Press Association:

„Es gibt in Amerika, ausser in den Landstädten, keine unabhängige Presse, das wissen Sie, und das weiss ich. Unter Ihnen allen ist keiner, der es wagt, eine ehrliche Überzeugung auszusprechen. Wenn Sie es tun, so wissen Sie im voraus, dass sie niemals im Druck erscheinen wird. Ich bekomme 150 Dollar wöchentlich dafür, dass ich die Zeitung, an der ich angestellt bin, mit meiner ehrlichen Meinung ungeschoren lasse. Andere von Ihnen bekommen ähnliche Gehälter für ähnliche Leistungen. Wenn ich es mir einfallen lassen wollte, ehrliche Meinungen in einer einzigen Ausgabe meiner Zeitung drucken zu lassen, würde es mir gehen wie Othello: in weniger als 24 Stunden hätte ich keine Stelle mehr. Der Mann, der

Manns genug wäre, um seine ehrliche Meinung zu schreiben, befände sich auf der Strasse und könnte sich nach einer anderen Beschäftigung umsehen. Das Geschäft des New Yorker Journalisten besteht darin, die Wahrheit zu verzerren, mit eiserner Stirn zu lügen, zu verdrehen, herunterzureissen, Mammon speichelleckerisch zu verehren und sein Land und seine Rasse für sein tägliches Brot, oder, was dasselbe ist, für sein Gehalt zu verkaufen. Ihr wisst das, und ich weiss das: es ist also ein heller Blödsinn, auf die „unabhängige Presse“ einen Trinkspruch auszubringen. Wir sind Werkzeuge und die Vasallen reicher Leute hinter der Szene. Wir sind Hampelmänner, sie ziehen an der Strippe, und wir tanzen. Unsere Zeit, unsere Talente, unser Leben ,unsere Ansichten, all das ist das Eigentum fremder Menschen. Wir sind intellektuelle Prostituierte.“ *Die Hilfe.*

Landesverteidigung und Verteidigungskrieg. Karl Kautsky bedauert die Unklarheit, mit welcher diese beiden Ausdrücke durcheinander geworfen werden, und sondert seinen Standpunkt von dem der Mehrheitssozialisten. Die Frage: Bist du oder bist du nicht für Landesverteidigung?, welche den Gegnern dieses Krieges so gerne gestellt wird, lässt sich an sich überhaupt nicht beantworten. (Kautsky bezieht hier den absolut verneinenden Standpunkt eines Tolstoi z. B. gar nicht in seine Erwägungen ein.) Verschliesst sich in diesem Ausdruck die Frage nach dem Kriege überhaupt, so liegt darin eine recht bedenkliche Unterschiebung von Begriffen. Der Krieg wird dann seines politischen Inhaltes beraubt und zu einer Art Naturereignis gestempelt. Es wird verhüllt, dass die Politik der Regierungen den Krieg herbeigeführt hat; dass, wer die Politik seiner Landesregierung schon früher nicht gebilligt hat, dies umso weniger zu tun hat, wenn sie das Land auch noch in einen Krieg stürzt.

Und hier setzt die Frage des Verteidigungskrieges ein. Alle Sozialisten müssten jenes Land verteidigen, das angegriffen wurde, denn „die Demokratie als Gegnerin jeder Vergewaltigung eines Volkes muss jeden Angriffskrieg gegen ein friedliebendes Volk auf das entschiedenste verurteilen. Sie muss die Abwehr jeder Vergewaltigung, also auch den Verteidigungskrieg, billigen.“

Freilich ist die Feststellung, wer im Kriegsfalle der Angreifer ist, sehr schwer, und besonders in dem Lande, dessen Politik die Hauptschuld am Kriege trägt. Sie wird letzten Endes von dem „Urteil über die Politik der Staaten abhängen, die in Konflikt mit einander gerieten.“

Kautsky weist auf die sonderbaren Widersprüche hin, in welche deutsche Sozialisten sich verwickeln, wenn sie für Russland den Sieg der deutschen Armeen als Segen betrachten, sich aber entrüsten, wenn die Bolschewiki sich durch die Übertragung der russischen Revolution erkenntlich zeigen wollen. Als letzte Wurzel zu der Theorie der Landesverteidigung sei „das Vertrauen zur bestehenden Regierung, zum bestehenden Regierungssystem“ anzusehen.

Sozialistische Auslandspolitik, 4. April 1918.

Zum Verständigungsfrieden. Gegen die „Vaterlandspartei“ schreibt ein Münchner Philosoph, Dr. Max Beck, einen gehaltvollen und mutigen Artikel im Sinne der Verständigung (*Völker-Friede*, März 1918). Er klagt die Gegner an, dass sie, ganz im Materialismus und Mechanismus versunken, vorgeben, für selbstlose Ideale zu kämpfen, teilweise sogar selbst daran glauben. (Es wäre dies dieselbe Eigenschaft, die den Engländern so oft als "cant" von den Deutschen vorgehalten wird.) Sie halten an dem Hergebrachten fest, weil es ihnen Vorteil bringt, und erklären alle Rechtsordnung zwischen Staaten, alle Vorkehrungen gegen künftige Kriege für unmöglich, weil sie selbst sie nicht wollen. Die Unterdrückung jeder freien Gesinnung unter dem Zwange des Staates und der Vorbereitung künftiger Kriege, die Verherrlichung einer völkisch getrennten Kunst und Wissenschaft, letztere möglichst auf die Technik beschränkt, eine Verbreiterung der wirtschaftlichen auf Kosten der Geistesentwicklung, das seien die „Ideale“ der Vaterlands-

partei. Die widerspruchsvolle Bevölkerungspolitik, die Menschen verlangt, um im Kriegsfalle gerüstet zu sein, und Kriege, weil sonst die Erde übervölkert werde, fände ihre Erklärung in dem persönlichen Vorteil dieser Politiker. Nicht Religiosität ist das wahre Motiv dieser so christlichen Kreise, sondern Pharisäertum. Aber „die Zukunft ist derer, die Bestes wollen, und nicht derer, die Schlechtes zu erhalten trachten, weil ihr Geist und Gemüt zu lahm ist, um an Besseres zu glauben, oder weil sie im Schlechten sich wohl fühlen können."

Ehereformen. In Frankreich beschäftigt sich die Presse vielfach mit den schweren inneren Konflikten, welche die jahrelange Trennung der Ehegatten nur zu oft im Gefolge führt. Die Frauen bestehen die anhaltende Probe auf ihre Treue nicht, und Ehedramen, Ehescheidungsklagen erwarten nur zu oft den aus dem Kriegsdienst heimkehrenden Gatten. *Mercure de France.*

Angesichts dieser Feststellungen, die natürlich in allen kriegführenden Ländern gemacht werden könnten, berührt es ganz mittelalterlich, wenn man aus Österreich hört, dass die Bischöfe Hirtenbriefe verlesen lassen, in welchen die Ehescheidung als ein „todeswürdiges Verbrechen" gebrandmarkt wird. E. V. Zenker schreibt darüber: „Alle Welt hat die Auflöslichkeit der Ehe gesetzlich ausgesprochen, alle Staaten haben sich die Freiheit genommen, die angebliche Anordnung Gottes umzustossen und abzuändern, alle, auch Russland, die Türkei, Spanien, Ungarn, mit alleiniger Ausnahme Österreichs. Wird jemand behaupten wollen, dass in Österreich allein das Glück herrscht und dass bei uns allein der Fortbestand der Menschheit und Menschlichkeit gesichert sei?" *Die Wage,* 6. April 1918.

Frauenwahlrecht. Wenn jetzt auch die Frauen da und dort dieses ihnen vorher so sehr bestrittene Recht erhalten, so sei dies der Lohn für ihre männliche Haltung in diesem Kriege, meint Ellen Key in der *Revue Mensuelle* (Mai 1918). Und so habe es auch nur zweifelhaften Wert. Erst wenn die Frauen ihre eigene, grosse Aufgabe verstehen werden, „allen jenen Nationalismus, welcher den Krieg und den bewaffneten Frieden zu seinem Schutze braucht, auszurotten und das einzig wirklich patriotische, einzig menschenwürdige Gefühl für die Menschheit zu wecken, zu dem sich überall Anläufe zeigen in dem Streben, den Kriegszustand zwischen Völkern in einen Rechtszustand zur Erhaltung des Friedens umzuwandeln" — erst dann werde die politische Gleichberechtigung der Frau auch einen Kulturfortschritt bedeuten.

(Als interessanten Beitrag hiezu berichtet *The New Statesman* (27. April): Der Textilarbeiterverband hat sich gegen die Ausdehnung des schulpflichtigen Alters von 13 auf 14 Jahre ausgesprochen. Am stärksten gegen den Antrag stimmten die Weber, welche derzeit fast ausschliesslich Frauen sind. So dass gerade die Frauen die Arbeit der Jugendlichen verlangen.)

Lieben oder Hassen. Aus einem Vortrage der Frau Dr. Helene Stöcker, der Präsidentin des deutschen Mutterschutzvereins, einer der tapfersten Frauen der Gegenwart: „. . . Der Staat darf auch keine Bevölkerungspolitik treiben, nur um späterhin Rekruten für neue Kriege zu haben, und es ist den Frauen nicht zu verdenken, wenn sie die Aufzucht von Kindern nicht im Sinne von Munitionslieferungen auffassen wollen, wie dies in der Tat aus den Worten Bassermanns: ‚Wir stehen vor einer Serie von Kriegen, und daher brauchen wir Geld, Geld, Geld — und Menschen, Menschen, Menschen' — herausklang. . . . Stets hat sich der Mutterschutz zur Bekämpfung der doppelten Moral eingesetzt. Auch jetzt tritt er im Grunde genommen für dasselbe Ziel ein. Es darf auch im Leben der Völker nicht eine doppelte Moral geben. Politik und Moral dürfen nicht sich ausschliessende Begriffe bleiben. Es gibt keine wahre Vaterlandsliebe, wenn sie das Wohl anderer Völker ausschliesst. Zu dieser höchsten Stufe der Kultur hat Goethe das deutsche Volk zu führen gesucht. Zu grosser allumfassender Menschenliebe

sollen und dürfen sich vor allem jetzt die Frauen bekennen und bereit sein, für ihre Überzeugung jedes Opfer zu bringen. Es ist heute nicht leicht, sich zu ihr zu bekennen, denn man hat den Hass zu einer bürgerlichen Tugend gestempelt; wer nicht mitmacht, wird verdächtigt. Dennoch darf man nicht ablassen, zu helfen, dass der Menschheit das Kainszeichen genommen werde und der Christusmensch endlich den Sieg gewinne." *Bremer Nachrichten*, 10. April 1918.

Sozialpolitik der Übergangszeit. Wenn die Arbeiterschaft aus dem Felde zurückkehren wird, wird es mindestens in den Industrien, welche ausländische Rohstoffe verarbeiten (Baumwolle) oder Kriegsbedarf erzeugen (Chemische Industrie) oder sich auf Normalisierung weniger Typen eingerichtet haben und deshalb mit Spezialmaschinen und ungelernten Arbeitern auskommen können, eine weitverbreitete Arbeitslosigkeit geben. Eine staatliche Versicherung gegen Arbeitslosigkeit sollte schon für die Übergangszeit organisiert werden. Wo Frauenarbeit oder die Arbeit von Kriegsinvaliden vorherrscht, wird eine Verkürzung der Arbeitszeit unvermeidlich sein. Endlich ist in der Unternehmerpresse der „Abbau der Löhne" schon zum beliebten Schlagwort geworden. Als Grund wird die voraussichtliche Abnahme der Teuerung angeführt. Ihr steht aber die wahrscheinliche Verteuerung der Wohnungen durch Wegfall des Verbotes der Mietzinssteigerung im Interesse des Häuserbaues gegenüber. Nur sehr starke Gewerkschaften können die jetzige Lohnhöhe verteidigen. Der Ausbau der Gewerkschaften ist die wichtigste Aufgabe im Interesse der Erhaltung der Arbeitskraft. *Wiener Arbeiterzeitung*, 21. April 1918.

Eine internationale Hochschule in Christiania. Der Vorschlag ist in der *Revue Pol. Internationale* (Dezember 1917) von dem norwegischen Literarhistoriker Prof. Gerhard Gran gewissermassen auf die Tagesordnung der europäischen Gelehrtenwelt gestellt worden. Gran spricht etwas vag von einer „Internationalen Akademie" und rechnet für die Finanzierung auf die Opferwilligkeit der neuen Reichen in Norwegen: auf ein paar Millionen für einen so hohen Zweck werde es den jungen Millionären dieser Art bei ihrer viel grosszügigeren Weltanschauung nicht ankommen.

Prof. Alfr. Stern (Zürich) drückt in der Februarnummer derselben Zeitschrift seine Sympathien für den Grundgedanken dieses Planes aus und verweist auf die Nobel-Stiftung behufs Ergänzung der Mittel, hebt aber mit Recht hervor, dass noch viel wichtiger als dieses ganz neuartige Unternehmen die Erneuerung des früher bereits bestandenen Zusammenwirkens der Akademien und der Wiederzusammentritt gelehrter Kongresse wäre; allerdings werde dies erst nach dem Friedensschlusse ausführbar sein, die erste Einladung dazu werde aber auch da von neutralen Gelehrten ausgehen müssen; die einzelnen neutralen Länder müssten sich in diese Aufgabe teilen und es wäre nur dankbar zu begrüssen, wenn Norwegen den Anfang machen wollte.

Romain Rolland und Verhaeren. Aus einem Briefwechsel vom Jahre 1914. Verhaeren schreibt aus London (24. Oktober 1914): „... Ich bin voll Traurigkeit und Hass. Niemals vorher hatte ich Hass gefühlt. Jetzt kenne ich ihn. Ich kann ihn nicht aus mir verjagen und glaube doch, ein Ehrenmann zu sein, dem der Hass früher als niedrige Leidenschaft galt. Oh, was für entsetzliche Dinge man mir erzählt! Und wie liebe ich zu dieser Stunde mein Vaterland oder besser gesagt, den Aschenhaufen, der einmal mein Vaterland war! ..."

Romain Rolland antwortet (23. Nov. 1914): „... Nein, hassen Sie nicht! Der Hass ist nichts für Sie, für uns. Verteidigen wir uns stärker gegen den Hass als gegen unsere Feinde. Später erst werden Sie sich überzeugen, wie furchtbar die Tragik ist, furchtbarer als wir begreifen können, die wir darin verwickelt sind.

Überall düstere Grösse; und die Herde der Menschen beherrscht von einem heiligen Wahnsinn. Der blutende Dyonisos und seine Bacchantinnen ziehen vorüber.

Das Drama, dessen Opfer Europa ist, steigt zu einer Schauerlichkeit auf, dass es ungerecht wird, die Menschen dafür zu beschuldigen. Es ist ein Krampf der Natur. Wie die Zeitgenossen der Sintflut, müssen wir eine Arche bauen und hineinretten, was von der Menschheit übrig bleibt" ...

La Revue Mensuelle, Mai 1918.

Der Name Lassalle. Im *Archiv für jüdische Familienforschung* (Wien, R. Löwit) wird die Abstammung Lassalles und sein Familienzusammenhang mit Friedländer, dem Begründer der *Neuen Freien Presse,* erörtert. Bei dieser Gelegenheit erfährt man, dass der Vater Lassalles nach den Verhältnissen jener Zeit die Wahl zwischen drei Namen hatte: Wolfsohn, Berun nach einem früheren, und Lassel nach einem späteren Wohnorte (jetzt Loslau in Schlesien). Er wählte Lassel, verschönerte es zu Lassal. Sein berühmter Sohn französisierte den Namen zu Lassalle, wie Marx' Vater seinen väterlichen Namen Mardochai zu Marx. So haben beide Bahnbrecher der Sozialdemokratie ihren Namen erst nationalisiert, dann internationalisiert.

Die Alten im Hinterland. In temperamentvoller Weise spricht sich ein in Frankreich kämpfender junger Engländer über die vom sicheren Hinterlande aus befehlenden und regierenden „Alten" aus. „Mit unendlichen Verzögerungen geschehen die Dinge, schlecht oder zu spät; Reden, Kommissionen, Komitees und Unterhandlungen, Vorschläge und Konferenzen — alles mit grossem Zeitverlust, dass man sich fragt: wissen denn diese Leute, dass Krieg ist und dass in diesem Krieg alle 24 Stunden so und so viele Menschen unausbleiblich getötet werden? ... Es ist geradezu schamlos ...

Aber noch schamloser ist es, dass alte Männer in den Zeitungsredaktionen sitzen und über den Krieg schreiben, über den „frischen, fröhlichen Krieg". Keinem, der in einer Schlacht war, würde das einfallen. Und darüber nur zu schreiben, ohne ihn mitgemacht zu haben, ist eine Art Perversität. Man kann zuversichtlich behaupten, dass das Schlagwort „Lust ist der Tod fürs Vaterland" von einem nicht mehr kriegsfähigen Alten geprägt wurde ..."

Diese Leute sollten sich doch wenigstens das Vergnügen versagen, über Kämpfe zu sprechen, die andere kämpfen, und ein anständiges Schweigen wahren jenen gegenüber, die wissen, was Furcht ist — ein Gefühl, das die Alten anscheinend gar nicht kennen, — die wissen, was es heisst, im Morgengrauen aufzustehen, dem Tod entgegen mit der Aussicht, dann als ein schwärzlicher, verwesender, grotesk aussehender Klumpen dazuliegen, bis der Lehm einen begräbt oder die Nachbarn den Gestank nicht mehr aushalten und die Toten in ein Granatloch zusammenpacken mit ein paar Schaufeln Erde darüber.

Noch grausiger sind die Leute, welche sich rühmen, dem Kriege Söhne „gegeben" zu haben, und die sich im gesellschaftlichen Prestige gehoben fühlen mit jedem Familienmitglied, das in der Ehrenliste der Gefallenen erscheint ... Wir, die Jungen, die wir uns zu diesem Geschäft hergegeben haben, weil wir nicht anders konnten, die wir fast alles aufgeben mussten, was das Leben lebenswert macht, und den Rest riskieren, — wir haben ein peinliches Gefühl bei dem Gedanken, dass wir von unseren Verwandten dieser Schlächterei „gegeben" wurden; es scheint uns gar nicht ehrenvoller, vom Tode betroffen zu werden, als ihm, wenn auch unter Protest, fest ins Gesicht zu sehen — und ihm zu entwischen. Nichts als Glück ...

The Nation, 27. April.

Verständigung?

Von Prof. Dr. FERDINAND TÖNNIES, Eutin.

Verständigung kann nicht aufgenötigt werden. Sie setzt beiderseitigen guten Willen voraus. Wie oft wird Verständigung und Vergleich angestrebt in bürgerlichem Rechtsstreit. Die eine Partei ist bereit, die andere weigert sich: sie will den Fortgang des Prozesses, möge er kosten, was er wolle, der Richter soll die Entscheidung treffen, und wenn dessen Spruch ihr nicht gefällt, der höhere Richter, bis zur letzten Instanz. Fällt auch diese ein Urteil, das dem Streitsüchtigen und Rechthaberischen Unrecht gibt, so muss er sich, wenn auch von erbitterter Wut erfüllt darein fügen, das Urteil wird vollstreckt, er hat den Prozess verloren, also muss er dessen Gegenstand herausgeben und noch obendrein die gehäuften Kosten zahlen.

Glücklich wären die Völker, wenn es ein geordnetes und wirksames Rechtsverfahren gäbe, und müsste es auch durch sieben Instanzen geführt werden, wenn nur die letzte Entscheidung unanfechtbar und wirksam gemacht würde. Es ist denkbar, aber sehr unwahrscheinlich, dass der ins Unrecht gesetzte Staat freiwillig, aus Einsicht, und um des Grundsatzes willen, nicht bloss einmal, wo es sich etwa um einen geringfügigen Gegenstand handelt, sondern regelmässig, also auch, wenn sein Dasein oder seine Ehre oder beides auf dem Spiele zu stehen schiene, dem Richterspruch sich unterwerfen würde. Wohl wäre es zu erwarten von kleinen und schwachen Staaten, aber nicht von grossen und starken, also auch von jenen nicht, wenn sie auf den Beistand dieser rechnen. Es muss folglich eine Macht vorhanden sein, die auch den grossen und mächtigen Staat zur Unterwerfung zwingen kann. Diese Macht kann nur in der Einmütigkeit so vieler anderer Staaten gegeben sein, denen ihre Überlegenheit auch über den grossen und mächtigen schlechthin gesichert ist. Dies setzt also voraus, dass jene vielen entweder durch Bündnisse geeinigt oder zur Einheit verschmolzen sind. Und selbst in jedem der beiden Fälle wäre ihr Zusammenhalten, ihre Einmütigkeit so wenig gesichert, wie sie es sonst in einem Staate, zumal einem Bundesstaate, ist; ja offenbar viel weniger, da die Voraussetzung ist, dass die einzelnen Staaten als solche fortbestehen, ob mit eigentlicher Souveränität oder ohne solche. Der langwierigste und blutigste Krieg im Zeitraume 1815—1914 war ein Bürgerkrieg zwischen Staaten, die sich zu einem ewigen Bunde vereinigt hatten; auch der kurze deutsche Krieg, der ihm folgte, entsprang aus der Auflösung eines Staatenbundes.

Gleichwohl ist der Glaube nicht unbegründet, dass durch das Dasein einer Liga der Nationen, wie schwer es auch ihr fallen möchte, 1. einen einheitlichen Willen zu haben und kundzugeben; 2. diesen Willen auch durchzusetzen, der Weltfriede besser als es bisher der Fall gewesen ist, gesichert werden kann. Es erscheint darum als Pflicht, unverdrossen und mit allem Ernste nach der Errichtung eines solchen Bundes zu streben, der seine höchste Aufgabe in der Gestaltung eines völkerrechtlichen Gerichtshofes fände, wie er wenigstens der Idee nach schon besteht.

Eine sonderbare Ironie des Schicksals hat gewollt, dass die wirksamste

Anregung zur Errichtung eines Welttribunals, die es vor dem verhängnisvollen Wendejahr gegeben hat, von einem Monarchen ausging, dessen Regiment wie kein anderes durch Verfolgung eines unablässigen und grausamen inneren Krieges gekennzeichnet war, dem es schliesslich, im Zusammenhange mit einem äusseren Kriege, erlegen ist, und diesen Krieg hatte der Zarismus unternommen, um durch einen scheinbar gewissen und raschen Sieg den Gefahren jenes inneren Krieges sich zu entziehen.

Wenn die sogenannten westlichen Demokratien auch in dem Zaren einen Vorkämpfer der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Humanität feierten, und in diesem Sinne ihr kriegerisches Bündnis mit ihm auslegten, so werden sie damit sicherlich vor dem Weltgericht, das durch die Weltgeschichte dargestellt wird, keinen Glauben finden. Man darf sagen, dass schon jetzt, durch die siegreiche Revolution, die in Russland sicherlich niemals als Folge eines russischen, und also des Sieges der mit ihm verbündeten Mächte, eingetreten wäre, wohl aber als Folge des ihnen unwillkommenen deutschen Sieges eintrat, — dass durch diese Begleiterscheinung des Weltkrieges jener Glaube tief erschüttert, ja im Kerne vernichtet ist.

Darum ist es seltsam, dass die Entente und ihre Freunde nunmehr von der deutschen Niederlage den Untergang der deutschen „Autokratie", wie sie in unfreiwilliger und in freiwilliger Unwissenheit die Verfassung des deutschen Reiches zu nennen pflegen, erwarten, und hierin die unerlässliche Vorbedingung eines dauernden Friedens zu erblicken vorgeben.

Andererseits behaupten sie, dass ein deutscher Sieg und deutscher Friede den Untergang der Freiheit in Europa, ja auf dem Erdballe bedeuten würde, also aus diesem Grunde mit allen Mitteln verhindert werden müsse. Der Sieg des Zarismus, also die Zermalmung des Deutschen Reiches durch die kosakische Dampfwalze, wäre nach Ansicht dieser sonderbaren Friedensfreunde der kürzeste Weg zur allgemeinen Eintracht und zur Aufrichtung einer segensreichen Demokratie gewesen, welche sie sich am liebsten unter dem Bilde der ausgesprochen aristokratischen englischen Parteiherrschaft oder der noch ausgesprochener plutokratischen Republiken, diesseits und jenseits des Ozeans, vorstellen, indem sie die Deutschen bemitleiden, weil sie so segensreicher Einrichtungen und Korruptionen sich nicht oder doch viel weniger erfreuen.

Im deutschen Volke ist eine sozialistisch-demokratische Denkungsart und politische Richtung weit verbreitet und wirkt seit Jahrzehnten immer tiefer auf die Gesetzgebung. Sie wird nicht allein durch die sozialdemokratische Partei vertreten, die jedoch eine Stärke und parlamentarische Vertretung gewonnen hat, wie in keinem anderen Lande, deren theoretischer Standpunkt für alle Länder massgebend geworden ist. Auch in der freisinnigen Partei, im Zentrum, ja in den sich konservativ oder agrarisch nennenden Gruppen ist eine politische Gesinnung, die dieser allein modernen, d. h. den Tatsachen unseres Zeitalters angepassten Gestaltung des demokratischen Bewusstseins mehr oder minder nahekommt, durch Persönlichkeiten, die ein Gewicht für die öffentliche Meinung haben, vertreten; vollends unter parteilosen Gelehrten und anderen „Intellektuellen". Der Stand der Volksschullehrer, der in keinem anderen Grossstaate die Bildung und die Organisation besitzt und so hohe Achtung geniesst wie im Deutschen Reiche, wirkt praktisch in der gleichen, zugleich sozialen und demokratischen Richtung. Dies ist für die Gesetzgebung wichtiger und wertvoller, als dass ehrgeizige Partei-

führer in der Lage sind, durch eine mit irgendwelchen, oft allzu unlauteren Mitteln zusammengeworbene parlamentarische Mehrheit die Zügel der Regierung zu ergreifen und ihren Anhängern die Siegesbeute als Lohn für Reklame und mittelbare oder unmittelbare Wahlbestechungen in den Schoss zu werfen.

Das Deutsche Reich ist ein Bundesstaat wie die amerikanische Union, die drei grössten britischen Dominions, die schweizerische Eidgenossenschaft; von Mexiko und anderen zu schweigen. Das Vereinigte Königreich ringt krampfhaft darum, ein Bundesstaat zu werden; die Dominions und sogar Indien erheben mit Heftigkeit den Anspruch, dass sogar aus dem britischen Reiche ein Bundesstaat gemacht werde, dass es also nicht mehr von England allein regiert werde; welche Regierung in bezug auf Indien noch wenige Jahre vor dem Weltkriege der bekannte Historiker und Politiker James Bryce „despotisch" genannt hat. Aber ein Bundesstaat bietet verfassungsrechtlich ausserordentliche Schwierigkeiten dar, wie denn der nordamerikanische an solchen schon beinahe zugrunde gegangen wäre. Das Deutsche Reich besteht aus einigen grossen und vielen kleinen (im ganzen 22) Monarchien, aus einem Reichslande und drei Republiken; die Monarchien haben sehr mannigfache Verfassungen, nur die grossen haben das Zwei-Kammern-System, während die meisten sich mit einer Kammer begnügen, die z. B. im Grossherzogtum Oldenburg auf so breiter Basis beruht, dass alle über 25 Jahre alten Männer das Wahlrecht, alle mehr als 40jährigen aber eine Doppelstimme haben. Daneben bestehen die beiden Mecklenburg noch als ständische Monarchien.

Auch in dem grössten der Einzelstaaten ist das Wahlrecht allgemein (vom vollendeten 24. Jahre ab), aber mit sehr ungleicher Wirkung, so dass die Masse nur zu schwacher Geltung gelangen kann; die so zahlreiche sozialdemokratische Partei ist im Abgeordnetenhause nur mit 10 von 433 Mitgliedern vertreten, also noch etwas schwächer als im Jahre 1906 die britische Arbeiterpartei im Hause der Gemeinen (29 von 610).

Die Notwendigkeit einer gründlichen Reform dieses Wahlrechtes ist längst, auch von den preussischen Regierungen, anerkannt worden; bei der starken Vertretung der oberen und besitzenden Gesellschaftsklassen im Hause der Abgeordneten und im Herrenhause ist der Gedanke naturgemäss auf zähen Widerstand gestossen. Die grosse „Erhebung" des preussischen und des ganzen deutschen Volkes im Weltkrieg hat aber dem Reformgedanken eine neue Kraft verliehen, die unwiderstehlich sein wird. Der ehemalige Reichskanzler und erste Minister Preussens hat dies klar erkannt, und der König von Preussen selber verkündete in diesem Sinne seinen Wunsch und Willen durch die „Osterbotschaft", die einige Monate später auch die Gleichheit des Wahlrechtes in sich aufgenommen hat.

Dies ist nur eines der vielen Symptome des mächtigen Fortschreitens eines allgemein verbreiteten Dranges nach volkstümlicherer Gestaltung der Verfassung und Verwaltung in allen Staaten des Deutschen Reiches und im Reiche selber, das von seinen Anfängen her auf dem gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht aller Männer aufgebaut war und an politischer Bedeutung die Einzelstaaten weit überragt. Die ungeheure Katastrophe hat diesen Drang nicht geschaffen, wohl aber belebt und vertieft.

Diejenigen kennen das deutsche Leben und die deutsche Volksbildung — sie liegt nicht so sehr wie in anderen Ländern im Banne der Tagespresse —

nur mangelhaft, die da vermeinen, ein für die Mittelmächte günstiger Ausgang des Krieges werde die sogenannte Demokratisierung Deutschlands vermindern oder gar aufheben. Diese ist bisher schon ihren eigentümlichen Gang gegangen und wird ihn ferner gehen. Sie hat immer den Weg gesucht und zum guten Teil gefunden, den man mit Recht auch für das Zusammenleben der Völker sucht, den Weg der Verständigung. Sie will auch den Klassenkampf zu einem dauernden demokratischen Frieden zwischen den Klassen und Schichten des Volkes führen, deren Dasein und deren Unterschiede sich nicht vernichten lassen, weder durch Waffengewalt, noch durch Dekrete.

Nach wie vor hegt die übergrosse Mehrheit des deutschen Volkes den innigen Wunsch, dass der Weltkrieg ein Ende, und zwar ein baldiges Ende, finden möge durch Verständigung. Dass bei dieser Verständigung die jeweilige Kriegslage als ein schwerwiegender Faktor in Betracht kommt, ist eine Tatsache, die durch fromme Wünsche so wenig wie durch hysterisches Geschrei aus der Welt geschafft werden kann; bei allen Verhandlungen und Verständigungen spielt die Macht der Parteien eine höchst bedeutende, zumeist die entscheidende Rolle. Auch die guten Frauen, so sehr sie sonst Zank und Streit verabscheuen mögen und den Wunsch geltend machen, dass das schwache Geschlecht dem stärkeren ebenbürtig geachtet werde, bestreben sich, durch Organisation und andere Mittel — man erinnere sich der liebenswürdigen Suffragetten in England — Macht zu gewinnen — und auf Grund ihrer Macht Rechte.

Verständigung ist nicht ohne Verständnis möglich. Verständnis setzt ein gewisses Mass von Vertrauen voraus. Auch wenn Menschen die gleiche Sprache sprechen und jedes Wort richtig deuten, so werden sie einander nicht verstehen, wenn jeder glaubt, dass die Worte des anderen nicht aufrichtig gemeint sind, sondern seine Gedanken verbergen oder verzerren.

Die Friedensentschliessung des Deutschen Reichstages ist ebenso wie das vorausgehende Friedensangebot der Reichsregierung und wie die späteren Versuche, eine Anknüpfung zu finden, von den sogenannten Demokratien, d. h. den ausgeprägt kapitalistischen Bourgeois-Regierungen des Westens, mit Hohn und Unwillen abgelehnt worden. Angeblich, weil ihnen nicht zu trauen sei, weil Deutschland nur, wenn es etwa Herrn Karl Liebknecht als seinen politischen Führer berufe, Vertrauen verdiene. Man erwartet und verlangt m. a. W., dass das Deutsche Reich, um den Krieg gegen zehnfache Übermacht zu beendigen, zuvor sich selber durch einen Bürgerkrieg zerfleische; dann würde man mit ihm handeln können. Die Erwartung und Hoffnung dürfte echt sein. Soll man aber glauben, der Wunsch bestehe wirklich darum, weil nur einem in diesem Sinne demokratisch gewordenen Deutschland zu trauen sei? Oder gar, weil man aus lauter Edelmut das deutsche Volk durch eine bessere demokratische oder republikanische Verfassung veredeln wolle? Nur politische Kinder — und leider auch nicht wenige politische Frauen, die dadurch nicht eben die Gründe für weibliches Wahlrecht verstärken — werden so etwas glauben. Herr Wilson, der gar oft unaufrichtig gesprochen hat, sprach nun wenigstens das wahre Wort: weil Deutschland an die Wirkung der Gewalt glaube, solle es durch Gewalt vernichtet werden. Er will ihm also beweisen, dass es Recht habe, wenn es nicht an Verständigung glaube, und dass es nicht an Verständigung glaube, hält er offenbar für erwiesen durch die Versuche, die es zur Verständigung gemacht habe. Eine etwas krause, puritanische Logik!

Tatsächlich spielen Zwang und Gewalt eine notwendige und entscheidende Rolle im sozialen wie im individuellen Leben, an allen Orten und in allen Staatsverfassungen.

Aber auch Verständigung und Vertrag wirken unablässig und immer aufs neue, um Zwang und Gewalt zu hemmen und zu beendigen, und wenn dies nicht gelingt, doch ihre Wirkungen zu mildern. Nach der berühmten Lehre des Thomas Hobbes wird der Krieg aller gegen alle seinem Wesen nach nur aufgehoben durch die Einsicht und Erkenntnis der ungeheuren Übel des Kriegszustandes und der Wohltaten des Friedens.

Nur Unwissende oder Böswillige können dem deutschen Volke vorwerfen, dass es diese Ansicht und Einsicht nicht besitze, oder dass es sich willenlos von einer kriegerischen Kaste leiten lasse. In jedem Lande ist der Berufssoldat, also eine kleine Minderheit, der Natur der Sache nach, weniger von dem Verlangen nach „ewigem Frieden" erfüllt, als die Menge der übrigen Berufe. Da nun in Deutschland, insonderheit in Preussen, die allgemeine Wehrpflicht älter und fester gewurzelt ist als in anderen Ländern, da der deutsche Kaiser als König von Preussen und oberster Kriegsherr eine bedeutende politische Macht auch im Innern des Landes besitzt, so hat die Fabel Glauben gefunden, das deutsche Volk habe den Krieg gewünscht und herbeigeführt aus kriegerischem Gelüste, und wisse nicht, dass der Friede besser sei als der Krieg. Nur mit abgrundtiefer Unwahrhaftigkeit kann so etwas behauptet werden. Diese hat eine unterbewusste Wurzel geschlagen im englischen Gemüte, das in wunderbarer Weise versteht, Tatsachen, die seinen Interessen nicht gemäss sind, — zu vergessen. Darum gedenkt es nicht der Tatsache, dass das britische Imperium nicht nur, wie Seeley so schlagend dargetan hat, durch unablässige Kriege geschaffen, sondern auch noch in der zweiten Hälfte des 19. und im 20. Jahrhundert, zuletzt durch den in der bekannten Weise vom Zaune gebrochenen und geführten Burenkrieg, befestigt worden ist. Solche imperialistische und Eroberungskriege konnten in dieser wie in früherer Zeit nur durch Söldnerheere geführt werden. Volksheere sind dafür nicht zu haben. Das ist auch der tiefere Grund jener Entschliessung des Deutschen Reichstages, die für einen Frieden ohne Annexionen und ohne Kriegsentschädigungen sich aussprach.

Als Beweis für die ungesetzliche Willkürherrschaft des deutschen Militarismus hat man wohl hundert Mal während des Krieges auf die unselige Affäre Zabern hingewiesen, die nicht lange vorher sich ereignet hatte. Ein untergeordneter Befehlshaber hatte im Grenzgebiete, um Unruhen zu bekämpfen, die nicht ohne seine und seiner Kameraden Schuld entstanden waren, die Befugnisse der bürgerlichen Gewalt über Bürger sich angemasst. Der Unwille in Deutschland war allgemein; nur jene kleine Minderheit, die immer militaristisch ist, billigte, was geschehen war. Rasch erfolgte eine gesetzliche Remedur; nicht eine genügende nach Ansicht vieler, aber doch eine Remedur. Man wurde versichert, dass Ähnliches nicht wieder sich begeben solle. „Aber so etwas konnte doch nur im militaristischen Deutschland vorkommen." Im Jahre 1894 wurde der Kapitän Dreyfus auf Grund gefälschter Zeugnisse zur Verbannung auf die Teufelsinsel verurteilt. Vier Jahre später erfolgte eine Anklage gegen den Schriftsteller Zola, weil er das Urteil bezeichnet hatte als das, was es war, als ungerecht. Er war angeklagt, die Ehre des Militärgouvernements von Paris angegriffen und also die Armee beleidigt zu haben. Sein Verteidiger, Maître Labori, sagte, dass Zola die Armee so gut achte wie irgend

ein Bürger. „Die Armee achten, heisst das etwa, dass alles erlaubt ist — soll ich sagen nicht dieser Armee, aber einigen Chefs? Heisst das, dass sie eine besondere Kaste bilden soll, ausserhalb und oberhalb der Bürger, wie es Herr Méline am 22. Januar in der Kammer verkündet hat?" ... „Und wissen Sie, warum man eine militärische Suprematie nicht zulassen darf? Weil sie die drückendste von allen wäre, drückender als die Herrschaft der Türken oder der Tataren."*) In der Tat, niemand kann die Akten des Prozesses Dreyfuss, der nach sieben Jahren unschuldigen Leidens endlich zur Wiederherstellung der Gerechtigkeit führte, lesen, ohne zu erkennen, dass es sich um einen Kampf gegen die militärische Suprematie in Frankreich handelte, deren Übergewicht zwar überwunden wurde, aber ihr Gewicht blieb, als das Gewicht nicht einer kleinen Minderheit, sondern einer starken Partei, die unter anderem wieder durch die Wahl des Herrn Poincaré zum Präsidenten und die Annahme des Drei-Jahr-Gesetzes gegen die Mehrheit der Nation und ihren Wunsch, den Frieden zu bewahren, rebellierte. — Aber England? In England spielte allerdings der Kriegerstand gesellschaftlich und staatlich eine geringe Rolle, weil weit grössere Bedeutung als dem Landheer der Marine beiwohnte, und jenes zum grossen Teile immer ausser Landes, in eroberten oder zu erobernden Gebieten sich befand. Aber unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges ereignete es sich, dass von den Offizierkorps ganzer Regimenter der anerkannten gesetzlichen Gewalt schlechthin der Gehorsam verweigert wurde. Es war die Auflehnung — wiederum nicht einer kleinen Minderheit, sondern einer grossen, herrschgewohnten Partei, die im eigentlichen England (ohne Wales, Schottland und Irland) die entschiedene Mehrheit, in der anderen Kammer, dem Hause der Lords, eine Mehrheit von sieben Achteln besass und die angesehensten, reichsten Familien des ganzen Reiches repräsentierte. Und geschah hier etwa eine Bestrafung, eine gesetzliche Remedur? — Der anerkannte Führer der Ulster Rebellion, die nach den Worten des Königs das Land an die Schwelle des Bürgerkrieges brachte, wurde zwei Monate nachher Minister und ist es bis vor kurzem geblieben! — So stark und mächtig ist der Militarismus in England. Aber es ist ein Militarismus, der im Volke keinen Boden hat; eben deshalb wurde die Beteiligung an einem Kriege so leicht genommen, dass der Auslandsminister meinen konnte, England werde wenig mehr dadurch leiden als wenn es neutral bliebe, und dass man fast ein Jahr lang heiter verkündete, das Geschäft werde nicht dadurch berührt ("Business as usual"). Hiegegen machten die Befürworter der "Consription" mit gutem Grunde geltend: hätte England wie die übrigen europäischen Staaten allgemeine Wehrpflicht besessen, so wäre es zum Kriege nicht gekommen. Sie meinten: weil Deutschland sich zu sehr gefürchtet hätte. Man kann aber mit mehr Grund sagen: weil es zu einer so feindseligen Politik der „Einkreisung", wie die belgischen Gesandten sie so treffend charakterisiert haben, überhaupt nicht gekommen wäre.

In England, dem parlamentarisch regierten Staate, hat, so gut wie im Deutschen Reiche, das ausgesprochene Parteiregierungen bisher nicht kannte, der Parlamentarismus während des Krieges Schiffbruch gelitten. Dort gilt noch jetzt ein Unterhaus als Volksvertretung, das vier Jahre vor der Katastrophe gewählt war; hier ein Reichstag, dessen Entstehung 2½ Jahre früher war. Dort wie hier hält man für unmöglich, Neuwahlen auszuschreiben, weil

*) Vgl. Der Prozess Zola. Kritischer Bericht eines Augenzeugen. Von Gustav Maier, Zürich. Verlag der Handelsdruckerei zu Romberg. S. 145.

die Technik des Wahlverfahrens auf den Fall nicht eingerichtet ist; eine Tatsache, die nicht von fortgeschrittenem politischem Bewusstsein zeugt. Wenn man diese Schwierigkeit zu überwinden verstünde, wie etwa die Technik der Ingenieure Terrainschwierigkeiten überwindet, so würde dies vielleicht für beide Nationen eine Erlösung bedeuten. Denn die neugewählten Parlamente würden wahrscheinlich noch mehr als das deutsche schon jetzt ist, zu friedlicher Verständigung geneigt und bereit gefunden werden.



Zur Frage des Völkerbundes.

In der ersten Kammer der Niederländischen Generalstaaten fand am 10 und 11. April folgende interessante Diskussion statt:

Herr Colyn: ... Ich weiche etwas ab von dem, was durch die Regierung in dieser Angelegenheit über den Völkerbund gesagt wurde. Sie behauptet, dass man das Zustandekommen eines Völkerbundes herzlich gern sehen würde. So im allgemeinen kann ich mich hierauf jedoch nicht einlassen. Um feststellen zu können, ob ein derartiger Völkerbund zu begrüssen wäre, müsste man von diesem Phantasiebild mehr wissen, als man es jetzt weiss. Der Eintritt eines kleinen Staates in einen allgemeinen Völkerbund hätte die Folge, dass, wenn späterhin zwischen den Grossmächten doch wieder Uneinigkeiten entstehen sollten, die kleinen Staaten von vornherein ihr Recht, neutral zu bleiben, Preis gegeben hätten. Dies ist eine Sache, die sich die kleinen Völker wohl überlegen sollten. Übrigens muss man auch recht wissen, wie der Friede aussieht, welcher durch diesen Völkerbund garantiert werden soll. Sollte erstrebt werden, den Sieg irgendeiner Partei zu sanktionieren und durch den Völkerbund bewachen zu lassen, dann scheint es mir doppelt gefährlich, sich daran anzuschliessen.

Minister Cort van der Linden: ... Man hat auch den Völkerbund zur Sprache gebracht. Man sollte wohl wissen, was darunter verstanden wird. Ich verstehe darunter einen Bund von Völkern, der eine allgemeine Abrüstung oder wenigstens eine sehr beschränkte Rüstung voraussetzt, und der eine friedliche Lösung von Streitfragen ermöglicht. Ich stimme vollkommen damit überein, dass ein Völkerbund, welcher durch den Sieg zustande kommt, gewiss nicht zu begrüssen wäre; aber ich gehe noch weiter. Ein derartiger Völkerbund, wenn er überhaupt etwas bedeuten soll, darf nicht auf Waffengewalt beruhen, sondern auf der Rechtsüberzeugung aller Völker, die daran teilnehmen. Ob dies möglich sein wird, kann man jetzt noch nicht sagen, aber es sieht jedenfalls noch nicht danach aus.

Wohl aber wage ich zu behaupten, dass es ein Segen für die ganze Menschheit wäre, wenn man ihn zustande bringen könnte. Der Abgeordnete hat gesagt, dass es noch fraglich sei, ob kleine neutrale Staaten Vorteil dabei hätten, denn dadurch verzichten sie auf ihr grosses Vorrecht, neutral bleiben zu können. Das ist wahr, Herr Präsident, aber ein jeder, der an einer solchen Gemeinschaft teilnimmt, muss ein Opfer bringen, sogar ein Opfer seiner Souveränität, und ich bin überzeugt, dass, wenn diese Gemeinschaft erreichbar wäre, sie dieses Opfer schon wert wäre.



Kein Wirtschaftskrieg!

Votum von ASQUITH, LANSDOWNE, WILSON, RUNCIMAN, CECIL.

Unter dem Titel „Die Zollpolitik der Zukunft" (The Fiscal Policy of the Future) veröffentlicht der Cobden-Club eines seiner beliebten Penny-Pamphlets, gezeichnet von seinen "Officers", unter denen der noch lebende Schwiegersohn Cobdens, der angesehene Verleger P. Fisher-Unwin besonders zu nenenn ist.

In einer kurzen Einleitung wird es als allgemeine Überzeugung aller kriegführenden Völker bezeichnet, dass England in erster Linie seinem Freihandel die ungeheuren Mittel verdankt, mit denen es nicht nur die Kosten des eigenen Krieges bestreitet, sondern auch die Bundesgenossen in grossartigem Massstabe mit Geld und Munition ausstattet. Ebenso wie von dem Segen des Freihandels konnten sich alle kriegführenden Nationen auch von dem Fluch des Schutzzolls überzeugen, der unter ihnen allen die Eifersucht des Wettbewerbes gesteigert habe, bis der Krieg ausgebrochen sei; dieser habe sie in nichts so geeinigt wie in der Forderung der „offenen Türe", des freien und gleichen Zutritts aller Völker zu allen Rohstoffgebieten des Erdkreises. Im Dienste dieser Bestrebungen habe der Club die Äusserungen hervorragender Staatsmänner und Arbeiter-Organisationen gesammelt, deren illustre Namen allerdings geeignet sind, jeden Anhänger der Volksverständigung auch auf wirtschaftlichem Gebiete mit neuem Mute zu erfüllen.

* * *

Am 15. Januar 1918 lässt sich ***Asquith*** *in einer Ansprache an die Londoner Liberale Föderation folgendermassen vernehmen;*

In den Lehren dieses Krieges finde ich nicht den geringsten Grund zur Erschütterung unseres Glaubens an den Freihandel, als an eine unentbehrliche Vorbedingung für den Wohlstand und Fortschritt eines Landes, das so gelegen ist wie das unsere. Es gibt nur einen Weg, auf dem wir dazu gelangen können, unsere künftige Steuer- und Schuldenlast zu tragen und dabei noch das Gebäude unseres Volkswohlstandes zu erweitern; das ist durch Erhöhung unserer Produktivität in Landwirtschaft, Bergbau, Industrie, Schiffahrt und allen den mannigfachen kaufmännischen Tätigkeiten, zu denen wir von Natur aus oder durch erworbene Fähigkeiten besonders geeignet sind. Diese Erhöhung der Produktivität kann bewirkt werden: durch zweckmässigere Erziehung, durch Anwendung der Wissenschaft, durch Verbesserung der Organisation, durch harte Anstrengung, elastische Anpassung, glückliche Erfindungen; sie kann aber nicht bewirkt werden durch Schutzzolltarife.

* * *

Lord ***Lansdowne*** *(Daily Telegraph, 29. November 1917).*

Als Kriegsmassregel würde ein wirtschaftlicher Boykott gerechtfertigt sein, auch als Drohung, für den Fall, dass Deutschland sonst jedem Vernunft-

grund unzugänglich wäre. Dagegen würde sicherlich kein vernünftiger Mensch an Bedingungen denken, welche den Handel der Mittelmächte zerstören sollen, falls diese etwa eine Art von Friedens-Rekognoszierung vornehmen wollten, vorausgesetzt, dass sie selbst uns nicht durch eine feindliche Kombination den Kampf aufzwingen. Ein Wirtschaftskrieg ist wohl durch seine unmittelbaren Wirkungen weniger grauenvoll als der Krieg mit den Waffen. Dennoch wäre es aufs äusserste zu beklagen, wenn auf die blutigen Kämpfe, die nun schon drei oder vier Jahre lang auch den Wohlstand der Welt töten oder dauernd verkrüppeln, nun auch noch ein Handelskrieg folgen sollte, welcher die wirtschaftliche Wiederherstellung aller beteiligten Nationen verlangsamen müsste.

* * *

Präsident ***Wilson*** *hat sich zu wiederholten Malen gegen den Wirtschaftskrieg im Frieden ausgesprochen, am klarsten vielleicht in seiner Botschaft an den Kongress vom 8. Jänner 1918. Der dritte von den bekannten vierzehn Programmpunkten lautet:*

Die tunlichste Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken und die Herstellung der Gleichheit für den Handel aller Völker, die dem Frieden zustimmen und sich zur Sicherung seiner Dauer verbünden ...

Wir fühlen keine Eifersucht auf die deutsche Grösse und in unserem Programm ist nichts, was sie schwächen könnte. Wir missgönnen dem deutschen Volke keinen Erfolg oder Ruhm auf dem Gebiete der Wissenschaft oder der friedlichen Unternehmungen von der Art ihrer früheren herrlichen und beneidenswerten Leistungen. Wir wollen die deutsche Nation nicht schädigen und ihrem berechtigten Einfluss oder ihrer legitimen Macht kein Hindernis in den Weg stellen. Wenn sie geneigt ist, mit uns und den anderen friedliebenden Nationen der Welt einen Bund zu schliessen, gegründet auf Verträge und Gesetze, Recht und Billigkeit, so haben wir gar nicht den Wunsch, sie zu bekämpfen, nicht mit Waffen und auch nicht mit feindseliger Handelspolitik. Was wir fordern, ist lediglich, dass Deutschland unter den Völkern der Welt, dieser neuen Welt der Gegenwart, einen Platz der Gleichheit annehme, statt eines Platzes über allen anderen. Unter dieser Voraussetzung nehmen wir uns gar nicht heraus, eine Veränderung der deutschen Einrichtungen zu fordern.

* * *

Am 29. Dezember 1917 hielt der ***Sprecher des englischen Unterhauses*** *in Carlisle eine Rede über die Kriegsziele. Dabei äusserte er sich folgendermassen:*

Man hat uns von einem Krieg nach dem Krieg gesprochen. Man hat vorgeschlagen, dass, wie immer die Friedensbedingungen ausfallen mögen, England jeden Handelsverkehr mit Deutschland auch nachher verschmähen möge. Wir sollen also das deutsche Volk auch im Frieden einem Boykott unterwerfen, die Ausfuhr unserer Rohstoffe nach Deutschland verbieten und mit unseren Verbündeten einen Ring bilden, damit wir alle zusammen die Deutschen völlig aus dem Welthandel verdrängen und sozusagen wie Aussätzige behandeln. Redner glaubt nicht an dieses Ideal. Er geht auf Frieden aus, und wenn er erklärt, er wünsche Frieden, so meint er einen dauernden Frieden. Er wünscht einen Frieden, gegründet auf gesunde Bedingungen, welche dem Zeitablauf widerstehen können und den Frieden verbürgen, womöglich für immer, jedenfalls aber auf lange Jahre, Jahrzehnte, Jahrhun-

derte hinaus. Aber ein Boykott gegen Deutschland wäre entschieden nicht der Weg zu einem Frieden dieser Art. Das wäre vielmehr nur ein Weg, den Krieg fortzusetzen, freilich nicht mit denselben Waffen wie jetzt, aber mit demselben Hasse der Nationen unter einander. Auf diese Weise würde das verzweifelte Ringen zwischen einer Völkergruppe und der anderen auch im Frieden fortdauern, die Welt bliebe in zwei feindliche Hälften zerrissen, täglich würden neue Saaten der Zwietracht und des Grolles ausgestreut werden. In vielen Beziehungen würde ein solcher Frieden fast ebenso arg sein wie der Krieg selbst. Aus diesen Gründen könnte er, der Redner, einen solchen Zustand der Dinge nicht gutheissen.

* * *

Der gewesene Handelsminister Mr. **Walter Runciman** *schreibt unter dem 14. Jänner 1918 an die "Daily News and Leader":*

Unser Glaube an den Freihandel hatte vor allem diesen Grund, dass wir für unser Land die zollfreien Einfuhrgüter als eine wesentliche Voraussetzung der Blüte von Industrie und Handel betrachteten. Anderen Ländern mochte es freigestellt bleiben, eine nach unserer Ansicht ungesunde Zoll- und Handelspolitik zu betreiben; wir hatten lediglich darüber zu entscheiden, was für unser Land das Beste sei. Und im ganzen sind wir dem Freihandel deshalb treu geblieben, weil uns die freie Einfuhr möglichst vieler Güter für die möglichst reichliche Versorgung unserer Industrien und Ernährung unseres Volkes unerlässlich schien. Dass sie es ist, kann nach den Regeln der Arithmetik nicht bezweifelt werden, und auch in unseren stürmischen Zeitläuften ist die Arithmetik noch immer dieselbe geblieben. Diejenigen, welche sich bemühen, die Handelspolitik unserer Nation ihrer Wut und Leidenschaft dienstbar zu machen, mögen es sich gesagt sein lassen, dass in Geschäftsangelegenheiten der Zorn ein schlechter Berater ist. Auch dürfen sie nicht vergessen, was der Freihandel speziell für die armen Leute bedeutet hat und wieder bedeuten wird. Für den armen Mann bleibt die Steuerfreiheit seiner Nahrungsmittel eine Lebensfrage, auch wenn die Wohlhabenden bereit sein sollten, für ihr Brot einen Zoll zu zahlen. Sollte der Frieden dem Volke nicht eine reichliche und billige Nahrung bringen, so kann man ohne Übertreibung schon jetzt voraussagen, dass das Elend der Massen einen fruchtbaren Nährboden für die Anarchie abgeben wird. Die heutige Knappheit wird allenfalls noch ertragen, weil wir eben noch mitten im Krieg sind, obwohl auch da die Geduld sichtlich abebbt. Wird aber einmal der Krieg vorüber sein, so wird aus den Massen die laute Forderung sich erheben nach Versorgung mit Butter und Speck, Tee und Zucker, mit Brot, Eiern, Orangen, kurz mit allen Bedürfnisgegenständen, und zwar nicht bloss in reichlichen Mengen, sondern auch zum billigsten Weltmarktpreise, also ohne jeden Zuschlag, sei es nun durch einen Schutz- oder durch einen Vorzugszoll. Es gibt nur einen Weg zur Herabsetzung der Lebenskosten und Emporbringung einer starken Rasse, nämlich den ungehinderten Zufluss von Gütern. Jeder Kanal muss geöffnet, jede Quelle ausgebeutet werden; jedes Landes Überschuss muss an unseren Küsten willkommen sein. Jedes Kaufmanns Pflicht wird sein, einzukaufen, wo er nur kann; wir dürfen ihm aber auch seine Freiheit, zu kaufen, wo er will, nicht durch Zölle schmälern. Wie ehedem, müssen wir bemüht sein, alle Unzulänglichkeiten unseres Landes durch die Vorräte Europas, Amerikas und wo nötig der Antipoden auszugleichen, frei von Zollschranken und handels-

politischen Künsteleien. In was ist die Not durch den Krieg vermindert worden? In nichts; im Gegenteil, der Krieg hat sie nur verschärft. Und was von der Nahrung gilt, ist ebenso wahr von den Kleidern, Lederwaren, Möbeln, vom Hausrat und Werkzeug aller Art, kurz von all den hunderten von Gütern, von welchen die Ernährung, Erwärmung, Behausung unserer Familien abhängt. So viel ist klar.

Vollends was die Rohstoffe und Halbfabrikate für Industrie und Gewerbe betrifft, kann doch nicht gut der geringste Zweifel herrschen. Soll sich unsere wirtschaftliche Produktion und unser Markt erholen, so müssen alle diese Produktionsmittel unverzollt in unseren Häfen zur Verfügung stehen. Das fertige Fabrikat dient in den meisten Fällen den Bedürfnissen der industriellen Klassen; in den Fällen, in welchen nur Reiche kaufen, mag ja neben der inländischen Steuer auch ein Einfuhrzoll zweckmässig und am Platze sein. Alle Klassen von Gütern müssen von dem künftigen Schatzkanzler nach allgemeinen Grundsätzen behandelt werden, und diese dürften sich von den Regeln der Zeit vor 1914 nicht wesentlich unterscheiden. Wie damals hängt auch heute das Wohlbefinden unserer arbeitenden Klassen in erster Linie von billiger und reichlicher Nahrung ab; und unsere Industrie kann auch jetzt nur durch freien Zutritt zu allem, was sie zu kaufen wünscht, ihre frühere Kraft und Expansion zurückgewinnen; unser Finanzkapital hängt mehr denn je von der Freiheit des Londoner Geldmarktes ab und dieser in der Hauptsache von der Freiheit in Ein- und Ausfuhr; auch unsere Handelsmarine kann ihren Vorrang nur dann wieder gewinnen, wenn der Bau, die Reparatur, die Verproviantierung und Ausrüstung von Schiffen bei uns besonders billig ist und wenn ihre Ein- und Ausfahrt von und nach allen Ländern der Welt in jeder Weise ermutigt, in keiner gehindert oder verboten wird. Gleichviel, ob man die Hauptzweige unserer Volkswirtschaft oder die wahrscheinliche Lage unseres Volkes nach dem Kriege in Erwägung zieht, immer kommt man zu dem Schlusse, dass für unsere dicht bevölkerten Inseln — gerade jetzt mehr als zu irgend einem Zeitpunkte der letzten fünf Jahrzehnte — die unverzollte Zufuhr reicher Vorräte weit wichtiger ist als irgendwelche Beeinflussung des Importes durch einschränkende Zolltarife.

* * *

Und nun noch ein Wort des sonst oft so überscharfen Lord **Cecil:**

Ich wünsche es völlig klar zu machen, dass, soweit ich mitzusprechen habe, ich kein Anhänger eines Wirtschaftskrieges nach dem Kriege bin, und ich glaube, dass auch kein anderes Mitglied der Regierung ein Anhänger dieses Programmes ist.

(Schluss folgt.)

30/6

□ □ □

Unsere Kultur und ihr organischer Fehler.

Von Dr. W. EGGENSCHWYLER, Zürich.

Die Welt geht unter ... Schlimmer noch: Sie fängt den alten Leidensweg, den Kreislauf von Not und Verschwendung, Unterdrückung und Aufruhr, Verbrechen und Sorglosigkeit von vorne an.

Jahrtausende schon geht es im selben Kreis herum: Wohlstand erzeugt Übermut, Rauflust und Krieg. Krieg bringt Not, Not zwingt zu Tugend und Sparsamkeit. Tugend bringt Aufschwung. Der Sohn verprasst, was die Väter mühevoll erworben, und der Enkel fängt in Not und Elend von vorne an.

Seit Ewigkeit geniesst der Mensch nur ausnahmsweise die Früchte seines Fleisses, seiner Erfahrung ... befindet sich ein grosser Teil des Reichtums in verdienstlosen, unfähigen Händen. Und wenn der Neuanfänger nach Jahrzehnten der Mühe die ihm nötigen Mittel erkämpft hat — so ist es zu fruchtbarem Schaffen meist zu spät, so ist er alt und findet kaum mehr die Kraft, den Schatz seiner Ideale seinen Söhnen anzuvertrauen.

Der Krieg wird überwunden werden. Auf Jahrzehnte hinaus wird die Menschheit mit Schrecken — und leider auch mit Hass und Rachsucht erfüllt sein. Aber Friede wird deswegen nicht herrschen. Der Unfähige, Gewissenlose wird weiter dem Fähigen gebieten. Die Massenherrschaft wird den Sachkundigen, den stillen Denker ächten. Mehr als je wird der lauteste Schreier und Massenbetörer das Wort haben, Hass und Neid verewigen — und damit unbewusst die Reaktion und blinde Unterdrückung vorbereiten.

Denn mit kranken Nerven ist keine gesunde Politik möglich. Aus schlechten Ziegeln wird kein guter Bau. Reichtum und Macht können in andere Hände übergehen, werden aber genau so missbraucht werden wie bisher — solange wir nicht einsehen, dass die Gesellschaftsreform beim einzelnen anheben muss, dass papierne Reformen unnütz sind, dass der Staatsmann und Diplomat nur erntet, was der Vater, Erzieher und Arbeitgeber gesündigt.

Wäre nicht unsere ganze Zeit juristisch verbildet, im absurden Aberglauben an Gesetzesparagraphen und Polizeigebote befangen, so müsste sie längst einsehen, dass jede Gesellschaftsreform eine Aufgabe der Hygiene, der Erziehung und der Auslese ist. — Gesunde Menschen züchten, Hass und Neid eindämmen, den Reinen und Fähigen den entscheidenden Einfluss sichern, — das ist in drei Worten der Weg nicht nur zum Weltfrieden, sondern zur Gesamtreform der Menschheit.

Unter welcher Parteifahne, welchen politisch-sozialen Schlagwörtern diese Erneuerung geschehe, ob ihre Träger zur Demokratie, Aristokratie oder Alleinherrschaft, zum Sozialismus oder Individualismus schwören; all diese Worte treffen nur die Form. — Dem Denkenden kann Demokratie ein Mittel, niemals ein Zweck sein. Denn alles Herrschen, alles Regieren ist nur notwendiges Übel.

* * *

Am meisten fehlt unserm papiernen Zeitalter die Einsicht in die Notwendigkeit eines entschlossenen, geistig und sittlich hochstehenden Führertums. Gemeinhin huldigt man noch dem Glauben, den Hirten durch die Herde ersetzen zu können. Wo wirklich Hirten entstehen, da müssen sie sich zuerst ausweisen, dass sie „Herde", d. h. „Demokraten" sind. Gelingt die Prüfung, so nimmt die Menge willig eine Willkür in den Kauf, die sie von seiten der „Tyrannen" nie geduldet hätte.

Langer Friede und wachsender Wohlstand haben einer Zersplitterung der Macht unter tausend Machthaber gerufen. Die untern Schichten haben sich gehoben, die obern (an Bildung, Selbstbewusstsein, Einfluss) gesenkt. Der Zeitgeist ist in höherem Masse als je zuvor (ausgenommen etwa im 16. Jahrhundert) Massenerzeugnis. Durchschnittliche Meinungen gelten viel, Originalität nur, wenn sie sich auf Kleinigkeiten bezieht und dem Durchschnittsgehirn zugänglich ist. Der Weise, der einsame Denker ist ersetzt durch den Professor, den Kritiker und den Erfinder. Ungemünztes Gold gilt nichts. Geist ward zu Papier, kleidet sich instinktiv in eine populäre, allgemeinverständliche Form. Eine Unzahl von Intelligenzen ist dadurch erwacht; eine verschwindende, aber wertvolle Minderheit entmannt.

An den Segen dieses Zustandes kann nur der glauben, dem entweder für die Qualität der Blick fehlt oder der die Höchstleistung Weniger durch die Durchschnittsleistung Vieler zu ersetzen hofft. Aber zehn schlechte Zeitungen ersetzen nicht eine gute, zehn mittelmässige Schulen nicht eine erstklassige; und selbst zehn gute Regierer hindern sich gegenseitig, lähmen den guten Willen und die Verantwortung und leisten zuguterletzt weniger als ein einziger. — Senatores boni homines, senatus mala bestia.

Unseliger Glaube, die Qualität und Verantwortung durch die Zahl ersetzen zu können! Unselige Blindheit für den notwendig hierarchischen Aufbau aller Regierungstätigkeit! Indem man die oberste Gewalt und Verantwortung unter viele Mitbewerber verteilt, erreicht man das Gegenteil der erhofften Mehrleistung, ruft man unfruchtbarer Vielregiererei und Papierherrschaft.

Und doch kommt in allen entscheidenden Stunden die Demokratie selbst auf die Alleinherrschaft zurück: Ein Kerenskij oder Lenin kann mehr als zehn Miljukow oder Lwoff, ein Hindenburg mehr als zehn seiltanzende Minister!

Durch die demokratische Zersplitterung der Gewalt wird die Regierungstätigkeit gelähmt, nicht gebessert, geht sie zum Teil an parlamentsfeindliche Gewalten (Armeeleitung, Hof, Hochfinanz) über. Mit parlamentarischer Kontrolle wäre Rathenaus Kriegs-Rohstoffversorgung undurchführbar (weil zu schleppend) gewesen. —

* * *

Missverstehe man mich nicht: indem ich vor dem Massenkultus warne, rede ich nicht der Rückkehr zu irgendwelchem Despoten- oder Polizeistaat das Wort. — Alles, was an der Demokratie auf mehr Freiheit, auf ungehinderten Aufstieg aller Fähigkeiten gerichtet ist, hat meine ungeteilte Sympathie Aber mir graut: 1. vor der auf jeden demagogischen Exzess folgenden Reaktion und 2. vor der kulturfeindlichen Gleichmacherei, der gewaltsamen Erstickung des Wertvollsten durch Erziehung, Partei- und Beamtenwirtschaft.

Ich unterscheide zwischen defensiver (freiheitlicher) und agressiver

Demokratie, die weit mehr die Auferlegung als das Abschütteln lästiger Fesseln verfolgt. Mag auch die Tyrannei der Masse, weil anonym, der Allgemeinheit weniger zum Bewusstsein kommen, als die eines den Neid aller herausfordernden Einzelnen, kulturell wirkt sie zum mindesten ebenso verderblich.

Für den Denker wie für den wahrhaften Menschenfreund und erleuchteten Politiker ist politischer „Fortschritt" allein die Entwicklung zu mehr Freiheit und Verantwortung, die Beseitigung unnützen Zwanges (vom wirtschaftlichen, erzieherischen usw. Fortschritt ist hier abgesehen). Diesem Ideal läuft heute die ganze Politik der demokratischen Parteien zuwider. Viel mehr als auf Linderung wirklicher Übelstände, auf Beseitigung der Not und Unfreiheit ist sie auf Stärkung der staatlichen Monopolstellung — und der im Staate verkörperten Parteien gerichtet. Sie ist — besonders in ihrer sozialistischen Variante — Klassenpolitik im reinsten Sinne des Wortes, wenngleich sich dabei meist mehrere Klassen die Hand reichen. Nicht nur im Rahmen des unumgänglich Notwendigen verfolgt sie die Festigung der Zentralgewalt, sondern so recht eigentlich aus selbstherrlicher Reglementiersucht. Noch hat sich die Masse nicht zur Erkenntnis durchgerungen, dass alle Staatsausgaben bezahlt sein müssen, noch betrachtet man die Steuerlast des Reichen vielfach als Selbstzweck. — Noch tröstet man sich leicht über eigene Unfreiheit hinweg, wenn man dafür den Gegner seine Macht fühlen lässt und am Regierungshandwerk mitpfuschen darf. —

Noch trägt unsere gesamte demokratische Bewegung den Geist eines Sklavenaufstandes; noch sind wir dem russischen Proletariat nur um Kleinigkeiten voraus! Das „fortschrittliche" Bürgertum hat seine Ziele (wenngleich mit gebührender Abschwächung) fast restlos vom gelehrten und ungelehrten Sozialismus übernommen.

Daher auch die seltsame Überschätzung des Politischen und der materiellen Bedürfnisstillung für unser Wohlergehen. Bei aller volkswirtschaftlichen Ahnungslosigkeit hat man über der Gier nach Besitzausgleichung jedes andere Ideal verloren — und sinkt so kulturell tief unter den Geist der mittelalterlichen Kirche, die es immerhin noch zustande brachte, Geistiges mit Respekt zu behandeln. — Heute sind Geist, Wissenschaft und Staat Mittel zur Sicherung materiellen Wohllebens.

Ein über diese Triebe erhabenes Ideal ist in der heutigen Politik kaum zu finden. Durch eine eigene Konstellation der Kräfte bewegen sich die Idealdenkenden bürgerlicher, adeliger und proletarischer Herkunft alle im Schlepptau der proletarischen Machtansprüche. So ist die Zeit reif für eine Wiederholung der Dinge vor 120 Jahren: Die Freiheitsschwärmer selbst sind im Banne einer Lehre, die unter jetzigen Umständen nur auf extreme Unfreiheit hinausgehen kann. Die Gebenden leisten der Raublust Vorspann! Allgemeine Erbitterung, Hass und Nervenzerrüttung machen den Zeitpunkt für politische Experimente so ungeeignet als nur je. Jede Erschütterung der bestehenden Ordnung droht mit Hassausbrüchen, Verfolgung, rotem und weissem Terror zu enden. —

* * *

Fern sei es mir, die schweren Ungerechtigkeiten der bisherigen Ordnung zu leugnen. Die Besitzenden — und ganz besonders die Wissenden — haben ihren Untergang redlich verdient. Hat je ein Millionär oder ein Industrie- oder Geistesfürst seinen dringendsten Pflichten annähernd das geopfert, was

frühere Zeiten auf den Altar der Kirche legten? Haben nicht die kirchlichgläubigen Kreise bis heute vielerorts eine Art Monopol der Wohltätigkeit gewahrt? Wo sind die Millionäre, die ihren Überfluss ruhmloser sozialer Qualitätsarbeit, der Beseitigung des Krieges, des Elendes, der grossen Volksseuchen, der Sanierung des Press- oder Buchverlags widmeten? — Entweder liessen sie sich durch blosse Eitelkeit leiten oder sie entschuldigten sich mit dem Hinweis auf den Staat! Die Regierung, die uns so hoch besteuert, soll für ihre Bürger sorgen! Als ob sie nicht genau wüssten, dass die Regierungen das mit den bisherigen politischen Sitten gar nicht konnten, dass die allmächtigen Parteihäupter den wirklich Notleidenden genau so fern standen wie sie selbst!

Schwere Schuld trifft auch das bürgerliche Gelehrtentum. Zu lange erblickte die nichtsozialistische Wirtschaftslehre ihr Heil in der Rechtfertigung des Bestehenden à tout prix. Die Ausnahmen lassen sich auch hier an den Fingern abzählen. Erst als der Sozialismus eine Macht und ernste Gefahr geworden war, tat man ihm (nicht den Notleidenden) die Ehre des Entgegenkommens. Wiewohl nun daran vielmehr der geisttötende Schulbetrieb und der Mangel der Gelehrten an Originalität die Schuld trägt, so sieht es doch nicht danach aus, als ob die Menge diese Sünde leicht verzeihen wollte. Bereits hat sie die Anwälte des Bestehenden auf zahlreichen Lehrstühlen durch ihre eigenen ersetzt, — und die „voraussetzungslose Wissenschaft" sieht sich wieder einmal betrogen.

* * *

Kein Mangel wird sich in nächster Zeit fataler fühlbar machen als der Mangel an wirklich berufenen Führern, Erziehern, Organisatoren, an einem verantwortungsfrohen Adel von Geist, Herz und Willen. — Nicht als ob es uns an diesen Eigenschaften fehlte: Nie noch wurde mit Intelligenz, Wissen, Menschenliebe und Organisation grössere — Verschwendung getrieben! — Aber all diese wertvollen Eigenschaften entwickelten sich bisher gesondert, entbehrten des Rückhalts und Zusammenhangs. Wir haben scharfsinnige Denker und Forscher ohne politischen Einfluss, butterweiche Menschenfreunde, ahnungslose Weltverbesserer und Phantasten, rücksichtslos-ehrgeizige Organisatoren und Herrenmenschen. Jeder übertrifft in seinem Fach die geschichtlichen Vorbilder um ein Vielfaches. Aber alle sind Bruchstück-Menschen, Spezialisten.

Was Wunder, wenn die gefühllosen Machthaber und unpraktischen Gelehrten, wenn die unwissenden Menschenfreunde und „positiven" Geschäftsleute einander nicht verstehen, dauernd an sich vorbeireden, weder Macht noch Geltung erreichen?

Unselige Spezialisierung, die Geist, Herz und Willen dauernd auseinanderstreben lässt! Wo wenige ganze Menschen genügten, um den Karren aus dem Kot zu ziehen, zeigen wir uns hilfloser, als jede frühere Zeit. Die Besten verlieren ihre Zeit mit Ringen nach Gehör und Anhang, leisten willig jeder Pöbelsache Vorspann. —

Sehe man doch endlich ein, dass unsere Überproduktion an Schulen, an gelehrten Spezialisten, an wortreichen ... logen und ... sophen, an eitlen Stilisten und Rednern, an weinerlichen Philanthropen, gewandten Opportunisten und rücksichtlosen Herrenmenschen unsere Zustände nicht bessert. Je mehr ihrer sind, um so eifriger streben sie auseinander, wirken sie sich zuwider! Indem jeder von ihnen für ein winziges Stück Einfluss und Ruhm

kämpft, verbrauchen sie sich in ödem Wettkampf, werden sie zu geistigen Proletariern, binden sie sich an jede Partei — ausgenommen an ihre eigene: an die fehlende Partei der Denker!

Wissende, Fühlende und Handelnde — Denker, Menschenfreunde und Tatmenschen gibt es im Überfluss. Wo aber einen, der alle drei Eigenschaften vereinigte? Nun wohl: Solange ihr getrennte Wege geht, werdet ihr auch miteinander im Kampfe liegen, werdet ihr zusammen schwächer sein als die vereinigte Unwissenheit, Schwäche und Gemeinheit! Der ganze Mensch, der Mensch von morgen braucht Intellekt und Willen, Herz und Scharfsinn, — und vor allem viel weniger Neid und Eitelkeit, die ihn heute immer wieder unbewusst mit seinen Gegnern paktieren lassen.



Der Irrsinn ist bei einzelnen etwas Seltenes, aber bei Gruppen., Parteien, Völkern, Zeiten die Regel.

Friedrich Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse.

* * *

Deutsche und Franzosen.

Die achte Novelle des zweiten Tages seines „Decamerone" beginnt Boccaccio († 1375) mit den Worten:

Da die römische Kaiserwürde von den Franzosen auf die Deutschen übergegangen war, erklärten sich diese beiden Nationen gegenseitig einen unversöhnlichen Hass und infolgedessen einen unaufhörlichen Krieg. Der König von Frankreich begnügte sich nicht damit, seine Staaten zu verteidigen, sondern er wollte auch noch ihre Grenzen erweitern. Er versammelte daher alle Streitkräfte seines Reiches und marschierte, von seinem Sohn gefolgt, an der Spitze einer furchtbaren Armee gegen den Feind.



Die Fabel von Herkules.*)

Von AUGUST STRINDBERG (1883).

Herkules hatte seine sechs Arbeiten vollendet und sollte jetzt die siebente beginnen, nämlich den Augiasstall reinigen. Diese Arbeit war die unangenehmste, wenn auch nicht die schwerste. Dreitausend Ochsen hatten dort dreißig Jahre gestanden und gemistet, ohne daß jemand es gewagt hatte, den Stall rein zu machen. Es war keine schöne Arbeit, aber er hatte sie nun einmal übernommen. Zuerst machte er einen Versuch mit Schaufel und Besen.

Da aber erhob sich ein Brüllen: dreitausend Ochsen brüllten auf ein Mal.

– Laß unsern Dreck sein! Das ist unser eigener Dreck!

– Danach frage ich den Teufel, sagte Herkules und begann auszumisten.

– Laß uns unsern Dreck behalten, brüllten die Ochsen wieder und wandten ihm die Hörner zu.

Nein, sie durften ihn nicht behalten! Er schlug sie mit der Schaufel so auf die Hörner, daß sie schwiegen.

Er buddelte und schaufelte so, daß er bis über die Schultern im Schmutze stand.

Da wollten die Ochsen ihn verhöhnen.

– Seht doch diesen Schmutzpeter, sagten sie.

– Ihr, ihr seit Schmutzpeter, antwortete Herkules; ich habe diesen Dreck nicht gemacht; daß ich aber schmutzig werde, wenn ich mich mit euch abgebe, dafür kann ich nicht.

Die Ochsen schwiegen. Da aber krochen die Mistkäfer hervor, die in den Kotballen wohnten und bauten.

– Laß unsere Kotballen sein, brummten sie.

– Es sind nicht eure Kotballen, sagte Herkules, sondern die der Ochsen!

– Ja, aber wir frieren, wenn Ihr sie fortschafft.

– Arbeitet, dann braucht ihr nicht zu frieren.

Wenn sie arbeiteten! Am Abend, als Herkules sich schlafen legte, rollten sie alles wieder in den Stall, was er hinausgeschaufelt hatte; am nächsten Morgen sah der Stall ebenso arg aus wie vorher.

Da wurde Herkules böse.

– Hier hilft weiter nichts, als den Stall unter Wasser setzen.

Als die Ochsen vom Wasser sprechen hörten, das sie dreißig Jahre lang nicht gesehen, entstand ein solches Lärmen und Brüllen, daß die Mistkäfer, die nur in der Dämmerung draußen sind, aufflogen und auf den Rücken der Ochsen Schutz suchten.

*) Aus dem Kranze geistvoller Satiren, die aus dem Nachlasse Strindbergs unter dem Titel „Fabeln“ in Georg Müllers Verlag erschienen sind. (München. 1918. 222 S.)

Aber Herkules ward nicht ängstlich, sondern ließ das Wasser laufen, und herein stürzten zwei große Fluten, die den Stallboden unter Wasser setzten.

– Er ist ein Volksfeind, brüllten die Ochsen; er will die Gesellschaft vernichten, er will die ganze Erde ertränken.

– Das will er nicht, sagte Herkules; er will nur den Mist unter Wasser setzen, und ein Volksfeind ist er nicht, aber ein Ochsenfeind und ein Mistkäferfeind, das ist er.

Als alles fertig war, ging Herkules fort und legte sich hin, um zu schlafen.

– Wie sollen wir uns rächen? fragten die Ochsen. Haben wir denn Waffen, die ihm etwas anhaben können? Die Hörner schaffen es nicht!

– Wir wollen ihn mit Dreck bewerfen, sagte der Stier.

– Den wäscht er ab, sagte sein Nachbar.

Die Frage wurde besprochen, und als alle Ochsen ihre klugen Köpfe zusammensteckten, kamen sie zu dem Ergebnis, daß sie keine Waffen besaßen, die Herkules etwas antun konnten.

Aber ein Mistkäfer, der die Überlegung gehört hatte, bekam eine Idee. Die war sehr alt, und darum fand sie Gehör bei den Ochsen.

– Man müßte ihn mit seinen eigenen Waffen schlagen.

Mit seinen eigenen Waffen! Das war die Keule: die aber vermochte keiner zu heben. Es war also eine dumme Idee, wenn sie auch alt war.

– Setzt ihn unter Wasser, verstanden, fiel ein anderer Mistkäfer ein; setzt ihn unter Wasser, wie er es mit unserm Stall gemacht hat.

Das ließ sich hören! Das war seine eigene Waffe. Aber das Wasser? Wo sollte man es hernehmen?

Der Mistkäfer flüsterte dem Stier etwas zu; der beugte seinen Kopf zum Nachbar, und bald war es allen Ochsen klar, woher sie das Wasser nehmen konnten; aber sie wollten es nicht laut sagen, jetzt, da sie so reinlich geworden waren.

Herkules erwachte davon, daß er in eine schmutzige Flut sank. Aber er wußte sich Rat: er kletterte auf seine Keule, die aus Olivenholz war und also wie Öl schwimmen konnte.

Aus äußerst natürlichen Ursachen nahm der Strom bald ab, und Herkules saß auf dem Trocknen.

Da ging er in den Stall hinein und hob im Zorn seine Keule. Aber es reute ihn.

— Man schlägt Läuse nicht mit einem Hammer. Ihr hättet euch allerdings reines Wasser leisten können, wie ich es mir geleistet habe. Aber das macht nichts: Ochsen bleiben immer Ochsen. Wenn ich euch nun auf den Hintern schlage, weil ihr euch so kleinlich an mir gerächt habt, so kommt nachher nicht und sagt, ich habe mich an euch gerächt. Ich räche mich nicht, ich strafe.

Und er schlug alle Ochsen auf den Hintern, alle dreitausend, aber die Mistkäfer ließ er laufen.

Seit dieser Zeit sind alle Ochsen hinten geborsten, und jedes Mal, wenn jemand einen Stall reinigen will, strecken die Ochsen den Schwanz in die Luft.

Personentod — Nationentod.

Von Dr. PAUL KAMMERER (Wien).

Fortschrittlich gesinnte Menschen und just auch jene wahrhaft Fortschrittlichen, die den Krieg als grösstes Hindernis des Fortschritts kennen, sind häufig der Meinung, dass die Entwicklung der Menschheit unter allen Umständen eine Höherentwicklung sein müsse. Weil solche Menschen den Fortschritt wünschen, müsse der Weltenlauf ihnen den Wunsch auch erfüllen. Möge der Aufstieg verlangsamt oder gehemmt sein, — schliesslich setze er sich durch um jeden Preis. „Das Gute bricht sich Bahn“: gleichwie man vom Talent und Genie oft überzeugt ist, dass es sich durchkämpfen werde zu Anerkennung und Ruhm, trotz Not und Elend, gleichwie „ehrlich am längsten währt“ in der alltäglichen Sitte des einzelnen Menschen, so sei im Ethos der menschlichen Gesellschaft durch die Jahrhunderte, Jahrtausende schliesslich und endlich alles aufs beste bestellt.

In diesem Optimismus steckt ein ansehnlicher Rest ehemaligen Wunderglaubens. In seltsamer Weise mischt und nährt er sich heute mit den Tatsachen und Annahmen der Abstammungslehre, die seit Darwin ihren Siegeslauf nahm durch die ganze zivilisierte Welt, durch all ihr Wissen und Können. Weil der Stammbaum des Lebens aus gemeinschaftlicher Wurzel tiefststehender Urwesen zu den höchsten Zweigspitzen der Blütenpflanzen und Wirbeltiere (hier einschliesslich des Menschen) emporwuchs, sei unbedingt noch weiteres Höhenwachstum zu gewärtigen, — könne es allüberall, im Stammbaumganzen wie im einzelnen Spross, nur vorwärts und aufwärts gehen.

Solche Anwendung des Entwicklungsgedankens auf die Menschheitsgeschichte macht sich zweier verhängnisvoller Fehler schuldig: erstens übersieht sie, dass es an vielen Punkten der Stammesentwicklung Stillstand, ja Rückbildung gegeben hat. Das Wesen der Deszendenz beruht in der Möglichkeit der Artwandlung, nicht aber unbedingt in Artvervollkommnung. Zweitens wird das Aussterben vergessen, der Artentod. Auf dies Problem will ich hier einen Ausblick gwinnen.

Versteinte Reste machen uns mit ehemaligen Bewohnern der Erde bekannt, bei denen es schier unbegreiflich erscheint, warum ihre gleichartigen Nachkommen nicht noch heute leben. Etliche unter ihnen, wie die Riesensaurier der Trias- und Juraepoche, scheinen dazu angetan, sämtliche übrigen Geschöpfe zu beherrschen; als gewaltigsten, bewehrtesten Räubern schien ihnen kein Feind gewachsen, — nicht Ausgerottetwerden konnte die Ursache ihres Verschwindens sein. Aber auch klimatische Ursachen sind unausdenkbar: wenigstens die heissen Erdstriche wären noch heute geeignet, jene vorweltlichen Riesen zu beherbergen; abgesehen davon, dass andere, wie das Mammuth, sich sogar polaren Gegenden und Eiszeitklimaten anpassten. Trotzdem sind all die Souveräne von Natur-Gnaden der Zeit zum Opfer gefallen.

Keine andere Erklärung bleibt dafür als die innerlich begrenzter Lebensdauer: wiederholen sich doch alle Erscheinungen individuellen Lebens im Grossen, sozusagen in höherer Potenz beim generellen Leben. Die Eigenheiten und Erscheinungen des „Einzelwesens“, insbesondere in seiner Eigenschaft als „Zellenstaat“, finden ihr übergeordnetes Analogon (oder sagen wir kühner, aber wahrscheinlich treffender) ihr Homologon beim Individuenstaat. So offenbart sich fast als Selbstverständlichkeit oder logische Notwendigkeit, dass Geburt, Kindheit, Jugend, Vollkraft, Greisenalter und Tod — Lebensanfang, Lebensmitte, Lebensende — der Person im Verlaufe der Generationen bei der Nation ebenfalls ihr Gegenstück haben müsse.

Nun unterscheidet sich der Mensch durch nichts so sehr von den untermenschlichen Lebewesen als durch seine bewusste Technik. Der Werkzeugbenützung oder Mechanik, welche die Aussenwelt bearbeitet, hat sich, seit es eine Heilkunde gibt, eine Technik anzugliedern begonnen, welche als Organik die Innenwelt in Arbeit nimmt. Trotzdem schon im Altertum berühmte Ärzteschulen wirkten, befindet sich die organische Technik noch heute in ihren Anfängen: denn höher als die Kunst, Krankheiten zu heilen, steht jene, den Krankheiten vorzubeugen. Die Hygiene aber ist eine Errungenschaft neuerer und, soferne sie sich nicht bloss an den Einzelmenschen wendet und nicht bloss an eine einzelne Generation, sondern sich der ganzen Rasse widmet, ist sie als Rassenhygiene oder Eugenik ein Produkt der neuesten Zeit. Dass die mechanische Technik der organischen um so vieles vorauseilte, lag wohl zwar im natürlichen Verlaufe der Dinge, wo zuerst das Unbelebte kommt und erst aus diesem sich das Belebte entwickelt; aber es führte vorderhand zum Unglück der technischen Überspannung, die den Krieg so verderblich macht wie den heutigen Weltkrieg und so viel Anteil hat an der Schuld seiner Entstehung. Soll dies Unglück noch reparabel sein, so wird die Organik gewaltig nachholen müssen, was sie bisher versäumt und der Mechanik überlassen hatte.

Jedenfalls aber sehen wir die Möglichkeiten der Verkürzung oder Dehnung des Einzel- wie des Artenlebens, Hand in Hand mit der Menschwerdung, immer mehr unter planbewusst-technischen Einfluss geraten. Seit altersher befindet sich schon die Verlängerung des einzelnen menschlichen Lebens in einigermassen regelrechter Abhängigkeit von planvoller Krankenheilung und Krankheitsverhütung. Der Einwand, als sollte es nicht gelingen, entsprechende Verfahren auch auf das Menschheitsleben in grossen Gruppen oder gar in seiner Gesamtheit anzuwenden, wäre unstichhaltig: keinesfalls bedarf es hiezu des Allwissens und des die Jahrtausende umfassenden Blickes einer Gottheit; wenn nur jeweils die Gegenwart für sich sorgt, trüge sie Sorge auch für die jeweils nächste Zukunft. Wie private und öffentliche Gesundheitspflege sich bewährten, das Leben der Personen und Personengruppen zu schützen und dadurch zu verlängern, so wird die Eugenik dasjenige der Generationen und Generationsfolgen, aus denen sich Nation und Rasse zusammensetzen, zu stählen und in unermessliche Zeiträume fortzuführen imstande sein.

Die Kulturmenschheit beschritt diesen schönen, verheissungsvollen Weg; aber sie war darin nicht ausdauernd. Es kam der Weltkrieg, dieser Rückfall in Barbarei, der mit Hilfe „zivilisiertester“ Mechanik bereits weit mehr zerstört hat, als mit Hilfe der Organik bisnun je geschaffen und behütet wurde. Wie sich dieser Krieg zum Leben der einzelnen und der Gruppen von

einzelnen, mit einem Wort zu unserer heutigen, traurigen Generation verhält, das schaudernd mitzuerleben sind wir von Tag zu Tag verurteilt. Wie aber mag sich der Krieg im allgemeinen und der jetzige Krieg im besonderen zum Leben, zur Lebensdauer der Völker, Rassen und der Art homo „sapiens" überhaupt verhalten?

Man begegnet immerhin weitblickenden Menschen, welche behaupten, — und je weiter sie zu blicken meinen, desto sicherer behaupten sie es —, dass diesbezüglich auch der grösste Krieg, auch der gegenwärtige Weltkrieg, gar keine merkliche Rolle spiele. Gemessen am Fortleben der Menschheit durch die Jahrtausende, vielleicht die Jahrmillionen, sei das ungeheure, schreckliche Erlebnis der letztverflossenen Jahre ein Tropfen im Meere. Oder noch bezeichnender das Weltmeer herangezogen: so wenig der Wechsel von Wellenberg und Wellental an seiner Oberfläche die stete Ruhe seiner Tiefen aufwühlt, so verlaufe zwar auch das Menschenleben und Menschheitsleben in Wellenzügen, — doch entspreche dem Bergab immer ein Bergauf, und der gesamte Strom des Lebens sei dadurch nicht aus seiner Fortschrittsbahn zu lenken.

In der Tat gibt es etwas wie eine Wogenbewegung des Lebens: die Periodizität. Graphisch ist sie mit der zweidimensionalen Wellenkurve nicht so treffend darzustellen wie mit der dreidimensionalen Schraubenlinie: die Wellenlinie spiegelt Wiederkehr des völlig Gleichen vor; die Spirale biegt zwar ebenfalls immer in gleiche Richtung um, ist aber bei jedem Umgang doch allemal ein Stückchen weiter. Das Geschehen wiederholt sich, aber die Erneuerung des Alten ist mit wirklich neuen Elementen gepaart; die Wiederholungen ergehen sich in noch nicht dagewesenen Kombinationen. Der Vergleich des Lebens- und des Weltgeschehens mit einem Spirallauf hat den Denkern immer nahe gelegen: unter anderen vom Historiker Breysig, vom Sprachforscher v. d. Gabelentz, vom Soziologen Goldscheid und vom Psychologen Swoboda ist es so beschrieben worden.

Es ist bekannt, dass die periodischen Begleiterscheinungen des Lebens mit mehr oder weniger ausgesprochenem Unwohlbefinden verbunden sind. Für die Menstruation des Menschen und der übrigen Säugetiere gilt das nicht minder als ersichtlich für deren Periode des Haarwechsels, für den Federnwechsel der Vögel, Schuppenwechsel der Reptilien, Laubwechsel der Bäume usw. Wir würden geradezu von einem krankhaften Zustand sprechen, wenn er eben nicht so normal wäre und — wie wir aus Erfahrung wissen — in regelmässigen Abständen zu vollkommenem Wohlbefinden zurückkehrt.

Und dennoch: semper aliquid haeret! Die immer wiederkehrenden Störungsepisoden mit ihren Stoff- und Kraftausgaben bedeuten ebensoviele Abschlagszahlungen bis zum Endtermin, da die Vorräte an lebensfähiger Substanz und Lebenskraft erschöpft sind. Wenn wir die „Boten des Todes" als ebensoviele periodische Anfälle betrachten, so haben wir im Märchen eine vorwissenschaftliche Erfassung des biologischen Tatbestandes. „Der Erzeuger", sagt Swoboda,*) „kann nicht Leben geben, ohne Leben zu verlieren, aber auch der Gezeugte erhält es nicht umsonst. Er muss es wieder weitergeben. ... Die algebraische Summe von Leben und Tod muss bei jedem gleich Null sein. Das Leben ist kein Geschenk. Das sieht nur im Anfang so aus. Dieses Geschenk kommt einem sehr teuer zu stehen. Es wird

*) „Die Perioden des menschlichen Organisuus." — Leipzig und Wien, F. Deuticke, 1904, S. 110.

bei Heller und Pfennig bezahlt. Von dem Augenblicke an, wo es seinen höchsten Wert erreicht, in der Pubertätszeit, beginnt die Amortisation. Mit dem letzten Seufzer ist die Rechnung beglichen."

Ähnlich bereits Schopenhauer:*) „Das menschliche Dasein, weit entfernt, den Charakter eines Geschenkes zu tragen, hat ganz und gar den Charakter einer kontrahierten Schuld. Die Einforderung derselben erscheint in Gestalt der durch jenes Dasein gesetzten drängenden Bedürfnisse, quälenden Wünsche und endlosen Nöte. Auf Abzahlung dieser Schuld wird, in der Regel, die ganze Lebenszeit verwendet. Doch sind damit erst die Zinsen getilgt. Die Kapitalabzahlung geschieht durch den Tod. Und wann wurde diese Schuld kontrahiert? — Bei der Zeugung."

Fliess, Swoboda und Schlieper haben in ihren Periodenlehren ein „Gesetz von der Erhaltung des Lebens" abzuleiten und dem physikalischen Gesetz von der Erhaltung der Energie nachzubilden versucht, wobei „der Gesamtvolkskörper dasselbe Ausscheidungsprinzip befolgt wie der einzelne Organismus."**) Die Sterblichkeit wäre darnach eine gesetzmässige Substanzabgabe aus dem Nationsganzen, wesensgleich dem Abstossen zugrundegegangenen Stoffes vom Personsganzen bei Häutung, Haarung und Hornung. „Denn Raum für alle hat die Erde wohl beim Dichter, aber nicht in der harten Wirklichkeit. Und damit das Leben in einem Geschlecht pulsen könne, muss das Herz des anderen stille stehen. So will es die Natur und muss es wollen."***)

Das alles auf den Krieg angewendet, würde folgendes besagen. Selbst von höchster Warte aus gesehen, die den Strom der Menschengenerationen zu überschauen gestattete von Urzeit her bis in fernste künftige Neuzeiten, bedeutet der Krieg oder sonstige Massenausschweifung, womit die Menschheit gegen sich selber wütet, mehr als eine spurlos vorübergehende Episode. Wohl weicht der Krieg dem Frieden oder, wenn es weitergeht wie bisher, vielleicht richtiger nur dem „Nichtkrieg"; aber der Krieg trägt seine Nachwirkung in den Nichtkrieg hinein und durch ihn hindurch zum nächsten Krieg, dessen vornehmlichste Ursache er ist. Wie der beim Beben entstandene Erdriss zu immer weiteren Brüchen führt, jede Erderschütterung sich in wiederholten Stössen äussert und der Stosskomplex des einzelnen Erdbebens dazu neigt, sich in „Erdbebenschwärmen" fortzusetzen: genau so ist es eben beim Völkerbeben, dem Krieg. Der Krieg als Kriegsursache trägt seine schweren Entartungen durchs Wellental des Friedens zum Wellenberg des nächsten Krieges hinüber und summiert die Entartungen, wie Welle an Welle sich rücklaufend zur Brandungswoge häufen, die den Küstenfels zernagt, unterwäscht und zum Absturz bringt: so handelt der Krieg an der Lebensfähigkeit des Menschentums.

Man denke dabei nicht kurzsichtig bloss an Kriegsseuchen und wende daher nicht ein, dass moderne Hygiene es verstand, ihnen Einhalt zu gebieten. Abgesehen davon, dass ihr Ausbleiben — so furchtbar der Gedanke ist, er muss gesprochen werden — vielleicht aufgewogen wird durch die so gebotene Möglichkeit, den Krieg ins Endlose fortzuführen und ihm statt der von In-

*) „Die Welt als Wille und Vorstellung", II. Band, im Kapitel von der Nichtigkeit und dem Leiden des Lebens.

**) Hans Schieper, „Der Rhytmus des Lebens", Jena, bei Eugen Diederichs. 1909, S. 120.

***) Wilhelm Fliess, „Vom Leben und vom Tod", Jena, bei Eugen Diederichs, 2. Auflage 1914, S. 97.

fektionen zunächst hingerafften schwächeren fortgesetzt die relativ noch kräftigsten Volkselemente zu opfern; abgesehen ferner davon, dass die im Gefolge früherer Kriege aufgetretenen, sozusagen akuten Seuchen, wie Ruhr, Cholera, Pest wahrscheinlich überboten sein werden durch schleichendere Seuchengifte, wie Tuberkulose, Geschlechts- und Herzkrankheiten; abgesehen von alledem, birgt sich im Kriege eine solche Fülle von Degenerationsgefahren, ja -Gewissheiten,*) dass die Epidemien engeren Sinnes daneben verschwinden. Mögen also etliche Kriegsjahre im Schosse der Jahrtausende scheinbar untergehen: das Weiterschleppen der Folgen im Auf- und Niedergewoge, welches nicht allein den Wechsel von Krieg und Frieden kennzeichnet, sondern den Periodenlauf des Menschen- und Menschheitslebens überhaupt ausmacht, muss schliesslich zu solcher Degenerationshäufung führen, dass die Menschheit am „jüngsten Tage" in einem letzt-periodischen „Weltgericht" ihre tragische Schuld restlos begleicht.

Setzen wir einmal den für Verhütung von Kriegen ungünstigeren Fall, dass es sich um Naturereignisse handle: die Anstifter wären dann nicht Verursacher, sondern „nur" Veranlasser, was — nebenher bemerkt — ihre Verantwortlichkeit ebensowenig aufhebt wie die des Urhebers zündenden Funkens im Pulvermagazin, der auch nur Anlass ist, Ursache jedoch der aufgestapelte Sprengstoff. Hat dann aber die Weltfriedensbewegung irgendwelchen Zweck und Sinn? Sind nicht alle Bestrebungen, künftige Kriege unmöglich oder wenigstens unwahrscheinlich zu machen, von vornherein vergeblich?

Wir kehren zu einem der Ausgangspunkte zurück. Mensch und Tier unterscheiden sich, indem dieses den Naturgewalten gehorcht, jener aber sie beherrscht. Gehorsam sein den Naturgesetzen muss zwar auch der Mensch; aber indem er solches erkennt, meistert er doch das Gesetz nach seinem Willen. Er hebt es nicht auf, denn da stellte er sich ausserhalb der Natur, und das hat schon Archimedes nicht vermocht. Alles, was er vermag, ist, dass er dies selbe Naturgesetz so auf sich anwendet, so sich selber zwingt, ihm unterwürfig zu sein, dass es ihm, dem Menschen, zum Nutzen anschlage. Weder Dampfmaschine noch Pflug, weder Medikamente noch künstliche Zuchtwahl umgehen das Naturgesetz, geschweige dass sie es umstossen: im Gegenteil verwerten sie es, leiten es in heilsame Bahn.

Noch einige solche Kriege nämlich mit ihren Hoffnungen auf Friedenszeitalter, und die Menschheit hat ausgehofft und ausgerungen. Noch etliche Male mag sich wiederholen, was die Geschichte in ihrem Spirallauf zeitigt: Ablösung kriegszermürbter „Kulturen" durch noch unzerstörte; Ablösung etwa des heutigen, bereits recht hoffnungsarmen West- und Mitteleuropa durch fernen Osten oder Westen (es kommt auf eins heraus, da Ost und West im Erdkreis sich umfangen). Dann aber bricht herein, was heute schon droht: Rückentwicklung und Artentod. Was 1914 über uns hereinbrach, sei uns ein Mene Tekel: gibt es noch Rettung, so darf sie nicht mehr säumen.

---

*) Vgl. Kammerer, „Krieg und Kultur als Ernährungsfrage" (Das österreichische Sanitätswesen XXVII. No. 20/21 1913); „Der Krieg in der Stammesentwicklung" (Monatshefte für den naturwissenschftlichen Unterricht X. No. 21, 1917).

□□□

Viscount Morley.

Mehr als ein Vierteljahrhundert ist John Morley im Vordergrund des politischen Lebens gestanden als einer der Führer der liberalen Partei. Bei Ausbruch des Krieges war er einer der drei englischen Kabinettminister, die an dem Eingreifen ihres Landes keinen Anteil haben wollten und von der Regierung zurücktraten, als die Würfel gefallen waren.

Gegen Ende des verflossenen Jahres nun hat Viscount Morley seine Lebenserinnerungen erscheinen lassen, zwei mächtige Bände. (Recollections. By John Viscount Morley. London, Macmillan & Co.) Ich habe mir das Werk angeschafft, weil es ein Kapitel über George Meredith, meinen Dichter, enthält. Doch nachdem ich diese fesselnden Seiten rasch durchflogen hatte, vertiefte ich mich in den politischen Teil. Vertiefte? Nein doch, ich blätterte die Bücher auf und nieder, ob ich nichts entdecken könne über die Gründe und Umstände seines Rücktritts von der Regierung. Kein Wort, keine noch so leise Anspielung. Ich war enttäuscht, wenn schon ich mir sagen mußte, daß jetzt noch nicht die Zeit sei, über diese Dinge Enthüllungen zu machen. Doch ich habe mich dann hingesetzt und regelrecht gelesen, und dabei bin ich auf manch eine Stelle gestoßen, die Morleys Stellungnahme zum Krieg erklärt. Vor allem ist er ein Jünger Cobdens geblieben, des Cobden, der die Teilnahme Englands am Krimkrieg bekämpfte und unaufhörlich verurteilte. In dem Kapitel der „Recollections", das diesem Manne gewidmet ist, lesen wir: „Schon in jungen Jahren drängten sich ihm die drei Leitgedanken auf, und er hat sie sein Leben lang vor Augen behalten. Der Fluch unserer Politik, so urteilte er, ist von jeher unsere Sucht zur Einmischung in fremde Händel gewesen; unsere unmittelbare eigene Schwierigkeit ist Irland; die Vereinigten Staaten sind der mächtige wirtschaftliche Nebenbuhler, der die Schicksale Englands beherrschen wird." Und er berichtet, mit welcher Beredtsamkeit und was für guten Gründen Cobden und seine Schar die Torheit des Krieges seinen Landsleuten klar machten: „Zu ihrer Überraschung und zu ihrem Leidwesen entdeckten sie bald, daß die Aristokratie den Demos auf ihrer Seite hatte, und daß die zwei zusammen ihnen überlegen waren .... Die Wut gegen den Zaren übertraf die Wut gegen den Papst, und die Helden des Freihandels konnten auf keiner öffentlichen Plattform mehr erscheinen!" Die Wut richtete sich auch gegen die Kriegsgegner. Über die Friedfertigkeit des englischen Volkes äußert sich Morley bei Anlaß des Burenkrieges (mit dem er so wenig zu tun haben wollte wie mit dem gegenwärtigen), folgendermaßen: „Ich bin, was das anbelangt, gar nicht sicher, daß überhaupt je ein Krieg bei seinem Beginn in England unvolkstümlich gewesen ist." (II,88).

An einem andern Ort schreibt er: „Mit Gründen ist nicht viel auszurichten, wenn ein Krieg einmal in vollem Gange ist. Einem Wildbach verlegt man den Weg nicht mit Vernunftgründen, noch stillt man einen Sturm durch Spott .... Das ist das

Schlimmste am Krieg: er verbannt, erniedrigt, verroht die Zukunft. Sogar Nelson, der herrlichste und liebenswerteste unserer Helden, schwor, er würde am liebsten jeden Franzosen, dessen er habhaft werden könne, aufhängen, ob nun Republikaner oder Royalist. Der Haß verwurzelt sich zur Überlieferung und dauert an."

Über die Schuld der Presse an kriegerischen Verwicklungen spricht er sich aus, wo er über eine Zusammenkunft mit französischen Staatsmännern im Jahr 1892 berichtet. „Ribot eröffnete das Gespräch, indem er die ägyptische Frage anschnitt, die ich zu umgehen gehofft hatte. Er ist durch die englische Presse gereizt. Ich sagte ihm, daß wir solche Artikel nicht sonderlich beachten und daß sie so gut wie nichts zu bedeuten hätten. Er aber erwiderte, daß sie von den französischen Zeitungen wiedergegeben werden und die öffentliche Meinung entzünden – eine Seite solcher Fragen, die unsere imperialistischen Preßorgane mehr als anderswo zu übersehen geneigt sind."

Den unfrommen – wie es den frommen geht, weiß ich nicht – Neutralen tönt nichts so abscheulich in die Ohren wie die Anrufung Gottes durch die Herrscher und Hetzer der Kriegführenden. Mit sichtbarer Schadenfreude zitiert Morley, der Freigeist, einmal einen Brief des amerikanischen Präsidenten Lincoln während des Bürgerkrieges. Die Stelle lautet so: „Ich werde mit den widerstreitendsten Meinungen und Ratschlägen bestürmt, und zwar von religiös gesinnten, die alle gleich sicher sind, daß sie den göttlichen Willen vorstellen .... Hoffentlich wird man es mir nicht als Unfrömmigkeit auslegen, wenn ich sage, daß wenn es wahrscheinlich ist, daß Gott seinen Willen andern kund tue in einer Sache, die so eng mit meiner Pflicht verknüpft ist, man doch annehmen dürfte, daß er ihn mir unmittelbar kundtun würde; denn es ist mein ernstes Bestreben, den Willen der Vorsehung in dieser Angelegenheit zu kennen. Und wenn ich erfahren kann, welches dieser Wille ist, so will ich ihn tun. Wir leben indessen nicht in den Tagen der Wunder, und man wird zugeben, daß ich nicht eine unmittelbare Offenbarung erwarten darf .... Die aufständischen Truppen beten auch und zwar, wie ich fürchte, mit viel mehr Ernst als unsere eigenen, in der Erwartung, daß Gott ihre Seite begünstige. Einer unserer Soldaten, der in Gefangenschaft geraten war, sagte aus, daß ihm nichts so entmutigendes vorgekommen sei wie die offenkundige Aufrichtigkeit der Gebete der Leute, unter denen er sich befand." Köstlich aber ist das Wort des großen Cromwell, das er andern Orts anführt. Es ist an die rechthaberischen Geistlichen gerichtet, läßt sich indessen ebenso gut auf andere Kreise von eifrigen Beratern anwenden: „Meine Brüder, in Christi Namen flehe ich euch an, es für möglich zu halten, daß ihr euch irret."

Mit besonderer Genugtuung wird, wer an die Völkerversöhnung glaubt und an die gewinnende Macht milder Herrschaft, die Schilderung von Morleys Tätigkeit als Staatssekretär für unterworfene Reichsgebiete, Irland und Indien, lesen. Sein ganzes Bestreben geht dahin, die Fremdvölker zu verstehen und in erster Linie ihr, und nicht des Beherrschers, Gedeihen zu fördern. Er kommt ihnen in jeder Weise entgegen, er erwirkt Gnadenerlasse, er läßt keine Zwangsmaßregeln und Ausnahmegesetze zu. Er achtet ihre Eigenart und sucht ihre guten Eigenschaften zu stärken vielmehr als ihre Untugenden auszurotten. Kurz, er will sie durch sich selber, nicht gegen sie regieren. Seine großen Erfolge haben seine Methoden herrlich gerechtfertigt. Sollte es nach diesem Kriege doch

noch unterworfene und wiederstrebende Völker geben, so möchte ich ihren Herren das Beispiel des liberalen Engländers zur Nachahmung empfehlen.

Durch die Entwicklung während der Kriegszeit ist die Frage der Parlamentarisierung in Deutschland und die des gleichen Wahlrechts in Preußen und in Ungarn obenauf gekommen. Sowohl den Vorkämpfern als den Gegnern dieser Neuerungen werden die Lebenserinnerungen Morleys nützliche Anregung und Belehrung vermitteln können. Dieses Gebiet liegt jedoch von dem Zweck, den meine Ausführungen verfolgen, zu weit ab, als daß ich darauf eingehen möchte. Dem armen, zu Grunde gerichteten Europa wird Heil widerfahren, wenn die Politiker und Staatsmänner der Zukunft sich den Viscount Morley zum Vorbild nehmen, sich von seinem hohen Menschheitsideal begeistern, von seinem Geist beseelen lassen. Es ist ein wahrhaft tragisches Geschick, daß das Lebensende dieses Mannes, der stets mit allen Kräften dem Frieden gedient hat, in dem Blutrausch der gegenwärtigen Zeit verdunkelt werden mußte, und wahrhaft traurig ist es zu sehen, wie die englischen Rezensenten seiner Recollections es ängstlich vermeiden, ihrem Volk sein Bild als das des Friedensfreundes und -förderers in Erinnerung zu rufen. Er wird kaum wieder am Ministertisch sitzen; denn es fehlen ihm nur wenige Monate bis zur Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres. Doch sein Beispiel wird in England wieder aufleben, und, hoffen wir, zu einem führenden Lichte werden.

Dr. E. Dick.



Dokumente des Friedens.

Die Sache des Friedens hat einen Kämpfer verloren, dessen Stimme auch von seinen Gegnern gehört werden musste. Lord Courtney of Penwith, geb. 1832, hat im öffentlichen Leben Englands als Vizepräsident des Unterhauses und Mitglied des Oberhauses, als Staatssekretär in verschiedenen Ministerien und als Führer der englischen Pazifisten eine wichtige und bedeutende Tätigkeit entfaltet. Gerade jetzt nähert sich die Welt dem Zeitpunkt, in welchem seine vornehme Persönlichkeit und reiche Erfahrung hätte auch praktisch im Amte verwertet werden können, um den Friedensschluss zu erleichtern.

Schon an seiner Todeskrankheit darniederliegend, hat Lord Courtney an den „Manchester Guardian“ einen Brief eingesendet, der das enthielt, was er im Oberhause hatte vorbringen wollen. Durch seinen schnellen Tod sind diese bedeutsamen Worte der Ausdruck seines letzten Willens geworden.

Unsere Leser kennen Lord Courtney auch aus seinen Beiträgen zu dieser Zeitschrift. *D. Red.*

Das politische Testament Lord Courtney's.

... Ich gehe von der Mitteilung des Ministerpräsidenten an die Pressevertreter aus. Er ist an der Front gewesen, hat alle Generale gesehen, die höchsten inbegriffen, und Männer jeden Ranges vom Höchsten bis zum Niedrigsten, und er kehrt mit der Botschaft zurück: „Seid guter Hoffnung; es geht uns gut.“ Private Nachrichten bestätigen den sehr erfreulichen Bericht. Wir müssen uns alle der Ängste der ersten Rückzugstage erinnern, unserer Hoffnungen und Befürchtungen, des Schwankens unseres Vertrauens und unseres zunehmenden Glaubens, als ein

erfolgreicher Widerstand immer sichtbarer wurde. Wir haben erneut den Beweis eines unerschütterlichen Widerstandes und einer unbesiegbaren Front. Ich gehe einen Schritt weiter. Der Sinn des erfolgreichen Widerstandes wird durch die Erkenntnis von der Bedeutung des Angriffs verstärkt. Die ernste Freude, die die Krieger alter Zeiten spürten, mag in unsern Adern pulsieren, wenn wir die Bedeutung des furchtbaren Ringens erkennen. Ein grossmütiger Streiter würdigt seinen Feind. Dürfen wir nicht den Patriotismus, die Hingebung und die Aufopferung anerkennen und sogar bewundern, die im Grunde Division um Division belebt haben muss, als Welle auf Welle niederbrach? Was auch der schliessliche Ausgang des Krieges sein mag, der Historiker der Zukunft muss, nicht ohne innere Bewegung, den Wagemut, die militärische Leitung, sogar die Erfolge des Feindes zusammen mit der ungebrochenen Elastizizät und Standhaftigkeit des Widerstandes der Alliierten anerkennen. Wir sind unbesiegt und unbesiegbar beide.

Keine Seite kann überwältigt werden. Wir können nicht vernichtet werden. Können die Deutschen nicht den Anspruch machen, dasselbe von sich bewiesen zu haben? Berlin ist unerreichbar. Wollen wir nicht zugeben, was wir jeder einzeln fühlen, dass weder Mangel in Deutschland noch das Wachsen der amerikanischen Hilfe den Erfolg haben wird, die Deutschen hinter den Rhein zurückzutreiben? Wenn wir unsern Standpunkt von den Grundtatsachen dieser Stunden ableiten, ist die Frage unausweichlich: Zu welchem Zweck müssen wir fortfahren, die Jugend- und Mannesblüte Europas — ja, seine Zivilisation und sein Christentum zu opfern? Wenn ein Weg der Verständigung oder der Beendigung gebahnt wird — und das muss geschehen nach der Hemmung des Kampfes — müssen wir es unentwegt ablehnen, ihn zu gehen? Können wir uns weigern, ihn bis zu seinen Tiefen zu sondieren? Müssen wir damit beginnen, jede Annäherung als unaufrichtig, jedes Angebot als eine verräterische Falle zu brandmarken?

Ich fälle kein Urteil wegen der Gelegenheiten, die verpasst worden sind. Sie waren anscheinend einem halben Dutzend Menschen bekannt und sind vielleicht durch ein Triumphirat verworfen worden. Ich bezweifle nicht die Ehrlichkeit, ich verurteile nicht die Usurpation solcher Macht, die ungeheuer war wie die Verantwortung derjenigen, die ein dauerndes rücksichtsloses „Nein" erzwangen. Man wird ihre Weisheit bezweifeln dürfen. Die Diplomatie, die Friedensfühler ausstreckt, muss natürlicherweise privater, ja geheimer Natur sein. Die schreckliche Verantwortung der Entscheidung muss auf wenigen liegen, sogar auf ganz wenigen. Aber war es weise? Fühlen wir nicht, dass an Stelle einer ungeeigneten Abweisung die Antwort hätte lauten sollen: „Das Angebot ist ein partielles und separates; wir wünschen ebenfalls kein zweckloses Morden; aber wir haben Verbündete, und ein wirklicher Frieden muss alle berücksichtigen?" Das Angebot müsste daraufhin erweitert oder preisgegeben worden sein. Stück für Stück hätten wir dann erfahren können, inwieweit es ehrlich gemeint und nicht Betrug war.

Ohne weiter über das Vergangene zu sprechen, müssen wir uns doch fragen: wenn eine neue Gelegenheit sich bieten sollte — alle fühlen, dass sie wahrscheinlich nahe ist —, sollten wir dann nicht besser vorbereitet sein und beweisen, dass auch wir bereit sind, einen wirklich gerechten und versöhnenden Frieden zu begrüssen, indem wir aus einem unvollkommenen ersten Schritt etwas Vollkommeneres machen, das wirklich etwas Greifbares, Festes sein müsste.

Man wird einwenden, dass die Geschichte der letzten sechs Monate die Unaufrichtigkeit des zurückgewiesenen Angebots beweise. Bevor wir diese Frage beantworten, wollen wir uns selbst genauer prüfen. Dieses Vorgehen mag vielleicht auch die Psychologie des Gegners ein wenig erhellen. Ist es nicht wahr, dass der Krieg, der Geist der Schlacht, uns alle beherrscht hat? Wenn wir uns auf einen grossen Schlag vorbereiteten, wenn wir Fortschritte machten, wurde der Gedanke an Frieden still beiseite gesetzt, weil der Sieg vor uns erschimmerte. Wenn wir zurückgeworfen oder aufgehalten wurden, hat man den Friedensgedanken unterdrückt, weil man ihn als Bekenntnis der Niederlage aufgefasst hätte. Ebenso in Deutschland. Die Reichstagsmajorität, sogar die Sozialdemokraten, suspendierten

die Juliresolution, wenn sie sie nicht ganz aufgaben, sobald das Heer den Frieden durch den Sieg der Waffen versprach oder zu versprechen schien. Die Resolution wurde nie ungültig erklärt; sie gewinnt wieder an Macht, in dem Masse als dieser Sieg der Waffen sich als Irrtum, als Täuschung erweist. Wir sehen uns so ähnlich, einer dem andern. Die Sozialdemokraten und die Labour Party, die Nationalliberalen und die Liberalimperialisten, die Junker und die unbeugsamen Nachkommen einer Tradition siegreicher Herrschaft hier sind einer des andern Gegenstück und Konterfei. Es ist Zeit für die Weisen, für die Erwählten, für die Männer von Verstand und Gewissen aller Klassen, sich zu erheben und uns aus dem unnützen Morden der Gegenwart und dem ewigen Krieg und Hass hinauszuleiten.

* * *

Bekanntlich haben vor dem Kriege auch die deutschen Staatsmänner Sir Edward Grey als den „Friedensmacher Europas" anerkannt. Der geistvolle und angesehene englische Publizist A. G. Gardiner richtet an den in England bei allen Parteien hochangesehenen Staatsmann, dessen Autorität als ehrlichen Friedensfreund nun durch die Publikation Lichnowskys auch im Auslande wieder hergestellt worden sei, die Aufforderung, die geistige Führung Europas auf dem Wege zum allgemeinen Völkerbunde mit Abrüstung und Schiedsgericht zu übernehmen. Die Welt habe nur die Wahl zwischen dem dauernden Friedensbund und einem Zeitalter entsetzlicher Rüstungen und Kriege. Gardiner fährt fort:

Ich spreche diese Gedanken hier nicht aus, weil Sie sich nicht selbst Rechenschaft geben könnten über die Wahl, vor der die Welt steht. Ich richte mich an Sie, weil ich glaube, dass Sie diese Wahl tiefer und stärker empfinden als jeder andere Staatsmann Europas und weil die Hauptsünde in der Kriegführung der Alliierten gewesen ist, dass sie den Fehler begangen haben, über das moralische Ziel der Welt, unserm eigenen Volk, den neutralen und den feindlichen Völkern gegenüber — zu schweigen. Wir haben eine erhabene Sache, aber unsere Staatsmänner haben sie verraten und sie auf das Niveau des Feindes hinabgezerrt. Unter den offiziellen Wortführern der Alliierten hat allein Präsident Wilson das einzige Kriegsziel, das wichtig ist, die Abschaffung des Krieges selbst und die Befreiung der Menschheit aus ihrer Knechtschaft, fest und unerschütterlich im Auge behalten. Bei den andern suchen wir vergebens nach Erleuchtung, Führung oder auch nur nach Verständnis. Da ist kein Versuch gemacht worden, den Geist Europas zu überzeugen, dass wir für eine neue Weltordnung kämpfen. Vor uns haben wir das Schauspiel des französischen Premiers, der den Gedanken des Völkerbundes verspottet, den zu erfüllen Amerika in den Krieg getreten ist, und die britischen Minister, die ihn mit oberflächlichem Lob belasten, was noch schlimmer ist als offene Opposition. Das Kriegsgeschrei, das ertönt, hat den Ton eines Preisringens oder eines Hundekampfes, und die Kosten für die Kriegszielpropaganda waren mehr als verschwendet, weil wir keine Kriegsziele zu verbreiten haben.

Dieser Bankerott der moralischen Absichten spiegelt sich in der fatalen Politik, die verfolgt wurde, wieder. Kaiser Karls Friedensangebot wurde nicht zurückgewiesen, weil unsere Kriegsziele mit hohen Dingen zu tun hatten, sondern weil sie mit niederen Dingen zu tun hatten. Und die gleiche Gier bei den territorialen Fragen und dieselbe Gleichgültigkeit für die Interessen der Menschheit, welche diese Episode null und nichtig machte, führte dazu, Kerenskys verzweifelten Appell an die Alliierten unbeantwortet zu lassen, in welchem er sie aufforderte, ihre Kriegsziele so auszudrücken, dass sie Imperialismus und Eroberungen ausschlossen und ihm ermöglichten, die Gewalt über die revolutionäre Bewegung beizubehalten. Österreich wurde an Deutschland zurückverwiesen und Russland liess man wie eine reife Frucht in die gleiche Hand fallen. Das ist noch nicht alles. Die demokratischen Bewegungen gegen den militärischen Despotismus in den feindlichen Ländern sind entmutigt und gelähmt worden, indem die Alliierten es versäumten, auf diese Freiheitsbewegung entgegenkommend zu antworten.

Wenn der Krieg von dieser Tragödie der Irrungen und niederer Absichten erlöst, und wenn der zu schaffende Friede der Welt eine Hoffnung für die Zukunft geben soll, muss Europa eine Stimme finden, die Präsident Wilsons Stimme auf der andern Seite des Atlantischen Ozeans wiederholt und unsere Sache auf die Höhe der grossen Streitfrage erhebt. Die Nationen gehen zugrunde aus Mangel an geistiger Führung, und in der allgemeinen Verzweiflung wenden sich die Gedanken der Menschen zu Ihnen als ihrem Inspirator. Sie können nicht, wie sehr Sie es auch wünschen mögen, noch lange Zuschauer dieser unaussprechlichen Tragödie sein. In oder ausser Amt, es ist an Ihnen, mit der Autorität Ihrer Vergangenheit und Ihres Charakters und mit Ihrem unbestrittenen Einfluss auf den Geist der Menschen in allen Ländern, sehr befestigt durch das Zeugnis des Prinzen Lychnowsky über Ihre uneigennützigen Kriegsziele — es ist an Ihnen, der Tragödie neue Motive und Ziele zu geben und aus der Finsternis dieses verwüsteten Europas hinauszuleiten. Ich weiss, dass die kleineren Kritiker von den Geheimverträgen sprechen werden, bei denen Ihre Hand im Spiele war. Aber ich bin dessen gewiss, dass diese Dinge nicht Ihrer tiefsten Überzeugung Ausdruck darstellten, sondern zu den alten Auffassungen gehörten, in die Sie wie alle andern verwickelt waren. Aber Sie haben die Erkenntnis der neuen Auffassung, die feste Überzeugung, dass kein anderes Mittel die Wunden der Welt heilen wird. Und es wird Ihre Aufgabe sein, die Menschen auf den Weg des dauerhaften Friedens zu geleiten, mit der gleichen hohen Absicht, mit welcher Sie vor fast vier Jahren, mit unendlichem Schmerz, aber mit festem Entschluss unsere Nation auf den Weg des Krieges geleitet haben.

* * *

Im „Populaire" (24. V.) schreibt Pressemane, anlässlich der Rede Balfours: Vor drei Jahren schon haben wir Minoritätssozialisten gemahnt:

„Verschliesst doch nicht so beharrlich eure Ohren den Friedensgerüchten; jeder Friedensstimme sollte man aufmerksames Gehör schenken." Jetzt sagt selbst Balfour: Ich weigere mich nicht darauf zu hören; und ein Lord Cecil behauptet, dass jedes Friedensangebot geprüft werden soll; vollends Präsident Wilson versichert: ich bin zu Verhandlungen immer bereit. So bleibt nur noch die Frage, was denn die Männer dazu denken, die heute in Frankreich herrschen.

Schon in meinem letzten Artikel habe ich mir erlaubt sie einzuladen, sich über die wirkliche Stimmung der Geister zu informieren.

Heute wiederhole ich meine Aufforderung. Mit Unrecht nehmen unsere Herrschenden das Gerede der Zeitungen für die wirkliche öffentliche Meinung und das erzwungene Schweigen des Landes für eine Billigung ihrer Politik. Ich hoffe, dass die Berichte, welche aus den verschiedenen Teilen des Landes dem Präsidenten der Republik zugesendet werden, ihm die Wahrheit sagen. Möge er andererseits bedenken — — ***(Zensurlücke von zwei Zeilen.)***

Das könnte für Frankreich und den Präsidenten nur nützlich sein. Auch Clemenceau möge nur ja überzeugt sein, dass seine Weihrauschschwinger ihn betrügen, wenn sie ihm versichern, das ganze Land stehe hinter ihm. Ja, das könnte sein, aber unter einer Voraussetzung: er müsste mit der Festigkeit seines Kriegswillens auch die Aufrichtigkeit der Sehnsucht nach dem Frieden verbinden.

* * *

In der „Oeuvre" (13. V.) schreibt *Gustave Téry;*

So sehr ich mir auch Mühe gebe, so kann ich es doch nicht verstehen, wieso und warum unsere Soldaten „demoralisiert" werden, wenn sie etwa erfahren, dass während sie im Kampfe stehen, die Nicht-Kämpfer alles Mögliche tun, um das Ende des Krieges zu beschleunigen — natürlich ein Ende unter den besten Bedingungen.

Ich bilde mir im Gegenteile ein, wenn irgend etwas den Mut unserer Verteidiger lähmen könnte, dies gerade die Vorstellung sein müsste, dass das Hinterland Nichts tut, um Ihre Prüfungen abzukürzen. Nehmen wir an, dass unsere Soldaten in der Atempause zwischen zwei Angriffen sich sagen müssten: Da unten, hinter uns, sitzen haufenweise diese braven Kriegsapostel, die sichs ganz gut gehen lassen. Was braucht denen viel an der Beendigung des Krieges zu liegen! So tun sie denn auch absichtlich das Ihrige dazu, um jede Gelegenheit zum Abschluss eines vorteilhaften Friedens ungenützt vorübergehen zu lassen! Ja, wenn unsere Kämpfer sich das sagen müssten, dann verstehe ich wohl, dass sie „demoralisiert" werden könnten!

Zu unserem grossen Glück aber können sie Derartiges nicht behaupten. Erstens, weil man keine Gelegenheit hat vorübergehen lassen. Der Beweis: Herr Barthou sagt es selber; er hat es auch von der Kommission für auswärtige Angelegenheiten bekräftigen lassen, allerdings nur mit einer Mehrheit von 16 gegen 11 Stimmen. Zweitens aber, weil fast alle Franzosen, wie unsere Soldaten genau wissen, sich noch etwas gesunden Menschenverstand bewahrt haben, und folglich „Pazifisten" sind, etwa in unserer Manier, die in den einfachen Worten enthalten ist: „Machen wir den Frieden so bald und so gut als möglich."

Offenbar trennen uns noch einige Hindernisse von diesem Ziele, aber eines der ernstesten ist vielleicht die krankhafte Furcht vor dem Frieden, welche so viele brave Journalisten zu empfinden scheinen. Und wenn sie nur Angst hatten vor einem verfrühten oder überstürzten, oder vor dem unechten Frieden, oder vor dem weissen Frieden, oder vor dem hinkenden oder vor dem schmählichen! Zu solcher Vorsicht könnte man sie doch nur beglückwünschen. Aber schliesslich sieht es schon gerade so aus, als ob ihnen jeder Friede Angst machte, welcher es auch sei.

Man wird uns sicherlich zugeben, dass nach den vielen Jahren dieser schrecklichen Wirren der Friede nicht ganz von selbst kommen kann. Und wir sind an den Krieg schon so sehr gewöhnt, dass der Friedenszustand uns jedenfalls als ein Umsturz aller Dinge erscheinen wird. Aber deshalb dürfen wir doch nicht eine solche Angst davor haben. Der Friede mag uns anfangs noch so viele Störungen, Schwierigkeiten und Gefahren bringen, schliesslich wird man sich doch an den seltsamen Gast gewöhnen müssen. Vielleicht werden dann ein paar Kriegslieferanten bei der Erinnerung an die Tage, die wir jetzt leben müssen — wenn man das leben nennen kann — voll Sehnsucht seufzen: Ah, was waren das für schöne Zeiten! — Aber die Mehrzahl der Menschen wird, alles in allem genommen finden, dass doch der Frieden auch sein Gutes hat, vielleicht mehr als der Krieg, trotz aller Heldenworte eines Moltke oder unseres Capus.

* * *

Die nachfolgende Aeusserung Marcel Sembats in „L'Humanité" *ist zwar schon am 28. April erfolgt, hat aber seither durch die deutsche Offensive nur an Aktualität gewonnen.*

Wenn die gegenseitige Offensive ausgetobt haben wird und eine Erschöpfungspause eintritt, dann wird für die Verbündeten der psychologische Moment gekommen sein, der ausgenützt werden muss, bevor noch die deutsche Militärpartei die Volksseele zur Erneuerung der Offensive aufpeitschen kann. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden vom Gegner in jenem Zeitpunkt Verhandlungen angebahnt werden. Sein Angebot wird sicherlich nicht allen unseren Wünschen entsprechen. Aber wenn es auch nur einen halbwegs annehmbaren Ausgangspunkt für Friedensverhandlungen bietet, dürfen wir nicht die alten Fehler erneuern und jede Verhandlung ablehnen. Benützen wir diesmal den günstigen Augenblick! Diese Hoffnung ist es, die unsere Soldaten aufrecht erhält und anfeuert. Sie opfern ihr Leben, um unsere Feinde zum Frieden zu zwingen und uns die Möglichkeit zu sichern, ihm einen gerechten Inhalt zu geben. Die beste Belohnung, die wir ihrer

Tapferkeit schulden, ist, dass wir auch unsererseits uns hüten, die Frucht ihrer Heldentaten mutwillig zu verlieren. Wir dürfen nicht noch einmal die Gelegenheit versäumen, welche sie uns durch ihren Opfermut erringen werden.

* * *

Wie richtig Marcel Sembat die Stimmung der Deutschen eingeschätzt hat, geht aus ihrer Presse hervor. Diesmal ist es auffallenderweise die konservative „Kreuzzeitung",welche von der deutschen Regierung eine „Friedensoffensive" verlangt:

Wir hätten jetzt einen der günstigsten Augenblicke, mit einem kühlen, aber scharfen Kampf für den Frieden uns alle Vorteile der Vorhand zu sichern ... Die letzten Reden der englischen Staatsmänner mit ihrer Behauptung, dass sie unsere Forderungen nicht kennen, aber stets bereit seien, ernsthafte Angebote zu prüfen, fordern diesen Kampf heraus, und die Angst, die die feindliche Presse bei der Besprechung der angeblich deutschen Friedensoffensive gezeigt hat, stärkt den Glauben an ihren Erfolg. Es bedeutet für uns eine Stärkung, wenn den feindlichen Staatsmännern durch die Bekanntgabe unserer wesentlichsten Kriegsziele der Trumpf deutscher Zweideutigkeit genommen wird, und sie samt ihrer Presse gezwungen werden, sich vor den Augen der Welt mit unseren Forderungen sachlich auseinanderzusetzen ...

Die Formulierung dieser Forderungen ist leicht und ihre Berechtigung einleuchtend, wenn sie herausgearbeitet werden auf den notwendigen Grundlagen der uns zustehenden ungestörten Zukunftsexistenz und nicht aus den jeweiligen Ergebnissen der Kampfhandlungen , oder, was noch schlimmer ist, aus der zaghaften Rücksichtnahme auf die Jongleurkünste der feindlichen Phraseologie. Unser eigener Vorteil verbietet uns andere Forderungen zu stellen als die Sicherung unserer Lebensinteressen und die glatte Beseitigung der Kriegsschäden verlangen. Wir können nach dem Kriege nicht allein leben; denn unser Tätigkeitsfeld ist die Welt, und daher wollen wir eine Verständigung, die unsern Forderungen gerecht wird. Wer uns diese Forderungen versagt, der will die Zertrümmerung Deutschlands, denn er vernichtet die Grundlagen der deutschen Existenz ...

* * *

Dazu bemerkt die „Frankfurter Zeitung" (3. Juni):

... Das leuchtet uns alles durchaus ein, nur ist es nicht neu. Bisher aber wurden solche Gedanken fast als landesverräterisch gebrandmarkt, und es gibt kaum eine Beschimpfung, die uns von den alldeutschen Blättern erspart worden ist, weil wir im letzten Sommer und Winter mit diesen und ähnlichen Gründen für einen Verständigungsfrieden eingetreten sind. ...

Freilich ganz sicher wird man nicht darüber, ob mit dieser Friedensoffensive wirklich eine möglichst rasche Herbeiführung des Friedens erstrebt wird, oder ob sie nur dazu dienen soll, die militärische Kriegführung agitatorisch zu unterstützen ...

Aber wie der Vorschlag auch gemeint sein mag, das Wesentliche an ihm erscheint uns die grundsätzliche Anerkennung zu sein, dass wir eine Verständigung wollen, weil wir nach dem Kriege nicht allein leben können und weil unser Tätigkeitsfeld die Welt ist. Damit ist das Problem, das in dem Verhältnis Deutschlands zu England liegt, richtig wiedergegeben. Zwei Mächte wie diese können einander weder vernichten noch ausschalten, noch aneinander vorbeigehen. Das Ende, ob es nun bald oder später, ob es gleich mit dem Aufhören des Krieges oder eine Anzahl Jahre nachher kommt, wie einst mit dem Verhältnis mit Österreich, wird ein vernünftiger Ausgleich sein müssen, der beiden Mächten ihr Recht und die Möglichkeit zur Entfaltung ihrer Kräfte lässt und ein Zusammenleben nach dem

Kriege möglich macht. Darin liegt wahrhaftig kein Preisgeben deutscher Interessen, vielmehr ist es gerade eine der stärksten deutschen Notwendigkeiten und die sicherste Gewähr der deutschen Zukunft, eine ihrer grössten Gefährdungen durch einen Ausgleich aus der Welt zu schaffen. Schreitet diese Erkenntnis in Deutschland fort, und fangen selbst Kreise an, sich zu ihr zu bekennen, die bisher ganz andere Lehren verkündeten, so begrüssen wir das, weil es der deutschen Regierung ihre Aufgabe, die in der vernünftigen Abwägung des Notwendigen und Möglichen liegt, erleichtert. Hat man aber diese Einsicht, so müssen daraus auch die vernunftgemässen Folgerungen gezogen werden . . . .

* * *

Wie stark in neutralen Ländern die Entschlossenheit zur Förderung einer internationalen Rechtsordnung gegenüber der früheren Lauheit gewachsen ist, zeigen die folgenden Nachrichten. *(Vgl. auch über Holland S. 263 dieses Heftes.)*

Einem Beschlusse zufolge, welcher auf der letzten Ministerkonferenz der drei skandinavischen Länder im November 1917 in Kristiania gefasst wurde, hat man in Skandinavien die vorbereitende Arbeit zur Hand genommen, um die gemeinsamen Interessen der neutralen Länder am Ende des Krieges und nach dem Friedensschluss zu wahren.

Die drei in Betracht kommenden Regierungen haben je eine Kommission ernannt, welche das Material, das zu diesem Zwecke einlaufen wird, zu prüfen und zu verarbeiten hat. Diese drei Kommissionen hielten in Kopenhagen eine gemeinschaftliche und provisorische Konferenz ab über die Organisation der vorzunehmenden Arbeit. Die Kommissionen sind wie folgt zusammengestellt:

Dänemark: die Herren Herluf Zahle und Clan, beide Abteilungschefs beim Auswärtigen Amt, und Herr J. Neergaard, ehemaliger Ministerpräsident;

Norwegen: Dr. Hagerup, norwegischer Gesandter in Stockholm, Herr Joachim Grieg, Konsul und Reeder, und Herr Chr. L. Lange, Generalsekretär der interparlamentarischen Union;

Schweden: Baron Max von Württemberg, Mitglied des Hohen Rats, Baron Th. Adelswärd, ehemaliger Finanzminister, und Herr Ewerlof, Generalsekretär des Auswärtigen Amtes.

* * *

Im schweizerischen Nationalrat hat Bundespräsident Calonder am 6. Juni sich folgendermassen zugunsten eines künftigen Völkerbundes geäussert:

Kein Volk kann sich lebhafter einer solchen Bestrebung annehmen als die demokratische Schweiz. Für die kleinen Staaten ist die internationale Rechtsordnung eine Notwendigkeit. Gerade die kleinen Staaten sind darauf angewiesen; denn es besteht die Gefahr, dass die internationale Rechtlosigkeit von den grossen Staaten ausgenützt wird, um die Kleinen zu unterdrücken. Es steht für die Schweiz viel zu viel auf dem Spiel. Deshalb müssen wir alles tun zur Lösung dieses Problems.

□□□

Estland und die estnische Frage.*)

Von M. MARTNA und K. MENNING.

In der letzten Zeit ist die Frage nach dem Schicksal Estlands ganz ausserordentlich in den Vordergrund des politischen Interesses getreten. Es ist das durch die besondere geographische Lage Estlands zu erklären, die es zum „Fenster Russlands“ nach dem Westen, zum Wege an die Ostsee macht, gleichzeitig aber durch den Brest-Litowsker Frieden zum direkten Nachbarn Deutschlands, wenigstens zum Nachbarn der absoluten deutschen Einflusssphäre. Aus diesem geographischen Janusgesicht Estlands resultieren auch die beiden grossen politischen Hauptströmungen in Deutschland betreffs der Zukunft dieses Landes. Die eine — die annexionistische — erstrebt, Hand in Hand mit den führenden Kreisen der baltischen Deutschen, einen engen Anschluss Estlands (zusammen mit Kurland und Livland) an Deutschland, formal durch eine Personalunion des Königs von Preussen, real durch eine Militär-, Verkehrs-, Münz- und Zolleinheit. Die andere Hauptströmung sieht in dieser Kombination eine ernste Gefahr steter Konflikte mit Russland und unterstützt Russlands Ansprüche auf Estland.

Es muss nun leider festgestellt werden, dass beide Teile über die Wünsche der Bevölkerung Estlands ausserordentlich schlecht orientiert sind. Von der einen Seite kann man wohl auch sagen, dass sie sich wenig daran kehrt, welche Wünsche die Bevölkerung hat.

Der Zweck dieser Zeilen ist nun, Fernerstehenden einige Aufklärung zu bieten.

Die grosse Masse der Bevölkerung von Estland tritt für ihre staatliche Selbständigkeit ein. Sie ist nicht leichtfertig dazu gekommen, sondern ihre vitalsten Interessen haben sie dazu geführt. Das Volk kann sich irren in der Existenzmöglichkeit des Landes als selbständiger Staat, aber es irrt sich nicht in den Grundgedanken, die es dazu führen.

Estland, um die Wende des XII. und XIII. Jahrhunderts durch den deutschen Ritterorden nach jahrzehntelangen Kriegen unterworfen, ist in der ganzen Folgezeit ein umworbenes und umkämpftes Gebiet geblieben, das seine Herren mehrfach wechselte, bis es nach dem für Schweden unglücklichen Nordischen Kriege durch den Nystädter Frieden 1721 endgültig an Russland kam. Sowohl in den früheren Epochen, als auch in der russischen haben die Esten als Volk nicht an ihrem Schicksal mitschaffen können, sie waren nur das umstrittene Objekt. In der russischen Periode, deren Einwirkung für die politischen Ausschaungen der Esten die wichtigste ist, hat sich das wenig geändert.

Die Esten haben während der zweihundert Jahre russischer Herrschaft seitens Russlands nichts erlebt, was bei ihnen Sympathien hätte hervorrufen

*) Gerne veröffentlichen wir diese sachlichen Ausführungen; umsomehr als uns Herr Martna — der nach der ersten russischen Revolution ins Exil wandern musste, während des Krieges in Zürich weilte und erst nach der zweiten Revolution heimkehren konnte — als gründlicher Kenner Deutschlands und seines estnischen Vaterlandes bekannt ist. D. Red.

können. Umgekehrt hat die russische Reaktion alle derartigen Empfindungen im Keime getötet. Dazu kam der unglückselige Krieg mit seinem Elend. Wie ein willenloses Schlachtopfer musste das estnische Volk alle Lasten des Krieges mit auf sich nehmen, seine lebenskräftigsten Söhne einem System hingeben, das es im tiefsten Herzen hassen musste. Dazu noch die jahrelange militärische Besetzung des Landes durch russische Truppen, die im wahren Sinne des Wortes zu einer Brandschatzung ausartete und das Volk mit Abscheu erfüllte. Der Druck der russischen Reaktion, ihre russifikatorischen Praktiken schnitten dem Volk derart ins Fleisch, dass es einer Selbstverleugnung gleich käme, wenn es davon nicht loszukommen trachtete. Dazu noch die Unsicherheit der Zukunft des Landes!

Trotzdem ist aber die Kombination einer Angliederung Estlands an Deutschland als unglücklich anzusehen. Diese würde in Russland unfehlbar eine Revanchepolitik heraufbeschwören, die nicht nur Estland, sondern der Welt unberechenbares Unheil bedeuten würde. Für das estnische Volk speziell würde ein Kampf zwischen beiden grossen Nationen auf Estlands Boden die völlige Vernichtung bedeuten. Aber auch abgesehen von dieser letzten, vielleicht fernen Perspektive, ergeben sich aus dem Plan der Vereinigung Estlands mit Deutschland für die Esten Erwägungen, die denselben unannehmbar machen.

Eine Angliederung Estlands an Deutschland würde eine derartige Stärkung des baltischen Deutschtums bedeuten, sowohl politisch, national wie auch wirtschaftlich, dass das durch das schwere russische Regime in seiner Widerstandskraft geschwächte estnisehe Volk für seine kulturelle und völkische Zukunft fürchten müsste.

Sie würde aber auch eine schwere Verletzung des estnischen Volksbewusstseins bedeuten, das durch das von allen Staaten während des Krieges anerkannte Selbstbestimmungsrecht der Völker erstarkt, ein derartiges Übergewicht der verschwindend kleinen baltisch-deutschen Minorität als schwersten Schlag empfinden würde.

Zum besseren Verständnis einige Worte über Land und Bevölkerung.

Das Baltikum — die drei Provinzen Estland, Livland und Kurland — wird nördlich von Esten, südlich von Letten, welche durch eine scharfe ethnographische Grenze in Mittellivand getrennt sind, bewohnt. Estland und Nordlivland nebst den Ostseeinseln an der Küste Estlands bilden das Territorium der Esten, etwa 45,000 km^2 gross (also etwas grösser als z. B. Holland oder Dänemark), während die Letten Südlivland und Kurland bewohnen. Sprachlich sind beide Völker einander vollständig fremd. Das Estnische gehört zu der finnisch-ugrischen Sprachenfamilie, während das Lettische zu den slavischen Sprachen gezählt wird. Esten und Finnen sind nahverwandte Stämme. Beider Stammesverwandtschaft zu den Magyaren ist entfernteren Grades.

Aus Gründen der administrativen Einheitlichkeit usw. wünschten die Esten und Letten längst eine Zweiteilung der drei Provinzen, so wie man im Volksmunde auch nur von E s t l a n d und L e t t l a n d im Sinne des nationalen Charakters beider Hälften der drei Provinzen spricht. Aber der Adel stand „aus historischen Gründen“ dagegen. Gleich nach der Revolution wurde nun dieser Wunsch erfüllt. Auf Drängen der Esten gab die temporäre Regierung Russlands Estland durch ein diesbezügliches Spezialgesetz vom 12. April 1917 eine weitgehende Autonomie und vereinigte gleichzeitig die bisher getrennt verwalteten Gebiete in ein Gesamt-Estland. Diese Amtshandlung betrifft

also nicht nur das frühere Gouvernement Estland, sondern auch Nordlivland und die Inseln.

Die Bevölkerung dieses Gebietes wird mit etwa 1½ Millionen angenommen. Genaue Daten liegen leider nicht vor, denn die letzte allgemeine Volkszählung fand bereits vor zwanzig Jahren statt. Die Zahl der in Estland wohnenden Esten schätzt man auf ca. 1,4 Millionen, während ca. 400,000 in Russland in vielen Ackerbaukolonien zerstreut leben. Von der Gesamtbevölkerung Estlands bilden die Esten über 90%, während die deutschsprachliche Bevölkerung ca. 3—4% ausmacht.*)

In Südlivland, besonders aber in Kurland, ist die Zahl der Deutschen etwas grösser. Der Adel bildet von der Gesamtbevölkerung etwa 0,5 %.

Diesem Adel aber — repräsentiert durch ungefähr 200 Familien — gehören etwa 65% des gesamten Bodens ,und die Folge davon ist, dass gegen 80% Esten landlose Arbeiter sind, so dass in den letzten zehn Jahren etwa 300,000 landhungrige Esten nach Russland auswanderten. In diesem Missverhältnis zwischen der Zahl und der Macht des Adels, das durch eine grosse Zahl mittelalterlicher Privilegien noch vergrössert wird, lag und liegt nun der Schwerpunkt der Gegensätze zwischen dem estnischen Volk und der deutschen Oberklasse. In der Vereinigung Estlands mit Deutschland sehen die Esten nicht nur den ungerechten nationalen Sieg der fünfprozentigen baltischen Deutschen, sie sehen darin auch den wirtschaftlichen und noch ungerechteren Sieg des einhalbprozentigen baltischen Adels, was die unumgänglich nötige Agrarreform in eine unbekannte Ferne rückt. Aber noch Schlimmeres befürchten die Esten. Es sind von baltischdeutscher Seite gewichtige Stimmen laut geworden, die eine Germanisierung des Landes unter Verdrängung der Esten zum zukünftigen reichsdeutschen Programm in Estland erklärt haben. Und um so mehr muss das Misstrauen der Esten erwachen, als das Auftreten des Adels während der Revolution eine solche Stellungnahme nicht erwarten liess.

Das Autonomiegesetz vom 12. April bedeutete die Hinwegräumung der politischen Vorrechte des Adels. Auf Grund allgemeiner und gleicher Wahlen erhielt das Land eine demokratische Volksvertretung, die am 14. Juli v. J. ihre Arbeiten in Reval aufnahm und sofort eine demokratische Landesregierung bestellte. Die ritterschaftlichen Verwaltungsinstitutionen des Adels übergaben ihre Obliegenheiten und Funktionen verwaltungsrechtlicher Natur der demokratischen Landesregierung und ihren Institutionen. Und sie taten das widerspruchslos, hatten doch die Vertreter des Adels an der Ausarbeitung des Autonomiegesetzes selbst mitgewirkt. Die Notwendigkeit der geschichtlichen Neuordnung, die lange genug auf sich hatte warten lassen, schien auch dem Adel jetzt so gebieterisch unabwendbar, dass er sich ohne Widerstand ergab.

---

* Die allgemeine Volkszählung vom Jahre 1897 ergab im Gouvernement Estland 1 603 700 und in Livland — einschliesslich Riga mit 65 332 Deutschen — 98 573 Deutsche. Um die Zahl der Deutschen in Nordlivland zu erhalten, ist die deutsche Einwohnerschaft von Riga von der allgemeinen Zahl abzuziehen und der Rest auf Süd- und Nordlivland zu teilen. Wir erhalten für Nordlivland also die Zahl von 16 630; mit Gouv. Estland zusammen 32 667 Deutschredende. Die Zahl der deutschredenden Einwohner hat sich seit 1897 kaum vermehrt, sondern im Gegenteil, sie verringert sich eher Jahr für Jahr. Die Berichte der Geistlichen deutscher Gemeinden ergehen sich Jahr für Jahr in Klagen über den augenscheinlichen Rückgang der deutschredenden Bevölkerung.

Unter dieser Voraussetzung, dass das Estenvolk sich mit dem baltischen Deutschtum nicht mehr in einem unversöhnlichen, prinzipiellen Gegensatz fühlte, sondern durch die revolutionäre Neuordnung an eine gegenseitige Annäherung glaubte, entwickelte sich nun, durch die politischen Verhältnisse in Russland geradezu gestossen, die Idee der selbständigen Staatlichkeit Estlands.

Der auf Grund des Autonomiegesetzes am 5. Juni gewählte allgemeine demokratische Landtag, zu dem auch Vertreter der völkischen Minoritäten der Deutschen und Schweden gehörten, begann die Arbeit des Ausbauens der temporären Landesverfassung und Landesverwaltung, die durch die einzuberufende Estnische konstituierende Versammlung ihre endgültige Festlegung erhalten sollte.

Es ist allgemein bekannt, dass diese wichtigen Arbeiten in einer Zeit begonnen und fortgesetzt werden mussten, während deren ganz Russland unter den Geburtswehen des Neuwerdens erzitterte. Es ist darum leicht zu verstehen, dass die revolutionären Kämpfe, die sich in Russland abspielten, in Estland nicht ohne Wirkung verhallen konnten. Die Hauptstadt Estlands — Reval — befand sich unter dem starken Einfluss der örtlichen russischen Sowjets und der russischen Truppen und die revolutionäre Bewegung hatte auch Estland eine bolschewistische Strömung geschenkt. Die neue Landesregierung konnte nicht mit dem Bolschewismus gehen, sie stand zu ihm von Anfang an im Gegensatz. Daher war die Arbeit der demokratischen Volksvertretung sehr erschwert und der bolschewistische Terror zwang schliesslich, die Arbeiten für einige Zeit zu unterbrechen.

Bevor der Landtag seine Sitzungen zeitweilig sistierte, hatte die Entwicklung der Revolution in Russland, die eine völlige Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung, eine vollständige Demoralisierung der Armee bis zu Gewalttaten und kriegerischer Unfähigkeit mit sich brachte, die Anschauung vorbereitet, dass die Verbindung mit Russland Estlands Verderben bedeutet und in seiner letzten Sitzung, am 28. November 1917, proklamierte der Landtag einstimmig — auch die Vertreter der Deutschen und Schweden stimmten dafür — die Selbständigkeit Estlands und übertrug ihre Durchsetzung einem Kollegium, gebildet aus dem Seniorenkonvent des Landtages und der Landesverwaltung, diesem volle Regierungsvollmachten übergebend für die Zeit der Unterbrechung der Session des Landtages.

Der praktischen Durchführung stellten sich zunächst noch unüberwindliche lokale Schwierigkeiten entgegen. Die estnischen Bolschewisten waren gegen eine Selbständigkeit, denn sie stützten sich hauptsächlich auf die Komitees der russischen Truppen. Die estnische Selbständigkeit musste sie dieser Stütze berauben. Wollte man in diesem Augenblick dem Bürgerkriege aus dem Wege gehen, so musste man zunächst noch warten.

Unter der Parole der staatlichen Selbständigkeit trat das Volk im Dezember 1917 in den Wahlkampf für die Estnische Konstituante. Die Bolschewisten wiegten sich in der Hoffnung, die Mehrzahl der Wähler würde sich in den Wahlen gegen die Idee der Selbständigkeit aussprechen. Aber sie täuschten sich. Bis auf wenige Bezirke wurden die Wahlen Anfang Februar vollzogen, 70—75% der Wähler stimmten für die Parteien, die für den Selbständigkeitsgedanken eingetreten waren, und die Bolschewisten verloren viele Stimmen. Infolgedessen inhibierten sie die Restwahlen, um die Zusammenkunft der Estnischen Konstituante nach dem Vorbilde Russlands zu verhindern.

Während des Wahlkampfes — Anfang Januar d. J. — wurde die staatliche Selbständigkeit Estlands von dem dazu bevollmächtigten Organ des Regierungskollegiums, das sich durch Vertreter aller estnischen politischen Parteien, mit Ausnahme der Bolschewisten, ergänzte, öffentlich proklamiert; zugleich wurden Vertreter bestimmt, die den Auftrag erhielten, die ausländischen Regierungen davon in Kenntnis zu setzen und ihre Anerkennung zu erbitten.

Schon der Novemberbeschluss des Landtages hatte, als Voraussetzung der Selbständigkeit Estlands, Neutralität unter internationaler Garantie angenommen. Diesen Beschluss bekräftigten die Brest-Litowsker Friedensbedingungen Deutschlands, welches erklärte, dass Estland nicht in den Bereich seiner Forderungen gehörte und somit waren die Richtlinien für das politische Vorgehen Estlands um Anerkennung seiner Selbständigkeit gegeben.

Gleichzeitig wurden auch Massnahmen getroffen, um das bolschewistische Gewaltregime zu beseitigen. Als dann die russischen Truppen infolge der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk und des Demobilisationsbefehls der russischen Sowjetregierung Estland räumten, verloren die estnischen Bolschewisten ihre Stütze; ihre Macht ward sofort gebrochen, und die demokratische Regierung nahm ihre Funktionen wieder voll auf. Aber die Friedensverhandlungen führten — wie bekannt — nicht sofort zum Friedensvertrag. In der kurzen Zwischenzeit besetzten deutsche Polizeitruppen Estland. Nun geschah das Unerwartete, dass der baltische deutsche Adel, der erst im Januar d. J. durch eine Gesandtschaft in Stockholm der deutschen und russischen Regierung durch deren dortige Vertreter die Bitte um die Selbständigkeit Estlands überreicht hatte, seinen Standpunkt vollständig änderte und für den Anschluss Estlands an Deutschland zu arbeiten anfing, und mit ihm der überwiegende Teil des baltischen deutschen Bürgertums.

In diesen Bestrebungen von der deutschen Militärmacht im Baltikum unterstützt, wurden die ritterschaftlichen Landtage, die durch das Gesetz vom 12. April aufgehoben worden waren, einberufen, die Estnische Regierung wurde ausser Funktion gesetzt, die demokratischen, gewählten Stadtverwaltungen wurden durch ernannte Persönlichkeiten aus den Reihen der deutschen Bürgerschaft ersetzt, auf dem Lande wurden die aus der zaristischen Zeit stammenden Verwaltungsorgane mit Überspringung der demokratisch gewählten restituiert; die estnischen Truppen, die gemäss der Stellung der estnischen Regierung eine neutrale Haltung bei den deutsch-russischen Zusammenstössen einnahmen und sich auf die Herstellung der durch die Bolschewiki verletzten Ordnung und Ruhe beschränkten, wurden desarmiert. Als Gipfelpunkt wurde ein sogenannter „Landesrat" geschaffen, dem die rechtmässige Repräsentation des gesamten Liv- und Estlands zugesprochen wurde und der durch seine Beschlüsse als angeblicher Ausdruck des Volkswillens dann den Weg zur Vereinigung Estlands mit Deutschland endgültig freilegen sollte.

Die nähere Technik der Zusammensetzung dieses „Landesrates" ist nicht bekannt, aber es ist charakteristisch genug, dass unter den 58 Gliedern 16 Vertreter des Adels (3 von der Ritterschaft, 13 von den Landgütern, was nur ein anderer Name für dieselbe Sache ist), 13 Deutsche aus Städten vertreten sind, 4 deutsche Geistliche und ein deutscher Vertreter der Universität Dorpat — zusammen 34 deutsche Vertreter gegenüber 24 Vertretern der Esten resp.

Letten. Die Esten und Letten zusammen bilden eine Bevölkerung von ca. 2,400,000; sie haben im Landesrat, der so überaus wichtige Fragen entscheiden will, auf je 100,000 Köpfe einen Vertreter — ganz abgesehen davon, wie diese Vertreter in den Rat gekommen sind, wer sie dorthin beordert hat — während der Adel, 0,5% von der Gesamtbevölkerung, durch 16 Delegierte und die ganze deutschsprachliche Bevölkerung — in Estland, Livland und Riga zusammen 114,610 Köpfe (1897) — durch 34 Delegierte vertreten ist. Auf der einen Seite ein Vertreter auf je 100,000 Köpfe, auf der anderen Seite dagegen ein Vertreter auf 3370 Köpfe der deutschredenden Bevölkerung!

Das Verfahren des Adels und der von ihm geleiteten baltischen Deutschen in ihrer Majorität ist äusserst bedauernswert. Es lag hier die Möglichkeit einer grosszügigen Versöhnungs- und Verständigungspolitik vor, zu der von den Esten die ersten Schritte schon getan waren. Hatte nämlich schon die durch den Krieg bewirkte ungerechte Unterdrückung des baltischen Deutschtums auf estnischer Seite ehrliches Mitgefühl hervorgerufen, das durch die wachsenden gleichen Leiden zu direktem Verständnis sich vertiefte, so war beim Ausbruch der Revolution der alte Antagonismus derart verschwunden, dass alle Gewalttaten den Deutschen gegenüber, denen Tür und Tor geöffnet waren, unterblieben. Die Politik des Adels während und nach der ersten Revolution (1905) hätte bei der revolutionären Hochflut sehr leicht zur Vergeltung reizen können, die durchaus zu verstehen, wenn auch zu bedauern gewesen wäre. Dazu kam es indes nicht, was jedenfalls dem Ernst und der Reife des estnischen Volkes zuzuschreiben ist. Und als das estnische Volk seine ersten selbständigen Schritte machen konnte, gab es sogleich Beweise, dass es ihm mit der Anerkennung der Rechte der Deutschen Ernst ist.

In dem estnischen Landtag hat der Vertreter der deutschen Bürgerschaft Revals, Herr von Bock, sich stets der deutschen Sprache bedienen können. Und in dem Entwurf zu der Estnischen Verfassung wurde der Grundgedanke gleich von Anfang an festgelegt, dass die nationalen Minoritäten volle kulturelle Freiheit geniessen, eigene Schulen, den freien Gebrauch der eigenen Sprache bei den Behörden und Amtshandlungen etc. haben sollen. Es ist ja fraglos, dass bei dem Vorgehen der baltischen Deutschen der grosse Aufschwung des Nationalgefühls, das erst von dem schweren Drucke der Kriegspolitik befreit war, eine grosse Rolle spielt. Aber ebenso fraglos ist es, dass dieses Vorgehen zum grossen Teil auf egoistischen, materiellen Motiven des Adels beruht.

Es ist an erster Stelle ganz logisch, dass der baltische Adel mit Hilfe der rechten Kreise Deutschlands die bevorzugte Stellung der zarischen Zeit und seine Privilegien zu erhalten hofft. Der unbequemen Kontrolle des deutschen Reichstags versucht man dabei durch Betonung von allerlei „verfassungsmässigen Rechten" zu entgehen. Weiter hofft der baltische Adel bei dem bisherigen Agrarzollsystem des Deutschen Reiches sehr erhebliche Vorteile materieller Natur zu erzielen. Der deutsche Markt wäre seinen Produkten erschlossen und die Korn-, Fleisch- und anderen Preise würden sofort die gleiche Höhe erreichen wie in Deutschland, während die Produktionskosten infolge des billigeren, weil zollfreien Bezuges von Eisen, landwirtschaftlichen Maschinen, Geräten, Düngemitteln etc. sinken würden. Die Grundrente des Grossgrundbesitzers im Baltikum würde also erheblich steigen, was natürlich eine ebenso erhebliche Bodenpreissteigerung hervorrufen würde. Der Boden-

besitz des baltischen Adels würde also eine sehr grosse Wertsteigerung erfahren. Bei der deutschen Bürgerschaft spielt diese eben erwähnte Seite kaum eine Rolle, dafür tritt an ihre Stelle die staatliche Bevorzugung, die ihr in den Kommunen eine leitende Stellung verspricht, trotz ihrer Minorität, wie ja auch das Vorgehen der Militärverwaltung ein Vorspiel zu solcher Ordnung der Dinge ist.

Wenn den Esten auch egoistische Motive ihrer Selbständigkeitsbestrebungen vorgeworfen werden, so trifft das doch nur in dem Sinne zu, dass die Esten, wie anfangs schon betont, ihr Land davor schützen wollen, in einer nicht sehr fernen Zukunft zum Objekt und Schauplatz eines vielleicht noch schrecklicheren Krieges zu werden als der jetzige. Denn es ist doch fraglos, dass das russische Hundertmillionen-Volk nicht einfach verschwindet, sondern sich zu neuer kraftvoller staatlicher Existenz emporringt. Es kann dann einen Abschluss von der Ostsee nicht ertragen, wie ihn ein mit Deutschland vereinigtes Estland bewirken würde. Ohne einen offenen Weg nach der Ostsee kann Russland einfach gar nicht leben. Diese Erkenntnis Peters I. sollte doch zweihundert Jahre nach ihm nicht übersehen werden.

Der Hafen von Petersburg genügt in keiner Weise, da er fast 7 Monate vereist ist. Dagegen stehen die estländischen Häfen Reval-Baltischport auch im Winter offen und galten stets als die Vorhäfen von Petersburg. Zudem würde ja die Angliederung Estlands an Deutschland auch den Zugang zum Finnischen Meerbusen derart unter deutsche Kontrolle bringen, dass Russland das kaum auf die Dauer aushalten könnte. Wenn weiter den Esten ein völkischer Egoismus in ihren politischen Plänen vorgeworfen wird, so wird dieser Vorwurf, soferne er Agressivität anderen Nationalitäten gegenüber bedeutet, hinfällig durch den schon früher erwähnten Beschluss des estnischen Landtages, die kulturellen und nationalen Rechte der völkischen Minoritäten durch die Grundgesetze, im weitgehendsten Masse, von vornherein festzulegen. Dass aber ein Volk, das durch 700 Jahre Leibeigenschaft seine Sprache und seine nationale Eigenart bewahrt hat, das in der kurzen und eingeengten Zeit seiner Freiheit materiell so gediehen, kulturell so fortgeschritten ist, dass sein Prozentsatz der Analphabeten nur 6 beträgt (und selbst diese Zahl ist so hoch, seit die Russifizierung die früher weniger denn 3 Prozent ausmachenden Analphabeten vermehrt), das eine eigene Literatur besitzt, in den Künsten in voller Entwicklung begriffen ist, dass ein solches Volk einen Lebensegoismus hat, das kann ihm doch nicht zum Vorwurf gereichen. Es genügt, an die Stelle der Esten Deutsche zu setzen, und dann die Frage zu stellen, ob die Deutschen in diesem Falle ihre Unterdrückung durch eine fünfprozentige estnische Minorität für richtig halten würden und auf ein politisches Eigenleben verzichten wollten?

Diese Frage berührt auch einen anderen äusserst unglücklichen Punkt der Vereinigung des Baltikums mit Deutschland. Das Projekt will nämlich die Esten und die Letten zu einer Einheit zusammenfassen.

Die Esten sind gegen eine derartige Verkoppelung, nicht aus engen, nationalistischen Gründen. Derartige Gegensätze bestehen nicht. Beide Völker verstehen sich ganz gut. Sie haben beide dieselbe traurige Vergangenheit hinter sich; seit Jahrhunderten haben sie immer die gleichen Widerstände und Hindernisse zu bekämpfen gehabt, die russische Willkür hat sie in gleicher Weise bedrückt. Der gleichartige Kampf und der gleichzeitige schwere Aufstieg aus der härtesten Leibeigenschaft in eine lichtere Zeitepoche hat

viele Berührungspunkte geschaffen und die Völker Seite an Seite gestellt. Nicht nur die politischen, sondern auch die ökonomischen Lebensbedingungen waren mehr oder weniger gleicher Art. Aber dabei bestehen doch die Differenzen völkischer Eigenart, und wie sollten die sprachlichen Schwierigkeiten überwunden werden, wenn diese Völker einen einigen Staat bilden sollen? Denn sprachlich stehen Letten und Esten einander ebenso fremd gegenüber wie z. B. Deutsche und Magyaren! Und da beide Völker territorial völlig für sich leben, und auch keinen natürlichen Anlass haben, eines die Sprache des andern, eines ebenso kleinen Nachbarvolkes zu erlernen, so ist es einfach nicht einzusehen, was unter solchen Umständen aus der staatlichen Gemeinsamkeit werden sollte. Bis zu der Revolution befanden sich die Esten und die Letten in gleicher Weise unter dem Drucke des russischen Bureaukratismus. Beide wurden in gleicher Weise russifiziert, beiden war die offizielle Amtssprache fremd, beide litten darunter unsäglich. Soll nun etwa die deutsche Sprache an die Stelle der russischen treten, die Praxis aber dieselbe bleiben? Sollen die Völker, die der Russifizierungspresse kaum entgangen sind, in eine andere Presse derselben Art gespannt werden? Bei einer Zusammenkoppelung der Esten und Letten bliebe ja kaum etwas anderes übrig, als ihnen die deutsche Sprache als Amtssprache aufzuzwingen! Das würde nichts anderes bedeuten, als dass über 90 Prozent der Bevölkerung, die zur Hälfte estnisch, zur Hälfte lettisch ist, amtlich zur Stummheit verurteilt wären.

Wenn von einer staatlichen Gemeinschaft zwischen Estland und Lettland überhaupt je die Rede sein kann, so könnte nur eine Kombination in Betracht kommen, wie sie zwischen den Schweizerkantonen besteht. Eine solche scheint jedoch bei dem Plan der baltischen Deutschen ausgeschlossen zu sein.

Aus all diesen Gründen und infolge der oben dargelegten politischen Verhältnisse entwickelte sich die Idee eines selbständigen estnischen staatlichen Gebildes geradezu mit zwingender Notwendigkeit. Besonders wirken in dieser Richtung: Auf der einen Seite der Wunsch, die durchaus westeuropäische Kultur des Landes, die speziell deutsches Gepräge aufweist, vor einer eventuellen neuen Russifizierung zu retten, zugleich aber das organische Gedeihen des Landes vor den chaotischen Zuständen Russlands zu schützen, die vielleicht ein grosses Volk überdauern kann, die aber ein kleines verderben; auf der anderen Seite die Notwendigkeit, einer politischen Kombination auszuweichen, die erneute schwere Verwicklungen in ihrem Schosse tragen würde, wie der Anschluss Estlands an Deutschland.

Eine Vorbedingung der Existenz eines selbständigen Estland ist an erster Stelle eine international garantierte Neutralität, in der Art der Schweiz, weiter aber reale Unterlagen, die die Reibungsfläche zwischen den Grossstaaten womöglich verkleinern. Und diese glauben die Esten in der Schaffung freier Verkehrswege Russlands zur Ostsee gefunden zu haben. Estland will absolutes Freihandelsland sein mit freiem, unverzolltem Transitverkehr von und nach Russland. Auf diese Weise würde der Verlust des — für Russland kulturell ja durchaus fremden — Estland für diesen Staat die schärfste Spitze verlieren. Andererseits lässt sich eine solche freie und ungehinderte Durchfuhr russischer und westeuropäischer Waren von und zur Ostsee mit den wirtschaftlichen Interessen Estlands sehr gut vereinigen. Denn Estlands Existenz als selbständiger Staat beruht auf seiner Landwirtschaft, es hat keine Perspektiven für eine grosse, eigene Industrie, für welche die natürlichen

Vorbedingungen fehlen. Estland wird Käufer fremder Industrieerzeugnisse bleiben und es hat ein Interesse daran, diese möglichst billig, d. h. ohne Zölle ins Land zu bekommen. Nur so wird es auch seine eigenen Exportwaren am besten auf den Weltmarkt bringen können. Und auf dieser Basis wird Estland sich mit Russland sehr gut verständigen können, während die Versperrung der Ostsee durch Angliederung Estlands an Deutschland geradezu eine Entfachung der Revanchepolitik bedeuten würde. Es dürfte jedoch nicht im Interesse des deutschen Volkes liegen, Stoff dazu aufzuhäufen. Ein selbständiges neutrales Estland würde auch dazu die beste Brücke bieten, freundnachbarliche Beziehungen zwischen Deutschland und Russland wieder aufleben zu lassen. Es müsste einleuchten, dass diese Beziehungen sich sehr viel schwieriger stellen, wenn Estland zu Deutschland geschlagen wird und somit die Grenzen beider Staaten wieder hart aneinander stossen. Dass dieses vermieden wird, daran ist die ganze zivilisierte Welt interessiert. Nach diesem Kriege wird der Wunsch nach Erleichterung der militärischen Rüstungslasten eine der schreiendsten Notwendigkeiten werden. Daher ist es sehr wichtig, beim Friedensschluss die Zahl der Reibungspunkte nach äusserster Möglichkeit zu verringern. Estland würde aber einen solchen Punkt ergeben, wenn es bei Russland belassen würde, und noch mehr, wenn es an Deutschland angegliedert werden sollte.

Estland hegt die besten Wünsche für das Werden des neuen, demokratischen Russland und hat die feste Zuversicht, mit dem demokratischen Russland in bester Freundschaft leben zu können. Aber das Estenvolk ist gegen eine fernere feste Verbindung mit diesem Staat, unter dessen Ägide es so überaus schwer gelitten hat. Der Wunsch jener Kreise, die Estland bei Russland belassen möchten, ist entschieden gut gemeint. Aber offenbar wissen sie dabei die Wünsche des estnischen Volkes nicht zu berücksichtigen. Das Volk hat zu lange unter „Vormundschaft" gelitten, um aus einem derartigen Zustand nicht entrinnen zu wollen. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker benutzend, will es die Führung seiner Angelegenheiten in die eigene Hand nehmen. Das wird wohl das beste sein.

Der estländische Adel — in einer kurzsichtigen Interessenpolitik befangen — scheint sich darüber wenig Gedanken zu machen, welche Folgen diese Kombination — Estland an Deutschland anzugliedern — für das Land selbst haben müsste! Deutschland, Preussen mag es ja sehr erwünscht sein, z. B. Ostpreussen in Estland zu verteidigen. Aber Estland, das Estenvolk samt den herrlichen Adelsschlössern müsste doch dabei zugrunde gehen! Kann eine solche Perspektive Menschen gefangen nehmen, die von sich gern behaupten, politische Schulung zu besitzen?

Wer aber einwenden möchte, Russland sei ja als angreifende militärische Macht für immer ausgeschaltet, sollte bedenken, dass ein Hindenburg von diesen Dingen eine massgebendere Auffassung haben muss. Dieser verlangt aber gegen dasselbe geschlagene Russland doch eine gutgesicherte Grenze! Nach seiner Meinung ist also Russland auch noch in der Zukunft ein Gegner, mit dem Deutschland immerhin rechnen muss!

Die dem baltischen Adel nahestehende Presse Deutschlands versucht die Selbständigkeitsbestrebungen der Esten als auf englischen Machenschaften beruhend und von den englischen Interessen diktiert zu diskreditieren. Nach dem oben Dargelegten braucht man diese Art politischen Kampfes wohl nur

niedriger zu hängen, ohne dass ein spezielles Zurückweisen dieser Insinuation nötig wäre. Dieselbe Presse müsste ja auch, wenn sie folgerichtig bleiben wollte, die Selbständigkeitsbestrebungen und -kämpfe des Brudervolkes der Esten — der Finnen — ebenso für englische Machenschaften erklären!

Damit aber auch die Lächerlichkeit auf ihre Rechnung komme, berichtet diese Presse von grösseren Landkäufen der Engländer in Estland — eben auf Grund der geheimen politischen Pläne. Da nun aber in Estland nur der Adel, d. i. die deutschtreue Grossgrundbesitzerklasse, in grösserer Menge Land besitzt und also auch verkaufen kann, so stellt sich die doch wohl erlaubte Frage: Wenn wirklich Land gekauft worden ist, wovon allerdings weder die estnische Regierung, noch der estnische Landtag, noch überhaupt irgendein Este etwas weiss, wer hat denn eigentlich verkauft?

Der Antwort auf diese Frage sehen die Esten jedenfalls sehr gespannt entgegen; sie wird aber ausbleiben.

Kopenhagen, 1. Mai 1918.

□ □ □

Vorarbeit für den Frieden.

Ein Preisausschreiben.

Der deutsche Handelsvertragsverein, die mächtige Organisation des deutschen Kaufmannsstandes zum Zwecke einer weitherzigen, den Völkerverkehr erleichternde Handelspolitik hat eine begrüssenswerte Anregung gegeben, deren Text wir umstehend folgen lassen. Der Zweck ist die Bereitstellung von wissenschaftlichen Arbeiten behufs wirtschaftlichen Ausbaues jenes Bundes der Nationen, der nach dem Wunsche aller aus diesem Kriege hervorgehen soll.

Zu unserer nicht geringen Verwunderung entnehmen wir einem Schreiben des Handelsvertragsvereins, dass diese Anregung im neutralen Lande nicht auf die erhoffte Zustimmung stösst. Wir müssen annehmen, dass hier ein Missverständnis obwaltet, zu dessen Klärung wir durch die Veröffentlichung des an uns gelangten Briefes beitragen möchten.

Das Schreiben des Handelsvertragsvereines lautet:

In der Anlage überreichen wir Ihnen die erste Mainummer unserer Vereinszeitschrift „Deutscher Aussenhandel", auf deren letzter Seite Sie ein Preisausschreiben über die Frage der weltwirtschaftlichen Organisation finden. Wir möchten Ihnen anheimstellen, ob Sie dieses vielleicht auch in der nächsten Nummer der Internationalen Rundschau zum Abdruck bringen wollen.

Von Interesse für Sie dürfte im Zusammenhang damit folgendes sein: Wir hatten vor einiger Zeit dieses Rundschreiben auch an die von der Handelskammer Genf herausgegebenen „Schweizerischen Blätter für Handel und Industrie" (Bulletin Commercial et Industriel Suisse) mit der Bitte um Aufnahme geschickt. Die Redaktion — Herr Handelskammersyndikus Dr. A. Georg — hat aber die Aufnahme sogar als Inserat abgelehnt mit der Begründung, „dass die Veröffentlichung des fraglichen Preisausschreibens unter den gegenwärtigen Umständen bei den Lesern der „Schweizerischen Blätter für Handel und Industrie" kaum ein Interesse erwecken dürfte."

Die Handelskammer Genf wünscht also nicht, dass in der Geschäftswelt der französischen Schweiz bekannt werde, dass in Deutschland grosse und einflussreiche Körperschaften auch während des Krieges eine dem Ausbau der internationalen Beziehungen freundliche Haltung bewahren und die von der Entente ausgegebene Idee einer Société des Nations auf wirtschaftlichem Gebiete zu klären und zu fördern bemüht sind.

Die Geschäftsstelle:
Borgius.

Preisausschreiben.

In Anbetracht der hohen Bedeutung, welche die voraussichtlich nach Friedensschluss zustande kommende internationale Zentrale der Kulturstaaten gerade auch für das Gebiet der Volkswirtschaft haben dürfte, und des Umstandes, dass diese Seite des Problems bisher fast noch gar nicht eingehender bearbeitet, sondern ganz hinter der Prüfung der rein völkerrechtlichen Seite zurückgetreten ist, hat der Vorstand des Handelsvertragsvereins beschlossen,

Zwei Preise von 3000 und 1500 Mark

auszusetzen für die beste wissenschaftliche Arbeit über die Frage:

Inwieweit kann die weltwirtschaftliche Entwicklung und dadurch ein Zustand friedlicher Beziehungen zwischen den Völkern durch eine weltwirtschaftliche Organisation gefördert werden? Welche Gebiete wirtschaftlicher Betätigung würden für eine solche Organisation in Frage kommen? und welche Aufgaben im einzelnen wären ihr zu stellen?

Der Umfang der Arbeit soll etwa 4—6 Druckbogen umfassen. Endtermin der Ablieferung ist der 1. November 1918.

Die Arbeiten müssen eingeschrieben in einem aussen mit Kennwort versehenen verschlossenen Umschlag an die Adresse des Handelsvertragsvereins, Berlin W 9, Köthener Strasse 28/29, eingeliefert werden, gleichzeitig mit einem nach erfolgter Beendigung des Preisrichteramtes zu öffnenden verschlossenen Begleitschreiben, in welchem das Kennwort zugleich mit Namen und Adresse des Autors wiederholt ist.

Das Preisrichteramt haben die folgenden Herren übernommen: Geheimer Hofrat Professor Dr. Lujo Brentano, München, Reichstagsabgeordneter Bergrat a. D. Georg Gothein, Breslau, Ministerialdirektor a. D. Wirklicher Geheimer Rat F. Lusensky, Berlin, Geheimer Justizrat Professor Dr. Niemeyer, Kiel, Direktor J. Stern (i. Fa. C. A. F. Kahlbaum G. m. b. H.), Berlin.

Die preisgekrönten Arbeiten werden Eigentum des Handelsvertragsvereins, der dafür die Verpflichtung ihrer Veröffentlichung binnen längstens sechs Monaten nach dem 1. November 1918 übernimmt. Für die nicht preisgekrönten Arbeiten behält er sich den Erwerb auf Grund besonderer Abmachungen mit den Verfassern vor.



Kein Wirtschaftskrieg!

Von Lord BUCKMASTER, Lord PARMOOR, G. H. PUTMAN, CH. W. ELIOT; LABOUR PARTY, TRADE UNION CONGRESS.

Die herausfordernden Beschlüsse der vom britischen Handelsamt ernannten Kommissionen, welche die Lage von Industrie und Handel nach dem Kriege zu prüfen hatten und in aller Form für jeden einzelnen Rohstoff Deutschland von der Einfuhr ausschliessen wollen (Neue Zürcher Zeitung, 17. Juni, 2. Mittagsblatt), erhöhen die Wichtigkeit der vom Cobden Club gesammelten freihändlerischen Aussprüche und Resolutionen, mit deren Abdruck wir im vorigen Hefte begonnen haben. D. Red.

Lord **Buckmaster** *(The Nation, 1. December 1917):*

Die Abrüstung muss stattfinden, wenn nicht der künftige Völkerbund bloss ein Pulvermagazin zu bewachen haben soll. Wie sie erfolgen und wie weit sie gehen soll, will ich jetzt nicht erörtern. Jede Nation muss soviel bewaffnete Macht behalten als notwendig, um in ihrem Land die Ordnung und, zusammen mit den anderen, nach aussen hin den Frieden zu erhalten. Aber das wirksamste Mittel zur Erhaltung des Friedens und Erzwingung des Gehorsams wird die Liga nicht in ihrer militärischen oder maritimen Machtentfaltung, sondern in der Waffe wirtschaftlicher Ausschliessung finden. Ich halte diese Waffe für eine der mächtigsten, welche die moderne Kultur zurechtschmieden kann. Aber sie kann nur dann voll wirksam gemacht werden, wenn vorher alle Staaten auf der Grundlage wirtschaftlicher Gleichstellung in den Wettbewerb eintreten dürfen. Ich möchte besonders auch dieses klar machen, dass das Zustandekommen der Liga keineswegs bei allen Staaten den Freihandel voraussetzt. Ich für meine Person bin ein überzeugter Freihändler und brauche nicht umzulernen. Die Ereignisse der letzten Jahre, welche manchen früheren Anhänger des Freihandels ins Wanken gebracht haben, bringen mir nur immer neue Bestätigungen für meine Überzeugung. Doch jetzt ist nicht die Zeit, diese Prinzipienfrage aufzurollen. Im Zusammenhange mit dem Völkerbunde ist nur die eine Sache wesentlich, dass jedes Land zwar durch einen Zolltarif seiner Einfuhr Einschränkungen auferlegen darf, diese Einschränkungen aber von Nation zu Nation die gleichen sein müssen.

* * *

Lord **Parmoor** *(15. Februar 1918);*

Der jetzige Krieg hat mir erst vollkommen klar gemacht, wie gefährlich es ist, durch Hochschutzzölle die Reibungen unter den Nationen zu vermehren. Es ist schon von anderer Seite ausgesprochen worden, dass es eine unheilvolle Politik wäre, nach dem Kriege die Gehässigkeiten unter den Völkern lebendig zu erhalten, und sicherlich würde dies geschehen, wenn man den Wirtschaftskrieg unter ihnen entfesseln wollte. Dieser Krieg wird ja doch Europa in einem Zustande wirtschaftlicher Erschöpfung zurücklassen; dann gibt es nur eine Methode der Kräftigung: das gutwillige Zusammenwirken Aller, nicht aber die Aufforderung zu neuen Kämpfen und Reibungen. Wirtschaftliche Fragen dürfen nicht isoliert betrachtet werden, sondern in ihrem

Einfluss auf alle sozialen Zusammenhänge und die sich daraus ergebenden Probleme: die ganze Nationalökonomie kann doch immer nur ein Kapitel, allerdings ein sehr wichtiges Kapitel, der Soziologie sein. Geld zu machen, betrachte ich nicht als die oberste Aufgabe des Menschen; es scheint mir eine viel höhere Pflicht, die Brüderlichkeit unter den christlichen Völkern zu fördern. Der Krieg ist für uns alle ein furchtbarer Lehrmeister und zur Verhütung seiner Wiederkehr bedarf es der Einsicht, dass jedes Land nicht nur dem eigenen Egoismus, sondern auch den Bedürfnissen der anderen Länder zu dienen hat und dies am besten tut, indem es gestattet, dass der Handel, zum Nutzen aller, in seine natürlichen Kanäle fliesse, ohne Hindernisse und besonders ohne irgend welche Boykottpläne gegen ein bestimmtes Land oder eine Gruppe von Ländern.

* * *

Lord ***Henry Benthink*** *(Daily News and Leader, 18. Januar 1918):*

Wenn die Welt nur sicher sein könnte, dass kein Teil der noch unentwickelten Landflächen, in Afrika oder in Asien, als reservierter Jagdgrund von irgend einer Grossmacht behandelt werden darf, die ihn beherrscht oder zu beherrschen hofft — wenn der Freihandel und die gleiche Chance für Kapitalanlagen allen Völkern gesichert wäre, dann erst würde der Handel als Friedensstifter eine Wirklichkeit und nicht ein schöner Traum aus den Zeiten der Königin Viktoria sein; die tiefsten Ursachen der Verlängerung dieses Krieges würden beseitigt und der dauernde Weltfriede ermöglicht werden.

Wohl mag der praktische Geschäftsmann diesem Gedanken noch immer Hohn sprechen; aber dass es sich da nicht um mystischen Unsinn handelt wie bei der sogenannten „heiligen Allianz", zu Zeiten unseres Castlereagh, wird schon durch die Tatsache bewiesen, dass diese Bedingungen bereits im tropischen Afrika auf einem Gebiete von zwei Millionen englischen Quadratmeilen verwircklicht sind.

Im Jahre 1884 trafen die Vertreter Europas in Berlin zusammen und erklärten, sie wollen die günstigsten Bedingungen für die Entwicklung von Kultur und Handel in gewissen Teilen Afrikas vereinbaren, im Geiste gegenseitigen guten Willens: sie wollen Missverständnisse und Streitigkeiten aus Anlass künftiger afrikanischer Annexionen verhüten. Zu diesem Zwecke schlossen sie ein Übereinkommen, kraft dessen der Handel aller Nationen im Kongobecken frei sein sollte und keine Macht, welche innerhalb dieses Gebietes souveräne Rechte ausübt, irgend ein kaufmännisches Privileg oder Monopol erhalten dürfte.

* * *

Aus Amerika:

George Haven Putnam, *Präsident der Friedens-Liga, bei ihrem jährlichen Festmahl, 22. Mai 1917:*

Naturgemäss denken wir heute besonders an den Einfluss, den die Anhänger des Freihandels auf beiden Seiten des Ozeans bei Friedensschluss ausüben sollten. Erinnern wir uns an Kants Wort, dass kein Friedensvertrag dieses Namens würdig ist, der die verborgenen Keime eines künftigen Krieges in sich trägt. In der Überzeugung, dass Zollschranken und Zollkriege von jeher höchst verderbliche Kriegsursachen gewesen sind und es immer sein

werden, müssen wir das Möglichste tun, um den Vertretern der Völker beim künftigen Friedenskongress dieselbe Überzeugung einzuflössen. Die Geschichte lehrt, dass die Nationen nur die Wahl haben zwischen Freihandel und endlosen Kämpfen und Reibungen. Darum verlangen wir, dass nur eine solche Politik in Erwägung gezogen werde, welche das wirtschaftliche Zusammenwirken der Völker begünstigt; ein solches Zusammenwirken ist die Voraussetzung aller internationalen Moral, weil es die beste Grundlage für die Erhaltung eines gesicherten Friedens bildet.

* * *

Charles W. Eliot, *ehemaliger Präsident der Havard University, in der New York Times, über die Lehren des Krieges:*

... Der Krieg hat auch Beiden, der Arbeit und dem Kapital, in den Vereinigten Staaten gezeigt, dass kauflustige Auslandsmärkte auch neben dem besten inneren Markt hocherwünscht sind, weil sie das ganze Geschäft auf eine breitere und gesichertere Grundlage stellen. Es wird ein grosser Gewinn für die ganze Welt sein, wenn der Krieg allen Industriestaaten die Lehre hinterlassen wird, dass es besser ist, keine Zollmauern um ihr Volk herumzubauen und für den Erfolg jeder Nation nur auf deren eigene industrielle Talente und Hilfsmittel zu vertrauen und auf die Freiheit des internationalen Handels.

* * *

Resolutionen:

Kongress der ***Labour Party*** *vom 26. Januar 1917;*

In Erwägung, dass innerhalb der beiden kriegführenden Gruppen der Versuch in Aussicht gestellt wird, auch nach dem Kriege die Handelsbeziehungen jeder Gruppe zum Schaden der anderen zu regeln;

In Erwägung, dass eine derartige Handelspolitik für alle Länder ohne Unterschied verderblich wäre und an die Stelle des militärischen Krieges den Wirtschaftskrieg setzen würde;

In Erwägung, dass ein solcher Wirtschaftskrieg die Fortsetzung des furchtbaren Wettrüstens zur Folge haben müsste, einen dauernden Frieden unmöglich machen und das Wachsen des Solidaritätsgefühles unter den Völkern verhindern würde;

In schliesslicher Erwägung, dass die Zukunft der arbeitenden Klassen solche ökonomische Beziehungen erfordert, welche die Entwicklung der nationalen Produktivkräfte gegenseitig begünstigen und nicht hemmen,

beschliesst dieser Kongress, als Vertreter der englischen Arbeiterbewegung, sich mit der Erklärung der französischen Sozialisten, die jeden Wirtschaftskrieg im Frieden energisch ablehnt, solidarisch zu erklären, und fordert für jedes Land eine Freihandelspolitik, mit Garantien für internationale Arbeitsbedingungen, die durch internationales Übereinkommen der Gewerkvereine festzusetzen sind.

* * *

Trade Union Congress von Blackpool *(6. September 1917), Mehrheit: 2,961,000: 278,000.*

Da nach der Überzeugung dieses Kongresses die durch den Krieg geschaffenen

wirtschaftlichen Verhältnisse nichts an der grundlegenden Wahrheit ändern, dass der internationale Freihandel die breiteste und sicherste Grundlage für den Wohlstand der ganzen Welt und für die Zukunft des Weltfriedens bildet;

Da jede Abweichung vom Grundsatze des Freihandels in diesem Lande den Interessen der ganzen Nation nur schädlich sein könnte, besonders aber denen der Arbeiterklasse, auf welcher das Schwergewicht des Schutzzolls am wuchtigsten lastet;

Da endlich die Schutzzölle, indem sie die Kosten des Notbedarfes steigern, die Abgaben ungerecht verteilen und wirtschaftlich ungesund sind, richtet der Kongress an sein Parlamentarisches Komitee die Aufforderung, diese seine Ansichten dem Premierminister zur Kenntnis zu bringen



Friedenspädagogik.

Von LEOPOLD KATSCHER.

Eine der neuesten und beachtenswertesten Erscheinungen der jungen Literatur über die Erziehung zur Friedensliebe ist des Pfarrers Ernst Böhme „Friedensbewegung und Lebenserziehung" (Verlag Felix Dietrich, Leipzig 1916, 50 Pf.). Für jede Reform, die wirklich Wurzel fassen soll, muss der Hebel bei der empfänglichen Jugend angesetzt werden. Die jungen Seelen müssen zeitig erkennen lernen, dass, was der Wohlfahrt aller Völker dient, auch der eigenen Nation zum Segen gereicht und dass in Wahrheit die Friedensfreunde bessere Patrioten sind als die Kriegsanhänger.

Böhme zitiert aus dem bekannten Buche „Was Kinder sagen und fragen", dass ein kleines Mädchen beim Anstimmen von Weihnachtsliedern begeistert vom Christkindchen sang: „Kommt mit seinem Säbel nun in jedes Haus!" Statt Nächstenliebe, Friedfertigkeit und Verabscheuung der blutigen Kriege zu lehren, schenkt man den Kindern bei jedem festlichen Anlass, selbst an dem Friedensfest Weihnachten Flinten, Zinnsoldaten, Degen usw., lässt sie sogar Kriegsspiele veranstalten. All das ist nichts weniger als harmlos. „Der Soldatenberuf ist" — wie Rektor Triebel schreibt — „viel zu ernst, um für kleine Buben eine Spielerei zu sein. Wir tragen damit etwas in das Kindergemüt hinein, was ihm fremd ist und doch fremd sein sollte!" Schon im Elternhause muss mit der Kriegsspielerei aufgeräumt werden. Weit mehr jedoch bleibt am Schulunterricht zu bessern. Hier ist es vor allem nötig, den Gesichtskreis der Lehrer und der Kinder über das eigene Land und Volk hinaus zu erweitern. Die Religionsstunde kann da mit ihrer Menschenliebe und Milde sehr viel tun. Ein „aus Kanonenschlünden gepredigtes" Christentum ist ein ebenso arger Verstoss gegen die Logik wie das Phantom eines Schlachtengottes, der Anbetung fordert. Dass jeder Krieg geradezu eine Beleidigung jeder Religion ist — „solche Erkenntnis kann nicht früh genug angebahnt werden", und wer sie anbahnen hilft, „beweist zugleich, dass es ihm selbst heiliger Ernst ist mit dem Glauben an die grosse Verheissung ‚Friede auf Erden'!"

Einschneidender vermag der Geschichtsunterricht zu wirken, wenn er in vernünftiger Weise umgestaltet wird, das heisst aufhört, in erster Reihe den Krieg auf den Ruhmessockel zu erheben. Ein Geschichtsunterricht, der fast nur Herrschergeschichte bietet oder von Kriegen und Schlachten berichtet, ist auch deshalb zu verurteilen, weil die Lernenden einen ganz falschen Begriff von der Entwicklung der Völker bekommen, da bei solchem Unterricht die ruhige Entwicklung in Friedenszeiten, die Förderung des Gemeinwohls durch Denker, Erfinder und Helden der Arbeit arg vernachlässigt wird. Selbstverständlich müsste dafür gesorgt werden, dass Geschichts- und Religionslehrer einheitlich verfahren und vor allem Friedensliebe zu erwecken und zu stärken suchen. Auch aus den geschichtlichen Lehrbüchern sollte man alles Chauvinistische und alles einseitig Nationale entfernen.

Im Zusammenhange mit einem verbesserten Geschichtsunterricht sollte dem heranwachsenden Geschlecht Einblick „in das vielgestaltige internationale Leben der Gegenwart auf allen Gebieten des Schaffens und Strebens ermöglicht werden". Man muss den Eindruck empfangen, dass ein Volk auf das andere angewiesen ist und dass die Förderung grosser Menschheitsinteressen jedem einzelnen Volke zugute kommt, ebenso wie die Schädigung eines Volkes auch auf andere Völker zurückwirkt. Welch schöne und dankbare Aufgabe ist es für einen Lehrer, gereiften Schülern die grosse Weltentwicklung, in der wir stehen, den die Nationen immer fester aneinanderfügenden Weltverkehr fesselnd vorzuführen!

Also fort mit der einseitigen Kriegsverherrlichung in Poesie und Prosa aus Schule, Haus und Jugendlektüre! Und folgerichtig auch fort mit den üblichen falschen Begriffen von Heldentum, die man den Kindern beibringt!

Es ist unpädagogisch, eine besondere Befähigung zu sittlichem Heldentum in erster Reihe von Kriegstaten herzuleiten, und es ist verkehrt, zu glauben oder vorzugeben, ein friedensfreundlicher Unterricht könne nicht mindestens ebensogut die in Kraft und Mut liegenden Heldenvorzüge zur Geltung bringen. Die gewaltige Reklame für Kriegstugenden lässt der Jugend das Friedensheldentum in sehr fahlem Licht, also minder anerkennenswert, erscheinen. Was wahres Heldentum ist, müsste in der Schule von ganz anderen Gesichtspunkten aus behandelt werden als jetzt. Edward Berwick schreibt über die Vereinigten Staaten: „Unsere Bürger überwinden täglich mannhaft Mühen und Gefahren, die ebenso gross sind wie die des Krieges. Unsere Landwirte kämpfen gegen Frost, Feuer und Flut und gehen aus diesem bitteren Kampfe siegreicher hervor als Eroberer! Dazu ist mehr erforderlich als Soldatenmut." Der berühmte französische Arzt, Pazifist und Professor Charles Richet sagt in seinem trefflichen Buche „Die Vergangenheit des Krieges und die Zukunft des Friedens": „Zeigen wir der Jugend, dass es gilt, ein Ideal zu erreichen: den persönlichen Mut, der weder Gefahr noch Tod fürchtet; den Geist der Opferwilligkeit, der Grossmut, der Gerechtigkeit. Unser Held wird freilich keiner von denen sein, die man in der „Weltgeschichte" unablässig preist; kein Despot, der aus Selbstliebe Menschen, die zur gegenseitigen Liebe geschaffen sind, zwingt, einander wie Raubtiere zu zerfleischen. Wir wollen unsere Söhne lehren, dass die Todesverachtung das Ideal ist, welches sie verwirklichen sollen, so oft sie mit ihrer Selbstaufopferung Menschenelend zu lindern vermögen."

Die organisierte Friedensbewegung empfiehlt den Schulmännern, die „Friedenslehre" überhaupt zu einem unmittelbaren Unterrichtsgegenstande

zu machen. Dies kann geschehen, entweder in regelmässigen Lehrstunden oder an einzelnen „Friedenstagen". Der nötige Stoff findet sich in zahlreichen Propagandaschriften (von Bertha v. Suttner, Alfred H. Fried, Otto Umfrid und vielen anderen „friedensfreundlichen" Autoren), ganz besonders aber in der vom Berner Internationalen Friedensamt preisgekrönten französischen auch deutsch erschienenen Schrift „Grundzüge des Unterrichts in der Lehre vom Völkerfrieden" von Schulrat A. Sève — ein Werk, das der Hauptbedingung des Preisausschreibens gerecht wird „zu zeigen, wie die Pflichten gegen das Vaterland mit jenen gegen die Menschheit zu vereinbaren und zu vertiefen wären".

Der Weltkrieg hat die Einführung eines allgemeinen Friedensunterrichts leider in weite Ferne gerückt. Doch könnte einstweilen, wenigstens in der Schweiz, die vor seinem Ausbruch bereits in Angriff genommene Einrichtung eines alljährlichen „Friedenstages" an allen Schulen gefördert werden. Über diese Neuerung, die in mehreren grossen Ländern schon starke Verbreitung gefunden hatte, heisst es in Johannes Barolins beachtenswertem Buche „Der Schulstaat": „An einem geeigneten Gedenktage des Jahres wäre den Schülern die grosse Bedeutung des Friedens vor Augen zu führen. Es müsste ihnen der hohe Mut der friedlichen Entwicklung der Völker erklärt werden ... Man müsste der Jugend sagen, dass das Streben nach Völkerversöhnung eine gleich hohe Leistung sei wie die heldenhafte Verteidigung des eignen Volkes oder Vaterlandes."



Wie man's nimmt.

Ein belauschtes Gespräch.

Schauplatz: Ein kriegführendes Land.

Personen: Ein Herr, eine Dame. Zeit: Der grosse Krieg.

Dame: Ich weiss wirklich nicht, warum Sie mir immer Vorwürfe machen und unzufrieden mit mir sind. Ich tue was ich kann, gebe her was ich habe und auch nicht habe, spare an allen Ecken und Enden; pflege die Kranken und Verwundeten bei Tag und mitunter auch bei Nacht. Was verlangen Sie denn noch mehr von mir?

Herr, zögernd: Ja, ja, wahr, aber — ich fühle, dass Sie das alles auch im Feindesland tun würden, dasselbe! Das nehme ich Ihnen übel.

F. F.



Frauenarbeit und Frauenlöhne.

Referat der Mme. MARGUERITE DAVID
Berner internationale Frauenkonferens, April 1918.

Die Frage über die Gleichheit der Löhne fällt in den Rahmen des grossen Gesetzes der Einheit. Aus allen Enquêten ging hervor, dass in allen Ländern einer gewissen Kulturstufe, sowohl der Neuen als der Alten Welt, sowohl in solchen, die in dem Ruf stehen, hohe, als auch in jenen, die bekannt sind, niedere Löhne zu zahlen, welcher politischen Führung diese Länder auch unterstellt sind, die Lage der Frauen in der Lohnfrage identisch ist. Überall ist, trotz der Proteste der Frauenvereine und mancher Arbeitervereinigungen, trotz der Unterstützung, die diese Proteste bei all denen gefunden haben, die Sinn für Gerechtigkeit besitzen, die Frau bis zum Krieg in ihren Löhnen unterboten worden.

Geringerer und unzureichender Frauenlohn.

Überall auch ist der Frauenlohn nicht nur im Durchschnitt um 30—50% (und manchmal darüber hinaus) geringer als der Männerlohn; nicht nur unzureichend, um den Bedürfnissen der Familie gerecht zu werden, reicht er nicht einmal für die persönlichen Bedürfnisse der Frau selbst. Überall hat man überdies dieselben Vorwände gebraucht, um die geringere Entlohnung der Frau zu rechtfertigen. Man beklagt sich über grössere Unbeständigkeit in der Arbeit und schreibt dies unumstösslichen physiologischen Ursachen zu. Zu diesem Punkt wäre zu bemerken, dass auf eine permanente Ungleichheit der Arbeit auch aus diesen Gründen nicht gefolgert werden kann. Man gibt weiterhin vor, öffentlich festgestellt zu haben, dass bei den Frauen mehr Absenzen vorkommen (z. B. im Schulfach); es wäre interessant, zu untersuchen, ob dies einzig physiologischen Ursachen entspringt, oder ob dies nicht eher Sitten zuzuschreiben ist, die den Frauen Pfl chten auferlegen, von denen der Mann nicht berührt wird, z. B. Krankenpflege in der Familie. Diesfalls würden die angeführten Minderwertigkeitsgründe den Charakter der Unumstösslichkeit verlieren, und man könnte die Möglichkeit ins Auge fassen, durch bessere soziale Organ'sationen diesen Faktor auszuschalten oder weitgehend zu vermindern. Übrigens ist es bei strikter Gerechtigkeit unzulässig, dass die Frau grösserer sozialer Lasten willen weniger entlohnt werde.

Und überall auch hat man die geringeren Frauenlöhne mit den „geringeren Bedürfnissen der Frau" zu entschuldigen gesucht. Es könnte da nicht von den ursprünglichen Bedürfnissen der Frau die Rede sein, die identisch oder zumindest equivalent sind für alle menschlichen Wesen, sondern nur von den erworbenen Bedürfnissen. Und was diese betrifft, so bedeutete das nur, dass die Frau befähigter ist, Entbehrungen zu ertragen oder aus Mangel innerer Entwicklung die Unentbehrlichkeit gewisser Ausgaben kulturel'er Natur nicht empfindet. Jedenfalls ist es z. B. eine schreiende Ungerechtigkeit, dass man die Ersparnisse, die die Frau durch das Selbstanfertigen der Kleider und das Besorgen der Wäschereinigung schafft, dazu ausnützt, ihre

geringere Entlohnung zu rechtfertigen. Schliesslich haben überall die Arbeitgeber ausgesagt, dass die Frauenarbeit nur selten der des Mannes gleichzustellen sei.

Das ist richtig, aber es ist nötig, hinzuzufügen, dass der Unterschied in der Arbeit viel seltener aus einschneidenden Ursachen entsteht, als absichtlich geschaffen wird, um die heuchlerischen Vorwände der Arbeitgeber zu unterstützen, die bedeutende Benachteiligungen mit nichtssagenden Ungleichheiten begründen. Es ist übrigens leicht, zahlreiche Beispiele von absolut gleichwertiger Arbeit bei ungleicher Bezahlung anzuführen (bei Stückarbeit). Ja selbst in bestimmten Arbeitszweigen, wo die Frau anerkannt bessere Arbeit liefert, besteht trotzdem geringere Entlohnung.

Ursachen der geringeren Entlohnung der Frau.

Die Ursachen, die man bisher den kleineren Löhnen der Frau unterschoben hat, sind auch überall die gleichen.

Diese kann man in zwei Klassen einteilen:

Ursachen individueller Natur:

- Mangelnder Überblick und Gemeinsinn;
- Eigenart;
- Herabsetzbarkeit der materiellen Bedürfnisse;
- Geringe intellektuelle Bedürfnisse.

Ursachen sozialer und wirtschaftlicher Natur:

- Mangel politischer Rechte;
- Wachsendes Angebot der Frauenarbeit;
- Provisorischer und intermittierender Charakter der Frauenarbeit;
- Ungleichheit der Bedürfnisse.

Die zuerst angeführten Gründe, selbst die in der Natur der Frau wurzelnden, können mit Hilfe einer vollkommeneren Erziehung der Frau verschwinden. Es ist auch unschwer zu erkennen, wie günstig auf sie die durch den Krieg geschaffenen Bedingungen rückwirken werden.

Unter den an zweiter Stelle aufgezeigten Ursachen sind die einen, wie etwa die mangelnden politischen Rechte, durch die soziale Evolution im Verschwinden, andere werden durch den Krieg einschneidende Veränderungen erfahren.

Ebensowenig kann das wachsende Angebot der weiblichen Arbeitskraft weiterhin lohndrückend wirken, zumindest nicht in den Kriegsländern, wo sich jetzt der Mangel an Arbeitskräften so sehr fühlbar macht. Ausserdem wird notwendigerweise die Frauenarbeit ihren provisorischen Charakter verlieren, da der Frau so oft alle Pflichten des Familienoberhauptes obliegen werden. Die Arbeit der Frau ist zur Notwendigkeit geworden, so dass die blos ergänzende Entlohnung, das *salaire d'appoint*, nur mehr für Ausnahmsfälle gelten wird; es ist allerdings zu befürchten, dass die militärischen Pensionen zuweilen zugunsten ihres Unterhaltes einwirken werden.

Vor allem aber müsste die Frau danach trachten, wie der Mann die fachliche Vervollkommnung zu erlangen, die allein den Aufstieg zur höheren, besser bezahlten Verwendung gestattet. Eingedenk, dass ihre Arbeit eine dauernde ist, wird sie ihrem Beruf mehr Interesse widmen, und dies wird ihr Standesbewusstsein, das den Arbeiter einzig vor schmählichen Bedingungen schützt, erhöhen. Und schliesslich wird sie sich der Solidarität der Interessen aller Arbeiter, der männlichen und der weiblichen, bewusst werden, und sich nach und nach den Berufsorganisationen anschliessen.

Welches sind die Mittel, die Gleichheit der Löhne zu verwirklichen?

Die Gleichheit der Löhne kann verwirklicht werden:

1. durch individuelle Reformen;
2. durch soziale Reformen.

Was die ersten betrifft, ist eine erzieherische Arbeit notwendig. Die Frau muss dahin geführt werden, über ihre augenblicklichen persönlichen Interessen, die oft im Gegensatz zu den dauernden und wirklichen stehen, hinauszublicken. Sie muss sich über die Rückwirkung ihrer Handlungen Rechenschaft geben und ihre eigenhaften und eingeborenen Eigenschaften bekämpfen. Sie muss zum Bewusstsein gelangen, dass es nur durch die gemeinsame Aktion mit ihren männlichen und weiblichen Gefährten, in den Syndikaten, den politischen Gruppen möglich ist, ihre sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu bessern. Sie muss ihre unheilvolle Resignation ablegen, die ihr systematisch in den vergangenen Jahrhunderten anerzogen, zur zweiten Natur geworden ist und sie dahin bringt, die schlechtesten Arbeitsbedingungen anzunehmen, wodurch sie es ihrem Arbeitgeber ermöglicht, ihren Lohn unbegrenzt herabzusetzen, um die Konkurrenz besser auszuhalten. Schliesslich muss die Frau aufhören, sich mit den materiellen Bedürfnissen zu begnügen, und sich vergewissern, dass sie ebenso wie die Männer ein Recht auf ein Übriges an Geld und Musse habe, um sich die Anschaffung von Büchern, Zeitungen und den Besuch von Vereinsversammlungen und Geselligkeitsveranstaltungen vergönnen zu können.

Es ist ferner Pflicht, die Frau aufzuklären, ihren Schritt zu lenken und aus dieser unsichern Bahn zu den beruflichen und feministischen Organisationen zu führen, denen man bisher den Vorwurf machen konnte, dieser Aufgabe nicht genügend Methode und Ausdauer entgegengebracht zu haben.

Die Erlangung politischer Rechte bleibt an erster Stelle der sozialen Reformen, denn es ist gewiss, dass, wenn die Frauen einmal direkten politischen Einfluss haben, ihre Forderungen auch besser gehört werden, und die Frau selbst ihrer anderen Rechte besser inne wird, ihrer wirklichen Rechte und Verantwortungen.

Nach all dem, was die verschiedenen Regierungen im Laufe des Krieges von den Frauen verlangt und erreicht haben, nachdem die Presse und die augenblickliche Gunst der öffentlichen Meinung sie mit Lob überschüttet hat, scheint es nicht leicht, diese Reformen im allgemeinen noch hinauszuschieben. Mit dieser Hoffnung aber darf man sich nicht begnügen; man darf auch die anderen Reformen, die ja gleichlaufend verfolgt werden können, nicht vernachlässigen.

Auf diese Weise ist es angebracht, sowohl auf nationalem, als auf internationalem Wege alle Massnahmen, gesetzgebender und anderer Art, herbeizuführen, die direkt oder indirekt die Verwirklichung der gleichen Löhne herbeiführen können.

Es steht jetzt fest, dass der zukünftige Friedensvertrag nebst anderen Abkommen zur Sicherung der verschiedenen wirtschaftlichen Zwecke auch Klauseln für die Arbeiter enthalten müsse. Die Frauen haben die Pflicht, darüber zu wachen, dass die sie betreffenden Interessen verteidigt werden; sie müssen in allen Ländern fordern, dass eine Klausel die Gleichheit der Löhne umfasst.

Diese Reform, wie jede andere auch, stellt sich nicht vereinzelt dar. Sie

hängt enge mit der Forderung der Minimallöhne zusammen. Tatsächlich scheint es unmöglich, dass die Sache der Gleichheit der Löhne praktisch ohne die Fixierung der Minimallöhne durchgeführt werden kann, und ausserdem wird es nicht möglich sein, dass die Minimallöhne, wenn es sich um gleiche Arbeit handelt, sich nach dem Geschlecht derer richten, die sie ausführen, wenn einmal die Stunde geschlagen hat, wo das Recht auf Leben durch Arbeit allgemein anerkannt sein wird und die Minimallöhne gewährt sind, um dieses Leben zu sichern. Ausserdem wird es viel schwerer sein, wenn einmal das Prinzip der Gleichheit für die Durchschnittslöhne aufgestellt ist, die Ungleichheit für die höheren Löhne aufrecht zu halten. Machen wir nebstbei darauf aufmerksam, dass es wirkungsvoller ist, wenn alle Unternehmungen für die Gleichheit der Löhne zuerst von den Arbeiterorganisationen geführt werden. Die Rolle der feministischen Unternehmungen wäre, diese zu unterstützen und die öffentliche Meinung zu gewinnen. (Da einige Arbeiterorganisationen antifeministisch sind, könnte die Einigkeit leicht verloren gehen, wenn feministische Vereine die Initiative hätten. Es ist überdies nötig, so viel als möglich Fragen auszuschalten, die entzweien könnten, und sich auf einem Standpunkt zu einigen, der zur Lösung führt.)

Resultate.

Der Krieg hat die Arbeiter, zumindest in den Kriegsländern, zur Einsicht gebracht, dass ihre ursprüngliche Stellungnahme in bezug auf die Zulassung der Frau in neue Berufe unrichtig war, und dass alle jene Bestimmungen keine Wirkungen mehr haben können, jetzt, wo die Verringerung der Arbeitskräfte die Arbeitgeber zwingt, sich an die Masse der Frauen zu wenden.

Die meisten von den Unternehmern sind rasch übereingekommen, dass das einzig wirkungsvolle Vorgehen das sei, zu verlangen, dass die Frauen dort, wo sie Männer ersetzen, so gezahlt werden wie diese. In Frankreich wurden, dank der energischen Aktion des Exekutivkomitees gegen die Ausbeutung der Frau (des Comité Intersyndical), das seit 1915 die bedeutendsten Verbände und die grösste Anzahl der Syndikate vereinigte, annehmbare Resultate erzielt. Die Frauenstreiks im Mai und Juni vorigen Jahres in Frankreich, dortselbst noch nicht dagewesene Streiks, bewiesen die Wirksamkeit ihrer Propaganda. Fast die Gesamtheit der Berufszweige mit Frauenarbeit nahmen an der Bewegung teil und aus diesen wieder beteiligte sich die Gesamtheit der Arbeiterinnen. Es war eine Art Generalstreik der Frau.

In vielen zwischen den Arbeiterorganisationen und den Arbeitgebern zustande gekommenen Verträgen wurden die Minimallöhne durchgesetzt und diese Minima auf Grund vollkommener Gleichheit. Das Reglement des Munitionsministeriums (Ministère de l'Armement), dem die Arbeit in den Kriegsfabriken unterstellt ist, hat das Prinzip der Gleichheit aufgestellt. Zahlreich sind auch die Organisationen und Kommissionen, die während dieser drei Jahre Entschlüsse zugunsten der gleichen Frauenlöhne gefasst haben. In England finden wir dasselbe. Die Frauen, die zur Munitionsarbeit in den staatlichen Fabriken verwendet werden, sind mit den gleichen Löhnen bezahlt wie die Männer, wenn sie Stückarbeit leisten. Das englische Munitionsministerium hat in einem Zirkular den Heeresfabrikanten empfohlen, diesem Beispiel zu folgen. Bei den Eisenbahnen, den Tramways einer grossen Anzahl von Städten werden die Frauen für gleiche Arbeit ebenso entlohnt wie die

Männer. Die Idee macht ihren Weg, mit mehr oder weniger Geschwindigkeit, je nach Land und Umständen, aber es ist gewiss, dass auch das Tempo allgemein parallel werden wird.

Internationale Aktion.

Eine solche Aktion ist im Gange. Im Juni 1916 hat auf den Vorschlag der „Fédération Féministe Universitaire de la France et des Colonies" das genannte Aktionskomitee gegen die Ausbeutung der Frau einen Passus zugunsten der Einbeziehung in den künftigen Friedensvertrag aufgenommen, eine Klausel zur Verwirklichung des Prinzips: „für gleiche Arbeit gleichen Lohn". Bald darauf, Mai 1916, brachte man beim Kongress der Union des syndicats de la Seine einen Wunsch vor, im gleichen Geist abgefasst, nur mit dem Unterschied, dass die Arbeiterorganisationen glaubten, in erster Linie die Fixierung der Minimallöhne verlangen zu müssen, da sie diese als die einzige Garantie der praktischen Verwirklichung der gleichen Frauenlöhne betrachten. Die Wünsche dieser Vereinigungen sind seither in den verschiedensten Ländern verbreitet worden und haben die Zustimmung zahlreicher Organisationen und sozialistischer Sektionen gefunden.

Schlussfolgerung.

Alle Fragen und hauptsächlich die wirtschaftlichen stellen sich immer mehr als internationale dar. Alle internationalen Bemühungen um Reform der wirtschaftlichen Stellung der Arbeiter stossen immer auf die Entgegnung, dass das Land, welches als das erste diese Reformen durchführt, auf dem Weltmarkt hintanbleiben würde. Es besteht daher das grösste Interesse, internationale Lösungen zu finden.

Wir appellieren nun an alle Frauen, an alle Personen, die Gerechtigkeitsgefühl besitzen, an alle Vereinigungen beruflicher, politischer oder feministischer Richtung, um einen „Verband zur Verteidigung der Frauenlöhne" zu begründen und gleichlaufend in ihren Ländern eine methodische Aktion zu führen, die in sich begriffe:

1. Gründliche vergleichende Enquêten:
   a) über die Frauen- und Männerlöhne,
   b) über die Arbeitsleistung der Arbeiter (Frauen und Männer).
2. Unternehmungen, die zum Ziele hätten:
   a) Ihre Regierungen dahin zu bringen, für ihre Beamten und Arbeiter jeder Art, weibliche und männliche, die Prinzipien der gleichen Behandlung bei gleicher Arbeit anzunehmen und durch Minimallöhne und alle andern nützlichen Massnahmen diese Grundsätze für alle andern Zweige menschlicher Arbeit, die ihnen nicht unterstellt sind, zu begünstigen.
   b) Strömungen zu schaffen, die stark genug sind, zur Zeit der Zeichnung der Friedensverträge in die darin vorgesehenen Arbeiterklauseln die Einbeziehung von Bestimmungen zu erwirken, die die Gleichheit der Löhne und die legalen Minimallöhne verwirklichen.

□□□

Zur Definition zweier Schlagworte: Militarismus und Pangermanismus.

Von Dr. ED. PLATZHOFF-LEJEUNE, Bullet (Vaud).

Es ist bedauerlich, daß denkende Menschen sich täglich gewisser Schlagworte bedienen, ohne sich über ihre vielseitige und schwankende Bedeutung klar zu sein und ohne zu bedenken, daß jeder ihnen einen anderen Sinn unterlegt und die Mißverständnisse sich häufen, so daß jede Diskussion aussichtslos wird. So werden die Gemüter verwirrt, die Leidenschaften erregt und es besteht keine Aussicht auf Verständigung, weil man von verkehrten Prämissen ausgeht. An den zwei gebräuchlichsten Schlagworten dieses Krieges, Militarismus und Pangermanismus, läßt sich das leicht erweisen.

I.

Was ist Militarismus, oder vielmehr, was kann man darunter verstehn? Wir versuchen nach einander verschiedene Definitionen. Militarismus ist das Streben nach Ausbildung einer starken schlagfertigen wohldisziplinierten Heeresmacht. Dieses Streben bestand vor dem Kriege bei allen Völkern Europas, Alle wollten den Frieden und alle rüsteten zum Kriege. Oder wie Bertha von Suttner einmal sagte: „Überall werden Tanzstunden erteilt, aber der Ball soll nur im äußersten Notfall abgehalten werden." In diesem Sinne besteht der Militarismus in ganz Europa und keiner hat dem anderen etwas vorzuwerfen. Das Sprichwort „si vis pacem, para bellum" ist durch die Tatsache endgiltig widerlegt: Das Rüsten zum Kriege kann nur zum Kriege führen!

Zweite Definition. Militarismus ist die Aufwendung großer Mittel zu militärischen Zwecken auf Kosten der geistigen Kulturwerte. Wer genau zusieht, wird sich sagen müssen, daß dieser Vorwurf alle Staaten Europas trifft und nicht trifft. Denn sie haben einerseits sämtlich ungeheure Mittel auf Rüstungen verwandt und damit andern und höhern Kulturzwecken entzogen; anderseits haben sie ausnahmslos auf die Entwicklung geistiger Werte gewaltige Summen verwandt und in dieser Richtung höheres als je eine vergangene Epoche geleistet. Sie befinden sich alle somit in gleicher Verdammnis oder verdienen das gleiche Lob. Erst seit dem Kriege leiden die geistigen Werte schwer unter den verzehnfachten und verhundertfachten Aufwendungen für militärische Zwecke in allen Staaten. Aber sie versichern uns alle, daß diese Wandlung vorübergehender Natur sei, das goldene Zeitalter der Kulturentwicklung solle nun folgen! So wird der Militarismus dadurch ausgerottet, daß man ihm zu höchster Entwicklung verhilft, um ihn erst recht verhaßt zu machen und dann auszurotten.

Militarismus heißt es, kann nur durch Militarismus vernichtet werden. Wir trauen dieser Homöopathie nicht recht, ihre Früchte werden wir ja bald sehen.

Dritte Definition. Militarismus ist die Ausbildung einer streng gegliederten Hierarchie, scharfer Disziplin und unbedingten Kadavergehorsams. Mit dieser Auffassung der Dinge glaubt man besonders den deutschen Militarismus zu treffen, und allerdings scheint hier das System zu seiner höchsten Vollkommenheit entwickelt. Aber man übersieht zwei Dinge. Einmal, daß jedes Volk seiner Eigenart gemäß die militärische Disziplin organisieren muß; daß es also ebenso töricht wäre, den deutschen „Militarismus" auf fremden Boden zu verpflanzen, als ihn dem deutschen Heerwesen, das ihn nötig hat, nehmen zu wollen. Dann muß gesagt werden, daß sich der deutsche Militarismus in vier Kriegsjahren als der erfolgreichste erwiesen hat. Muß also unbedingt Krieg geführt werden, so scheinen die deutschen, taktischen Methoden die wirksamsten zu sein. In der Tat haben die Westmächte im Lauf der Operationen mehr und mehr die deutschen Methoden nachgeahmt, während die Anpassung im umgekehrten Sinne seltener zu spüren war. Eiserne Disziplin ist im Kriege von nöten, diejenigen Heere, die sich vom deutschen „Militarismus" am weitesten entfernten, sind auch in dem gewaltigen Ringen die unglücklichsten gewesen.

Vierte Definition. Militarismus ist das Übergreifen der militärischen Disziplin und Hierarchie in das zivile öffentliche Leben. Hier kommen wir zu der eigentlichen Gefahr des Militarismus, zumal in Deutschland. Wir denken an die Stellung des Reserveleutnants im Zivilleben, an die abgestufte Beamtenhierarchie, an die Bewunderung der militärischen Einrichtungen, der glänzenden Uniformen und martialischen Schnurrbärte, des schneidigen Auftretens, der militärischen „Knappheit und Entschiedenheit" in geistigen Dingen, wo sie nur vom Übel ist. Wir denken an die Kurzsichtigkeit einseitiger scharfer Urteile in komplexen, geistigen Dingen, an die Verkehrtheit gewisser Vertreter der „Energie", die weder den Zweifel noch die Tiefe kennen und schnellfertig mit dem Wort, von der zarten Verästelung gewisser Probleme, von der relativen Berechtigung diametral entgegengesetzter Auffassungen keine Ahnung haben. Hier und nicht anderswo, liegt die Gefahr des deutschen Militarismus, der bekämpft und ausgerottet werden muß; in der Auffassung, daß militärisches Denken, Fühlen und Auftreten sozusagen den Primat hat und das zivile, administrative, geistige Leben unter militärische Gesichtspunkte gestellt werden muß; daß der zweifarbige Rock schöner ist als das Bürgerkleid und der Bauernkittel, und daß Soldat und Offizier höher stehen als gewöhnliche Sterbliche. Hier liegt im Grunde auch der tiefe Unterschied des deutschen und englischen Charakters.

Nicht als ob das gleiche bei anderen Völkern nicht auch zu finden wäre: das Spiel mit dem zweifarbigen Tuch und das stramme Auftreten findet sich überall. Aber nirgends hat es so tief gegriffen und solchen Schaden angerichtet, als in Deutschland und speziell in Preußen.

Wie man sieht, ist also der Militarismus in seinen mannigfachen Definitionen und Formen eine bei allen Völkern auftretende Erscheinung. Es handelt sich nur um ein Mehr oder Weniger. Der Krieg hat in allen Staaten den Militarismus mächtig erstarken

laſſen; darum iſt der Krieg auch kein Mittel zu ſeiner Ausrottung. Wer den Militarismus wirkſam bekämpfen will, muß Paziſiſt ſein; wer ihn mit ſeinen eigenen Waffen zu ſchlagen glaubt, wird nur zu dem Ergebnis kommen, daß der Hydra an Stelle der ſieben abgeſchlagenen ſieben mal ſieben neue Köpfe wachſen!

II.

Was iſt Pangermanismus?

Erſte Definition. Pangermanismus iſt die Vereinigung aller deutſchſprechenden Stämme unter ein einziges Szepter. Ohne weiteres iſt es klar, daß dieſes Kriegsziel von Deutſchland heute keineswegs verfolgt wird. Sein Programm iſt zugleich enger und weiter. Der Gedanke, Teile Oeſterreichs und der Schweiz unter das Szepter der Hohenzollern zu bringen, liegt der Berliner Regierung ganz fern. Auch die Bildung einer deutſchſprachigen Intereſſengemeinſchaft dieſer Art, eines deutſchen Blocks, iſt kein Kriegsziel. Der Krieg hat uns vielmehr gelehrt, daß das anfänglich ſehr beliebte Ideal der Bildung geſchloſſener Nationalſtaaten eine ebenſo gefährliche, als undurchführbare Illuſion iſt. Auch Italien hält nur noch teilweiſe an dieſem ſehr abſtrakten Ideal theoretiſch feſt. Mag es auch in Rom noch Leute geben, die von Gebietserwerbungen auf öſterreichiſche Koſten denken, ſo liegt die Aneignung Savoyens, Maltas, Nizzas und des Teſſin den Italienern heute ganz fern; und doch gehört ſie zum alten italieniſchen Ideal des politiſchen Einheitsſtaates aller Italiener von den Alpen zum Meere. Einen Pangermanismus, Pangallismus, Panslavismus, Irredentismus usw. im Sinne der Bildung nationaler Einheitsſtaaten gab es alſo überall, gibt es aber heute nicht mehr.

Zweite Definition. Pangermanismus iſt der Schutz der Deutſchen im Auslande. Ein an ſich ebenſo berechtigtes wie harmloſes Verlangen. Wer möchte nicht ſeine ausgewanderten Staatsbürger ſchützen und dem Vaterlande geiſtig erhalten? Etwas ähnliches wie dieſer „Pangermanismus" exiſtiert denn auch in allen Ländern und bei allen Völkern. Und es verläuft ſtets in den gleichen Formen. Sind die Ausländerkolonien klein und wirtſchaftlich ſchwach, ſo treten ſie beſcheiden und ſympatiſch auf. Erſtarken ſie, zumal nahe der eigenen Landesgrenze, ſo werden ſie gefährlich durch ihr herriſches Auftreten, ihr Sicheinniſten in angeſehenen Stellungen, die Anmaßung ihrer diplomatiſchen Vertreter. Sie werden zum Staat im Staate, ſie kennen viel Rechte und wenig Pflichten. Man hat das mit Deutſchen, Engländern, Italienern und Slaven in den verſchiedenſten Ländern erfahren. Eine geſunde und energiſche Ausländer- und Einbürgerungspolitik kann ſolchen Gefahren wirkſam begegnen. Dieſer Pangermanismus iſt alſo eine univerſale Erſcheinung.

Dritte Definition. Pangermanismus iſt deutſche Expanſionspolitik auch in nichtdeutſchen Ländern. Wenn Deutſchland Teile Belgiens, Rußlands uſw. ſich angliedern will (was heute kein Menſch weiß, aus dem einfachen Grunde, weil man in Deutſchland ſelbſt noch keinen Entſchluß gefaßt hat), ſo geſchieht das, die Balten etwa ausgenommen, nicht im Namen des Pangermanismus, da Deutſchland ja ſeine Sprache nicht aufdrängen will. Junge Staaten mit ſtarkem Geburtenüber-

schuß auf engem Gebiet pflegen ausnahmslos in dieses Stadium der Expansionslust zu verfallen. Ältere, reifere Staaten, die nicht, wie der Poet, „ganz spät, als die Teilung der Welt längst geschehen“, kamen, sehen dieser Ausdehnungsgymnastik natürlich mit Unlust zu und wissen sie im gegebenen Moment einzudämmen. Nicht weil Deutschland „pangermanistisch“, sondern weil es stark und übervölkert ist, begann es diese etwas ungemütliche Expansionspolitik. Andere Staaten, die sich weniger mausig machten, brauchen sich das nicht gerade als Verdienst anzurechnen, es gibt Sünden, die man nicht begeht, weil die Kraft oder die Lust dazu fehlt.

Der Pangermanismus, als Expansionspolitik schlechthin verstanden, ist also ebenfalls keine spezifisch deutsche Erscheinung, sondern ein allgemein menschliches, unter bestimmten sozialen und politischen Bedingungen in der Entwicklung eines jeden Volkes unfehlbar auftretendes Phänomen.

Vierte Definition. Pangermanismus ist die Genesung der Welt an deutschem Wesen, an deutscher materieller und geistiger Kultur. Dieses Ziel wurde mehrmals, nicht offiziell, aber privatim, von den etwa 200,000 Alldeutschen formuliert. Der Fehler der Regierung war offenbar der, diese Leute nicht sofort und stets von neuem zu dementieren. Es ist das natürlich schwer, denn es handelt sich um gute Patrioten und Italien pflegt auch seinen Irredentisten nicht auf die Finger zu klopfen, aber es wäre im einen wie im andern Falle nötig, im Interesse des guten Namens und der friedlichen Absichten einer Nation.

Ist es wirklich nötig, daß jedes Volk seine Kultur als allen andern überlegen empfinde – wir zweifeln sehr daran – so ist es zweifellos bedenklich, das dem lieben Nachbar aufdringlich unter die Nase zu reiben. Das taten leider auch die Engländer, Russen und Amerikaner, als sie in Paris auf dem Kongreß der romanischen (!) Nationen die Überlegenheit der lateinischen Kultur priesen. Besser wäre es gewesen, Unvergleichbares nicht zu vergleichen und die sehr selbstverständliche Wahrheit zu proklamieren, daß es nur eine menschliche Kultur gibt, die aus den friedlich und tätig sich ineinanderfügenden nationalen Kulturen als notwendigen Ingredienzen in gleichmäßiger Mischung besteht. Aber zu solchem Edelmut konnte man sich trotz seiner Selbstverständlichkeit doch nicht erheben. Wenn gleichwohl so viel von Pangermanismus die Rede ist, so liegt das vor allem an den Formen, in denen er sich rücksichtslos durchsetzt, sowie an der Bildung und Tatkraft vieler Deutschen im Auslande. Die wirtschaftliche Expansionspolitik Deutschlands geht seinen lieben und getreuen Nachbarn natürlich viel mehr auf die Nerven, als die literarische Expansion der romanischen Völker.

So sind also weder Pangermanismus noch Militarismus in ihren mannigfachen Ausprägungen deutsche Privilegien, sondern vielmehr mehreren Kulturvölkern gemeinsame, natürliche Tendenzen, die nur bei ihrem Auftreten in Deutschland durch ihre grotesken Formen mehr Anstoß erregen und ihren Trägern mehr schaden als ihren Opfern.



Aus Büchern und Flugschriften.

L. Ragaz: *Die neue Schweiz.* Ein Programm für Schweizer und solche, die es werden wollen. 2. Aufl., W. Trösch, Olten 1918 (260 S. .

Nach diesem entsetzlichen Kriege wird jedes Land, die neutralen mit eingeschlossen, sehr geschwächt zurückbleiben und einer inneren Kräftigung, einer Neuorientierung bedürfen, deren Programm auszuarbeiten schon jetzt zu den Pflichten der führenden Männer gehört. Ein solcher ist für weite Kreise der Schweiz der hervorragende Theologe und Ethiker, welcher in diesem Buche die Umrisse einer neuen Schweiz zeichnet, die seinem Ideal entsprechen würde. Der Verf. selbst hebt in seinem Vorwort hervor, dass sein Programm „zum Teil erst in einer Zukunft verwirklicht werden kann, die ziemlich weit jenseits des heutigen Tages liegen mag", und dass er „nicht zu den Politikern von Beruf gehört". Dies Wort ist wahrer als er ahnt. Gerade der bedeutende Ethiker hat selten den Beruf zum Politiker; mit seinen absoluten Massstäben mag er den Politiker werten, aber mit seinen Ratschlägen kann er ihn zugrunde richten.

Ragaz spricht die Sprache der Propheten, und diese Sprache ist niemals von Übertreibungen frei gewesen. Was haben die Propheten des alten Testamentes ihrem Volke alles vorzuwerfen gewusst, mit dem Erfolge, dass noch heute viele Judenfeinde daraus Stoff zu Anklagen schöpfen und selbst Goethe bekanntlich in den Wanderjahren kurz und bündig versichert: „Das israelitische Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm seine Anführer, Richter, Vorsteher, Propheten tausendmal vorgeworfen haben." Ein ähnlich düsteres Bild entwirft R. von dem jetzigen Zustande der Schweiz, von ihrem geistigen Bankerott, von dem Verfall ihrer Demokratie, von der Überfremdung ihres Geistes, von ihrem Mammonismus etc. etc. Es gibt überall viel zu bessern, denn Sünder sind wir allzumal. Wer aber offenen Auges viele Jahre in den besten Ländern Europas verlebt hat, wird — nach allen Abzügen für menschliche Unvollkommenheit — doch zugeben müssen, dass das Schweizer Volk auch jetzt zu den gesündesten und seine Demokratie zu den aufrichtigsten der ganzen Welt gehört, dass die meisten der gerügten Übelstände nur Folgeübel des Kapitalismus sind, daher in den führenden Grossstaaten viel schlimmer auftreten. Es ist freilich nicht bloss übertriebene Besorgnis, sondern auch das durch die Zeitereignisse gerechtfertigte Gefühl der drückenden Ohnmacht und der zweifelhaften Zukunft aller Kleinstaaten, welches dem Verf. Fragen aufdrängt wie: Ist die Erhaltung der Schweiz wünschenswert? Ist eine Zukunft der Schweiz möglich? Wenn man in aller Unbefangenheit vom europäischen Standpunkte diese Fragen beantworten darf, so scheint mir Folgendes die nackte, ungeschminkte Wahrheit: Niemals noch ist die Überzeugung von der Notwendigkeit der Schweiz, wie sie ist, in ihrer Vereinigung der drei grossen Kulturvölker, in ihrem gegebenen Gebietsumfange und mit ihrer die Zurücksetzung jedes ihrer Volkstümer verhindernden föderativen Demokratie in ganz Europa so stark empfunden worden wie gerade jetzt, wo alle Völker die Wohltat einer neutralen Brücke zwischen den Grossstaaten und einer Insel internationaler Humanität alle Tage aufs neue empfinden. Es ist aber vollkommen richtig, dass auf die Dauer die Existenzberechtigung der Schweiz in ihrer moralischen Überlegenheit über den fanatischen Nationalismus der grossen Staaten verankert ist. Sie hat eine ganz einzigartige und unersetzliche Bedeutung, solange sie sich die stolze Aufgabe wahrt, das rettende Asyl in den Stürmen zu sein, die über Europa dahinbrausen. Darum hören wir nicht ohne Bedenken einen Ragaz aus den ethischesten Motiven eine Tonart anstimmen, in welche der gemeine Mann nur zu gerne aus Brutalität und Beschränktheit einfällt, die Fremdenhetze für die Gegenwart mit Vertröstung auf eine ferne Zukunft der Rückkehr zu gastfreund-

licherer Haltung. Hier erliegt Ragaz selbst, in Bekämpfung einer imaginären Gefahr der Überfremdung, einer gewissen aus der Kleinheit aller Verhältnisse leicht entstehenden Enge des Horizontes.

Sonst ist dieses Buch im allgemeinen ein Buch der weiten Horizonte. „Demokratie ist das Prinzip möglichster Adelung aller Menschen durch grosse Zumutungen an sie, grossen Glauben an sie und durch möglichste Beteiligung aller an Freiheit, Bildung und Gemeinschaft.“ In diesem Satze schlägt das Herz des Verfassers. Seine Demokratie ist eine Demokratie des Vertrauens, des Glaubens an die Menschheit, der grossen Hoffnungen. Und so kann von diesem Buche eine Flamme ausgehen, die auch nach vielen Jahren noch Schweizerherzen erwärmen mag. Denn es enthält einen ganzen Staatsroman einer auf freiem Genossenschaftswesen aufgebauten, vom Militarismus befreiten, sozialen Demokratie und eines ebensolchen Schulwesens, etwa im Geiste Tolstoischer Pädagogik. Vielleicht werden künftige Geschlechter die Verwirklichung dieses schönen Traumes sehen. Aber wehe, wenn die Gegenwart die Krücken des Schulzwangs und der Wehrpflicht wegwerfen wollte und die Schweiz auf den von R. empfohlenen Schutz durch die kristallenen Mauern ihrer Ideale beschränkt wäre. Gewiss, mit Freuden muss jeder, der als Mensch und nicht vom Brot allein leben will, den Satz unterschreiben, dass der Geist höher steht als die Macht. Aber die Macht hat mit dem Gelde die fatale Eigenschaft gemein, dass, um sie so recht von Herzen verachten zu können, man das bisschen davon haben muss, was zur Existenz gehört. Ja, wenn einmal nach der Voraussage unseres Propheten die Grossstaaten sich in Kantonsföderationen aufgelöst haben werden, dann mag auch die eiserne Klammer der Wehrpflicht zerfallen und durch das edlere Band der allgemeinen gegenseitigen Hilfspflicht ersetzt werden. Vorläufig aber ist dieses Ideal wie jedes andere dem Nordstern zu vergleichen, der dem Schiffer auf dem Meer leuchtet, während der Philosoph auf dem Lande wie der alte Thales leicht in eine Grube fällt, dieweil er zu beharrlich zu den Sternen emporblickt. Übrigens wird auch der Schiffer auf dem Ozean den Nordstern zwar im Auge behalten, aber nicht ausschliesslich in seine Richtung segeln, wenn er sich nicht in die Polarregion verirren und an dem ersten besten Eisberge scheitern will. Ein solcher Eisberg ist für Ragaz Deutschland. In seiner Angst um die Unabhängigkeit der Schweizer Seele, die nicht ernstlich bedroht ist, da die Ostschweizer sich aus den verschiedensten Gründen von ihrem deutschen Stammvolk nicht annähernd so blindlings angezogen fühlen wie etwa die Westschweizer von den Franzosen, verfällt R. leicht in einen gehässigen Ton gegen das ganze deutsche Volk der Gegenwart. Indem er aber in seinem Kapitel „Wir und die anderen Völker“ mit Recht die absprechenden Urteile über andere Nationen rügt und sie in ihrer Glorie den Schweizern vor die Augen stellt, leistet er sich hier wie anderwärts die härtesten Urteile über die Deutschen der Gegenwart, allerdings bereit sie zurückzunehmen, wenn diese ihre Goethe-Kant-Beethoven-Zeit erneuern. Warum verlangt R. nicht von den Engländern, dass sie den Geist Byrons oder Shelleys erneuern, warum nicht von den Franzosen, dass sie sich wieder in Enzyklopädisten oder Girondisten verwandeln? Es ist eine seltsame Forderung an die Deutschen, dass sie auf den Rat derjenigen hören sollen, die ihnen in dem furchtbaren Kampfe, in welchem sie ihrerseits ihre Unabhängigkeit verteidigen, nichts als feindliche Worte zu sagen haben. Ihnen und ihren Feinden soll die Schweiz, das Hochland Europas, die Quellen rein erhalten, die Quellen der Freiheit, des Geistes, eines neuen Idealismus. Das ist nach Ragaz die Aufgabe der Schweiz. Eine schönere kann ihr nicht gestellt werden. *S. F.*

Oscar Hertwig: *Zur Abwehr des ethischen, des sozialen, des politischen Darwinismus.* Jena, G. Fischer. 1918. (119 S.).

Auf dem Gebiete der Sozialwissenschaften hat bekanntlich die kritiklose Anwendung des Darwinismus nicht wenig Unheil angestiftet. Der Krieg wurde als Kampf der Völker ums Dasein aufgefasst, als unentbehrliches Mittel für die natür-

liche Auslese durch Überleben der Tüchtigsten. Die Ethik des Mitleids wurde als Begünstigung der Schwachen und Erleichterung ihres Überlebens verurteilt, die jüdisch-christliche Forderung der Nächstenliebe als Sklavenmoral verhöhnt. Damit war auch alle Sozialpolitik als rückständige Sentimentalität gerichtet. An Stelle aller dieser ethischen Richtungen entstand die neue Lehre der Eugeniker, welche auf Rassenverbesserung etwa nach den Methoden der Gestüte lossteuerten und dabei die Gebote der bisherigen Sitte und Tradition völlig unhistorisch ignorierten.

Gegen dieses ganze Treiben wendet sich nun ein angesehener Fachmann der Biologie. Professor Oscar Hertwig, Direktor des anatomisch-biologischen Instituts an der Universität Berlin, hat bereits in seinem grösseren Werke „Das Werden der Organismen" Darwins „Zufallstheorie" durch gründliche fachliche Arbeit bekämpft. Damit ist das Fundament dieser ganzen Literatur erschüttert, deren Verfasser zumeist ohne eigene fachliche Kompetenz in Fragen der Naturwissenschaft den Darwinismus als unumstössliche „Wissenschaft" ihren soziologischen Ausführungen zugrunde gelegt hatten. In seinem neuen Buche protestiert Hertwig gegen diesen Missbrauch, zu dem allerdings die Werke Darwins selbst schon eine starke Versuchung bereiten. Mit ihren vielen Metaphern wie „Kampf" ums Dasein zwischen Wesen, die unmittelbar gar nicht aufeinander wirken, aber auf einen gemeinsamen Nahrungsboden angewiesen sind oder natürliche „Auslese" ohne auslesende Persönlichkeit oder Überleben der „Tauglichsten" (wer ist der Tauglichste, wenn nicht einfach der Überlebende? Also Überleben der Überlebenden!) ladet die Grundlehre Darwins, auf ein fremdes Wissensgebiet übertragen, geradezu zu Sophismen ein. In einem ersten biologischen Kapitel macht Verf. besonders auf zwei Punkte aufmerksam, nämlich dass jeder Kampf ums Dasein im darwinistischen Sinne Nahrungsmangel voraussetze, ein Tatbestand, dessen Allgemeinheit Darwin mit Unrecht angenommen habe, und dass das grosse Ziel des Darwinismus, die Beseitigung aller teleologischen Erklärungen nicht erreicht sei, solange verkappte Werturteile über die Resultate gefällt werden, wie Auslese der „Tauglichsten", „Gesetz der Höherentwicklung". An diesem sei aber unbedingt festzuhalten. „Also ist Gestaltung, Organisierung des Stoffes vermöge der ihm innewohnenden Kräfte das grösste allgemeine Problem auf allen Gebieten der Naturwissenschaft." Die innere Kraft als Hauptursache, das Milieu bloss als fördernder oder hemmender Nebenumstand. Es ist klar, dass die Anwendung dieser Grundanschauung auf den Menschen zur Erneuerung des Respektes vor allem historisch Gewordenen, vor den inneren Instinkten und den sie zum Ausdruck bringenden äusseren Traditionen der Völker führen muss.

In den folgenden Kapiteln berichtet der Autor ausführlich über die Verirrungen des ethischen Darwinismus mit seiner Betonung der Ungleichheit unter den Menschen; des sozialen Darwinismus mit seiner Billigung der barbarischesten „negativen Auslese" (Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten, Krieg) und seinen geradezu tierischen Methoden der positiven Auslese (Menschengestüte „Mittgartbund" mit 100 rassischen Zuchtmännern für 1000 Frauen, Ehrenfels'sche Sexualordnung mit Polygamie, behördlich geregelter Kinderzahl und Ausmerzung schwacher Kinder); des politischen Darwinismus mit seiner Annahme der Notwendigkeit des Krieges zur Beseitigung der angeblich wie Lebewesen dem Tode verfallenen Nationen.

Es tut wohl, einmal einen Naturforscher zu hören, der nicht auf der Seite der brutalen Gewalt steht. Man lese seine ausgezeichneten Plädoyers für die Gleichheit aller Menschen vermöge ihres ihre Ungleichheiten weit überwiegenden Abstandes von der sprach- und vernunftlosen Tierheit, für gegenseitige Hilfe und sozialpolitische Kräftigung der Schwachen, für den Völkerbund und gegen die Zwangsgesetze eines Züchterstaates. Und schliesslich sein Nachwort: Das Gebot der Stunde, dessen Inhalt kurz lautet: Haltet aus ihr Deutschen an der Front und hinter der Front, denn wir kämpfen für das Ziel eines europäischen Friedensbundes gleichberechtigter Staaten.

Seit Nikolai ist kein Naturforscher mit einem Buche von dieser geistigen Höhe hervorgetreten. Für den Sozialwissenschaftler aber bedeutet es eine ernste Warnung vor der Verwendung darwinistischer Lehren im Dienste anti-ethischer, antisozialer, anti-pazifistischer Gewaltverherrlichung. Ob und in welcher Form der Darwinismus solid fundiert ist, das müssen die Biologen untereinander ausmachen. Der Soziologe aber hat jedenfalls das Recht, darwinistische Argumente für reaktionäre Theorien zu beanstanden, solange der Wahrheitsgehalt des Darwinismus unter den Fachmännern nicht unbestritten ist. *S. F.*

Max Weber: *Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland* (Sammlung: Die innere Politik, herausg. v. Prof. Sigmund Hellmann (München). Duncker u. Humblot, München u. Leipzig 1918 (X, 182 S.).

Wenn einmal nach dem Kriege die grosse Abrechnung erfolgen wird, kann das Professorentum nur mit einem bösen Defizit abschliessen. Es hat sich in allen Ländern zum Dienste der Regierungs- und extremen Parteimeinungen herangedrängt und die „Wissenschaft" durch kritikloses Dreinreden in Dinge, die es nicht überblicken konnte, in Verruf gebracht. Natürlich fehlt es nicht an ehrenvollen Ausnahmen. Zu diesen gehört das vorliegende Buch, ein Denkmal politischer und persönlicher Unabhängigkeit. Verf. ist selbst offenbar über viele seiner Kollegen entsetzt; eine scharfe Polemik gegen das „Literatentum", worunter Weber ausdrücklich das inkompetente Politisieren der akademischen und sonstigen Lehrerschaft einschliesst, zieht sich durch das ganze Buch hindurch. Ebenso werden bei jeder Gelegenheit die liebedienerischen Sophistereien gegen den Parlamentarismus und für eine spezifisch deutsche Freiheit blossgestellt. Bei aller Bewunderung für Bismarcks Genialität zieht Verf. doch rücksichtslos den Schleier von den Verwüstungen weg, welche der grosse Staatsmann angerichtet hat. Infolge seiner Unfähigkeit, unabhängige Persönlichkeiten oder Parteien, Gewalten oder Meinungen neben sich zu dulden, hat sich die deutsche Nation, solange er sie führen konnte, alles selbständigen politischen Denkens entwöhnt; nachher musste sie denn auch jedes politischen Nachwuchses entraten. Ihr gegenüber stand nur ein Beamtentum, voll Pflichttreue, aber ohne jenes Talent zu politischer Führung das sich nur durch den Kampf um wirkliche Macht entwickeln kann.

In der unwiderstehlichen Bureaukratisierung auf allen Gebieten — auch in der Privatindustrie, in der Organisation der Wissenschaft, im Parteileben — sieht Weber das entscheidende Merkmal unserer Zeit und zugleich die grösste Gefahr für alle Freiheit und Initiative des Individuums und der Nation. Zudem hat das Beamtentum die natürliche Tendenz jede Kontrolle durch Aussenstehende abzuschütteln oder illusorisch zu machen; selbst mehr zum Gehorsam als zur Führung neigend, vereitelt es, wenn nur irgend möglich, das Aufkommen politischer Führer in den Parlamenten. Nicht die deutsche Autokratie, der Sündenbock des Auslandes, sondern die Bureaukratie ist der Sitz des Übels. Und das Heilungsmittel wäre ein ehrlicher, machtvoller Parlamentarismus, das bewährteste Mittel zur Auslese politischer Führernaturen und zur Behauptung derselben an ihrem Platze gegen alle höfischen und bureaukratischen Intriguen.

Auch sonst wird viel Beachtenswertes über die Funktion des Parlamentarismus gesagt, aus dem Leben geschöpft, nicht aus Büchern. An praktischen Reformen fordert Weber ausser dem durchgängigen allgemeinen Wahlrecht und der parlamentarischen Besetzung des Reichskanzlerpostens, sowie der politisch wichtigsten Staatssekretärstellungen besonders: das Recht der parlamentarischen Expertise mit eidlichem Kreuzverhör behufs Zutritts zu den Tatsachen und wirksamer Kontrolle der Bureaukraten, trotz deren oft überlegenen Sachkenntnis in der äusseren Politik; den Bruch mit der Beamtenherrschaft, die sich gerne hinter geräuschvoll publizierte kaiserliche Äusserungen versteckt, daher auch das durch scharfe Strafen zu sichernde Verbot der Veröffentlichung kaiserlicher Äusserungen von politischer Natur ohne vorgängige Zustimmung eines Kronrates und Gegenzeichnung des

Reichskanzlers; das bessere Zusammenwirken von Parlament und Exekutive durch die Möglichkeit auch für Bundesratsmitglieder, ihren Sitz im Reichstag und damit ihren Einfluss in der Partei zu behalten, was bekanntlich gegenwärtig durch Art. 9, Satz 2, der Reichsverfassung ausgeschlossen ist. Mit diesen Andeutungen ist der Reichtum des Buches übrigens keineswegs erschöpft. Es schliesst mit dem mannhaften Bekenntnis:

„Nur Herrenvölker haben den Beruf, in die Speichen der Weltentwicklung einzugreifen.... Aber freilich, eine Nation, die nur gute Beamte, schätzbare Bureaukräfte, ehrliche Kaufleute, tüchtige Gelehrte und Techniker und — treue Diener hervorbrächte und im übrigen eine kontrollfreie Beamtenherrschaft unter pseudomonarchischen Phrasen über sich ergehen liesse — die wäre kein Herrenvolk und täte besser, ihren Alltagsgeschäften nachzugehen, anstatt die Eitelkeit zu haben, sich um Weltpolitik zu kümmern. Der „Wille zur Ohnmacht" im Innern, den die Literaten predigen, ist mit dem „Willen zur Macht" in der Welt, den man in so lärmender Weise hinausgeschrien hat, nicht zu vereinigen.... Wagt sie das eine nicht, so mag sie auch das andere von sich ablehnen. Dann in der Tat wäre dieser Krieg ein Kampf um die Teilnahme auch unserer Nation an der Verantwortung für die Zukunft der Erde, sinnlos und ein blosses Gemetzel gewesen, und jeder künftige deutsche Krieg wäre es erst recht.... *S. F.*

Herman Kranold: *Arbeiterjugend und Jugendbewegung.* Verlag Jugendausschuss für die Chemnitzer Arbeiterjugend.

Der Verfasser geht von der Erkenntnis aus, dass die ganze Jugend — sofern sie sich bewegt — gemeinsame Interessen hat. Der Schnitt, der bisher irrtümlicherweise zwischen proletarischer und bürgerlicher Jugendbewegung gemacht wurde, liegt vielmehr innerhalb der bürgerlichen Jugend selbst. Zwischen der autoritären Jugendbewegung (der militaristisch und kirchlich autoritären) und der autonomen — dem ursprünglichen Wandervogel und derjenigen, die sich den „Anfang" als Waffe erschuf. Diese bewegt sich selbst und jene wird bewegt. D. h. eigentlich festgehalten, geknebelt, gefesselt, ohne dass es die einzelnen jungen Menschen, die Objekte dieser Art von „Bewegung", merken, weil man ihnen von früh auf einige Pseudoideen und Ideale suggeriert und sie auf dieselben so sehr festlegt, dass sie sich von ihnen aus eigener Kraft nur mehr schwer freimachen können. Zwischen diesen beiden Gruppen gibt es tatsächlich keinen Berührungspunkt. Höchstens mag gelegentlich ein schwarzer Hammel in eine solche Herde dringen und das eine oder andere weisse Schaf zur Sünde eigenen Denkens verleiten. — Nach Kranold besteht das Gemeinsame der autonomen Jugendbewegung proletarischen oder bürgerlichen Ursprungs hauptsächlich im Willen sich zu bewegen; Vereinigung wäre geboten, um Bewegungsfreiheit zu erkämpfen, sei es innerhalb der Lehrzeit, des Berufs, der Schule oder der Familie. Der gemeinsame Feind ist die Militarisierung und die Verkirchlichung der Jugend, die ja immer Hand in Hand gehen. Der Gesellschaft wäre die Anerkennung des jugendlichen Vereinsrechts abzuringen. Herman Kranold verlangt nach einer Lehre der Jugendbewegung, die diese Interessengemeinschaft genauer untersucht und aus der sich die Richtlinien für eine gemeinsame Politik ergeben würden. *G. G.*

Maria Waser: *Scala Santa.* Rascher & Co., Zürich 1918.

Das „stille, kleine, träumereife Buch", so nennt es die Dichterin in einer Zueignung an ihre Schwester. Es ist erfüllt mit Liebe und innigstem Naturerleben. Eine junge Mutter legt das vom Trinken satte Kind in die Wiege zurück. „Still und unbeweglich lag das kleine Wesen da, mit rundgeöffnetem Mäulchen, an dem noch ein gelbliches Milchtröpfchen hing, nur die roten Fingerchen spreizten sich sachte und wohlig auseinander, als ob auch sie den warmen Strom in sich fühlten. Süss und voll das ganze Menschlein, wie eine reife Frucht, die vom Baume fiel und nun hilflos im weichen Grase liegt."

Das ist entzückend gesehen und ausgedrückt. Die Mutterschaft öffnet dieser Frau die Pforten der Unendlichkeit. In den langen und schweren Stunden, an der Grenze des Todes, ist der jungen Mutter das Geheimnis des Lebens aufgegangen, „so wichtig, was klein schien, und was man bedeutend meinte, so hinfällig".

Und nun lebt die Mutter, in drei verschiedenen Erzählungen dieselbe Gestalt, dem neugeborenen Kinde, den heranwachsenden, den sich von ihr lösenden Knaben. In der andern schweren Stunde der Trennung von den Söhnen wird ihr in heissem Ringen das Vollgefühl, eines zu sein mit dem All.

Unter dem Symbol der „Scala Santa" in Rom, den heiligen Stufen, über die Jesus Christus zu seinemKreuzestode schritt, sieht Maria Waser diesen entsagungsreichen Weg der Mutter.

Fast will es mir scheinen, als habe unsere Zeit der Mutter noch ein viel schwereres Golgatha auferlegt. Denn in dieser Beschränkung findet sie ja doch das Glück, die eigentliche Seligkeit. Kann aber, darf die Frau auch nur einen Augenblick vergessen, dass die kaum herangereiften Jünglinge erbarmungslos vom Staate gefasst werden, um als Kriegsopfer zu verbluten und selbst zu töten? Kannman während des Weltkrieges an diese Aufgabe vergessen? Der eigentliche Kreuzesweg für die Frau ist das Heraustreten aus dem stillen Heim in eine zweispältige harte Welt, als Kämpferin, als Mutter der Menschheit. Dies mit der persönlichen Mutterschaft zu verbinden ist ihr schweres Amt. Sich dagegen blind machen darf sie nicht.

Nach diesem Vorbehalt sei es mir gestattet, der Dichterin zu danken für die weihevollen Stunden, die mir diese poetisch tiefen Stimmungsbilder bereitet haben.

F. F.

Claire Studer: *Die Frauen erwachen.* Huber & Co., Frauenfeld 1918.

Ganz unter dem Druck und der Qual des Krieges sind diese Skizzen entstanden. Menschenschicksale — Frauenschicksale. Die Tragik in den vier Wänden, wenn der Mann, der Sohn im Kriege fallen, die oft grössere Tragik — das ist sehr wahr gesehen — wenn sie heimkehren. Der Mann mit seiner „überlieferten Begeisterung" kommt zu seiner Frau zurück, die ihn als „Mörder" empfindet und verabscheut. (Die Wachshand.) Praktisch mag der entgegengesetzte Fall häufiger sein: Dem Manne graut vor dem Kriege, und die Frau lebt in der aufgepeitschten Begeisterung des Hinterlandes. Im allgemeinen wird dieser Konflikt — man muss es fast fürchten — bisher wohl mehr als blosser Wunsch der Friedensfreunde vorhanden sein.

Wahnsinn und Tod halten fürchterliche Ernte. Ergreifend ist das Schicksal des jungen Künstlers, der sich sehnt, der Erde „neues Licht" zu schenken, und jung sterben muss. „Was hab' ich getan, dass man mir nicht Zeit liess, Liebender und Künstler zu werden", fragt er die verzweifelte Mutter. (Der messianische Frühling. Oder der junge Philosoph, der verschüttet war, bis seines Geistes Fäden zerrissen sind und der um seine sehnsüchtig erwartete Braut nicht einmal die schlaffen Arme schliessen kann. Das Mädchen geht von ihm, um sich zu töten, erschiesst aber im Vorübergehen erst einen unbekannten General (Verschüttet).

Diese etwas krasse Gewaltsamkeit geht durch das ganze Buch und gibt ihm mitunter einen unwahren Ton. Und die Sprache verstärkt diesen Eindruck. Die Dichterin verfügt über einen grossen Reichtum an Bildern, aber sie ermüdet durch die masslose Häufung und sie stört die tragische Erschütterung, wenn sie in den furchtbarsten Situationen durch gesuchte Vergleiche die Stimmung zerreisst. Auch wäre es klüger gewesen, auf dem Deckblatt die Verfasserin nicht als „weiblichen Barbusse" einzuführen. Übertreibungen reizen zum Widerspruch! *F. F.*

Das wirtschaftliche Friedensprogramm Amerikas.

Von Prof. M. J. BONN, Rektor der Handelshochschule München.

Die Wirtschaftsentwicklung vor dem Kriege trug trotz aller Zölle und aller künstlichen Verkehrsbehinderungen den Charakter zunehmender Internationalisierung. Mehr und mehr industrialisierten sich die alten Kulturländer, indem sie aus den tunlichst rasch erschlossenen Neuländern Rohstoffe und Nahrungsmittel in steigenden Mengen bezogen. Das Tempo der Entwicklung war recht ungleich. Die Industrialisierung ging anscheinend schneller vor sich als die Lieferung der Rohstoffe und Nahrungsmittel durch die Neuländer. Daraus erklärte sich die zunehmende Preissteigerung, die in fast allen Ländern lange vor dem Kriege sichtbar war. Wie werden diese Dinge sich nach dem Frieden gestalten? Inwieferne wird Präsident Wilson imstande sein, sein grosszügiges und gewiss ehrlich gemeintes Friedensprogramm zu verwirklichen, inwieferne wird seine Handelspolitik unter dem Drucke der Kriegstatsachen sich in eine Herrschaftspolitik umwandeln?

I.

In den verschiedenen Ländern vollzog sich der Industrialisierungsprozess auf verschiedener Grundlage. Einzelne, besonders günstig gestellte Gebiete wie die Vereinigten Staaten und in weit geringerem Grade Rußland, konnten dieselbe auf Grund der eigenen unerschöpflichen Rohstoffmengen durchführen. Andere, wie vor allen Dingen Grossbritannien und in weitem Abstand folgend Frankreich, konnten einen grossen Teil der Nahrungsmittel und der Rohstoffe, deren sie bedurften, aus den eigenen Kolonien beziehen; den Rest erhielten sie aus Gebieten, die sie kapitalistisch beherrschten. Weit weniger günstig war die dritte Gruppe gestellt, zu der vor allen Dingen Deutschland, Italien, dann aber auch kleine neutrale Gebiete wie die Schweiz gehörten. Sie mussten ihren Rohstoff- und Nahrungsmittelbedarf zum grossen Teil fremden Kolonien entnehmen. Sie waren überdies an der wirtschaftlichen Erschliessung von Neuländern wie Süd-Amerika beteiligt und konnten sich überschüssiger Rohstoff- und Nahrungsmittelmengen konkurrierender Industriegebiete wie der Vereinigten Staaten bedienen.

Ihre ungestörte wirtschaftliche Entwicklung hing also davon ab, dass ihnen in fremden Konkurrenzländern, in fremden Rohstoffländern und in fremden Kolonien der Zugang zu den Märkten nicht verschlossen war. Das ist in der Tat im grossen ganzen vor dem Kriege der Fall gewesen. Trotz aller Zollschikanen und aller beabsichtigten Begünstigungen herrschte in weiten Teilen der Welt das System der offenen Türe. In den entscheidenden Wirtschaftsgebieten konnten Deutsche und Schweizer unter den gleichen Bedingungen kaufen und verkaufen wie die Untertanen derjenigen Mächte, die dort politischen Einfluss übten. Sie waren zwar gelegentlich bei Staatslieferungen im Nachteil, sie erfreuten sich aber andererseits weitgehender Bewegungsfreiheit. Deutschen Gütern stand der Markt offen. Deutsche Firmen waren in allen Teilen der Welt ansässig. Rein rechtlich herrschte im grossen Ganzen

ein System der gleichen Bedingungen für alle, bei der Einfuhr sowohl wie bei der Ausfuhr, bei der Übernahme von Lieferungen, bei der Begründung kaufmännischer oder industrieller Niederlassungen.

Dieses System formaler Gleichberechtigung war indessen auf der Grundlage weitgehender materieller Ungleichheit aufgebaut. Die Mächtegruppe der Alliierten, ohne Zuziehung von Italien und Japan, auf England, Frankreich, Russland, Belgien und Portugal beschränkt, hatte einen Kolonialbesitz von 23,8 Millionen engl. Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 470 Millionen Menschen. Dagegen eigneten Deutschland und die Vereinigten Staaten zusammen nur ein Kolonialreich von etwas über einer Million engl. Quadratmeilen mit 23 Millionen Menschen. Es bestand so gewissermassen ein koloniales Weltsyndikat, das von den Alliierten gebildet wurde, ein Zustand, der nur dadurch erträglich wurde, dass den Besitzern dieses Trust gewissermassen eine internationale Servitut auflag, bestehend in der Verpflichtung, die Angehörigen der ausgeschlossenen Staaten im wesentlichen zu den gleichen Bedingungen Handel treiben zu lassen, wie die eigenen Untertanen.

II.

Die vor dem Kriege bestehende internationale wirtschaftliche Verflechtung beruhte in letzter Linie auf der Voraussetzung des Grundsatzes der freien See. Als die Gefahr einer grossen europäischen Verwicklung näher trat, hat man versucht, diesen Grundsatz durch Ausbau des Seerechts zu sichern. Das war der Zweck, den vor allem die Londoner Konvention herbeiführen sollte. Die von ihr geschaffenen Sicherungen sind im Kriege zusammengebrochen. Man hat selbstverständlich immer damit gerechnet, dass der Kriegszustand das Aufhören aller wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Kriegführenden zur Folge haben würde. Man hat sich aber nicht vorgestellt, dass ein moderner Krieg ein Koalitionskrieg von solchem Umfange sein wird, dass allein die Ausschaltung der Kriegführenden aus dem gegenseitigen Wirtschaftsverkehr eine weitgehende Umstellung der Weltwirtschaft zur Folge haben musste. Dazu kam eine zweite Enttäuschung. Trotz aller internationaler Abmachungen hatte man die sicherste Garantie für die Fortdauer des Verkehrs zwischen Kriegführenden und Neutralen im Willen der Neutralen gesucht, diesen Verkehr, soweit es sich nicht um Konterbande handelte, mit aller Macht aufrecht zu erhalten. Diese Hoffnungen auf die Neutralen sind enttäuscht worden. Der mächtigste von ihnen, Amerika, hat zwar das Recht der Neutralen in schönen Worten immer wieder vertreten. Obwohl aber die Freiheit der See ein Grundsatz ist, der für die Entwicklung der Vereinigten Staaten seit einem Jahrhundert massgebend gewesen ist, hat man von Anfang an nicht sowohl auf der Durchführung des Prinzips als auf angemessener Entschädigung im Falle seiner Verletzung bestanden. Man hat es an Versuchen, das internationale Seehandelsrecht in seiner Gesamtheit aufrecht zu erhalten, nicht fehlen lassen. Man hat aber im gegebenen Momente nie den notwendigen Nachdruck nach der richtigen Seite ausgeübt. Man ist sich dieser Schuld in den Vereinigten Staaten wohl bewusst und sucht es heute so darzustellen, dass ohne die Selbsthilfe Deutschlands, die zur Lusitania-Katastrophe führte, die Rückkehr beider Parteien zu den Bestimmungen der Londoner Konvention möglich gewesen wäre. Es ist das eine der vielen Behauptungen, mit denen die amerikanische Politik im Kriege ihre Schwäche und Untätigkeit zu bemänteln sucht. Sie hat den Vorteil der Unwiderlegbarkeit, da man Dinge, die nicht geschehen sind, ebenso wenig widerlegen wie beweisen kann.

Der Kriegszustand brachte indes nicht nur die völlige Aufhebung des Warenverkehrs über See zwischen den Neutralen und den Zentralmächten, sondern weitgehende Eingriffe in die privatrechtliche Seite der internationalen Wirtschaftsbeziehungen. Nicht nur der Warenverkehr, auch der Zahlungsverkehr zwischen den Kriegführenden hörte auf. Massregeln wurden getroffen, die nicht nur die Überweisung von einem kriegführenden Land in das andere unmöglich machten, sondern zu einer Sperre der Guthaben und einer weitgehenden Kontrolle des feindlichen Eigentums führten. Es ist charakteristisch, dass von allen Kriegführenden Amerika in dieser Beziehung am weitesten gegangen ist. Selbst die Pensionen amerikanischer Veteranen, die aus irgendeinem Grunde Deutschland nicht verlassen können, werden nicht gezahlt, obwohl ihr Gesamtwert ein sehr geringer ist. Amerikanische Bürger, die krankheitshalber in Deutschland bleiben müssen, werden von allen Bezügen in der Heimat abgeschnitten, ganz einerlei welches ihre Lage ist.

Weit wichtiger aber ist ein anderes. Man hat ganz bewusst zuerst in England die feindlichen Untertanen angehörigen Unternehmungen unter Aufsicht gestellt und sie zum Teil absichtlich unter besonders ungünstigen Bedingungen aufgelöst. Dieses Beispiel hat auf beiden Seiten Nachahmung gefunden, zuletzt in den Vereinigten Staaten. Der Treuhänder für feindliches Eigentum soll dort deutsches Eigentum im Werte von 2 Milliarden Dollar beschlagnahmt haben und beabsichtigt es in einer Weise zu verwalten, dass die wirtschaftliche Durchdringung Amerikas durch deutsches Kapital, die man augenscheinlich als besonders feindseligen Akt auffasst, zu Ende kommt.

Diese Massnahmen sind nicht als blosse Kriegsmassnahmen zu betrachten, wie z. B. die englische Gesetzgebung den Metallhandel betreffend beweist. Sie sind in letzter Linie als Dauermassnahmen gedacht. Sie entspringen dem Gedanken, dass die wirtschaftlichen Hilfskräfte eines Landes und seiner Besitzungen ein ausschliessliches Monopol seiner Staatsbürger sind, dass ihre Ausbeutung diesen vorbehalten werden muss, dass das Eindringen der Fremden eine unfreundliche Handlung ist. Man bildet sich augenscheinlich ein, dass die Niederlassung der deutschen chemischen Industrien in England, die wirtschaftliche Erschliessung Englands gefährdet habe, während sie doch nichts anderes darstellten als eine Art Symbiose mit englischen Industrien, besonders mit der englischen Textilindustrie, deren weltbeherrschende Stellung sie verstärken halfen. Und man glaubt in Amerika augenscheinlich, dass die Beteiligung an der Erschliessung des amerikanischen Nordwestens durch Teilnahme Deutschlands an der „Northern Pacific“ der Verkrüppelung, nicht der Entwicklung des amerikanischen Wirtschaftslebens dienen sollte. Eine Nationalisierung aller wirtschaftlichen Ideen greift Platz, die nicht nur die freie Bewegung des Handels, sondern auch die Bewegung von Kapitalien und von Menschen gefährden muss, wenn sie zum Siege gelangt.

Das erste Ergebnis der gewaltsamen Zerstörung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen, die wir im ersten Kriegsjahr erlebten, ist die Idee eines sich selbst genügenden Mittel-Europa gewesen. Man war sich in Deutschland sehr bald klar darüber, dass ein verhältnismässig dicht bevölkertes, auf Rohstoffeinfuhr angewiesenes Industriegebiet bei Aufhören des freien Wirtschaftsverkehrs den monopolistischen Kolonialreichen gegenüber grundsätzlich nicht viel besser dastand als etwa die Schweiz. Man suchte diese natürliche Schwäche dadurch zu beheben, dass man einen Zusammenschluss mit Gebieten versuchte, die noch grössere landwirtschaftliche Möglichkeiten aufweisen und

deren industrielle Entwicklung weniger fortgeschritten ist. Man wollte so einen grossen Länderkomplex schaffen, der den grossen Weltreichen gegenüber allein durch das Gewicht seiner Ausdehnung, seiner Bevölkerungsstärke, seiner wirtschaftlichen, politischen und militärischen Macht in die Wagschale fallen sollte. Man spricht von dem Gesetz der grossen Räume. In gewissem Sinne hat dieser Plan seine Wirkung nicht verfehlt. Er machte gewaltigen Eindruck auf die Alliierten und führte bald zu den Beschlüssen der Pariser Konferenz vom Juni 1916. Die Teilnehmer derselben haben ursprünglich wohl kaum an die Durchführung ihrer Pläne gedacht. Sie stellten sie auf, um sowohl gegenüber den militärischen Erfolgen der Zentralmächte als auch gegenüber ihren wirtschaftlichen Forderungen ein geeignetes Kompensationsobjekt zu besitzen.

Die lange Dauer des Krieges hat aber für die Durchführung dieser Gedanken ganz andere Aussichten eröffnet. Wie die Blockade zur Umstellung der deutschen Volkswirtschaft geführt hat, so hat der Unterseebootkrieg eine Umwandlung des wirtschaftlichen Lebens der Alliierten zur Folge gehabt. Man hat sich überall auf die stillen Reserven besonnen, die man in der Heimat ungenutzt hatte ruhen lassen und eine gewaltsame Umstellung auf Sicherung des heimischen Bedarfs durch die heimische Produktion ausgeführt. Das ist vor allen Dingen in England sichtbar geworden, wo der Krieg die scheinbar abgestorbene englische Landwirtschaft zu neuem Leben erweckt hat. Man hat eine Arbeitsteilung zwischen den alliierten Gebieten eingeführt, die im Laufe der Zeit sich zur gegenseitigen Einstellung und Befriedigung weiterbildet. Man hat den Gedanken der Selbstgenügsamkeit sowohl auf das eigene Wirtschaftsgebiet als auf den ganzen Komplex der alliierten Bundesgenossen ausgedehnt.

Dazu kommt, dass die lange Kriegsdauer mit ihrer weitgehenden Erschöpfung aller Vorräte und der starken Abnutzung von Menschen- und Kapitalkraft das Problem des internationalen Handels verschoben hat. An Stelle der Frage, wie man die überschüssigen Waren der eigenen Volkswirtschaft auf fremden Märkten absetzen könne, trat die Frage nach der hinreichenden Befriedigung des Bedarfs an Nahrungsmitteln und Rohstoffen. Aus der Absatzfrage wurde eine Lieferungsfrage. Je mehr das der Fall war, desto ungünstiger wurde scheinbar die Lage der Zentralmächte. Das Syndikat der Alliierten beherrschte durch koloniale Abhängigkeit weitgehende Teile der Welt. Der Zutritt Amerikas verschloss weitere Rohstoffquellen und ermöglichte die kapitalistische Kontrolle anderer Gebiete. Ganz von selbst entwickelte sich aus diesen Tatsachen und Gedanken das Bild einer Welt, die von zwei geschlossenen Wirtschaftsreichen erfüllt wird, einem kontinentalen Wirtschaftsreich der Zentralmächte, einem überseeischen der Alliierten. Zwischen beiden standen die wenigen Neutralen Europas, die im wesentlichen auf die Zufuhr angewiesen waren wie die Schweiz und die zahlreicheren der neuen Welt, die Überschuss an Rohstoffen und Nahrungsmitteln erzeugen. Die Alliierten suchen diese Überschussgebiete auch für die Friedenszeit für die Zentralmächte zu sperren. Sie haben besonders seit dem Eintritt Amerikas in den Krieg zahlreiche Neutrale zu Kriegserklärungen und zum Abbruch der Beziehungen gezwungen. Dadurch, dass sie für andere Neutrale Hauptabnehmer und Hauptlieferant geworden sind, haben sie wirtschaftliche Bande geknüpft, von denen sie hoffen, dass sie an Stärke den politischen Beziehungen nicht nachstehen werden. Sie suchen andererseits die europäischen Neutralen

durch strenge Rationierung aus dem engen Verkehr mit den Zentralmächten auszuschalten.

Die Zentralmächte ihrerseits erweiterten ganz von selbst den Gedanken eines ursprünglich auf Deutschland und Österreich-Ungarn beschränkten Mittel-Europa zu einer Ausdehnung nach Südosten mit Einbeziehung des türkischen Reichs. Da ihnen auch bei Verwirklichung dieses Gedankens die breite sichere Grundlage für die fortdauernde ausreichende Beschaffung von Rohstoffen und Nahrungsmitteln fehlt, so ergab sich ganz von selbst der Gedanke der Sicherung durch die sogenannte östliche Orientierung. Durch Anlehnung an Russland konnte man die Grundlagen wirtschaftlicher Sicherheit erhalten, die man früher über See hat suchen müssen. Wenn der kommende Friede den Grundsatz der freien See nicht völlig sicher stellte, so konnte auch die Rückgewinnung und die erfolgreiche Erschliessung eines mächtigen Kolonialreichs die Gefahr nicht bannen, die dem überseeischen Verkehr nun einmal, wie dieser Krieg gezeigt hat, innewohnt. Eine östliche Orientierung, die auf blossen Handelsverträgen beruht, unterliegt indes der Gefahr der Auflösung, sei es, dass politische Momente eintreten, sei es, dass die wirtschaftliche Entwicklung eines neuen Russland den Abschluss nach Westen erfordern würde. Wirtschaftliche Abmachungen gewähren völlige Sicherheit nur, wenn sie ihrer Art nach unauflösbar sind. Unauflösbar können sie nur sein, wenn sie zu irgendeiner Art politischen Bündnisses führen. Die enge Ausgestaltung des Bündnisses mit Österreich-Ungarn ist daher das Ergebnis wirtschaftlicher Notwendigkeit. Diese wirtschaftliche Notwendigkeit ist durch Missachtung des internationalen Seerechts seitens der Alliierten und durch Duldung Amerikas herbeigeführt worden. Wenn der Gedanke eines in sich geschlossenen Reichs von Berlin bis Bagdad jemals durchgeführt wird, der Wilson heute so schreckt, so wird man als seinen Schöpfer die englische Blockade und als seinen Gevatter Präsident Wilson bezeichnen können. Wo ein solches Bündnis nicht denkbar ist, da ergibt sich ganz von selbst der Gedanke der Annexion. Wenn man neue Kriege befürchten muss, und die Erz-Zufuhr für gefährdet hält, wird man naturgemäss nicht leicht auf die Herausgabe reicher Erzstätten verzichten, in deren Besitz man sich gesetzt hat. Wenn die Nahrungsmittel-Zufuhr über See auch für die Zivilbevölkerung in Kriegzeit abgeschnitten wird, wird man Siedlungsland, das man jenseits der Grenzen in Besitz genommen hat, nicht aus den Händen geben, auch wenn man damit in einen Einheitsstaat wie das Deutsche Reich, schwer zu lösende Nationalitätsprobleme hereinträgt. Wenn man sich den Zugang zur grossen Welt nicht durch Handelspolitik sichern kann, wird man sich durch Herrschaftspolitik in einer engeren Welt einzurichten suchen.

Das Ergebnis einer solchen Ordnung für die europäischen Neutralen wäre eine dauernde Einspannung zwischen zwei grossen Wirtschaftsbünden. Es wäre beinahe unvermeidbar, dass dann auch im Frieden ihr Wirtschaftsleben von beiden Seiten kontrolliert und rationiert werden würde, da sie sonst als Stapel- und Umsatzplätze die Abschliessungstendenzen ihrer Nachbarn zu nichte machen würden. Eine Drosselung, die im Kriege vielleicht erträglich ist, würde im Frieden fortgesetzt werden.

III.

Gegen diese Gefahren haben die Vereinigten Staaten durch ihren Präsidenten ihre Stimme erhoben. Schon nach Bekanntgabe der Beschlüsse der Pariser Konferenz hat eine ziemlich starke Bewegung in Amerika gegen sie

eingesetzt. Nachdem man nicht imstande gewesen war, während des Krieges die Anwendung des Wirtschaftskrieges im grossen Masse zu verhindern, wollte man wenigstens versuchen, nach dem Kriege den Wirtschaftskrieg auszuschalten. Diese Gedanken treten klar in den Reden des Präsidenten Wilson zutage. „Wir halten die Bildung selbständiger und ausschliesslicher Bündnisse für unzweckmässig und letzten Endes für schlimmer als nutzlos, und für ungeeignet als Grundlage eines Friedens, am allerwenigsten eines Dauerfriedens," sagte er am 23. Januar 1917. Er entwickelte ein weitgehendes System der internationalen Verständigung, das auch auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens jede feindselige Betätigung nach dem Kriege ausschliessen sollte. Er lehnte den Gedanken eines Wirtschaftskrieges in schärfster Form ab. Dafür fand er den Beifall der englischen Liberalen, während die englischen Imperialisten besonders darin Grund zu Misstrauen fanden. Er wollte, dass alle Völker zu billigen Bedingungen an den Erschliessungsmöglichkeiten der Welt teilnehmen sollten, Deutschland mit eingeschlossen, wenn es mit Gleichberechtigung zufrieden sei und nicht die Vorherrschaft erstrebe. Er hat diese Gedanken öfters wiederholt und im einzelnen ausgeführt. Er wünschte, dass eine Gleichheit der Handelsbeziehungen zwischen allen Völkern der Erde hergestellt werden sollte. Obwohl er im Prinzip Freihändler ist, verstand er darunter wohl kaum die völlige Herrschaft des Freihandels; er dachte wohl in erster Linie an eine Gleichheit der Ein- und Ausfuhrbedingungen für alle Völker. Er lehnte nicht sowohl Schutzzölle ab als die Ausgestaltung dieser Zölle als Vorzugszölle, durch die engere Wirtschaftsbeziehungen bestimmter Gebiete geschaffen werden sollte. Er dachte wohl in erster Linie dabei an die Gleichheit der Ein- und Ausfuhrbedingungen, wie sie von Amerika und Deutschland seit 1889 in China vereinbart und dann in Marokko durchgesetzt worden war. Mit anderen Worten, er wünschte, dass in kolonialen Gebieten die herrschende Macht ihren Untertanen keine Vorzugsbedingungen gewähren sollte. In seinen Forderungen war damit nicht nur die gleiche Behandlung aller Ausländer betreffend die Ein- und Ausfuhr in Mutterländern sowohl als in Kolonien enthalten, sondern auch das Recht auf gleiche Behandlung bei Übernahme von Lieferungen und selbstverständlich bei Handelsniederlassungen. Er forderte mit anderen Worten Unterlassung der differentiellen Behandlung im Verkehr der Mutterländer untereinander und das System der offenen Türe in den Kolonien.

Er wollte die Regelung des kolonialen Besitzes in vorurteilsloser Weise durchgeführt wissen. Er nahm nicht das Prinzip der Internationalisierung der Kolonien an, wie es von der englischen Arbeiterpartei vorgeschlagen war, er trat auch nicht für eine Abstimmung unter den Eingeborenen ein, die sich selbst ihre Herren wählen sollten, wie es andere britische Staatsmänner empfohlen haben. Ein Mann, der mit dem amerikanischen Süden vertraut ist, wie Präsident Wilson, in dem dem amerikanischen Neger trotz formaler Gleichberechtigung ein Wahlrecht nicht zusteht, konnte solches kaum für den afrikanischen Neger verlangen. Er forderte aber die erneute Auflage der Servitut, des freien Handels auf alle Kolonien, wie sie im grossen ganzen vor dem Kriege bestanden hatte.

Eine Wiederherstellung des Systems des internationalen Handels, dessen Keime vor dem Kriege zur Entwicklung gediehen waren, war indes nur möglich, wenn die See im weitesten Sinne des Wortes frei wurde, d. h. wenn der internationale Handel, vor allem der neutrale Handel mit Kriegführenden auch in

Kriegszeiten so gesichert wurde, dass man mit der Gefahr der widerrechtlichen Blockade oder der endlosen Ausdehnung von Bannwarenlisten nicht mehr rechnen musste. Er hoffte, die Freiheit der See einmal durch weitgehende Abrüstung zu Wasser und zu Lande zu erreichen. Sie sollte überdies durch eine Völkerliga gesichert werden, die den Übertreter des internationalen Rechtes durch die Handelssperre bestrafen sollte. Der Wirtschaftskrieg der Kriegführenden im Kriege sollte durch die Drohung eines Wirtschaftskrieges seitens der Neutralen unmöglich gemacht werden. Diese wirtschaftlichen Gedanken des grossen amerikanischen Friedensprogramms haben naturgemäss bei den Alliierten sehr gemischte Gefühle erregt. Die Teilhaber des grossen Kolonialmonopols, das eben durch die Besetzung der deutschen Kolonien verstärkt worden war, hatten kein Interesse an einem System, das ihnen zwar die politische Verwaltung der Kolonien überlassen würde, die wirtschaftlichen Nutzungsmöglichkeiten aber der ganzen Welt zugute kommen lassen würde. Bei der Bedeutung, die Amerikas Eintritt in den Krieg auf ihrer Seite für sie hatte, wagten indes nur wenige von ihnen eine scharfe Kritik. Auf der anderen Seite entsprach dieses Wirtschaftsprogramm durchaus den Interessen der Zentralmächte, denen selbst das grösste Kolonialreich nur eine sichere Nutzung verspricht, wenn der Grundsatz der freien See zur Durchführung käme und die unter allen Umständen, wie die Dinge auch ausgehen möchten, nur kleine Anteile an den Erschliessungsmöglichkeiten der Welt erhalten konnten. Es entsprach aber auch dem Interesse aller europäischen Staaten, kleinen wie grossen, die kein eigenes Kolonialreich erwerben konnten, oder erwerben wollten, und nicht zum mindesten dem der Vereinigten Staaten, deren koloniale Besitzungen gleichfalls nicht ins Gewicht fallen. Wenn es den Teilhabern des kolonialen Trusts gestattet wird, von den Nutzungen der grossen Erschliessungsmöglichkeiten der Welt innerhalb ihrer Gebiete die Angehörigen der Zentralmächte auszuschliessen, dann war es nur eine Frage der Zeit, wann die Angehörigen anderer Staaten an die Reihe kommen würden.

Wer sich in bewusster Arbeit ein grosses Monopol aufbaut, der mag nationale Animositäten zum Ausgang nehmen, um dieses Monopol zu schützen. Er wird sich aber nicht eher zufrieden geben, als bis dieser Schutz auch gegen die Angehörigen solcher Nationen wirksam wird, gegen die politisch keine Einwendungen vorliegen.

Das wirtschaftliche Friedensprogramm Amerikas, wie es von Wilson vorgetragen wurde, enthält natürlich nur allgemeine Züge. Es müsste im einzelnen wesentlich ergänzt werden, wenn es gegen alle Gefahren schützen sollte. Es schliesst im Prinzip die Vorzugsbehandlung aus, die ein Land einem anderen angedeihen lässt und verneint damit scheinbar die Möglichkeit des Zusammenschlusses von Deutschland und Österreich zu einem engeren Zollgebiet. Es ist aber kaum wahrscheinlich, dass seine Durchführung an diesem Punkte scheitern würde. Solange man sich nicht auf den Standpunkt stellt, dass die Vorzugsbehandlung, die die britischen Kolonien mit Selbstverwaltung dem Mutterlande angedeihen lassen, aufhören müsse, weil sie der Gleichheit des internationalen Handels widerspreche, solange wird man kaum verlangen können, dass Deutschland und Österreich, deren Wirtschaftsbeziehungen in viel engerer Weise miteinander verflochten sind als etwa die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Kanada und Australien, eine derartige gegenseitige Begünstigung aufgeben. Man wird auch kaum für alle Zeit festlegen können, dass Nachbargebiete, wie Kanada und Amerika gegenseitige Begünstigung

unterlassen müssen, weil sie dem Prinzip der allgemeinen Gleichheit widerspreche. Der Grundsatz der limitrophen Begünstigung zwischen Nachbargebieten ist in englischen Kolonien von England zu einer Zeit gestattet worden, wo man sonst unumschränkte Gleichberechtigung verlangte. Das amerikanische Programm müsste, soweit die Vorzugsbehandlung in Frage steht, nur darauf bestehen, dass derartige Sonderbegünstigungen nicht zu Abschlusstendenzen und aggressiver Benachteiligung führen dürften.

IV.

Das wirtschaftliche Friedensprogramm Amerikas war als Teil des Gesamtfriedensprogramms gedacht. Es sollte vor allen Dingen das deutsche Volk darüber aufklären, dass Amerika an einem Wirtschaftskrieg nicht teilnehmen wird, wenn ein vernünftiger Dauerfriede zustande käme. Die Durchführung des wirtschaftlichen Friedensprogramms war also eng mit der Verwirklichung des Gesamtfriedensprogramms verbunden. Es hat zweifelsohne im Laufe der 1½ Jahre häufig Augenblicke gegeben, wo eine solche Verwirklichung nicht ausgeschlossen schien, im Dezember 1916, im April 1917, im Juli 1917. Alle Versuche sind stets im Sande verlaufen, im letzten Grunde, weil die Alliierten an ein baldiges Zusammenbrechen der Zentralmächte glaubten und bessere Bedingungen zu erhalten hofften, als damals zugestanden worden wären. Präsident Wilson hat gelegentliche Ansätze unternommen, diesen Widerstand zu brechen, er ist aber nie über Halbheiten hinausgekommen. Da die Alliierten damit rechnen konnten, dass die Unterstützung Amerikas mehr und mehr in die Wagschale fallen würde, je länger der Krieg sich hinziehen würde, so wären sie Toren gewesen, dem sanften Zureden Wilsons nachzugeben. Zum Druck hat ihm stets der Wille und die Kraft gefehlt. Er ist der Hamlet des grossen Krieges. Er ist der Mann der verpassten Gelegenheiten und wie derjenige, der durch eigene Schuld den goldenen Moment zur Verwirklichung seiner Pläne sich hat entgehen lassen, stets die anderen schilt, weil er das, was er verwirklichen möchte, nicht verwirklichen konnte, so macht er heute die Tücke der deutschen Regierung für das Scheitern seines Friedensprogramms verantwortlich. Er stellt es so dar, als ob der Friede von Brest-Litowsk und was sich daran knüpft, nebst dem Frieden von Bukarest das Zustandekommen eines allgemeinen Friedens verhindert hätte. Wie man auch über diese Friedensschlüsse im allgemeinen denken mag, so ist doch das Umgekehrte der Fall. Der Inhalt der Ost-Verträge ist die naturnotwendige Folge des nicht zustandegekommenen Gesamtfriedens.

Wie immer man Mittel-Europa zusammenschmieden mag, es bleibt eine Bedarfsgemeinschaft, die auf äussere Zufuhren angewiesen ist. In dem Augenblick, in dem ein Friede auf der Grundlage einer dauernden Verständigung mit den Westmächten ausgeschlossen schien und Wilson den Gedanken aussprach, dass ein entscheidender militärischer Sieg Deutschlands durch eine dauernde Wirtschaftssperre, an der sich Amerika beteiligen müsste, wett gemacht werden müsse, gewannen die wirtschaftlichen Annexionisten das Oberwasser. Es war selbstverständlich, dass ein engerer Zusammenschluss mit Österreich-Ungarn gefordert wurde. Es war klar, dass die Gelegenheit dauernder Versorgung mit Rohstoffen und Nahrungsmitteln, die der russische Zusammenbruch gab, durch Lostrennung der Randstaaten gesichert werden würde. Es war selbstverständlich, dass man die Gelegenheit, sich durch Lieferungsverträge seitens der Ukraine und seitens Rumäniens während der Kriegszeit zu decken und nach dem Kriege vor Sperren zu schützen, nicht

ungenützt vorübergehen lassen würde. Die Zentralmächte haben den Grundsatz der freien See und des freien internationalen Verkehrs nicht aufgegeben, wenn sie auch momentan sich die kontinentale Rückendeckung zu sichern suchten. Sie hofften so die Garantie zu erhalten, dass Deutschland selbst beim ungünstigsten Friedensschluss nicht so rationiert werden könne, wie das bei kleinen Staaten der Fall ist. Das entspricht gewiss nicht den Grundzügen des amerikanischen wirtschaftlichen Friedensprogramms, es ist aber unbillig, von den Zentralmächten zu verlangen, dass sie im Osten die Neuordnung der Dinge nach den Gesichtspunkten des ewigen Friedens auch auf wirtschaftlichem Gebiete vornehmen, während im Westen die Kanonen donnern und das Schicksal der Welt als ganzes noch in Frage steht.

Es ist sehr leicht möglich, dass durch die Entwicklung der Dinge das Zustandekommen eines idealen Friedens wirtschaftlich wie politisch nicht mehr möglich ist. Die Ostfriedensverträge wären dann das erste Zeichen dafür, dass die einzigartige Gelegenheit verpasst worden ist. Sie wären nicht die Ursache dieser Unterlassung. In allen Ländern hat die lange Dauer des Krieges dazu geführt, dass man sich mit der Einstellung des Wirtschaftslebens auf geschlossenem Gebiete abfindet. Die Handelsbeziehungen sind so lange abgerissen, dass wenig Neigung und Lust für ihre Wiederanknüpfung besteht. Die nationale Verhärtung und Verbitterung ist allerorten so weit gediehen, dass der fremde Kaufmann als Träger wirtschaftlicher Vermittlung nur schwer den Boden unter den Füssen wieder gewinnen wird. Der Wirtschaftskrieg hat im Kriege so lange gedauert, dass er den Völkern bereits als normaler Friedenszustand erscheint. Das ist nicht nur bei den Zentralmächten, sondern auch bei den Alliierten sichtbar. Auf der einen Seite wird ein enger Zusammenschluss des britischen Reichs zu einem geschlossenen Wirtschaftsganzen von neuem versucht, auf der anderen bekundet die Ausserkraftsetzung der Meistbegünstigungsklausel in englischen und französischen Verträgen auch den Neutralen gegenüber den Willen zu neuer nationaler Gestaltung. Bei der insularen Lage des britischen Mutterlandes wird allerdings auch ein enggeschlossener Reichs-Zollverein die Versorgung des Mutterlandes nicht sichern. Es ist nicht zweifelhaft, dass die gleichen Einflüsse in Amerika wirksam sein werden. Wenn Amerika das deutsche Kapital während des Krieges auszuschalten versucht, weil es die wirtschaftliche Durchdringung fürchtet, so wird es kaum geneigt sein, diese Schritte im Frieden rückgängig zu machen. Es hat seine wirtschaftlichen Kräfte durch den Krieg gewaltig entfaltet. Es ist das erste Ausfuhrland der Welt geworden. Der Überschuss der Ausfuhr über die Einfuhr hat sich seit dem Jahre 1913 verfünffacht. Während im letzten Friedensjahr die Ausfuhr von Halbfabrikaten und Fertigfabrikaten 47,17% der Gesamtausfuhr ausmachte, stieg sie im letzten Jahre auf 66,38%. Amerika ist auf der einen Seite der grosse Stapelplatz neutraler Lieferungen geworden, es gewinnt auf der anderen die neutralen Märkte. Es erobert durch seine Industriewaren die Märkte der alten Welt und kann durch seine Rohstofflieferungen die Industrie der Neutralen beherrschen. Seine Ausfuhr nach Europa ist trotz des Ausfalls der Zentralmächte um 191% gestiegen. Es hat nach einer neuen Schätzung neben 5 Milliarden Dollar, die den Alliierten von der Regierung der Vereinigten Staaten vorgeschossen wurden, 3 Milliarden Kredite seitens des amerikanischen Publikums gewährt. Daneben sind zwischen 2½ bis 3 Milliarden Dollar amerikanische Werte zurückgeflossen. Rechnet man dazu noch eine Milliarde Dollar Überschuss von Goldeinfuhr, so ergibt sich eine Verschiebung von weit über 10 Milliarden.

Diese ursprünglichen Ergebnisse haben sich durch Teilnahme am Kriege allmählich verschlechtert. Da aber die Belastung Amerikas von der zunehmenden Belastung Europas begleitet wird, so ändert sich am Gesamtverhältnis nicht viel. Und eines wird sicher bleiben. Während vor dem Kriege trotz aller Reden das Interesse an der Förderung des Aussenhandels gering war, wird man nicht geneigt sein, die gewonnene Stellung aufzugeben. Die amerikanische Handelspolitik ist mit wenigen Ausnahmen immer von Schutzzöllnern gemacht worden. Nur vorübergehend haben Männer wie Wilson den freihändlerischen Gesichtspunkten zum Siege verhelfen können. Es ist nicht wahrscheinlich, dass diese Gedanken nach dem Kriege siegreich bleiben werden. Die Teilnahme am Kriege hat die grossen Errungenschaften der Neutralitätsepoche bereits vermindert. Die Einfuhr wächst, die Ausfuhr fällt. Gold strömt ab. Menschenverluste werden fühlbar. Wenn Amerika erst seine ganze Kraft in diesen Krieg eingesetzt hat, so wird es trotz aller Reden über einen selbstlosen Krieg eine Entschädigung für die Opfer suchen, die es gebracht hat. Es kann diese Entschädigung nicht von den Zentralmächten erhalten. Sie besitzen nichts, was amerikanischen Ehrgeiz reizen könnte. Man wird nahe Gebiete, wie die westindischen Inseln, als Belohnung für geleistete Dienste von den Alliierten empfangen können. Im grossen Ganzen können aber die Entschädigungen, die Amerika nach dem Kriege suchen wird, nur auf wirtschaftlichem Gebiete liegen. Man braucht die Ehrlichkeit Wilsons nicht zu bezweifeln, wenn er von einem selbstlosen Kriege spricht und den lateinischen Amerikanern ein Sicherheitsbündnis vorschlägt, in dem alle für alle garantieren. Man wird aber billig bezweifeln können, ob dieser Idealismus stark genug sein wird, amerikanische Interessentengruppen von der Forderung für Sicherungen fernzuhalten, die sie zur Aufrechterhaltung ihrer Monopolstellung nach dem Kriege verlangen werden.

Wenn man eine Flotte von 10 Millionen Tonnen erworben hat, und die Tonne mit 200 Dollar bezahlt hat, die vor dem Kriege 50 Dollar kostete, so wird man nach dem Kriege sich gegen ihre Entwertung sichern müssen. Wenn man das Prinzip der Trust-Bildung für den Aussenhandel beseitigt hat, obwohl man es nach innen beibehält, so wird man den Monopolgedanken nicht aufgeben. Wenn der Präsident des Stahl-Verbands von einem Zusammenarbeiten mit den Alliierten nach dem Kriege redet als natürliches Gegenstück der militärischen Hilfeleistung und jeden Wettbewerb ablehnt, so mag Präsident Wilson weiterhin den Gedanken einer freien Handelspolitik hochhalten, er wird sich den Tatsachen einer monopolistischen Herrschaftspolitik gegenübersehen. Er wird nicht die Macht haben, seine Forderungen durchzusetzen, so wenig er bis jetzt die Kraft gezeigt hat, seine Ideen zu verwirklichen, wenn der Moment zu ihrer Verwirklichung reif war. Jeder Tag, der vergeht, jede Woche, die verstreicht, ohne den allgemeinen Frieden zu bringen, wird uns einer Wirtschaftspolitik zuführen, die trotz aller schönen Reden in ihrem inneren Wesen Herrschaftspolitik und nicht Handelspolitik ist.

□□□

Von der Vergangenheit zur Zukunft.

Von JEAN DEBRIT, Genf.

Das unerschrockene Einstehen für Gerechtigkeit ohne Unterschied der Nation, welches die von Debrit herausgegebene „Feuille“ so sehr adelt, bildet auch das unterscheidende Kennzeichen dieses Kriegsbuches. „... et ce fut la Guerre“, lautet der Titel des Bandes, welcher bei Atar in Genf erschienen ist. Der Ehrgeiz des Verfassers geht dahin, das Urteil der kommenden Generationen zu erraten, das Urteil aus der Distanz der Geschichte. Die Mittel dazu sind: 1. Beurteilung Aller nach der gleichen Regel, ob es sich nun um Belgien handelt oder um Griechenland, um Irland oder um Böhmen, um die Hungerblockade oder den Unterseebootkrieg; 2. Kampf gegen die Phrase, gegen die Götzenbilder des Nationalismus, besonders den unendlich dehnbaren Begriff der nationalen „Ehre“; 3. Eine nicht willkürlich begrenzte historische Perspektive: Zurückgehen auf die Anfänge der Rivalität zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen England und seinen Rivalen — zwischen Russland und den anderen Interessenten des Orients. So erkennt man die Wurzeln des Weltkriegs in den alten Gegensätzen der europäischen Mächte. Man versteht den Zustand vor 1914 als den allgemeinen „Marsch zum Kriege bei Friedensmusik...“. Debrit verdammt die Annexion Bosniens, aber auch die Marokkos und der Burenstaaten. Er verurteilt die Nachgiebigkeit Deutschlands gegenüber Österreich-Ungarn, aber auch dieselbe Haltung Frankreichs gegenüber Russland. Er begreift vollkommen die schwierige Lage Deutschlands, aber er bekennt auch, dass er selbst vielleicht an Stelle Frankreichs nicht anders hätte wählen können. Nicht ein einzelner Staat oder gar eine einzige Persönlichkeit trägt die Schuld am Weltkriege, sondern das ganze System der Weltrüstung und der Bündnisse, des Imperialismus und der Kolonialpolitik. Gegen das System richten sich denn auch die Schlussfolgerungen, die wir im Nachfolgenden wiedergeben. *D. Red.*

Zusammenfassung.

Und soll man jetzt Schlüsse ziehen und die Verantwortlichkeiten jeden einzelnen Staates blosslegen?

Schuldig sind alle gewesen, wenn auch vielleicht in verschiedenem Grade. Serbien, indem es sich darin gefiel, in seinem Lande unbehindert Verschwörungen gegen ein benachbartes Land anzetteln zu lassen, und zwischen dem Verbrechen und dem Ultimatum nichts tat, um die ganz gerechtfertigte Aufregung und Erbitterung Österreich-Ungarns zu besänftigen; ferner auch dadurch, dass es nicht die Klauseln des Ultimatums ohne Umschweife annahm und so fast mutwillig Wasser auf die Mühle der Kriegspartei goss. Österreich, indem es seine Macht zur demütigendsten, härtesten Einschüchterung missbrauchte und dann massenhaft vollendete Tatsachen schuf, ohne irgendwelche Einsprache anhören zu wollen, ohne sich um die Haager Bestimmungen oder sonst jemand zu kümmern, indem es überhaupt seine unabhängige militärische Aktion zum Symbol seiner Grossmachtwürde machte. Russland durch seine Intervention in einer Angelegenheit, zu deren Entstehen seine Haltung nicht wenig beigetragen hatte; ferner indem es durch seine Mobilisation den österreichisch-serbischen Krieg in einen europäischen verwandelte, als erstes das verhängnisvolle Spiel der Bündnisse entfesselte und schliesslich, indem es den englischen Versöhnungsvorschlag nicht in bündiger Form annahm. Deutschland durch Unterstützung seines Verbündeten bei einem

diplomatischen Schritte, der zu einem Waffengang hindrängte, wissend, dass dieser alle Aussicht auf einen viel ausgedehnteren Krieg bot; ferner indem es sich fünf Tage lang weigerte, seinen Bundesgenossen im Sinne von Konzessionen zu beeinflussen, indem es des Zaren Nikolaus Schiedsgerichtsvorschlag unbeantwortet liess und so sehr die Besinnung verlor, dass es unter falschen Vorwänden die Initiative des Krieges ergriff. Frankreich, indem es rückhaltlos, vom Anfang an, und bis zuletzt, Russland in seiner direkt zum europäischen Kriege führenden Aktion unterstützte, vielleicht auch, indem es den englischen Vorschlag von seinem ursprünglichen Sinn abweichen liess und schliesslich indem es auf ein Neutralitätsbegehren durch die Mobilisation antwortete. Und England schliesslich, das während der ganzen Krise als einzige Macht einen aufrichtigen Versöhnungswunsch bekundet hatte, hat seinen Teil an der Schuld dadurch, dass es alle im letzten Augenblicke gemachten Zugeständnisse zurückwies und in einen Krieg miteingriff, an dem teilzunehmen es nur einen Grund hatte: nämlich seine Jahrhunderte alte Politik, das europäische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, wobei es dieser einen Anstrich von Grossmut gab.

Und alle haben schliesslich gesündigt durch den Dünkel, der sie daran hinderte, beizeiten nachzugeben, wo es sein musste; durch das Misstrauen, das ihre eigenen Friedensbestrebungen vergiftete; durch einen daraus folgenden absoluten Mangel an Kaltblütigkeit, der sie kopfüber in den feurigen Schlund stürzen liess aus Angst davor, dass der andere sie hineinreissen wolle. Zwei Männer treffen sich an einer Waldeskrümmung; der eine räuspert sich, der andere duckt sich, der erste greift nach der Tasche, der zweite zieht seinen Revolver, legt an, der andere drückt los. Das ist in kurzem Abriss, der nicht minder wahrheitsgetreu ist als jeder andere, die Geschichte der europäischen Regierungen vom 28. Juni bis zum 3. August 1914.

Aber auch das wäre nicht geschehen, wenn die Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand nicht wie ein Blitz eingeschlagen hätte in ein bereits bis zum Explodieren geladenes Europa. Auch hier türmt sich eine Verantwortlichkeit auf die andere. Es ist ja möglich, dass die zuerst von Frankreich allein und dann unter der Führung Englands geschlossenen Bündnisse nicht darauf abzielten, eine Veränderung des status quo in Europa herbeizuführen, Revanche zu nehmen, und einen lästigen Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Immerhin haben die beiden Mächte alles getan, um bei den Zentralmächten den Glauben daran zu erwecken. Es ist auch möglich, dass die Rüstungen Deutschlands nicht für einen sogenannten Präventivkrieg bestimmt waren; aber Deutschland handelte durchaus so, dass seine Gegner davon überzeugt sein mussten. Jeder bereitete sich, mehr oder weniger klar bewusst, zum Kampfe vor und war dabei über die Vorbereitungen des anderen entrüstet. So trieben sie's seit Jahren, und bis zur letzten Stunde des Monats Juli 1914. Jetzt sind es über drei Jahre her, dass sie kämpfen und alle schwören noch immer, dass sie es nicht absichtlich getan haben.

Je länger und eingehender ich diese trostlose Geschichte lese, so wie sie zuerst in der Vorgeschichte, dann in den offiziellen Büchern erscheint, desto weniger gelange ich zu dem entscheidenden Beweis dafür, dass nur einen der Teilhaber die Verantwortung für dieses gegen die Menschheit begangene Kollektiv-Verbrechen trifft, das ja ein Wahnsinns-, ein Grössenwahnsinnsverbrechen ist. Dieselben Gesetze, auf Grund deren nicht die Völker, sondern die Führer der Völker sich gegeneinander erhoben in dem Wettrennen um

Reichtum, Macht und Ruhm, haben sie schliesslich zum Schwert greifen lassen. Es war nur die würdige Folge solch' würdiger Voraussetzungen; immerhin eine unvermeidliche Folge, solange die Hegemonie, das Prestige, die Ausbreitung der Militärkolonialmacht, die Gewalt im Dienste der Diplomatie, die bewaffneten Bündnisse — die Grundlage der Politik der sogenannten zivilisierten Grossmächte bilden werden.

Eine universelle Autokratie.

All das ist aber nur ein Überbleibsel der Autokratie früherer Zeitalter, das eine solche Zähigkeit besitzt, dass die fortgeschrittensten Demokratien davon etwas abbekommen haben; hat man doch sogar erleben müssen, wie die Vereinigten Staaten gegen Spanien einen Eroberungskrieg führten unter einem Vorwande, der sich als ebenso falsch erwiesen hat wie die Geschichte von den Fliegern über Nürnberg. Dieselben Vereinigten Staaten haben ihre Bürger in den Weltkrieg geschickt, ohne dass diese auf ihre Freiheit so stolzen Bürger befragt worden wären. All das sticht grell ab von unserer modernen Geistesverfassung, und es ist eines der verwirrendsten Schauspiele der Welt, zu sehen, wie die modernen Völker — von denen die meisten ihre Gesetze selber machen und die so empfindlich sind gegen den geringsten Angriff auf Freiheit oder Besitz — keinerlei Schutzmassregeln ergriffen haben gegen die Methoden des Absolutismus, die sie nur noch ihrer Diplomatie gestatten, von deren Vorgehen doch das Leben Aller abhängt.

Wie man ein Volk täuscht.

Als ob es an dieser Macht, auf geheimem Wege die fürchterlichsten Tatsachen zu schaffen, noch nicht genug wäre, legt sich die Regierung auch noch die Macht bei, alle Nachrichten auszugeben und zu kontrollieren. Hierin schaltet sie noch unbeschränkter als ein Tyrann: sie ist der Herrgott selber und lenkt die Blitze nach eigener Willkür. Die Regierenden spotten der wildesten Resolutionen der fortgeschrittensten Parteien, der umsichtigsten antimilitärischen Propagandaaktionen, der persönlichen Entscheidungen der unerschrockensten Syndikalisten. Sie besitzen ein unfehlbares Mittel, das alles im günstigsten Augenblick hinwegzufegen, denn sie haben die Post- und Telegraphenbeamten in der Hand. Und da bei der geringsten internationalen Verwicklung die Zensur an der Grenze automatisch einsetzt, da die offiziösen Noten die einzigen Lichtstrahlen sind, welche durch die das Publikum einhüllende dichte Finsternis dringen dürfen, so erfahren und berichten die Zeitungen natürlich nur, was den Regierenden beliebt und das Volk glaubt, was den Zeitungen beliebte, ihm zu erzählen. Eines der drastischsten Beispiele dieser unverfrorenen Vergewaltigung der Massenpsyche wurde uns am Anfang der Krise Ende Juli 1914 durch die Tatsache geliefert, dass die serbische Antwort auf das Ultimatum in den österreichischen und deutschen Zeitungen nur in entstellter Form erschienen ist.

Zuerst wurde ein einfaches Resumé an die Presse verschickt: dann brachten die offiziösen Zeitungen der beiden Kaiserreiche den serbischen Text so, dass jedem Paragraphen die Kommentare der österreichischen Regierung folgten, die zu zeigen hatten, worin Serbien dem Texte des Ultimatums nicht entsprochen hatte. Beim einzigen Paragraphen, in dem Serbien den österreichischen Text annimmt, nützt man die Übereinstimmung aus, um den Leser einfach auf den Text der einige Tage vorher erschienenen Note zu

verweisen. Der Zweck ist klar: die serbische Antwort hätte in ihrer versöhnenden, einen unterwürfigen Anstrich tragenden Form die öffentliche Meinung beruhigen können, die dann die Regierungsaktion vielleicht nicht unterstützt hätte. Dieses Verfahren ist gewiss unehrlich. War es aber eine der Kriegsursachen? Die öffentliche Meinung ist überall irregeführt worden; war aber diese Tatsache eine der Ursachen des diplomatischen Abbruches in den verschiedenen Ländern? Die Frage müsste allgemein gestellt werden, und man müsste sehen, wie die Haltung Österreichs und Deutschlands in Russland dargestellt wurde, um die erst teilweise, später allgemeine Mobilisierung zu erleichtern; ferner, was in Frankreich geschehen wäre, wenn man gewusst hätte, dass Deutschland von dem Nachbarstaate vorher eine Erklärung über seine Haltung verlangt hatte, die ihm nicht gegeben wurde; auch, ob England in den Krieg hätte eintreten können, falls man dort Kenntnis von den letzten Vorschlägen des Fürsten Lichnowsky erhalten hätte.

Vielleicht werden die Völker durch die blutige Lehre, die ihnen für ihre Sorglosigkeit auf diesem wichtigen Gebiet erteilt wurde — die blutigste Lehre, die die Menschheitsgeschichte je zu verzeichnen hat — die Notwendigkeit einsehen, das Joch abzuschütteln, das für sie Untergang und Tod bedeutet.

Alle sind schon zu der Überzeugung gelangt (der laut Ausdruck zu geben, ihnen die Zensur nicht gestattet!), dass der von ihren Regierungen geplante Krieg, selbst wenn er ihnen den schönsten Sieg brächte, nur einzelnen Individuen nützen würde, einigen berühmten Staatsmännern, einigen umschmeichelten führenden Journalisten und zu Millionenreichtümern gelangten Industriellen und Kaufleuten. Wenn aber selbst ein Zuwachs dessen, was man gemeiniglich den allgemeinen Reichtum zu nennen pflegt, vermutlich, weil er der Reichtum einer kleinen Zahl ist, einem solchen Sieg entspringen sollte, welchen Vorteil hätte der Bauer davon? der Arbeiter? ja selbst der Kleinbürger, der kleine Rentner, der kleine Beamte, der bescheidene Handwerker? Welches Plus an allgemeinem und persönlichem Glück würde ihnen aus eroberten oder wiedereroberten Gebieten erwachsen? Sie sehen, wie ihr Blut in Strömen fliesst, wie sich in ihren Ländern Ruine auf Ruine häuft; aber sie wissen wohl, dass der Reingewinn nicht ihnen zugute kommen wird. Und so schwillt denn überall ihr Zorn an wie eine Sturmflut.

Revolution oder fauler Frieden.

Der Krieg kann schwerlich mit einem Siege endigen in jenem absoluten Sinne, den die Regierenden diesem Worte beimessen; aber er kann wohl durch Revolutionen sein Ende finden. Ein erstes Beispiel ist gegeben worden; unter der Wucht des Leidens werden andere vielleicht folgen. Wenn die regierenden Klassen die Katastrophe vermeiden wollen, bleibt ihnen nur eines übrig: dem Kriege sobald als möglich ein Ende zu machen durch ein Kompromiss, dem internationale Versöhnung und Wiederaufbau folgen müssten.

Dieser Folgerung höre ich zwei energische Einwände gegenüberstellen. Der eine ist ethischer Natur: „Es ist unmöglich,“ heisst es, „das Verbrechen nicht nach Gebühr zu bestrafen. Man kann am Tage der Abrechnung unmöglich jenen, die diesen Krieg gewollt, vorbereitet und entfesselt haben, die gleiche Behandlung widerfahren lassen, wie jenen die sich nur verteidigten.“ Bedarf es noch des ausdrücklichen Hinweises darauf, dass dieser Einwand in unseren Augen der notwendigen Grundlage ermangelt? Man müsste vor allem beweisen, dass die Rollen tatsächlich so gewesen sind, wie es diese

krasse Darstellung behauptet. Nach dem gegenwärtigen Stand unserer Informationen, die noch durch einen Blick in die ferne und jüngste Vergangenheit bekräftigt werden, können wir rundweg erklären, dass der Beweis nicht erbracht ist.

Und Belgien? wird man mir antworten. Allerdings, Belgien! Doch ist das eine Frage für sich, die auch eine eigene Sühne erheischen wird. Sie sollte ausserhalb des Feilschens gestellt werden, das nach dem Kriege losgehen wird; nichts wird zuviel sein, um diesem Lande zu erstatten, was ihm gebührt. Wenn wir auch in diesem Buche konstatieren konnten, dass die Rechte der schwachen Neutralen nicht oft die Mächtigen gehemmt haben, und dass weder Verträge, noch gegebene Versprechungen in Kriegszeiten jemals das Evangelium der Starken gewesen sind, so schwächen solche Präzedenzfälle in keiner Weise das Verwerfliche des Schrittes ab, den wir am 3. August 1914 ohnmächtig und noch dazu stumm mitansehen mussten. Aber dieses Verbrechen gehört in seiner Beurteilung unter die Rubrik „Verhalten während des Krieges“ und hat nichts mit den Kriegsursachen zu tun. Wir sehen es als eine strategische, und nicht als eine politische Aktion an. Aus militärischen, und nicht aus politischen Gründen beschlossen die deutschen Armeen, sobald der Krieg einmal im Gange war, den belgischen Boden zu betreten, geradeso wie die Alliierten aus militärischen und nicht aus politischen Gründen beschlossen, Lemnos und andere griechische Inseln zu besetzen, als sie die Dardanellen angriffen, und zwar lange bevor vom griechisch-serbischen Vertrag die Rede war, und bevor man sich der Abmachungen von 1830 und 1863 auch nur erinnerte. Deutschland hat sich durch seine Verletzung Belgiens und noch mehr durch seine Art, sie nachher zu rechtfertigen, in den Augen unserer Generation unwiderruflich auf ein Niveau sittlicher Inferiorität gestellt. Aber — wir sagen es noch einmal — es ist das etwas ganz anderes als das Problem von den Ursachen des Krieges. Dieses Problem ist ebensowenig wie im Jahre 1870 durch die tatsächliche Verantwortung für die Kriegserklärung gelöst.

45 Jahre lang hat man uns gepredigt: der wirkliche Urheber eines Krieges ist nicht der, der ihn erklärt, sondern der, der ihn unvermeidlich macht. Dieses Prinzip erschien uns immer als das richtige. Man gestatte uns, es auf den grossen Krieg anzuwenden, auch da werden wir nicht fragen: Wer hat den Krieg erklärt? sondern: Wer hat den Krieg unvermeidlich gemacht? Und bis auf weiteres, solange wir nicht entscheidende Beweise haben, die uns umstimmen, fühlen wir uns versucht zu antworten: Alle haben es getan, in verschiedenem Grade vielleicht, aber diese Gradunterschiede sind nicht gross genug, um uns das Recht zu geben, dass wir einen der Angeklagten als den einzigen Urheber des Verbrechens verurteilen dürften. Mögen die Kriegführenden jeder Partei sich also beruhigen: sie riskieren durchaus nicht, die göttliche Gerechtigkeit zu verletzen, wenn sie die Verhandlungen mit ihren Gegnern als Gleichgestellten führen.

Und zum Schlusse: Edward Grey hat erklärt, dass die Friedensbedingungen in engem Zusammenhange stehen werden mit den Verantwortlichkeiten bezüglich der Vorbereitung und Entfesselung des Krieges. Wir teilen vollkommen seine Ansicht. Und darum haben wir versucht, diese Verantwortlichkeiten nach bestem Wissen und Gewissen den Lesern darzulegen; denn auch unserer Ansicht nach muss man sich erst darüber klar sein, bevor man untersucht, was für eines Friedens die in dreijährigem, gegenseitigen Erwürgen zuckende Menschheit bedarf.

Ein Kompromissfrieden — durch ein versöhnliches Kompromiss, wohlverstanden — scheint uns nach dem gegenwärtigen Stand unserer Informationen die den Forderungen der Gerechtigkeit am meisten entsprechende Lösung.

Der andere Einwand gegen einen Kompromissfrieden ist praktischer Natur; mit diesem zweiten Losungswort werden die Völker seit drei Jahren zur Schlachtbank geführt. Man versichert nämlich, dass bei einem faulen Frieden vielleicht schon nach zwei Jahren alles von neuem beginnen könnte. Wir glauben ganz im Gegenteil, dass ein Frieden, bei dem eine Partei zerschmettert oder zum mindesten gedemütigt bliebe, uns sicherlich binnen kurzem einen Befreiungs- oder Revanchekrieg bringen würde. Von Friedensschlüssen, wie dem Frankfurter oder dem Bukarester nach dem zweiten Balkankrieg, wollen wir nichts mehr wissen. Sie tragen die Keime aller möglichen Kriege in sich, wohingegen eine Einigung, die auf der beiderseitigen Ermüdung und der Überzeugung von der Unmöglichkeit, sich zu besiegen und daher der Nutzlosigkeit des Krieges beruht, weder Erbitterung auf der einen, noch freche Missachtung auf der andern Seite hinterlässt; nur sie gestattet einen dauernden Frieden, den Frieden Rolands und Oliviers nach ihren wütenden und nutzlosen Kämpfen, — den auf gegenseitiger Achtung begründeten Frieden. Und klaget nicht, dass diese Achtung unmöglich ist nach allem, was Ihr vom Gegner wisset. Vor allem wissen wir über einen grossen Teil der grauenhaftesten Tatsachen nur das, was die Zeitungen uns darüber erzählt haben, und den offiziellsten Dokumenten fehlt insgesamt die unerlässliche Garantie, welche im Kreuzverhör durch den Gegner besteht. Andere Tatsachen hingegen, die erwiesen sind, wie etwa der Unterseebootskrieg und die Verwüstung der militärischen Zonen, bedürfen, um richtig bewertet zu werden, der Besänftigung der Leidenschaften, der vergleichenden Betrachtung beider Parteien, und überhaupt einer gewissen Distanz. Ferner, wenn weder die Neutralen, noch vielleicht die Bevölkerungen des Hinterlandes sich zu dieser Achtung des Gegners durchringen können, so gibt es andere, die sich bereits dazu durchgerungen haben, jene nämlich, die kämpfen und bluten. Sie achten ihren tapfern Gegner, den Soldaten wie den Führer; sie sind frei von Hass; sie sind es, die am Tage des Friedens das entscheidende Wort zu sprechen haben werden. Und sie werden — des bin ich sicher und freue mich darauf — dafür eintreten, dass man das beiderseitige Unrecht vergesse und Brüderlichkeit walten lasse.

Auf dem Wege zu einer anderen Geistesverfassung.

Jawohl! ob wir einen faulen Frieden oder Revolutionen haben werden, es bestehen alle Aussichten, dass das zukünftige Europa dem heutigen durchaus nicht gleichen wird und dass die unerhörten Geschehnisse, die wir seit drei Jahren erleben, nie mehr wiederkehren können. Und diese Umwandlung wird nicht von der Anzahl der Kilometer abhängen, um die man die Grenzsteine versetzt haben wird. Seit Jahrhunderten vergnügt sich die Menschheit mit diesem Spiel voll Enttäuschungen, dem sie ihre Besten geopfert hat, ohne je Freude oder Beständigkeit dabei zu gewinnen. Es kommt nicht darauf an, wie man die Völker dem Raum nach verteilen wird. Nicht das wird den Frieden sichern, denn, wie auch die Gruppierung sein wird und die Interessen, auf deren Befriedigung sie beruht, es werden immer wieder andere Interessen beeinträchtigt und Unzufriedene nach Millionen geschaffen werden.

Das einzige der Gerechtigkeit, also einem dauernden Frieden, entspre-

chende Kriterium ist der freie Ausdruck des Willens der Völker, über die man zu verfügen sich anmasst; nun haben wir in unserem ersten Kapitel gesehen, dass selbst jene, die sich darauf berufen, weit davon entfernt sind, die obligate Folge davon — nämlich die Abstimmung des Volkes ohne Fälschung und Zwang — rückhaltlos anzunehmen. Es ist für sie eine Maske, hinter welcher sie ihren eroberungslustigen Ehrgeiz, ihre Ländergier und ihre Rachegefühle verbergen. Auch sie stellen sich den Frieden nur so vor, dass sie ihn diktieren und dem Gegner gegenüber aufrechterhalten, und darum konnte sich ebenso Edward Grey wie Bethmann-Hollweg und ihre Nachfolger als warme Anhänger der Friedensliga für die Zeit nach dem Kriege erklären. Einer Liga für den Frieden? Gewiss! Einen englisch-französisch-russischen Frieden nämlich oder einen österreichisch-deutschen Frieden — wohlgemerkt! — den würde man schliessen. Aber den Frieden kurzweg, den Frieden an sich, den will niemand.

Und schliesslich sind die Regierenden bereit, die Begrenzung, ja sogar die Herabsetzung der Rüstungen zu prüfen, unter der Bedingung, dass ihre Gruppe die Superiorität behält, eine Superiorität, genügend gross, um im voraus jedwede Unternehmung des anderen gegen den Weltfrieden zunichte zu machen. Nun ist jede Beschränkung der Rüstungen bloss ein Köder, wenn sie Ungleichheiten bestehen lässt. Es ist immer dieselbe heillose Verirrung: Macht und Hegemonie werden den Bestrebungen der Nationen als höchstes Ziel gesteckt. Aber die Regierungen denken und die Regierten lenken; davon sind wir fest überzeugt. Wir glauben, dass gar vieles, was unmöglich erschien, wie durch Zauber durchgeführt werden wird im Gefühle eines übermenschlichen Abscheus vor militärischen Ruhmestaten, das sich aller bemächtigen wird. Bisher bemühte man sich, in der Kindesseele die Liebe zum Kriege zu züchten, indem man die Herrscher und ihre Ziele, die Staatsmänner und ihre feingesponnenen Intrigen, die Generäle und ihre Siege in den Geschichtschroniken obenan stellte. Sogar in der Schweiz sind wir nicht frei von jener Vergötterung der Kollektivmorde, die von den Heldengedichten verherrlicht wird. Von nun an wird man trachten, der Jugend Abscheu davor einzuflössen und vielmehr Menschen voll Liebe und Werke der Liebe zu verherrlichen. Die Presse ergänzte diese Erziehung zum Hasse durch ihre ungesunden Verhetzungen, ihre berechnete Heftigkeit, ihre systematischen Entstellungen. Man wird sie zu zwei unerhörten Dingen zwingen: gerecht zu sein gegen jedermann und die Wahrheit zu sagen. Und was noch unerhörter ist, die Christen, oder die sich so nennen, werden es sich sogar einfallen lassen, die Lehre Christi wirklich anzuwenden, die — wenn ich mich recht erinnere — in der unumschränkten Nächstenliebe gipfelt, einer Liebe, die keine Ausnahme zulässt, nicht einmal den Feind, ja gerade nicht den Feind.

In diesem Stadium wird man auf die Haager Konventionen über die Gesetze und Gebräuche in Kriegszeiten, die einem wie die verwerfliche Reglementierung des Lasters erscheinen werden, nur mehr mit dem Mitleid herabsehen, das alles Veraltete und Hinfällige verdient. Denn dann wird man bei der Vorstellung, jemanden, der einem nichts getan hat, auf Befehl und in Scharen geordnet zu töten (bei sonstiger Strafe, selbst getötet zu werden) ebenso empört sein als bei dem Gedanken, auf eigene Faust auf Raub auszugehen oder mit dem Dolch seine persönliche Rache zu nehmen.

Die Gesellschaft der Völker.

Diesmal darf sich die Menschheit die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die Ketten der Sophismen zu sprengen, die sie seit so vielen Jahrhunderten

in Fesseln halten; mit einem Schlage muss sie das blutige Leichentuch des Moloch-Vaterlands abwerfen, um zu einer höheren, sonnigeren Auffassung vom Vaterland zu gelangen, die zu allen Menschen hin Strahlen der Liebe, Hilfsbereitschaft und Brüderlichkeit sendet. Und dazu möge die Menschheit vor allem die Reform der Diplomatie verlangen, sie zwingen, nach und nach alles an die Öffentlichkeit, jedenfalls aber vor parlamentarische Kommissionen zu bringen, die über die Veröffentlichung der Aktenstücke entscheiden mögen. Der Zwang, alle Zwistigkeiten gleich bei ihrem Entstehen vor ein Schiedsgericht zu bringen, erschien immer als eine Utopie; es wird dem nicht mehr so sein, sobald die öffentliche Meinung sofort informiert werden und die gutgesinnte Presse energisch eine friedliche Lösung fordern wird. Die Beschränkung der Rüstungen, ja ihre vollständige Abschaffung werden dann im Laufe der Zeit ganz natürlicherweise auch ohne feierliches Dekret folgen, sobald die Völker keinen Grund mehr haben werden, ihre gegenseitigen Verschwörungen zu fürchten. Mit einem Wort: das Heil besteht in einer unerschrockenen Veröffentlichung aller Dinge, besteht darin, dass man die Regierungen unentwegt unter die Vormundschaft der Völker stellt, von denen sie abhängen und die, wenn sie sich selbst überlassen sind, die Kriege nie gewollt haben und nie wollen werden.

Und auf welche Sicherheit, auf welchen Felsen soll man diese Vormundschaft gründen? Ganz einfach auf die direkte Demokratie, das Recht des Bürgers, sich selbst über die Gesetze, die Verträge zu äussern, auf sein Recht, sogar welche aus eigenem in Vorschlag zu bringen; mit einem Wort auf das Recht des Referendums und der Initiative, wie sie in der Schweiz mit nur wenigen Ausnahmen, die aber werden verschwinden müssen, funktionieren. Kurzum, man muss die Gleichförmigkeit der Verfassung bei allen Nationen durchsetzen, und zwar im Sinne einer absoluten Demokratie.

So werden wir stufenweise zu dem gelangen, was man mit dem pompösen Namen „Gesellschaft der Nationen“ belegt. Noch vor kurzem schien dieser Ausdruck etwas von einer extravaganten Utopie an sich zu haben. Heute nehmen ihn die grössten Staatsmänner in den Mund. Ja mehr als das — denn ich bin auf Grund der Erfahrung den Worten auch der grössten Staatsmänner gegenüber skeptisch geworden — die Völker selbst sind eben daran, diesen Begriff zu Ende zu denken. Er erscheint mir übrigens nur unter dieser Bedingung fruchtbringend. Eine von den gegenwärtigen Regierungen der Kriegführenden organisierte Gesellschaft der Nationen würde Gefahr laufen, ein imperialistisches Werk heuchlerischer Herrschsucht zu werden, eine Art gesetzlicher Einkreisung der schwächeren Gruppe durch die zahlreichere, ein Mittel, durch Überredung zu jenem Siege zu gelangen, der den Waffen bisher nicht beschieden war. Je schöner die Formeln der Regierenden sind, desto mehr muss man ihnen misstrauen. Der von ihnen vorgeschlagenen „Gesellschaft der Nationen“ werden wir daher vorsichtigerweise die „Gesellschaft der Völker“ gegenüberstellen. Diese Völker versuchen es immer wieder, in Stockholm miteinander in Berührung zu treten; diese könnte unter dem Vorsitz der Russen eine recht aufrichtige und innige werden. Sie könnte die Vorarbeit für ein Friedensprojekt zeitigen, das den Frieden der Demokratien bedeuten würde. Noch mehr: Aus diesen Verhandlungen könnte sogar eine sie überdauernde internationale föderative Organisation erstehen, die der Welt ihre Entschlüsse diktieren wird, und zwar nicht kraft irgendeiner kosmopolitischen Polizeigewalt — die ja schwer zu organisieren ist, weil jeder die

Leitung derselben anstrebt — sondern durch den moralischen Einfluss, den sie auf die organisierten Demokratien ausüben wird. Erlässt der Soviet nicht jetzt Gesetze über die Grenzen hinaus? So besteht denn kein Hindernis dafür, dass wir uns Schritt für Schritt einer Art Konföderation der europäischen Völker nähern, bis dann endlich der Föderativ-Staat von Europa entstehen kann. Was unmöglich, widerspruchsvoll, ja selbst lächerlich schien, solange die Regierungen die Herren waren, wird als vollkommen durchführbar erscheinen, sobald die Völker regieren werden. Durchführbar? Nein, vielmehr mitten in der Durchführung begriffen! Man nehme nur Russland — das Russland vom 10. März 1917, das die Kriegspolitik vom 1. Juli 1914 verleugnet hat — bilde es in vergrössertem Massstabe dem Schweizer Muster nach, wie die Russen selbst zu tun entschlossen scheinen, und berechne, um wieviel die Gefahren, dass Kriege ausbrechen, sofort vermindert werden! Dies sind die radikalen, unfehlbaren, unserer armen Welt vollkommen zugänglichen Rettungsmittel gegen den Rückfall in die Barbarei ihrer jetzigen Kämpfe.

Was wir von einem Friedenskongress verlangen.

Diese Rettungsmittel muss man zum mindesten im Keim vom ersten Tage des Friedenskongresses an zu verwirklichen trachten oder wenigstens den Grund dazu legen. Aus guten Gründen sollte dieser Kongress weder einen zünftigen Diplomaten, noch einen General zulassen. Sollten aber die Völker nicht hindern können, dass sich um den grünen Tisch gerade die Menschen versammeln, die diesen Krieg gemacht haben, so muss man sie wenigstens daran hindern, uns einen neuen Krieg vorzubereiten, was sie und ihre unglückseligen Berater, die Sachverständigen in maritimen und militärischen Angelegenheiten, unfehlbar täten, wenn man ihnen freie Hand dazu liesse. Ihren Arbeiten muss Schritt für Schritt ein Kongress der öffentlichen Meinungen aller Länder folgen; die angesehenen Parlamentarier und Publizisten jedes Landes und wenn möglich seine hiezu gewählten Abgeordneten müssen brüderlich an der Revision dessen mitarbeiten, was im Saale der Unterhändler beschlossen wird; mit ihrer ganzen Autorität müssen sie auf die Entscheidungen der offiziellen Delegierten ihrer eigenen Länder einen Druck ausüben. Am besten würde sich, um dieses Gegengewicht zu bilden, ein Kongress von ausgesprochen sozialistischer Zusammensetzung eignen.

Auf dem Wege zur heiligen Union.

Dies ist die erste Etappe. Der dauernde und echte Frieden, der wahrhaft menschliche Frieden wird von der Art und Weise abhängen, wie man den Krieg beendigt. Im Friedensvertrage selbst wird die neue Weltordnung festgelegt werden müssen; in ihm muss der neue Geist, der demokratische Geist, der Geist gegenseitigen Vertrauens und gegenseitiger Duldung, der Geist der lichtvollen Botschaft Wilsons vom 22. Januar — der von seinem eigenen Autor seither in so überraschender Weise verdunkelt wurde — unbestritten und unwiderruflich zum Siege gelangen.

Aber man darf sich nicht der Hoffnung hingeben, diese Geistesverfassung mit dem Tage der Unterhandlungen hervorzaubern zu können; sie muss da sein, bevor noch der Krieg zu Ende geht. Sie muss sich gleich jetzt aus dem Schosse des Leidens entwickeln. Und wer ist geeigneter, an dieser Entwicklung zu arbeiten, als die Neutralen, und unter den Neutralen wer geeigneter als wir Schweizer? Wir haben das hohe Vorrecht, einem unsterblichen und

noch viel zu wenig verstandenen Worte gemäss „über den Streitenden“ zu stehen, und zwar nicht weil wir neutral, sondern weil wir human sind und es bleiben durften. Und wir besitzen auch das Vorrecht, in unserer Mitte als Teilnehmer an unserem Leben eine grosse Anzahl Kriegführender zu haben, die auf dem Wege des Leidens gleichfalls dazu gelangt sind, „über den Streitenden“ zu stehen, über jenem Gemetzel, in dem das Edelste im Menschenherzen durch Blut und Todesröcheln erstickt wird.

Mögen wir, durch diesen Gedanken und die vorausgeahnte Harmonie gestärkt, vom Albdruck des Hasses befreit, erwachen als Arbeiter an einer grossen und heiligen Sache, der allein echten „heiligen Union“ für das Glück aller Völker, begründet auf Gerechtigkeit und Versöhnung. Dann werden Verfasser und Leser meines Buches, die in der weiten Welt fern voneinander weilen, nicht ohne Nutzen für die Menschheit einige Stunden miteinander gearbeitet haben, um die wohltätigen Lehren der Geschichte in sich aufzunehmen, die uns den wahrheitsgetreuen Bericht der Geschehnisse gab, und miteinander in Andacht der Gerechtigkeit nachzuforschen. Wohl möglich, dass diesem Suchen kein voller Erfolg beschieden war, man kann sogar vom Wege abgekommen sein; aber eines bleibt: dass man ehrlich gesucht hat. Mögen alle suchen, möge schliesslich die ganze Welt suchen, dann wird die Wahrheit leuchtend hervorbrechen und der Frieden dieser Welt für immer gesichert sein, für so lange wenigstens, als jener neue Geist bestehen wird, dessen Morgenröte wir heute unseren Willkommgruss zu bieten wagen.



Estland und die estnische Frage.

Unsere Fussnote im Artikel „Estland und die estnische Frage“ im Heft 8 dieser Zeitschrift ist durch einen Druckfehler entstellt worden, so dass wir uns genötigt sehen, auf diesen Gegenstand noch kurz zurückzukommen.

Die letzte allgemeine Volkszählung vom Jahre 1897 ergab im damaligen Gouvernement Estland 16,037 Deutschredende, in Livland — einschliesslich Riga mit 65,332 Deutschen — 98,573 Deutschredende. Um die Zahl der Deutschredenden in Nordlivland, d. h. in dem südlichen Teil vom jetzigen Gesamtestland festzustellen, ist die Zahl der deutschen Einwohner Rigas von der allgemeinen Zahl abzuziehen und der Rest auf den lettischen und estnischen Teil zu teilen. Wir erhalten somit für Nordlivland 16,630 Deutschredende, oder für das Gesamtestland zusammen 32,667. — Auf Grund von lokalen Zählungen, die wegen der Lebensmittelverteilung vorgenommen worden, wurde die Gesamtbevölkerung des estnischen Gebietes im Frühjahr 1917 auf ca. 1,5 Millionen Köpfe geschätzt. In den letzten Zählungsperioden seit 1875 hatte sich die deutschredende Bevölkerung in den Baltischen Provinzen vermindert. Auch seit 1899 hat sie sich nicht vermehrt, dafür zeugen die Jahresberichte der Pfarrgeistlichen. Diese Herren klagen Jahr für Jahr über den unaufhaltsamen Rückgang der deutschen Kirchengemeinden. — Nehmen wir aber auch die letzte Zahl als unvermindert an, so zählt die deutschredende Bevölkerung in Estland nur 2,18 Prozent! — Unter den Deutschredenden gibt es übrigens auch solche, die nicht deutscher Nationalität sind, so z. B. die Juden. So z. B. zählte man 1881 unter den damals noch 185,188 Deutschredenden in Estland, Livland und Kurland 29,279 Personen, die nicht deutscher Nationalität waren. 1897 war die Gesamtzahl der Deutschredenden in den drei Provinzen auf 165,627 gesunken. *M. Martna.*

Die Militarisierung der Gesellschaft.

Von W. PAMPFER.

Ein Gebiet, das bei dem Stande der heutigen Kenntnis der soziologischen Kausalzusammenhänge vorläufig noch als eine utopische Spekulation erscheint, ist die historische Prognose. In der Tat, alles das, was sich mit einiger Gewissheit über die Richtung sagen lässt, in der sich die Entwicklung der Menschheit bewegt, läuft letzten Endes auf blosse Gemeinplätze hinaus. Dass die Entwicklung vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Unbewussten zum Bewussten, vom Konkreten zum Abstrakten, vom Instinktiven zum Vernünftigen fortschreitet, ist nahezu das einzige, was sich über den Verlauf der Menschheitsgeschichte mit einiger Bestimmtheit sagen lässt. Es ist klar, dass hierbei mit Zeiträumen von Jahrtausenden gerechnet werden muss, so dass ein Ereignis, wie der Untergang der antiken Kultur und das Auftreten kulturärmerer Völker auf der Bühne der Weltgeschichte zu Anfang des Mittelalters, lediglich als ein vorübergehender Rückschlag bewertet werden muss.

Von weit grösserem Werte als diese chronologische Geschichtsprognose ist die konditionelle Betrachtungsweise der geschichtlichen Zusammenhänge. Die bedeutsamste Methode, welche den Fäden nachspürt, die die einzelnen Gebiete der menschlichen Kulturbewegung miteinander verknüpfen, ist die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung. Sie geht von dem Gedanken aus, dass die ökonomische Struktur der Gesellschaft das Fundament sei, auf dem sich ihr politischer, rechtlicher und ideeller Überbau erhebe.

Es liegt in der Natur des menschlichen Kausalbedürfnisses, vor keiner letzten Ursache stehen zu bleiben, mag man dieselbe nun Gott, Materie, Substanz oder ökonomische Struktur titulieren. So tritt denn die Frage an uns heran: Was bedingt die Ökonomie der Gesellschaft?

Bei Vergleichung der verschiedenen Kulturformen erkennen wir, dass in der Ökonomie durchaus nicht das reine Nützlichkeitsprinzip vorherrscht. Ja wir sehen oft genug, wie die Deckung der notwendigsten Lebensbedürfnisse zurücktreten muss, weil Ideen religiöser Natur oder des militärischen Prestiges es erheischen.

Letzten Endes wird sowohl der ökonomische, wie auch der geneonomische, der rechtliche, der politische, der religiöse, der künstlerische und der wissenschaftliche Stand der Gesellschaft dadurch bestimmt, was diese als ihren Zweck und Hauptaufgabe betrachtet.

Mitunter ist es die karge Befriedigung der Lebensbedürfnisse, oft der unbefangene, harmlose Lebensgenuss, der Erwerb, die sichere Existenz, der standesgemässe Lebensunterhalt, das Streben nach einer sozialen Rangstufe, die Geltung, die Vorbereitung auf das Jenseits und der Krieg.

In welchem Masse eines oder mehrere dieser Prinzipien in einer Gesellschaft dominieren, dementsprechend entfaltet sich ihre soziologische Struktur. Die ökonomischen Verhältnisse und die politische Verfassung sind anders bei einem Volke, das nach Lebensgenuss strebt, als dort, wo die Heranbildung

zum Kriege das Ziel aller Erziehung bildet. Sie sind anders in einer Gesellschaft, wo der Geist auf das Transzendente gerichtet ist, als dort, wo das Streben nach Erwerb den Menschen innerlich ausfüllt.

Wir haben oft genug in der Geschichte Beispiele von Nationen gehabt, denen der Krieg als der Endzweck ihres Daseins galt. In der Regel sind sie nach kurzem Aufleuchten verschwunden, ohne besonders viel zur Förderung der menschlichen Kultur beigetragen zu haben.

Die Gefahr, die der Erde gegenwärtig droht, ist viel tiefgreifender als alle jene Konfliktzustände, die in der Vergangenheit durch das Auftreten kriegerischer Nationen hervorgerufen wurden.

Die Gefahr, dass der Gedanke des Völkerbundes sich trotz aller blutigen Lehren nicht durchzusetzen vermag, ist derart in die Nähe gerückt, dass man nicht umhin kann, mit dem Fortbestehen des Gegensatzes zweier rivalisierender Mächtegruppen, einer verstärkten Rüstungspolitik nach dem Kriege, der Vorbereitung eines spätern Völkerkonfliktes von unausdenkbarer Furchtbarkeit zu rechnen.

Der unselige Trostspruch „Es wird schon besser kommen, man darf nicht allzu schwarz sehen", den man stets aus dem Munde derjenigen zu hören bekommt, die keine bittern Wahrheiten zu schlucken vermögen, soll uns nicht einlullen. Es heisst die Konsequenzen festzustellen, die Folgeerscheinungen vorauszuschauen, welche eine von der Idee des Militarismus beherrschte Gesellschaft, die von den Hilfsmitteln der sozialen und technischen Organisation uneingeschränkten Gebrauch macht, in Zukunft haben wird.

Sollte der Krieg auf Grund der gegenwärtigen politischen Konstellation beendet werden, so dürfte der Friede kaum mehr sein als ein blosser Waffenstillstand. Der Übergang von der Kriegswirtschaft zur sogenannten Friedenswirtschaft wird sich kaum in besonders jähen Formen vollziehen, da das Ziel der letzteren ebenfalls wieder in der Produktion für den Krieg bestehen wird.

Vorausgesetzt, die Schuldenlast einer jeden der am Kriege beteiligten Grossmächte würde sich alsdann auf etwa 200 Milliarden Franken belaufen, so erreichten die Zinsen eine Höhe von 10 Milliarden Franken pro Jahr. Der Aufwand für erneute Kriegsrüstungen wäre auf das Zehnfache der vor dem Kriege erreichten Summe zu veranschlagen, also auch auf annähernd 10 Milliarden. Uneingerechnet der durch die Kriegsfürsorge verausgabten laufenden Beträge, würde der Aufwand für Kriegszwecke fast die Höhe des bisherigen Nationaleinkommens erreichen.

Nun wird man einwenden, dass dies ein Widersinn sei, denn erstens ist die Volkskraft durch den Krieg derart geschwächt, dass die Produktion wohl kaum die ehemalige Höhe erreichen wird, zweitens würde die Gesellschaft Gefahr laufen, dass diejenigen Güter nicht hergestellt würden, die zur Befriedigung unserer Lebensbedürfnisse unumgänglich notwendig sind.

Man darf jedoch nicht vergessen, dass gerade der Krieg gezeigt hat, in welchem Masse die Produktivität eines Volkes gesteigert werden kann.

Die Eingliederung der Kriegsbeschädigten in den Mechanismus des Arbeitsprozesses, die Ausnützung der Arbeitskraft der Frauen und Kinder, die Verbreitung des Taylorsystems haben gezeigt, dass die Höchstgrenze in der Gütererzeugung noch lange nicht erreicht war.

Die im Verlauf des Krieges eingeführte, zuerst als Kriegssozialismus gepriesene Zwangsreglementierung des Wirtschaftslebens wird unter der Herrschaft des „Siegfriedens" weiter bestehen bleiben. Der Staat unterdrückt

solche Produktionszweige, die nicht der Kriegsrüstung dienen oder sich nicht der Erzeugung der notwendigsten Gebrauchsgüter widmen. Er zwingt den einzelnen Staatsbürger, in derartigen Berufen tätig zu sein. Er schreibt vor, mit welchem Lebensalter die Friedenszivildienstpflicht beginnt und wann sie endet. Er sucht die Ledigen und Kinderlosen durch hohe Steuern zu zwingen, ihn mit Menschenmaterial zu versorgen und die Schranken, die der Völkerhass der Auswanderung gegenüber errichtet, noch durch Antiemigrationsgesetze zu erhöhen.

Als die wichtigste Aufgabe der Volkswirtschaft und Technik während dieser „Friedensperiode" wird die Produktion für den kommenden Krieg gelten.

Die Grenzen werden durch breite, wohlausgebaute Befestigungsgürtel geschützt. Eine militärische Zone trennt die Länder voneinander. Ganze Gebiete, wo sich Fliegerparks, Munitionsanlagen und Verkehrsknotenpunkte befinden, werden für die Öffentlichkeit abgesperrt. Betonierte Schützengräben, Panzerforts, durch unterirdische Gänge verbundene Nester, wohlgesicherte Lager von Gasgiften und leicht entflammbaren Flüssigkeiten sind die militärischen Sicherungen der Friedensfront.

Jene einseitige, auf das rein Militärische abgestellte Geistesrichtung zwingt die gesamte wissenschaftliche Forschung, ihr Frohndienste zu leisten.

Zunächst tritt eine völlige Militarisierung der Technik ein. Der Ausbau der Verkehrswege erfolgt in erster Linie unter strategischen Gesichtspunkten. Die Zahl der Kraftwagen und Flugzeuge wird beträchtlich erhöht. In der Stärke von Divisionen werden die Tanks und Fliegergeschwader für den kommenden Krieg ausgebildet.

Die chemische Industrie stellt sich immer mehr auf die Produktion zu Kriegszwecken ein. Jene Rohstoffe, aus denen man früher Farben, Riechstoffe und Medikamente erzeugte, werden zur Herstellung von Sprengstoffen und Gasgiften verwandt. Es dürfte wohl nur eine Frage der Zeit sein, bis es gelingen wird, auch jene chemischen Verbindungen als Sprengmittel praktisch zu verwerten, bei denen bisher ihre ausserordentliche Labilität eine solche Anwendungsart verbot. Der Chlorstickstoff (NCl^3) und die Stickstoffwasserstoffsäure (N^3H) sind derartige Körper, die bisher infolge ihrer allzu grossen Explosivität praktisch nicht verwertbar waren.

Die Gasgifttechnik wird an Stelle des relativ harmlosen Chlorgases weit gefährlichere Mittel in die Kriegspraxis einführen. Nach der Blausäure, dem Zyan und dem Phosgen wird man vielleicht versuchen, das Fluorgas und das Quecksilbermethyl ($Hg(CH^3)^2$) in Anwendung zu bringen. Substanzen, die durch ihren infernalischen Geruch wirken wie die Kakodyl- und Merkaptanverbindungen, werden voraussichtlich ihre Triumphe feiern.

Ob die radioaktiven Strahlen zukünftig kriegsverwendungsfähig gemacht werden können, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls wird der zerstörende Einfluss derselben auf das Zellengewebe noch den Gegenstand eingehenden Studiums bilden.

Ein anderes Gebiet, welches der Kriegsrüstung dienstbar gemacht werden kann, ist das Gebiet der Bakteriologie. Man hatte schon angenommen, dass es während des jetzigen Krieges soweit kommen würde, dass die Bazilleninfektion zu einem wirkungsvollen Kampfmittel der feindlichen Parteien ausgestaltet würde.

Wenn man es auch nach dieser Richtung hin noch nicht zu der gewünschten

Vollkommenheit gebracht hat, so steht doch in Zukunft nichts weiter im Wege, wenn man sich planmässig darauf verlegt, Bakterienkolonien zu züchten, um im Kriegsfalle das Gebiet des Gegners damit zu infizieren. Der Krieg hätte so, was seine Mittel anbelangt, folgende Steigerung erfahren: Der Krieg mit mechanischen Mitteln: Faustkeil, Keule, Speer, Schwert, Pfeil und Bogen. Der Krieg mit physikalischen Mitteln: Kriegsmaschinen, Katapulten, Kanonen und Gewehre. Der Krieg mit chemischen Mitteln: Gasgifte, Lakrymogen und entflammbare Flüssigkeiten. Der Krieg mit biologischen Mitteln: Bakterien zur Erzeugung von Epidemien.

Bei Kriegsausbruch würden in Zukunft Hunderttausende von Fliegern sofort ihre Apparate besteigen. In der Luft würden furchtbare Schlachten geliefert. Wie dichte Vogelschwärme erscheinen sie über den feindlichen Städten. Sprengbomben von unerhörter Brisanz zertrümmern ganze Häuserblöcke, giftige Gase und übelriechende Stoffe machen die Orte unbewohnbar. Krankheitskeime werden im Luftraum ausgesät, überall lauert Tod und Verderben auf die unglückliche Zivilbevölkerung. Jeder, und mag er in einem auch noch so abgelegenen Winkel des Landes wohnen, ist der Gefahr ebenso ausgesetzt wie der Kämpfer im vordersten Schützengraben.

Nicht zum Mindesten ist es die Furchtbarkeit des Schreckbildes eines kommenden Krieges, falls man den Weg des Völkerbundes nicht finden wird, was die gesamte Geistestätigkeit auf kriegerische Vorbereitungsmassnahmen einstellt.

In den Naturwissenschaften wird sich folgende eigentümliche Erscheinung zeigen: Diejenigen Gebiete, die sich kriegstechnisch verwerten lassen, werden in sehr eingehender Weise durchforscht, während andere Wissenszweige dafür brachliegen müssen. Von welch bedeutsamem Einflusse die technische Verwendbarkeit auf den wissenschaftlichen Forschungseifer ist, zeigt ein Vergleich der Zahl der uns bis jetzt bekannten Verbindungen der aromatischen Reihe und der aliphathischen in der organischen Chemie. Der erstere Zweig ist im Vergleich zum letztern bedeutend eingehender erforscht worden, weil jene Reihe uns die wertvollsten Farbstoffe, Riechstoffe und Medikamente liefert. Eine ähnliche Erscheinung würde in einer kriegstechnisch orientierten Naturwissenschaft eintreten, nämlich eine Hypertrophie der Sprengstoffchemie, der Kenntnis von giftigen, erstickenden, übelriechenden, betäubenden und tränenerzeugenden Gasen und Dämpfen, dem Wissen und der Erforschung der radioaktiven Substanzen, der Bakteriologie usw.

Der internationale Charakter der Wissenschaft, der schon durch den Krieg eine bedenkliche Einbusse erfahren hat, würde nahezu verloren gehen.

Ähnlich wie im Mittelalter die Philosophie als die Magd der Kirche und der Theologie angesehen wurde, so wird man es als den Zweck der Wissenschaft betrachten, der eigenen Nation und dem Staate zu nützen, sie durch alte und neue Mittel in jeder erdenklichen Weise zu kräftigen, ihnen zu den gewaltigsten Kampfesmitteln zu verhelfen, damit sie ihren Gegner niederschlagen können.

Diese nationalistische Einstellung der Geistestätigkeit wird rein nationalistische Weltanschauungen hervorbringen. So wie nach Houston Chamberlain der Germane das eigentliche Musterexemplar der Spezies Homo sapiens darstellt, wie nach der Ansicht der Mazdasnan-Anhänger die Arier die eigentlichen Edelmenschen sind, so wird alsbald ein philosophisches System nach dem andern auftauchen, wo mit viel Weitschweifigkeit und Tiefsinn deduziert wird, es läge im Plane der Menschheitsentwicklung, dass diese oder jene

Nation zur Beherrschung der Erde berufen sei. In der Regel wird es die Nation sein, welcher der ehrenwerte Philosoph selber die Ehre hat anzugehören.

Auf deutscher Seite ist von massgebender Stelle zu wiederholten Malen versichert worden, dass nicht nur 42 cm-Mörser, Fliegerattacken, Gasangriffe und Tüchtigkeit der militärischen Leitung, sondern auch die Mithilfe Gottes von besonderem Einfluss auf den erfolgreichen Verlauf der kriegerischen Operationen gewesen sei. Dies bedeutet nichts weniger als einen Rückfall aus der kosmopolitischen Gottesauffassung des Christentums in den alten Glauben der Kriegs- und Nationalgötter. An die Stelle des Gottes, der seine Sonne scheinen lässt über Böse und Gute, tritt wieder der starke und eifrige Gott, der nichts Gescheiteres zu tun weiss, als die politischen Interessen seines auserwählten Volkes wahrzunehmen.

Mit der gleichen Ungeniertheit, mit der die alten Juden ihre Einbrüche in Palästina und die Vernichtung der eingeborenen Kanaaniterstämme rechtfertigten, indem sie vorgaben, ein Mandat ihres Gottes auszuüben und von dem gelobten Lande, das er ihnen verheissen hat, Besitz zu ergreifen, in der gleichen Weise wird von jenen Machthabern, welche glauben, ihr Gott sei in den Dienst ihrer Politik getreten, die Unterdrückung fremder Völker und ihre eigene ungezügelte nationale Expansion als eine Art religiöser Mission hingestellt.

Von besonders verderblichem Einflusse wird sich die kriegerisch-nationalistische Erziehung in der Schule erweisen. Der bei allen Jugendlichen vorhandene Sinn für das Romantische wird geweckt durch Erzählung der Taten eines Weddigen, eines Kapitänleutnant von Müller, eines Immelmann, Boelke, Richthofen und anderer.*) Sie hören nicht von jenen Hunderttausenden, die im Kot und Schlamm der Schützengräben ein frühzeitiges Grab fanden, nichts von denen, deren Atmungsorgane von Chlorgas zerfressen, die im Feuerbade eines Flammenwerfers lebendig gebraten wurden. Ihnen wird der Krieg als eine willkommene Gelegenheit zur Vollbringung von Heldentaten und zur Erwerbung von Auszeichnungen hingestellt. Sie hören von der Bosheit und Tücke des Erbfeindes erzählen. Anekdoten zur Belebung und Schürung des Völkerhasses wird dieser Krieg der Nachwelt schon genügend hinterlassen.

So schafft der Militarismus in den jugendlichen Köpfen schon frühzeitig diejenige Disposition, die ihm später brauchbares Menschenmaterial liefert.

Ist jemand derart nationalistisch verhetzt, dass ihm die Idee des Völkerbundes als eine Utopie oder gar als ein Schreckbild erscheint, dann lässt er sich auch bereitwilligst die Fesseln anlegen, die der Militarismus für seine Opfer bereit hält. Er muss es ja wollen. Er muss sich ja dem Schwersten fügen. Denn wenn er sich innerlich über den militärischen Zwang empört, taucht sogleich in seiner Phantasie das Schreckgespenst des „Feindes“ auf. Ähnlich wie man die kleinen Kinder mit dem „Hans Muff“ oder dem „schwarzen Mann“ ins Bett jagt, so treibt man die Völker durch Einflössung von Hass und Furcht voreinander in die Arme des Militarismus.

Disziplin und Subordination sind die beiden gestrengen Herren, die den einzelnen während seines Lebenslaufes begleiten. Je mehr unser Dasein vom Zwange beherrscht wird, je mehr es sich von der natürlichen Ungebundenheit

*) So bei dem deutschen Volke. Bei den andern Nationen werden ähnliche Heroen in den Erziehungsplan eingeführt.

entfernt, um so einschneidendere Gewaltmassnahmen sind notwendig, um das sich nach Freiheit sehnende Individuum im Zaume zu halten. Da in einer solchen Zukunft unser Leben sich nicht allzu sehr von dem der Insassen eines Zuchthauses entfernen wird, so werden selbstredend weit schärfere Strafmassnahmen in Anwendung gelangen gegen diejenigen, welche dieser militaristischen Zwangsgesellschaft zu entschlüpfen suchen.

Die Wirkung jeder Bestrafungsart ist relativ. Ein armer Teufel, der im Winter nicht weiss, wohin er sich wenden soll, ist schliesslich froh, wenn er ins Gefängnis kommt, weil dies eine Verbesserung seiner momentanen Lage bedeutet.

Sobald das ganze menschliche Dasein ausgefüllt wird mit militaristischem Frohndienst, werden auch die bisherigen Strafmethoden an abschreckender Wirkung einbüssen. Ein Aufenthalt im Gefängnis würde dann nichts weiter als eine Gelegenheit zur Ausspannung der Nerven, zur innern Ruhe und Sammlung bedeuten.

Die Milderung der Strafmethoden seit mehr als hundert Jahren ist nicht zuletzt auf eine fortschreitende Verbesserung der Lebenshaltung zurückzuführen. Auch eine blosse Freiheitsberaubung bedeutete schon eine empfindliche Strafe. Wäre die Entwicklung nach dieser Richtung weitergegangen, so würden bald Strafen, die bloss moralischer Natur sind, etwa blosse Verweise oder Rügen, genügt haben, um die gewünschte Wirkung zu erzielen.

Nunmehr muss damit gerechnet werden, dass der Gang der Dinge einen umgekehrten Verlauf nimmt.

Der Wert des Menschenlebens beharrt auf jenem tiefen Punkte, auf den er während des Krieges gesunken ist. Für den weitaus grössten Teil der Staatsbürger wird das Dasein ebenso mühselig und reizlos wie das Leben eines Ackerknechtes oder Tagelöhners.

Der freiwillige Tod wird, wie in allen früheren Zeiten, wo sich die Menschheit in aussichtslos bedrängter Lage befunden hat, ein vielbeschrittener Weg aus dem irdischen Jammertale. Neben nationalem Grössenwahn, militaristischer Herrenmoral wuchert als Lebensauffassung der geknechteten Volksmassen ein verzweiflungsvoller Pessimismus. Wie stets in solchen Perioden, blüht der Weizen derjenigen, die die Abkehr vom Leben predigen: der Weltuntergangspropheten, der Messiasverkündiger oder jener Art von Supranaturalisten, die nach Art der indischen Nabelbeschauer sich in die mystischen Tiefen ihres Ich versenken, mag auch die ganze Welt um sie her zittern und dröhnen.

Fassen wir die bisher dargestellten Lebensbedingungen nach einem Gewaltfrieden zusammen, so können wir folgendes feststellen: Der grösste Teil des Arbeitsertrages eines jeden wird teils zur Deckung der Kriegsschulden, teils zu Neurüstungen aufgebraucht. Durch Militärdienstpflicht und Zivildienstpflicht steht er während seiner besten Lebensjahre unter harten Zwangsgesetzen. Der unausgesetzt geschürte Völkerhass vergiftet das Zusammenleben der Angehörigen verschiedener Nationen. Die aus dem Militärischen in das Zivilleben hinübergreifende Rangordnung züchtet den Geist hochmütiger Überhebung bei den Obern, den der Knechtseligkeit bei den Untern. Während die Konfliktsmöglichkeiten in dieser Zwangsgesellschaft beträchtlich wachsen, findet eine Verschärfung der Strafgesetze statt, um dieses unnatürliche soziale Gebäude vor dem innern Zerfall zu bewahren. Der zum Leibeigenen des Militärstaates herabgesunkene Bürger fühlt sich von einem un-

zerreissbaren Netz von Gesetzen, Verordnungen und politischen Vorurteilen umstrickt, welche ihm jede freie Bewegung verunmöglichen.

Leiden ist sein Dasein. Da er keinen Ausweg aus dieser Lage sieht, so tastet er instinktiv nach den Ursachen seines Leidens, um sie entweder zu beseitigen oder andere ebenfalls leiden zu machen. Hier werden Erscheinungen zutage treten, welche typisch sind für diejenigen Zeiten, wo die Menschheit in einen Zustand tiefsten Elends geraten ist oder der innere Spannungszustand eine beträchtliche Erhöhung erfahren hat. In jenen Perioden tritt teils ein Hang zur Selbstpeinigung, teils eine wollüstige Freude auf an den Qualen anderer. Im Mittelalter finden wir dies in Form des Flagellantenwesens, sowie in der beispiellosen Grausamkeit des Strafverfahrens.

Die Auffassung einer fortschreitenden Humanisierung der Menschheit ist irrig. Im Naturzustande gibt es sowohl Völker von ausserordentlicher Milde des Charakters und der Gesinnung — wie die Eskimos und einige Stämme der Südseeinsulaner — wie auch Völker, die sich durch bestialische Grausamkeit auszeichnen. Im Verlaufe der historischen Entwicklung finden wir, dass bei den noch auf der Kulturstufe der Barbarei stehenden Germanen die Strafen nicht allzu streng waren. Ebenfalls im frühen Mittelalter konnte man wohl von Roheit bei der Austragung von Konflikten, nicht aber von eigentlicher Grausamkeit sprechen.

Diese Sachlage änderte sich aber im späteren Mittelalter. Die religiösen, politischen und sozialen Gegensätze traten in ein Stadium andauernder Verschärfung. Die innergesellschaftlichen Konflikte wuchsen ins Unbegrenzte. Völkerhass, Religionshass und Klassenhass verbitterten die Beziehungen von Mensch zu Mensch.

In dieser geistigen Atmosphäre wuchsen jene seelischen Verirrungen, die man als Sadismus und Masochismus bezeichnet und die man beide mit dem Oberbegriff Algolagnie (Schmerzlüsternheit) zusammenfasst.

Heute liegen ähnliche Bedingungen vor. Die seelischen Wechselbeziehungen, in denen die Menschen zueinander stehen, erschöpfen sich darin, dass sie sich zu Gruppen zusammenschliessen, die einander hassen und auf das Erbittertste bekämpfen.

Wir entsetzen uns heute über die Grausamkeit des Strafverfahrens in der Carolina. Wir schaudern zurück vor der eisernen Jungfrau, dem stachlichten Stuhl und den spanischen Stiefeln. Wir verstehen nicht die Perversität der Maler jener Zeit, wie eines Höllenbreughel u. a., die mit wollüstigem Entzücken die Qualen der Verdammten in der Hölle ausmalten oder nicht oft genug das Martyrium des heiligen Sebastian und des heiligen Laurentius darstellen konnten.

Haben wir heute das Recht, auf eine solche Geistesverfassung mit Überhebung herabzuschauen? Gewiss nicht. Schon gewisse Vorkommnisse vor dem Kriege, wie die Putomayo-Greuel und die Grausamkeiten am Kongo, die an den Negern zum Zwecke der Kautschukgewinnung verübt wurden, warfen grelle Schlaglichter auf unsere heutige Kultur.

Soll man von den Greueln dieses Krieges erst noch reden, von den unnötigen Qualen selbst der Zivilgefangenen, von dem Wüten der Kriegsgerichte in unzuverlässigen Gebieten, von Dum-Dum-Geschossen etc. etc.? Wie wenig trennt uns doch von den Zeiten der Religionskriege und der spanischen Conquista!

Vielleicht sind wir dem Zeitpunkte nicht mehr allzu fern, wo die Kriegs-

mittel nicht nur unter dem Gesichtspunkte hergestellt werden, möglichst viele der Gegner zu töten, sondern ihnen möglichst schreckliche Qualen zu bereiten.

Zirkulierte doch erst vor Kurzem in der Presse eine Notiz, wo eine amerikanische Munitionsfabrik erwähnt wurde, die ein neues Artilleriegeschoss anpries, dessen Sprengstücke dem davon Getroffenen die furchtbarsten Schmerzen verursachen sollten. Erfüllen nicht schon die im Fliegerkampfe angewandten Phosphorgeschosse diesen Zweck in hohem Masse? Die sogenannte „zivilisierte" Menschheit gleitet mit erschreckender Schnelligkeit auf einer Bahn weiter, wo sie sich in ihrer Gemütsverfassung durch nichts mehr von einem Indianer unterscheidet, der mit Hochgenuss zuschaut, wie sich sein Feind am Marterpfahle in Todesqualen windet, oder dem Beiwohner eines spanischen Autodafés, der mit wollüstigem Behagen zusieht, wie ein Ketzer in den Flammen geröstet wird.

Gibt es ein Halten auf diesem Wege? Treiben wir hoffnungslos einem Zustande entgegen, der schlimmer wäre als Anarchie und Barbarei? Wird die Menschheit noch im letzten Augenblicke vor dem Schreckbild einer solchen Zukunft zurückschaudern?

Es ist die höchste Zeit zur Umkehr. Wir stehen am Kreuzwege. Die eine Strasse führt über den Gewaltfrieden zur Bestialisierung, die andere über den Völkerbund zur Humanisierung der Menschheit.



Neue Auffassungsmöglichkeiten des konträren Sexualempfindens.

Von R. DURRENBERGER.

Wiederum begegnen wir einer schweren Anklage gegen unsere zivilisierte europäische Welt. In einem in der Internat. Rundschau (v. 15. März 1918) erschienenen Artikel wird die Homosexualität als ein weiteres „Element in dem Selbstmord der weissen Rasse" bezeichnet.

Doch dürfte noch wenig bekannt sein und darum sehr überraschen, dass auch unter den Schwarzen und bei andern aussereuropäischen Rassen, die wir gewöhnlich als Naturvölker auffassen, die Verkehrung des Geschlechtstriebes nichts ungewöhnliches ist. Wir bringen dies hauptsächlich, um die Forschung nach dieser Seite hin auf neue Wege zu weisen, auf ein Thema, das gleichsam immer gleich aktuell und auch noch heute wie vor 2000 Jahren, als Plato sein Symposion schrieb, völlig unaufgeklärt geblieben ist. Dagegen darf man und soll man hier sicherlich noch neue Aufschlüsse erwarten.

Von Posten aus Gefangenenlagern wurden uns Fälle berichtet, wonach diese Leute allabendlich den Belästigungen durch schwarze Gefangene ausgesetzt waren. Uns war leider nicht die Möglichkeit einer genaueren Untersuchung gegeben, so konnten wir auch nicht feststellen, ob der Weisse für die andere Rasse das konträre Empfinden noch bestärkt, oder ob diese widernatürlichen Regungen bei den Schwarzen ebenso stark gegenüber der eigenen

Rasse auftreten; oder ist endlich in vielen Fällen nur eine pathologische Folgeerscheinung des lange Abgeschlossenseins von der Aussenwelt zu erblicken, so dass nur die mangelnde Gelegenheit der natürlichen Auswirkung Schuld hat. Somit darf man hoffen, dass die Frage des konträren Sexualempfindens jetzt auch ausserhalb der weissen Rasse näher erforscht werden dürfte, da so viele neue Erfahrungen zutage gefördert werden könnten und wir von der allgemein herrschenden Meinung abkommen würden: Die Homosexualität sei Eigenart der aussterbenden weissen Rasse, die gleichsam den Höhepunkt ihrer Kultur überschritten hat und dann gewöhnlich Symptome der genannten Art zeigen soll.

Vielleicht gelingt es uns dann auch, die Homosexuellen von ihrer eigentümlichen Illusion zu befreien, wonach sie ein höheres Menschentum repräsentieren würden, durch einfache Gegenbeweise, was die erste Bedingung für die Umkehr des Homosexuellen werden kann. Unstrittig ist in vielen Fällen die Homosexualität ein unnatürlich erworbenes, sich selbst im Unterbewusstsein sogar aufgezwungenes Empfinden, das dann gerne angenommen und gehütet wird, mit all den schönen Entschuldigungsgründen, die ihnen — ich betone ihrer Ansicht nach — sogar erlauben, sich über das „Normalschwein" zu erheben. Dass man im allgemeinen nur die grösseren Geister kennt, die zu dieser Kaste gehörten (nicht die Grössten gehörten ihr an) und zwar peinlich mit Mühe und Not zusammengeschaufelt, ist nicht zu verwundern. Denn die vielen hunderte der geistig minderen, die sich in der Plebs als Mitglieder dieser höheren Klasse herumtreiben, entgehen naturgemäss dem Gedächtnis der Nachwelt.

Da die Homosexuellen — wenigstens diejenigen, die diesen Fehler erworben haben, — gewissermassen nur geistig Verirrten gleichzusetzen sind, im übrigen aber doch normale Menschen sein können, so wäre dies höchstens ein Beweis für eine Form von Degeneration als Analogen zum Kretinismus usw. Ihr Zusammenhalten und Sichzusammenschliessen, gleichsam zu geschlossenen Gesellschaften, ist wohl weniger in dem pathologisch-psychologischen Momente zu suchen als vielmehr als dessen Folge in sozialer Hinsicht.

Sollten diese konträr sexuellen Erscheinungen aber nicht auf der schwarzen Rasse angeborene naturwidrige Instinkte zurückzuführen sein, so würde, wenn sich das bisher Berichtete in weiterem Umfange bestätigt, dadurch klar erwiesen sein, dass ein Gutteil der Konträrsexualität erworben wird, und also durch erzieherische Massnahmen verhütet werden kann. Denn es liegt die Vermutung nahe, dass die Schwarzen gerade auf Grund eines urwüchsigen Bedürfnisses durch die Fernhaltung vom anderen Geschlechte zu diesem Gefühlswechsel verleitet werden, indem sie in der weissen Rasse einen höheren Menschentypus erblicken.

Wir glaubten auf diese Berichte aus den Gefangenenlagern aufmerksam machen zu müssen, um andere und zwar hauptsächlich Fachleute zu näherer Untersuchung dieser noch dunklen Frage anzuregen, über die ja leider viel zu wenig Tatsachenmaterial vorliegt. Nur die Tragik des Krieges konnte zu Umständen führen, welche in geradezu experimentaler Weise neues Licht auf dieses uralte, aber noch dunkle Kapitel zu werfen vermöchten.



Der Zionismus.*)

Von SCH. GORELICK.

Über den ganzen Erdball verstreut haben sich die überall verhaßten Juden auf dem ganzen Erdball mit ungewöhnlicher Leidenschaftlichkeit dem Instinkt der Selbsterhaltung hingegeben. Es ist einfach erstaunlich, wie sie sich dem Gesetze des Vergehens widersetzt haben. Im Zusammenhang mit dem Verhalten zu den Juden im Allgemeinen, ist oft der Versuch gemacht worden, diese seltsame Fähigkeit, sich allen feindlichen Elementen zum Trotz zu erhalten, einer Wertung zu unterwerfen. Einige waren geneigt, die Widerstandskraft dieser gehetzten Nation zu preisen. Andere wiederum, vor allem ästhetisch gestimmte Antisemiten, sahen darin eine Art von unsympathischer Zudringlichkeit, immer wieder an der Oberfläche aufzutauchen, während doch von den geschichtlichen Mächten alles nur Mögliche getan worden ist, das jüdische Volk endgültig und für immer verschwinden zu machen. Verbirgt sich unter dieser Hartnäckigkeit nicht ein Mangel an aristokratischer Gesinnung? Die letzten großen Griechen starben mit einem Lächeln auf den Lippen und wußten, daß Griechenland nie wieder erstehen werde. Ein gewisser Kreislauf hat sich vollendet, eine gewisse Form der Kultur hat sich ausgelebt, – und nur ein Mangel an gutem Geschmack kann den Wunsch zeitigen, sich zu wiederholen. Weder Euripides noch Perikles wünschten eine derartige Wiederholung. Sie umarmten sich zum letzten Male, mit Rosen bekränzt, auf einem freundschaftlichen Gastmahl und sprachen ruhig, wenn auch nicht ohne eine leise Trauer, die der Abenddämmerung zueigen ist, von Hellas' letzten Strahlen. Warum haben die Juden eine derartige harmonische Vollendung ihres Kreislaufs nicht dem hartnäckigen und lästig fallenden Bestreben vorgezogen, sich zu wiederholen, wiedergeboren zu werden?

Der Grund ist natürlich ein viel tieferer, als Mangel an heroischem Stolz. Die Sache ist die, dass die Juden, als die Geschichte ihnen den Wanderstab in die Hand gab und ihnen sagte: geht und zerstreuet Euch in alle Welt, sozusagen unvorbereitet davon überrascht wurden. Eine innere Notwendigkeit zum Aufhören der Selbständigkeit des jüdisch-nationalen Lebens hat es nicht gegeben. Die Juden sind von einer rein physischen Macht unterjocht worden. Die Armee des Titus war besser bewaffnet und technisch vollkommener ausgerüstet, – das ist alles. Die Juden kämpften unter den Mauern Jerusalems mit einem ungewöhnlichen Heroismus des Geistes, mit einem außerordentlichen Enthusiasmus, so daß sogar Titus diese prachtvolle, vergebliche Tapferkeit, die zu nichts führte, nicht mehr länger ansehen konnte: er flehte die stolzen wahnsinnigen Juden an, sich zu ergeben, – denn schon

*) Gorelicks warmer Appell eröffnet einen Einblick in die berechtigten Hoffnungen des Ostjudentums, für welches allein unseres Erachtens der Zionismus eine praktisch-politische Bedeutung hat. D. Red.

damals konnte man mit dem Enthusiasmus allein nichts ausrichten, wenn der Gegner bessere Geschoßmaschinen und Wurfschleudern besaß. Aber die Juden kämpften weiter und verteidigten sich bis zum Äußersten, denn sie fühlten, daß die Stunde ihres Untergangs als Nation noch nicht geschlagen, daß ihre Form der Kultur noch nicht ausgelebt habe, wie das mit Griechenland und Rom der Fall war. Wenn eine Nation den ihr bestimmten Kreislauf vollendet hat, fällt sie wie eine überreife Frucht vom Baum des Lebens; sie verteidigt sich nicht, oder verteidigt sich nur zum Schein: sie erwartet voller Ergebung ihre Barbaren. Die jüdische Nation war noch nicht solch eine überreife Frucht, sie war noch nicht zum Fallen bereit, sie wurde gewaltsam abgerissen. Daher alles Abnorm ihrer Situation. Von hier aus lichtet sich das Geheimnis, aus welchem Grunde die Juden sich immer noch an der Oberfläche des Lebens halten und zwanzig Jahrhunderte lang am Tage des neunten Ab ihre Geschäfte ruhen lassen; noch heute eilen viele von ihnen in die Synagogen, wo sie, zur Erde geneigt aus dem großen Buche des Weinens lesen und einen Schmerz empfinden, als ob all das erst gestern vor sich gegangen sei. Ja, an diesem Tage wird überall auf der ganzen Welt, wo die treuen Kinder Israels eine Zufluchtstätte gefunden haben, jener Trauergottesdienst abgehalten; die Juden gedenken ihrer Vergangenheit, sehen im Geist ihre zerstörten Städte und seufzen tief auf; immer noch hoffen sie, daß das Volk einst dorthin zurückkehren werde, von wo man es mit Gewalt vertrieben hat.

Die Geschichte der Juden in der Verbannung ist die traurigste und leidvollste Geschichte von der Welt, – wenn man von den wenigen Perioden relativer Ruhe und Wohlergehens absieht. Diese Geschichte lehrt uns, daß die Juden nie von ihren Rechten auf ihre alte Heimat Abstand genommen haben, daß das Volk die Magna Charta seiner Erinnerungen tief in seinem Innern bewahrt hat, sie an seinen Festtagen hervorholt und in den finstern Quartieren des Ghetto immer noch ihrer gedenkt. Im Verlaufe der zwanzig Jahrhunderte langen Verbannung erhalten die Wunschträume dieses Volkes zuweilen einen ganz besonders plastischen Ausdruck, – sei es in der künstlerischen Ergießung eines großen Dichters, sei es in einer mystischen Lehre oder in einer messianischen Volksbewegung.

Als es den Juden in Spanien besser als irgendwo anders auf der Welt erging, verströmte der jüdische Dichter und Magnat Jehuda ben Halevy seine Sehnsucht nach Zion in erschütternde Strophen. Aber diese Strophen sind nicht imstande, seine Sehnsucht zu stillen und er unternimmt eine Pilgerfahrt nach Palästina, wo er in die Hände der Sarazenen fällt.

Durch die Ukraine und Polen ziehen die Banden der Haidamaken. Bogdar Chmielnicky verwüstet die von Juden bewohnten Ortschaften und Städte. Die Juden fliehen in Scharen. Aber auf dem Wege halten sie inne und lauschen mit bebendem Herzen dem lockenden Zauberruf, der von Osten kommt; der geniale Abenteurer, Dichter und Fanatiker, Sabbathai ben Zewi aus Smyrna versetzt durch seine Weissagungen und durch die Behauptung seiner messianischen Berufung, das jüdische Volk in seine Heimat zurückzuführen, das ganze Judentum in Erregung. Und der jüdische Herbergswirt aus der weltverlassenen polnischen Provinz, wie der reiche Amsterdamer

Juwelenhändler, – sie lassen alles stehn und liegen und folgen dem Ruf. Das Abenteuer Sabbathai ben Zewi endet mit einer tragischen Katastrophe, nicht nur in dem Sinne, daß der Held selbst, der begeisterte Abenteurer, seine lärmend begonnene Karriere so kläglich beendet, sondern vor allem in dem Sinne, daß die erregten Seelen der Juden sich betrogen sehen und für lange Zeit von Verzweiflung befallen werden.

Daß es zu dieser Verzweiflung kam, beweist nur die Stärke des Gefühles für die Vergangenheit. Man darf mit diesem Gefühl offenbar nicht spielen. Es ist klar, daß es der empfindlichste Nerv der jüdischen Seele ist. Alle derartigen Erscheinungen bei den großen Repräsentanten des Judentums sind nur Wegweiser, die uns den Weg zum Herzen der Nation weisen. Die Juden sind vor zweitausend Jahren aus ihrer Heimat vertrieben worden. Aber das Recht zur Rückkehr dorthin gibt ihnen nicht nur diese Tatsache, sondern die Stärke ihres Gedächtnisses. Die Frage ist die: erinnern sich die Juden ihrer Vergangenheit, erinnern sie sich ihrer Heimat? Die Geschichte antwortet: Ja, sie erinnern sich. Diese Antwort ist das Resultat jedes tieferen Eindringens in das Leben und in die Literatur der Juden.

Der große Jude Nachmann aus Brazwald, der lichtvollste dichterische Vertreter des Chasidismus in der Ukraine, beabsichtigt „Erez Israel" (das Land der Juden) zu besuchen. Seine Familie, seine Freunde rieten ihm, von seinem Vorhaben abzustehen; seine schwache Gesundheit sprach gegen eine solche ermüdende und damals (im XVIII. Jahrhundert) auch nicht ungefährliche Reise. Aber er kann nicht verzichten. Er kann nicht. „Der Hauptteil meines Ich ist schon dort", sagte er. Nach der Rückkehr von dieser sagenhaften Reise pflegte er zu sagen: „Ich lebe nur noch dadurch, daß ich in „Erez Israel" war. Und es ist erstaunlich, wie viele mit vollem Recht von sich sagen können: „Der Hauptteil meines Ich ist dort".

Auch vom großem Führer der englischen Tories, von Beaconsfield-Disraeli kann man das behaupten. Er hatte in England Karriere gemacht, hatte seiner ungeheuren Eigenliebe die Zügel schießen lassen, hatte gegen Feinde gekämpft. Und doch: seine Träume, der Hauptteil seines Ich war dort, in Palästina. „Was möchten Sie gerne sein?" fragte ihn am Beginn seiner politischen Laufbahn irgend ein Lord. „Premierminister", antwortete Beaconsfield. Das heisst, meiner Auslegung nach, folgendes: Wenn ich, der ich aus dem heißen Spanien stamme und das Kind eines orientalischen Volkes bin, in Eurem englischen Nebel atmen und mich in Eure Angelegenheiten mischen soll, so möchte ich meine Karriere möglichst schnell machen, und zwar so, daß ich mich bei ihrer Beendigung an der höchsten Stelle befinde; dafür gebe ich euch meinen Verstand, mein Talent, mein südliches Temperament, meinen Sarkasmus und meine Energie; ich bin bereit, für England die halbe Welt zu erobern; wenn ihr aber aus irgend einem Grunde erfahren wollt, welches Lied unaufhörlich in meiner Seele klingt, so lest meine Bücher: „David Alroy" und „Tancred"! –

Seltsame Bücher! Sie beweisen, daß ihr Verfasser, gleich seinem Helden David Alroy, ein „Fürst der Gefangenschaft" war; als er die Ufer Englands verlassen hatte und die ersten undeutlichen Konturen des Orients erblickte, begann seine Seele vor Entzückung zu beben. Nirgendwo ist Beaconsfield-Disraeli, als Schriftsteller, so stark und so intensiv,

wie auf jenen Seiten, in denen der Pulsschlag des Juden pocht, in denen die Stimme des Blutes erklingt, in denen jedes Bild uns sagt: „Der Hauptteil meines Ich ist dort, an der Wiege meiner Rasse".

Und wenn seine glanzvolle politische Karriere, seine Tätigkeit als Premierminister, alle die Ehrungen, die ihm zu teil wurden, diese Hauptsache vor den Augen der andern verborgen, so hat ein anderer, ebenfalls berühmter Jude, der ein Buch über ihn geschrieben hat, sofort das eigentliche Wesen der Seele Beaconsfields erraten. Und niemals im Verlauf seiner ganzen literarischen Tätigkeit war Georg Brandes so aufrichtig, so tief, wie in seinem Buch über Beaconsfield. Ist es nicht deshalb, weil Brandes, ohne es selbst zu wissen, zu gleicher Zeit für sich selbst sprach, indem er auch seine eigenen Träume offenbarte und in sich selbst jene Hauptsache verspürte? Es ist wahrlich schwer, den Juden in sich zu ertöten...

Lest unbedingt dieses Buch und richtet eure Aufmerksamkeit auf die folgende Stelle am Ende seiner Ausführungen: „Ich saß" – schreibt Brandes – „und dachte über diese erstaunliche Laufbahn nach, als ich 1870 zum ersten Male Disraeli im englischen Parlament sah und hörte. Das war zwei Wochen nach der Kriegserklärung. Disraeli forderte, Gladstone möge die Dokumente über diese Frage vorlegen; dieser erklärte, daß er das nicht tun könne. Man versteht die Disraelische Rassentheorie, wenn man diese beiden Gegner einander gegenüberstehen sieht; denn er saß buchstäblich wie der Vertreter eines fremden Stammes im Parlament."

Denket darüber nach, was das bedeutet: der frühere Premierminister Englands erscheint gegen das Ende seines Lebens durch sein ganzes äußeres Aussehen, durch sein ganzes Gebaren in einem Lande, zu dessen Macht er so viel beigetragen hat, als Vertreter eines fremden Stammes.

In der Seele Beaconsfields ist immer die Erinnerung an die Sonne Palästinas lebendig. Und wenn diese Erinnerung lebendig ist, so kann er auch von sich selber sagen: „Der Hauptteil meines Ich ist dort." Wer in sich diese Hauptsache fühlt, verknüpft sich mit den uralten Träumen seines Volkes. Und wenn er mit ungewöhnlichen Fähigkeiten begabt ist, wird er zu seinem Führer. Von solch einem Führer will ich ein anderes Mal erzählen.



Die schwerste Last, die uns die Menschen auferlegen, ist nicht, dass sie uns mit ihrem Hass und Hohn verfolgen, sondern dass sie so Hass und Hohn in unsere Seele pflanzen. Das lässt uns nicht frei atmen und klar sehen.

Zangwill, Träumer des Ghetto.

Bibliologische Psychologie.

Eine Wissenschaft für Bücherfreunde und Volksbildner.

Von Prof. S. FEILBOGEN.

Das Entstehen einer neuen Wissenschaft wird von Adolphe Ferrière angekündigt, einer Psychologie der Lektüre. Ihr bedeutendster Werkmeister ist unser Mitarbeiter, der Russe Nikolai Rubakin. Aber er steht nicht allein. Ihm schliessen sich andere Schriftsteller an, als Jünger oder als unabhängige Gesinnungsgenossen. Es handelt sich um nichts Geringes. Wir alle verdanken unser Wissen in immer steigendem Grade der Benützung von Büchern; allen andern Mitteln der Selbstbildung, so der direkten Beobachtung des Objektes und dem Anhören von Vorträgen oder privater Belehrungen durch Fachmänner, wird erst die rechte Wirksamkeit gegeben, wenn die Bücher mit zu Rate gezogen werden. Dabei kommt alles darauf an, dass der Lernbegierige das richtige Buch zu finden wisse. Und eben die Art, wie jeder Mensch die Bücher wählen sollte, die er studieren oder geniessen will, und wie er sie zum Zwecke seiner Höherentwicklung auszubeuten hätte, ist der Gegenstand der neuen Wissenschaft, der „bibliologischen Psychologie“. Diese Bücherkunde würde sich als ein Grenzgebiet der Psychologie und Pädagogik kennzeichnen. Es wäre freilich sowohl psychologischer als pädagogischer gewesen, ihr einen minder abschreckenden Namen zu geben. Wie wäre es z. B. wenn man sie kurzweg „Bibliologie“ nennen würde? Wir wollen uns für diesen orientierenden Aufsatz mit dieser Bezeichnung begnügen.

Die Bibliologie würde eine zweifache Tragweite haben; die eine für den Selbstunterricht des einzelnen, die andere für die Volksbildung. Individuell sollen Missgriffe in der Lektüre, Umwege im Lerngange, Versäumnisse solcher Anregungen, die gerade in diesem Alter oder Seelenzustand oder Bildungsstadium besonders fruchtbar oder genussreich wären, verhütet werden. Vom Standpunkte der Volksbildung hätte die neue Wissenschaft die Aufgabe, bei volkstümlichen Vorlesungen die richtige Auswahl der zu empfehlenden Bücher und bei Gründung von Volksbibliotheken überdies eine Methode an die Hand zu geben, wie die Leser zur richtigen Benützung der Bücherschätze anzuleiten und vor planloser Überfütterung mit unverdautem Lesestoff zu bewahren wären. Zu diesem Zwecke muss die neue Wissenschaft ihre Lehren auf zwei Klassifikationen gründen: sie muss die Leser nach Typen ordnen und die Bücher ebenfalls. Man wird einwenden, dass bei letzteren dies ohnehin in jedem gut geordnetem Sachkatalog geschieht. Aber es handelt sich hier nicht bloss um eine Katalogisierung nach Wissenschaften oder Kunstgebieten und ihren Unterabteilungen, sondern auch um eine Einreihung je nach den verschiedenen Graden der Schwierigkeit oder Annehmlichkeit ihrer Kenntnisnahme und nach den geistigen Begabungen, an welche die einzelnen Bücher appellieren. An der Hand dieser beiden Klassifikationen — der Leser und der Bücher — wird man nach Jahren fortgesetzter Übung geradezu eine Art von Intuition erlangen, um jeden Leser genau diejenigen Bücher zuzuführen, welche seinen Vorkenntnissen und seinen geistigen und Gefühlsbedürfnissen am meisten entsprechen. Ich unterstreiche: g e i s t i g e n und G e f ü h l s b e d ü r f n i s s e n. Denn das ist mit eine Seite

der neuen Wissenschaft, dass ihr Gründer an einem guten Buche nicht bloss seinen Inhalt an Intellektualität schätzt, sondern es auch gewissermassen als elektrischen Funken wirken lässt, der die im Leser vorbereitete Disposition zu bestimmten Gefühlen und Willensrichtungen zur Entladung bringen soll. Als Erwecker und nicht bloss als Lehrer. Man sieht, dass die Bibliologie aus dem Lande Tolstois stammt, wie sie denn auch von einem andächtigen Schüler des grossen Meisters herrührt.

Niemand konnte berufener sein, diese Theorie auszureifen als Nikolai Rubakin. Im Alter von 13 Jahren schon beteiligte er sich an dem Getriebe der grossen Leihbibliothek, welche von seiner Mutter damals (1875) in Petersburg eingerichtet wurde. Es galt, das Publikum erst an die Benützung einer grosszügigen, modernen Leihbibliothek zu gewöhnen, was selbst jetzt noch nicht in allen Grossstädten, beispielsweise in Paris, nicht gelungen ist, dort vielleicht nicht einmal versucht wurde. Da hatte schon der Knabe täglich die Frage zu beantworten, welche Bücher wohl diesem oder jenem Abonnenten am meisten zusagen würden; von Natur aus zum wissenschaftlichen Beobachter veranlagt, musste er bald dazu gelangen, sich die Leser und die Bücher nach zusammengehörigen Typen zu ordnen. Noch auf der Mittelschule wurde er von dem heiligen Feuer des wissenschaftlichen Apostolates ergriffen und veröffentlichte im Alter von 18 Jahren seine erste Arbeit im Dienste der Aufklärung dieses armen, edlen, aber unwissenden und durch Unwissenheit geknechteten russischen Volkes; der Lauf dieses Menschenlebens wird dann noch durch fast 200 grössere und kleinere Publikationen aus den mannigfachsten Gebieten des Wissens und der Politik gezeichnet, von weiteren 200 Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Werke gar nicht zu sprechen. Um sich für diese Arbeit zweckentsprechend auszurüsten, musste Rubakin vor allem sich selbst zu einem universellen Kenner der modernen Wissenschaften, der nationalen und der Welt-Literatur ausbilden. Von der Weite seines Strebens zeugen seine Universitätsstudien, welche von der Rechtswissenschaft und der Geschichte ausgingen und mit einer preisgekrönten Abhandlung über Herz und Blutumlauf des Haushuhns endeten. Auf dem Wege hatte Rubakin den ganzen Lehrgang, den Auguste Comte seinen Jüngern vorschreibt, gewissenhaft durchgemacht, von der Mathematik aus über Physik und Chemie zur Biologie, Psychologie, Sozialwissenschaft. Hierauf folgten fünf praktische Lehrjahre in der Fabrik seines Vaters und im Umgang mit dessen Arbeitern. Bei dieser Gelegenheit lernte er Tolstoi und dessen hervorragendste Jünger z. B. Birukow persönlich kennen und empfing von ihren Lehren den tiefsten Eindruck. Rasch entschlossen stellte er seine ganze Energie in den Dienst der Agitation gegen den Zarismus von oben, gegen den Stumpfsinn und Aberglauben von unten, alles unter dem väterlichen Auge der Petersburger Gewalthaber, so dass der beständig wachsame Kampf der List mit der Vexation neben der sachlichen Tätigkeit einherlaufen musste. Von seinen Büchern wurden 47 konfisziert; dagegen mussten 23 von den Behörden selbst als Lehrmittel approbiert werden. Von einem seiner antimilitaristischen Pamphlete konnten 1½ Millionen Exemplare ihren Weg zu den Massen finden. Im Jahre 1892 übernahm der rastlose Mann die alleinige Leitung der mütterlichen Leihbibliothek, welche unter seiner Tätigkeit von 8000 Bänden auf 115,000 anschwoll. Dabei führte er durch 1½ Jahrzehnte jene grossartige Enquete über die Typen der Leser und über die Einwirkung der Bücher auf jeden verschiedenen Typus durch, auf welcher seine Bibliologie beruht. Seine Enquete brachte ihm gegen 5000 Antworten, von denen viele Hunderte so aus-

führlich waren, dass sie geradezu eine Bildungsgeschichte und geistige Selbstbiographie der betreffenden Leser darstellten. Gleichzeitig liess er 22,000 Werke in fast 44,000 Bänden einer genauen Durchsicht unterziehen, als deren Ergebnis die Inhaltangabe jedes von diesen Werken nach gleichartiger Methode hergestellt wurde, und zwar grundsätzlich so objektiv, dass niemand erkennen dürfe, ob der Referent das Werk billige oder verwerfe. Auf Grund dieser Materialien richtete Rubakin schliesslich eine Art von Volkshochschule auf dem Korrespondenzwege ein, welche an mehr als 5000 Personen Ratschläge für ihre autodidaktische Ausbildung erteilte. Die Verfolgung der Studienpläne, des Bildungsganges, der Erfolge und Misserfolge seiner Korrespondenten hat das Material seiner Bibliologie wiederum in unschätzbarer Weise bereichert.

Diese Wissenschaft beruht somit auf der soliden Grundlage von jahrzehntelangen Erfahrungen, nach dem Gesetz der grossen Zahl. Ihre Theorie wird von Rubakin in einem Werke veröffentlicht, von dessen drei Bänden zwei bereits erschienen sind, und der dritte sich im Drucke befindet. Jeder von ihnen umfasst 600—900 Seiten in Grossoktav. Auch sind Teile seiner Ergebnisse schon früher in Werken dargeboten worden, von denen hier nur seine „Praxis des Selbstunterrichts" und seine Studien über die „Psychologie der Leser" erwähnt werden sollen.*)

Will nun jemand sich der Rubakinschen Korrespondenzhochschule anvertrauen, so erhält er zunächst ein Handbuch des Selbstunterrichtes, damit er darin den Typus auffinde, dem er selbst angehört. Rubakin unterscheidet nämlich die Leser oder Schüler in drei grosse Gruppen: die Intellektuellen, die Aktiven und die Emotiven. Die Intellektuellen zerfallen wieder in die Menschen mit mehr konkretem oder mehr abstraktem Verstandesleben. Die Konkreten neigen entweder vorwiegend zum Auffinden von Erfahrungsgesetzen oder zu ihrer Verarbeitung (Induktion oder Synthese). Die Abstrakten haben eine vorwiegende Begabung für die Analyse von Begriffen oder für die Deduktion von Schlüssen. Die aktiven Menschen wieder können Praktiker oder Theoretiker sein. Unter seinen russischen Lesern entfallen z. B. nach Rubakin 38 % auf emotive Menschen mit konkret-induktivem Denken, also auf Gefühlsmenschen von unmittelbarer Lebenserfahrung. Natürlich stellt sich der Perzentsatz verschieden, wenn man nur einen bestimmten Beruf oder eine einzelne Klasse, etwa die Soldaten, die Kaufleute, die Bauern, den Adel, die Geistlichkeit, die Fabrikarbeiter in Betracht zieht.

Wie soll nun der Leser dazu gelangen, seine Persönlichkeit genau zu analysieren und in diese Typen einzureihen? Zu diesem Zwecke hat Rubakin 2 Fragebogen für eintretende Abonnenten entworfen.

Der erste beginnt mit den Titeln von 20 wohlbekannten Werken der russischen Literatur, den Meisterwerken von Puschkin, Gogol, Tolstoi, Garschin, Korolenko etc. Der Abonnent wird eingeladen, bezüglich derjenigen von ihnen, die er gelesen hat, den Inhalt und die Form, die handelnden Personen und die zugrunde liegenden Gedanken auf Grund von 12 Fragen zu analysieren, wobei unter anderem bezüglich des Inhaltes auch nach ähnlichen Vorfällen aus seinem eigenen Leben oder dem seiner Bekannten gefragt wird, bezüglich der Personen auch nach seinem persönlichen Wohlgefallen oder Missfallen an ihnen und den Gründen dafür, bezüglich der Ideen, ob sie dem Abonnenten mit Hinblick auf

*) Seine übrigen Publikationen, wie überhaupt zahlreiche hier übergangene Einzelheiten findet der Leser in der trefflichen Studie von Ad. Ferrière: „La psychologie" (Archives de psychologie, Dez. 1916, Kundig, Genf.)

die Probleme seines eigenen Lebens Anregung gegeben haben. Dieser Fragebogen wurde auch an viele Volksschullehrer versendet, mit dem Ersuchen, ihn zu verbreiten und ihrerseits einen nur für sie bestimmten Fragebogen zu beantworten, welcher über den wirtschaftlichen Zustand ihres Bezirkes, über sein Schulwesen, über die Verbreitung und Art des dortigen Bedürfnisses nach Lektüre orientieren sollte.

Will der Abonnent der schriftlichen Hochschule beitreten, so erhält er einen zweiten Fragebogen, welcher zunächst die nötigsten Angaben über die Personalien verlangt: Alter, Geschlecht, Beruf, ländliche oder städtische Umgebung, Vorkenntnisse und frühere Studien. Dabei wird besonderer Wert darauf gelegt, dass der Leser genau angebe, ob sein faktisches Bildungsniveau höher oder tiefer sei als sich nach der von ihm besuchten Schule vermuten liesse.

Und nun folgen die Fragen über die geistige Eigenart und den Charakter des Lesers, welche wir trotz ihrer für unsern Geschmack mitunter störenden Weitschweifigkeit, mit geringen Kürzungen wiedergeben.

VI. Frage des Fragebogens: Welche ist Ihre geistige Eigenart und Entwicklungsstufe?

Zur Beantwortung dieser Frage müssen folgende Unterfragen erörtert werden:

1. Welche Bücher haben Sie bereits gelesen, welche davon haben auf Sie den tiefsten Eindruck gemacht, Ihnen die genaueste Erinnerung zurückgelassen und auf Ihre geistige Entwicklung besonderen Einfluss ausgeübt? Nennen Sie uns wenigstens einige solche Bücher. Trachten Sie sich selbst und uns zu erklären, warum nach Ihrer Meinung gerade diese Bücher einen so starken Eindruck auf Sie machen konnten. Vielleicht weil die darin behandelten Probleme Sie besonders interessieren? Vielleicht weil in Ihrer Seele besonders empfindliche Punkte berührt wurden? Oder wegen der Neuheit des Problems, die Ihre Phantasie besonders ergriffen hat? Oder war es vielleicht die Schreibweise der Verfasser, die Schönheit der Form, die scharfe Charakterisierung? Versuchen Sie dies im einzelnen zu begründen, für Ihre Lieblingsbücher auf dem Gebiete der Wissenschaft so gut wie der Dichtung. Bücher der letztern Art erlauben ein Urteil über Ihre Seele im allgemeinen, die erstern über Ihre geistige Eigenart und Entwicklung. „Sage mir, was du gerne liest und was dir daran gefällt, und ich will dir sagen, wer du bist.“ Es liegt viel Wahres in diesem Worte, aber unter der Bedingung, daß man die flüchtigen und zufälligen von den dauernden und wesentlichen Eindrücken sondere. Besonders gerne möchten wir wissen, welche Schriftsteller Sie immer wieder lesen; in grössern oder kleinern Zwischenzeiten?
2. Haben Sie für Mathematik eine leichte Auffassung? Für welchen Teil der Mathematik: Arithmetik, Algebra, Geometrie Trigonometrie, höhere Mathematik? Lieben sie die Mathematik? Versuchen Sie sich gerne an schwierigen Problemen und wie gehen Sie dabei vor? Finden Sie rasch den Kern des Problems heraus oder müssen Sie die Lösung durch langes und hartnäckiges Nachdenken suchen? Lesen Sie mathematische Werke auch zu Ihrem Vergnügen?
3. Welche andern wissenschaftlichen Fächer interessieren Sie besonders? Etwa die Botanik? Diejenige, welche jede Pflanzenart im einzelnen studiert oder diejenige, welche für alle Pflanzen den Bau, das Leben, die Verbreitung beobachtet? Oder die Zoologie? Oder die Geschichte, weil sie uns eine grosse Anzahl von Tatsachen aus vergangenen Zeiten berichtet? Ziehen Sie im allgemeinen diejenigen Bücher und Wissenschaften vor, welche Ihnen viele Tatsachen mitteilen? Fühlen Sie sich besonders durch solche Bücher und Wissenschaften angezogen, welche recht viel beschreiben? Oder von

solchen, in denen der Scharfsinn, die Schlußfolgerung vorherrscht? Können Sie uns einige Beispiele geben? Was würden Sie lieber lesen: ein Buch mit ausschliesslicher Aufzählung von Tatsachen oder mit ausschliesslichem Ideengehalt? Ziehen Sie Bücher vor, welche Tatsachen oder Ereignisse im Detail beschreiben oder genügt Ihnen die blosse Erwähnung der Ereignisse, um sie sich ins einzelne auszumalen ...

4. Was für eine Art von Gedächtnis haben Sie? Ein gutes oder ein schlechtes? Behalten Sie leicht und vergessen Sie wieder schnell? Behalten Sie alles gleich gut, wenn es Sie nur interessiert und Sie es mit Aufmerksamkeit betrachten? Merken Sie sich vorzugsweise Tatsachen oder Ziffern? Namen? Formeln? Gedankengänge? Verse...?
5. Ziehen Sie jene Bücher vor, welche mit Wärme und Gefühl geschrieben sind, oder jene, welche wie ein Spiegel die Wirklichkeit unparteiisch und gefühllos wiedergeben? Macht Sie Weitschweifigkeit bei Schriftstellern ungeduldig? Bei wem?
6. Lieben Sie die Dichtungen? Was für Verse und von welchen Dichtern? Wenn nicht, warum Verse?
7. Lieben Sie die Natur? Geben Sie sich einfach ihrer Betrachtung hin, oder lieben Sie es, einzelnen Erscheinungen nachzugehen und deren Ursachen und Bedingungen zu bestimmen, indem dieser Wissenstrieb den Genuss der Schönheit in den Hintergrund drängt? Oder ist Ihr Interesse für den Menschen und sein Innenleben — für die Menschen und ihre Äusserlichkeiten — für die Menschheit und ihre Schicksale so stark und so ausgespochen, dass die ganze Natur — Himmel, Berge, Täler, Pflanzen und Tiere — Ihnen armselig und weit abliegend erscheint?
8. Was suchen Sie als Allerwichtigstes in einem Buche, was verlangen Sie vor allem von einem Buche? Vielleicht in erster Linie die Aufklärung des Geistes? So dass also das Buch Ihnen nur Kenntnisse oder Erklärungen zu geben braucht, das Denken zu erwecken oder zu erleichtern? Oder suchen Sie vor allem in einem Buche eine Anweisung, wie Sie leben sollen, um Ihrem Leben und Ihrer Tätigkeit Sinn und Zweck zu geben? Oder wünschen Sie sich besonders praktische Ratschläge für Ihre Arbeitsmethode, für die Nutzbarmachung Ihrer Kenntnisse, also Mittel für feststehende praktische Zwecke?
9. Haben Sie jemals Ihre Kräfte als Schriftsteller oder sonst schöpferisch erprobt? Auf welchem Gebiete des Lebens oder des Gedankens? Mit was haben Sie angefangen? In der Wissenschaft, in der Staatsverwaltung, in sozialer Tätigkeit?
10. Sind Sie leicht zu beeinflussen? Sind Sie reizbar? Leiden Sie etwa an nervösen oder andern Krankheiten, welche Ihren Geisteszustand veränderlich machen? Hat Ihr Milieu einen Einfluss auf Sie?
11. Wie weit reicht Ihre Arbeitskraft? Können Sie sechs bis sieben Stunden nacheinander studieren? Oder erlöschen Ihre guten Vorsätze und Neigungen ebenso schnell, wie sie aufgeflammt sind?
12. Wie steht es mit Ihrer Energie? Fühlen Sie die Kraft in sich, die Hindernisse zu überwinden, welche sich auf Ihrem Weg einstellen? Fürchten Sie sich nicht vor dem Leben, vor Schwierigkeiten? Haben Sie viel kämpfen müssen und sind Sie in diesen Fällen Sieger geblieben?

Soweit reichen die Fragen über die persönliche Eigenart. Wer wagt es, ohne Zaudern, sich selbst dieser Analyse zu unterwerfen? Gewiss hat Ferrière recht, indem er hervorhebt, dass die Tatsache der eingehenden Beantwortung dieses Formulars durch Tausende von Russen auf die Geduld dieses Volkes einen günstigen Schluss zulässt; man darf andererseits nicht vergessen, dass es sich um einen eigenartigen Versuch handelt, eine völlige neue Art der Gewissenserforschung, eine Anleitung zur Selbsterkenntnis, wie sie mit dieser Liebe zur

Sache noch nicht versucht worden ist. Es handelt sich darum, die empirische Grundlegung für die Bildung von Menschentypen zu erlangen, gewissermassen eine statistisch fundierte Charakterologie, gegründet auf introspektive Selbsteinschätzung. Auch ist ausdrücklich hinzugefügt, dass der Leser nicht alle Fragen zu beantworten braucht, dass aber, je ausführlicher die Antworten ausfallen, desto sicherer ein Missgriff in den Ratschlägen, die ihm für seine Studien und Lektüre gegeben werden, ausgeschlossen ist.

Es folgen dann einige Fragen von mehr technischer Natur, betreffend die lokale Möglichkeit, sich Bücher zu verschaffen, die zu diesem Zwecke für den Leser tunlichen Ausgaben, die Schnelligkeit oder Langsamkeit seiner Lektüre, die dafür verfügbare Stundenzahl, die von ihm abonnierten oder regelmässig gelesenen Zeitungen und Zeitschriften.

An diese Enquete über die Typen der Leser schliesst sich eine analoge Untersuchung über die Typen der Bücher. Die Bibliothek stellt sich die Aufgabe, für jedes Buch folgende Fragen zu beantworten:

1. Setzt es beim Leser eine grosse, mittlere oder geringe Beobachtungsgabe voraus?
2. Gedächtnisbegabung? Welcher Art? Für die Form oder den Inhalt?
3. Ist für die Lektüre eine grosse Leichtigkeit der Gedankenassociation wünschenswert oder die Kraft der Konzentration oder der geistigen Anstrengung?
4. Kommt es dabei mehr auf Urteilskraft oder auf Memorierungen an (etwa von Formeln, Tatsachen, Texten)?
5. Ist die Schreibweise konkret oder abstrakt, synthetisch oder analytisch, deduktiv oder induktiv?
6. Ist das Buch ein Werk der Phantasie, der Träumerei, oder strebt es nach Wahrheit und Wirklichkeit?
7. Muss der Leser imstande sein, der Ermüdung mit Ausdauer zu widerstehen? Muss er fähig sein, vieles zu erraten, zwischen den Zeilen zu lesen? Muss er bestimmte feststehende Ansichten haben?
8. Führt das Buch zu pessimistischen oder optimistischen Anschauungen?
9. Auf welche Gefühle stützt es sich vorwiegend? Auf Egoismus oder Altruismus? Auf Stolz oder Liebe? Auf sexuelles Interesse, Familiensinn, soziale oder Staatsgesinnung?
10. Setzt das Buch bei dem Leser ein Bedürfnis nach Kenntnissen bestimmter Art schon voraus oder will es erst ein spezielles Interesse erwecken?
11. Setzt das Buch ein Interesse für ernste Geistesarbeit überhaupt voraus oder will es ein solches erwecken?
12. Setzt es den Geschmack für das Schöne schon voraus oder will es ihn erst bilden? Ebenso die Liebe zum Grossen und Erhabenen oder zum Komischen.
13. Welche moralischen, religiösen Gefühle erregt das Buch oder setzt es voraus?
14. Ist es für leicht erregbare Leser bestimmt oder für ein schwer zu überzeugendes Publikum?
15. Enthält es Beschreibungen eines starken Gefühlslebens?
16. Ist es trocken, unparteiisch?
17. Ist es mit Temperament, mit Wärme geschrieben, fühlt man die Willensenergie des Autors, seinen Trieb ins Leben einzugreifen?
18. Führt das Buch zu präzisen Folgerungen?

Man versuche, diese Fragen bezüglich eines Buches zu beantworten, und man wird verstehen, was es heisst, dass Rubakin die Beantwortung dieser Fragen im Laufe der Jahre für 22,000 russische Werke durchgeführt hat.

Die letzten Ergebnisse beider grossen Enqueten, derjenigen über die Leser und derjenigen über die Bücher, sind nun in den drei Bänden der Bibliologie niedergelegt. Der erste enthält den Bücherkatalog samt Inhaltsangaben, ein Handbuch der russischen Bücherkunde seit 1835. Die weiteren Bände befassen sich mit allem, was zur Psychologie des Buches gehören kann, also auch mit der Psychologie der Autoren bei Schöpfung des Buches, mit der Psychologie der Massen, welche die Konsumenten des Buches darstellen, mit der Geschichte des Buches und der Schrift, mit dem gegenwärtigen Zustande der Industrie des Buches, mit den Mitteln der Propaganda. In dieser grosszügigen Weise ausgeführt, würde die neue Wissenschaft die ganze Technik der Volksbildung auf eine höhere Stufe stellen. Jeder Anfänger auf diesem Gebiete könnte die Erfahrungen früherer Generationen in der Beobachtung und Förderung des Geisteslebens ausnützen. Allerdings würde dazu gehören, dass dieselbe ungeheure Arbeit, welche Rubakin in der russischen Literatur angebahnt hat, für jedes einzelne Kulturvolk nach denselben oder nach verbeserten Methoden durchgeführt würde. Anläufe dazu sind selbstverständlich überall gemacht worden, besonders rationell in Belgien, wo das Brüsseler Institut für internationale Bibliographie Millionen von Zetteln verarbeitet hat und das Solvaysche Institut für Soziologie eine für drei Hauptnationen gleichmässig benützbare Arbeitsmaschine darstellte. Doch will Rubakin für das Volk leisten, was dort für eine kleine Gemeinde von Forschern versucht wurde.

Auch fehlt es nicht an Schriften, welche als Bausteine für diese Wissenschaft zu verwerten wären. Ferrière zitiert die Werke von Dr. G. Saint-Paul über die innere Sprache des Menschen, seine eigene Enquete im „Coenobium“ von 1909 (Lugano), in welcher 117 Antworten auf die Frage nach den 40 Lieblingsbüchern des Adressaten verarbeitet wurden, den in der Zeitschrift „l'Education“ vom Dezember 1915 veröffentlichten Fragebogen von L. Cellerier über die Eigenschaften der Bücher und dessen Broschüre über die Technik der Analyse und Kritik eines Buches oder Artikels. Übrigens gibt der Genfer Soziologe selbst zu, dass die neue Wissenschaft noch etwas „chaotisch“ sei, da sie mit den vagen und komplexen Merkmalen der Persönlichkeit arbeiten müsse. Aber darin liegt nur eine Aufforderung zur Mitarbeit, zur bessern Präzisierung.



Wir arbeiten nur daran, das Gedächtnis anzufüllen; Herz und Verstand bleiben leer. Wir nehmen fremdes Wissen, fremde Meinungen auf und sind fertig: daraus unsere Gedanken zu entwickeln wäre die Aufgabe ...... Den Kopf nicht vollstopfen, sondern umformen!

Montaigne.

Friedensschule und Jugendburg.

Persönliche Bemerkung zu Georg Gretors Aufsatz.*)

Gretors Vorschlag, in der Schweiz eine mustergültige Freie Schulgemeinde als „Friedensschule" zu gründen, ist mir sehr sympathisch; ich habe schon vor sieben Jahren (vergeblich) den Versuch gemacht, hierfür in der Schweiz Interesse zu erwecken. Auf die Bedeutung der kulturellen Erziehung der Freien Schulgemeinde, besonders als Gegengewicht gegen die drohende Militarisierung der Jugend der öffentlichen Schulen und als Förderung gegenseitigen Sich-Verstehens der Nationen habe ich gleichfalls schon vor dem Krieg, u. a. in englischen und amerikanischen Blättern, hingewiesen. Ich würde es sehr begrüssen, wenn Gretors Anregung jetzt in der Schweiz, die sich ja einer recht lebendigen Jugendbewegung schon erfreut, auch das Interesse für jene Wiedergeburt der Schule aus dem Geist der Jugend beleben würde, die in der Freien Schulgemeinde verwirklicht würde.

Dabei bitte ich, mir zu gestatten, eine Bemerkung Gretors zurückzuweisen. Er beschuldigt meine Schrift „Der Krieg und die Jugend" (Verlag Steinicke, München) der Plattheit und des Chauvinismus. Ich kann mich dagegen nicht anders wehren, als indem ich sie zu lesen bitte. Ich will aber ausdrücklich betonen, dass ich mich zu der in ihr sich äussernden Gesinnung auch heute noch bekenne; wenn auch die äussere Situation heute vielleicht eine etwas andere geworden ist und also andere Dinge und Forderungen in den Vordergrund würde treten lassen als zu Beginn des Krieges, wo wir uns n einer für uns alle unbezweifelbaren reinen und fast verzweifelten Verteidigungsstellung befanden.

Neu-Ulm. Dr. *Gustav Wyneken.*

Zu Wynekens persönlicher Bemerkung.

Ich enthalte mich der Versuchung, einzelne Stellen aus „Der Krieg und die Jugend" zu zitieren, um meine Bemerkung im Aufsatz „Friedensschule und Jugendburg"**), „die Broschüre sei, mit dem mildesten Ausdruck belegt, unverantwortlich" zu begründen; ich schliesse mich nur Wynekens Wunsch an, man möge die Broschüre lesen. Zitate, von denen man immer glauben kann, sie seien bösartig aus dem Zusammenhang gerissen, könnten, aus dem Zusammenhang dieser Broschüre gerissen, an Beweiskraft für meine Behauptung nur verlieren. Selbst alles Vernünftige, was die Broschüre enthält, war in den Dienst des damals aktuellen Irrtums gestellt, half nur mit, rohe und atavistische Instinkte kulturell und ideell zu verklären; kurz, sie stellte das Gegenteil dessen dar, was man von einem Führer der radikalen Jugend in jenem kritischen Augenblick erwarten konnte.

Ich halte mich in meinem Urteil über die Broschüre nicht an die Äusserlichkeiten, an die meiner Ansicht nach mehr äusserlichen Irrtümer, falschen Folgerungen und Prophezeiungen, denn diese haben sich meines Erachtens logischerweise aus der Gesinnung ergeben, an der Wyneken zu meiner Überraschung und zu meinem Bedauern auch jetzt noch festhalten will.

---

*) S. Intern. Rundschau Heft 5.

**) Dieser Aufsatz ist in meiner eben erschienenen Brochüre „Jugendbewegung und Jugendburg" (Orell Füssli) u. a. enthalten.

Ich mache etwas Wynekens (ihm selbst unbewusste, aber immer schädliche und hemmende) Führertum-Befangenheit dafür verantwortlich, dass er zwar einen Situationswechsel zugibt, aber nicht eine Gesinnung fallen lässt, die sich seiner im August 1914 bemächtigte, und die, trotz allem, bei Wyneken ein Widerspruch in sich selbst bleibt.

Wyneken begrüsst jetzt die Gründung einer Friedensschule als Gegengewicht gegen die drohende Militarisierung der Jugend. Er hat aber selbst zu Kriegsbeginn nach Leibeskräften in ihr Horn geblasen und die psychologischen Voraussetzungen dieses Prozesses tatkräftig in den Kreisen der ihm folgenden Jugend zu schaffen gesucht. Er hat in seiner Broschüre einen, nur mit wenigen Warnungen verbrämten Lobgesang auf den militärischen Vorunterricht gehalten und seine obligatorische Anwendung auf die gesamte Jugend gefordert. Wyneken verlangte die Einverleibung der militärischen Vorschulung in die Volksschule, bedauerte, dass die Erlässe der Ministerien nicht so weit gegangen seien und hatte die Naivität, sich davon eine Erneuerung der Schule zu versprechen.

Ja selbst aus der kurzen vorliegenden persönlichen Bemerkung Wynekens ist der innere Widerspruch der Gesinnung, an der er festhält, ersichtlich. Vor dem Kriege trat er für internationale Annäherung ein. Bei Kriegsausbruch verfiel er, wie fast alle, der Kriegspsychose („für uns alle unbezweifelbaren reinen und fast verzweifelten Verteidigungsstellung"). Aber er begrüsst jetzt wieder eine Friedensschule in der Schweiz, allerdings ohne die geringste Opposition gegen den Krieg, dort wo er konnte, in Deutschland, gemacht zu haben.

Diese schwankende, unsichere und unkonsequente Haltung zwingt zu ihrem grossen Bedauern die entschiedene Jugend, die an die Gründung der Friedensschule gehen will, sich von Wyneken als Person zu trennen. Als Person, denn ich glaube, dass wir die Jugendkultur des Vorkriegs-Wyneken mit unsern Bestrebungen viel mehr in Wirklichkeit umsetzen und für ihre Vorbedingungen wirken, als es, seit dem fatalen Wendepunkt, Wyneken tut. Das heisst: ich glaube, wir sind der Idee der Jugendkultur und den Konsequenzen, die sich daraus ergeben, treuer geblieben, als er selbst.

Georg Gretor.



Ein Psychiater über die Kriegspsychose.

Das tiefste Geheimnis des Weltkrieges: dass fast die meisten mit Überzeugung und Begeisterung vertreten, was sie andernfalls unter dem Zwang des Militär-Reglements vertreten müssten. Sie haben „die Gottheit in ihren Willen aufgenommen", um dem Gefühl der Ohnmacht nicht zu erliegen. Ihre Strafe ist: sie können uns nie etwas neues sagen, immer nur das, was uns auch das Militär-Reglement sagt. Folglich können sie abtreten.

A. A.

Zeitschriftenschau.

Lord Grey und der Völkerbund. Was immer in der englischen Presse dem Friedensbedürfnisse aller Völker nicht ganz ablehnend gegenübersteht, agitiert für die kleine Broschüre von Viscount Grey zugunsten einer künftigen Friedensliga der Nationen mit obligatorischem Schiedsgericht und Einigungsamt, nebst Zwangsvollstreckung irgendeiner Art gegen künftige Friedensbrecher. *Manchester Guardian* und *Nation, Daily News* und *Westminster Gazette* wetteifern darin; der berühmte Theologe und Prediger Clifford entflammt die Geistlichkeit seiner ganzen Sekte, der Baptisten, zu Resolutionen im gleichen Sinne; und selbst das Kriegskabinett muss durch den Mund eines Bonar Law dem Unterhause versichern, dass die Regierung für reichliche Zirkulation dieser Schrift in neutralen und feindlichen Ländern Sorge tragen werde. Und doch enthält die ganze Broschüre — nach dem Auszug des *Daily Telegraph* zu urteilen, wie er von Reuter und den „Stimmen der Vernunft" wiedergegeben wird — keinen neuen Gedanken für die praktische Ausgestaltung der Liga, keinen praktischen Vorschlag für die Form des Völkerbundes. Wie kommt es also, dass sie in England einen so tiefen Eindruck gemacht hat?

The New Statesman (22. Juni) gibt darüber Auskunft. Es ist die hohe Autorität des Verfassers und der Umstand, dass er Dinge sagt, welche wahr bleiben, gleichviel welche Form der Völkerbund annehmen mag. Immer bleibe es wahr, dass es mit blossem Lippendienst für dieses Ideal nicht genug ist, dass es nur durch den ernsten Willen aller führenden Staaten und den festen Entschluss ihrer Lenker, mit dieser Idee zu stehen und zu fallen, verwirklicht werden kann, dass die Errichtung des Völkerbundes zweifellos für jeden Staat ein Opfer an Souveränität, an Handlungsfreiheit in sich schliesst, dass es aber sonst binnen höchstens zwei oder drei Jahrzehnten zu einem neuen Krieg von noch intensiverer technischer Vorbereitung und noch viel verheerenderen Wirkungen kommen muss, welcher endgültig den Tod unserer Kultur zur Folge hätte. Man hat also nur die Wahl zwischen den beiden Übeln der eingeschränkten Souveränität und der schrankenlosen Vernichtung. „Lern' oder stirb", ruft die Geschichte dieses Krieges jedem Volke zu. Dies offen herausgesagt und sich dadurch mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit und staatsmännischen Erfahrung für den Völkerbund eingesetzt zu haben, sei die vorbildliche Tat Lord Greys, welche bisher nur an Wilsons unzweideutiger Stellungnahme ihres Gleichen finde.

Eine österreichische Antwort auf Lord Greys Broschüre. Prof. Dr. R. v. Laun (Wien) wirft die Frage auf, ob der künftige Völkerbund nicht nur die militärische, sondern auch die wirtschaftliche Vergewaltigung eines Staates verhindern könnte. Eine wirtschaftliche Gewaltpolitik sei solange möglich, als ein einzelner Staat das Meer beherrsche, wie derzeit England. Dagegen helfe auch eine Abrüstung der Kriegsflotte nicht, da eine Kriegsflotte immer improvisiert werden könne, indem man die Handelsflotte mit Kanonen versehe. Den Kern der maritimen Rüstungen bilden die Flottenstützpunkte sowie die Gewalt über die wichtigsten Wasserstrassen, namentlich über die Meerengen und die beiden grossen interozeanischen Kanäle. Erst wenn England auf die ausschliessliche Beherrschung dieser Schlüssel zum Welthandel verzichten wollte, könnte der Weg zur Friedenssicherung durch einen Völkerbund frei sein. Bis dahin könnten „selbst die demokratisch denkenden Massen in den beiden Zentralstaaten" in der Broschüre Greys keinen bemerkenswerten Fortschritt erblicken.

Die *Stimmen der Vernunft* vom 11./13. Juli veröffentlichen diese Zuschrift und erklären es für berechtigt, wenn die Angehörigen der Zentralmächte, denen der Verzicht auf ihren Militarismus auferlegt werden soll, sich auch danach erkundigen, wie England den zukünftigen Völkerbund gegen seinen eigenen maritimen Militarismus in Schutz zu nehmen gedenkt. Doch hätte nach ihrer Ansicht Prof. v. Laun sein Einverständnis mit Greys Broschüre für den Fall einer befriedigenden Antwort auf seine Fragen ausdrücklich erklären sollen. Wir glauben, dass an diesem Einverständnis unter der genannten Voraussetzung auch nach dem Texte seines Briefes nicht zu zweifeln ist, desto mehr aber an der Erfüllbarkeit der genannten Voraussetzung. Einer Diskussion über diese Frage öffnen wir gerne die Spalten unserer Zeitschrift.

Belgien und der Friede. Die französische und englische Presse, auch der friedensfreundlicheren Richtung, ist einig darüber, dass Belgien nicht als Faustpfand behandelt, sondern mit Rückkehr zur ursprünglichen Auffassung v. Bethmann-Hollwegs in Erkenntnis des begangenen Unrechts zu räumen ist, mit Ersatz für allen angerichteten Schaden. Eine solche Handlungsweise Deutschlands würde nach der Überzeugung des holländischen Pazifisten B. de Jong (*Stimmen der Vernunft*, Bern) der Herrschaft der Kriegsparteien auf der Gegenseite ein Ende machen und dem Friedenswillen der Völker auch innerhalb der Entente eine unwiderstehliche Macht verleihen. Es ist aber klar, dass sie auch als Schwäche ausgelegt werden und den Kriegswillen der Gegner zu einer neuen Kraftprobe entflammen könnte. Die Tragik der Situation besteht darin, dass offenbar Deutschland eine Räumung Belgiens und Frankreichs nicht wagt, solange es keine Garantie gegen den sofortigen Einmarsch der Gegenpartei in Belgien und von da ins deutsche Ruhrrevier sowie gegen die weitere Abschliessung des Weltmeeres hat, während auf der anderen Seite der Abzug der Engländer und Amerikaner vom Kontinent, solange im Osten kein Gegengewicht gegen Deutschland besteht und dieses mit dem geschwächten Frankreich auf dem Festland gewissermassen allein gelassen würde, als unmöglich empfunden wird. Doch vielleicht wird die voraussichtlich beiderseitige Ernüchterung nach der diesjährigen Kampagne und die allgemeine Besorgnis vor einer grossen Revolution dem Frieden einen günstigeren Boden bereiten. Jedenfalls ist das mannhafte Bekenntnis des deutschen Reichskanzlers zur Rückgabe Belgiens ein Schritt zum Frieden gewesen.

Die irische Krise. Eine Korrespondenz des über Irland ausgezeichnet informierten *The New Statesman* wirft manches neue Licht auf die unheimliche Lage. Ulster ist wegen der gescheiterten Wehrpflicht wütend; ein irischer Marquis erklärt in der Londoner Presse, er schäme sich ein Irländer zu sein; ein anderer Lord denunziert im Oberhause die prassenden Rebellen den englischen Arbeitern. In Wirklichkeit sei der Versuch zwangsweiser Aushebung von 400,000 Rekruten schon der Landwirtschaft wegen eine „Haltung voll Unverstand"; denn Irland ist nach den Vereinigten Staaten der grösste Nahrungslieferant Englands, hat seine Getreidefläche im Kriege erheblich ausgedehnt, schickt drei Viertel seines Viehs hinüber und erspart den Alliierten massenhaft Schiffsraum. Der irische Arbeiter steht in seiner Lebenshaltung noch immer „unermesslich tief" unter dem englischen, und die Führer der Sinn Feiner seien die letzten, welche sich regelmässige Fleischnahrung vergönnen könnten. Übrigens sei in Irland alles ebenso rationiert wie in England — mitunter noch strenger —, ausgenommen nur Fleisch und Butter, aber lediglich weil die tägliche Friedensportion per Kopf in Irland kleiner sei als die Kriegsration in England.

Über die Vorgeschichte der irischen Krise und die Verhältnisse Irlands überhaupt orientiert vorzüglich Prof. L. M. Bonn in der Zeitschrift *Deutsche Politik* (14. Juni). Verfasser, dessen zweibändiges Werk „Die englische Kolonisation in

Irland" (Stuttgart, Cotta, 1906) ebenso wie seine kürzere Schrift „Irland und die irische Frage" (Duncker & Humblot, 1917) durch Tatsachenreichtum und Objektivität unter den Quellen für das Studium Irlands einen hohen Rang einnehmen, schliesst seine Betrachtungen mit einem Fragezeichen. Alles, was Lloyd George bisher ausgerichtet hat, ist die Schaffung neuer Märtyrer. Wird es zu Erhebungen kommen? Vorläufig schwerlich, soweit man in irischen Dingen prophezeien kann.

Das böhmische Problem. Seinem Wesen nach dem irischen analog, beruht es auf dem Gegensatz zwischen der natürlich abgeschlossenen geographischen Einheit der Sudetenländer und der nationalen Zweiheit der Bevölkerung, von der ein Drittel eine geistig und an Besitz überlegene, sich auf eine mächtige Nation stützende Minorität bildet. Nur ist das Problem in Böhmen noch viel schwieriger: die feindlichen Volksstämme sind doppelt so zahlreich, mehr durcheinander gesiedelt, alle Tschechen sprechen tschechisch (fast alle Iren englisch), und die Tschechen werden durch die Sonderstellung Ungarns angespornt, durch keinen einheitlichen Nationalstaat zurückgehalten.

Die jetzige Sachlage beleuchtet Reichsratsabgeordneter Jessen, vom deutschen Standpunkte. Die Tschechen fordern von Europa ein unabhängiges Königreich Böhmen, im Namen ihres Selbstbestimmungsrechtes. Die volkstümliche Auffassung aber geht dahin, aus diesem selbständigen Königreich seien die drei Millionen Deutschen zu verdrängen, als blosse Gäste, die von den tschechischen Königen ins Land gerufen worden seien, allerdings vor 600 Jahren; sie haben sich einfach zu slavisieren oder nach Deutschland zurückzuziehen. Der deutsche Besitz aber bedeutet ein Gebiet grösser als das Königreich Sachsen; niemals werden sich die Deutschen verdrängen lassen. Gegenwärtig sei unter den Deutschböhmen der Gedanke der Zweiteilung beliebt, den die Tschechen rundweg ablehnen. Aber auch vom deutschen Standpunkte wäre es verfehlt, beispielsweise Prag preiszugeben, dessen 40,000 Deutsche fast ausschliesslich der geistigen Oberschicht angehören und ein Kulturleben unterhalten, das dem einer deutschen Grossstadt von 200,000 Einwohnern ebenbürtig sei. So bleibe nur die Lösung der Schaffung von autonomen national-deutschen Kreisen, wozu die österreichische Regierung mit ihrer Pfingstverordnung den ersten Schritt gemacht habe.

Deutsche Politik vom 14. Juni.

Über die bedenklichen Seiten dieser Verordnung vergleiche man die zahlreichen Artikel Renners und anderer in der Wiener *Arbeiterzeitung*. Über die Steigerung der Schwierigkeiten durch die austro-polnische Lösung, welche nur zu leicht den Bund der Tschechen mit den Polen behufs Erlösung der dann noch übrig bleibenden preussisch-polnischen Irredenta zur Folge haben und so zu einem zweiten Königgrätz treiben könnte, äussert sich der österreichische Sozialdemokrat Leuthner in der *Deutschen Politik* vom 7. Juni.

Es lebe Frankreich! Unter diesem seine innerste Gesinnung kennzeichnenden Titel veröffentlicht Henri Guilbeaux in der Juni-Nummer seiner Zeitschrift *demain* an führender Stelle einen Artikel, dessen Schlussworte den Gedankengang folgendermassen zusammenfassen:

Das französische Volk stirbt dahin, Frankreich verblutet, und es gibt Menschen, es gibt einen Menschen, welcher findet, dass dieses Volk noch nicht genug gelitten hat, dieses Land noch nicht genug verwüstet ist. Wer also ist ein grösserer Feind Frankreichs: Der Mann, der selbst vor der endgültigen Ausrottung seines Volkes nicht zurückschreckt und der in der Hoffnung auf ein unerreichbares Ziel, den Sieg, jede Möglichkeit, dem Morden ein Ende zu setzen, mit höhnischem Lächeln zurückweist, indem er seine verbrecherischen Pläne mit patriotischer Beredsamkeit ausschmückt, oder der Internationalist, welcher zum Frieden und zur Brüderlichkeit aller Nationen beitragen möchte und erklärt, dass der Völker-

mord nun lange genug gedauert hat und dass das Wichtigste jetzt sei, vor allem den Frieden zu besiegeln, der die Wiederherstellung und Kräftigung einer erschöpften Rasse gestatten würde? Jener sogenannte Patriot, heute respektiert, gefürchtet, gefeiert, hat nicht das Recht, zu behaupten, dass er die Rettung Frankreichs anstrebt. Wohl aber darf der internationalistische Franzose, der heute verfolgt, verleumdet, eingesperrt wird, ohne Furcht und Tadel, den Ruf anstimmen: „Es lebe Frankreich!"

Besonders massvoll ist nun der Ton gewiss nicht, in dem sich der temperamentvolle Friedensfreund auf neutralem Boden gegen den leitenden Staatsmann seines Landes auslässt, der übrigens seinerseits sein Leben lang nicht gerade durch Masshalten gegen seine Feinde geglänzt hat. Mass und Besonnenheit ist auch Guilbeaux' Spezialität niemals gewesen. Man muss es trotzdem aufs Tiefste bedauern, dass seine unerschrockene Stimme derzeit hinter Gefängnismauern verstummen muss. Über den Grund seiner Verhaftung etwas zu erfahren, ist unmöglich. Wohl aber behaupten seine Freunde in „*La Feuille*", dass er in der Haft mit äusserster Härte gehalten wird, ohne Rücksicht auf die reinlichen Lebensgewohnheiten selbst der Ärmsten in diesem Lande. Auch sollen seine Papiere durchsucht worden sein, während er gleichzeitig Gegenstand der Verfolgungen der Pariser Staatspolizei wegen Hochverrats ist. Welch ein peinliches Zusammentreffen!

Die Sozialdemokratie und die Kriegsbündnisse. In dem ersten Schrecken des 1. August hat sich die Sozialdemokratie fast in allen Ländern an die Seite der Bourgeoisie gestellt, in der Überzeugung, das angegriffene Vaterland zu verteidigen. Dazu gehörte auch die Notwendigkeit, die Kriegsziele der Völker, die „Schulter an Schulter" mit den eigenen kämpften, unbesehen mit in den Kauf zu nehmen. Mit dem fünften Kriegsjahre aber drängt sich immer gebieterischer die Frage nach der Revision der Bündnisse auf. Die drastischeste und prinzipiellste Form nimmt dieses interessante Problem in Österreich an, wo gerade jetzt die Wahl zwischen Vertiefung und Lockerung des deutschen Bündnisses gegeben ist und diese Frage vom Standpunkte der Sozialdemokratie im *Kampf* (5. und 6. Heft) rückhaltlos erörtert wird. Auf der einen Seite die „Mitteleuropäer" unter der Führung Karl Renners — unterstützt durch Stolpers sachkundige Ausführungen (*Österr. Volkswirt*, Nr. 35 und 36). Ihnen ist die Erhaltung des grossen österreichisch ungarischen Wirtschaftsraumes für den ungehinderten Verkehr und die kräftige Förderung des deutschen Volkes die Hauptsache. Sie klagen ihre Gegner an, dass diese an die Stelle des Marxismus die veralteten nationalistischen Ideale Mazzinis einschmuggeln wollen. — Nein, ruft ihnen der Führer der sozialdemokratischen Linken, Karl Mann = Friedr. Schulze = Heinrich Weber*) entgegen. Ihr seid selbst keine echten Marxisten, sondern die Epigonen der abgewirtschafteten Proudhonianer, deren Verkennung des Selbstbestimmungsrechtes jeder Nation schon Marx und Engels scharf bekämpft haben. Auch die Begründer des Marxismus haben für jede Nation die Verwirklichung der nationalen Einheit gefordert, nur haben sie jede Befreiung von Nationen mittelst militaristischer, imperialistischer oder absolutistischer Bündnisse abgelehnt, wie dies auch Karl Mann tut, welcher Deutschland für ein seiner Wesenheit nach antidemokratisches Staatswesen hält und daher im Interesse der Sozialdemokratie die Einschränkung des deutsch-österreichischen Bündnisses auf den Zweckverband von 1879 verlangt, also die Beschränkung auf gemeinsame Abwehr der Gefahren des Ostens, unter tunlichster wirtschaftlicher Anlehnung an die westlichen Demokratien. In ähnlicher Weise wird bekanntlich auf Seite der Alliierten von dem internationalistischen Flügel der französischen und englischen Demokratie die Ablehnung imperialistischer Ziele der Verbündeten und ihrer Geheimverträge gefordert.

---

*) Vergl. Heft 2 nnserer Rundschau: „Ein Augenzeuge über die russische Revolution."

Zur Elektrifikation des Bahnbetriebes. Eine Anregung, die auch ausserhalb der Schweiz von grosser Wichtigkeit werden könnte, falls sie sich technisch und finanziell bewährt, bringt Walter Eggenschwyler in der Fachzeitung *Industrie-Blatt und Schweizer Volkswirt* (Zürich, Stampfenbachstr. 57), die sich unter seiner Leitung zu einer allgemeinen volks- und staatswirtschaftlichen Rundschau entwickelt und jede einzelne Industrie unter dem Gesichtspunkte des allgemeinen Wohles erörtert.

Bekanntlich sollen die Schweizer Bundesbahnen auf den elektrischen Betrieb eingerichtet werden. Dies würde nach heutiger Berechnung eine Ausgabe von rund einer Milliarde Franken erfordern, die sich leicht im Laufe der Ausführung noch um 50% steigern könnte. Der patriotische Herausgeber macht nun auf einen Modus aufmerksam, der mittelst einer sofortigen Ausgabe von kaum einer halben Million von heute auf morgen den gesamten Personenverkehr auf den dringlichsten Strecken von etwa 100—200 km des schweizerischen Talbahnnetzes durch Akkumulatorenfahrer à 60 Plätze ersetzen könnte. So könnte der Bund mit dem Gelde, das die Elektrifizierung eines einzigen Kilometers der Hauptbahnen kosten würde, die dringendste Ergänzung des Dampfbetriebes auf den meistfrequentierten Teilstrecken rasch bewirken und kostspielige Umbauten ganzer Bahnhöfe vermeiden, von denen der Züricher allein die halben Kosten der vorgeschlagenen Ergänzung verschlingen und überdies die Verkehrswirkung der Reform auf Jahre hinaus verzögern würde.

Militarismus und Pazifismus werden von Dr. Erwin Jahn hübsch analysiert. Militarismus als Machtentfaltung mit Kriegsbereitschaft und -Bedrohung, Militarismus als Weltanschauung anti-individualistisch, mechanisierend, uniformierend mit Anbetung der Macht.

Im Pazifismus werden drei Strömungen unterschieden: 1. die wissenschaftliche Form, welche sich mit den staatlichen Ordnungen beschäftigt, Schiedsgerichte, internationale Organisationen usw. pflegt; 2. die internationale Sozialdemokratie (also die politische Form), strebt nach Zusammenschluss der breiten Massen aller Länder (Budgetverweigerung, Streik, auch Revolution sind ihre Mittel); 3. die humanistisch gerichteten Geister (als Träger der individual-ethischen Form) suchen durch die Höherentwicklung des Individuums die Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens vorzubereiten. Das Christentum gehört zu dieser Richtung.

Die drei Formen des Pazifismus werden immer mehr in gegenseitiger Hilfe und Durchdringung wirken müssen und sich klar machen, dass ein Abgrund sie von den Militaristen trennt; dass hüben und drüben sich bekämpfen müssen und von der Entscheidung Aufstieg oder Untergang der Menschheit abhängen.

Völker-Friede, Mai 1918.

Zwei neue Sittlichkeitsgesetze. Bei Beratung der sogenannten Sittlichkeitsgesetze im Deutschen Reichstage hat die Regierung zwei Gesetze mit einander verquickt, deren eines ihr sehr am Herzen liegt, während sie das andere als Köder verwendet, um beide zur Annahme zu bringen. Es handelt sich um das den Sozialdemokraten willkommene Gesetz gegen Verbreitung der Geschlechtskrankheiten und um die der Regierung erwünschte Vorlage, nach welcher die Geburtenregelung verhindert werden soll. Max Quark, Mitglied des Reichstages, protestiert gegen diesen Vorgang. *Arbeiter-Zeitung*, 6. Juli 1918.

Ist es nicht geradezu unsinnig, in solchen Fragen zu beschliessen, ohne den Frauen gleiche Stimmenzahl einzuräumen?

Ausblicke. Dr. Bruno Wille, Herausgeber des freigeistigen Organs *Der Freidenker* (Berlin-Friedrichshagen), sucht dem Kriege einen möglichen Sinn zu unterlegen, wenn er die Völker zur inneren Einkehr veranlasst und sie begreifen

lehrt, dass sie alle Glieder eines gemeinsamen grossen Ganzen sind, das leiden muss, wenn das einzelne Glied — in diesem Falle die Nation — sich übermässig entwickelt. Der Erreichung des Ideales steht im Einzelwesen die Ichsucht, im Volke der nationale Egoismus entgegen. „Darum muss eine Einschränkung des menschlichen Egoismus organisiert werden und hierbei scheint das Werkzeug Gewalt nicht ganz entbehrlich“, meint Wille im Gegensatz zu Tolstoi, dessen führenden Geist er sonst anerkennt.

Nur aus der Vertiefung des Sozialismus, der Demokratie, des Nationalismus kann eine bessere Zukunft erwachen. „Ich weiss dem neuen Vaterlande nichts Besseres zu empfehlen, als die Hingabe an dies allerhöchste Vaterland, und ich kenne keine andere Erlösung der Menschen vom Übel, als das Erwachen dieser Vaterlandsliebe, der All-Vaterlandsliebe.“ (1. März/1. April 1918.)

Den Schaffenden. Die Rodin-Ausstellung in der Schweiz gibt den Anlass zum Abdruck eines Manifestes „An die jungen Künstler“, welches der Meister im Frühjahr 1911 verfasst hat, aber erst nach seinem Tode veröffentlicht wissen wollte. (Französisch in der „Revue“ erschienen, deutsch in „Das Werk“ übertragen von Th. Schneegans.) Wir entnehmen der deutschen Übersetzung die folgenden Stellen:

„... Alles ist für den Künstler schön, denn in jedem Lebewesen, in jedem Gegenstand entdeckt sein scharfes Auge das Charakteristische, d. h. die innere Wahrheit, die unter der äusseren Form durchleuchtet. Und diese Wahrheit ist die Schönheit selbst. Arbeitet und suchet frommen Herzens, dann werdet ihr nicht verfehlen, die Schönheit zu entdecken, denn ihr werdet die Wahrheit finden. Arbeitet unermüdlich! ...

Seid gründlich, seid rücksichtslos wahrhaftig. Schreckt nie davor zurück, das was ihr fühlt, auszudrücken, selbst wenn ihr im Gegensatz zu den bestehenden Ideen steht. Vielleicht wird man euch zunächst nicht verstehen. Fürchtet euch nicht, allein zu sein. Freunde werden bald sich euch zugesellen. Den was für einen Menschen wahr ist, ist es für alle.

Aber keine Verzerrungen, keine Verrenkungen, um das Publikum anzulocken. Einfachheit, Einfalt! ...

Meister sind diejenigen, die mit ihren eigenen Augen das betrachten, was jeder gesehen hat, und die Schönheit dessen zu erkennen vermögen, was zu gewöhnlich ist, um den andern Geistern aufzufallen. Die schlechten Künstler setzten stets die Brillen anderer auf die Nase.

Darauf kommt es an, innerlich erschüttert zu werden, zu lieben, zu hoffen, zu erbeben, zu leben. Mensch sein, bevor man Künstler ist! „Die wahre Beredsamkeit lacht über die Beredsamkeit“, sagte Pascal. Die wahre Kunst lacht über die Kunst ...“

Zum Eintritt ins fünfte Kriegsjahr bringt die „Friedenswarte“ ein Doppelheft, in dem in stattlicher Zahl die Kriegsgegner, Demokraten, Pazifisten antreten, um ihren Unwillen in die Welt hinauszudröhnen. Zum Schlusse bringt Stefan Zweig mit seinem Bekenntnis den Kampfruf: „Seien wir Defaitisten!“ „Nehmen wir — wie einst die Geusen taten — das Hasswort unserer Feinde, machen wir aus ihrem Schimpf unsern Stolz, aus ihrer Verachtung unsere Ehre ... Geben wir dem Worte unsern Sinn, wie wir es verstehen, tragen wir es als Waffe, und heben wir sie hoch, dass sie funkelt und glüht gegen Heimsiegfrieds Zorn!

Zeigen wir offen: unser Ideal und Eures ist Gegensatz! Wir sind Eure Feinde und Ihr die unsern! ... Wir sind Defaitisten, das heisst: kein Opfer des Stolzes, des Geldes, der Ehre, der Erde scheint uns vergebens, wenn das heilige Blut von Menschen nicht mehr vergossen und Europa von seiner Qual erlöst wird. Wir sind Defaitisten, das heisst: uns ist Politik nicht das Erste, sondern das Letzte, uns ist das Leiden der Menschen wichtiger als die kommerzielle Blüte der Nationen und die kalten Monumente der Ehre. — Seien wir Defaitisten! —“

Die Chancen des Friedens.

Von Prof. S. FEILBOGEN.

In der Politik gibt es nur eine Todsünde, das Verkennen der Wirklichkeit. Eine solche Todsünde haben die Alliierten begangen, als sie nach dem Misserfolge von Verdun glaubten, die deutschen Armeen hätten ihre Stosskraft eingebüsst und die deutschen Friedensangebote ablehnten; schliesslich mussten sie die Unterschätzung des Gegners mit den Schreckenstagen dieses März bezahlen. Die gleiche Todsünde haben sich dann die Deutschen zu Schulden kommen lassen, als sie nach den ungeheuren Erfolgen ihrer ersten Offensive den Kanal, nach denen ihrer zweiten Offensive sogar Paris binnen kurzer Zeit zu meistern glaubten, die ungeheuren Kräfte unterschätzend, die zwischen ihnen und diesen Zielen standen. Und sie büssen den Siegesrausch, der sie seit dem März erfasst hatte, mit einer Welle bitterer Enttäuschung und Ernüchterung. Jetzt wieder glauben ihre Gegner, den Sieg schon in der Hand zu haben, sie rechnen bestimmt auf einen immer gleich starken und raschen Zuwachs an amerikanischen Truppen und auf die — wie sie wieder überzeugt sind — nun doch erschöpfte Stosskraft der Deutschen, deren Linien zu durchbrechen sie entschlossen sind, wenn nicht heuer, so in einem, in zwei, in drei Jahren — um dann sich ein Deutschland nach ihren Wünschen einzurichten, verkleinert, zerstückt, wehrlos, ohne Bundesgenossen. Welcher tolle Wahn, ein Volk von siebzig Millionen, ein Volk von beispielloser Tüchtigkeit und unübertroffener Vaterlandsliebe, das nun schon so viele Jahre der mächtigsten Koalition der Geschichte Stand hält, für immer erdrücken zu wollen. Wieder dieselbe Todsünde, aus der der ganze Weltkrieg entsprungen ist, das Unterschätzen des Gegners, das Verkennen der Wirklichkeit. Und die Ernüchterung wird nicht ausbleiben. Die Deutschen haben ihre Enttäuschung dahin, nun kommt an ihre Feinde die Reihe.

Und so geht es seit Beginn des Weltkrieges, seit dem Vorstürmen der Deutschen und ihrem Rückschlag an der Marne, der zweimaligen Offensive der Russen und ihren Niederlagen, den elf Isonzoschlachten und dem Tolmeiner Durchbruch, dann wieder dem Rückfluten an der Piave, ein unaufhörliches Auf und Ab, ein ewiger Wechsel. Moltke siegt unwiderstehlich, bis — Joffre ihm Halt gebietet; Hindenburg gilt als unbesiegbar, plötzlich muss er vor Foch zurückweichen; wo ist heute ein Cadorna, wo sein Gegner Conrad von Hötzendorf, wo der furchtbare Nikolai Nikolajewitsch, wo Brussilow und Russkij? Wer heute oben ist, muss morgen hinunter, denn das Kriegsglück ist veränderlich.

Nur eines ist unveränderlich, eines bleibt sich gleich, das Kriegsunglück. Ob Sieg, ob Niederlage, ob vorwärts oder rückwärts gegangen wird, das ist ungeheuer wichtig für die Herrscher und Feldmarschälle, die Völker aber trifft immer dasselbe Los. An der Front das grosse Verderben, im Hinterlande der schleichende Ruin. Für alle Völker ist die Geschichte dieses Krieges dieselbe: Von Enttäuschung zu Enttäuschung und vom Hunger der Gegenwart zu den drohenden Sorgen der Zukunft. Und der Friede, dem man schon

durch Siege nahe zu sein glaubte, entfernt sich immer wieder. Soll dieses entsetzliche Spiel mit Menschenleben und Menschenglück endlos fortgesetzt werden dürfen? Oder darf man hoffen, dass, wenn nun auch die Alliierten bald ihre Enttäuschung erleben, endlich beide Teile darauf verzichten werden, das Glück ihrer Völker auf Bomben und Barbarei zu gründen und wieder Ruhe einkehren lassen in den gequälten Weltteil? Wie immer, gibt es auch heuer zwei Parteien, die Optimisten und die Pessimisten. Die Optimisten hoffen, wie in jedem Kriegsjahre, auf Friedensschluss vor Ablauf des nächsten Winters; die Pessimisten rechnen in jedem neuen Kriegsjahre mit weiteren zwei Jahren. Es sei gestattet, die beiderseitigen Argumente prüfend zu vergleichen.

Die Optimisten weisen darauf hin, dass die Kosten des Krieges ins Fabelhafte gewachsen und die Preise der Güter ins Unerschwingliche gestiegen sind; schon in diesem Jahre grenzt die Unterernährung in mehreren Staaten an Hungersnot. Die Verheerungen, die eine relativ harmlose Seuche wie die Grippe anrichtet, sind nur Vorläufer grösseren Unheils; eine dringende Mahnung des Schicksals, den Krieg zu beendigen, bevor die Pest ihm das schauerlichste Ende setzt. Täglich wächst die Verzweiflung der Völker. Die Massen stehen der Teuerung ratlos gegenüber, der Mittelstand hat längst zu rechnen aufgehört, bald wird er auch aufhören müssen, zu zahlen, der Staat ebenfalls; niemand will den Krieg und jeder soll auch noch den letzten Sohn hergeben. In der Unerträglichkeit des Daseins werde schliesslich jedes Volk den Mut zur Revolution finden. Auch die russische Revolution sei aus dem Hunger entstanden. Schon dieses Jahr habe grosse Streiks in den meisten Staaten gebracht, für 1919 drohe der nackte Hunger, die Revolution in ganz Europa. Daher die Notwendigkeit des Friedensschlusses in diesem Winter. Warum denn auch nicht? Der Ehre ist auf allen Seiten genug und übergenug getan, eine Kriegsentschädigung auch nur im Umfange der künftigen Kosten nirgends mehr erpressbar, kein Landerwerb eine ausreichende Gegengabe für die weitere Dezimierung der Tüchtigen und Kräftigen in jedem Volke. Die Deutschen wissen jetzt, dass bei dem beständigen Anschwellen der amerikanischen Armeen, das bis zur Verdoppelung der Westfront gehen kann, dort ein Sieg nicht mehr im Bereiche der Möglichkeit liegt; auch bei der Entente wachse der Friedenswille und die Ungeduld der Bundesgenossen, deren Gebiete vom Feinde verwüstet werden; und die Neutralen halten sich mehr als jemals zur Intervention bereit. Letzten Endes sei jetzt Amerika massgebend und dort wieder Wilson; sein Programm fordert wohl die Vernichtung des deutschen Militarismus, bietet aber dafür die Sicherung Aller durch eine Völkerliga mit Abrüstung und Schiedsgericht; es bietet ferner die doch gerade von Deutschland ersehnte Meeresfreiheit. Deutschland hat sich gegen eine Welt in Waffen ruhmvoll verteidigt. Nichts wird an seiner Ehre gemindert, wenn es, anstatt gegen die immer neu hinzukommenden Millionenarmeen Amerikas das gewagte Spiel, das mit seiner Zertrümmerung und wirtschaftlichen Knebelung enden könnte, jedes Jahr aufs neue zu beginnen, die ihm selbst so schädlichen Reste seines Feudalismus abstreife, seinem so unvergleichlich staats- und pflichttreuen Volke die längst verdienten Rechte gebe und mit aufrichtig durchgeführter Demokratie in den Bund freier Nationen als gleichberechtigtes Mitglied eintrete. Es verzichte ehrlich auf seinen für alle Welt bedrohlichen Militarismus und es kann — dafür bürgt das Wort des Präsidenten der Vereinigten Staaten — noch in diesem Jahre einen ehrenvollen Frieden haben.

Für alle diese Argumente hat der Pessimist nur ein höhnisches Lachen. Das alles sind Vernunftgründe. Wäre die Vernunft im Leben der Völker massgebend, so wäre der Weltkrieg, dessen Ergebnisse unter allen Umständen in keinem Verhältnis zu seinen Schrecken, Lasten und Entbehrungen stehen können, längst zu Ende; ja er hätte niemals angefangen. Man erinnere sich nur, weshalb der Krieg ausgebrochen ist. Österreich hatte den leidenschaftlichen Wunsch, das kleine Serbien für seine mannigfachen Herausforderungen und die ihm zur Last gelegte Untat von Serajewo zu züchtigen oder wenigstens zur bedingungslosen Annahme eines unerhört demütigenden Ultimatums zu zwingen; die Entente forderte die Verweisung des Falles vor ein internationales Forum; schliesslich reduzierte sich die Differenz darauf, dass Österreich die Untersuchung wegen jenes Verbrechens auf serbischem Boden selbst führen wollte, während Serbien bereit war, sie dem Haager Schiedsgerichtshof zu übertragen. Und deshalb sind nun schon mehr als zehn Millionen Menschen gefallen, darunter ein beträchtlicher Teil aller österreichischen und aller serbischen Soldaten. Hätte man sich über dieses Detail eines Strafprozesses damals einigen können, so wäre wenigstens im Juli 1914 der Krieg nicht ausgebrochen. Aber damals war beiderseits die Leidenschaft massgebend, und nicht die Vernunft; ebenso wird es in alle Zukunft sein, denn das liegt in der menschlichen Natur. Die Leidenschaften der europäischen Staatslenker werden auch jetzt ihren Zielen zustreben, ohne sich um irgend welche Gefahren zu kümmern, sei es nun die Pest, die Revolution, der Staatsbankerott oder was immer. Die Friedensbereitschaft der Zentralmächte ist schon seit Ende 1916 immer von neuem feierlich verkündigt worden; auch dem Völkerbunde beizutreten haben sie amtlich angeboten, an Vermittlern hat es ebenfalls nicht gefehlt. Aber dem Papste hat sein guter Wille sofort bei den Völkern der Entente das Odium eines „Pape Allemand" eingetragen; auf der deutschen Seite hat der Kaiser von Österreich mit seinem grossherzig gemeinten Briefe sich nur die peinlichsten Vorwürfe zugezogen; wo so machtvolle Vermittler scheitern, was wollen da die paar übrig gebliebenen neutralen Kleinstaaten, denen die Kriegführenden nach Lust und Laune den Brotkorb höher hängen können, mit einer Vermittlung ausrichten? Und Wilson selbst, kann er auch im Falle der ehrlichsten und gründlichsten Demokratisierung Deutschlands und der gutwilligsten Eingliederung des Deutschen Reiches in den künftigen Völkerbund, Deutschland den Frieden garantieren? Was hat er denn bisher bei seinen Alliierten durchgesetzt? Nicht die geringste Einschränkung ihrer Blockade oder ihrer Kriegsziele. Ein eng begrenzter militärischer Erfolg, die Rückerwerbung eines Teiles der heuer verlorenen Gelände hat schon genügt, um England ganz offen mit seinen Ansprüchen auf Mesopotamien, Palästina und die deutschen Kolonien hervortreten zu lassen, die Franzosen mit ihren Hoffnungen auf Invasion und Annexionen in Deutschland, die Italiener mit ihrem Programm der Zertrümmerung Österreich-Ungarns, alle mit dem Streben nach Wiederherstellung der russischen Drohung an der Ostgrenze Deutschlands und endgültiger militärischer Niederringung der Zentralmächte. Die „Victoire finale" ist von jeher das Programm der Entente gewesen; an ihr hat sie festgehalten, wenn ihre Lage noch so sehr dieser Hoffnung Hohn zu sprechen schien. Und jetzt, wo die Deutschen trotz ihrer endlich erreichten einheitlichen Front im Westen ins Wanken geraten sind und die numerische Stärke der Alliierten dort ununterbrochen automatisch anwächst, zuletzt um eine Viertelmillion monatlich, jetzt wo

die Situation Deutschlands im Osten täglich unhaltbarer wird, wo sein Botschafter sich in Moskau und Petersburg nicht mehr aufhalten kann, wo überdies — immer nach der Überzeugung der Entente — Österreich-Ungarn dem Zusammenbruche nahe ist, sollten die Alliierten auf diesen Endsieg verzichten? Jetzt sollte Frankreich seinem gelobten Lande Elsass-Lothringen, Italien seinem „mare nostre", England seinem historischen Brauche, nach jedem grossen Kriege die Kolonien seiner Gegner als glorreiches Andenken mitzunehmen, untreu werden? Jetzt sollte England seinem oft verkündeten Vorsatz entsagen, sich für jedes versenkte Schiff ein deutsches zu holen, d.h. die deutsche Kriegs- und Handelsflotte zu konfiszieren? Jetzt, wo es nur noch zwei Jahre lang die amerikanischen Truppen kommen zu lassen braucht, um deren schliesslich vier bis fünf Millionen wohlgenährt und ausgerüstet zu seiner Verfügung zu haben? Diese zwei Jahre braucht die Entente ja ohnehin, um von Ostsibirien und von der Murmanküste her den Deutschen in ihrem Rücken ein neues, militärisch wohl ausgerüstetes Russland zu organisieren. Nein, so dumm sind die Engländer wirklich nicht, dass sie jetzt die Partie aufgeben würden. Haben sie doch auch von Napoleon zwanzig Jahre lang sich schlagen lassen und dann ihre „Victoire finale" bei Waterloo durchgesetzt. Wer zuletzt siegt, siegt am besten. Das wissen die Engländer ganz genau, und werden nicht gestatten, dass dieser Krieg abgebrochen werde, bevor der deutsche Militarismus durch ein neues Waterloo gebrochen ist. Und dann adieu ihr deutschen Dynastien samt der allgemeinen Wehrpflicht, den deutschen Kolonien und der deutschen Flotte, nebst Elsass-Lothringen, Preussisch Polen und einer ganz gehörigen Kriegsentschädigung! Das ist das wahre Kriegsziel der Entente, und der Doktrinär Wilson wird daran wenig ändern können.

Übrigens wozu so viele Worte? Wilson selbst ist für eine in seinem Sinne gerechte Regelung der elsass-lothringischen Frage engagiert; ist Deutschland in diesem Winter dazu bereit? Wo nicht, so muss der Krieg fortdauern, auch wenn sich Deutschland gründlichst demokratisieren wollte. Und will es das? Noch ehe der Winter um ist? Welche Naivität! Die deutsche Vaterlandspartei, die eben erst noch stark genug war, Kühlmann zu stürzen, hat genau denselben Friedenswillen wie die Entente, nämlich unter der Voraussetzung, dass sie selbst von ihren Ambitionen nichts zu opfern hat. Und solange alle Völker ohne Ausnahme auf dieser Gesinnung beharren, ist eine Einigung nicht möglich, und ein Friede kann nur als Gewaltfriede zustande kommen, wie dies in Brest-Litowsk und Bukarest geschehen ist. Natürlich kann er auch nur dauern, solange die Gewaltverhältnisse sich nicht ändern, während doch die Gewalt selbst durch ihre Masslosigkeit an ihrem Sturze arbeitet. Jedenfalls ist also vorläufig und auf absehbare Zeit an einen Westfrieden nicht zu denken. Dazu genügt schon die Unvereinbarkeit der Absichten bezüglich Elsass-Lothringens.

Wer wird nun Recht behalten, die Optimisten oder die Pessimisten? Leider spricht die Erfahrung dieses Krieges zugunsten der Pessimisten. Bisher sind die Optimisten noch jedes Jahr durch die Wirklichkeit Lügen gestraft worden. Allerdings dürfte in diesem Winter eine neue Ursache wirksam werden, deren Tragweite man nicht hoch genug einschätzen kann: die Neuwahl des englischen Parlaments. Eine solche Neuwahl hat schon einmal entscheidend dazu beigetragen, einem langwierigen Kriege ein Ende zu machen; bekanntlich hat vor zwei Jahrhunderten der spanische Erbfolgekrieg nach

zwölfjähriger Dauer dem entschlossenen Willen des neugewählten englischen Parlaments weichen müssen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass auch bei der bevorstehenden Neuwahl, wo Millionen von Frauen zum ersten Male mitstimmen werden, ein dem Frieden geneigtes Parlament aus der Urne emporsteigen wird; jedenfalls wird der Einfluss der verhältnismässig friedensliebenden Arbeiterpartei eine starke Steigerung erfahren. Und dass auf diese Gefahr hin England und nur England mitten im Kriege sein Parlament erneuert, um den wahren Volkswillen kennen zu lernen, während alle anderen Staaten mit verjährten und längst von den Regierungen gezähmten Scheinvertretungen des Volkes manövrieren, zeigt, dass trotz aller notgedrungenen Freiheitseinschränkungen der Kriegszeit, England doch derjenige Staat Europas bleibt, dem es am ernstesten und ehrlichsten um die Freiheit seines Volkes zu tun ist. Und angesichts der neuen Wahlen bleibt die Hoffnung unbenommen, dass das neue Parlament dem wachsenden Friedensbedürfnis des eigenen Volkes Rechnung trage, den alten Kriegszielen des englischen Imperialismus entgegen und einem freien Deutschland auch ohne eine durch zwei Kriegsjahre mit wachsender eigener Not zu erkaufende militärische Demütigung den Weg zum Frieden ebnen könnte. Allerdings nur einem freien Deutschland, einem freien Preussen, nicht dem Lande, welches seinem Volke in Waffen das Wahlrecht und die mitentscheidende Leitung seiner eigenen Geschicke verweigert. An dem Tage, an welchem die preussischen Junker mitten im Kriege dem preussischen Volke diese brennende Beleidigung zugefügt haben, ist die zweite Marne-Schlacht verloren worden, weil zum mindesten das sozialdemokratische Drittel der Armee an diesem Tage an seinem Vaterlande zweifeln gelernt hat. Nicht dass ein Drittel der Deutschen Armee aus Verrätern bestünde, wohl aber müssen diejenigen, welche im Frieden sozialdemokratisch oder auch nur demokratisch gesinnt waren, angesichts eines Vaterlandes, das seinen todesmutigen Kämpfern verweigert, was die Feinde selbst den Frauen gewähren, in ihrem tiefsten Innern entmutigt in die Schlacht gehen. Nicht sie sind die Landesverräter, sondern die Männer hinter der Front, denen ihr skandalöses Wahlprivileg wichtiger ist, als die Stimmung der Soldaten am Vorabend der furchtbarsten Schlacht und damit die Zukunft des Deutschen Volkes.

Will Deutschland nicht unter täglich sich verschlimmernden Bedingungen noch mindestens zwei Jahre lang den Krieg fortführen, so wird auch Preussen seinem Volke das Vertrauen entgegenbringen müssen, das England dem seinigen entgegenbringt. Der König von Preussen hat vor zwei Menschenaltern seinem Volke das reaktionärste Wahlrecht der Welt oktroyiert; es ist Zeit, dass der König von Preussen seinem Volke auf demselben Wege das gleiche und direkte Wahlrecht zurückgebe.



Der Kantischen Philosophie Mitschuld an diesem Kriege.

Von Dr. MAX BECK, München-Bogenhausen.

Eine Einsicht, die sich heute immer mehr Bahn bricht, ist die, dass die Menschheitsgeschichte in allen ihren Phasen in erster Linie determiniert ist — nicht von „Naturgesetzen", nicht von Gesetzen der Wirtschaft, der Rasse, geographischen Lage und dergleichen, sondern von dem Streben nach bestimmten Werten, die den Völkern und ihren politischen Führern jeweils durch ihre geistigen Führer vor Augen gestellt werden. Der heutige Krieg muss selbst den verbohrtesten „Realpolitikern" die Augen dafür geöffnet haben, dass Ideen reellere, mächtigere Faktoren sind als Brot und Schwert!

In Klammer: Eine Wahrheit, die wir hier nicht ausführlich begründen können, ist auch die folgende: Der geistigen Führer geschichtliche Macht ist um so grösser, je mehr sie darauf verzichten, den nicht geistigen Trieben der Menschen Konzessionen zu machen. Ein Beweis unter vielen: Europäische Philosophien und Religionen haben, gerade weil sie stets zu „praktisch" orientiert waren, niemals das geschichtliche Leben der Völker so ausschlaggebend bestimmt wie die orientalischen mit ihrer geistigen Unbedingtheit! Also: Geschichte ist kein naturgesetzlicher „Verlauf", fatales, fatalistisches „Geschehen", sondern sie ist und war stets freie Willenstat, nämlich geistig motiviert von dem Glauben an bestimmte Werte. Und nur wenn der geistige Führer selbst den Glauben an die Höchstwertigkeit dessen verloren hat, dem er dient, nur wenn er selbst nicht mehr in Schönheit, Güte, Gott und Wahrheit höchste, absolute Selbstwerte erblickt, nur wenn er selbst statt dieser Werte die Werte des Animalischen zur letzten absoluten Norm erhebt — nur dann hört er auf, der eigentliche Führer der Völker zu sein und die Geschichte wird von den niederen Trieben animalischer Machtgier und animalischer Gier nach materiellen Gütern bestimmt. Also auch da nicht direkt, sondern: die Menschen, denen ihre geistigen Führer sagen: es gibt nichts Höheres als Macht, als Reichtum und Genuss materieller Güter, überlassen sich willentlich — eben aus diesem Verstandesmotiv heraus — den niederen ungeistigen Trieben. Und zwar — dies ist das Wichtige: selbst gegen ihr besseres, tieferes, intuitives Wissen und Gewissen. Denn so i s t nun einmal der Mensch, dass er immer aus Verstandesgründen tun will, was er tut, aus Verstandesgründen erstreben will, was er erstrebt. Und zwar, je entwickelter der Mensch, desto weniger handelt er instinktiv und desto mehr handelt er aus Verstandesgründen.

Was hat nun aber mit all dem Kant zu schaffen — Kant, der Verkünder absoluter Autonomie und Selbständigkeit eines geistigen Ich?! Hat e r vielleicht dies Animalische der Menschheit als höchsten Wert vor Augen gestellt — er, der gerade in jedem Sichbestimmenlassen aus animalischen Trieben, aus sinnlicher Neigung, aus egoistischem Macht- und Daseinshunger heraus das Böse, das Verwerfliche, das Unmoralische schlechthin sieht?! Sicherlich

lag so etwas niemand derart fern als gerade Kant. Und dennoch: Niemand vor ihm hat so radikal den Glauben an die absolute Objektivität von Wahrheit, Schönheit, Güte, Gott, das ist an die Werte erschüttert, von deren absoluter Selbstwertigkeit jeder Mensch — auch der „naivste", ungebildetste in seinem Inneren überzeugt ist — also vor aller Vernunftkritik, vor aller Ableitung und Sicherstellung aus den Grundthesen des Kantischen Systems der praktischen Vernunft in der Urteilskraft!

Eine historische Zwischenbemerkung: Kant wurde in eine Welt hineingeboren, in der die sogenannten positiven Wissenschaften, die ganze Welt samt den Menschen in ihr, mechanistisch zu erklären anfingen. Die Welt wird entgöttlicht und entgeistigt. Und in den Wissenschaften selbst, in einer nach der anderen, beginnt jene technisch-praktische Orientierung, deren Gipfel wir heute erleben. Kant steht absolut machtlos den Behauptungen Newtons und Humes gegenüber. In der Welt dieser Forscher, da die Erde ein verlorenes Pünktchen im All ist, da Farben, Töne und dergleichen, ferner Kausalität etwas „Subjektives" und die Seele ein Atombündel von Empfindungen zu werden beginnt — wo ist da noch Platz, wo ist da noch Möglichkeit, die absolute Würde einer gottähnlichen Persönlichkeit zu behaupten? Wo ist in diesem mechanistischen Geschehen noch Platz für die vernunftgeforderte unbedingte Gerechtigkeit? Wo in dieser Welt der subjektiven, naturgesetzlich aufgezwungenen Täuschungen noch Platz für Wahrheit und für objektive Schönheit?

Und nun behaupte ich: eben weil Kant ganz ungeheuer durchdrungen war von der Evidenz jener absoluten Werte, blieb ihm nichts anderes übrig, als diese entgottete, entsittlichte Welt, diese Welt purer Relationen und Täuschungen zu einem absoluten Schein zu degradieren! Ganz ins Absolute wächst aber das göttliche „intelligible" Ich, das diese materielle Welt in Raum und Zeit aus sich herausschafft, um in und an dieser Eigenschöpfung die Höchst-Selbstwerte der Sittlichkeit, Wahrheit und Schönheit zu realisieren. Es steht aus Briefen Kants und aus Bemerkungen und Anlage der Kritik der reinen Vernunft fest, dass für Kant dieses ganze Buch nur ein Weg und Mittel war, zur Kritik der praktischen Vernunft zu gelangen. Es ist gleichfalls nicht zu leugnen, dass gerade moderne Kantinterpreten, die ich für diesen Krieg direkt verantwortlich mache, ganz im Gegensatz zu Kants eigener Intention, immer mehr und mehr das negative Werk Kants, nämlich die Kritik der reinen Vernunft zum Eigentlichen, Wesentlichen der Kantischen Lehre gestempelt haben — im Gegensatz auch zu Kants unmittelbaren Schülern Fichte und Schelling. — Und jetzt erst bin ich beim eigentlichen Thema!

Ich behaupte nämlich: Wenn Kant nur den Glauben an die höchsten absoluten Werte der Wahrheit, Schönheit, Sittlichkeit und Göttlichkeit zu retten, sie in das Sein und Tun des intelligiblen Ich verlegte, so tat er das mit offenbarer Vergewaltigung des Tatbestandes, wie er mit Evidenz im tiefsten „besseren Wissen" eines jeden, auch des naivsten und ungebildetsten Menschen gegeben ist (natürlich: dieses Wissen ist meist unreflektiert und daher aller Vergewaltigung und Wegdisputierung durch den „hellen Verstand" machtlos preisgegeben!). Mag nun Kant selbst sich in sein System dieses beste, tiefere intuitive Wissen gerettet haben — er hat es dennoch umgebogen, vergewaltigt. Denn er hat jene Werte aus den Seinssphären hinausgeschoben, wo sie das evidente Bewusstsein des nicht reflektierenden Menschen wirklich unleugbar erfährt. Schön sind sinnliche Aussengegen-

stände, sind Farben und Töne, Blumen, Himmel, Tier- und Menschenleiber, Körper und Körperbewegungen etc. Kant leugnet aber die objektive Existenz von Aussengegenständen. Er setzt daher auch die Schönheit, die sich an ihnen realisiert, in Abhängigkeit von ihrem Erleben. Daran ändern alle theoretischen Unterscheidungen von „Geist“ und „Sinnlichkeit“ und dergleichen nicht das Geringste. Der Glaube an die Objektivität der Schönheit, dort wo sie evident wahrgenommen wird, ist durch ihn zerstört. Von hier ist nur ein ganz kleiner Schritt zur schrankenlosen Theorie von der Subjektivität und „Relativität“ der Schönheit. Der Schritt von Kants Schönheitslehre zu dem sie missverstehendem Satze: „Schönheit ist subjektive Geschmackssache“ ist nur ein minimaler!

Weiter: „Wahrheit“ ist eine Eigenschaft gewisser Urteile. Urteile sind wahr, wenn ihnen ein objektiver Sachverhalt entspricht. Dieser Sachverhalt muss vor, muss ausserhalb des Urteils existieren. Denn eben, dass das Urteil sich deckt mit einem ihm selbst gegenständlichen An-sich, das es behauptet, macht es „wahr“. Dies ist der evidente, unverschrobene Sinn dessen, was jeder Mensch unter Wahrheit versteht. — Kant leugnet aber, dass es Gegenstände, Sachverhalte gibt vor und ausserhalb des sie denkenden, meinenden und setzenden Urteils! Er biegt den Sinn der Wahrheit um in „Allgemeingültigkeit“ und „Einstimmigkeit“ — beides notwendige und selbstverständliche Folgen der Wahrheit — nicht aber mit ihr identisch oder gar sie erst bedingend und konstituierend. Kant macht aber auch die Wahrheit abhängig vom Denken und Setzen von Urteilen, er macht sie abhängig von einer Bewusstseinsorganisation. Wiederum sucht er ihr innerhalb seines eignen Systems einen Sinn zu wahren, der weit absteht von den Verballhornungen, die sie bei den Psychologisten erfährt. Sein System aber wankt. Es gibt keinen modernen Forscher, der sich ernsthaft mit Kant befasst und ihn restlos akzeptiert.

Furchtbar spassig ist es zu sehen, wie die Kantianer unter den Philosophen in den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft und Mathematik ihre beste Rechtfertigung zu finden glauben, während die Kantianer unter den Naturwissenschaftlern und Mathematikern sich hinwiederum darauf stützen, Kant habe „ein für allemal bewiesen“, dass es weder einen im echten Sinn objektiven Raum, noch eine objektive Zeit, noch objektive Körper, Dinge und Farben, Töne etc. gäbe. So bleibt dann nur die negative Tat Kants. Seine Auflösung des Wahrheitsbegriffs in ein Bewusstsein, das mehr oder minder subjektiv verstanden wird. Auch wenn man nicht auf die naiven Kindereien von ihrer Bedingtheit durch „Gehirnorganisation“ und Sinnesorgane hereinfällt — dort wo wirklich Wahrheit evident gegeben ist, dort leugnet man sie. — Aber mehr noch: eine intellektuelle Unehrlichkeit beherrscht selbst Kants eigene Erkenntnistheorie. Er hat tatsächlich jenen Wissenschaftsbetrieb inauguriert, den man am prägnantesten formulieren kann als ein bewusst spielerisches So-tun als ob man Wahrheit dächte! Die modernen Mathematiker z. B. gestehen sich selbst ein, dass sie an die Wahrheit ihrer Urteile nicht glauben. Beispiel: „Die Mathematik ist eine Wissenschaft, wo man niemals weiss, wovon man spricht, noch auch ob das, was man sagt, wahr ist“. (B. Russell, The International Monthly IV, 1, Seite 84, Juli 1901.)

Wie soll also Wahrheit als oberster Selbstwert anerkannt werden, wenn sie als etwas „Uneigentliches“, als blosser Schein oder als subjektive Relation

zur Bewusstseinsorganisiertheit oder zum praktischen Bedürfnis, zum praktisch Zweckmässigen angesehen wird?!

Hier ist die Wurzel jener Degradierung des Geistes zu suchen, wie sie am konsequentesten Friedrich Nietzsche vollzog, eine Degradierung der Vernunft und allen Geistes zum Werkzeug des Animalischen, des Vitalen, des Irrationalen! Merkt man nicht, wie selbstverständlich die letzte Konsequenz ist: nämlich die Triebe des animalischen Lebens: den „Willen zur Macht" und den materiellen Besitz- und Genusstrieb — das ist die Tierheit, die Bestialität in Person zum absoluten Höchst- und Selbstwert zu erheben?! Kant hat also, wenn auch noch so sehr indirekt und gegen seinen Willen, mit seiner Subjektivierung des Wahrheitsbegriffes die Sanktionierung der Bestialität mitverschuldet, die sich im heutigen Krieg austobt!

Ferner: Das sittlich Gute: Jeder Mensch hat das evidente Bewusstsein, zu tiefst, zu innerst ein Nichttierisches zu sein: ein absoluter Wert: die Person. An diese wenden sich alle sittlichen Imperative. Mag nun Kant selbst grandios und sicher wie kein anderer diese Tatsache geschaut haben — interpretiert hat er sie falsch. Interpretiert hat er sie, indem er eine bestimmte Gelegenheit, in der sich die absolute Person betätigt, eine Gelegenheit, in der sie ihr Selbstwertsein, das ist ihre „Würde" nur wahrt, indem er diese verwechselte, identifizierte mit ihrer Substanzialität, mit ihrem Was und Sein. Ich meine nämlich dieses: Jeder Mensch weiss sich in seinem besseren Wissen und „Gewissen" wesensgleich mit allen anderen Menschen als Personen, die, gleich ihm, ihren absoluten Selbstwert in sich selbst tragen. Und er erfährt weiter in diesem seinem tiefsten innersten Gewissen, dass er sein eigenes Selbstwertsein in Frage stellt, sich selbst also degradiert, wenn er anderer Menschen sich als blosser Mittel bedient. Kant aber interpretiert dieses Faktum, statt es einfach anzuerkennen. Er interpretiert es so, dass er das absolute Selbstwertsein aus der Person hinausverlegt in die Allgemeinheit, in die Gesamtheit aller Menschen. Sich dieser Allgemeinheit und Gesamtheit einzuordnen, konstituiert, realisiert nach ihm erst die Sittlichkeit — während sie in Wahrheit nur eine Gelegenheit ihrer Betätigung und Manifestation ist! Aber nicht bloss dies allein! Nicht bloss zerstört er, leugnet er die sittliche Güte dort, wo das Gewissen eines jeden nicht bloss theoretisierenden Menschen sie wirklich evident erschaut: Er erhebt — ganz gegen seine oberste Absicht — gerade die Sinnlichkeit, das ist das Ungeistige, auf den Thron der Moral, von dem er sie stürzen wollte. Denn sein kategorischer Imperativ besagt, dass man seine eigenen ungeistigen Interessen nur in dem Masse befriedigen darf, als dadurch die ungeistigen Interessen der anderen Menschen nicht verletzt werden. Er anerkennt also faktisch jene Güter, die die Sinnlichkeit befriedigen, als letzte und einzige Materie des formalgesetzlichen, allgemeingültig sein könnenden Sollens! Hier liegt also tatsächlich die Wurzel jener materialistischen Moral, die die Voraussetzung nicht bloss der Marxistischen Lehre ist, sondern auch der Hegelschen Sanktionierung der Staatsmacht und der bürgerlichen Werte.

Weit schwerer noch als dies wiegt aber, wie gesagt, dass er das evidente moralische Bewusstsein vor den Kopf stösst. Er hat — mag es noch so sehr gegen seine eigene Absicht sein — er hat tatsächlich das Fundament des sittlichen Bewusstseins erschüttert: nämlich die unreflektierte, innerste Überzeugung, dass wir Menschen einen höchsten absoluten geistigen substantiellen Selbstwert in uns tragen, der höher steht als alle Güter, die ausserhalb dieses

unseres innersten „Selbst“ sind, höher als Machtgenuss, höher als animalischer, sinnlicher Genuss, höher als alle materiellen Güter, die unsere peripheren, unsere ungeistigen Triebe befriedigen können. Um Einwänden vorzubeugen: Kant war nicht Psychologe genug! Sonst hätte ihm nicht die Einsicht verborgen bleiben können: Wer nichts Höheres erstrebt als Materielles, der ist, der wird derart Tier, derart Bestie, dass er niemals genug haben kann. Denn was im Menschen nach Materiellem strebt, ist das Tier, dem allein das Materielle etwas sein, etwas sagen kann. Für dieses Tier hat aber ein Vernunftsatz keine Einsicht. Es kann sich nicht zügeln, nicht geistig beherrschen und bestimmen, weil es statt im Geiste nur in der Tierheit lebt. Alle autonome Selbstbestimmung ist daher ein Unding — wenn sie nur in Hinsicht auf animalische und materielle Güter vollzogen werden soll.

Nun zum letzten Punkt: Das Göttliche. Ist für das evidente, unreflektierte Bewusstsein das Göttliche etwas, was es erst erschliessen muss?! Und doch hat Kant die Existenz Gottes nur auf dem logischen Schlusswege sicherstellen zu können geglaubt, und so hat er gerade jenes Bewusstsein als „naiv“ und „dogmatisch“ perhorresziert, dem Gott die lebendigste, ureigenste Erfahrung ist. Vielmehr: er hat jene dogmatischen theologischen Versuche beim Wort genommen, als wären all die schwachen Verstandesgründe, mit denen das intuitive Bewusstsein von der Existenz Gottes sich vor der denkenden Überlegung zu rechtfertigen versuchte, das Primäre — und nicht jenes intuitive Bewusstsein selbst! Und nachdem er diese schwachen Begründungsversuche als unzureichend nachgewiesen hatte, setzte er an deren Stelle seinen eigenen Beweisgang: Gott notwendiges Postulat der praktischen Vernunft. Dabei wird ihm aber Gott zu etwas entsetzlich Ärmlichem: ein richterlicher Funktionär der ausgleichenden Gerechtigkeit! Als wenn unser evidentes Bewusstsein sich nur auf diese Forderung stützte, als wenn wir da Gott als Realität erführen — und nicht anderswo, und nicht auch anderswo. Gott erfahren wir in der Schönheit, Gott erfahren wir in der Wahrheit, Gott erfahren wir zu allertiefst dann, wenn wir aus unserem innersten, tiefsten Selbst heraus leben: in höchstem Jubel, in tragischstem, katastrophalstem Niedergeschmettertsein; Gott erfahren wir überall da, wo wir als Geisteswesen, das ist als Person, als innerstes Selbst, leben; wir fühlen uns von ihm getragen, wenn wir zurückgeworfen sind auf unser tiefstes, innerstes Selbst, und wenn wir bis in dieses unser Tiefstes, Innerstes ergriffen, erschüttert, aufgewühlt sind. Auch Schönheit und Wahrheit können wir gar nicht erleben, wenn wir nicht in jener geistigen „Haltung“ der „Gehobenheit“ über unsere Animalität sind: reine, das ist schauende, Subjekte, absolute Bewusstseinssubjekte. Für Kant nun gibt es diese elementarsten und sichersten Erfahrungen nicht. An deren Stelle ein Vernunftpostulat mit indirekter Schlussfolgerung! Wie leicht, solche Verstandesbegründung zu erschüttern! Und was bleibt dann übrig? Der Glaube an Gott wird aus irgendwelchen irrationalen Trieben, Bedürfnissen hergeleitet: Furcht, Anthropomorphismus, Ressentiment und dergleichen. Dass die heftigsten Gottesleugner (Feuerbach, Schopenhauer und — indirekt — Nietzsche) Kantschüler sind — das ist kein Zufall. So also steht fest: Mag auch Kant selbst noch so sehr die objektive Existenz und Absolutwertigkeit von Schönheit, Wahrheit, Person und Gott anerkannt haben — begründet hat er sie in einer Weise, dass er das evidente vorphilosophische Bewusstsein von ihnen allenthalben als Täuschung und Irrtum nachzuweisen und sie nur aus Voraussetzungen seiner eigenen philosophischen Theorie neu zu begründen

trachtete. So ist Kant tatsächlich der radikale Erschütterer der Anerkennung von nicht animalischen, nicht materiellen Werten. Aber „Skeptizismus“, „Subjektivismus“, „Relativismus“, „Psychologismus“ der letzten Jahrzehnte hat in ihm stets seine stärkste Stütze finden zu können geglaubt. Und eben dieser Skeptizismus, Subjektivismus, Relativismus, Psychologismus hat den eignen Glauben aller Geistigen an sich selbst aufs Tiefste erschüttert. Schönheit und Wahrheit wurden ihnen selbst Geschmacksache — abhängig von animalischen Trieben und Bedürfnissen (wenn auch noch so sehr subtilisiert und sublimiert), bedingt von physiologischer und psychischer Naturgesetzlichkeit. Desgleichen Moral und Religion. Zum blossen Produkt und Spiegelbild des Animalischen, Wirtschaftlichen, Materiellen wurde ihnen selbst alle geistige Kultur. Zersetzt war der Glaube der Geistigen selbst an die Möglichkeit, das animalische, wirtschaftliche, politische Geschehen geistig zu bestimmen. Umgekehrt schien ihnen alles geistige und sittliche Sein determiniert von den Naturgesetzen animalischer, wirtschaftlicher, marktpolitischer Geschichte, deren blosser Aufputz jenes war. Sie nahmen sich selbst nicht ernst! Wundert man sich da noch darüber, dass allmählich auch die Ungeistigen allen eingeborenen Respekt vor der Höchst- und Selbstwertigkeit geistiger Kultur und Selbstwertigkeit verloren? Wundert man sich da noch darüber, dass sie sich nur um so entschiedener, absichtlicher, bewusster für das Animalische, für unbedingte, schrankenlose Macht- und Güterjagd entschieden und mit aller Kraft darauf konzentrierten?

Dass aber dieser Krieg die selbstverständliche Konsequenz davon ist, dass die Menschen der letzten Jahrzehnte und von heute nichts Höheres anerkannten und anerkennen als Macht und als Besitz und Genuss materieller Güter — darüber brauche ich wohl kein weiteres Wort zu verlieren.



Der edle Lord (Carlisle) wagte nicht, Frieden zu schliessen; er hatte sich vor dem Hause verpflichtet, die Amerikaner auf die Knie zu zwingen, und besass nicht genug Aufrichtigkeit, seinen Fehler zu gestehen ... Bis zur letzten Guinee, bis zum letzten Mann schien man entschlossen, den Krieg weiterzuführen, sogar bis Briten und Amerikaner gegenseitig durch ihre Schwerter fallen würden.

Fox, Rede vom 30. Mai 1781.

Erziehung zum Frieden.

Von Prof. Dr. HELENE RAUCHBERG in Wien.

Das Geschlecht von Männern und Frauen, das jetzt erwachsen den Krieg erlebt, ist nicht für den Frieden erzogen worden. Wir sind in einer Zeit herangewachsen, die die inneren, die seelischen Mächte noch nicht erkannt hat, welche die tiefsten und allein sicheren Grundlagen des Friedens bilden. Wir haben die militärischen Defensivbündnisse, die übernationale Wissenschaft, den internationalen Handel und Verkehr, die zwischenstaatlichen völkerrechtlichen Abmachungen und überhaupt die äusseren Sicherungen der menschlichen Gemeinsamkeit auch für hinreichende Sicherungen des Friedens gehalten. Wir haben die Macht der äusseren Welt neben der der inneren überschätzt. Das war ganz natürlich; denn beim Ausbruch des Krieges waren wir noch daran, die äusseren Mächte unseres gemeinsamen Lebens zu organisieren; jeder mochte zusehen, wie er mit den Gewalten in seinem Innern fertig wurde. Jetzt erst haben wir's mit furchtbarer Klarheit erkannt: es ist nicht wahr, was ein geistvoller Schriftsteller*) einmal behauptet hat, „das Moralische versteht sich immer von selbst.“ Nur bei ganz wenigen Auserwählten versteht es sich von selbst; bei uns anderen, der grossen Masse, muss es genau so gepflegt, gebildet und organisiert werden wie alle anderen Kräfte des Lebens. Diese Organisierung der Sittlichkeit an der Jugend ist die Aufgabe der Erziehung, am reifen Menschen die der weltlichen Seelsorge. Was wir darin bisher an unsern Kindern geleistet haben, war erst ein Anfang. Der Krieg hat ihn zerstört. Wir müssen mit dem heranwachsenden Geschlecht aufs neue beginnen. Die Organisierung der Sittlichkeit in den Seelen ist vielleicht der stärkste Anker des Friedens.

Diese Erziehung wollen wir erwägen, von Politik und Wirtschaft, von zwischenstaatlichem Verkehr und überhaupt von äusseren Mächten absehen und uns mit bewusster Einseitigkeit auf das Eine beschränken, das solange übersehen worden ist.

Zunächst sollen die inneren, die seelischen Erziehungsgewalten betrachtet werden, die im Menschenherzen den Frieden aufrichten; dann wollen wir die äusseren geistigen Mächte, die im Gemeinschaftsleben wurzeln und Gewalt über die Jugend haben, prüfen, und zusehen, wieweit wir vor ihnen auf der Hut sein müssen, wieweit wir sie zu Bundesgenossen machen können. Zuletzt soll die Organisierung der Erziehung zum Frieden erwogen werden.

I.

Der Krieg hat uns mit blendender Klarheit die Fäden gezeigt, die unsere ganz private Wirtschaftsführung mit der gesamten Volkswirtschaft verbinden.

*) Vischer in seinem Roman „Auch Einer“.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. Der Krieg hat uns mit blendender Klarheit gezeigt, dass Selbstsucht und Neid, Unwissenheit und Hass, Lüge und Verleumdung, Roheit und Gewalt, vor denen wir heute erschrecken, dieselben Mächte sind, die immer in der Einzelseele lebendig waren, die Mächte, gegen die wir Krieg führen müssen, wenn wir den Frieden bereiten wollen. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne", das gilt dem Individuum, dem Volk, den Staaten. Wollen wir den Frieden auf Erden aufrichten und erhalten, so müssen wir in jeder Seele die Kräfte wecken und stählen, die ihn schaffen.

Die erste dieser Mächte ist die Ehrfurcht vor dem Menschenleben. Ganz klar muss es dem jungen Menschen werden: jedes Leben ist einzigartig und von unermesslichem Wert; denn es ist das ganz bestimmte, noch nie dagewesene und nie mehr wiederkehrende Glied der ganz bestimmten Ahnenreihe einer Familie; jedes Gehirn ist die Wiege einzigartiger Gedanken, vielleicht Gedanken, die die Welt umzugestalten vermögen; und jedes Menschenleben ist in Liebe gebettet, die es gibt und empfängt. „So ganz verlassen ist kein Herz", dass eine Mutter nicht darum bangte; Hoffnungen umweben es und unermessliche Wirkungen gehen von ihm aus, wie das Licht längst erloschener Sterne noch durch den Weltenraum strahlt. In Ehrfurcht vor der Herrlichkeit des Menschenlebens muss das junge Geschlecht heranwachsen. Wir müssen ihm dabei Vorbild sein, indem wir schon im Kinderzimmer und in der Schulstube den Menschen im Kinde ehren. Hochachtung und Vertrauen sind die Funken, an denen sich das Ehrgefühl, die Ahnung seiner Menschenwürde, im Kind entzündet. Darum weg mit allen entehrenden Strafen! Weg mit allem rohen und herausfordernden Ton aus der Erziehung! Und statt dessen: Aufrichtung nach der Strafe und Appell an alle guten seelischen Gewalten!

Das Kind muss an uns ein Vorbild auch dafür haben, wie in anderen Menschen die Menschenwürde geehrt werden soll. Im Haus und in der Schule, in Geschäften und auf der Strasse, gegen Dienstleute und Untergebene, gegen Unbekannte und besonders gegen Unglückliche — immer muss es uns voll Ehrfurcht vor der Freiheit, vor dem Selbstbestimmungsrecht des Menschen, voll jener zarten Rücksicht finden, die ganz ohne Worte so beredt ist.

Wo in der Kinder- und Schulstube Ehrfurcht vor der Menschenwürde geübt wird, da muss aus der Erziehung die Gewalt verschwinden und an ihre Stelle die Gerechtigkeit treten. Der Wahn, dass Menschenfragen durch Gewalt endgültig zu lösen seien, wird nur dann unter den Völkern verschwinden, wenn die Geawlt erst aus unserem täglichen Leben verschwunden sein wird. Der Anfang dazu muss bei den Kindern gemacht werden. Wer vom Bewusstsein der Heiligkeit menschlichen Lebens erfüllt ist, für den gibt es keine elterliche Gewalt und keine Erziehungsgewalt, sondern eine elterliche und eine erziehliche Verantwortung. — Verantwortung gegen wen? Gegen die Menschheit, für die dieses Kind werden und wirken soll. Die Gewalt verfügt über das Kind, die Gerechtigkeit sichert ihm das Seine: den Lebensraum, die Möglichkeit zu wachsen und zu werden, damit es sich frei nach dem eingeborenen Gesetz seiner Natur entfalten könne. Darum fort mit aller Gewalt aus der Erziehung, aus den Spielen der Kinder und aus dem Unterricht! Die körperliche Züchtigung, dieser Ausdruck überlegener physischer Gewalt gegenüber einem Schwächeren, muss aus der Kinderstube verschwinden,

wie sie aus dem Schulzimmer verschwunden ist; sie muss aus dem Familienrecht getilgt werden, wie sie in unserem Schulgesetz getilgt worden ist. In den Schulen muss an die Stelle der Autokratie der Lehrer die Demokratie der Selbstregierung durch die Schüler treten, auch hier an die Stelle der Gewalt — die Gerechtigkeit, d. h. an die Stelle äusserer Mittel, die Furcht oder Trotz erregen, die Herrschaft des Gewissens, die Bindung an das Innerste und Heiligste, die zum freiwilligen Gehorsam, zur inneren Freiheit führen.

Die Gewalt, den Götzendienst der rohen Kraft, müssen wir auch aus den Spielen der Jugend vertreiben. Alle Kampfspiele, die zur Kraftentfaltung gegen einen persönlichen Gegner nötigen, alles Raufen und Balgen, vor allem alle Spiele und Übungen mit Waffen, die eine kurzsichtige Nützlichkeitspädagogik in unsere Knabenerziehung gebracht hat: das sind Gewöhnungen an die Methoden des Faustrechts. Körperliche Kraft, körperlicher Mut finden im Wandern und Schwimmen, Klettern und Laufen, in der Besiegung von Hindernissen noch reichliche Betätigung. Wo sie auch geübt werden, sollen sie aber nicht Selbstzweck sein, — denn wir wünschen unsere Kinder nicht zu Athleten zu erziehen — sondern zum Ausdruck der Selbstbeherrschung werden.

Darum auch fort mit der Verherrlichung der rohen Kraft aus dem gesamten Unterricht; Turnerlieder, Gedichte, der Geschichtsunterricht müssen von Faustrechtsideen gesäubert werden. Zwei Beispiele aus unseren älteren Lesebüchern zur Veranschaulichung: Das Gedicht „Schwabenstreiche" schildert mit dem Behagen des Schwankes, wie ein Türke buchstäblich halbiert wird. („Man sah zur Rechten wie zur Linken einen halben Türken 'runtersinken.") Betrachten wir daneben Schillers „Bürgschaft". Auch hier überlegene Körperkraft, die sich im Schwimmen und Laufen, im Dürsten und im Kampf gegen eine räuberische Übermacht äussert. Aber sie steht im Dienst eines Ideals, sie dient der Treue, der unbedingten Zuverlässigkeit. Der Geist der „Schwabenstreiche" verherrlicht Kraftideale, deren Dauer nicht erwünscht ist. Der Geist, der in der „Bürgschaft" lebendig ist, möge unserer Jugend allzeit erhalten bleiben!

Aus unserem Geschichtsunterricht muss, um mit Buckle zu reden, der „kriegerische Geist" verschwinden. An seine Stelle soll Entwicklungsgeschichte der menschlichen Kultur treten: auf der Unterstufe für den Boden der Heimat, auf der Mittelstufe für das Vaterland, auf der Oberstufe für die abendländische Kulturgemeinschaft. Und weil nach Goethe „das Beste an der Geschichte der Enthusiasmus ist, den sie erregt", so müssen der Jugend die Helden der Menschheit vorgeführt werden, die Leuchten unseres Ahnensaals, die unser Geschlecht auf seinem mühseligen Aufstieg von Wahn und Aberglauben, von Not und Krankheit, von Schuld und Leidenschaft erlöst, die es wahrer, gütiger, freier gemacht haben. — So werden allmählich an die Stelle der Gewalt die Ideale der Gerechtigkeit und der Solidarität der Kulturgemeinschaft treten.

Zu den Gewalten, die den Krieg entfesselt haben, gehört die Selbstsucht, Diese Entartung des Selbsterhaltungstriebes hat die gesamte Erziehung beherrscht; natürlich nicht dem Namen nach: denn da heißt sie für den Einzelnen, Ausbildung zum Kampf im allgemeinen Wettbewerb; der Familienegoismus heisst schöner: berechtigte Sorge für den Aufstieg der Seinen; und die nationale Selbstsucht, die im 19. und 20. Jahrhundert gar ein heiliger

Egoismus genannt worden ist, hat die Namen der Volks- und Vaterlandsliebe usurpiert, um sich damit zu maskieren. Demgegenüber muss gesagt werden: jetzt ist die letzte Stunde dafür gekommen, um uns der höchsten Ziele der Erziehung zu besinnen. Wofür erziehen wir eigentlich unsere Kinder? Wirklich nur für Brot und Erwerb, für Stellung und Ansehen? Oder haben wir nicht zuvörderst für ihre lebendigen Seelen zu sorgen? Nun denn: diese lebendige Seele, den Geist, der ihn zum Menschen macht, den hat unser keiner aus sich selbst; so hat auch keiner das Recht, nur für sich selbst zu sorgen. Keiner hat ihn von der Familie allein; so hat auch keiner das Recht, in seiner Familie ganz aufzugehen und sich um die Familien über und unter ihm, zur Linken und zur Rechten, nicht zu kümmern. Keiner hat ihn von seinem Volk allein; denn unsere Menschenkultur ist ein Bau, an dem die Völker alle je nach ihren Gaben gezimmert haben und noch zimmern; so hat auch keiner das Recht, sich um die Volksgemeinschaften im Ost und West, im Nord und Süd nicht zu kümmern und die eigene vor und über alle zu setzen. Darum muss in der Erziehung an die Stelle der Selbstsucht neben die berechtigte Selbstbehauptung die Hingabe treten, die Hingabe an Ideale, an überpersönliche Zwecke. Gewiss kann die Jugend solche Hingabe nicht anders üben als zuerst im kleinen Kreis der Familie, dann in den immer grösseren Kreisen der Schule, des Berufes, der Volks- und Staatsgemeinschaft. Aber um rein und selbstlos zu werden, darf die Hingabe nicht am Irdischen, am Menschen haften. Ihr Quell muss in der Welt liegen, die die Besten unseres Geschlechts über der Zeitlichkeit begründet haben, an der wir alle mitschaffen müssen, wenn unser Leben einen Sinn haben soll; ihr Quell muss das Reich des Ideals sein. Fest soll unsere Jugend auf dem mütterlichen Grund dieser Erde stehen und ihre Hände muss sie rühren lernen, um sich das tägliche Brot in Ehren zu verdienen; aber ihr Haupt soll emporgerichtet sein, allzeit bereit, einen Strahl ewigen Lichtes zu empfangen und seinen Glanz und seine Wärme mit den Brüdern zu teilen.

Um aber die Menschen, die zum Licht berufen sind wie wir, Brüder zu nennen, Mitkämpfer um die höchsten Güter, statt feindliche Nebenbuhler im Wettlauf um Geldsack und Ruhm, um solchen brüderlichen Gefühls fähig zu werden, müssen unsere Kinder noch eines lernen: die grosse Kunst, den andern zu verstehen. Verständnis ist der Anfang aller Weisheit, aller Güte, aller Gerechtigkeit. Es wäre für unsere Jugend unerreichbar, wenn es nur mit dem Verstand geleistet werden könnte; aber zum Verständnis braucht's ebenso Phantasie, um sich trennende Zustände höchst lebendig vorzustellen, und ein warmes Herz, das zu spüren vermag: So, gerade so muss jetzt dem andern zu Mute sein. Welchem andern? Für wen müssen wir unsere Kinder Verständnis lehren? Für alle, die unter anderen Bedingungen leben und darum anders geartet sind als sie selbst. Fr. W. Foerster*) sagt darüber: „Viel Rassen- und Glaubenshass kommt letzten Endes aus dem im Menschen noch nachwirkenden tierischen Triebe, das, was fremde Federn oder Haare hat, aus dem eigenen Bezirke fortzubeissen." Die Abneigung gegen Fremde in ihren Schattierungen von der Antipathie bis zum Hass ist ein Erbe unserer vormenschlichen Vergangenheit; jede Generation muss an ihrer Überwindung arbeiten. Wie sehr erst die Jugend von heute, die in einer Atmosphäre der Verkennung, des Hasses, der Seelenvergiftung lebt, wie kaum je eine zuvor!

*) Fr. W. Foerster, Erziehung und Selbsterziehung. S. 271. Schulthess & Co., Zürich 1917.

Von den Schranken zwischen uns Menschen, die durch Erziehung überwunden werden müssen, sind die Wichtigsten: die andere Weltanschauung, die andere Sprache, die andere soziale Schicht. Die älteste, die konfessionelle Schranke, glauben heute viele überwunden zu haben; aber der vormenschliche Trieb des Hasses in ihrer Brust verträgt die andere Nationalität nicht, die neben ihnen ihr Recht auf Leben und Entfaltung behaupten will. Und so erleben wir heute die Erfüllung der Worte Grillparzers:

Der Weg der neuen Bildung geht
Von Humanität
Durch Nationalität
Zur Bestialität.

Und unsere Kinder atmen diesen Geist ein.

Die Kluft, die zwischen den sozialen Schichten gähnt, klafft noch immer; ich meine nicht die tatsächliche, von der es uns ja nicht wundert, dass sie noch offen ist, sondern die der Gesinnung und des Mitgefühls. Gewiss, das Erlebnis des Kriegselends hat das soziale Gewissen verschärft. Aber wie gewaltig ist daneben noch die Menge der Unbekümmerten, die Augen haben, aber nicht sehen, die Ohren haben, aber nicht hören! In dieser Luft dürfen wir unsere Kinder nicht aufwachsen lassen, wenn wir dem Frieden die Wege bereiten wollen. Alle Friedensgesinnung wurzelt daheim und muss vorgelebt und geübt werden. Vorgelebt und geübt! Wir Erzieher, Eltern und Lehrer von der Volksschule bis zur Hochschule, wir müssen der Jugend Vorbild sein. Zunächst in der Ehrfurcht vor dem, was einem andern heilig ist. Dazu müssen wir selbst zuerst ehrlich und tapfer unsere Köpfe von allen Vorurteilen reinigen und unsere Herzen von aller Abneigung. Den Fremden und uns selbst müssen wir unter die Lupe nehmen und prüfen: Was missfällt dir eigentlich so sehr? Wie ist das geworden? Und wie wirkst du selbst auf den andern? — Der Jugend müssen wir dann sagen: Urteile nicht! Komm und siehe! Lerne verstehen! —

Diesen Geist müssen wir auch der öffentlichen Erziehung wieder einhauchen; denn wir haben ihn besessen. Unser Reichsvolksschulgesetz von 1869 hat arm und reich, Christ und Jude nebeneinander auf die Schulbank gesetzt. Und heute? — Wir wissen gar nicht mehr, was das heisst, wenn wir die gut gekleideten, gut genährten Kinder in eine andere, in die Privat- und Standesschule schicken und sie zur Kaste machen. Wir wissen gar nicht mehr, wie wohl wir unseren Kindern damit tun, dass wir sie mit schlecht gekleideten, schlecht genährten ihres Alters arbeiten und spielen lassen. Wir öffnen ihnen damit frühzeitig die Augen für das schwere Leben derer, die im Dunkel aufwachsen, wir öffnen ihre Herzen dem Mitleid, wir stärken ihre Hände zur Hilfe. Aber die ansteckenden Krankheiten, die sie nach Hause bringen können? Sie sind allesamt nicht so furchtbar wie die Verblendung und die Selbstsucht, die sich in den Seelen derer einnisten, die von den anderen nichts wissen. Wir verstehen gar nicht mehr, wie heilsam unseren Kindern die Erfahrung ist, dass Begabung und Tüchtigkeit nicht an den Besitz gebunden sind. Und auf der andern Seite: ahnen wir denn, wie nötig es für den sozialen Frieden in unserm Volke ist, dass das Proletarierkind es erlebt: in der Schule gelten wir gleich; die gut und die schlecht Gekleideten werden nicht nach dem Äusseren beurteilt, sondern nach ihrer Leistung.

Wir brauchen aber nicht nur die soziale Brüderlichkeit, sondern ebenso die der Weltanschauung. Was für eine Erziehung ist das, die es duldet,

dass die konfessionellen Unterschiede in unseren Schulen schon den Kleinsten in die Augen springen? Was pflanzen wir damit in die Kindesseele? Den so ganz grundlosen und darum so entwürdigenden Stolz, einer Mehrheit anzugehören, in die man hineingeboren wurde, und die so ganz grundlose und darum so entwürdigende Demütigung, einer Minderheit anzugehören, in die man hineingeboren wurde. Ist das nicht die Wurzel der Unduldsamkeit, der Keim des Fanatismus? Sind wir seelisch, sind wir geschichtlich so blind, dass wir die Anfänge jener furchtbaren Seelenmacht nicht erkennen, die die Scheiterhaufen entzündet und die Andersdenkenden von Haus und Hof ins Elend getrieben hat? Gerade wer sein Kind religiös erziehen will, sei's in dieser oder jener oder in keiner Konfession, der muss mithelfen, unsere Schule von unten bis oben so umzubauen, dass sie ein Haus der Brüderlichkeit wird, eine Stätte religiösen Friedens.

Der Geist nationalen, sozialen und konfessionellen Verstehens muss auch den ganzen Unterricht durchwehen. Besonders der Unterricht in der Geschichte, in der Muttersprache und in den Fremdsprachen hat zu zeigen, dass die menschliche Kultur eine Frucht der Gesamtarbeit aller Weltanschauungen, aller Nationen und aller Volksschichten ist. Ja, die höchste Aufgabe alles Unterrichts ist nichts anderes als die Vermittlung dieser Erkenntnis; denn nur ihr verdankt die Jugend ihre Bildung. „Bildung," so sagt Friedrich Jodl*), „warnt uns vor der Überschätzung unserer Arbeit und unserer Leistung, indem sie uns zeigt, wieviel Treffliches neben uns entsteht, welche Fülle von Geist, Kraft und Talent allenthalben in der Menschheit lebendig ist. Bildung ist auch ein Gegenmittel gegen die so unendlich häufige verständnislose Geringschätzung, mit welcher die einzelnen Stände, die einzelnen Berufe auf einander hinblicken, jeder sich in den Mittelpunkt des ganzen Lebens rückend und sich gebärdend, als wären alle übrigen nur ihretwegen da oder lästige Auswüchse an einer Gesellschaft, die vollkommen wäre, wenn es nur Gelehrte oder Offiziere oder Kaufleute oder Arbeiter gäbe. Und was von den einzelnen in der gleichen Kulturgenossenschaft gilt, das gilt natürlich auch von ihrem Verhältnis zu anderen Nationen. Wie jeder Klassendünkel — er gehe von oben nach unten, er gehe von unten nach oben — ein Zeichen von Unbildung ist, d. h. der mangelnden Fähigkeit, über sich hinaus ins Allgemeine zu blicken, die eigene Person und den eigenen Lebenskreis ins Licht des grossen Kulturzusammenhanges zu rücken, so ist auch der nationale Dünkel, wie feierlich und patriotisch er sich oft drapieren mag, nichts Besseres: ein Gewächs der Eitelkeit und der Unwissenheit. Kein einzelnes Volk hat den Geist gepachtet, kein einzelnes Volk die Sittlichkeit oder die Kunst oder die Liebe; und wenn wir das Eigene besser verstehen, weil wir selbst in ihm wurzeln und es also unserer Denk- und Fühlweise am meisten entspricht, so öffnet eben Bildung unsere Augen auch für das Fremdartige und lässt uns unter den hundert- und tausendfachen Masken der Kultur das eine Menschenantlitz schauen."

Solche Bildung im Sinne Friedrich Jodls kann der Unterricht nur geben, wenn er allem Vorurteil vorbeugt, indem er die Jugend zum eigenen Denken erzieht, das selbst beobachten, selbst prüfen und selbst urteilen will. Damit komme ich zur letzten der inneren Erziehungsgewalten, die in den Seelen des werdenden Geschlechts den Frieden schaffen sollen. Die Massensuggestionen der Kriegshetzer haben die Jugend innerlich wehrlos angetroffen. Wir

*) Friedr. Jodl, Zur neueren Philosophie und Seelenkunde, S. 62 ff. Cotta'sche Handbibliothek 198.

müssen ihr Waffen in die Hand drücken. Die schärfste ist der eigene kritisch geschulte Geist. Unser gesamter Unterricht muss aufhören, den Kindern Kenntnisse einzugiessen, fremde Urteile aufzudrängen und ihnen das eigene Denken zu ersparen. Was unseren Kindern nottut, ist Erziehung zur intellektuellen Redlichkeit. Das ist das ehrliche Streben, geistig nichts zu besitzen, als was man sich selbst erworben hat, nichts zu glauben, was man nicht geprüft hat, und vor allen Verallgemeinerungen auf der Hut zu sein. Denn Verallgemeinerungen nationaler, konfessioneller, sozialer Natur führen logisch notwendig zu Trugschlüssen. Darum wirkt die gesamte Kriegspresse vergiftend; denn sie verbreitet, was sie nicht geprüft hat; sie verschweigt, was das Urteil klären könnte; sie schliesst von den Meinungen und Taten einzelner und weniger Gruppen mit sträflicher Leichtfertigkeit auf ein ganzes Volk und auf ganze Staaten.

Darum müssen wir unsern gesamten Unterricht, Stoffe und Methoden, reformieren im Lichte des Zweckgedankens einer Erziehung zu den Denkgewohnheiten des redlichen Wahrheitssuchers. Der naturkundliche Unterricht muss auf eigene Beobachtung gegründet werden; der Literaturunterricht auf eigene Lektüre mit strengster Vermeidung aller nachgesprochenen Urteile; der Geschichtsunterricht auf die Mitteilung und anschauliche Betrachtung kulturgeschichtlicher Tatsachen und die eigene Lektüre einwandfreier Quellen.

Zusammenfassend ist zu sagen: um in den Seelen den Frieden zu verankern, braucht die Jugend, was Goethe die Erziehung zur dreifachen Ehrfurcht nennt, Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, Ehrfurcht vor denen, die um uns sind. Über uns das Ideal der Wahrhaftigkeit, der Menschenliebe und der Gerechtigkeit, — unter uns die Erde, das Leben, worin wir alle wurzeln, — um uns die Menschenbrüder, durch die wir sind und für die wir sein müssen.

II.

Wir kommen nun zu jenen geistigen Mächten, die von aussen her auf das heranwachsende Geschlecht wirken. Konfessionalismus und Sozialismus, Nationalismus und Patriotismus wollen wir unter Vermeidung irgend welcher Parteinahme prüfen, um festzustellen: Inwieferne können sie bei der Erziehung zum Frieden unsere Bundesgenossen sein und inwieferne nicht? Tatsächlich lässt sich ihre Wirksamkeit von den politischen und wirtschaftlichen Vorgängen nicht lösen. Aber sie sind geistige Mächte. Und wir Menschen sind Träger, aber auch Schöpfer des Geistes. Was wir klar bewusst wollen, das können wir gestalten. Wollen wir unsere Kinder zum Frieden erziehen, so müssen wir die äusseren Miterzieher entweder in diesen Dienst zwingen oder die Jugend gegen ihre Macht impfen.

Der Konfessionalismus. Zunächst ist zwischen Religion und Konfession zu unterscheiden. Religion ist das lebendige Bewusstsein innerer Gebundenheit an eine übermenschliche höhere Macht; Konfession — die Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft. Religion ist Ehrfurcht und Hingabe, sie ist Heiligung des persönlichen Lebens. Wem es damit ernst ist, wie sollte der nicht nach Gerechtigkeit, nach Frieden streben? Religion ist darum ein Bundesgenosse für die Erziehung zum Frieden.

Die Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft kann äusserlich und kann innerlich sein. Ist sie rein äusserlich, so beruht sie entweder auf Pietät

oder auf dem Herkommen oder auf Nützlichkeitserwägungen. Mit Ausnahme der Pietät ist keines dieser Motive erziehlich wünschenswert. Denn wir wollen, dass der junge Mensch im Gleichklang der äusseren Welt mit seiner inneren Welt lebt, dass er nichts bekennen soll, was er nicht im Herzen trägt. Denn das gehört zur intellektuellen Redlichkeit, die auf allen Lebensgebieten betätigt werden muss, wenn sie auf einem, auf dem des Friedens, Früchte tragen soll. Darum müssen wir unser ganzes öffentliches Leben so gestalten, dass unsere Jugend allen Gesinnungsschein meiden und frank und frei so leben darf, wie ihr Gewissen es sie heisst.

Wo die Konfession eine innere Macht über den Menschen hat, da zeigt es sich, dass in jeder Konfession innerhalb der abendländischen Kulturgemeinschaft zweierlei Kräfte wirken: die des Glaubens oder des Bekenntnisses im engeren Sinne und die der praktischen Lebensgestaltung oder der Liebe. Wo in einer Gemeinschaft die Kräfte des Glaubens ausschliesslich oder überwiegend am Werke sind, da hemmen sie das Verständnis zwischen den Menschen, das doch eine unerlässliche Voraussetzung aller Friedenserziehung bildet; sie trennen, anstatt zu verbinden. — Anders die praktische Lebensgestaltung, die Liebe! Wer könnte zweifeln, dass sie der Friedenserziehung dient! Aus allen Kundgebungen des Papstes Benedikt, aus den Schriften Tolstois weht uns der Geist der Bergpredigt entgegen. Und dieser Geist ist ein Zuchtmeister zur Friedensgesinnung und zum Friedenswillen.

Dem Geist des ursprünglichen Christentums am verwandtesten ist — so paradox es manchem klingen mag — der Sozialismus. Selma Lagerlöf schildert ihn, den Antichrist, nach den Fresken des Signorelli im Dome zu Orvieto. „Ich sah, dass Signorelli den Antichrist als einen armen und geringen Mann gemalt hat, wie der Sohn Gottes war, als er auf Erden wandelte. Was mir an dem Bilde auffiel, war, dass der Antichrist so gewaltig predigte, dass die Reichen und Mächtigen ihre Schätze zu seinen Füssen niederlegten. Zweitens sah ich, dass ein Kranker zum Antichrist gebracht wurde und dass er ihn heilte. Drittens sah ich, dass ein Märtyrer sich zu dem Antichrist bekannte und für ihn in den Tod ging. Viertens sah ich, auf dem mächtigen Wandgemälde, dass die Menschen einem grossen Friedenstempel zuströmten; der Geist der Zwietracht wurde vom Himmel herabgestürzt und alle Gewalttäter wurden durch die Blitze des Himmels getötet."

Gewiss: mit seiner Arbeit für die Menschwerdung der Massen, mit seiner Verurteilung aller Vorrechte, die dem Menschen durch den Zufall der Geburt in den Schoss fallen, ist der Sozialismus ein mächtiger Bundesgenosse für die Erziehung zum Frieden; denn die Ehrfurcht vor dem Menschen, die Bereitschaft zur unbedingten Hingabe an Stelle der Selbstsucht sind seine tiefsten Quellen. Es sind dieselben, aus denen alle Friedenserziehung schöpfen muss. Weil der Sozialismus so ist, darum sind alle, die es mit der Friedenserziehung redlich meinen, verpflichtet, jedwedes Urteil in Bausch und Bogen über ihn zu vermeiden und sich ehrlich mit ihm auseinanderzusetzen. Nur dann wird die Frucht des Verständnisses reifen, des Verständnisses, das dem so viel leichter fallen kann, den Bitterkeit und Groll nicht verblenden. Und gegenseitiges Verständnis ist ja ein Fundament aller Friedenserziehung. Aber freilich: um die Gegenseitigkeit des Verstehens, diesen Anfang aller Achtung und aller Gerechtigkeit, ist es beim Sozialismus schlecht bestellt. Denn seiner innersten Natur nach ist er eine Klassenbewegung und muss von seinem Standpunkt aus den Klassenhass predigen oder ihm doch nicht wehren.

Soferne sich der Hass gegen Menschen, gegen ganze Klassen, richtet, ist er notwendig töricht und ungerecht. Er ist aber auch gefährlich, weil er eine Wurzel des Fanatismus ist. Und Fanatismus ist aus seelischen Gründen immer ein Unglück, ob es jetzt der der Rasse, des Glaubens oder der Klasse ist. Innerhalb des Sozialismus entzündet er sich umso leichter, weil der Sozialismus eine Massenbewegung ist. Und darin liegt eine zweite Gefahr für die Friedenserziehung. Die Gewöhnung an den Gehorsam gegen die Masse, die Unterwerfung unter die Menge: das ist seelisch gleichbedeutend mit der Entwöhnung selbständigen Denkens, mit der Entwöhnung ganz persönlicher Verantwortung. Wer zur Friedensgesinnung erzieht, muss gerade das Gegenteil anstreben: den Einzelnen stark zu machen gegen alle Massensuggestion und ihn zu keiner andern Hingabe zu befähigen als zu der von innen heraus, nach genauester Prüfung und durch eigenstes Wollen.*)

Der Nationalismus ist eine der jüngsten und eine der stärksten Gewalten, die auf die Jugend wirkt. Prüfen wir zuerst seine Grundlage: die Nation.

Wenn man darunter die Geistesgemeinschaft versteht, die Menschen mit gleicher Schriftsprache und deren Literatur, mit einer gewissen Übereinstimmung in Brauch und Sitte und mit einer bestimmten geschichtlichen Überlieferung zusammenfasst, so hat man dem Begriff ausserhalb der Politik wohl die weitesten Grenzen gesteckt. Wissenschaftlich noch nicht recht zu fassen, ist die Nation als Wirklichkeit tatsächlich eine Macht geworden. Was leistet sie der Erziehung unserer Jugend? Auf den ersten Blick könnte man sagen, ihre Literatur ist der Geistesschatz, den jede Generation geniesst und den zu bereichern einzelnen Gottbegnadeten gelingt; ihre Überlieferung, Brauch und Sitte, verknüpfen die Ahnen mit den Enkeln und erziehen die jungen Leute zu Ehrfurcht und Pietät; die Sprache endlich umschlingt die Volksgenossen auf dem ganzen Erdball. Sieht man näher zu, so verändert sich das Bild. In seiner Reinheit gilt es vielleicht noch von den jungen Nationen. Die alten, sogenannten Kulturnationen haben in ihrer Mitte nur eine verhältnismässig kleine Schar von Glücklichen, denen die Musse und die Geistesentfaltung zuteil wird, die den Menschen befähigen, seinen Anteil am Horte der Literatur einzuheimsen; die Elementarschule gibt jedem Volksgenossen nur das Existenzminimum der Geistesbildung mit auf den Weg, und den Millionen, die sofort nach beendeter Schulpflicht — wie oft schon vorher! — den Kampf ums nackte Dasein aufnehmen müssen, gilt für alle höheren Genüsse des Lebens das „Faust"-Wort: „Entbehren sollst du, sollst entbehren!" Die Kontinuität der Generationen besteht vielleicht noch in den höchsten sozialen Schichten und in den unteren der Landbevölkerung, die von der Wanderbewegung der Industriearbeit noch nicht erschüttert worden sind, sonst ist sie überall im Schwinden begriffen. Was das gemeinsame geschichtliche Bewusstsein angeht, ist es denn in der Masse der Volksgenossen lebendig?! So bleibt als Nationalschatz der grossen Menge die Muttersprache übrig. Indem sie den Gedanken die allen kenntliche Gestalt und dem Zug vom Menschen zum Menschen den allen verständlichen und teuern Ausdruck verleiht, ist sie gewiss das allgemeinste und gewaltigste Nationalgut, das es gibt.

---

*) Da die Sozialisten, trotz allen „Umfalls" und „Umlernens", sich in diesem Kriege immerhin noch als die ernstesten Stützen des Friedensgedankens erwiesen haben und nach dem Kriege aus guten Gründen völlig antimilitaristisch werden dürften, können wir diese anti-sozialistische Auffassung nicht unwidersprochen lassen. *D. R.*

Soviel über die Nation. Der Nationalismus selbst kann als Erzieher zum Krieg und als Erzieher zum Frieden wirken, je nachdem wir ihn verstehen und ihn gestalten. Wem seine Nation das Letzte und Höchste ist, die grösste Kulturgemeinschaft, die er kennt, dem ist sie auch das auserwählte Volk, das er mit allen Tugenden schmückt, womit der Mensch seine Götzen behängt, ohne je beweisen zu können oder zu wollen, dass sie ihm allein eigentümlich sind. Dieser Nationalismus duldet keine andern Götter neben sich; er führt zum Dünkel; er möchte, wenn es möglich wäre, am liebsten physische und psychische Inzucht treiben. Vor diesem Nationalismus muss sich hüten, wer die Jugend mit Friedensgesinnung erfüllen will.

Wer seine Nation als Glied der menschlichen Kulturgemeinschaft erfasst, dem ist die Zugehörigkeit zu ihr eine Aufgabe; die Aufgabe, sich selbst in den nationalen Kulturbesitz zu vertiefen, sich damit zu erfüllen und allen Volksgenossen den Zugang zu ihm zu verschaffen. Denn er weiss, dass nationale Kultur nichts anderes ist als Menschheitsbesitz in national-individueller Gestalt. Diesen Menschheitsbesitz zu mehren, zu veredeln, zu verbreiten, ist Aufgabe der nationalen Bildung. Dieser Nationalismus ist ein Bundesgenosse für die Erziehung zum Frieden. Denn er ist nicht Dünkel, sondern Ehrfurcht und Dankbarkeit, und er begreift diese gleichen Gefühle bei den anderen Nationen. Er sperrt sich nicht ab, er gibt und nimmt; denn er weiss, dass jede nationale Kultur nur der besonders gefärbte Strahl jenes Himmelslichtes ist, das wir den Menschengeist nennen.

Dem Nationalismus verwandt, ja in vielen Zügen seines Wesens eins mit ihm, ist die Vaterlandsliebe. Was ist die Vaterlandsliebe? Taugt sie zum Ideal bei der Erziehung zum Frieden? Sicherlich ist sie ein höchst komplexes Gefühl, zusammengesetzt aus der Liebe zur Umgebung, in der unser tägliches Leben abläuft, aus der Liebe zur Heimat, zur gewohnten Landschaft, zu den Menschen, mit denen wir leben, bestehend aus einer Fülle von Erinnerungen, die uns umso teuerer werden, je weiter sie zurückliegen, aus dem Wohlgefühl des Geborgenseins in einem grossen Zusammenhang, oft auch einfach aus dem Behagen, das das tägliche Wiedererkennen in uns erregt. Dazu kommt in Nationalstaaten — und das ist die mit dem Nationalismus gemeinsame Wurzel — das Bewusstsein der Sprach- und Wesensverwandtschaft mit den Volksgenossen. Wo in national gemischten Staaten dieses völkische Element der Vaterlandsliebe stärker ist als ihre anderen Wurzeln, da sind, wenn eigene Volksgenossen in einem andern Staatsverbande leben, die Elemente zu jenen furchtbaren Konflikten gegeben, deren Lösung im Sinne des völkischen Zusammenhanges gegen den staatlichen als Treulosigkeit, Irredentismus, als Hochverrat politisch in die Erscheinung tritt. Daraus ist zu lernen, dass das, was die Sprache des Gemütes Vaterland nennt, politisch betrachtet, der Staat ist, also die Macht, die unser persönliches Leben von Kindesbeinen an beeinflusst und deren Schicksal zu unserer eigenen Sache wird.

So komplex das Gefühl der Vaterlandsliebe ist, so elementar ist es auch und muss es sein, weil es eben mit unserm ganzen natürlichen Wesen verwurzelt ist. Weil aber Vaterlandsliebe etwas Naturgegebenes ist, so ist sie ihrem ursprünglichen Wesen nach noch keine sittliche Kraft und darum noch keine Macht für die Erziehung zum Frieden. Wie alle natürlichen Gewalten muss sie erst veredelt werden. Das folgt u. a. aus der englischen Maxime, nach der in diesem Kriege so viele Staaten mehr oder minder ge-

handelt haben: „Right or wrong — my country!“*) — Nun wird niemand behaupten, dass der Satz: „Right or wrong — my self!“**) zum sittlichen Prinzip taugt, wenn er sich auch einer staatlichen Anhängerschaft erfreut. Warum sollte für das Kollektiv-Ich gelten dürfen, was der sittlich Wohlgeratene für das Individual-Ich verwirft? Nein: die staatlichen Daseinsforderungen der Menschen können nicht Selbstzweck sein, so wenig wie die nationalen; sondern wir müssen sie zum Mittel tauglich machen für jenen höchsten Zweck, der zugleich der Sinn unseres Menschenlebens ist: für die Höherentwicklung der menschlichen Kulturgemeinschaft. Über jedem irdischen Vaterland leuchtet jenes himmlische Jerusalem, das für den entwicklungsgeschichtlich Denkenden die Gemeinschaft der künftigen menschlichen Menschen ist, deren Beschaffenheit uns selbst die Besten unseres Geschlechtes kaum erst ahnen lassen.

Um also Vaterlandsliebe zur Erziehungskraft zu machen, müssen wir selbst klar erkennen und nach dieser Erkenntnis handeln: Dem wahren und höchsten Wohl des Vaterlandes dient nur, wer den höchsten Idealen der Menschheit nachstrebt. Nur ein guter Mensch kann ein guter Staatsbürger sein. Es kann für das Vaterland gar nichts dauernd gut sein, was menschlich d. h. sittlich schlecht ist. Wem darüber der Krieg nicht die Augen geöffnet hat, der bleibt zeitlebens mit Blindheit geschlagen. Dass jeder auf seinem Platz unentwegt seine Schuldigkeit tut, das ist die beste Vaterlandsliebe, freilich auch die stillste. Aber das ist der einzige Weg, um dem Vaterland Ehre zu machen, um sein Ansehen, seine Vertrauenswürdigkeit daheim und im Ausland, zu gründen und zu verankern. Hier gilt dasselbe, was von der Nation zu sagen ist: in der Gestaltung des persönlichen Lebens, des Familien-, des Berufslebens, der politischen Wirksamkeit, überall muss im Einzelnen das Bewusstsein lebendig werden: Auch auf mich kommt es an; auch ich trage die Verantwortung für mein Vaterland. Ich wirke darin fort selbst im engsten Kreis nach vielen Richtungen und wirke zum Segen nur in Übereinstimmung mit den Gesetzen des Gewissens.

Unter die Zucht dieser Verantwortung ist die Jugend zu stellen. Im Haus, in der Schule, auf dem Spielplatz, in der Werkstätte: überall ist den jungen Leuten ihre Schuld an die Gemeinschaft fühlbar zu machen, ihre Aufgabe für die Gesamtheit. Daraus werden ihnen ganz andere Kräfte zuströmen als aus dem rein individualistischen Nützlichkeitsziel, zu dem die Erzieher von gestern sie geleitet haben. Es muss den Kindern gezeigt werden, dass der Sinn echter Vaterlandsliebe notwendig für alle Menschen derselbe ist. Und so ist zusammenfassend zu sagen: erfüllen wir Nationalismus und Patriotismus mit übervölkischem und überstaatlichem, mit sittlichem Gehalt, dann können sie beide dazu dienen, das kommende Geschlecht zum Gliede der abendländischen Kulturgemeingeschaft, d. i. zum Frieden zu erziehen.

* * *

Uns Menschen fällt kein Glück vom Himmel; was wir wünschen, das müssen wir wollen; was wir wollen, das müssen wir tun. Haben wir klar erkannt, dass neben der politischen und wirtschaftlichen Organisierung des Friedens die seelische unentbehrlich ist, dann müssen wir sie gestalten. Ihre

*) Recht oder unrecht — es ist mein Vaterland!

**) Recht oder unrecht — mein Ich!

Organisation wird die Frucht gründlichen Nachdenkens und langer Beratungen aller sein, die sich zu diesem Zweck zusammenfinden. Wir wissen, dass in jedem kriegführenden und in jedem neutralen Staat gleichgesinnte Menschen leben, die nach dem Friedensschluss an die Arbeit gehen werden. Der Frauen-Weltbund, der ICW, wäre das beste Werkzeug dafür, oder aber die Friedensorganisationen, die heute schon fast in jedem Staate bestehen. Ihre Vertreter sollen gemeinsam — am besten zunächst in der Schweiz — die grossen Grundzüge der abendländischen Friedenserziehung entwerfen. Ich stelle mir darunter einen überstaatlichen und übernationalen Rahmen vor, den die Friedensorganisationen jedes Staates auszufüllen haben in der besonderen Weise, die ihrer staatlichen Eigenart entspricht. Diese Organisation wird grosser Mittel bedürfen, denn sie muss der internationalen Kriegspresse eine mutige Friedenspresse entgegenstellen; sie muss durch Wandervorträge, Kurse und Flugschriften Aufklärungs- und Werbearbeit leisten und eine gewaltige öffentliche Meinung bilden; sie muss alle Taten der Menschlichkeit, die in diesem Kriege die Gegner aneinander begangen haben, sammeln und ihre Kunde über die Erde verbreiten. Sie soll wie das Rote Kreuz für die Körper das Rote Kreuz für die Seelen aufrichten und uns vom Hass erretten und heilen. Und mit Hilfe aller dieser Kräfte kann dereinst der Weltbund für Friedenserziehung innerhalb jedes Staates Macht über die häusliche und die öffentliche Erziehung gewinnen und schliesslich auf die Gesetzgebung.

Nur auf uns kommt es an, damit das alles geschieht. Ob es lange währt, ob es Mühe kostet, ob wir noch die Frucht unserer Arbeit sehen werden: das alles ist gleichgültig. Geist und Wille sind die wahren Grossmächte des Lebens. Wir haben das Wort unserer Bertha von Suttner für uns:

„Die Idee wird sich inkarnieren."



Zur Rodin-Ausstellung.

„Der Schreitende": Entschlossen, fest, unbarmherzig geht er seines Weges; zielsicher und doch ziellos. Denn er ist Torso und ohne Kopf, ein Sinnbild der heutigen Menschheit. Nur war sein Schöpfer weiser als unsere Zeit; mit dem Kopf hat er dem Manne auch die Arme genommen! So kann das Kunstwerk nicht nur als Satire, nein, auch als Weg zum Heile erfasst werden. Fehlt der Gedanke, so sind die Taten von Übel. Soll fruchtbar gehandelt werden, dann darf die geistig bewusste Führung nicht fehlen. . . .

F. F.

Luftposten.

Von E. TROTT-HELGE.

Die Vervollkommnung des Flugzeuges und seine vielartige Verwendung für kriegerische Zwecke hat mit sich gebracht, dass es auch für friedliche und kulturelle Zwecke mehr und mehr in den Vordergrund rückt. Im Dienste der Beförderung von Passagieren und für den Postverkehr. Die Postkutsche von einst mit ihrer Romantik lebt wieder auf, wenn auch in völlig veränderter, modernisierter und den technischen Fortschritten des 19. und 20. Jahrhunderts entsprechender Form.

Naturgemäss sind es die Neutralen, die der Verwendung des Flugzeugs für friedliche Zwecke besondere Beachtung schenken, während die Kämpfenden ihr Augenmerk darauf richten müssen, alles fliegende Material für den Luftkampf, die modernste Waffe der Kriegführung, bereitzustellen. Mit Ausnahmen; denn auch die Kriegführenden unterhalten einen Luftverkehr, der nicht lediglich dem Kampfe und der kriegerischen Orientierung dient, sondern einer raschen Nachrichtenvermittlung, die allerdings wiederum strategische Motive zum Ausgangspunkte hat. Erst nach Wiederherstellung des Friedens wird ihr Luftverkehrsdienst für die Friedensarbeit eingestellt werden. Da wäre zunächst die in München errichtete „Alag" zu nennen, eine Gesellschaft für Schaffung eines deutschen Luftverkehrs. Sie ist zurzeit damit beschäftigt, die Luftpostlinie Kiew-Wien über Salzburg nach München und von dort nach Frankfurt a. M. fortzuführen und will München zum Knotenpunkte des deutschen Luftverkehrs ausgestalten. Auch die Ententemächte unterhalten einen Nachrichtendienst durch Flugzeuge über den Kanal, der, militärischen Zwecken dienend, einen mehr oder minder regelmässigen Postdienst darstellt.

Dagegen sind die neutralen Länder der Errichtung eines der Allgemeinheit dienenden Luftpostdienstes in den verschiedensten Formen näher getreten Schweden machte vor etwa Jahresfrist den Anfang, indem eine Stockholmer Gesellschaft den Plan fasste, das langgestreckte Land in seiner gesamten Länge zu durchqueren und eine Verbindung von der Nordseeküste, von Gothenburg bis hinauf nach Haparanda und Narvik, bzw. bis nach Finnland hinein zu legen. Berührt sollten die Punkte Gothenburg, Malmö, Karlskrona, Stockholm und verschiedene wichtige Küsten- und Industrieplätze des nördlichen Schwedens werden. Indessen ist es über dieses Projekt in letzter Zeit recht still geworden, wahrscheinlich infolge der kriegerischen Vorgänge in Finnland und der ungeklärten politischen Verhältnisse, die gegenwärtig durch die Vorgänge an der Murmanküste noch verwickelter geworden sind.

Norwegen ist dagegen mit seinen Luftpostplänen erheblich weiter vorgeschritten. Dort befindet sich die A. S. Norsk Luftfartrederi, eine Luftverkehrsgesellschaft mit mindestens 2½ Millionen, höchstens 5 Millionen Kapital in der Gründung. Möglich, dass diese inzwischen vollzogen ist. Man wird 20 Flugzeuge anschaffen, jedes im Werte von 100,000 Kronen, sie mit Coupés, Lehnstühlen und Behältnissen zur Aufnahme von Briefschaften und

Wertsendungen kleinen Umfanges ausstatten und den Betrieb im Frühling 1919 aufnehmen. Einzelheiten über die von der Luftroute berührten Punkte sind noch nicht definitiv bekannt geworden, anscheinend ist man sich noch nicht ganz einig. Aber soviel steht heute schon fest, dass Christiania, Bergen und Stavanger berührt werden. Der letztere Platz wird sogar eine der Hauptstationen sein, weil von dort eine Linie nach Schottland ausgehen soll. Im Gegensatze zu Schweden, das seinem schmal- und langgestreckten Lande durch den Luftpostverkehr eine Vervollkommnung des Verkehrs- und Nachrichtenwesens schaffen will, erstrebt Norwegen durch den Flugzeugdienst Verbindungen über See, die gewissermassen ein Kabel ersetzen sollen. Da Norwegen besonders stark von England abhängig ist, die Verbindung über See indessen durch die Gefahren des Tauchbootkrieges erschwert ist, erstrebt es einen Luftdienst, der nicht allein wichtige Briefe, sondern auch Personen von und nach England bzw. Norwegen schnell und mit grösserer Sicherheit befördern kann, als das unter den heutigen Verhältnissen zur See möglich ist.

Von gleichen Erwägungen ausgehend, soll auch ein Luftpostdienst zwischen Holland und England eingeführt werden. Die Anregung ist von englischer Seite an die holländische Handelskammer in London gegeben worden. Man hat ihr vorgestellt, wie zweckmässig, ja notwendig es sei, einen Nachrichtenweg zu schaffen, der weder an das Kabel oder den drahtlosen Telegraphen, noch an den Schiffsverkehr gebunden sei, und wie gerade der Luftweg die besten Möglichkeiten für eine ungehemmte Verbindung beider Länder schaffe. Es wurde darauf hingewiesen, dass ein solcher Verkehrsweg um so notwendiger sei, als zwischen England und Holland beständig wirtschaftliche Verhandlungen aller Art geführt werden und die gewechselten Noten über diese Punkte von vertrauenswürdigen Geschäftsträgern auf sicherem Wege hin- und herbefördert werden müssten. Die holländische Handelskammer in London hat diese Anregung aufgegriffen und den Generaldirektor des holländischen Postwesens ersucht, er möge die nötigen Schritte tun, um einen Luftpostdienst zwischen Holland und England einzuführen. Ganz einfach ist die Verwirklichung eines solchen Planes natürlich nicht, zumal die Luft auch kein unbedingt sicheres Gebiet darstellt, vielmehr ähnliche Gefahren wie die des Tauchbootkrieges sehr wohl zulässt. Mit der wachsenden Betriebssicherheit der Luftfahrzeuge ist auch die Möglichkeit gewachsen, sie zu verfolgen, aufzuspüren und zum Landen zu zwingen, sofern sie direkt oder indirekt dem Gegner einen Vorteil schaffen. Demzufolge ist es sehr wohl denkbar, dass ein Luftpostdienst zwischen Norwegen und Schottland oder zwischen England und Holland bei Fortdauer der Feindseligkeiten erschwert oder gar verunmöglicht werden könnte.

Rein nationalen Interessen dient im Gegensatze zu den beiden vorgenannten der Luftverkehrsplan Dänemarks. Es handelt sich dort um eine verhältnismässig kleine Anlage, eine Verbindung zwischen Kopenhagen und Skagen. Sie soll durch zwei Flugzeuge aufrecht erhalten werden und zugleich dem Personen- und Briefpostverkehr dienen. Je ein Flugzeug wird drei Passagiere und reichlich 3000 kg Post mitführen können. Eine Zwischenlandung ist nicht geplant. Passagiere können infolgedessen nur von Kopenhagen nach Skagen und umgekehrt befördert werden. Dagegen berührt die Luftverkehrslinie zahlreiche grössere Orte, für die Post angenommen wird, um abgeworfen zu werden. Übrigens sind die Betriebsspesen verhältnismässig hoch und dementsprechend auch die Gebühren. Das Porto eines Luftpost-

briefes beträgt 5 Kronen, der Fahrpreis für Passagiere 1500 Kronen, für die erste Reise sogar 5000 Kronen. Dänemark, das stets in Verkehrsdingen fortschrittlich gesinnt war und dessen öffentliche Einrichtungen so gute und zweckmässige sind, dürfte voraussichtlich dasjenige Land sein, welches abgesehen von militärischen Zwecken dienenden, schon im Kriege bestehenden regelmässigen Luftpostverbindungen als erstes den Luftpostverkehr für die Allgemeinheit praktisch durchführt. Es ist auch vorauszusehen, dass, nachdem die ersten Anschaffungen erfolgten und der Betrieb in Gang gekommen ist, eine Ermässigung der Gebühren stattfinden wird, weil sonst für die verhältnismässig kurzen Entfernungen die eingetauschten Vorteile an Zeitersparnis usw. zu gering sein würden.

Überhaupt setzt die allgemeine Verwirklichung des Luftpostdienstes nicht allein grösste Betriebssicherheit, sondern auch eine möglichst niedrige Gebühr der Personen- und Briefbeförderung voraus. Denn was die Erfahrung im Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverkehr, für Fernsprecher, Kabeldienst und Heliogramm gelehrt hat, dass eine Verbilligung des Verkehrs ein stark förderndes, eine Verteuerung dagegen ein hemmendes Moment ist, dieser Grundsatz wird auch für den Luftverkehr Geltung haben. Der Betrieb des Luftpostdienstes ist verhältnismässig kostspielig, weil für den Passagierdienst nur wenige Plätze, für den Briefverkehr wiederum nur verhältnismässig geringe Gewichtsmengen in Betracht kommen können. Indessen werden sich mit der Zeit die Preise für das zum Bau von Flugzeugen erforderliche Material, für die Motoren und Betriebsstoffe wieder senken; es ist sogar möglich, dass nach Friedensschluss und mit Einsetzen der Demobilisation aus den Heeresbeständen der jetzigen Gegner grössere Mengen von Luftfahrzeugen zu verhältnismässig niederen Preisen für Zwecke des privaten Luftpostverkehrs käuflich sein und dass sich auch sonst geringere Betriebskosten und sehr viel niedrigere Gebühren herauskristallisieren werden. Ferner wird die Konkurrenz der einzelnen Länder regulierend wirken. Es ist sogar vorauszusehen, dass der Luftpostverkehr später einmal in die internationalen Abmachungen eines wieder erstehenden Weltpostvereins einbezogen werden wird und vor allem jene heute schon im Fluss befindlichen Erwägungen über die völkerrechtlichen Verhältnisse in der Luft dem Luftpostverkehr künftiger Zeit eine Grundlage schaffen werden.

Soviel steht jedenfalls fest: wir dürfen und müssen damit rechnen, dass unsere ständig fortschreitende Zeit aus den technischen Errungenschaften und Neuerungen dieses Weltkrieges für das Privatleben ihre Nutzanwendungen ziehen wird; man wird überhaupt alle als nützlich und zweckmässig erkannten Ersatzstoffe, Verfahren und Einrichtungen in die Friedenswirtschaft hinübernehmen, um die Kräfte, die an dem Werke der Zerstörung mitgearbeitet haben, im Dienste wiederaufbauender Friedensarbeit nutzbar zu machen. Zu diesen Errungenschaften gehört auch die Vervollkommnung des Luftfahrzeuges; seine Verwendung für friedliche Kulturarbeit ist eine der Hoffnungen für eine bessere Zukunft.



Mazzini als Denker.

Von EUGEN TSCHARSKY (Rom).

Gott und das Volk!

Mazzini.

Wer war es, der sich um Christus drängte,
um sein Wort zu hören? Das Volk.
Wer begleitete ihn in die Berge und Einöden,
um seinen Lehren zu lauschen? Das Volk.
Wer wollte ihn zum Könige wählen? Das Volk.
Wer breitete seine Kleider aus und
streute die Palmen vor ihm her,
Hosiannah rufend bei seinem Einzuge? Das Volk

Lammenais.

Giuseppe Mazzini scheint uns heute lebendiger als jemals. Manch einem nationalen und sozialen Problem, welches in der verflossenen Periode des bewaffneten Friedens für immer begraben schienen, hat der Krieg die volle Aktualität wiedergegeben. In diesem Augenblick, in welchem der Waffenlärm die erloschenen Hoffnungen und vergessenen Aspirationen des Zeitalters der Einheitskämpfe und nationalen Verschwörungen neu belebt, ist es nur natürlich, dass unser Denken sich wieder dem Manne zuneigt, welcher im Mittelpunkte jener Verschwörungen gestanden ist und an der Vorbereitung des modernen Europa einen so starken Anteil genommen hat. So berufen sich denn auch die verschiedensten Strömungen des italienischen Geisteslebens mit gleichem Eifer auf jenen grossen Ahnherrn. Viele Veröffentlichungen der letzten Zeit sind dem erhabenen Andenken des Mannes geweiht, der so viel früher schon ein grösseres Italien ersehnt hat, grösser freilich nicht bloss im Sinne der politischen Geographie, sondern auch im Sinne des ethischen Ideals. Unter diesen neuen Erscheinungen wählen wir das Buch von Prof. Gaetano Salvemini (*Mazzini*, Catania 1915, Ed.: „La Giovane Europa“) zum Führer, weil es eine strenge Methode mit Klarheit des Ausdruckes und kritischem Sinn vereinigt, wenn es auch mitunter etwas trocken geschrieben ist und der Text in ganzen Kapiteln nur den Rahmen für die trefflich gewählten Zitate bildet.

Das Buch Salveminis zerfällt in zwei Teile. Der erste behandelt Mazzini als Denker, der zweite würdigt ihn als Mann der Tat. Wir wollen zunächst den ersten Teil wiedergeben, dessen Aufgabe die bei weitem schwierigere und undankbarere ist. Denn Mazzini ist nicht in erster Linie Denker, nicht der Mann des nüchternen Verstandes, der kalten Vernunft; sein Denken selbst ist nicht graue Theorie, sondern entquillt einer reichen, lebendigen Seele, einer komplizierten Persönlichkeit. Und doch muss man seine Gedankenwelt verstehen, um sein Lebenswerk voll zu würdigen.

Die Jugend Mazzinis fällt in die Zeit der Restauration. Die Reaktion gegen das vorausgehende Zeitalter der Philosophen, der Optimisten, der Un-

gläubigen, hatte auf der ganzen Linie — in der Politik, in der Philosophie, in der Kunst, den Sieg davongetragen. Das neue Jahrhundert war religiös gestimmt, mit einem Zug zum Mystizismus, der sich auch bei Mazzini niemals ganz verloren hat. „Die Vernuft ist alles“ hatte das Jahrhundert der Materialisten — und im Grunde selbst Kant — behauptet; und das Jahrhundert Mazzinis antwortete darauf: „Ohne Methode ist die Wissenschaft, die wahre, die grosse, die fruchtbare Wissenschaft unmöglich; und diese Methode kann nur in einer philosophischen, in einer religiösen Überzeugung wurzeln.“ Die Wahrheit lebt im Herzen des Forschers früher als in seinem Verstande; sie wird durch Intuition erraten, lange bevor sie „wissenschaftlich“ bewiesen worden ist. Die Wissenschaft, wie sie heute das Freidenkertum auffasst, die Wissenschaft einer ungläubigen Vernunft, ist für Mazzini ein „trockenes Skelett“. Diese „falsche Wissenschaft“ kann seinen brennenden Durst nach Wahrheit nicht stillen. Er fordert eine geoffenbarte Religion, aber diese Offenbarung kann nicht an einen einzelnen Menschen, nicht an eine auserwählte Nation gerichtet sein. Die ganze Menschheit hat sie empfangen und überliefert sie von Geschlecht zu Geschlecht, die Menschheit selbst ist nichts anderes als ein Ausfluss des göttlichen Geistes.

„Hoch über dem Einzelmenschen und seinem persönlichen Leben steht die Menschheit als Ganzes. Ihr Leben geht triumphierend seinen Weg, als etwas in sich Überlegenes und Unfehlbares, über die Leichen der ausgestorbenen Völker und der erloschenen Generationen hinweg. Unaufhaltsam stürmt sie ihren neuen Geschicken entgegen, treu ihrem Gesetze, welches das Gesetz Gottes ist. Jedes Zeitalter enthüllt einen Teil jener Wahrheit, deren Ganzes die Wurzel der Weltgeschichte ist.“ Mazzini mag hierbei an Bossuet gedacht haben, wir denken unwillkürlich an Hegel, den Mazzini vielleicht nicht gekannt hat, und an dessen grandiose Philosophie der Geschichte als Selbstverwirklichung der Absoluten Idee; der Gedanke der Geschichte als einer Entwicklung des Menschengeistes durch die Notwendigkeit seiner immanenten Logik war sicherlich ein legitimes Kind des neuen Jahrhunderts. Die Vernunft thront nun nicht mehr über und ausserhalb der Geschichte und ihrer Erscheinungswelt. Sie muss sich den Zickzackkurs der Geschichte als notwendigen Stufengang der immanenten Entwicklung des Weltgeistes gefallen lassen, da ihr Versuch die Erfahrungswelt nach ihrem Ebenbilde zu formen gescheitert ist.

„Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte ihrer Religionen“, sagt Mazzini. Die ewige Offenbarung wählt sich in jedem Zeitalter einen anderen Erdenwinkel zum Schauplatz, ein anderes Volk zur Verkörperung des Gotteswortes; vorbereitet durch die Fortschritte der Wissenschaft und der gesellschaftlichen Verhältnisse, wird sie ins Volk hinausgetragen durch jene Denker voll Tugend und Liebe, deren Gehirn einen weiteren und fruchtbareren Gedanken fasst als den erloschenen“; um sie scharen sich die fortgeschrittensten Menschen. Dann „entsteht eine grosse Krise, eine Insurrektion, eine spontane Gesamtbewegung der Massen“, in denen freilich die neue Wahrheit früher oder später zum Dogma erstarrt, das sterben muss, wenn es sich geistig und praktisch ausgelebt hat. So haben auch unsere positiven Religionen ihre Mission bereits vollendet. Namentlich das Christentum, dessen Mission es war, die Gleichheit aller Klassen und aller Völker vor Gott zu verkünden“. Diese Gleichheit ist eine Voraussetzung der Freiheit. „Aber,“ fragt Mazzini, „wozu die Freiheit, wozu die Gleichheit? ... Die Freiheit aller, ohne ein ge-

meinsames Gesetz, welches die Freiheit auf ein bestimmtes Ziel hinlenkt, führt nur zum Kriege aller gegen alle. Diesen Gedanken wiederholt er oft und mit Kraft. Die Lehre von den Rechten des Individuums habe nur den Wert eines Protestes gegen die Tyrannei, also bloss einen negativen Wert. Sie könne nur zerstören, nicht schaffen; sie könne die Ketten brechen, nicht aber „neue Bande der Arbeit, Eintracht und Liebe knüpfen". Mit diesen wichtigen Gedanken hatte Mazzini bereits die liberale Idee überholt. Er sah nirgends die Harmonie, die das Zeitalter der grossen Revolution erhofft hatte. „Die Zwietracht herrscht überall," ruft er aus, und klagt schon damals über die Auflösung der Familie durch die Herrschaft des Egoismus. „Die Liebe ist nur noch brutale Leidenschaft, Egoismus zu zweien. Die Arbeit wird durch das Kapital unterdrückt. Noch immer sterben die ‚freien' Arbeiter Hungers".

Bei diesen kräftigen Angriffen auf die moderne Gesellschaft steht Mazzini unter dem Einflusse des utopischen Sozialismus, besonders der Saint-Simonisten. Sie konstatieren den Abgrund, den das Privateigentum zwischen den Klassen entstehen lässt; sie fühlen die klaffende Lücke, welche die Revolution mit ihrem Glauben an die formale Freiheit hier gelassen hat, und sie helfen sich über alle diese Widersprüche mit einer neuen Illusion hinweg, mit der generösen Utopie der Assoziation. Ihre Lehre gipfelt in einer religiösen Schwärmerei für die Menschheit als die Trägerin des Fortschrittes. Diese nimmt bei Auguste Comte die Form einer neuen positivistischen Menschheitsreligion an. Gerne opfert ihr Mazzini die individualistischen Religionen der Vergangenheit.

In einem Schreiben an das vatikanische Konzil von 1870 erklärt er, die Wissenschaft zerstöre durch jede neue Entdeckung irgend eine Zeile des Buches, das die Kirche für unfehlbar erkläre; aber auch sie könne die Leere nicht ausfüllen, die durch den Verfall der alten Religionen entstehe. „Die Menschheit braucht eine neue Religion der kämpfenden und leidenden Gesamtheit, eine Religion, welche neue Bande der Solidarität und der Liebe schaffen soll. Wir brauchen eine Religion, welche die Waffen segnet zum grossen und edlen Kampf für das Leben und unaufhörlich dazu drängt, die Ungerechtigkeiten der Vergangenheit zu sühnen. Diese Religion wird zum Vorläufer nicht mehr einen einzigen Johannes haben, sondern eine ganze Assoziation von Aposteln und warmherzigen Denkern ... Die neue Religion wird die Wahrheit selbst anbeten in ihren beständigen Offenbarungen ... Aber ihr Inhalt wird nicht in unfruchtbarer Betrachtung bestehen, sondern in fruchtbarer Tat; ihre Gnadenmittel sind nicht das einsame Gebet und der Hochmut der individuellen Reinheit, sondern ein beständiges Opfer des ganzen Individuums durch strengste Erfüllung seiner sozialen Pflichten ... Wir sind hier, nicht um die Welt anzuschauen, sondern um sie umzugestalten. Die Welt ist kein Schauspiel, sondern ein Kampfplatz; wer immer ein Herz hat für das Gerechte, das Heilige, das Gute, jeder — ob Führer oder Soldat, ob Sieger oder Besiegter — hat da seine Pflicht und muss sie bis zu Ende erfüllen."

Alle Religionen der Vergangenheit haben einen individualistischen Charakter gehabt, die grösste Kraft der neuen Religion wird ihre Fähigkeit sein, die Gesellschaft zu organisieren. Nicht mehr faktische Ungleichheit bei formaler Gleichheit soll herrschen, nicht Entwicklung des Einen auf Kosten der anderen, sondern die Verbesserung aller durch das Werk aller, der Fortschritt eines jeden zugunsten aller. Die ganze Menschheit soll eine einzige grosse Assoziation sein, um jedem einzelnen durch die Kraft aller zu helfen.

„Die Menschheit," sagt Mazzini, „ist die Assoziation aller Länder, die Allianz aller Völker, um im Frieden und in Liebe ihre Mission auf Erden erfüllen zu können. Sie ist eine Organisation der freien und gleichen Völker, um ohne Straucheln vorwärts schreiten zu können, um sich gegenseitig zu stützen, jeder auf die Arbeit seiner Nachbarn. Die fortschrittliche Entwicklung selbst ist das Ziel der Menschheit; diesen Gedanken hat die Natur den Völkern auf ihre Wiege, in ihre Annalen, in ihre Sprachen, ja selbst ins Antlitz geschrieben." Dieser neue Weltbund der Völker sollte das ganze System der Produktion reorganisieren, Arbeit und Einkommen neu verteilen mit Abschaffung des Lohnsystems, sogar mit dem famosen „Recht auf Arbeit", kurz, das System war eine sozialistische Utopie, ganz im Stile der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, notabene immer auf Europa beschränkt.

Sein sozialer Traum voll kosmopolitischer Humanität hinderte Mazzini nicht, die volle Bedeutung der nationalen Idee zu empfinden. Jede Nation ist ihm ein lebendes Individuum, zusammengehalten nicht bloss durch gemeinsame Abstammung, Sprache und Geschichte, sondern viel mehr noch durch Ideale, gemeinsamen Glauben, gemeinsame Hoffnungen. Jede Nation verkörpert überdies ein religiöses Prinzip, sie ist „das Symbol eines Gedankens."

Dass Mazzini dem Nationalitätsgedanken vollste Würdigung entgegenbrachte, entspricht nur der nationalen Bewegung seines ganzen Zeitalters. In ihr sprach sich der revolutionäre Geist der Bourgeoisie aus, welche das Werk der Vorfahren vollenden wollte, indem sie die Einheit der Nationen verwirklichte. War doch im Jahre 1815 das alte Gottesgnadentum wieder entstanden, die Einheitsträume der Völker waren dem Ehrgeize der Dynastien geopfert worden. So zwang die historische Wirklichkeit die europäische Demokratie vorwärts; die Dinge selbst treiben zur Bildung von Nationalstaaten. Und es ist nicht erstaunlich, dass der leidenschaftliche Revolutionär in der Republik die Staatsform zu erkennen glaubte, die jeder Nation natürlich sei, und in der blossen Form der Republik auch schon die Erfüllung der Sehnsucht nach Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit erblickte. Republik bedeutet für ihn geradezu: „Dem Verdienste und der Leistung den gebührenden Lohn." Weit erstaunlicher ist es, dass seine Republik auch der religiösen Weihe nicht entbehren sollte. Sonderbarer Gedanke eines Umstürzlers, der gegen Thron und Altar kämpft! Dennoch will er dieses Übergreifen einer übernatürlichen Welt in die irdischen Angelegenheiten der befreiten Völker beibehalten. „Gott allein ist souverän" — lesen wir bei ihm — „nicht dem Ich, noch dem Wir wohnt die Souveränität inne, sondern einzig und allein der Gottheit." Das Volk ist nur „der Ausleger des göttlichen Gesetzes, der Prophet Gottes." Wie der biblische Gesetzgeber genötigt war, zu einem furchtbaren und wohltätigen Gotte seine Zuflucht zu nehmen, um das Volk Israel über allen Egoismus und Partikularismus der Individuen zu erheben und ihm eine nationale Seele, ein nationales Gewissen zu suggerieren, so schöpft Mazzini, der in seiner Utopie von lyrischer Begeisterung überströmt und mit der Strenge göttlicher Gebote befiehlt, immer wieder aus der Erhabenheit der Gottesidee die Kraft der Sittlichkeit, die er seinem Volke einflössen will ...

Darum kann aber auch der grosse Patriot die Formel eines anderen grossen Patrioten der Italiener, ihres grössten Staatsmannes Cavour: „die freie Kirche im freien Staate" nicht annehmen. Sollte doch Mazzinis Staat selbst nichts anderes sein als „die heilige Kirche der Zukunft, die Kirche der Gleichen und

Freien“, geweiht dem Kultus „des Geistes der Wahrheit“. Natürlich wollte Mazzini einer solchen Gemeinschaft auch die vollste geistliche Autorität verleihen. Daher auch seine Vorstellung von der Unfehlbarkeit der Nation als der wahren Stimme Gottes, vor der jeder Einzelwille verstummen muss. Ein wichtiger und keineswegs ungefährlicher Punkt im politischen System Mazzinis! Wie, wenn das Volk sich von Unduldsamkeit hinreissen lässt? Soll denn der einzelne gegenüber seinem Volk gar keine Freiheit behalten, nicht m Handeln, vielleicht nicht einmal im Denken? Und wenn er frei bleibt, bis zu welcher Grenze? Mazzini will ja gerne dem Individuum seine gesetzlichen Freiheiten lassen, aber für ihn ist die Freiheit überhaupt nur ein Mittel, nicht ein Zweck, und so will er beispielsweise in Sachen der Erziehung und des Unterrichts von einer individuellen Freiheit gar nichts wissen und setzt sich damit in Widerspruch mit den besten liberalen Gedanken. Doch dürfen wir nicht vergessen, dass Rousseau selbst, der Ahnherr des Liberalismus und der modernen Demokratie, aus dem souveränen Volke geradezu eine Gottheit mit eigenem Bewusstsein macht. Auch in der Republik Mazzinis ist das Volk alles; denn es ist die lebendige Assoziation. Und alles rührt vom Volke her. Entzieht es den Gewalthabern die Macht, so fällt diese dahin. Vom Volke soll alle Inspiration, alle Hemmung kommen. Jede Autorität, jede Funktion, alles nur vom Volke.

Diese Autorität der Volksstimme beruht freilich auf einer Voraussetzung: Alle wollen das allgemeine Beste; das allgemeine Wohl ist auch das Ziel des freien Individuums. So dachte Mazzini; wir freilich denken mit der Erfahrung des ganzen 19. Jahrhunderts. Wir können uns nicht mehr den Luxus gönnen, in einer Nation — selbst in einer republikanischen — nichts zu sehen als eitel Eintracht und Harmonie; wir kennen den Widerstreit der Interessen vieler Individuen und selbst ganzer Klassen gegen das Interesse der Nation. Aber man kann dem Traume eines Rousseau oder Mazzini von der freien Nation als einem Organismus reiner Harmonie die Grösse nicht absprechen. Ist es die Schuld jener grossen Seelen voll Idealismus und Glut der Phantasie, dass sie sich die Klassengegensätze der kapitalistischen Gesellschaft noch nicht vorstellen konnten und nicht ahnten, dass die Klassenkämpfe erst zu einer unerträglichen Schärfe sich entwickeln müssen, bevor das Ideal — die brüderliche Assoziation aller zu gemeinsamer Arbeit — verwirklicht werden konnte!

Mazzini wollte geradezu einen religiösen Staat aufrichten. Die Pflicht sollte der wahre Inhalt jedes Menschenlebens werden, und diese Pflicht — das Schaffen eines jeden, seine Liebe, seine Opfer — sollte der Staat bis ins einzelne regeln, um ein höheres Leben auf Erden zu begründen. Es ist klar, dass ein solcher Staat sich auch die oberste religiöse Autorität beilegen müsste. Musste nicht auch ein Robespierre, dieser Geist voll Generosität, seine Macht auf die Guillotine gründen, obwohl er niemals etwas anderes gewollt hat als das Glück aller! Und als Savonarola den Heiland zum König von Florenz ausrief, wer anders hätte den Willen des Gottes deuten können als er selbst? Mazzini erscheint mir als ein weltlicher Savonarola, immerhin ein ganz anderer Mann als jene kurzsichtigen und charakterlosen Parteihäuptlinge, die ihre Gegner mit dem Galgen bedrohen und dabei sich nicht enthalten können, alle die schönen Formeln von Freiheit und Demokratie herunterzusagen ...

Und so wären wir denn endlich bei der Krönung des Gebäudes angelangt, bei jenem Völkerbund, welchen man geradezu als das politische Vermächtnis

Mazzinis bezeichnen kann. Wie soll die freie Assoziation der Völker entstehen? Etwa durch eine allgemeine Revolution?

Da ist es nun zunächst eine Überraschung, dass der grosse Revolutionär unter Revolution gar nicht eine gewaltsame Erhebung versteht. Für diese gebraucht er den Ausdruck „Insurrektion". Es ist selbstverständlich, dass er das Heil der Welt von einer allgemeinen Insurrektion, etwa von einer Wiederholung des Jahres 1848, erwartet. Aber die Revolution ist etwas ganz anderes. Auf jene Insurrektion soll nämlich eine ganze Epoche langsamer, friedlicher, aber grundstürzender Umgestaltungen der Rechtsordnung folgen, und diese ganze Umwertung der Werte ist erst die eigentliche Revolution.

Wie modern mutet uns folgende Stelle an:

„Heute heisst die europäische Revolution: Nationalitätenprinzip. Dieses bedeutet die völlige Umgestaltung der Karte von Europa, die Beseitigung aller durch Eroberung, Hinterlist oder dynastische Willkür geschaffenen Verträge; Schaffung neuer Verträge, welche durch die Entwicklungsbedürfnisse der Völker bestimmt und durch sie selbst frei ausgearbeitet worden sind; Zerstörung aller Ursachen egoistischer Feindseligkeit unter den Völkern; Gleichgewicht der Kräfte zwischen den verschiedenen Menschengesamtheiten und als Folge davon die Möglichkeit eines brüderlichen Verhältnisses zwischen ihnen; die Herrschaft des Zweckes, wo bisher Gewalt, Willkür und Zufall geherrscht haben."

Der freie Wille aller Völker soll jeder Nation ihre natürlichen Grenzen anweisen und so dem Expansionsdrang der Staaten Schranken setzen.

Mazzini entwirft sodann den Plan eines neuen Europa, bestehend aus vierzehn nationalen Staaten oder Konföderationen. Dieses Programm ist aus mehr als einem Grunde bemerkenswert. Es soll nicht durch Eroberung und Verwüstung, sondern durch freien Zusammenschluss der Völker verwirklicht werden. Mazzini rechnet auf die Anziehungskraft des Blutes, nicht auf den Sieg der Gewalt von aussen. Auch denkt er nicht im Traume an eine Zerstückelung Deutschlands mit einem gekrönten König an der Spitze jedes Zwerg-Vaterlandes; er wünscht vielmehr auch der deutschen Nation „die ihr gebührende wahre Einheit". Darüber hinaus wünscht er auch für Italien nichts, also nicht etwa Dalmatien. Auch fällt es ihm nicht ein, Griechenland zu verachten, wie es noch vor kurzem Pflicht jedes europäischen Demokraten war; er weist ihm vielmehr Konstantinopel, Epirus, Mazedonien, die Inseln zu, mit der ruhmvollen Aufgabe der Wacht am Bosporus gegen Russland, dessen Zarismus er viel mehr fürchtete als es gewisse Demokraten getan haben, die noch gestern des Zaren Freunde und Verehrer waren.

Das vereinigte Europa soll fortan nur Ein Körper sein, in dem auch nur Eine Seele lebt, die Seele aller, gebildet aus den besten Gedanken und Gefühlen, geistigen und sittlichen Vorzügen aller Völker. Jedes Volk also soll zur Seele Europas seinen Beitrag bringen. Denn jedes hat in Europa seine besondere Mission zu erfüllen. Es war eine Lieblingstheorie Mazzinis, dass jede Nation das Zeichen ihrer Mission gewissermassen auf der Stirne trage. „Das Stirnzeichen des Engländers bedeutet: Industrie und Kolonien, das des Polen: Slavische Kultur, das des Moskowiten: Zivilisierung Asiens, das des Deutschen: das Denken, das des Franzosen: die Tat."

Also nirgends ein unversöhnlicher Gegensatz nationaler Kulturen oder gar die Einreihung aller Völker in zwei feindliche Lager!

Die heisseste Liebe Mazzinis war Italien, seine glühendste Hoffnung die Einigung des von acht Zollinien durchschnittenen und zerrissenen, von Fremdherrschaft bedrückten Landes. Dass Mazzini auch seiner eigenen Nation eine besondere historische Sendung zugeschrieben hat, wird nach dem Gesagten wohl kaum Wunder nehmen. Er wird nicht müde, diese Sendung in prophetischen Worten zu feiern: Das neue Italien und das dritte Rom soll allen Völkern den Weg weisen, der zur Freiheit und zum Fortschritt der Menschheit führt. (Schluss folgt.)



Allerlei.

Man spricht davon, die Rue Montaigne in Paris umzutaufen und daraus eine Avenue Victor Emanuel II. zu machen. Die Franzosen sind Meister in der Kunst der ehrenden Huldigung für Menschen oder Völker, die sie gewinnen wollen. Aber liegt nicht das ganze „Umlernen" dieses Krieges in der Verleugnung des herrlichen Montaigne, in der Huldigung der Republik für einen Monarchen, dem zuliebe einer der Freiesten einer freien Nation entthront werden soll?



Was zu einem guten Flieger gehört? Eine illustrierte Zeitung berichtet darüber: Ausdauer, gesunde Arme, normal entwickelte Sinne, gute Respirationsorgane. Daran wäre nichts Merkwürdiges. Es wird aber auch eine spezielle Prüfung des „Muskelsinnes" auferlegt, der sich z. B. darin äussert, dass der Gewichtsunterschied zwischen gleich grossen Gegenständen bestimmt werden soll. Noch wichtiger ist die „Gleichgewichts-Probe", die ihn befähigen soll, im Nebel die richtige Lage seines Apparates zu bestimmen. Um die so unentbehrliche Nervenstärke des Kandidaten beurteilen zu können, soll man in Frankreich einen Apparat erfunden haben, der dem zukünftigen Flieger angelegt wird. Die Reaktion auf einen unerwarteten erschreckenden Sinneseindruck, einen Revolverschuss z. B., wird durch einen Zeiger auf einem Zifferblatt notiert. Starke Nerven und ruhiges Blut sind sehr wichtig, denn es kann dem Flieger leicht geschehen, dass in grossen Höhen die Sinne schlaff werden, sich verwirren, und er das Bewusstsein für Gefahren verliert.



Vor kurzem wurden in England drei angesehene Quäker hinter Schloss und Riegel gebracht, weil sie ohne Genehmigung des Pressebureaus eine Flugschrift veröffentlichten. Die Vereinigung der Quäker hat als Antwort eine Resolution herausgegeben, in der sie erklärt: „Die Pflicht jedes guten Bürgers, seine Meinung über die Vorkommnisse in seinem Vaterland auszusprechen, wird hiedurch gefährdet; auch glauben wir das Christentum bedingt freie Meinungsduldung, damit der Geist Gottes sich unbehindert äussern könne. Aber noch ernstere Gefahren sind damit gegeben. Es ist eine der wichtigsten Pflichten jedes Christen, frei den Geboten Gottes zu gehorchen, danach zu handeln und zu sprechen; diese Gebote sind höher als die des Staates und keine Regierung kann die Menschen von dieser Pflicht entbinden. Indem wir uns des Ernstes unserer Entschliessung voll bewusst sind und des Ausnahmsfalles, der darin liegt, dass eine Körperschaft sich in Wider-

spruch zu dem Gesetze stellt, erklärt die Gesellschaft der Quäker, dass sie in dieser Sache den Verordnungen zuwiderhandeln muss und weiterhin Kriegs- und Friedensliteratur veröffentlichen wird, ohne sie dem Zensor vorgelegt zu haben. Sie ist überzeugt, dass sie durch ihr Eintreten für geistige Freiheit zu dem Besten des Volkes handelt". *The Nation*, 20. Juli 1918.

* * *

In derselben Nummer des englischen Blattes berichtet Bertrand Russell über einen neuen Kommentar zu Kant von dem englischen Philosophieprofessor Norman Kemp Smith und schliesst mit den Worten: „Mit einer eigentümlichen Herzbeklemmung sieht man nach jenen Tagen zurück, in welchen der Königsberger Philosoph ein Leben der reinen Vernunft leben konnte; in unserer Zeit ist es schwerer und schmerzlicher, nach der Vernunft zu leben. Darum ist es aber keineswegs wertlos, einen Lebenslauf wie den seinen zu bedenken".

* * *

Man hat in Deutschland die Kriegskosten der vier verflossenen Jahre für alle kriegführenden Mächte mit 650—700 Milliarden Mark berechnet, wovon auf die Zentralmächte etwa ein Drittel entfällt. Nicht mit Unrecht bemerkt der „Vorwärts", dass man es nicht recht begreifen kann, wenn von offizieller Seite dieser Umstand mit Stolz berichtet wird. Kann das einem Volke helfen, das anderwärts die Dinge noch schlechter gehen?

* * *

Zur Nachahmung für Friedensfreunde empfiehlt der „Völkerfriede" (Juli 1918) ein Rundschreiben der Konservativen Pommerns: „Der Ernst der Zeit zwingt uns Konservative, dass wir uns endlich rühren und besser organisieren. Die Organisation muss eine ganz andere werden wie bisher. Es muss in grossem Massstabe durch Druckschriften und Kleinarbeit aufklärend gewirkt werden. Dazu gehört aber sehr viel Geld. Es ist besonders in letzter Zeit mit Hochdruck auch von der Regierung gegen die konservative Partei gearbeitet worden. Es besteht der Zug, möglichst alles zu demokratisieren. Es richtet sich heute unsere ganze Gesetzgebung und alle behördlichen Massnahmen mehr oder weniger nach den Wünschen der Sozialdemokratie. Dagegen müssen wir uns mit allen Mitteln wehren. Es soll nun ein sogenannter Kriegsfonds gegründet werden, und umstehend verzeichnete Herren sind bereit, ihre einmalige Einkommensteuer in diesen Fonds zu zahlen. Die späteren jährlichen Beiträge werden natürlich nur einen kleinen Bruchteil dieser Summe betragen. Wir bitten auch Sie, sich dem anzuschliessen und Ihren einmaligen Beitrag zum Kriegsfonds im laufenden Kalenderjahr an die Neuvorpommersche Spar- und Kreditbank in Stralsund einzuzahlen". In der Methode bereitwilliger Opferfreudigkeit könnten die Friedensfreunde von den Kriegsfreunden lernen!

* * *

Die „Russischen Nachrichten", seit kurzem in Bern in kleiner Auflage erscheinende Blätter, die über die derzeitigen Verhältnisse in Russland aufklären sollen, berichten, dass man gegenwärtig in Finnland für 1 Pfd. Brot 100 Mk., für 1 kg Zucker 80—100 Mk. zahlen müsse.

* * *

Sieben wissenschaftliche Abhandlungen haben die sechs Söhne des schwedischen Akademiedirektors A. Forsell diesem zu dessen siebzigsten Geburtstage

in einer Festschrift gewidmet als „einer Universität im Kleinen", bei der der Vater der „spiritus rector" gewesen ist. *Züricher Post*, 30. Juli.

* * *

Wie man nicht schreiben sollte. In der „Glocke" gibt A. Runde seinen „Gedanken über Kolonialpolitik" die folgende zusammenfassende Wendung: „Eines Tages werden sich die jetzt noch feindlichen Staatsmänner trotz alledem am Beratungstisch zusammenfinden, um die Welt neu zu verteilen. Trotz der Formel: ‚Keine Annexionen' wird sich auf kolonialem Gebiet eine grosse Grenzsteinverschiebung vollziehen. Es wird darüber entschieden werden, ob ein kleines Belgien durch grossen Kolonialbesitz, dem es nach Herkunft, Gesinnung und Machtmitteln nicht gewachsen war, eine Bedrohung des Weltfriedens bleiben, ob ein degenerierter Marionettenstaat von Englands Gnaden, wie Portugal, ein Hindernis für wirkliche Kolonialkultur, ob ein Herrenstaat, wie England, weiter neben dem Weltmeere die Hälfte der Erdkugel beherrschen, oder eine stagnierende Gesellschaft wie die Franzosen auch fernerhin ein über das natürliche Mass hinausgehendes Kolonialreich besitzen soll auf Kosten vorwärtsstrebender Mächte".

Auf diesem Wege des vernichtend absprechenden Urteils wird man niemals einer Verständigung näher kommen.

□□□

Drohende Gefahr.

Ein Gespenst geht um. Hinter blühendem Fleisch grinst die Totenmaske. Wie ein Wirbelwind weht es über Europa, taucht an Englands Küste auf, in den sonnigen Gefilden Italiens, in Zentraleuropa, am schlimmsten vielleicht in der neutralen Schweiz. Mag sein, daß man hier nichts verheimlicht, oder daß in den kriegführenden Ländern die paar Toten gar nicht auffallen. Man hat sich an reichere Ernte gewöhnt. Als sollte den Menschen gezeigt werden, wie gering vor der Natur der Unterschied zwischen dem herrlichen Eigenvolke und dem barbarischen Feinde ist!

Sie ist antimilitaristisch, die Seuche. Klaubt sich die jungen, starken Männer heraus und wählt mit Vorliebe unter dem Militär; kennt keinen sozialen Respekt, Offiziere verfallen ihr wie Soldaten. Von älteren Männern, von Frauen und Kindern will sie nicht viel wissen. Sie liebt das bunte Tuch. Höchstens noch Ärzte erfaßt sie in sonderbarer Ironie.

Unverhältnismäßig stark ist die Angstwirkung im Volke. Sind es die hochgespannten Nerven, die schon bei der kleinsten Berührung einen Schrei auslösen, oder ist es eine warnende Stimme aus den Tiefen des unbewußten Lebens? Ist es nicht die schaffende Natur selbst – die Mutter alles Lebenden – die uns mahnt, ein Ende zu machen mit dem wahnsinnigen Treiben und drohend zeigt, was auf die Menschheit wartet?

Ein bekannter Chirurg hat im ersten Kriegsjahr seine Überzeugung ausgesprochen, daß eine Pestepidemie dem Weltkrieg ein plötzliches Ende bereiten würde. Sollen wir so lange warten, bis ein ermattetes, erschöpftes Europa auch noch durch diese Not hindurchgeht, um ihr ganz zu erliegen? Sollen wir nicht diese Warnung hören und verstehen?

F.

Glossen zu Henri Barbusse's „Le Feu."

Von Dr. L. SPITZER.

Die „Deutschfreundlichkeit".

Man hört allenthalben von der „deutschfreundlichen" Tendenz des Barbusseschen Buches. Das kommt von der geläufigen Verwechslung der Opposition in einem Lande mit den im weitesten Sinne irredentistischen Parteien desselben: Feindschaft gegen die herrschende Kriegspartei bedeutet aber noch nicht Anschluss an den Landesfeind, Liebknecht ist nicht Wetterlé. Barbusse bekriegt die Kriegshetzer Frankreichs; daraus folgt noch nicht eine leidenschaftliche Parteinahme für Deutschland. Zweifellos wendet sich Barbusse entrüstet von der Feindverketzerung ab und die Vision seines Fliegers, der zu dem Einen Gott die zwei Gebete Gott mit uns! und Dieu est avec nous aufsteigen hört, ohne chauvinistisch das eine Gebet als dem andern unterlegen, als überhaupt kein Gebet, sondern als Bekenntnis zu einem selbst auf Gott sich ausdehnenden Imperialismus darzustellen — der im Gegenteil an dem Verstand der Menschheit zweifelt, die den monotheistischen Gott in ihre Parteizwistigkeiten hineinzerrt, —diese Szene ist im Frankreich von 1916 eine anerkennenswerte Leistung vorurteilsfreien Übernationalismus. Trotzdem erscheint der Feind nicht gerade im vorteilhaftesten Licht.

Warum schwärmt der caporal Bertrand — eine Figur, die in ihrer gelassen einfachen Ruhe, ihrem französischen Römertum an den caporal Jean in Zolas *Débacle* erinnert — bloss für Liebknecht als Vorkämpfer gegen den Militarismus? Hätten sich in Frankreich oder in den Ententeländern nicht gleichwertige und Gleichem trotzende Helden gefunden? Wo bleiben Brizon, Labriola und Lenin? Vielleicht ist aber am Seelengrunde der Weltfriedens-Theoretiker doch stets ein leiser Fleck von ererbter nationaler Voreingenommenheit zu finden, und es ist die Tragik der zum Segnen Ausziehenden, dass ihre Worte noch in den Dialekt der Fluchenden verfallen müssen ...

„La Débacle" und „Le Feu".

Max Hochdorf hat hier (IV, S. 41) die Verwandtschaft dieser beiden Bücher angedeutet. Schon Zola gibt die Geschichte einer *escouade*, einer Korporalschaft, schon Zola verschmäht nicht die naturalistisch ernüchterte Schilderung des Krieges, wie er wirklich ist; auch er bringt schon die Kraftworte der Soldaten zu Gehör, in einzelnen Zügen erinnert der pflichtbewusste *caporal Bertrand* bei Barbusse an den *caporal Jean* bei Zola. Die Unterschiede zwischen den beiden Werken scheinen mir auf zwei Punkte zurückführbar:

1. Zola beschäftigt sich liebevoll-eindringlich mit dem Geschick und der Psychologie jedes einzelnen seiner Soldaten, auch mit dem Teil von deren Wesen, der nicht unmittelbar mit dem Krieg zusammenhängt; es läuft z. B. ein Liebesroman neben dem Kriegsroman einher — Barbusse sieht nur den Soldaten als Soldaten, als Teilnehmer an dem Weltzusammenbruch, den er zu schildern hat. Zola schildert Menschen im Kriege, Barbusse Kriegsmenschen, die Menschen, wie sie der Krieg in seinem schaurigen Schmelztiegel umformt und zurechtknetet.

2. Zola schildert den „Zusammenbruch“ der *grande nation:* diese ganze Tragödie Frankreichs spiegelt sich in den Geschicken der Korporalschaft, die mit den grossen Ereignissen stets verknüpft bleibt. Da reiten Offiziere, Generale, ja der Kaiser vorbei, fortwährend laufen Befehle ein, Estafetten sprengen heran, Telegramme werden erwartet und die Mannschaft überdenkt und kommentiert das Weltgeschehen. Bei Barbusse ist der Soldat ein unwissendes Nichts: *On ne sait jamais*, murmeln die armen Opfer, die ausführen, was anonyme Gehirne ersonnen haben: „es“ befiehlt und „man“ gehorcht. In dem ganzen Buche wird kein höheres Kommando vorgeführt; sehr selten bekommen wir einen Offizier zu sehen, nur einmal in einer Erzählung aus dem Kasernenleben der Friedenszeit einen kommisknöpfigen Abteilungskommandanten. Im „Feuer“-Kapitel taucht hie und da ein Offizier auf, der Befehle gibt, aber selbst ohnmächtig ist im allmächtigen Getriebe des Krieges. Da gibt es keine Bilder der Kameradschaftlichkeit von Kommandant und Mannschaft, keine Offiziersberatungen, keine strategischen Erörterungen, es wird auch nicht eine übersichtliche Entwicklung einer Kampfhandlung in ihren Phasen vorgeführt, nicht bestimmte Operationen, sondern das typische Leben an der Front, und man könnte im Barbusseschen Roman die französischen Namen von Menschen und Ortschaften ruhig durch serbische oder russische ersetzen, ohne das Geringste am Wesen des Romans zu ändern — sofern nur der Schützengrabenkrieg erhalten bliebe. „Das Feuer“ wird eben vom „gemeinen“ Mann unterhalten, während die Regierungen den Krieg „machen“ — das ist Barbusses Grundgedanke. Zola hat einen historischen Roman geschrieben und ein bestimmtes historisches Faktum, eine Haupt- und Staatsaktion, künstlerisch wiederherzustellen getrachtet, Barbusse das Typische des Schützengrabenkrieges festgehalten, daher weniger historisch als deskriptiv gearbeitet. Zola erregt die Spannung des Lesers, Barbusse nur die vorstellende Phantasie. Aus diesem Gegensatz ergibt sich ein weiterer: Zola erblickt die „Schuld“ am Zusammenbruch in der mangelhaften Führung der Truppen, den Hintergrund seines Romans bildet die *gloire* Frankreichs: sein Maurice weidet sich an den Siegen seines kriegerischen Vaterlands; in seinem Kopf schwirren *Vive l'empereur*!-Rufe — da scheuchen ihn die kläglichen Erzählungen verelendeter, übermüdeter, geflohener Soldaten aus seinen Träumen. Barbusse erblickt im Kriege selbst die Schuld und seine Darstellung des Krieges, wie er ist, gipfelt in einer Theorie des sozialen Volks- und Völkerlebens, wie es sein sollte. Zola möchte im Innersten trotz allen Kriegselends, das auch er wahrnimmt, Frankreich zur alten Höhe führen, Barbusse vor allem den Krieg als menschliche Institution beseitigen. In der *Anthologie des poètes français contemporains*, die Walch schon vor dem Kriege veröffentlicht hat, finde ich folgendes Autogramm Barbusses:

„Der Roman ist die moderne Form des grossen Gedichtes. Er ist das einfache und vollkommene Gedicht, das brudergleich der Wirklichkeit am besten entspricht, er ist die geräumigste und reinste Form, die sich dem Gedanken darbietet. Der Roman-Dichter muss an das Drama der Wahrheit, an die grossen bewegenden Fragen der Vergangenheit, der Zukunft und des menschlichen Strebens denken und darf vor nichts zurückweichen, wenn es gilt, auszudrücken, was ist.“

Dieses Programm des eine „grosse Frage der Vergangenheit, der Zukunft und des menschlichen Strebens“ umspannenden Naturalismus hat Barbusse Zug um Zug verwirklicht, — sein Roman ist nicht nur Schilderung wie der

Zolas, sondern ein Traktat, Polemik, Skizze einer Utopie, Didaktik. Vielleicht ist das Zusammenschweissen des rein künstlerischen und des rein moralisierenden Teiles nicht allenthalben restlos gelungen (so, wenn der Korporal Bertrand auf dem Schlachtfeld nach dem Trommelfeuer Corneille und Plutarch im Munde führt) — jedenfalls ist *Le Feu* die Epopöe des Krieges par excellence, die den Krieg schildert — nicht den heroisch verklärten wie Alfred de Vigny, nicht den „frisch-fröhlichen" Hurrahkrieg wie Detlev v. Liliencron, nicht den chauvinistisch-grausamen wie Léon Bloy, nicht den sexuell betont grausamen wie Maupassant, nicht die romantische Haupt- und Staatsaktion wie Zola, noch die uniformierte Dekoration am Krieg wie Karl Bleibtreu, sondern den „feldgrauen", demokratischen, freudlosen, resignierten, grausamen und masslos langweilig-traurigen Schützengrabenkrieg: jene „unendliche Einförmigkeit, unterbrochen durch wilde Tragödien".

Die Literaturpropheten.

In allen kriegführenden Staaten weissagen die Literaten als willige Sklaven der Regierungen eine Entwicklung der Nachkriegsliteratur im Sinne der Betonung des Heroischen, Überlebensgrossen, Männlich-Gefühlsfremden, Patriotischen. Ich stelle für Frankreich einige Zeugnisse zusammen: M. Barrès, *L'âme française et la guerre* (1916), S. 250:

„Herr Séché fragt mich, wie sich die Literatur nach dem Krieg entwickeln wird. Für mich ist klar, dass alles, was wir an national betonter Literatur in Frankreich von 1870 bis 1914 und besonders in diesen letzten Jahren gehabt haben, als klassisch betrachtet werden und den Ruhm der eben verflossenen Periode ausmachen wird."

Abel Hermant, *Chroniques françaises* (1914—16), S. 19:

„Früher war der Heroismus für uns nur ein literarisches Thema und wir mussten uns darauf beschränken, ihn bei Plutarch zu studieren. Heute beobachten wir ihn im Leben. Und das ist besser: man muss wünschen, die Literatur möge am wenigsten an diesen Dingen rühren, die sie nur entstellen und verderben könnte."

(S. 172:) „Alle Welt ist einig, dass man Pierre Corneille lesen muss. Das ist der Dichter des Tages. Ich unterschreibe eine so offenkundige Wahrheit".

Victor Giraud, *Le miracle français* (1915), S. 211:

„Es gibt so viele Dinge in der Welt und auch in Paris, die interessanter und literarisch wertvoller sind als der gewöhnliche Stoff des Pariser Romans: Der Krieg hat uns einige solche Stoffe gezeigt. Wahrscheinlich werden sie lange Jahre hindurch unsere Romanproduktion fördern, und der Kriegsroman wird im Buchhandel vorherrschen. Man wird natürlich zu weit gehen und das mit Unrecht, aber, wenn man die Übertreibungen gegeneinander abwägt, so wird das Lob des militärischen Heldentums wohl noch die Erzählung des unabänderlichen Ehebruchs wert sein. Ob nun Romane oder Novellen geschrieben werden, unsere phantasievollen Schriftsteller werden nur aus den Zeitungen der letzten Monate zu schöpfen brauchen, um herrliches Material für wahre Geschichten zu finden, so natürliche und herzbewegende, dass sie am besten tun werden, um sie nicht zu verderben, möglichst wenig Literatur beizumischen. Bedarf es noch der Beispiele für diese fertigen Novellen, deren wir in letzter Zeit so viel gelesen haben?"

Dora Melegari, *Le livre de l'espérance* (1916), S. 90:

„Ich bin wie Giraud überzeugt, dass das vernünftige Publikum eine

andere Literatur verlangen wird. Die Welt wird den Starken und Mutigen gehören und sie werden ihren Geschmack der Welt aufzwingen. Die Romanen haben bisher in ihren Erzählungen und Gedichten der Liebe eine zu hervorragende Stelle zugewiesen ..."

Alle diese Aussprüche gehen von dem Krieg aus, wie er nach den Zeitungen geführt wird, d.i. vom traditionellen, historisch bedingten Bilde des Krieges: da gibt es noch den sagenhaften Winkelried-Heroismus, das Römertum oder die Raufbold-Pose. Barbusse hat aber in seiner Darstellung die Sage vom romantischen Krieg zerstört und den Geist der stumpfen und passiven Aufopferung geschildert. Da also der Krieg nicht „heroisch" ist, können die Kriegsteilnehmer in ihren Dichtungen nicht heroisch gestimmt sein. Aber es ist ja überhaupt ein Irrtum, die unmittelbare Spiegelung des Lebens in der Kunst zu verlangen: selbstverständlich beeinflusst die Geschichte die Kunst, aber nicht stets durch Bearbeitungen derselben Themen, die das Leben darbietet: Leben und Dichten müssen nicht parallel laufen. Die Literaturpropheten unterschätzen die Macht des Gegensatzes, der vielleicht gerade in der Literatur darstellen heisst, was in der Wirklichkeit unerhört oder verpönt ist und umgekehrt: der die Brockenszene seines Faust in Palermo dichtende Goethe hat dafür ein Schulbeispiel geliefert. Und so könnte der Weltkrieg gerade ein friedliches Buch erschaffen. Tatsächlich hat ja auch Barbusse uns ein aus dem Kriege geborenes, aber dem Krieg fluchendes Buch gegeben. Wahrer Kunst genügt auch nicht, aus der Zeitung „*faits divers*" auszuschneiden und die von der Wirklichkeit „fertig" gelieferten Novellen in plumpem Naturalismus nachzuerzählen: nicht der Stoff des Feuerromans, sondern dessen Erfassen ist zu bewundern, das künstlerische Schauen dessen, was viele Tausende gesehen haben.

Die Sprache der Soldaten.

Max Hochdorf schreibt: „... es ist die alte Sprache der Gefängniszellen, Vagabundenhäuser und Proletarierspitäler, die in die Schützengräben hineingeführt worden ist. Sie nahm diesen Weg, weil die Masse in den Schützengräben nichts mehr mit der gebildeten, glatten Sprache anzufangen wusste und sich nun allgemeingültig so ausdrückte, als wenn sie mit einem riesigen Abenteurerkomplott verbündet wäre. Man hat auf den seelenbestimmenden Wert dieser Tatsache noch nicht genügend Aufmerksamkeit gewendet. Ja, wie geschieht es, dass die Soldaten plötzlich alle nach dem Ton der üblen Strassen und Häuser sprechen? Wie geschieht es, dass sie sich eines Dialektes gierig annehmen, dessen sie sich sofort entäussern werden, sobald sie wieder ihren Familien, Geschwistern, Kindern und Ehefrauen gehören werden? Sie sind sich nicht im Klaren über die Gründe ihrer neuen Sprachübung. Aber es ist wohl so, dass, dunkel und nicht vom Bewusstsein gelenkt, das Empfinden in ihnen spürbar wird, sie würden plötzlich in die ungeheure Masse der Wurzellosen eingereiht. Soldaten werden sie, und der Boden des Sozialen wird unter ihnen fortgerissen, und sie fangen an, die Sprache der „Vagabunden" zu reden, die von Unterleibsdingen, also von den ursprünglichen Dingen zu blühenden Metaphern angeregt wird. Diese Uniform verbündet die Einzelmenschen in der Kriegsmasse noch fester als die Kleideruniform. Millionen von Menschen fühlen sich plötzlich, von der Sprache verleitet, als Mitglieder des Geheimbundes der Krieger, der durchaus einem Abenteurerbund mit einer Geheimsprache zu gleichen scheint." Der Sprachforscher wird hier man-

ches richtig, manches falsch finden. Richtig ist der Vergleich der Soldatensprache mit der Vagabundensprache insofern, als diese beiden Sonder- oder Standessprachen sind, falsch dagegen die Auffassung, als ob die Schützengrabensprache die in die Schützengräben hinausgetragene Sträflings- und Vagabundensprache sei: denn das Argot der Front ist vor allem das um einige Kriegs-Neologismen bereicherte Argot der Kaserne —, das schon in Friedenszeiten in Frankreich gesprochen wurde, wie auch wir unser Kasernendeutsch haben, das ins heutige Schützengrabendeutsch ausmündet. Diese Sprache der Kaserne hat eine lange Tradition, und der Poilu, der auf die Frage, warum der *adjudant* stets *juteux* heisse, hat mit der Antwort gewissermassen recht, die da lautet: „Das ist immer so gewesen". Richtig ist, dass mancher Ausdruck des Bagnos, des Bordells und des Geschäftslebens in dieses Kasernen- und Schützengrabenargot Aufnahme gefunden hat — wie ähnliches beim deutschen Rotwelsch sich erweisen lässt — und Barbusse hat eine wissenschaftlich tadellose Auffassung vom „Argot des tranchées", wenn er sie definiert als eine „Mischung von Werkstatt-, Kasernensprache und von Mundart, durch einige Neologismen bereichert", aber keineswegs beweist die vorübergehende Aneignung der „Unterleibswörter", dass der als Soldat verkleidete Zivilist, den der heutige Soldat darstellt, „mit der gebildeten, glatten Sprache" nichts anzufangen wisse, sich als Mitglied einer Art Carbonari-Vereinigung von Wegelagerern fühle, sich „plötzlich", von heute auf morgen, und „gierig" auf die gemeinen Ausdrücke stürze —, sondern nur, dass er entsprechend der Änderung seines Berufskreises die Sprache des neuen, des Soldatenstandes, annehme, die infolge der demokratischen Grundlage der stehenden Heere eine volksmässige, von der Majorität der Ungebildeten beeinflusste sein muss: der Soldat ist also in seiner Sprache nicht sozial entwurzelt, sondern fügt sich im Gegenteil in ein soziales Milieu ein, allerdings in ein anderes als das ihm bisher eigene. Eine ähnliche Sprachuniform zieht aber jeder Beruf, nicht nur der der Soldaten, seinen Mitgliedern an, ohne sie zu einem „Abenteurerkomplott" zu verbünden. Gerade die Soldatensprache ist besonders in den Zeiten der Volksheere weniger Geheimsprache als beispielsweise die der Kriegsgefangenen oder der Studenten, der Priester usw. Die Soldatensprache entsteht nicht etwa so (wie Hochdorf zu meinen scheint), dass die Soldaten, gewissermassen ohne Halt im Leben, beschliessen, wie Vagabunden und Dirnen zu sprechen (etwa nach dem Prinzip: „es nützt mir nichts, fein zu sein, daher will ich mich auch ordinär ausdrücken"), sondern wie jede Sondersprache durch gewisse gemeinsame Gewohnheiten und Anschauungen, die eine Abkürzung des Ausdruckes, eine Art gesprochener Stenographie, ermöglichen. Gerade das Vorhandensein sprachlicher Gemeinsamkeiten verschafft den Sprechern ein Gefühl warmer Gemütlichkeit und des Nicht-haltlos-Schwebens im leeren Raum des Unsozialen. Das unsäglich Traurige der Kasernensprache, die Gemeinheit der Bilder und Vergleiche, der Aussprache usw., ist die Folge der von niederen Gesellschaftsschichten gebildeten Majorität der Soldaten, der rein physischen, unvergeistigten Beschäftigung, die stundenlangem Warten oder der Beschäftigungslosigkeit weicht, ferner die Neigung der Masse zum drastischen Humor usw.

Mehr als die Hälfte des Barbusseschen Romans ist den Gesprächen der Mannschaftspersonen gewidmet: durch etwa hundert Seiten wird laut gedacht, spintisiert, geredet: während das Fallen eines Kameraden in einem Satz abgetan wird, füllen die von der Grösse des Kriegsapparats benebelten

Visionen des Zahlenmenschen Cocon ein ganzes Kapitel. Spricht nicht *ein* Soldat, so wird von „man“ etwas erzählt: dieses *on* des Soldatenfranzösisch ist so recht der Exponent der entpersönlichten Nivellierung, es gleicht dem algebraischen x, für das man jedes beliebige Individuum einsetzen kann: „Sie sind jeder wie der andere, doch kein einziger, der nicht sagte: Ich bin nicht wie der andere.“ Man wird erstaunt sein, in einer Epopöe des Krieges so viel Gespräche zu finden. Dr. Le Bon behauptet in seinen *Enseignements psychologiques de la guerre* wie so viele Kriegspsychologen, der Frontsoldat habe einen Abscheu vor „unnützen Gesprächen“: „die Wortemacher *(palabreurs)* werden an der Front nicht geduldet“. Nun, bei Barbusse sieht es anders aus als in psychologischen Traktaten. In den Pausen des Gefechts, bei der Einquartierung, vor dem Abmarsch, da entlädt sich das gepresste Herz des Soldaten in typischen, oft schablonenhaften Tiraden, die Barbusse mit allen hämischen oder sentimentalen, liebenswürdigen oder boshaften Zügen gewissenhaft bucht: da sind die Grossmäuligkeiten über das, was man alles angeblich den Vorgesetzten gesagt hat, das Geschimpf über die Nahrung, über die Zivilisten, das Hinterland, die Drückeberger („der grosse Zorn“), der Zweifel an der Notwendigkeit des Durchhaltens, die pessimistische Schilderung des Sklavenloses der Soldaten. Manches hingeworfene Wort ist an sich bedeutungslos, war vielleicht auch gar nicht tiefsinnig gemeint — wird aber geheimnisvoll und vielsagend durch die Tatsache seiner Anführung (z. B.: „Wir, wir sind keine Soldaten, wir sind Menschen“, „Für uns ist der Krieg eine ewige Keilerei und eine ewige Schlacht, ohne Ende, ohne Ende!“, „Man kann's nie wissen“). Durch Wiedergabe der Gespräche durchleuchtet Barbusse seine Poilus von allen Seiten, aber er erweitert auch den Rahmen seines Romans, indem er das ganze Leben zeigt, wie es sich im Gemüt des Kämpfers an der Feuerlinie malt — das Hinterland nimmt selbstverständlich in der Perspektive des Soldaten einen grossen Raum ein —, vor allem aber gelingt es Barbusse, manche Kapitel durch deren Auflösung in Rede belebter, erschütternder zu gestalten (so die Erzählung des Soldaten von seiner Urlaubsreise, in der er infolge seiner eigenen Gutmütigkeit der lang ersehnten Liebesnacht mit der Gattin verlustig geht oder die andere vom Streifzug eines Franzosen hinter die deutsche Front, bei dem er seine Frau mit deutschen Unteroffizieren scherzen sieht) und rein technisch schwierig zu schildernde Kapitel anziehender zu gestalten (so wird die Schilderung des Heeresapparates durch das lebende Lehrbuch des Heerwesens Cocon aus leeren Aufzählungen zu einer psychologischen Studie). Der Krieg Barbusses besteht nicht in heroischen Glanzmomenten, sondern vornehmlich in langem apathischen Hinbrüten, aus dem träges, fast mechanisches Reden den Soldaten von Zeit zu Zeit erlöst. Der Krieg Barbusses ist nicht nur epische Handlung, sondern auch pessimistisches und resigniertes Nachdenken. Barbusse schreibt nicht *chansons de geste*, sondern die Psychologie des Lebens in der Feuerlinie, er besingt nicht „arma virumque“, sondern ein trauriges Geschehen und seine Spiegelung im leidenden Menschen.



Geist-Ersatz.

Von BRUNO GOETZ.

Außer Butter-Ersatz, Fett-Ersatz, Fleisch-Ersatz, Kaffee-Ersatz wird in den kriegführenden Ländern gegenwärtig auch Geist-Ersatz, Wahrheit-Ersatz, Recht-Ersatz und Kunst-Ersatz produziert. Der Ersatz hat die Herrschaft über das Leben an sich gerissen. Nicht lange, und man wird nicht mehr von Leben sprechen können, sondern nur noch von Leben-Ersatz. Während die Nahrungsersatzmittel aber gesetzlich als solche gekennzeichnet werden müssen, tragen die geistigen Ersatzmittel keine äußeren Merkmale an sich. Ja, es wird von ihren Erzeugern alles getan, um ihren Ersatzcharakter zu verleugnen. Denn sie *sollen* gerade als *das* gelten, was sie *nicht* sind: als wahrer Geist, lebendige Wahrheit, wirkliches Recht, echte Kunst.

Das systematische gegenseitige Morden hat die Köpfe der meisten Menschen so sehr verwirrt, daß sie es gar nicht fühlen, wie sie durch diese Surrogate immer hoffnungsloser verdummen und verrohen. Es ist deshalb die unabweisliche Pflicht aller derjenigen, die sich einen klaren Kopf bewahrt haben, nicht nur sich selbst vor einer derartigen Übertölpelung zu hüten, sondern auch, so oft und so laut sie können, die Vertreter der geistigen Ersatzindustrie und deren Erzeugnisse zu entlarven, – selbst auf die Gefahr hin Gemeinplätze auszusprechen und eindringlich beweisen zu müssen, daß zwei mal zwei gleich vier sei; denn das ist notwendig in einer Welt, welche die Geschehnisse nur noch wie durch einen roten Nebel gewahrt und mit irr begeisterten Augen und schäumendem Munde andere Behauptungen aufstellt.

Wenn man die geistigen Ersatzmittel genauer untersucht, so gelingt es einem leicht, das Prinzip ihrer chemischen Zusammensetzung zu entdecken. Meistens beruht es auf folgendem:

Irgendein Wort, das ein Symbol verschiedenartiger, tief im Bewußtsein (oder auch Unterbewußtsein) eines Volkes verankerter Bedürfnisse, Instinkte und Gefühle ist, wird seines lebendigen, ständig sich erneuernden und vieldeutigen Inhalts beraubt und unmerklich mit einem anderen, willkürlich-zweckhaften, eindeutig-starren Inhalt erfüllt. Das Wort selber wirkt auch noch *nach* dieser Prozedur mit der ganzen Kraft seines ursprünglichen Inhalts auf die Massen ein. Denn die Betrogenen merken es nicht, daß sie es mit einer Fälschung zu tun haben: im Namen ihrer Ideale werden sie so zu Handlungen verleitet, die jenen Idealen direkt widersprechen.

Nehmen wir, zum Beispiel, Begriffe wie „Heimat“ oder „Heimatsgefühl“. „Heimat“ bedeutet vielerlei. Sie kann rein geographisch bestimmt werden als Haus und Hof, in denen der einzelne geboren ist oder wohnt, als Dorf, Stadt, Provinz, Land usw. Mit dieser geographischen Bestimmung verbindet sich die Bestimmung durch Familie, Ge-

meinde, Volksstamm, Rasse und Sprache. Es gibt aber auch zeitliche Bestimmungen: Viele fühlen sich in der Vergangenheit, die meisten in der Gegenwart, einige in der Zukunft zu Hause. Man darf sogar noch weiter gehen: Über alles Zeitliche und Räumliche hinweg kann „Heimat" etwas rein Ideelles bedeuten, – eine Ideengemeinschaft, eine Brüderschaft. Dem Künstler sind die großen Künstler aller Zeiten und Völker in einem gewissen Sinne die nächsten Heimatgenossen, dem Philosophen – die großen Denker. Vielen ist die ganze Welt – „Heimat" und kein Mensch ein Fremder.

Es ist merkwürdig, daß gerade die engste und die weiteste Fassung des Begriffs „Heimat" die echtesten sind. Für das *unmittelbare* Gefühl sind beim *primitiven, naiven Menschen* nicht etwa *alle* Volksgenossen – Heimatgenossen, sondern die Insassen seiner engsten Heimat; Heimat bedeutet für ihn die Scholle oder, wenn er Stadtmensch ist, der Umkreis seiner Tätigkeit; und nur die gemeinsame Sprache bezieht dieses Heimatsgefühl *indirekt* auch auf die andern Volksgenossen. Das *unmittelbare* Gefühl des *geistigen Menschen* dagegen kennt nur eine *geistige Heimat*, jenseits aller Landesgrenzen; der geistige Mensch verliert die Furcht vor der räumlichen Fremde, eine Furcht, die den primitiven Menschen an seine engste Heimat bindet und ihn sie „über alles" lieben heißt; die Entwicklung des menschlichen Geistes führt mit notwendiger Konsequenz dahin, alles „Fremde" aufzusaugen, es zu „vergeistigen", so daß das Heimatgefühl des geistigen Menschen zuletzt überhaupt nicht mehr durch *räumliche Abgrenzungen* bedingt ist, sondern durch die *Ideengemeinschaften der Menschen*, denen er sich Genosse weiß.

Immer drückt „Heimat" also eine Zusammengehörigkeit aus. Heimatsgefühl ist im Grunde genommen nichts anderes, als das innere Wissen eines jeden einzelnen Menschen, daß er irgendwohin gehört auf dieser Welt, daß er Genossen und Brüder hat. Je freier und reiner ein Mensch ist, desto unabhängiger ist sein Heimatsgefühl von räumlichen (und auch zeitlichen) Beschränkungen. Aber auch auf ihn wie auf den primitivsten Schollenmenschen oder den gedankenlosesten Spießbürger übt das Wort „Heimat" einen magischen Einfluß aus, denn es rührt an den tiefsten Wesensgrund seines Daseins, an die *Gemeinschaft*, der er angehört.

Wer andere Menschen zu seinen Zwecken mißbrauchen will, trachtet deshalb danach, ihr persönliches Heimatsgefühl zunächst zu verwirren und zu schwächen und ihm dann die gewünschte „zweckmäßige" Richtung zu geben, d. h. ihre innere Zugehörigkeit willkürlich zu bestimmen. Das war von jeher die Praxis aller Regierungen, wenn sie ihre Völker für Kriege begeistern wollten. Der Blutrausch allein tut's freilich nicht, sondern das Wort, so mit und bei dem Rausche ist. Für die Heimat sind die meisten bereit, alles einzusetzen. Es gilt also nur, das Kunststück fertig zu bringen, daß die einzelnen *ihre* Heimat, ohne daß sie sich dessen richtig bewußt werden, mit derjenigen „Heimat" verwechseln, für welche die Regierungen sie aufzuopfern gewillt sind. Ist das erst gelungen, so ist der zweite Trug, diese imaginäre Heimat als bedroht erscheinen zu lassen, ein verhältnismäßig leichter. Und von hier bis zur Erweckung tatenlustiger kriegerischer Begeisterung ist nur *ein* Schritt, denn die einzelnen sind ja jetzt schon des festen Glaubens gemacht worden, für den Urgrund ihres Lebens, für die wirkliche Gemeinschaft, der sie

im Geist und in der Wahrheit angehören, ihr Leben in die Schanze zu schlagen, und wissen es gar nicht, daß sie nur für einen von den Regierungen „Heimat" genannten „Heimat-Ersatz" kämpfen.

Natürlich ist eine solche Täuschung nur möglich, weil jener famose Heimat-Ersatz etwas unendlich Massiveres ist, als das komplizierte System der wahren Gemeinschaften, denen wir angehören. Und doch ist er nur eine Fiktion: er schmuggelt den Inhalt „Staat" in den Begriff „Heimat" ein und lenkt so alle lebendigen Gefühlsströme, die der Heimat eigen sind, auf den Staat ab. Staat und Heimat haben aber in Wirklichkeit nichts miteinander zu schaffen. Die staatlichen Grenzen decken sich nicht mit den heimatlichen. Und die letzte und höchste Gemeinschaft – die Menschheit – hat überhaupt keine Grenzen. Weil dem aber so ist, weil es eine tiefinnerliche Gewissensentscheidung jedes Einzelnen ist, welcher Heimat er angehören mag – gerade deshalb haben es die Staaten leicht, wenn sie den Menschen diese Entscheidung abnehmen und jedem den Platz anweisen, an den er sich zu stellen hat. Denn die meisten drücken sich gerne um Gewissensentscheidungen. Trotzdem gelingt den staatlichen Gewalten ihre Absicht nie vollkommen: selbst bei strengster Abschließung der Einzelstaaten bilden sich immer wieder überraschend schnell überstaatliche und zwischenstaatliche Organisationen. Und diese Organisationen haben, da sie sich auf einem tieferen und geistigeren Heimatgefühl, als dem staatlichen und nationalen, aufbauen, die Tendenz, die Selbstherrlichkeit der Staaten zu überwinden. Daraus erklären sich ja auch die Bestrebungen der Staatsregierungen, die sich in diesem Punkte durchaus solidarisch fühlen, es gerade aus dieser ihrer Solidarität heraus gelegentlich immer wieder zu einem Kriege zwischen den Staaten kommen zu lassen. Daß dabei *ein* Staat gegen den *andern*, *eine* Regierung gegen die *andere* kämpft, ist nur der äußere Aspekt dieser Ereignisse: es handelt sich immer darum, daß die Regierungen, indem sie, von außen gesehen, *einander* bekämpfen, im Grunde genommen *solidarisch* alle *überstaatlichen und zwischenstaatlichen Gemeinschaften* bekriegen.

Das können sie aber nur mit Hilfe jener vorhin geschilderten Täuschungen. Und sie werden so lange imstande sein, Erfolge damit zu erzielen, als in den Völkern selbst etwas lebendig ist, was sich nur allzu gerne täuschen läßt. Erst wenn es den Menschen klar bewußt geworden sein wird, was ihre *wahre* Heimat ist, erst wenn die tieferen Gemeinschaften und Gebundenheiten eine größere und zwingendere Evidenz für sie besitzen werden, als die massiveren Tatsächlichkeiten des staatlichen Lebens, erst wenn sie die Realität des scheinbar Unrealen nicht nur gedanklich eingesehen, sondern am *eigenen Leibe* erfahren haben werden, erst wenn ihr ethisches Wollen ihnen die höchste, unausweichlichste Wirklichkeit bedeuten wird: – erst dann werden sie das Wort „Heimat" reinen Herzens wieder gebrauchen können, ohne befürchten zu müssen, mit einem geschickt verfertigten Surrogat betrogen zu werden.

So viel über „Heimat-Ersatz." Es gibt aber noch tausend ähnliche Ersatzartikel. Man denke nur an den deutschen, russischen, englischen, französischen, japanischen, türkischen, montenegrinischen „Geist," an den germanischen, romanischen, slawischen, mongolischen, semitischen Geist, an den unvölkischen, undeutschen, unfranzösischen, unmontene-

grinischen Geist – und man wird sich darüber klar sein, daß all dieser Spiritus nur schlechter Fusel ist, mit dem die Völker so lange berauscht werden, bis sie einander vor lauter „Geist“ in Fetzen reißen, da sie vergessen haben, daß es nur einen göttlichen Geist gibt, der ihnen allen innewohnt.

Alle Staatenlenker geben ihren verlogenen „Wahrheit-Ersatz“ als Wahrheiten aus und stempeln so die eine Wahrheit zur Lüge. Sie proklamieren das „Recht“ auf das Töten der „Feinde,“ während jede Tötung einen Rechtsbruch an sich bedeutet. Sie lassen den Kunst-Ersatz, jene Kunstfertigkeit, die entweder den Speichel der Tagesgötzen aufleckt und sich an der „großen Zeit“ berauscht, oder sich vor der „rauhen Wirklichkeit“ in ihren sogenannten „stillen Tempel“ flüchtet, als Kunst ausschreien, während alle echte Kunst, die die Künderin der reinsten und tiefsten menschlichen Verbundenheiten und Forderungen ist, entweder als unkünstlerisch geächtet, oder als „Kunst an sich“ ins rein Ästhetische erhoben und menschlich unwirksam gemacht wird.

Ersatz! Ersatz! Ersatz! Nur einen „Kriegs-Ersatz“ gibt es bisher noch nicht, an dem sich die Könige, Feldherren, Staatsmänner und solche, die es werden wollen, berauschen können, ohne die Völker hinzumorden. Es wäre der einzige Ersatz, der der Menschheit zum Segen gereichen würde.



Stimmen des Friedens.

Die „Feuille“ vom 17. Aug. teilt folgenden Auszug aus einem Artikel René Nicods mit, der in der „Humanité“ vom 12. d. M. enthalten ist.

Ich bin fest überzeugt, dass der Friede auf folgenden Grundlagen sofort geschlossen werden könnte:

Befreiung aller besetzten Gebiete;

Rückgabe der deutschen Kolonien;

Meeresfreiheit durch Neutralisierung oder Internationalisierung der Meerengen, also Sicherung des freien Zuganges zu allen Handelsstrassen des Festlandes und des Meeres für alle Nationen.

Schon glaube ich Genossen zu hören, die ausrufen: „Und Elsass-Lothringen? Und die Italia Irredenta?“

Die gemeinsame Meinung der Sozialisten über diese Fragen ist bekannt, die beide auf der allgemeinen Friedenskonferenz liquidiert werden müssen, aber nicht wert sind, dass man deshalb den Krieg auch nur um eine Minute verlängere. Das ist nicht bloss meine persönliche und tiefe Überzeugung, sondern ich kann auch in vollster Aufrichtigkeit beteuern, dass es die Meinung aller Soldaten ist. Jede entgegengesetzte Behauptung erregt — das kann ich abermals versichern — in den Schützengräben heftige Proteste. Unsere gebieterische Pflicht ist nun, sobald als möglich die Internationale zu versammeln und die feindlichen Brüder zu versöhnen. Ich verstehe nicht, wie irgend ein Sozialist sich der Konferenz der Internationale widersetzen kann, ohne sich selbst öffentlich Lügen zu strafen und in der demütigendsten Weise als Apostaten zu bekennen. Sie sollen sich doch öffentlich zeigen, diese Lügen-Sozialisten; das Proletariat wird sie nicht mehr als seine Vertreter anerkennen.

Sollten aber die Regierungen uns die Pässe verweigern, so muss die Arbeiterklasse und die sozialistische Partei zum Äussersten entschlossen sein und für die Revolution die Bourgeoisie verantwortlich machen, welche durch ihre Hartnäckigkeit die revolutionäre Situation geschaffen hat.

Und wenn die internationale Konferenz zusammentritt, welches Programm soll sie haben? Was sollte sie denn der Welt anderes zu verkünden haben, als dass der Friede den Zusammenbruch des europäischen Militarismus besiegeln muss, von dem der deutsche Militarismus lediglich die fortgeschrittenste und angriffslustigste Form ist!

Das ist das zu erreichende Friedensziel. Und der Weg dazu ist folgender: Die Internationale wird feststellen, dass der moskowitische Imperialismus, durch die Revolution weggefegt, seine Gier nach Konstantinopel und den Meeresengen bereits aufgegeben hat; dass der deutsche Imperialismus ebenso seinem unsinnigen Streben nach Weltherrschaft entsagen muss; und dass auch der Imperialismus der Entente auf das linke Rheinufer und auf eine Teilung der Türkei Verzicht leisten muss. Wohl aber wird die Konferenz die Revision der Friedensklauseln von Brest-Litowsk und Bukarest fordern. Auch wird sie in grossen Zügen die Gebietsveränderungen angeben, die ihr wünschenswert erscheinen. Ich kann mir sehr gut ein neues Europa vorstellen, dessen östlicher Teil eine einzige grosse Konföderation bilden würde — oder auch mehrere — umfassend alle die slavischen, arischen, uralo-altaischen Staaten, deren 180 Millionen Einwohner das ganze ungeheure Gebiet von der deutschen Grenze bis zum Stillen Ozean, von Rumänien bis zur Behringstrasse, vom Schwarzen Meer bis zum Eismeer bevölkern; eine andere Konföderation könnte die Völker des Balkans und Österreich-Ungarns vereinigen, eine dritte alle Stämme des deutschen Volkes. Um den Frieden herzustellen und den Völkerbund vorzubereiten, bedarf es des energischen Handelns seitens der Internationale, in allen Richtungen, auf allen Gebieten. Lassen wir doch die Stunde des Friedens nicht ungenützt verstreichen, ergreifen wir die Gelegenheit, schaffen wir sie, wenn es nötig ist und unterlassen wir ja nicht, wie unsere Freunde, die Engländer, zu sagen pflegen, das richtige Ding zur richtigen Zeit und auf die richtige Art zu tun.

Zu der Rede des Präsidenten Wilson am Grabe Washingtons äussert sich die „Westminster Gazette“ (5. Juli):

... Preussische Theoretiker haben die Karikatur einer Staatsdoktrin aufgestellt, welche wir als den Tod der Freiheit und des Friedens erkennen. Die Idee eines Staates, der sich die Macht als solche zum Ziel setzt, unbekümmert um die Rechte und Bedürfnisse seiner Nachbarn, empfinden wir als barbarisch — und die Schrecken eines vierjährigen Krieges lassen uns nicht den geringsten Zweifel darüber, dass dem ein Ende gemacht werden muss, wenn nicht die Zivilisation darüber zugrunde gehen soll. Aber es wäre Heuchelei, zu behaupten, dass nicht auch andere Staaten mehr oder weniger sich zu der Doktrin der unbegrenzten Staatsmacht bekannt haben, oder dass sie den Gedanken eines Völkerbundes, wie ihn Präsident Wilson begreift, aufnehmen könnten, ohne ihre eigenen theoretischen und praktischen Methoden zu revidieren.

... Bei den Alliierten gibt es nur zu viele Bernhardis, die sich sehr darüber ereifern, dass dies eine unmögliche Einschränkung der Freiheit unabhängiger, souveräner Staaten wäre, und die von dem Ideal abschwenken, weil sie sehen, dass es seine ernsten und unbequemen Seiten hat — neben den angenehmen und erwünschten.

Aber, die Völker müssen lernen oder zugrunde gehen, wie schon Viscount Grey ausgeführt hat. Die Frage, welche Wilson klar und scharf aufwirft, ist die: Haben die Völker in diesen Jahren begreifen gelernt, dass souveräne Staaten sich eines Teiles ihrer Einzelrechte begeben müssen, um die Verwirklichung eines internationalen Rechtszustandes zu ermöglichen oder werden sie unaufhaltsam die steile Böschung hinunterrollen, um endlich sich selbst und die ganze menschliche

Zivilisation zu vernichten? Es wird immer klarer, dass diese uneingeschränkte Freiheit der Staaten, an welche die Vorkriegstheoretiker sich klammern, die individuelle Freiheit des Staatsbürgers vernichtet. Wenn nach diesem Kriege das vorkriegerische Rüstungssystem noch besteht und die Nationen keine anderen Mittel haben, ihre Streitigkeiten zu schlichten, als den Appell an die Waffen, sind wir alle der servilsten Form des Militärstaates verfallen. Für die alten Kriegsschulden und die neuen Rüstungen müssten alle Regierungen den grössten Teil des Privatbesitzes, sowie der Zeit und der Kraft der Staatsbürger absorbieren. In England werden wir die jetzige Besteuerung und Staatskontrolle beibehalten müssen und dazu wird der Staat zu dem drastischen Mittel einer staatlichen Zwangseinmischung greifen müssen, um die Produktion zu fördern, zu der die Motive fehlen. Wissenschaft und Industrie werden zumeist damit beschäftigt sein, neue Methoden der Zerstörung zu entwickeln; wir werden immerfort auf der Hut sein müssen, gegen neue überraschende Angriffsmethoden unserer Feinde. Für Sozialreformen und die Vergnügungen und Annehmlichkeiten des Lebens wird nichts da sein, und wir, mit uns alle Völker, können von Glück reden, wenn nicht an irgendeinem Punkte dieser Entwicklung Revolutionen und verzweifelte soziale Vorstösse zutage treten. Die besitzenden Klassen, welche mit Zähigkeit an den alten Ideen festhalten, müssen dazu gebracht werden, einzusehen, dass dies der Preis ist, den sie zu zahlen haben. Denn das alte System ist von Grund aus ungeordnet und wir lernen jetzt begreifen, dass dauernde Unordnung in dem Verhältnis der Staaten zueinander nicht bestehen kann, ohne Unordnung und Verwirrung in das Leben jedes einzelnen Individuums zu bringen.

The Daily News (8 Juli):

Wenn die Gewalt allein den Ausgang des Krieges entscheiden soll, wird weder dieses noch das kommende Jahr sein Ende sehen. Der Umstand, dass Deutschland die Alliierten nicht bis zum Meere treiben kann, besagt noch nicht, dass die Alliierten Deutschland zum Rhein drängen können. Wenn wir der Lehre von dem „Knock-ont-blow“ getreu bleiben, dehnt sich ein endloses Bild von Schlachten und Morden vor uns aus. ... Der stärkste Anreiz für die Deutschen zur Fortsetzung des Kampfes wäre der Glaube, dass Deutschland um sein Leben kämpft. Wenn es den alliierten Staatsmännern gelänge, dem deutschen Volke klar zu machen — etwa wie Präsident Wilson es immer wieder und Mr. Churchill in treffender Rede am Unabhängigkeitstag getan haben — dass Deutschlands Existenz als organisierter Staat in den Händen eines Völkerbundes ebenso gesichert wäre als die Existenz Englands und Amerikas, dann könnte der Krieg um Monate, wenn nicht um Jahre abgekürzt werden.

In der Arbeiter-Zeitung (Wien, 16. Juli) fragt Max Adler:

Warum kann dieser Krieg nicht aufhören? Das ist nicht nur die tägliche und stündliche bange Frage unzähliger Millionen auf dem ganzen Erdenrund, sondern zugleich auch ein wirklich seltsames Problem. Denn wenn etwas sicher ist, so dies, dass alle Völker des Krieges müde sind, dass alle nach dem Frieden lechzen wie der Verschmachtende nach dem Wasser. Ja noch mehr, auch die Überzeugung, der jüngst erst Kühlmann zum Opfer gefallen ist, wird immer allgemeiner, dass dieser Krieg nicht militärisch entschieden werden kann und dass daher die Fortsetzung des allgemeinen Blutbades eine immer furchtbarere Sinnlosigkeit wird. Zum Schlusse wird der Friede ja doch das Resultat einer internationalen Konferenz sein, die schon heute möglich wäre. Warum also geht gleichwohl dieses unsagbare Elend des Krieges weiter und ist die Aussicht auf ein Ende heute geringer als je zuvor?

Es ist eine klägliche Antwort auf diese Frage, dass es der mangelnde Wille der — anderen sei, der die harte Notwendigkeit der Kriegsfortsetzung bedingt. Das zeigt sich schon darin, dass diese Antwort eben überall gegeben wird bei uns wie bei unseren Gegnern ....

Wie eine Bestätigung zu den Worten Adlers klingen die aus Anlass der Rede Wilsons erfolgten Ausführungen Pierre Renaudels (l'Humanité, 5. Juli):

... Es ist ein abermaliger Appell an die Demokratie, die Feststellung, dass der Weltfrieden künftig nicht mehr von willkürlichen geheimen Mächten abhängig sein soll; es ist eine Wiederholung des Entschlusses, künftig alle Streitfälle zwischen Völkern wie zwischen Individuen zu schlichten, so dass die Vorherrschaft eines einzelnen Volkes nicht mehr möglich ist; es ist ein Bekenntnis zu der Pflicht aller Nationen, internationale Verträge gewissenhaft einzuhalten; es ist die Morgenröte eines Völkerbundes, der die Machtmittel aller freien Völker einen soll, um die Durchführung des Rechtes zu sichern, auf dem allein ein gerechter und dauernder Frieden ruhen kann. Es ist mit einem Wort, wie Präsident Wilson sagt, „die Herrschaft des Gesetzes basiert auf der Zustimmung der Beherrschten, gestützt durch den organisierten Willen der Menschheit".

Ja, für einen solchen Frieden sollen die Völker kämpfen. Nur ein solcher Frieden kann sie dazu bestimmen, einer Fortsetzung der fürchterlichen Plage zuzustimmen, die schon Millionen und Millionen Menschen niedergemäht hat. Wenn morgen unsere Feinde sagen: „Diese Prinzipien sind auch die unsern; sie sollen unsere derzeitigen Streitigkeiten schlichten" — dann brauchen wir keinen andern Sieg und der Friede kann seinen Einzug halten.

Solange unsere Gegner diese Worte nicht aussprechen, ist es unsere Pflicht, in unserm Widerstand zu erstarken, unsere militärische Schlagkraft zu erhöhen, unser Bestes zu tun, damit der Feind nicht durch Gewalt einen Frieden erlange, der ihn zum Herren macht und uns zur Ohnmacht verurteilt....

Das „Berliner Tageblatt" (6. Juli 1918) schreibt aus demselben Anlass:

... Die vier „Bedingungen" Wilsons sind wieder in jenem Stile abgefasst, der die Kriegszielerklärungen der heutigen Staatsmänner auszeichnet. Sie sind unklar und verschwommen, und man sucht durch Nebelschleier hindurch zu erraten, was der Redner eigentlich meint. Aus der ersten Bedingung könnte man den Wunsch nach Einschränkung der Rüstungen herauslesen, den wir für unser Teil mitempfinden. Die zweite kehrt zum „Selbstbestimmungsrecht der Völker" zurück, schliesst Annexionen und Unterdrückungen aus und könnte dann also von allen, die keine Annexionen und Unterdrückungen wollen, unterschrieben werden. Die dritte spricht von der Wiederherstellung des Rechts und verlangt dazu die Bewilligung aller Völker. Auch dagegen lässt sich gar nichts einwenden. Die vierte Bedingung fordert die Schaffung einer Friedensorganisation und die Einsetzung eines Schiedsgerichts — und das ist eine Forderung, die auch von den deutschen Mehrheitsparteien vertreten wird. So liegt in den „Bedingungen" Wilsons an sich eigentlich nichts, was die Welt hindern könnte, Frieden zu schliessen. Indessen, Wilson spricht vom Kampf „auf Leben und Tod". Er sollte wissen, dass Deutschland recht lebendig und lebenskräftig ist.



Auch muss ich sagen, halte ich es für wahr, dass die Humanität endlich siegen wird. Nur fürchte ich, dass zu gleicher Zeit die Welt ein grosses Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein wird.

Goethe.



Deutschlands Schicksalsstunde.

Von Prof. S. FEILBOGEN.

Seit zwei Monaten weichen die deutschen Armeen an der Westfront zurück. Der Rückzug vollzieht sich mit einer auch vom Feinde anerkannten Planmässigkeit und Geschicklichkeit. Aber er ist an die Stelle des angekündigten und stürmisch begonnenen Siegeszuges nach Paris getreten. Eine tiefe Depression beginnt sich des deutschen Volkes zu bemächtigen, wie u. a. aus den eindrucksvollen Warnungen des Generalfeldmarschalls und aus den strengen Drohungen des Berliner Oberkommandos hervorgeht. Wie lässt sich dieser rasche Umschlag erklären? Das deutsche Volk hat in diesem Kriege der Rückzüge schon viele erlebt, aber es hat in seinen grossen Massen auch in minder günstigen Lagen der bewährten Heeresleitung volles Vertrauen geschenkt und es auch bald durch eine günstigere Wendung der Dinge gerechtfertigt gesehen. Dieses Mal jedoch geht ein Zittern durch die deutsche Volksseele. Ganz anders war die Haltung der Alliierten bei viel schlimmerem Missgeschick, etwa der Italiener nach dem Durchbruch von Flitsch-Tolmein, der Franzosen und Engländer nach den erschütternden Erfolgen der diesjährigen deutschen Märzoffensive. Das nationale Unglück bewirkte nur die noch straffere Zusammenfassung aller Kräfte, die Einigung der Nation in sich und aller Alliierten untereinander zu einer einzigen Front voll Trotz und Kraft. Wie kommt es, dass die letzten Rückschläge, die doch das deutsche Land gar nicht erreichen, bei den Deutschen eine ganz andere seelische Wirkung auslösen, als bei den Völkern der Entente die ärgsten Niederlagen, die ihr Land dem Feinde weithin offenlegten?

Die Ursache springt in die Augen. Dieselbe Tatsache, die den Mut der Alliierten aufrecht erhalten hat, drückt den der Deutschen herab, die Tatsache des massenhaften Zuströmens von Amerikanern. War schon früher an der Westfront die Überzahl an Menschen und Waffen auf der Seite der beiden Grossmächte, so wird diese Übermacht noch um die volle Kraft der Vereinigten Staaten vermehrt werden. Und während früher die ziffernmässige Übermacht der Entente durch den Mangel einer einheitlichen und den Deutschen ebenbürtigen Führung abgeschwächt wurde, ist jetzt die Einheit der Front mit aller Energie verwirklicht und die Leitung in die Hände eines Generals gelegt, von dessen Ebenbürtigkeit mit den deutschen Heerführern rasche Erfolge Zeugnis zu geben scheinen. Dazu kommt

der Schrecken vor der überlegenen Technik der neuen Tanks und Maschinengewehrmotoren. So steht denn das deutsche Volk unter dem Eindruck, dass die Übermacht, deren sich seine Heere nun schon vier Jahre lang in so ruhmvoller Weise erwehrt haben, schliesslich doch entscheidend zur Geltung kommen könnte. Es ist eine wichtige Aufgabe der deutschen Reichsregierung und Heeresleitung, der beginnenden Entmutigung Herr zu werden.

Zu diesem Zwecke genügen auch die schönsten Reden nicht. Sie wenden sich an ein unterernährtes Volk, das seine besten Kinder verbluten, sein Vermögen verpulvern sieht und des Unheils kein Ende abzusehen vermag. Auf die Feinde machen sie natürlich noch weniger Eindruck. Selbst das so sympathische oesterreichisch-ungarische Anerbieten einer unverbindlichen Aussprache über den Frieden hat bei ihnen keine ermutigende Aufnahme gefunden. Wohl aber ist es aus diesem Anlasse geschehen, dass eine Anspielung Balfours auf die von Deutschland geforderte Rückgabe seiner Kolonien einfach mit Lachen aufgenommen wurde. Die Feinde Deutschlands — darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben — wollen sich durch nichts von dem Versuche abhalten lassen, den Kampf bis zur zerschmetternden militärischen Niederlage Deutschlands fortzusetzen, dann aber auch einen zerschmetternden Frieden zu diktieren, falls es ihnen gelingt. Schon heute spricht Clemenceau davon, dass es zwischen dem Verbrechen und dem Recht keinen Vertrag gibt. So bedrohen die Alliierten Deutschland mit dem furchtbarsten Schicksal, das jemals ein unvergleichlich tüchtiges Volk nach tapferster Gegenwehr getroffen hat. In dieser Schicksalsstunde kann es nur eine Rettung geben: das Vermeiden der Fehler, welche auf deutscher Seite den Misserfolg mitverschuldet haben.

Wenn dieser Krieg für Deutschland verloren werden sollte, so ist er am Tage von Brest-Litowsk verloren worden. Damals war eine unvergleichliche Gelegenheit geboten, durch grossherziges Entgegenkommen für das geschlagene, den Frieden suchende Russland dem hart kämpfenden deutschen Volke nach Osten hin den Rücken zu decken, und zugleich den Völkern der Entente das lockende Bild eines ehrenvollen Friedens vor Augen zu halten. Hätten die Staatsmänner der Entente trotzdem an ihrem Vernichtungswillen festgehalten, so konnten sie von ihren eigenen Völkern gestürzt werden. Statt dessen wurde den Russen ein Gewaltfrieden, den einen unmöglichen Zustand fordert, in demütigendster Form aufgezwungen. Und dieser harte Frieden fand eine noch schärfere Ausführung. Der gefährliche Deutschenhass, welcher dadurch im ganzen Lande entfacht wurde, musste ganz erhebliche deutsche Streitkräfte im Osten binden, die nun im Westen schmerzlich vermisst werden. Noch mehr war dies der Fall, als Deutschland sich berufen fühlte, in der Ukraine und in allen Randstaaten bis nach Finnland hin, als Gendarm der kapitalistischen Ordnung und des

monarchischen Prinzips aufzutreten.[1]) Sollen die dort gebundenen militärischen Kräfte freiwerden, so müssen auch die dortigen Völker ihrer freien Selbstbestimmung überlassen werden, die ihnen dauernd vorzuenthalten übrigens Deutschlands Kräfte nicht ausreichen. Und auch gegenüber Grossrussland muss ein ganz andrer Geist einziehen, als er aus den Worten des Generals Hoffmann in Brest-Litowsk gesprochen hat.

Aber wie sollte die Selbstbestimmung der Esten oder Polen respektiert werden, wenn die der Deutschen im eigenen Lande missachtet wird? Die schwächliche Haltung der deutschen und der preussischen Regierung gegenüber dem Beschlusse des preussischen Landtages in der Wahlrechtsfrage ist der zweite grosse Fehler gewesen, der auf deutscher Seite den Misserfolg mitverschuldet hat. Zur physischen Schwächung eines unterernährten Heeres ist die moralische Unsicherheit der Soldaten gekommen, welche im eigenen Vaterlande das primitivste politische Recht nicht erlangen sollen, das die Engländer eben jetzt den Frauen gewährt haben. Man scheint vergessen zu haben, dass unter den deutschen Fahnen Millionen von Sozialdemokraten kämpfen. Am 1. August 1914 sind sie hinausgezogen, „mit Herz und Hand, fürs Vaterland.“ Sie mögen viel umgelernt haben, aber schliesslich sind es doch dieselben Menschen, denen in Friedenszeiten der französische, der englische Kampf- und Klassengenosse näherstand als der hochmütige Junker ihres Heimatdorfes. Jetzt raubt ihnen dieser noch hinterrücks ihr Wahlrecht. Ist es möglich, dass sich in ihnen nicht immer mehr der Zweifel regen sollte, der Schmerz über das Verhängnis, das sie zwingt, auf den Kameraden zu schiessen und den zu verteidigen, der beim nächsten Streik der Friedenszeit vielleicht auf sie selbst schiessen lassen wird? Natürlich ermangeln die Feinde nicht, dem deutschen Wehrmann in ihren geschickt abgefassten und massenhaft abgeworfenen Flugblättern diesen Sachverhalt in allen Tonarten zu Gemüte zu führen. Und wenn man in letzter Zeit in den neutralen Ländern einen Wandel der Stimmung zu Ungunsten der Deutschen bemerkt haben will, so wäre die Ursache nicht dem Wechsel des Kriegsglücks zuzuschreiben, das morgen wieder umschlagen kann, sondern dem peinlichen Eindruck, den die beharrliche Versündigung gegen das Selbstbestimmungsrecht der Ost-Völker und des eigenen so herrlich erprobten Volkes, in allen demokratischen Staatswesen hervorbringen muss.

Die nächste Aufgabe der deutschen Politik muss also die Gutmachung dieser Fehler sein. Dazu aber noch eines: Konzentration aller Gedanken, aller Kräfte auf die Verteidigung. Nicht mehr auf die famose Verteidigung durch Angriff, die einem Eroberungskrieg zum Verwechseln ähnlich sieht. Nein. Verteidigung durch Heranziehung jedes entbehrlichen Mannes aus dem

[1]) Einen sprechenden Beleg hiezu bietet der nachfolgende Artikel, der uns von einem notorischen Deutschenfreund unter den Esten zur Verfügung gestellt wird. *D. Red.*

Reiche und aus dem Osten und durch strenges Fernhalten der Heeresleitung von dem politischen Gebiet, welches ihre Aufmerksamkeit in der letzten Zeit bisher nur zu sehr abgelenkt hat. Man pflegt einen Beweis von Napoleons überwältigender Geistesgrösse darin zu erblicken, dass er von Schönbrunn aus dem Théâtre Français seine Verfassung gegeben hat. In Wirklichkeit mag es eine Ursache seiner schliesslichen militärischen Niederlage gewesen sein, dass er vom Felde aus auch noch die tausend Angelegenheiten der Zivilverwaltung beeinflussen wollte.

Wenn der Rückschlag die Folge der Einkehr haben sollte, wenn der Ernst der Lage jedem Deutschen, dem General wie dem Soldaten und dem einfachen Bürger zum Ansporn werden sollte, in der Defensive das Äusserste zu leisten, und jede Art von Siegesübermut gründlichst abzulegen, dann wird Deutschland auch aus dieser Schicksalsstunde nur noch grösser und stärker hervorgehen als zuvor. Schon hört das geübte Ohr aus den Äusserungen der Presse und der Regierungen auf seiten der Entente jenes Übermass, jene Überhebung heraus, mit der die Gewalt jeden ihrer Inhaber zu vergiften pflegt. Es scheint im Plane der Geschichte gelegen zu sein, dass die Gewalt nur selten klug ist, da wir armen Menschenkinder ihr sonst schon gar nicht entrinnen könnten. Auch die Entente entgeht diesem allgemeinen Menschenschicksal nicht und bei der ersten Spur eines Sieges schreit sie sofort auch nach dem Sieg-Frieden. Das Masslose anzustreben ist aber das sicherste Mittel, das Erreichbare zu verfehlen.

Auch jetzt wieder scheint der Vorschlag der österreichisch-ungarischen Monarchie zur unverbindlichen Aussprache an dem Starrsinn der Gegenseite wirkungslos abzugleiten. Wenn diese früher jedes Friedensangebot verschmäht, jede Friedenskonferenz abgelehnt hat, so glaubt sie damit keine günstige Gelegenheit versäumt zu haben. Denn zu dem von der Entente beharrlich festgehaltenen Ziele der militärischen Demütigung des deutschen Militarismus war noch keine Gelegenheit geboten. Aber augenblicklich ist er gedemütigt wie noch nie. Es bedarf vielleicht nur noch eines Entgegenkommens von seiten der westlichen Demokratien, um den deutschen Freiheits- und Friedensfreunden das definitive Übergewicht über die Militärgewalt zu verschaffen. Wird dies unterlassen, hört das deutsche Volk von der Gegenseite nichts als das Schnauben der Rachgier, dann kann es nicht daran glauben, dass es dem Feinde ernstlich um ein befreites Deutschland zu tun ist. Dann kann das deutsche Volk nichts anderes tun, als seinerseits alle Mittel zu seiner Rettung in starker Hand zusammenzufassen. Zu diesen Mitteln gehört aber auch das Bewusstsein jedes deutschen Mannes, dass das Vaterland, auch wenn es die Rechte des Bürgers gilt, nur Deutsche kennt, nicht Parteien.



Zur Lage in Estland.

Im Anschluss an den Artikel von M. Martna und K. Menning „Estland und die estnische Frage“ in unserer Nummer vom 30. Juni veröffentlichen wir die nachfolgende Denkschrift nebst Materialien, deren Echtheit und Glaubwürdigkeit ausser Zweifel steht. Beide werfen ein grelles Licht auf die verhängnisvolle Talent- und Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Militarismus dem deutschen Volke ohne dessen Wissen den Hass der Bevölkerungen in den besetzten Ländern zuzieht.

Die Red.

I. Denkschrift an die Kaiserlich deutsche Reichsregierung.

Nach dem Friedensvertrage von Brest-Litowsk hat die Sowjetregierung von Grossrussland dem Deutschen Reich das Recht eingeräumt, Livland und Estland durch eine deutsche Polizeimacht zu besetzen, bis dort die Sicherheit durch eigene Landeseinrichtungen gewährleistet und die staatliche Ordnung hergestellt ist. — Bei dieser Vereinbarung hinsichtlich des estnischen Gebiets haben die Vertragschliessenden sich nicht um die Wünsche des estnischen Volkes gekümmert, obgleich sowohl der russischen Sowjetregierung als auch der deutschen Reichsregierung seitens bevollmächtigter Delegierter der gesetzmässigen estnischen Volksvertretung die Erklärung zugegangen war, dass das vereinigte Estland sich auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker für einen unabhängigen neutralen Staat erklärt hat. Da sowohl die Russische Sowjetregierung, als auch die Deutsche Reichsregierung das Prinzip der Selbstbestimmung der Völker feierlich anerkannt hatten, so konnten sie über Estlands staatliches Schicksal keine Bestimmungen treffen, ohne dass das estnische Volk durch seine gesetzlichen Vertreter ausdrücklich seine Zustimmung dazu erteilt hätte.

Daher legen wir hiermit feierlich Verwahrung ein gegen eine Verletzung der Rechte der unabhängigen neutralen estnischen Republik durch den Friedensvertrag von Brest-Litowsk.

Vor der deutschen Volksvertretung hat der Reichskanzler Graf Hertling die militärische Aktion in Liv-Estland als „eine im Namen der Menschlichkeit unternommene Hilfsmassnahme“ erklärt: die deutsche Polizeimacht sollte im Lande „nur Ruhe und Ordnung im Interesse der friedliebenden Bevölkerung schaffen“.

In der Folge hat aber die deutsche Polizeimacht im vereinigten Estland, im vollen Widerspruch mit dem Friedensvertrage von Brest-Litowsk und entgegen den Erklärungen des Reichskanzlers am 25. Februar und 18. März 1918 im Reichstage und des Unterstaatssekretärs von dem Bussche im Hauptausschuss des Reichstages, ohne jeden Rechtsgrund und ohne jeden tatsächlichen Anlass im Lande eine schrankenlose Militärdiktatur aufgerichtet.

Laut Beschluss des allgemeinen estnischen Landtages, der als gesetzmässige Vertretung des vereinigten Estland am 28. November 1917 die staatliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit Estlands proklamiert hatte, wurde eine temporäre estnische Regierung gebildet. Dieselbe hat, gestützt auf die estnischen nationalen Truppen, vor dem Einmarsch der deutschen Truppen, am 24. Februar 1918, in Ausführung des Aktes vom 28. November,

die republikanische Regierungsform in Estland verkündet und die staatliche Ordnung in den meisten Distrikten des Landes sofort hergestellt. Die Deutsche Militärleitung hat aber die estnischen nationalen Truppen desarmiert, die estnische Regierung suspendiert, die von dem estnischen Landtage geschaffenen allgemeinen Verwaltungs- und lokalen Selbstverwaltungsorgane in Stadt und Land beseitigt, um alle ihre Funktionen an sich zu nehmen, wobei als beratende Organe in den Städten und Kreisen gewisse Ausschüsse geschaffen worden sind, zu deren Mitgliedern die Militärleitung hauptsächlich Vertreter der verschwindend kleinen, nach den letzten statistischen Berechnungen 2½% nicht übersteigenden deutschen Minorität ernannt hat.

Zur Amtssprache in der Verwaltung und lokalen Selbstverwaltung hat die Militärleitung die deutsche Sprache erhoben, obwohl dieselbe von 90% der örtlichen Bevölkerung nicht verstanden wird. Sogar für die private Korrespondenz hat man die deutsche Sprache vorgeschrieben. Ebenso ist die deutsche Sprache für die Schule an die erste Stelle gerückt worden. Sogar für die Volksschule hat man den obligatorischen Unterricht der deutschen Sprache angeordnet, wobei auch für die einklassigen Volksschulen wenigstens mehrere Stunden deutscher Unterricht in der Woche vorgeschrieben sind. Da die Mehrzahl der Volksschullehrer nicht in der Lage ist, den deutschen Unterricht zu übernehmen, so hat eine grosse Anzahl von Volksschulen den Unterricht einstellen müssen. Des weiteren hat die Militärleitung die sofortige Germanisierung der Dorpater Universität angeordnet.

Durch rücksichtsloseste Massregeln von ungeheuren Geldstrafen bis zur Zwangsarbeit und zu standrechtlicher Erschiessung hat die Militärleistung jede freie Meinungsäusserung und jegliche politische Betätigung in Estland unterdrückt, dafür aber eine systematische Fälschung des estnischen Volkswillens und eine bewusste Irreleitung der öffentlichen Meinung im Lande tatkräftig gefördert. — Fast alle estnischen Zeitungen sind sofort nach dem Einmarsch der deutschen Truppen sistiert worden. Die wenigen seitdem konzessionierten Zeitungen müssen unter unerhörten Repressalien arbeiten. Nicht allein, dass für die estnischen Blätter die strengste Präventivzensur angeordnet ist und als Zensoren gerade Deutschbalten fungieren, die bisher allem Estnischen feindlich gegenübergestanden haben, es werden die Redaktionen gezwungen, tendenziöse deutschfreundliche Artikel, die ihnen von den militärischen Amststellen zugehen, als eigene Meinungsäusserungen abzudrucken, ohne die eigentliche Quelle auch nur andeuten zu können. Und wenn eine Zeitung sich dieser Forderung nicht fügen will, wird sie von der Militärleistung erbarmungslos unterdrückt, wie es kürzlich mit dem einzigen konzessionierten estnischen Blatte Revals geschehen ist.

Angesehene Vertreter der estnischen Intelligenz sind ohne jeglichen Rechtsgrund gefänglich eingezogen worden, bloss weil sie gewagt hatten, in massvollster Weise für die Beobachtung des Prinzips der Rechtlichkeit unter Berufung auf das internationale Kriegsrecht einzutreten.

Unter dem schrankenlosen Terror hat sogar die rechtsstehende Partei der estnischen Landwirte ihre politische Tätigkeit „bis zum Eintritt freierer Zeitverhältnisse“ einstellen müssen. Nachher sind von der Militärverwaltung in Livland alle politischen Organisationen unterdrückt worden, während auch die übrigen Vereine ihre Tätigkeit nur unter den schwersten Bedingungen fortsetzen können.

Die deutsche Militärgewalt in Estland begnügt sich jedoch nicht mit der

Terrorisierung der freien Meinungsäusserung, sondern leiht zugleich ihre tätige Unterstützung den Versuchen zu grober Fälschung des estnischen Volkswillens und zur Erzwingung von der estnischen Bevölkerung einer deutschfreundlichen Stellungnahme in Sachen der politischen Zukunft Estlands im strikten Gegensatz zu den allgemeinen politischen Idealen des estnischen Volkes. So bedeutet die Geschichte des Zustandekommens des Vereinigten Landesrates von Livland, Estland, Oesel und der Stadt Riga eine Reihe von brutalsten Vergewaltigungsakten. Als Vertreter des estnischen Volkes sind in den Landesrat nur einige Delegierten der Gemeindeältesten von Bauerngemeinden berufen worden, als ob es nicht auch eine erdrückende estnische Majorität in allen Städten Estlands gäbe. Und auch diese Vertretung der Gemeindeältesten ist unter solchen Umständen geschaffen worden, dass alle estnischen Gemeindeältesten aus dem Bestande der livländischen Landesversammlung einstimmig öffentlich erklärt haben, sie könnten sich nicht als rechtmässige Vertreter des estnischen Volkes ansehen, weil sie nicht aus ordnungsmässigen Wahlen hervorgegangen, sondern nur zusammenbefohlen worden sind.

Um den Beschlüssen des auf diese Weise zustandegekommenen Vereinigten Landesrats betreffs einer Angliederung Estlands an das Deutsche Reich nachträglich die mangelnde Autorität zu verschaffen, haben die Vertreter des deutschen Adels, der deutschen Pastorenschaft und anderer deutschbaltischen Kreise in Estland bei aktiver Unterstützung seitens der deutschen Militärgewalt unter der estnischen Bevölkerung eine geheime Sammlung von Unterschriften zugunsten einer engeren staatlichen Verbindung Estlands mit dem Deutschen Reich in die Wege geleitet, wobei alle Mittel zur Terrorisierung der Bevölkerung angewandt werden, um zum erwünschten Resultat zu kommen.

Schwer lastet die Hand der Deutschen Polizeimacht auch in wirtschaftlicher Beziehung auf dem Lande. Öffentlich wird seitens der Deutschen Militärleitung die kategorische Behauptung aufgestellt, als würde Estland von jeglichen Requisitionen zum Unterhalt der deutschen Okkupationstruppen befreit, weil die ökonomische Lage im Lande infolge der Kriegswirrnisse und der Bolschewistenunruhen unsäglich schwer ist. Nichtsdestoweniger hat die örtliche ackerbautreibende Bevölkerung unter allgemeinen Requisitionen der Lebensmittel und der Fourage „zum Besten der Städte“ im höchsten Grade zu leiden, ohne dass dabei die städtische Bevölkerung auch nur mit dem Notwendigsten versehen würde. Der Widerspruch erklärt sich dadurch, dass ein massenhafter Versand von den notwendigsten Lebensmitteln sogar durch die Post aus Estland nach Deutschland möglich gemacht worden ist, von anderen Gelegenheiten gar nicht zu reden.

Der Reichskanzler Graf Hertling erklärte zur genaueren Interpretation des Friedensvertrages von Brest-Litowsk am 18. März 1918 im Reichstag ausdrücklich: „... Wir denken nicht daran, uns etwa in Estland oder Livland festzusetzen, sondern haben nur den Wunsch, mit den dort entstehenden staatlichen Gebilden nach dem Kriege in guten freundnachbarlichen Verhältnissen zu leben.“ Der kommandierende Generalleutnant in Estland, Freiherr von Seckendorff, erklärt aber am 9. April d. J. in Reval bei der feierlichen Eröffnung der von der Militärleitung berufenen estländischen Landesversammlung laut offizieller Mitteilung mit besonderem Nachdruck: „Deutsche Truppen werden Estland nicht verlassen, sie werden hier zum dauernden Schutz bleiben

...“ Und der Oberbefehlshaber, Generaloberst Graf Kirchbach, betont im amtlichen Schreiben an die estnischen Organisationen Narvas mit anderen Worten dasselbe.

Das Vorgehen der deutschen Militärleitung im vereinigten Estland bedeutet sowohl formell wie auch faktisch eine unerhörte Verletzung der elementarsten Forderungen des Völkerrechts und eine rücksichtslose Niedertretung des Prinzips der Selbstbestimmung der Völker, das von der Deutschen Reichsregierung und der deutschen Volksvertretung wiederholt in unzweideutiger Form anerkannt worden ist.

Deshalb halten wir es für unsere Pflicht, dagegen bei der Deutschen Reichsregierung entschiedensten Protest einzulegen und die Deutsche Reichsleitung zu ersuchen, ohne Zögern Massregeln ergreifen zu wollen, damit die Vergewaltigung des estnischen Volkes durch die deutsche Militärmacht ein Ende nähme und das vereinigte Estland als ein selbständiger und unabhängiger neutraler Staat die Möglichkeit erhielte, die Ordnung seines Lebens selbst in die Hand zu nehmen.

Vor allem müsste die temporäre Estnische Regierung wieder in Funktion treten können, um mit Hilfe der wiederzuorganisierenden estnischen Truppen die Sorge für die staatliche Ordnung im Lande zu übernehmen, unverzüglich den Allgemeinen Estnischen Landtag einzuberufen und nach dessen Weisungen alsbald Schritte zu unternehmen, damit die Estnische Konstituierende Versammlung, deren Wahlen durch die Bolschewisten in vielen Distrikten des Landes unterbrochen worden sind, baldmöglichst zusammentreten könnte, um endgültig über die staatlichen Grundlagen und die Regierungsform im vereinigten Estland zu entscheiden.

Das Tatsachenmaterial, auf welches sich die vorhergehenden Ausführungen stützen, findet sich in den beigefügten Beilagen.

Kopenhagen, den 3. Juli 1918.

Im Namen des estnischen Volkes und des
Vereinigten Estland:
Bevollmächtigte Vertreter des Allgemeinen Estnischen Landtages
und der Estnischen Regierung:
(Unterzeichnet von: *Ferd. Kull, M. Martna, K. Menning, J. Tõnisson.*)

II. Materialien.

Nachfolgendes Material ist der deutschen und estnischen Presse in Estland, den Tagesbefehlen und Verordnungen der militärischen Oberleitung und anderen authentischen Quellen entnommen. Da die estnische Presse beim Erscheinen der deutschen Truppen unterdrückt wurde, so ist ein vollständiges Bild nicht zu gewinnen, aber doch ein solches der charakteristischsten Vorgänge.

Die Situation in Estland beim Einmarsch der deutschen Truppen.

In Reval. Am 24. März 1918 konstituierte sich die estnische Regierung und trat offiziell in ihre Funktionen. Sie erliess die Proklamation der estnischen selbständigen Republik, wobei allen Bürgern, einerlei welcher Nationalität, welchen Glaubens, welcher politischen Anschauung sie sind, gleiches Recht zugesagt wird. Ferner proklamiert sie die Rechte der völkischen Minoritäten der Deutschen, Schweden, Russen, Juden auf volle nationale und kulturelle Autonomie, ebenso die Unverletzbarkeit des Privateigentums. Die

Regierung organisiert die Selbstverwaltung in Stadt und Land, ebenso die „weisse Garde", die bereits am selben Tage mit der Entwaffnung der roten Garde begann.

In Dorpat. Am 22. Februar 1918. Die Dorpater Stadtverwaltung teilt amtlich in öffentlichem Aufruf mit, dass sie ihre Funktionen wieder übernommen hat und die Ordnung wieder herstellt. Zugleich erneuert die Dorpater Kreisverwaltung ihre Tätigkeit.

Am 23. Februar 1918. Das Dorpater Stadthaupt teilt amtlich mit, dass eine Miliz bereits organisiert und in ihre Funktionen getreten ist. An die Gemeindeverwaltungen ergeht der Befehl, sofort ihre Tätigkeit aufzunehmen und für Ruhe und Sicherheit zu sorgen. Es wird in den Zeitungen aus verschiedenen Gegenden konstatiert, dass Ordnung herrscht, wobei die estnischen Truppen die Polizeipflichten übernommen haben.

Am 24. Februar 1918 Einmarsch der deutschen Truppen in Dorpat.

In Fellin. Am 23. März 1918 verlassen die Bolschewiki die Stadt und die Stadtverwaltung tritt sofort in Funktion, wobei die estnischen Truppen den Ordnungsdienst übernehmen.

Am 24. März 1918 wird die Selbständigkeit Estlands proklamiert.

Am 25. März 1918 erscheinen die deutschen Truppen.

In Weissenstein. In der Nacht vom 23./24. März 1918 nahmen die estnischen Truppen die Bolschewikis gefangen und am Tage darauf wurde der Selbstschutz in Stadt und Land organisiert.

Am 25. März 1918 wurde die Selbständigkeit Estlands proklamiert. Am selben Tage erscheinen auch die deutschen Truppen.

Aus einer Reihe kleinerer Ortschaften liegen Zeitungsmeldungen vor, dass entweder die estnischen Truppen oder die schnell organisierten lokalen Milizen die Ordnung wieder hergestellt haben.

Die Suspendierung der estnischen Regierung, die Desarmierung der estnischen Truppen und die Beseitigung der gesetzlichen Verwaltungs- und Selbstverwaltungsorgane.

Gleich nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Reval hat die militärische Leitung die estnische Regierung suspendiert und bekannt gegeben, dass sie diese nicht anerkennt. Die Revaler Stadtverordnetenversammlung wurde aufgelöst und Oberst Berring die Oberleitung der Stadt übergeben, dem ein Rat von 24 Gliedern mit E. Dehio an der Spitze beigeordnet ist, die fast alle aus den baltischen Deutschen ernannt sind. In den Städten Hapsal, Baltischport, Weissenstein, Wesenberg, Narwa treten nach der Verordnung Generalleutnants von Seckendorff an die Spitze der Stadtverwaltungen die Stadthäupter, die vor dem 1. März 1917 im Amt gewesen waren, also Deutsche, mit bis acht ernannten Ratsmännern.

In Dorpat und Fellin liess man an die Stelle der demokratisch gewählten Stadtverordnetenversammlungen die früheren, vor 1917 gewählten, treten, mit ernannten Bürgermeistern. In Werro wurden sowohl der Bürgermeister als die Beiräte ernannt. Massgebend für die Praxis der Heeresleitung war, dass die alte vor 1917 gewählte Stadtverordnetenversammlung deutsch war, sie wurde dann restituiert, im entgegengesetzten Falle durch ernannte Deutsche ersetzt. In den Flecken wurden teils die Ältesten von vor 1917 wieder an die Spitze gestellt, teils Deutsche ernannt mit ernannten Beiräten.

Auf dem Lande wurden auf Grund des Gesetzes von 1866 die Gemeinde-

ältesten von vor 1917 wieder eingesetzt und ihnen ernannte Beiräte gegeben, während zu Kreisdirektoren deutsche Gutsbesitzer ernannt wurden.

Nachdem anfangs von Generalleutnant Freiherrn von Seckendorff durch Tagesbefehl die Formierung einer estnischen Division anbefohlen war „zum Schutz der Ordnung, Ruhe, des Vermögens", erschienen später Desarmierungsbefehle, die nicht nur die Waffen abzuliefern geboten, sondern auch die Uniformen. Ebenso ist die estnische Bürger- und Soldatenmiliz überall deutscherseits aufgelöst worden.

Deutsche Amtssprache, Deutsches Recht, deutsche Richter und deutsche Rechtsprechung. Deutsche Zensoren. Obligatorischer Schulunterricht im Deutschen. Germanisierung der Dorpater Universität. Deutsche Korrespondenz.

Die Amtssprache in den Stadtverwaltungen ist die deutsche, ebenso bei der Polizei, deren Protokolle hauptsächlich deutsch abgefasst werden. Es wird sogar verlangt, dass die Familienregister auf dem Lande deutsch abgefasst werden, und die Gemeindeverwaltungen erhalten die amtlichen Briefe in deutscher Sprache. In Reval müssen die Haustafeln in deutscher Sprache abgefasst sein, zur Amts-, Verkehrs- und Kommandosprache der Revaler Freiwilligen Feuerwehr ist die deutsche Sprache anbefohlen und auf der Revaler Eisenbahnstation sind die estnischen Aufschriften vertilgt worden. (Vom 1. August an wird auf den Bahnlinien die deutsche Amtssprache eingeführt. Die Geschäftsführung — Befehle, Telegramme, Briefe usw. — kann nur in deutscher Sprache geschehen.) Dabei ist die Zahl der Deutschen sogar in ihrem Hauptsitz in Reval nach der im April dieses Jahres erfolgten Zählung 7,2% der Einwohnerzahl. In Wesenberg hat der deutsche Magistrat die wichtigsten Strassen, die Petersburger-, die Lange- und die Breit-Strassen in Prinz Heinrich-, Prinz Adalbert- und Ludendorff-Strasse umbenannt. Zu Richtern werden Deutsche ernannt, die Rechtsprechung geschieht in deutscher Sprache und die Aburteilung nach dem deutschen Kriminalgesetz (Tagesbefehl Graf Kirchbachs). Zu Zensoren sind baltische Deutsche ernannt, die durch ihre estenfeindliche Gesinnung bekannt sind, so in Reval Sihlmann, in Dorpat H. von Pistohlkors.

Von den Schulen konnten am 8. April nach dem Tagesbefehl Freiherrn von Seckendorffs nur die mit dem Unterricht beginnen, die die deutsche Sprache zur Unterrichtssprache haben oder aber in denen wenigstens sechs Stunden wöchentlich die deutsche Sprache gelehrt wird. Auch in niederen Volksschulen ist der Unterricht im Deutschen zwei Stunden wöchentlich obligatorisch. Nach dem Bericht der Dorpater deutschen Zeitungen ist in der nächsten Zeit das Übergehen der Mittelschulen zur deutschen Sprache als Unterrichtssprache zu erwarten, nur einige wenige werden die estnische als Unterrichtssprache beibehalten. Ebenso soll die Dorpater Universität nach dem Tagesbefehl des Generals Adams vollständig germanisiert werden. Am 22. Mai ist die Universität in ihrer früheren Gestalt liquidiert worden.

Der briefliche Verkehr darf in Estland n u r in deutscher Sprache vor sich gehen, wobei alle Briefe zensiert werden.

Der Standpunkt der deutschen Militärleitung in Sachen der politischen Zukunft Estlands.

Die obengeschilderte Praxis der deutschen Militärleitung in Estland findet ihre prinzipielle Begründung in den Ausführungen ihrer obersten Ver-

treter, die im direkten Gegensatz zu den Ausführungen des deutschen Kanzlers die Annexion Estlands als selbstverständlich ansehen.

So heisst es in der Ansprache des kommandierenden Generals Generalleutnants Freiherrn von Seckendorff bei Eröffnung des „Landesrats von Estland“ am 9. April 1918:

...... „Die deutschen Truppen verlassen Estland nicht, sie bleiben hier zu ständigem Schutz und ihre Zahl wird in den nächsten Tagen noch vergrössert, nachdem unsere Hilfsaktion zur Befreiung der finnischen Brüder von ihren roten Bedrückern durchgeführt ist. Auch werdet ihr bald im Revaler Hafen und an Estlands Küsten eine grössere deutsche Flotte sehen, die zum Küstenschutz hier bleiben wird.“

In dem Schreiben des Oberbefehlshabers Generalobersten Graf von Kirchbach „An die Vertreter der Stadt Narwa zu Händen des Herrn V. Reier“ vom 20. Mai 1918 heisst es:

...... „Die Einberufung des estnischen Landtages kommt, ebenso wie die Wiederherstellung anderer Errungenschaften des Revolutionsjahres 1917, nicht mehr in Frage, nachdem der Liv-estländische Landesrat zusammengetreten ist. Ebenso kommen andere Wahlen zurzeit nicht in Frage ...“ „Der Gebrauch der estnischen Sprache neben der deutschen Amtssprache ist in der Verwaltung durchgeführt worden ...“ „Der Gebrauch der estnischen Sprache im Briefverkehr wird in Kürze wieder gestattet werden können ...“ „Ungehinderte Verkehrsmöglichkeit kann nicht zugesagt werden ...“ „Die Frage der Gründung einer estnischen Zeitung in Narwa wird geprüft werden. Vorbedingung für die Begründung neuer Zeitungen ist die Gewähr unbedingter politischer Zuverlässigkeit ihrer Herausgeber ...“ „So kann ich der Hoffnung Ausdruck geben, dass unter Mitarbeit aller derjenigen Kreise, die ihr Vaterland und Volk wahrhaft lieben, Estland unter dem dauernden Schutze Deutschlands einer freien und glücklichen Zukunft entgegengehen wird.“

Eine gleichlautende Ergänzung finden obige Anschauungen in verschiedenen amtlichen Erlassen.

Mit diesen Bestrebungen steht in direktem Zusammenhange die

Terrorisierung der öffentlichen Meinung, des politischen Lebens und breitester Volkskreise in Estland.

Terrorisierung der estnischen Presse.

Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Estland wurde die gesamte estnische Presse unterdrückt und erst später je einem Tageblatt in Reval und Dorpat das Erscheinen gestattet, dann noch einem in Dorpat. Von diesen Blättern stellte am 28. Mai das Revaler estnische Tageblatt „Tallinna Teataja“ das Erscheinen ein, weil ihm von seiten des deutschen Zensors, des Hilfspastors der Revaler Olai-Kirche, Siehlmann, die Forderung gestellt wurde, die ihm von der deutschen Pressestelle zugesandten Artikel in der baltischen Frage ohne irgendeine Notiz der Redaktion abzudrucken, selbst ohne einen Hinweis darauf, dass dieselben amtlicherseits eingesandt sind. Zugleich erschien einer dieser Artikel in der estnischen Zeitung „Postimees“ in Dorpat, wobei die einleitenden Zeilen über den Ursprung des Artikels unterdrückt waren. Dieser Artikel wurde alsdann von der deutschen Presse als eigene Meinungsäusserung der estnischen Presse zitiert. — Der Revaler Zensor Siehlmann machte darauf dem „Tallinna Teataja“ den Vorschlag, zu derartigen Artikeln hinzuzufügen, dass dieselben eingesandt sind, in keinem Falle aber die Notiz, dass diese aus amtlicher Quelle stammen. Die Redaktion

wies dieses Ansinnen als einen Versuch, die öffentliche Meinung bewusst irrezuführen, und als die journalistische Moral aufs gröbste verletzend, zurück. Darauf erschien in der übrigen baltischen Presse die amtliche Mitteilung, dass der „Tallina Teataja" amtlicherseits sistiert worden sei, weil er ohne obrigkeitliche Genehmigung das Erscheinen eingestellt habe. Zugleich wurde dem von der deutschen Militärleitung gleich nach ihrem Erscheinen in Reval sistierten estnischen Tageblatt „Paewaleht" das Angebot gemacht, unter genannten Bedingungen zu erscheinen, was aber auch zurückgewiesen wurde. Darauf begann der Zensor Siehlmann Verhandlungen mit gewissen Elementen wegen Gründung einer neuen estnischen Zeitung, die bereit wäre, alle diese Bedingungen zu erfüllen.

Der Druck auf die Presse geht soweit, dass der reinen Fachzeitschrift „Talu", herausgegeben vom nordestnischen landwirtschaftlichen Zentralverein, das Erscheinen nicht gestattet wurde.

Ein grelles Licht auf die Unerträglichkeit der Lage wirft folgende Tatsache: die in Dorpat abgehaltene Delegiertenversammlung der konservativsten estnischen politischen Partei, des „Verbandes der Landwirte", hat in einer internen Sitzung den Beschluss gefasst, die politische Tätigkeit „bis zum Eintritt freierer Zeitverhältnisse" einzustellen und sich nur auf die rein beruflichen Funktionen zu beschränken. Alle übrigen politischen Parteien, Organisationen und Vereine sind unterdrückt worden, während auch das übrige Vereinsleben sich in so engen Grenzen bewegen muss, dass oft nicht einmal Vorstandssitzungen stattfinden können.

In den Schulen ist jede „nationale und politische Propaganda" strengstens untersagt und selbst die estnische Geschichte als Unterrichtsfach ist verboten.

Furchtbare Repressalien.

Die Repressalien äussern sich in einer Reihe drakonischer Erlasse, die das öffentliche Leben in unerhörter Weise einengen.

Ein Tagesbefehl des Kommandanten von Dorpat, von Winterfeld, bedroht das Betreten der Strassen von 6 resp. 7 Uhr abends bis 6 resp. 7 Uhr morgens mit Erschiessen, ebenso „das Drucken sowie Vervielfältigen auf jede andere Art und das Verbreiten von Schriften, Aufrufen usw."

Die Verbreitung falscher Gerüchte, die den Interessen des deutschen Reiches widersprechen, mündlich oder schriftlich, zieht nach sich bis zehn Jahre Gefängnis. Ein Tagesbefehl des Generals von Adams verbietet die Anfertigung und Verbreitung von Schriften und Aufrufen unter Androhung von Zwangsarbeit nicht unter fünf Jahren bis Todesstrafe.

Das Besitzen von Schiesswaffen wird untersagt bei Todesstrafe, und nach einer Bekanntmachung des Generals Freiherrn von Seckendorff vom 2. April sind in der Tat nur für Besitz von Schusswaffen drei Bauern am 28. März durch Erschiessen hingerichtet worden. Die Leiter und Beamten der estländischen Lebensmittelverwaltung hatten sich mit einer Eingabe an die Militärleitung gewandt, in der sie die Aufmerksamkeit auf die Mängel der Verordnungen lenkten; sie wurden dafür ihres Amtes enthoben.

In Wessenberg wurden der bisherige Vorsitzende der Kreisverwaltung, Juhkam, und der bisherige Kreiskommissär, Kalbus, ohne irgend eine Angabe von Gründen verhaftet.

Die Verhaftung des Dorpater Stadtverordnetenvorstehers, Rechtsanwalts L. Olesk.

In Dorpat hatte der Stadtverordnetenvorsteher, Rechtsanwalt L. Olesk, gegen die Beseitigung der rechtmässigen demokratischen städtischen Selbstverwaltung durch die Militärleitung, ebenso auch gegen die Ersetzung der estnischen Amtssprache durch die deutscheSprache Protest erhoben.

Als man bald darauf eines Morgens in der Stadt an einer Strassenecke einen Zettel mit aufreizendem Inhalt gefunden hat, ist der bisherige Stadtverordnetenvorsteher L. Olesk mit 49 anderen Personen, hauptsächlich aus den Kreisen der bisherigen städtischen Selbstverwaltung, eingezogen und im Konzentrationslager interniert worden.

Das belegende Dokument dazu lautet also:

Bekanntmachung.

In der Nacht vom 3. zum 4. April ist ein Flugblatt an einer Strassenecke Dorpats angeschlagen worden, das zu verbrecherischen Handlungen aufreizte.

Daraufhin sind 50 Einwohner der Stadt festgenommen worden. Sie wurden einem Konzentrationslager zugeführt.

Im Wiederholungsfalle wird mit den schärfsten Massnahmen eingeschritten werden.

Gez. v. Kotsch,
Generalmajor und Befehlshaber der deutschen Truppen
in den Kreisen Dorpat und Werro.

Dazu ist zu bemerken, dass L. Olesk ein in Estland allgemein bekannter ernster Mann ist, der zu der ihm zur Last gelegten sinnlosen Tat nicht fähig ist.

Wie herausfordernd das deutsche Militär sich gegenüber der estnischen Bevölkerung benimmt, erhellt unter anderem aus folgenden Tatsachen.

Der Kommandant des Bezirks Waike-Maarja hat den Befehl erlassen, dass die Bevölkerung ihn überall mit Ehrerbietung und Hochachtung zu grüssen hat. Die Schulkinder haben auch die deutschen Offiziere zu grüssen. Dieser Befehl ist an den Landstrassen angeschlagen und fordert Gehorsam unter Strafandrohung. Ähnliches wird auch aus andern Gegenden berichtet. In Jisaku schlug ein Offizier einem Bauern den Hut vom Kopf, weil dieser ihn nicht auf offener Strasse gegrüsst hatte.

Ein besonders drastischer Fall rücksichtsloser Willkür hat sich in Reval zugetragen.

Die Verhaftung des Juriskonsults der Stadt Reval, des vereidigten Rechtsanwalts A. Peet.

Im April übersandte der Juriskonsult der Revaler städtischen Selbstverwaltung der deutschen Militärleitung ein Schreiben, in dem er den Rücktritt von seinem Posten anzeigt und als Begründung folgendes anführt:

Einige Tage nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Reval hob die deutsche Militärleitung die Revaler städtische Selbstverwaltung auf, obgleich dieselbe auf Grund der von der Provisorischen Regierung Russlands im Jahr 1917 erlassenen Gesetze in allgemeinen, direkten, geheimen und proportionalen Wahlen gesetzmässig gewählt war. An die Stelle der aufgehobenen städtischen Selbstverwaltung ernannte die deutsche Militärleitung eine Stadtverwaltung, welche hauptsächlich aus Angehörigen der deutschen Kreise Revals besteht. Auf Grund dieser Tatsache lenkte A. Peet in seinem Schreiben die Aufmerksamkeit der deutschen Militärleitung darauf, dass ein derartiges Verfahren sowohl den Bestimmungen der internationalen Haager

Konferenz, die sich auf die Okkupation beziehen, als auch den Bedingungen des Brest-Litowsker Friedensvertrages strikt widerspricht. Infolgedessen kann er, als Juriskonsult der Stadt Reval, dessen Aufgabe und Pflicht es ist, über die genaue Befolgung des Gesetzes zu wachen, ein solches Verfahren der deutschen Militärobrigkeit nicht als gesetzlich anerkennen und erklärt es für unmöglich, die Stellung eines Juriskonsults der Stadt Reval unter solchen Bedingungen länger zu bekleiden.

Auf Grund dieses Schreibens wurde A. Peet verhaftet und den 6. Mai in Reval vor das Kriegsgericht gestellt.

Bei der Gerichtsverhandlung konnte A. Peet keine Beleidigung der deutschen Militärleitung nachgewiesen werden. Man teilte ihm zum Schluss mit, dass er frei nach Hause gehen könne; das Urteil würde ihm zugestellt. — Der Abend, die Nacht und der folgende Tag vergingen, ohne dass dieses stattgefunden hätte. Am Abend des folgendes Tages um 9 Uhr erschien bei A. Peet ein Vertreter des deutschen Militärs in Begleitung eines Geheimagenten. Diese erklärten, dass A. Peet an die deutsche Militärleitung einen Brief zu richten hätte, indem er die Begründung seines Rücktritts zurücknimmt, sich ihretwegen entschuldigt und die neue Stadtverwaltung als gesetzmässig anerkennt. Als A. Peet nochmals das vorbrachte, was er im Gericht gesagt, und erklärte, dass er einen derartigen Entschuldigungsbrief nicht schreiben könne, da er sich in nichts schuldig fühle, teilte man ihm mit, dass er sich in diesem Falle im Lauf einer halben Stunde bereit zu halten habe, um sofort nach Riga zu fahren. Die Proteste und die Forderung A. Peets, dass man ihm wenigstens so viel Zeit gewähren solle, dass er seine Angelegenheiten notdürftig ordnen und seine Angehörigen und Freunde vor der Abfahrt noch sehen könnte, blieben unbeachtet. Nach der angekündigten halben Stunde brachte das Automobil, das vor der Türe gewartet, A. Peet zur Eisenbahnstation und von dort der Zug nach Riga.

In einem Briefe, den es ihm gelang, aus Riga an seine Familie zu richten, schreibt er, dass sowohl die materiellen als auch die moralischen Bedingungen im Gefängnis die schlimmsten seien, und dass er derart wenig Nahrung erhält, dass er fast die Hoffnung verloren hat, mit dem Leben davonzukommen. Seiner Frau ist es nicht gestattet worden, ihn zu besuchen.

Hinzuzufügen ist, dass A. Peet im öffentlichen Leben Estlands eine bedeutende Rolle gespielt hat und die Hochachtung weiter Kreise geniesst. Unter anderem war A. Peet Leiter der estländischen Lebensmittelverwaltung, bis dieselbe von der deutschen Militärleitung beseitigt wurde.

Diesem allgemeinen Terror schliessen sich an die Versuche, den estnischen Volkswillen zu fälschen und die Allgemeinheit über die wirklich herrschende Stimmung bei den Esten irrezuführen.

Als der sprechende Beweis für ein derartiges Vorgehen erweist sich die Geschichte des Zustandekommens und der Tagung der livländischen Landesversammlung in Riga:

Eine Darstellung des Wahlmodus der estnischen Delegierten zu der livländischen Landesversammlung und eine Schilderung der Verhandlungen dieser Landesversammlung in Riga seitens der beteiligten Esten.

(Wörtliche Übersetzung aus dem Estnischen.)

Die Wahlen zu der von dem livländischen ritterschaftlichen Landtag projektierten Landesversammlung wurden eilig vorgenommen, ohne dass vorher

von dieser Versammlung und ihren Aufgaben etwas mitgeteilt worden wäre. Die Zusammensetzung und Einberufung gingen von dem livländischen ritterschaftlichen Landtage aus, welcher um den 22. März in Riga tagte. Die Landesversammlung sollte bestehen aus 32 Vertretern des Grossgrundbesitzes, 32 Vertretern der Gemeinden, 7 Vertretern der Ritterschaft, 8 der Geistlichkeit (nämlich aus den Pröpsten der livländischen Sprengel), 10 Vertretern der Städte, aber ob gerade aus zehn oder mehr, ist nicht bekannt. Aus jeder Stadt sollte das Stadthaupt oder der Bürgermeister sein, die, wie bekannt, von der deutschen Militärleitung ernannt oder auf die Proposition der letzteren von den in solchen Städten erneuerten Stadtverordnetenversammlungen gewählt waren, wo diese vor der Revolution deutsch gewesen waren, wie in Dorpat und Fellin. Es sollte auch ein Vertreter der Universität da sein, aber es ist nicht bekannt geworden, dass die Dorpater Universität einen solchen gewählt hätte. Die Bauernschaft sollte durch Gemeindeälteste vertreten sein. Zu diesem Zweck sollten die Gemeindeältesten eines jeden Kreises, ob gross oder klein, je vier Vertreter wählen. Die Kreise waren von den Kreisdirektoren in vier Rayons geteilt und jeder dieser Rayons sollte einen Vertreter wählen. Im Dörptschen Kreise wurden die Befehle am 29. März ausgesandt und zu Wahlpunkten Kambja, Röngu, Wara und Jögewa bestimmt. Die Wahlen sollten am 3. April vor sich gehen.

Die zusammenbefohlenen Gemeindeältesten erklärten in Kambja, Röngu, und Wara, dass sie bezeugen, von den Gemeinden nicht zur Entscheidung allgemeiner, politischer Fragen des Landes und Volkes gewählt zu sein, und dass dazu der estnische Landtag im vorigen Jahre auf gesetzmässige Weise gewählt worden ist, den man zusammentreten lassen müsste. Sie sagen sich von den Wahlen los. Nur in Jögewa wurden die Wahlen ungeachtet aller Proteste der Gemeindeältesten durch den Druck des Leiters der Versammlung, des Kreisdirektors von Oettingen, durchgeführt und dort der Gemeindeälteste von Laius gewählt. Sowohl in Jögewa als anderwärts wurde versucht, auswärtige Kandidaten aufzustellen aus gebildeten und sprachkundigen Kreisen, aber es wurde nicht gestattet, sie zu wählen, sondern befohlen, nur aus der Zahl der wählenden Gemeindeältesten zu wählen. In den drei Bezirken, in denen die Wahlen misslangen, kamen am Morgen des 4. April neue Befehle an, noch am selben Tage zu neuen Wahlen zu erscheinen. Von Oettingen leitete wiederum die Versammlungen, erst in Wara und später in Röngu, und setzte durch, dass die Delegierten nach Riga gewählt wurden. Im Bezirk Wara wurde der Gemeindeälteste von Lunnja, Annok, gewählt, und in Kambja der Gemeindeälteste von Kongota, Lampmann. In Röngu wurde auch dieses Mal keiner gewählt, und von Oettingen ernannte von sich aus zum Delegierten den Gemeindeältesten von Röngu, Huik, und befahl ausserdem noch dem Gemeindeältesten von Kirepi, Ottas, an, für alle Fälle in Riga als Stellvertreter zu erscheinen, um nötigenfalls die Zahl zu ergänzen. Im allgemeinen konnten zu den zweiten Wahlen wegen des späten Befehls viele Gemeindeälteste nicht erscheinen. Ottas ist wegen seiner Deutschgesinntheit bekannt, Huik ein rückgratloser Mensch. Ottas habe auch früher an der die Deutschen zum Einmarsch auffordernden Bittschrift teil gehabt. Im Werroschen Kreise, teils auch im Dörptschen, wurde überhaupt nicht bekanntgegeben, zu welchem Zweck die Versammlung in Riga einberufen wird. Im Werroschen Kreise habe man erklärt, dass sie wegen der Nahrungsmittelfrage zusammenbefohlen ist.

Hier folgt die Erklärung der estnischen Teilnehmer an der Versammlung in Riga:

Am 8. April 1918 erhielten wir in Dorpat von Landrat von Oettingen aus Luua, der Kreisdirektor war, Eisenbahn-Freikarten I. Klasse zur Fahrt nach Riga. Zugleich wurde uns anbefohlen, am Abend desselben Tages aus Dorpat auszufahren. In Riga waren für uns Zimmer bereit im Kommerzhotel. Die im Dörptschen Kreise von den Gemeindeältesten gewählten Vertreter Lampmann aus Kongota (Wahlbezirk Kambja), Annok aus Lunnja (Wahlbezirk Wara), und Asper aus Laius (Wahlbezirk Jögewa) fuhren zusammen. Auch die Gutsbesitzer und andere deutsche Delegierte fuhren mit. In Riga wies man uns unsere Wohnungen an, und sagte, dass am selben Abend den 9. April, in den Räumen der kleinen Gilde eine Vorversammlung stattfindet. Vor der abendlichen Sitzung kam Propst Jürmann, um zu erfahren, welchen Standpunkt die Gemeindeältesten gedenken einzunehmen. Von sich aus erklärte er, dass es unmöglich ist, unter Russland zu bleiben, und dass das den Interessen Estlands nicht entspricht, die selbständige Staatsform vermag Estland nicht zu verteidigen; unter Schweden, nach dem wir wegen der guten alten Zeiten uns sehnen, können wir nicht gehen, weil es neutral ist und nicht wider Deutschland Stellung nehmen will, welches uns zu empfangen bereit ist; England ist fern und kann uns nicht unter seinen Schutz nehmen und uns helfen; uns bleibt nichts übrig, als uns unter Deutschland zu begeben.

Um 9 Uhr war im Saal der kleinen Gilde die Vorversammlung, zu der alle erschienen waren. Unter den estnischen Gemeindeältesten fehlte Toon aus Polli, der noch nicht angelangt war. Mit den Letten konnten die estnischen Gemeindeältesten in keine Verbindung treten, weil von den Esten keiner Lettisch verstand, und nur einige die deutsche Sprache beherrschten; auch wusste man von den Letten nicht, ob und wie viele Deutsch konnten.

Gewählte Vertreter der Gemeinden waren folgende:

Dörptscher Kreis:	A. Annok aus Lunnja.
	A. Asper aus Laius.
	Lampmann aus Kongota.
Fellinscher Kreis:	J. Pöld aus Leebiku.
	J. Eigo aus Wana-Wöidu.
	H. Wasmann aus Imawere.
Werroscher Kreis:	D. Raudsepp aus Wana-Koiola.
	J. Niggols aus Rasina.
	H. Haide aus Nursi.
	P. Koemets aus Wana-Antsla.
Pernauscher Kreis:	T. Puust aus Tori.
	J. Mättik aus Reiu.
	Mitt aus Woltweti.

Ausser diesen gewählten Vertretern der Gemeinden waren auf der Versammlung noch der von dem Kreisdirektor von Oettingen im Wahlbezirk Röngu (Dörptscher Kreis) zum Vertreter ernannte Gemeindeälteste von Röngu, I. Huik. Weiter der Bürgermeister oder das Stadthaupt von Dorpat Brock und die von der Stadtverordnetenversammlung gewählten Rechtsanwälte A. Lieven und R. Tarrask; aus Werro der Bürgermeister Kestner und wohl auch die Bürgermeister der anderen Städte. Von den Gutsbesitzern waren bekannt: Landrat Baron Stael-Holstein (aus dem Pernauschen Kreise), Landrat Baron Stackelberg (aus Kärde), Landrat von Oettingen (aus Kurema), von Sievers (aus Wana-Kuuste), noch ein von Sievers (aus einem anderen Kreis), ebenso noch ein Baron Stackelberg, von Bergmann (aus Alatskiwi), ausserdem viele unbekannte. Von estnischen Geistlichen kannte man Propst

Jürmann, ausserdem Propst von Falck (aus Kanepi). Von der orthodoxen Geistlichkeit war kein Vertreter da. Dann befand sich auf der Versammlung der Sohn des Pächters des Gutes Pilka Undritz, der Student Link und der Gemeindeälteste von Kirepi Ottas, die augenscheinlich von niemand gewählt waren und niemand vertraten.

Der Leiter der Vorversammlung war Landrat Baron Stael-Holstein, der auch am nächsten Tage widerspruchslos zum Leiter der offiziellen oder amtlichen Versammlung von irgend jemand vorgeschlagen und auch gewählt wurde. Er gab seine Erklärungen in deutscher Sprache ab, die dann ins Lettische und Estnische (in die letztere von Propst Jürmann) übersetzt wurden. Zur Diskussion stellte er die Loslösung von Russland und hielt selbst eine längere Rede zugunsten der Entscheidung dieser Frage in bejahendem Sinne, d. h. für die Loslösung, und teilte mit, dass auch die Versammlung der Vertreter Estlands oder des Revaler Gouvernements, an der (wenn richtig verstanden) 12 Gemeindeälteste, 18 Gutsbesitzer und andere Delegierte teil genommen hätten, sich einstimmig von Russland losgesagt hat.

Die estnischen Gemeindeältesten nahmen zu dieser Frage öfter das Wort und erklärten, dass diese Frage von grosser Tragweite ist und dass sie unter sich sie noch besprechen wollen. Pastor Falck ging von Zeit zu Zeit bei den estnischen Gemeindeältesten herum und forderte sie auf, sich mit den Deutschen zu einigen, d. h. diese Frage sofort zu entscheiden. Es sollte ein Beschluss gefasst werden, der aber nach der Erklärung des Leiters für die Versammlung des nächsten Tages keine bindende Kraft hätte. Ein lettischer Delegierter war heftig dafür, dass die Frage in bejahendem Sinne, wie Baron Stael-Holstein es empfohlen, entschieden würde. Auch verschiedene deutsche Delegierte sprachen in diesem Sinne. Die estnischen Delegierten blieben dabei, dass sie unter sich beraten wollen. Darauf wurde mitgeteilt, dass auf der öffentlichen Versammlung auch die Mitglieder des neuzuschaffenden Landesrates gewählt würden. Von den Deutschen wurden auch die Kandidaten denominiert auf mit der Schreibmaschine geschriebenen Blättern, die ausgeteilt wurden. Aus den Esten hatten sie auch Gemeindeälteste aufgenommen, so z. B. Eigo aus Wana-Wöidu, Niggols aus Rasina, Mättik aus Reiu, die sich aber lossagten. Aus dem Dörptschen Kreise wurde der von v. Oettingen ernannte Delegierte Gemeindeältester Huik als Kandidat aufgestellt, aus Dorpat der Rechtsanwalt R. Tarrask, wahrscheinlich auch als Vertreter der Esten. Die Versammlung dauerte etwa 1½ bis 2 Stunden.

Auf dem Heimwege und im Hotel gesellten sich zu den Gemeindeältesten Deutsche, wie Propst von Falck, dann Jürmann, Tarrask und Link, um jenen klarzumachen, dass sie auch für die Loslösung von Russland stimmten, denn sonst bringt der Deutsche sofort sein Heer von hier fort und die russischen Bolschewiks kommen sogleich aus Pleskan herein, und den Esten, die dann der Deutsche hasst, geht es schlecht (Pastor v. Falck). Die andern stellten die Sache auch in dem Sinne dar, oder umgekehrt, dass, wenn die Esten sich von Russland lossagen, der Deutsche darin Vertrauen zu ihm erblickte und seine Heere wegbrächte, so dass das Land gedeihen könnte; wenn aber die Esten sich nicht von Russland lossagen, dann sieht er (der Deutsche), dass der Este dem Deutschen nicht vertraut und hält dann bei uns ein grosses Heer, da er ja in uns seine Feinde sieht (Tarrask). Viel Eifer bekundete der Student Link, der sagte, dass er eben in Deutschland gewesen, und der diejenigen zu sich lud, die die Sache interessiere. Die estnischen Gemeinde-

ältesten baten zuletzt, dass man sie allein liesse, damit sie ihre Ansichten austauschen könnten. Dem folgte eine Beratung unter sich. Alle gelangten einmütig zum Beschluss, dass sie nicht die Frage über das Schicksal Estlands entscheiden dürfen, sondern dass dem Volke selbst oder der von ihm gewählten Vertretung, dem estnischen Landtag, die Möglichkeit gegeben werden müsste, den Willen des estnischen Volkes zu äussern, und dass davon keine Rede sein könne, das estnische Volk mit dem lettischen Volk und dem lettischen Teil des Baltenlandes zusammenzukoppeln, wie das Kurland und die Stadt Riga gewünscht haben.

Derselben Meinung waren auch die wählenden Gemeindeältesten auf dem Lande gewesen (wie es sich herausstellte), die auf den Wahlversammlungen gewesen, ihre Ansichten geäussert und dieselben zur Richtschnur empfohlen hatten. Dieser Gedanke wurde von verschiedenen Seiten vorgebracht, manche hatten ihn auch schriftlich fixiert. Zum Schluss einigte man sich auf eine Erklärung, die man auf der Versammlung als gemeinsame Deklaration mündlich vorzutragen und schriftlich einzureichen beschloss, damit sie unverändert und unentstellt in dem Versammlungsbericht oder Protokoll ihren Platz fände. Diese projektierte Erklärung unterschrieben alle gewählten Gemeindeältesten und auch J. Huik, der an der Beratung teilnahm, während Ottas fehlte.

Am Morgen des 10. April hatten die estnischen Gemeindeältesten in ihrer Wohnung noch gemeinsame Besprechungen, wohin auch der Gemeindeälteste Toom aus Polli im Pernauschen Kreis erschien, der den Standpunkt der anderen vollkommen als den seinigen bekannte. Es erschien weiter Baron Stackelberg, Propst Jürmann, der Student Link und noch ein Landrat, wahrscheinlich von Sievers, um die Sache klarzulegen und die estnischen Gemeindeältesten für ihren Standpunkt zu gewinnen, aber ohne Erfolg. Darauf ging man frühzeitig auf das Schloss des Gouverneurs, wo die Versammlung schon um 10 Uhr beginnen sollte. Dort musste man noch wenigstens eine halbe Stunde warten, während wiederum die Gutsbesitzer und Pröpste die Gemeindeältesten für den ihnen genehmen Beschluss zu gewinnen suchten.

Endlich wurde die Versammlung durch das deutsche Militär in Riga eröffnet. Es war das ein General in Begleitung von zwei Offizieren. Er gab eine Erklärung ab, dass am Tage vorher Estland sich einstimmig von Russland losgesagt hat. Er empfahl den Beschluss frei zu fassen und jeder sollte seine Gedanken äussern. Er liess den Leiter der Versammlung wählen, auf welches Amt der von irgendeinem Deutschen proponierte Baron Stael-Holstein gewählt wurde. Als er gewählt war, teilte man das auch in lettischer und estnischer Sprache mit. Baron Stael-Holstein hielt eine längere Rede, worauf man aufstand. Nachher wurde die Rede ins Lettische und durch Propst Jürman ins Estnische übersetzt, denn, wie gesagt, der grösste Teil der Gemeindeältesten verstand kein Deutsch. In der Rede wurde für die von den deutschen Heeren geleistete Hilfe und Rettung gedankt. Es fiel auf, dass diejenigen, die Deutsch verstanden, sich beeilten, die Sache gleich nach deutschsprachlichen Propositionen beschliessen, ohne vorher diejenigen, die nicht Deutsch verstanden, mit dem Inhalt bekannt zu machen.

Darauf stellte der Leiter der Versammlung die Lostrennungsfrage Livlands von Russland zur Diskussion und proponierte diese Frage im bejahenden Sinne zu entscheiden. Dann sprach noch jemand, wahrscheinlich ein Deutscher, und dann ein Lette sehr lebhaft für die Loslösung, worauf applaudiert wurde. Nachdem das ins Estnische übersetzt worden war, trat der Gemeindeälteste

Koemets vor und erklärte, dass die estnischen Gemeindeältesten an dieser Versammlung und an den ihr zur Entscheidung vorgelegten Fragen nicht teilnehmen können, da sie nicht zu diesem Bezirk gehören, sondern zum estnischen Rayon, und dass sie nicht gewählt und bevollmächtigt sind, im Namen Estlands und des Volkes hier Beschlüsse zu fassen, sondern das müssten im vereinigten Estland die von Estland gewählten Vertreter tun, die man zusammentreten lassen müsste. Koemets wünschte, von den anderen Gemeindeältesten dabei unterstützt, die Deklaration vorzutragen und dann zu Protokoll zu geben, aber der Leiter widersprach dem; man sage mündlich, was man zu sagen hat. Als die anderen Gemeindeältesten trotzdem auf dieser Forderung bestanden, kündigte der Leiter eine zehnminütliche Pause zur Beratschlagung an, ob er die Deklaration vortragen lässt, oder nicht. In der Zwischenzeit lief man Sturm auf die Männer, manchmal mehrere auf einen, warum sie erklärten, dass sie nicht Bevollmächtigte des Volkes sind, während sie es doch wären, und wenn sie nicht wollten als Vertreter ihre Meinung äussern, so doch ihre persönliche Anschauung. Die estnischen Gemeindeältesten antworteten, dass, wenn sie uch persönlich sagen könnten, dass sie für eine Lostrennung von Russland sind, sie doch nicht das Recht zu haben glauben, dieses im Namen des Volkes zu tun, wo sie doch nicht hergekommen sind, persönliche Meinungen zu äussern usw. Nach einer fast halbstündlichen Pause wurde die Sitzung wieder eröffnet und es wurde Koemets gestattet die Deklaration vorzutragen, die dann auch in estnischer Sprache erfolgte. Der Leiter übersetzte aus ihr nur einige Sätze in die deutsche Sprache, ungeachtet dessen, dass die Gemeindeältesten eine vollständige deutsche Übersetzung beigefügt hatten. Wer Deutsch verstand, sagte, dass der Leiter den Inhalt der Deklaration sehr mangelhaft weitergegeben hätte. Ins Lettische wurde sie überhaupt nicht übersetzt. Darauf teilten die estnischen Gemeindeältesten mit, dass sie die Versammlung verlassen und begannen wegzugehen. Einige von ihnen waren schon zur Tür hinausgegangen, als Baron Stael-Holstein ausrief, dass er im Namen der deutschen Militärleitung nicht gestattet wegzugehen. Die dringebliebenen Gemeindeältesten teilten mit, dass sie an den Abstimmungen nicht teilnehmen würden. Baron Stael-Holstein antwortete, dass sie gegen oder für stimmen müssen und brachte die Loslösungsfrage Livlands von Russland zur Abstimmung. Die estnischen Gemeindeältesten blieben sitzen, während die andern aufstanden. Darauf sagte der Leiter etwas in deutscher Sprache. Dann begann man Mitglieder in den Landesrat zu wählen, worauf die estnischen Gemeindeältesten von Neuem erklärten, dass sie weder wählen, noch sich wählen lassen, und zugleich baten, dass alle ihre Erklärungen und Aussagen zu Protokoll genommen würden. Der Sekretär sagte, da sie ihre Deklaration schon eingereicht hätten, unter der die Namen stünden, so lohnte es sich nicht mehr zu protokollieren. Im allgemeinen wurde kein Protokoll geführt, sondern es wurden nur Notizen mit Bleistift gemacht. Es erwies sich, dass trotzdem einige Gemeindeältesten, wie schon auf der Vorversammlung von den Deutschen aufgestellt, wieder gewählt waren: Mättik aus dem Pernauschen Bezirk, Niggols aus dem Werroschen, Pöld aus dem Fellinschen, Huik aus dem Dörptschen. Während Mättik weggegangen war, wiederholten die übriggebliebenen Gemeindeältesten ihren Standpunkt, dass sie die Wahl nicht annehmen. Der Leiter erklärte, dass sie gewählt seien und er neue Wahlen nicht vornehmen werde. Unter den Gewählten waren auch Tarrask, Undritz und Ottas, wobei der letztere für den Stellvertreter der Fellinschen Delegierten

erklärt wurde, obgleich er mit dem Fellinschen Kreise nichts zu tun hat. Die estnischen Gemeindeältesten verlangten noch einmal, dass alle ihre Proteste protokolliert würden, aber Leiter und Sekretär beachteten das nicht; der letztere erklärte, sie hätten schon eine schriftliche Deklaration eingereicht, aus der er die Sache protokollieren würde. Das Protokoll blieb auch auf der Versammlung unangefertigt. Die Versammlung schloss ungefähr um 12 Uhr.

Nach dem Mittagessen erschien Baron Stackelberg, um ein Verhör anzustellen, wer das Schriftstück abgefasst, ob es nicht Olesk wäre, ihre eigene Arbeit wäre es nicht. Wenn unter ihnen sich auch nur einige fänden, die aussagten, dass das Schriftstück früher fertig gemacht worden war, so würde dieses ihnen zurückgegeben werden und ihnen würde nichts geschehen, aber sonst kann es ihnen und dem Volk schlecht ergehen, von seiten der deutschen Obrigkeiten kann Böses kommen. Man solle aufs Volk wirken, und versammle es, damit es seine Meinung äussere. Man stellte das auch den andern Gemeindeältesten dar. — Die Gemeindeältesten erklärten, dass sie nicht Versammlungen zusammenberufen dürfen, da ja das verboten sei. Baron Stackelberg antwortete, dass er mit der Militärobrigkeit reden wolle. Am Abend, als die Gemeindeältesten fortfahren wollten, teilte Baron Stackelberg mit, dass er schon mit der Militärleitung gesprochen, und dass die Abhaltung von Versammlungen erlaubt sei. Die anderen fuhren weg, Huik und Ottas blieben in Riga, Toom auch. Ob er freiwillig dort blieb, ist unbekannt. Link und Undritz waren nach der grossen Versammlung nicht zu sehen. Privatnachrichten zufolge ist zum nächsten Punkt in die Tagesordnung aufgenommen worden der Anschluss an Deutschland."

* * *

Deklaration der estnischen Gemeindeältesten auf der livländischen Landesversammlung in Riga den 10. April 1918.

Wir, Endesunterzeichneten Vertreter der Gemeindeältesten der vier estnischen Kreise, die hierher in eine fremde Stadt zusammenbefohlen sind, tun hiermit kund:

1. Da uns die Einwohner der estnischen Gemeinden auf Grund des Gemeinderechts vom Jahre 1866 gewählt haben, dieses Gesetz aber den Gemeindeältesten nicht das Recht gibt, im Namen der Gemeindeeinwohner Fragen, die die Staats- und Verwaltungsordnung unseres Landes betreffen, selbst zu entscheiden oder ihre Vertreter in irgendwelche Institutionen zur Entscheidung solcher Fragen zu wählen, so können wir uns bei der Entscheidung der genannten Fragen nicht als gesetzliche Vertreter der estnischen Bevölkerung betrachten, und glauben nicht die Gewalt und die Legitimation zu haben, für Land und Volk bindende Beschlüsse zu fassen, um so mehr, da das Gemeindewahlrecht vom Jahre 1866 den 22. Juni (5. Juli) 1917 geändert wurde und neue Gemeindeverwaltungen und Gemeindeälteste an unserer Statt laut Gesetz gewählt wurden. — Deshalb nehmen wir an keinerlei Abstimmungen teil, durch welche man hier die Zukunft des estnischen Volkes oder estnischer Landesteile entscheiden will.

2. Die vier Kreise des früheren Gouvernements Estland sind nach den Ansiedelungsgrenzen des estnischen Volkes auf gesetzlicher Grundlage zu einer politischen Einheit vereinigt, wodurch der uralte Drang des estnischen Volkes nach Vereinigung seine Erfüllung gefunden hat. Das ganze estnische Volk hat auf Grund des am 30. März (12. April) 1917 gegebenen Gesetzes seine vollrechtliche Vertretung in der Form des estnischen Landesrates oder Landtages. Da man nun wieder die früheren Grenzen zwischen den Gouvernements für gültig erklären will, so dass ein Teil des estnischen Volkes zusammen mit unserem Nachbarvolke (den

Letten) öffentliche Angelegenheiten führen müsste, während beide Völker einmütig dafür waren, dass es besser sei getrennt, unter sich und in ihrer eigenen Sprache Gedanken zu wechseln und Beschlüsse zu fassen, so verkünden wir hierdurch, als Glieder des estnischen Volkes, die nicht wider die Herzenswünsche ihres Volkes gehen wollen, aufs bestimmteste unsere Forderung, dass die estnische politische Einheit, in Gestalt des vereinigten Estlands und Nordlivlands, in Zukunft bestehen bleiben und dass der gesetzliche Vertreter unseres ganzen Volkes und Landes der, laut Gesetz vom 30. März (12. April) 1917, gewählte estnische temporäre Landesrat unbehindert in seiner Tätigkeit fortfahren soll.

3. Als gesetzlicher Vertreter des estnischen Volkes hat der estnische Landesrat auf Grund des von der russischen Regierung verkündeten Dekretes über das Selbstbestimmungsrecht der Völker den Beschluss gefasst, dass Eesti in Zukunft ein selbständiger, demokratischer Staat sein soll. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, dass diese Entscheidung den Wünschen der Mehrheit des estnischen Volkes entspricht, wir haben kein Recht, diesen Beschluss hier im Namen des estnischen Volkes zu ändern. Wir können nach unserem Gewissen bloss behaupten, dass dieser Beschluss das estnische Volk mehr befriedigt als irgendeine andere Entscheidung betreffs der zukünftigen staatlichen Ordnung unseres Landes. Eine jegliche andere Entscheidung wäre gegen den Willen der überwiegenden Mehrheit des estnischen Volkes.

4. Das estnische Volk will frei, unparteiisch und in freundschaftlichen Beziehungen mit den andern Völkern nach seiner eigenen staatlichen Ordnung leben — dieses können wir behaupten. In welcher Form aber Estland mit Deutschland oder manchem anderen Nachbarstaate des Baltischen Meeres in Verbindung treten will, das muss die Bevölkerung Estlands durch eine vom ganzen Volke frei gewählte Vertretung auf Grundlage seines eigenen Seins beschliessen. Wir aber, von den Gemeindeältesten zufällig gewählte Personen, dürfen hier im fremden Lande keinerlei Beschlüsse fassen, die die Rechtsgültigkeit des wahrhaften Willens des estnischen Volkes hätten. Dieses müssen wir hier nach unserem Gewissen öffentlich bekennen.

Für unsere heilige Pflicht haltend, alles Vorgetragene hier offen kundzutun, sprechen wir unsere sichere Hoffnung aus, dass das mächtige deutsche Volk, dessen Truppen eben, laut dem russisch-deutschen Friedensvertrag, in unserem Lande die Ordnung herstellen helfen, in den Bestrebungen des estnischen Volkes zur Selbständigkeit und Selbstbestimmung für seine staatlichen und nationalen Interessen keinerlei Gefahr findet, sondern dass das deutsche Volk und seine staatlichen Organe die Idee der Selbstbestimmung der Völker, die nun auch das frei gewordene russische Volk anerkannt hat, in den baltischen Ländern verwirklichen helfen werden. So würden die deutschen Truppen nicht nur als Beschützer der Ordnung und Sicherheit des Volkes Dankbarkeit mit sich nehmend uns verlassen, sondern auch das Andenken an das Deutsche Reich würde in der estnischen Brust immer ein warmes Gefühl hinterlassen als dem Beschützer der Freiheiten der Kleinvölker und dem Schöpfer freier Staaten, den Bestrebungen dieser Völker entsprechend.

Dörptscher Kreis:	Aleksander Annok, Luunja.
	Karl Asper, Laius.
	Lampmann, Kongota.
Fellinscher Kreis:	Inhau Pöld, Leebiku.
	J. Eigo, Wana-Wöidu.
	H. Wasman, Imawere.
Werrorscher Kreis:	Daavet Raudsepp, Wana-Koiola.
	Julius Niggols, Rasina.
	H. Haide, Nurgi.
	Peter Koemets, Wana-Antsla.

Pernauscher Kreis: Tönes Puust, Tori.
Jakob Mättik, Reiu.
Mitt, Woltweti.
Toom, Polli.
J. Huik, Röngu.

* * *

Um über die traurige Tatsache einer auf solche Weise zustandegekommenen „Landesvertretung" nachträglich hinwegzutäuschen und zugleich dem „Vereinigten Landesrat" und seinen Beschlüssen durch Zustimmungserklärungen aus dem Volk die nötige Autorität zu verschaffen, ist in Estland zum Sammeln von Massen-Unterschriften eine Aktion eingeleitet, die mit allen Mitteln arbeitet, um seine Ziele zu erlangen. Von dem einschlägigen Material sei als besonders charakteristisch hier folgendes angeführt:

Ein mit der Unterschrift des Sekretärs der estländischen Ritterschaft ausgesandtes Zirkular:

„Sehr geehrter Herr Pastor. Am 12. April d. J. hat der Baltische Landesrat in Riga die Ihnen bekannten historischen Beschlüsse gefasst. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, dass diese Beschlüsse sowohl den Willen der grösseren Menge der Bevölkerung Estlands zum Ausdruck bringen, als auch den Interessen des ganzen Landes entsprechen, so erscheint es anderseits doch wünschenswert, weitere Deklarationen, und zwar aus allen Kreisen der Bevölkerung Estlands, zu beschaffen, durch welche die erwähnten Beschlüsse des Landesrates ausdrücklich gutgeheissen werden sollen. Eine derartige Aufforderung von massgebender Seite liegt bereits vor und veranlasst mich, an zahlreiche Personen aller Stände, ohne Unterschied der Nationalität, die Bitte zu richten, bei der Lösung der grossen uns gestellten Aufgabe mit Rat und Tat mitzuwirken. Aus diesem Grunde ergeht auch an Sie, Herr Pastor, die Bitte, Ihre bewährten Kräfte dem grossen Werke zur Verfügung stellen zu wollen.

Folgende Gesichtspunkte sind dabei zu beachten:

1. Es empfiehlt sich im allgemeinen, die Arbeit zu dezentralisieren, d. h. zuverlässige, tätige Personen, die das Vertrauen des Landesvolkes geniessen (in erster Linie Esten, aber wenn nötig auch Gutsbesitzer usw.), heranzuziehen und sie mit der Einsammlung der Unterschriften zu betrauen.

2. Besonderer Nachdruck ist auf folgendes Propagandaargument zu legen: die Zukunft des Landes ist seit dem Beschluss des Landesrates entschieden. Von der jetzigen Stimmenabgabe wird abhängen, ob wir auch weiterhin militärische Verwaltung mit allen ihren Härten behalten oder — eigene Landeseinrichtungen erhalten.

3. Eine jede Deklaration soll nach Möglichkeit nur Unterschriften von Personen aus einem ganz bestimmten Bezirk, z. B. Gut, Gemeinde, Dorf, Teil eines Kirchspiels, ein ganzes Kirchspiel, Flecken usw. resp. von Mitgliedern eines bestimmten Vereins enthalten.

4. Von entscheidender Bedeutung ist die Zahl der Unterschriften.

5. Die Zentralstelle nennt sich „Auskunftsbureau" resp. „Teadetebüroo", Reval, Schmiedestrasse 29. Sie erteilt Auskünfte und nimmt Nachrichten und die bereits unterschriebenen Deklarationen entgegen. Sämtliche an das erwähnte Bureau adressierten Schreiben sind in den Ortskommandanturen, die bereits verständigt sind, abzugeben.

6. Eile tut not. Die erwähnten Deklarationen sollen nach Möglichkeit binnen vierzehn Tagen fertig sein, doch bitte ich, diesen Termin nicht allzugenau zu nehmen.

Sollten Sie, Herr Pastor, es nicht für möglich erachten, persönlich die erwähnten Vertrauenspersonen zu instruieren, so würde ich Sie sehr bitten, dem

Auskunftsbureau zuverlässige Personen namhaft zu machen und die beiliegenden estnischen Schriftstücke zu retournieren. Das Weitere würde dann von hier aus veranlasst werden.

23. April 1918.

In steter Hochachtung
Ihr ganz ergebener Otto Schulmann."

* * *

Charakteristische Begleiterscheinungen der ritterschaftlichen Aktion.

Als charakteristische Begleiterscheinungen der ritterschaftlichen Aktion zum Sammeln von Massenunterschriften ergeben sich Tatsachen, wie sie in folgenden Beispielen vorliegen:

Auf die Proposition des Pastors von zur-Mühlen in Hapsal hat der Besitzer des Gutes Kiltsi von Hunnius in der Dampfmühle und Wollkratzerei des Gutes ein Blatt um Unterschriften zu sammeln, ausgehängt. Wenn ein Bauer nicht unterschreibt, wird er mit seinem Korn zurückgewiesen.

Denjenigen Personen, die Unterschriften sammeln, gestattet man Schiesswaffen zu haben.

Der Besitzer des Gutes Kiiu Merling sagte eine öffentliche Versammlung an zum Zweck der Propaganda für die Unterschriften. Die Bewohner beschlossen an der Versammlung nicht teilzunehmen. Als das Merling zu Ohren kam, liess er durch die Soldaten der deutschen Kommandantur in Kolga den Gemeindeschreiber verhaften und bedrohte ihn mit zehnjähriger Zwangsarbeit für antideutsche Propaganda. Später wurde er in Freiheit gesetzt, steht aber unter Polizeiaufsicht.

Da die Praxis der deutschen Militärmacht und der deutschbaltischen Kreise in Estland die Kritik der Öffentlichkeit scheut, so haben ihre Vertreter die nötigen Schritte getan um

Estland nach aussen hin vollständig abzuschliessen.

Ein brieflicher Verkehr mit dem Auslande und sogar mit Deutschland war in der ersten Zeit nach der Besetzung Estlands durch deutsche Truppen vollkommen untersagt. In der Folge wurde ein solcher Verkehr bei allgemeiner Zensur in Aussicht gestellt, tatsächlich ist eine Korrespondenz mit der Aussenwelt bis zum heutigen Tage ein Ding der Unmöglichkeit. Die Grenzsperre ist so vollkommen, dass sogar Berliner Zeitungen, wie beispielsweise das „Berliner Tageblatt" nicht nach Estland gelangen können, wenn sie Artikel über die estländische Frage enthalten, die nicht den Tendenzen der deutschen Militärleitung in Estland entsprechen. Aus Deutschland erschienen in Estland Pressevertreter, um sich mit der Lage des Landes bekannt zu machen. Sie wurden aber auf eine Weise gegenüber den estnischen Kreisen isoliert, dass es den Vertretern des estnischen Volkes unmöglich war, sie über die Situation in entsprechender Weise zu orientieren. Später besuchten Vertreter des deutschen Reichstages Estland. Und dieses Mal war die Absperrung eine noch gründlichere. Beide Delegationen befanden sich unter der Leitung des Oberkommandos und es wurden zu den Besprechungen nur „ruhige Männer', zugelassen, die mit dem Oberkommando arbeiten und die Beschlüsse des Landesrates in Riga zu den ihrigen gemacht haben.

Dieser eben geschilderte unerhörte politische Druck lastet auf dem Volke, das gleichzeitig eine Zeit schwerster wirtschaftlicher Einengung und ernstesten Kampfes gegen den Hunger durchzumachen hat.

Der wirtschaftliche Druck.

Der schon von früher stammende, durch das Bolschewikregime noch gesteigerte Lebensmittel- und Futtermangel ist durch die deutschen Requisitionen auf die Spitze getrieben. Laut amtlicher Verfügung des kommandierenden Generals Freiherrn von Seckendorff ist das Brotgetreide beschlagnahmt zwecks Ernährung der Bevölkerung der Städte. Trotzdem müssen die Einwohner der letzteren wochenlang ohne Brot sein. Die deutschen Soldaten requiriren oft ohne Checks zu hinterlassen. Fleisch ist fast ganz vom Markte verschwunden, obgleich das Vieh in grossem Massstabe requiriert wird. Butter ist für die Einwohner infolge der Requisitionen überhaupt nicht zu haben.

In den Städten ist das Kartensystem eingeführt, aber es ist durch die Karten das Erhalten der Lebensmittel nicht gewährleistet. Zum Beispiel ist Dorpat im Mai wochenlang ohne Brot gewesen.

Infolge der wachsenden Hungersnot zahlt man im Geheimen für ein Pud Roggen (16 Kilo) auf dem Lande 120—150 Rubel, für einen Ster Kartoffeln (etwas über einen Liter) 1 Rubel, für ein Pfund Schweinefleich (2/5 Kilo) 10 Rubel, für ein Pud Heu 50 Rubel. Die Verbrechen wachsen infolge der Not, es werden Schafe aus den Herden auf der Weide gestohlen, ja die Saatkartoffeln werden aus der Erde gegraben. Ein Schutz gegen die Verbrecher ist so gut wie unmöglich, da ja die deutsche Militärobrigkeit die Ablieferung aller Schiesswaffen unter Androhung und Durchführung der Todesstrafe angeordnet hat. An verschiedenen Orten ist das Gebot erlassen worden, die Felder nicht zu bestellen, und 20% der Saatkornes sofort abzuliefern. Dieses Gebot ist nicht in der Presse veröffentlicht, hat aber in den betroffenen Gebieten und auch anderswo grosse Erregung hervorgerufen. Selbst die Güter versuchen im Geheimen in der Nacht die Aussaat zu besorgen. Jeder deutsche Soldat darf jeden Tag ein Paket mit Lebensmitteln von 1 Pfund Gewicht (2/5 Kilo) nach Deutschland senden, ausserdem dürfen die Urlauber grössere derartige Packen mitnehmen. Bei diesen äusserst schweren Lebensbedingungen ist der Tageslohn von der Militärleitung so niedrig festgesetzt worden — für ungelernte Arbeiter auf 100—150 Kopeken täglich, für gelernte auf 150—250 Kopeken — dass ein Auskommen so gut wie unmöglich ist. Die Zubereitung und der Verkauf alkoholischer Getränke ist wieder gestattet und wird zuweilen auf eine äusserst merkwürdige Weise gehandhabt. In Arensburg auf Oesel hat der deutsche Bürgermeister einen Aufruf veröffentlicht, nach dem jeder Bauer, der 1 Zentner Korn oder 3 Zentner Kartoffeln an die Stadtverwaltung verkauft, dafür die Erlaubnis erhält zum Kauf 1 Flasche Kognak oder Rum.

Dazu sind eine Reihe Verordnungen erlassen, die tief in das wirtschaftliche Leben eingreifen. Russisches Geld darf nicht eingeführt werden, der Kauf oder Verkauf unbeweglicher Habe ist untersagt. Die Bauernschaft kann die Hypothekenschulden nicht bezahlen, weil die Adlige Kreditkasse die Rückzahlungen nicht empfängt. Es sind die alten Verordnungen wieder in Kraft getreten, die das Bauerland im Verhältnis zum Gutslande schwer belasten. So ist der Wegebau wieder dem Bauerlande auferlegt worden.

Wenn man all das oben Dargestellte im Auge behält, so muss man zugeben, dass das estnische Volk unter einem ungeheuren und ungerechten Drucke lebt und als lebendiges Zeugnis dafür sei zum Schluss angeführt, dass nach einer Bekanntmachung des Freiherrn von Seckendorff im Mai allein an die oberste deutsche Heeresleitung in Estland über 12,000 schriftliche Eingaben der Bevölkerung gerichtet worden waren.

Der Anteil des Zarismus am Kriege.*)

Von E. D. MOREL.

„Der gegenwärtige Krieg kam infolge von imperialistischen Bestrebungen zum Ausbruch, die in den regierenden Klassen aller Länder vorherrschten und nach Usurpation neuer Absatzmärkte, sowie Unterwerfung der kleinen und schwachen Nationen unter ihren wirtschaftlichen und politischen Einfluss trachteten." (Auszug aus einer von den Delegierten des Kongresses der Arbeiter und Soldaten ganz Russlands gefassten Resolution.)

(*Times*, 28. Juni 1917.)

Einige von uns haben jetzt Gelegenheit, sich einen interessanten Begriff von der Wirkung zu machen, welche die Friedensangebote des Exekutivkomitees der U. D. C. auf die einflussreichen Mitglieder der sogenannten oberen Klassen der englischen Gesellschaft, auf Männer, die die Spitzen des Staates, der Kirche und der Literatur bedeuten, ausüben. Man entdeckt auf diese Weise, wie hartnäckig und stark noch die Auffassung ist, man müsse den Feind bestrafen". In den Augen dieser Männer scheint die Tatsache, dass die vom Exekutivkomitee veröffentlichten Vorschläge nichts von dieser Strafe enthalten, eine moralische Schranke zwischen ihnen und uns zu errichten. Und dieser Glauben an die Notwendigkeit und Wirksamkeit einer „Strafe" stammt nicht so sehr aus der durch gewisse Handlungen des Feindes hervorgerufenen Empörung, als aus der eingewurzelten Überzeugung, dass der Feind — und zwar ganz besonders Deutschland — der Urheber des Krieges sei, dass er ihn vorbereitet, die Pläne dazu gemacht und im psychologischen Augenblick entfesselt habe zu Zwecken, die lange vorher und klug erwogen worden waren.

Diese unbestreitbar aufrichtige Überzeugung ist gegenwärtig bei allen kriegführenden Völkern wahrscheinlich eines der grössten Friedenshindernisse. Ich habe seit Kriegsbeginn nie daran gezweifelt, dass diese Überzeugung tief Wurzel geschlagen, grosse Erbitterung geschaffen hat und den Krieg verlängert, indem sie die Prinzipien nationaler Ehre und Interessen in den Vordergrund rückt, ja dass sie die Schwierigkeiten ungeheuer erhöht, die sich einer ernste Garantien bietenden Einigung entgegenstellen. Da ich diese Überzeugung für ganz irrig halte und ihre etwaigen Folgen für katastrophal, habe ich sie unablässig bekämpft in der Hoffnung, dass die von mir zu diesem Zwecke vorgebrachten Tatsachen und Argumente einen

---

*) Wir haben uns vergebens bemüht, uns aus England die Broschüre zu verschaffen, wegen deren Morel, der Sekretär der Union für demokratische Kontrolle, zur Gefängnisstrafe verurteilt worden ist. Wir entnehmen deshalb der Zeitschrift „demain" mit gütiger Erlaubnis ihrer Redaktion den Kern dieser Broschüre, der dort in französischer Übersetzung erschienen ist (Dez. 1917). Diese mutvolle und klare Darlegung eines Engländers, für Engländer geschrieben, hat gerade heute, wo nach den Wünschen der Entente-Staatsmänner an Stelle von Friedensverträgen eine blosse „Bestrafung" treten soll, ihre volle Aktualität bewahrt. D. Red.

geistigen Umschwung zur Folge haben könnten, der sich meiner Meinung nach im besonderen Interesse Grossbritanniens und der ganzen Welt aufdrängt. Ich folge bei diesem Vorgehen nur meinen eigenen Ideen, sowie auch dieser Artikel niemanden als mich mit einer Verantwortung belastet.

Mit grosser Befriedigung las ich neulich folgende der Feder des Professors E. V. Arnold entstammende Erklärung:

„Bezüglich der Vergangenheit muss die Theorie, dass der Krieg durch den bewussten Willen des deutschen Monarchen (als Kraft, die ein relativ friedlich gestimmtes Volk zum Handeln brachte) entstanden ist, jetzt endgültig fallen gelassen werden infolge Veröffentlichung des Telegramms vom 29. Juli 1914*, in welchem der deutsche Reichskanzler die englischen Vermittlungsvorschläge in Wien auf das Entschiedenste empfahl."

In dieser Erklärung sind zwei Punkte von ganz besonderem Interesse. Der erste ist der Hinweis Professor Arnolds auf die — wie erinnerlich — wesentlichste Anklage, die man während der letzten drei Jahre gegen Deutschland erhoben hat: „Theorie" nennt sie der Autor. Das zeugt von einem grossen geistigen Fortschritt, für den wir übrigens noch zahlreiche andere Beweise haben. Der zweite bemerkenswerte Punkt gipfelt in der Tatsache, dass Professor Arnold diese „Theorie" auf Grund eines einzigen Beweises verwirft, den er der im November 1916 vom ehemaligen Reichskanzler im deutschen Reichstag gehaltenen Rede entnimmt. Diese Rede kann man vollständig im „Daily Telegraph" vom 11. November 1917 lesen, und das von Professor Arnold wiedergegebene Telegramm (vom 29. Juli 1914) besagt:

„Wenn die österreichisch-ungarische Regierung jede Vermittlung ausschlüge, würden wir uns einer Konflagration gegenübersehen, bei der England gegen uns, Italien und Rumänien aller Wahrscheinlichkeit nach nicht für uns wären, so dass wir mit Österreich-Ungarn gegen drei Grossmächte zu kämpfen hätten. Als Resultat der Feindschaft Englands hätte Deutschland die hauptsächlichste Verantwortung am Kriege zu tragen. Das politische Prestige Österreich-Ungarns, seine Waffenehre und seine berechtigten Forderungen gegen Serbien können durch die Okkupation Belgrads und anderer Städte genügend gewahrt werden. Wir ersuchen daher das Wiener Kabinett auf das Eindringlichste, die Annahme einer Vermittlung zu den vorgeschlagenen Bedingungen in Erwägung zu ziehen. Die Verantwortung für die Folgen, die sich sonst einstellen könnten, könnte für Österreich-Ungarn und für uns selbst eine ausserordentlich ernste sein."

Man wird zugeben müssen, dass man nicht gerade ein solches Telegramm von einem deutschen Reichskanzler an das Wiener Kabinett erwartet hätte, wenn er Österreich zur Entfesselung des Kampfes hätte veranlassen wollen! Es sei auch erwähnt, dass Sir Frank Lascelles, der einige Jahre unser Gesandter in Berlin war, in der „Pall Mall Gazette" vom 11. Juni Herrn Bethmann-Hollweg als „durch und durch ehrlichen" Mann schildert.

Mir erscheint nur merkwürdig, dass dieses vom Reichskanzler im November 1916 verlesene Dokument auf Professor Arnold einen solchen Eindruck machen konnte, denn an sich bedeutet es keine Enthüllung. Es betont nur, was das berühmte, im August 1914 veröffentlichte englische Weissbuch und andere zeitgenössische Dokumente kategorisch festlegen. Es hebt nur die

*) Cambridge Magazine.

Tatsache hervor, dass die gegen Deutschland erhobene Beschuldigung der ausschliesslichen Verantwortlichkeit, „da es seine unschuldigen Nachbarn in verbrecherischer Weise angegriffen habe" („Second Thoughts" von Miles Molleson, National Labour Press), eine der merkwürdigsten Entstellungen der Wirklichkeit ist, die die Weltgeschichte kennt. Ich habe in diesem Artikel vor, die Folgerungen Professor Arnolds zu bekräftigen und zweierlei zu zeigen: erstens, dass die deutsche Diplomatie in den letzten Tagen der Krise mit uns am Werke war, den Krieg zu vereiteln, und zweitens, dass diese Versuche vom Zar und seinen Ministern geführt wurden. Ich denke, diese Wahrheiten können zur Genugtuung aller Gutgesinnten festgelegt werden.

Sie sollen keineswegs Vertrauen zu den Worten der deutschen Militaristen bekunden und werden auch nicht die richtige und allgemeine Überzeugung bekämpfen, dass in Deutschland eine arrogante und agressive „Kriegspartei" besteht. Auch werden sie in keiner Hinsicht das von den deutschen Sozialisten so klar gesprochene Urteil aufheben, das den unerträglichen Militarismus „an sich" traf, der in Deutschland einerseits als Resultat einer strategisch prekären Lage, andererseits als Folge eines wahren Kultus der Organisation, eines der charakteristischesten Merkmale des modernen Deutschland, so stark floriert. Sie werden das Urteil nicht beeinträchtigen, demzufolge die direkte Ursache des Krieges in tief verborgenen Fehlern zu suchen ist, und nicht in der verbrecherischen Unfähigkeit der Diplomaten oder Regierungen während der letzten Wochen vor der Kriegserklärung.

Die Tatsachen, die ich hier vorbringen werde, sollen dazu beitragen, zu erklären, was für viele unerklärlich ist, nämlich die feste Überzeugung der grossen Masse der deutschen Nation, dass sie einen Verteidigungskrieg führt und von Anfang an geführt hat. Und wenn die grosse Masse der englischen Nation nur dies einsehen könnte, wie viele Menschenleben könnten gerettet, wie viele furchtbare Irrtümer bereinigt werden!

Es ist vollkommen wahr, dass Deutschland am 31. Juli an den Zaren und seine Minister ein Ultimatum richtete mit dem Verlangen, den allgemeinen Mobilisierungsbefehl zurückzuziehen, den sie am 30. Juli um Mitternacht erlassen hatten, und dass es, da dieses Ansuchen unbeantwortet blieb, den Krieg erklärte. Die Macht, die zuerst den Krieg erklärt, und jene, die die Feindseligkeiten eröffnet, verdient eine besondere Beurteilung. Japan schlug in seinem Krieg gegen den Zarismus vernichtend drein, ohne irgendeine vorangehende Kriegserklärung, und doch schreibt niemand den Japanern allein die Verantwortlichkeit an diesem Kriege zu. Die Burenregierung richtete ein Ultimatum an Grossbritannien; und doch lässt heute kein aufrichtiger Engländer gelten — und meiner Ansicht nach taten die Behörden es nie — dass die Verantwortlichkeit für den Burenkrieg einzig und allein auf den afrikanischen Exrepubliken laste. Selbst wenn man für Deutschland zugibt, was für Japan oder Transvaal und den freien Oranjestaat nicht gilt, dass die Macht, die den gegenwärtigen Krieg erklärte, einen ganz besonderen Tadel verdient, so beweist dies durchaus nicht, dass diese Macht vorsätzlich die Tatsachen entstellt hat, um sich eine Entschuldigung für ihre Handlungsweise zu sichern. Diese Beschuldigung bedarf eines Beweises. Wenn ein selbst von den Feinden der fraglichen Macht erbrachter Beweis feststellt, dass jene, die im kritischesten Augenblick der Krise deren Politik leiteten, tatsächlich mit anderen daran arbeiteten, Komplikationen zu vermeiden, die sie gemäss ihren öffentlich bekannten Zielen zu einer Kriegserklärung zwingen würden, dann fällt

die Beschuldigung in nichts zusammen. Immerhin wird eine Verurteilung bestehen bleiben, jedoch eine solche ganz anderer Art: sie wird auf ihr gerechtes Mass begrenzt bleiben, indem man untersucht, ob man den Gang der Ereignisse als genügende Rechtfertigung für Stellung eines Ultimatums und einer Kriegserklärung betrachten kann. Mir ist, seit ich das englische Blaubuch fertig durchgesehen und mit der Rede Sir Edward Greys vom 3. August, sowie allem über diese Frage öffentlich Zugänglichem verglichen habe, das eine klar geblieben, dass die gegen Deutschland erhobene Beschuldigung — nämlich die Beschuldigung eines unter 'unschuldigen Nachbarn allein verbrecherischen Deutschland — die Professor Arnold jetzt auf ein einziges Dokument stützt, tatsächlich nie begründet war. Mir ist der Eindruck geblieben, dass Deutschland, sobald es die unmittelbare Kriegsgefahr erkannte, Österreich zur Mässigung zu bringen versuchte, und dass ihm dies mit Hilfe Englands in letzter Stunde gelang; dass aber der Zar und seine Minister diesen Versuch vereitelten, indem sie die allgemeine Mobilisierung anordneten, also die Mobilisierung auch gegen Deutschland — denn gegen Österreich hatte Russland schon mobilisiert — ein Befehl, von dem sie wussten, dass er den Krieg bedeute.

Der Zarismus ist tot! Es lebe die Wahrheit!

Es handelt sich hier nicht darum, auf den ursprünglichen austro-russischen Konflikt, dem Serbien zum Vorwand diente, näher einzugehen. Jene, die dabei einzig und allein Österreich beschuldigten, wissen sehr wenig von den durch Agenten des Zarismus geschaffenen fortwährenden Intrigen, die Serbien zum Mittelpunkt hatten und auf die Zerstörung der österreichisch-ungarischen Monarchie abzielten. Aber dank der russischen Revolution ist es jetzt möglich, sich mit grösserer Freiheit über die vitale Frage zu äussern, der dieser Artikel gewidmet ist. Das englische Volk verdankt seinen russischen Brüdern das Glück, nicht mehr ein Verbündeter des Zarismus zu sein, des offiziellen Anstifters der Judenmassaker, des Henkers so vieler politischer Gefangener. Es schuldet den Manen des korrumpierten Despotismus keine Achtung, jenes Despotismus, der in den letzten Jahren bloss durch den wohlwollenden Beistand der englisch-französischen Diplomatie und Finanz aufrecht blieb, auf den Gräbern der unterdrückten Nationen und den Leichen zahlloser politischer Märtyrer. Es schuldet keine Treue jenen, die es durch hinter seinem Rücken abgeschlossene geheime Verträge an dieses Ungeheuer banden. Man vergegenwärtige sich die Lage, wie sie am 30. Juli 1914 war. Lord Grey hatte seinen am 25. Juli gemachten Vorschlag einer Konferenz zur schiedsgerichtlichen Entscheidung des österreichisch-serbischen Konfliktes zurückgezogen,*) und zwar zugunsten einer deutschen Vermittlung zwischen Österreich und Russland, die deren Regierungen zur Wiederanknüpfung der diplomatischen Beziehung veranlassen sollte. Er hatte seinen Vorschlag zurückgezogen, da er vollkommen anerkannte, dass der deutsche Gegenvorschlag der bessere sei.

Deutschland, um dessen direkte Vermittlung auch der Zar in einem an den Kaiser gerichteten Telegramm gebeten hatte, übte einen starken Druck

---

*) Der Schiedsgerichtshof hätte bestehen sollen aus Grossbritannien, Frankreich, dem von antiösterreichischen Tendenzen erfüllten Italien und Deutschland. Es kann gar nicht gedacht werden, dass Österreich vor einem solchen Gerichtshof hätte erscheinen wollen und dass Lord Grey je glauben konnte, Österreich würde auf so etwas eingehen. Freilich behagte die Zusammensetzung des Schiedsgerichtes Russland um so mehr.

auf Wien aus, man möge wieder direkte Verhandlungen mit Russland anknüpfen, wofür wir seit November vorigen Jahres den neuerlichen Beweis besitzen, der Herrn Professor Arnold bekehrt hat.*) Diese Vermittlung stiess auf den Widerstand der sehr starken Kriegspartei in Wien, deren Einfluss auf den Hof und das Junkerelement sich mit der partiellen russischen Mobilisation (d. h. jener gegen Österreich), die tags zuvor (29. Juli) angeordnet worden war, gesteigert hatte. Aber noch wichtiger ist Folgendes. Sir E. Grey und Fürst Lichnowsky hatten sich auf einen der österreichischen Monarchie zu unterbreitenden Vorschlag geeinigt. Berlin hatte die Sache günstig aufgenommen und sie nach Wien weitergeleitet. London und Paris übermittelten sie nach Petrograd mit der Aufforderung zur Annahme. Paris hatte, ebenso wie London, seine Darlegungen mit dem entschiedenen Hinweis versehen, man müsse auf jedwede militärische Demonstration seitens des Zaren verzichten.

Und worin bestand dieser Vorschlag? Aus Folgendem: Österreich würde seinen Vormarsch nach Serbien nur bis Belgrad zu führen haben und sich nach Besetzung dieser Stadt und ihrer nächsten Umgebung bereit erklären, ein Übereinkommen zu diskutieren (d. h. eine Vermittlung anzunehmen), unter der selbstverständlichen Voraussetzung, dass die militärischen Vorbereitungen der Grossmächte sofort eingestellt würden. Das bezog sich namentlich auf die russische Regierung, die ihre Südarmeen tags zuvor, am 29. Juli, gegen Österreich mobilisiert hatte und somit die erste Grossmacht war, die eine direkt drohende Haltung gegen eine andere Grossmacht einzunehmen sich entschlossen hat.

Wir mögen also die Regierenden Deutschlands noch so sehr dafür tadeln, dass sie Österreich nicht davon abgehalten haben, den gegen Serbien eingeschlagenen Weg weiter zu gehen; und noch mehr der Unfähigkeit ihrer Diplomatie halber, die den Einfluss der Kriegspartei in Petrograd nicht einzuschätzen wusste. Aber wir müssen auf Grund der von unserem eigenen Blaubuche gelieferten Zeugnisse zugeben, dass sie in diesem Stadium des Konfliktes — und es war ein entscheidendes — ihr Möglichstes taten, um eine Katastrophe zu vermeiden. Bis dahin erscheint ihr Anteil an der Verantwortung für die Katastrophe, wenn auch indirekt, so doch ganz klar. Österreichs Anteil ist ein direkter und ausser Frage gestellt. Aber von diesem Augenblicke an wird, wie wir später sehen werden, die entschiedene Verantwortung des Zarismus handgreiflich.

Bezüglich der Wichtigkeit, die man in Berlin, Paris und London diesem englisch-deutschen Vorschlag beimass, sowie bezüglich der Dringlichkeit für Russland, auf neuerliche militärische Demonstrationen zu verzichten, ist ein Irrtum unmöglich. Lord Grey telegraphierte an den englischen Gesandten in Petrograd: „Wenn Österreich sich nach der Besetzung Belgrads und des umliegenden serbischen Gebietes im Interesse des europäischen Friedens bereit erklärt, seinen Vormarsch einzustellen, und zu diskutieren, wie man zu einer vollständigen Einigung gelangen könnte, dann hoffe ich, dass auch Russland auf eine Diskussion eingehen und weitere militärische Operationen einstellen wird unter der Bedingung, dass die anderen Grossmächte ein Gleiches tun.“**)

*) Das in der „Westminster Gazette“ vom 1. August 1914 veröffentlichte Telegramm Bethmann-Hollwegs vom 30. Juli an den deutschen Gesandten in Wien war übrigens ebenso klar.

**) Englisches Blaubuch Nr. 130.

Und der französische Premierminister als Minister der auswärtigen Angelegenheiten telegraphierte an den französischen Gesandten in Petrograd: „Was die Vorsichts- und Verteidigungsmassregeln anbetrifft, die Russland zu ergreifen für nötig erachtet, so halte ich es für angezeigt, dass es keinen Schritt tue, der Deutschland den Vorwand zur partiellen Mobilisierung seiner Heeresmacht liefern könnte".*)

„Meine Regierung" — telegraphierte König Georg an den Prinzen Heinrich von Preussen — „tut ihr Möglichstes, um Russland und Frankreich zur Einstellung ihrer militärischen Vorbereitungen zu bewegen, wenn sich Österreich damit begnügen will, als Unterpfand eines befriedigenden Ausgleichs Belgrad und die umliegenden Teile Serbiens zu besetzen unter der Bedingung, dass die anderen Länder ihre Kriegsvorbereitungen zur gleichen Zeit einstellen. Ich rechne auf den grossen Einfluss des Kaisers, um von Österreich die Annahme dieses Vorschlages zu erreichen. Er wird dadurch beweisen, dass Deutschland und England gemeinschaftlich daran arbeiten, einer internationalen Verwicklung vorzubeugen."

So war also die Lage am 30. Juli, als in der darauffolgenden Nacht der Zar seinen Kriegsrat einberief. Und nun hing alles von der einen Frage ab: Werden Österreich und Russland das ihnen gestellte Anerbieten annehmen? Wenn sie annahmen, dann war Europa noch am Rande des Abgrundes gerettet. Wenn sie aber ablehnten, dann schwand die letzte Hoffnung dahin.

Österreich nimmt an. Der Zarismus mobilisiert.

Österreich nahm an. Es telegraphierte seine Annahme nach Berlin, London und Petrograd. Wann war das? Sein eigenes Rotbuch wenigstens in unserer Übersetzung behauptet: am 31. Juli. Der ehemalige deutsche Reichskanzler soll in seiner am 30. November 1916 gehaltenen Rede gesagt haben, dass die Bestätigung Österreichs „in der Nacht des 30. Juli" in Petrograd übergeben wurde. Ich kann für diese Behauptung keinerlei Bestätigung finden und gehe mangels einer solchen nicht näher darauf ein. Aber Tatsache ist: Österreich hat angenommen, wenn nicht am 30., so jedenfalls am 31. Das ist allgemein anerkannt.

Was taten der Zar und seine Minister? Was war ihre Antwort? Ein Mobilisierungsbefehl für alle Streitkräfte Russlands! Folglich bestand ihre Antwort darin, gegen Deutschland zu mobilisieren — gegen jenes Deutschland, bei dessen Kaiser der Zar zehn Stunden früher sich „von ganzem Herzen" bedankt hatte**) für „eine Vermittlung, die er ausserordentlich schätze"***.)

Mit anderen Worten gesagt, es waren der Zar und seine Minister,****) die

*) Französisches Gelbbuch Nr. 105.

**) Am selben Tage, an dem der Zar diese provozierende Massregel ergriff, telegraphierte er dem Kaiser seinen Dank für seine versöhnliche Depesche mit der Bemerkung, dass es gut wäre, den austro-serbischen Konflikt der Haager Konferenz zu unterbreiten.

***) Deutsches Weissbuch 23a. Das Telegramm des Zaren war datiert: 30. Juli 1 Uhr 20 morgens.

****) Es ist das die Petrograder Kamarilla, deren Vertreter heute im Gefängnis sitzen, oder, vom neuen Russland verstossen, in Ungnade gefallen sind; der Mann, der im Juli 1914 Kriegsminister war, erwartet seine Verurteilung wegen Hochverrats. (Bekanntlich

in voller Kenntnis der Folgen wohlüberlegt den Schritt taten, der den Krieg bedeutete. Und das, ohne ihren Verbündeten Frankreich, ohne ihren „Freund“ Grossbritannien zu fragen, und trotzdem sie wussten, dass Deutschland und Grossbritannien gemeinsam einen Vorschlag ausgearbeitet hatten, der am selben Tage in Wien überreicht worden war, und sie gute Gründe hatten zu glauben, dass Österreich ihn annehmen würde. Sie wussten sehr wohl, dass dieses von Deutschland energisch zur Annahme gedrängt werde. Sie wussten auch, dass von allen kriegsbedrohten Ländern Russland das unverwundbarste war und die Ereignisse am ehesten abwarten konnte. *Aber sie wollten nicht warten.*

Eine Annahme seitens Österreichs bedeutete den Frieden trotz der wachsenden Erregung, die durch die am vorhergehenden Tage gegen die Monarchie erfolgte Mobilisierung hervorgerufen worden war. *Die russischen Minister wollten keinen Frieden, sie wollten den Krieg.* Sie wussten, dass die offizielle Diplomatie Englands, Deutschlands und Frankreichs, ebenso wie die beiden Monarchen Englands und Deutschlands weiter für den Frieden arbeiteten. Aber sie wussten auch, dass sie sich so anstellen konnten, als ob sie nichts davon wüssten, weil sie Frankreich in der Hand hatten, was immer sie auch taten, und durch Frankreich England. Die Entente war tatsächlich in der Falle ihrer eigenen Geheimpolitik gefangen. Der Zarismus, dessen Verbrechen sie solange geduldet hatte, hielt sie nun an der Kehle.

Tags zuvor (am 29. Juli) hatte nämlich der französische Minister des Auswärtigen dem russischen Gesandten in Paris mitgeteilt, dass Frankreich an der Seite Russlands marschieren würde.*) Der französische Gesandte hatte Lord Grey dasselbe gesagt.**) Lord Grey hatte zunächst den englischen Gesandten darauf aufmerksam gemacht, wie unwahrscheinlich es sei, dass England abseits bleibe.***) Lord Grey hatte dann auch dem französischen Gesandten mitgeteilt, was er seinem Kollegen gesagt habe, und dieser hatte die Nachricht sofort nach Paris übermittelt. So hatte am 30. Juli die Petrograder Kamarilla das befriedigende Bewusstsein, dass sie drauflosgehen könne. *Sie machte den ersten Schritt mit der Mobilisation gegen Österreich.*

An diesem Tage telegraphierte der Petrograder Vertreter Reuters Folgendes: „Nach Ansicht der Russen sind die Würfel gefallen und nur ein politisches Wunder könnte noch den Krieg vereiteln. Eine partielle Mobilisierung wurde schon angeordnet, und alles deutet darauf hin, dass die ganze grosse Kriegsmaschine bald in Gang gesetzt werden wird. Man erwartet für heute Abend ein kaiserliches Manifest. *Im Vertrauen auf die Unterstützung Englands, an der man nicht mehr zweifelt, bereitet sich das russische Volk zum Kriege*“.

Wenn auch nur der Schatten eines Zweifels blieb, so schwand er am 30. Juli dahin. Die vollständig mobilisierte englische Flotte hatte Portland verlassen. Im Reutertelegramm vom 30. Juli aus Petrograd hiess es: „Dieses

---

seither erfolgt, nach dem sensationellen Geständnis, dass er — der Kriegsminister Suchomlinow — den von dem Zaren widerrufenen Mobilisierungsbefehl auf eigene Faust aufrechterhalten und durchgeführt habe. D. Red.)

*) Russisches Orangebuch Nr. 55.

**) Englisches Blaubuch Nr. 87.

***) Englisches Blaubuch Nr. 87 und 89.

Ereignis hat einen ungeheuern Eindruck gemacht und mit den gleichzeitig aus Japan einlangenden Versicherungen den russischen Entschluss, zur Waffengewalt Zuflucht zu nehmen, mehr als bekräftigt“. Mit anderen Worten: Man entschloss sich, den Krieg in dem Augenblick zum Ausbruch zu bringen, wo der Frieden zu erreichen war.

„Heute (am 30. Juli“ — meldete der belgische Gesandte in Petrograd seiner Regierung —„hat man in Petersburg die Überzeugung, dass England versprochen hat, Frankreich zu unterstützen. Die versprochene Hilfe ist von höchster Bedeutung und hat nicht wenig dazu beigetragen, die Kriegspartei zu stärken.“*)

Am selben Tage hatte der französische Ministerpräsident, als Minister des Auswärtigen, dem russischen Gesandten in Paris in energischer Form seine neuerlichen Versicherungen abgegeben.

„Frankreich ist entschlossen, allen Verpflichtungen seines Bündnisses nachzukommen.“**) Frankreich! Frankreich wusste nicht einmal, worin seine Verpflichtungen bestanden, ja es weiss dies nicht einmal heute! Frankreich kennt leider nur den Preis der geheimen Abmachungen zwischen den französischen Politikern und Finanzmännern einerseits und dem Zarismus andererseits, welch letzterer sie für seine Interessen ausnützen konnte.

Das Spiel der Petrograder Kamarilla war klar. Die Männer, deren Hände besudelt waren vom Blute zahlloser russischer Bürger, diese Menschen von unnatürlichen Lastern und blutdürstigem Aberglauben taten nun unentwegt den Schritt, der, wie sie wussten, die Welt in Brand stecken musste, den Schritt, der die deutschen Sozialdemokraten zu einer Blockbildung mit ihren politischen Gegnern zwang und tatsächlich erst ganz Deutschland zu einer einzigen geschlossenen Einheit zusammenschmiedete. Und das alles zu welchem Zwecke, um welchen Zieles willen? Agenten des Zarismus in der Presse hatten es schon früher verraten, aber seither ist die offizielle Maske völlig heruntergerissen worden und hinter ihr erschien ein zügelloser Imperialismus: Konstantinopel als Hauptziel, dann als notwendige Nebenziele die Zerstörung Österreich-Ungarns, sowie die Beherrschung des ganzen Balkans. Zu diesen Zwecken also hat der Zarismus den grossen Krieg entfesselt. Von diesem Augenblicke an ist Deutschlands Handlungsweise mit seinen beiden jüngsten englischen Parallelfällen zu vergleichen: mit dem russisch-japanischen und dem Burenkriege.

Man mag also die Handlungsweise Deutschlands noch so sehr urbi et orbi verurteilen, aber man kann es nicht überführen (wie man auch Japan und die Burenrepublik nicht überführen konnte), einzig und allein die Verantwortung am Kriege zu tragen, d. h. der Verbrecher zu sein, der plötzlich unschuldige und unvorbereitete Nachbarn überfällt. Wenn die Anklage verschwindet, so fällt auch die Berechtigung einer „Strafe“ dahin. Nun spricht man im englischen Volk immer von der gerechten Strafe, und dieser Gedanke leitet und beherrscht die Politik des Kriegskabinetts.

Tatsache ist, dass der Zar und seine Minister, trotz der Warnungen und der Ratschläge Englands und Frankreichs, Befehle erliessen, gerichtet auf die allgemeine Mobilisation, von der sie wussten, dass sie eine friedliche Lösung des Konfliktes unmöglich machte, und zwar geschah dies nicht als

*) Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

**) Französisches Gelbbuch Nr. 101.

Endresultat der internationalen Spannung, sondern gerade in dem Augenblicke, wo eine Hoffnung auf Rettung auftauchte.

Ich kann hier meinen Artikel schliessen, indem ich drei Tatsachen in Erinnerung bringe:

1. Ausser den zahlreichen, von Berlin ausgegangenen Warnungen, die in den diplomatischen Akten wiedergegeben sind, sagte der englische Gesandte in Petrograd, Sir Georges Buchanan, zum Minister des Auswärtigen am Zarenhofe am 25. Juli, also vier Tage vor der Mobilisation Russlands gegen Österreich und fünf vor seiner Mobilisation gegen Deutschland, Folgendes: „Wenn Russland mobilisiert, wird sich Deutschland nicht damit begnügen, auch zu mobilisieren, und so Russland die Zeit zur Beendigung seiner Mobilisation zu lassen. Es wird wahrscheinlich sofort den Krieg erklären".*) Mit anderen Worten: der englische Gesandte war der Meinung, dass eine russische Mobilisation bei der Lage, in der Europa sich damals befand, der Wirkung nach eine Kriegshandlung wäre.

2. Die von Sir Georges Buchanan geäusserte Ansicht bestätigte sich nicht, und Deutschland erklärte nicht sofort, nachdem es von der allgemeinen russischen Mobilisation erfahren hatte — es war dies wahrscheinlich am 31. Juli um Mittag — den Krieg. Um 2 Uhr nachmittags wurde der Kriegszustand erklärt, also das der Mobilisation vorausgehende Stadium. Es folgte darauf das die russische Demobilisierung fordernde Ultimatum. Die Kriegserklärung wurde am 1. August um 7 Uhr 10 abends überreicht. Es verstrichen also etwa 30 Stunden zwischen dem Augenblick, wo die allgemeine russische Mobilisation in Deutschland bekannt wurde, und der Kriegserklärung seitens Deutschlands. Ich kann keine Spur dafür finden, dass die Diplomatie der Entente Schritte getan hätte, um die Solidarität der Westmächte mit dem Vorgehen des Zarismus abzulehnen, und — es ist gut, es immer wieder zu sagen — dieses Vorgehen ging gegen die Wünsche Englands und Frankreichs, was offiziell bewiesen ist.

3. Die Behauptung, dass Deutschland von der vollständigen russischen Mobilisation nichts zu fürchten hatte, kann, wie mir scheint, durch die Kriegstatsachen widerlegt werden, die da waren: Am 1. August greifen die Russen Memel an.**) Am 5. überschritten sie in Lyck abermals die Grenze. Am 7. überschritt die Armee Rennenkampfs bei Suwalki die Grenze, während Samsonow mit fünf Armeekorps auf der Strasse von Ulawa heranmarschierte. Am 20. wurden die Deutschen bei Gumbinen besiegt; am 21. bei Franckenau und Orlan. Am 25. — also 24 Tage nach der Kriegserklärung — war ganz Ostpreussen bis zur Weichsel in den Händen der Russen, und man eröffnete in Petrograd eine Subskription für den ersten Soldaten, der nach Berlin einziehen würde.

Wie ich bereits gesagt habe, sollen die in diesem Artikel dargelegten Tatsachen Österreich und Deutschland nicht von einem grossen Teil der Verantwortung am Kriege freisprechen und werden es auch nicht; immerhin werden sie den Beweis liefern, dass für den kritischesten Augenblick der Krise den Zarismus eine ganz besonders schwere Verantwortung trifft. So werden sie

---

*) Englisches Blaubuch Nr. 17.

**) Nach Bericht des österr. Gesandten in Berlin überschritten sie die Grenze bei Schuiden, wahrscheinlich am 2. August; das Telegramm trägt das Datum vom 2. (Öst. Rotbuch Nr. 56.)

unterstützen, was ich seit Kriegsausbruch aufrechterhalten habe: dass nämlich eine Politik der Bestrafung, die auf der Beschuldigung fundiert ist, Deutschland sei allein verantwortlich, zu einer Katastrophe führen muss, weil die Beschuldigung eine falsche ist und weil eine nationale Politik, die von dem Glauben an Falsches getragen ist, für die Nation, die die Wahrheit verkennt, nur klägliche Folgen haben kann.

□□□

Allerlei.

Der englische Sozialist John Burns, der sich zu Beginn des Krieges zum Zeichen seiner Missbilligung vom politischen Leben zurückgezogen hat, verlässt nun seinen Schmollwinkel ünd tritt als Kanditat zu den neuen Wahlen auf. „Als Kämpfer wiegt er für die „Labour party "20 andere auf; als verantwortlicher Staatsmann der liberalen Diplomatie zwischen 1906—14 fällt er notwendig schwer ins Gewicht, wenn die Neuregelung Europas durch das Volk in Angriff genommen werden wird, schreibt *The Nation* (31 August 1918).

* * *

In Paris ist der Akademie der Wissenschaften eine Entdeckung von grösster Wichtigkeit überreicht worden: ein Verfahren, um aus Baumblättern Papier zu erzeugen. Der Erfinder ist — eine Frau, Mme. Karen-Bramson.

La Nation 1.—7. Sept. 1918.

* * *

Dem Streik der Frauen — der Omnibuskondukteurinnen — für gleichen Lohn bei gleicher Arbeit folgte in London der aufsehenerregende Ausstand der vielgerühmten vortrefflich geschulten „Policemen", der London 48 Stunden in Athem hielt. Die Sympathien des Publikums gingen mit den „Tommies", wurden aber auf eine harte Probe gestellt, als in der zweiten Nacht Einbrecher und Diebe anfingen Nutzen aus der Lage zu ziehen. Englische Blätter berichten von einer originellen Szene, als die Männer der Ordnung in Zivil vor dem Auswärtigen Amt angesammelt auf eine Antwort warteten und den herbeigeholten voll bewaffneten Soldaten unter Hochrufen halfen, von den Wagen heruntersteigen und ihnen die Gewehre reichten. Die Regierung hat nachgegeben und den Streik schnellstens beendet, allerdings die Frage, ob Polizeiorgane sich organisieren dürfen, offen gelassen. Die Möglichkeit weiterer Streiks, ermutigt durch diesen, scheint vielen Leuten bedenklich.

* * *

Als man dem französischen Cardinal Fleury das Projekt für einen ewigen Frieden des Abbé de St. Pierre vorlegte, meinte er trocken: „Alles ganz schön, nur eines ist vergessen: Die Missionäre, um die Fürsten zu bekehren."

* * *

Es wird allen Freunden des Friedens und der Frauen unvergesslich bleiben, dass die Amerikanerin Miss Rankin, die als erste Frau im Kongress sass, bei der grossen Abstimmung gegen den Krieg gestimmt hat. Natürlich muss sie nun für ihren Mut leiden, Sie wurde nicht in den Senat gewählt. Und zwar sind es die

Frauen, die, wie der Berichterstatter der „Morning Post“ zu erzählen weiss, „mehr wie die Männer entschlossen sind, den Krieg aufs energischste zu Ende zu führen“. Sie haben die Wahl vereitelt.

* * *

Über die Wirkungen des Alkoholverbotes in Russland bringt die *Union Helvetia,* eine Fachzeitschrift der Hotelangestellten (Luzern, 6. Juni) aus der Feder von Franz Petit recht interessante Details. Waren Kellertüren mit Vorräten zu versiegeln, so brachte der Regierungsbeamte seine Siegel umständlich an, aber so, dass die Türe ohne Schwierigkeiten geöffnet werden konnte. „In anderen Fällen werden Türen verheimlicht, falsche Bestände angegeben und aufgenommen. Viele Wirte hatten mehrere Keller und gaben den Beamten nur einen an.“ Nahm ein Wirt das Verbot ernst, dann wurde sein Lokal gemieden und das der weniger gewissenhaften Konkurrenz aufgesucht. Wurde diese endlich einmal mit 3000 Rubel gestraft, dann war die beste Reklame geschaffen und die Gäste übernahmen es gerne, die doppelten Preise zu zahlen, um den Wirt schadlos zu halten. Schweigegelder und Geschenke bis zu 30,000 Rubeln waren nichts Aussergewöhnliches.

So wird nun hier auch wieder der Beweis erbracht, dass alteingewurzelte Übel sich nicht durch ein Machtverbot von oben im Handumdrehen beseitigen lassen, wenn nicht die wirksame Vorbereitung der Willensumstimmung vorangegangen ist.

* * *

Im englischen Unterhaus sind vor einiger Zeit die Zahlen der von England ins Feld gestellten Soldaten gegeben worden: 7,500,000 Mann. Davon entfallen

auf England	4,530,000
auf Schottland	620,000
auf Wales	280,000
auf Irland	170,000
Dominions und Kolonien	900,000
Indien und afrikanische Schutzstaaten	1,000,000 (rund)

Die neuen Aushebungsgesetze zeigen, dass es mit 7½ Millionen Soldaten noch lange nicht genug ist!

* * *

Eine feine Form der Ehrung für einen gefallenen Kameraden. *„Charles Muller, par ses Amis“* ist ein Band betitelt, in welchem Rostand, Pierre Mille, Abel Hermant und andere bekannte französische Schriftsteller ihrem kriegsgefallenen Freunde huldigen. Muller war ein Satyriker, dessen bekanntestes Werk „à la manière de —“ geistreiche Parodien enthält.

* * *

Manchester Guardian berichtet über neue Worte, welche der englische Sprachschatz dem Krieg verdankt. Besonders hübsch ist die Bildung „sarfaireen“ als englische Aussprache des französischen „ça ne fait rien“, das als Lückenbüsser dient, wenn man sonst eben nichts zu sagen weiss.

3. Sept. 1918.



Dostojewskij und die russische Revolution.

Von SCH. GORELIK (übersetzt von Bruno Goetz).

> Was ist denn diese unerhörte und in der ganzen Welt einzig dastehende Gemeinschaft? Ist sie ein Stand, eine Kaste, ein Glaube, eine Verschwörung? Sie ist keine Kaste, kein Glaube, keine Verschwörung, sondern all dieses zusammengenommen, — sie ist: die russische „Intelligenz".
>
> *D. Mereschkowskij.*

I.

Jeder wahrhaft bedeutende, grosse Schriftsteller spiegelt in seinem Werk vor allem den Geist seines eigenen Volkes wider. Aber nur selten findet diese allgemeine Regel eine so auffallende und überzeugende Bestätigung, wie durch die russische Literatur. Tolstoi, Dostojewskij, Tschechow — sind nicht nur Gipfel künstlerischen Schöpfertums überhaupt, sondern auch gewissermassen Baedeker, notwendige Führer, ohne welche man in jenem tief geheimnisvollen, Russland genannten, Gebiet keinen Schritt tun kann. Jeder dieser Schriftsteller schildert und erklärt eine andere Seite der russischen Seele. Das Schaffen jedes einzelnen von ihnen ist ein Schlüssel, der die Pforten zu den Geheimkammern der russischen Seele öffnet.

Tolstoi ist der Schlüssel zum hartnäckigen, zeitweilig zwar krisenhaften, im allgemeinen aber ruhigen Suchen nach dem Sinn des Lebens, nach seinem religiösen Sinn auf dem Untergrunde sozialer Gerechtigkeit. Tolstoi ist in gewisser Hinsicht ein Dörfler, er hat ja auch fast sein ganzes Leben auf dem Lande zugebracht. Sein, auf den ersten Blick, bäurisches Gesicht, die dichten Brauen, der charakteristische Bart, — alles das macht ihn auch äusserlich jenen unablässigen Wahrheitssuchern unter den russischen Bauern ähnlich, deren es so viele gibt. Das bäurische Wahrheitssuchen inmitten stiller Äcker und Wiesen kennt keine Krämpfe, keine gefährlichen Krisen, es ist ein ernstes, hartnäckiges, geduldiges Suchen. Ein klares, mildes Licht: „Jassnaja Poljana" (lichtes Feld). Durch Tolstoi werden uns die Duchoborzen, Stundisten, Molokaner, kurz, das ganze schweigsame und unbeugsam seiner Überzeugung treue sektiererische Russland begreiflich.

Tschechow dagegen gibt uns die russische Traurigkeit, die Elegie des provinziellen Russland. („Russland ist ein Provinzstaat," — hat Gorkij irgendwo einmal gesagt.) Nirgendwo auf der Welt gibt es so viel Traurigkeit, nirgendwo liebt man es so, traurig zu sein, wie in Russland, — es ist eine ungeheure, leise, elegische Traurigkeit, die sich so unnachahmlich in jenen eigenartigen Romanzen ausdrückt, welche überall in der russischen Provinz an Herbstabenden gesungen werden. Tschechow ist der geniale Ausdeuter der russischen Melancholie.

Aber im ruhigen Suchen nach Wahrheit, in sehnender Traurigkeit ist noch nicht alles Russische enthalten; die vieldeutige russische Seele lässt

sich mit diesen Eigenschaften allein nicht erschöpfen. Denn zu den charakteristischesten Zügen dieses grenzenlosen Russland gehören seine geistigen Konvulsionen, seine Unruhe, sein Stöhnen, seine Krämpfe, seine Überschwänglichkeiten, — die ungewöhnlichen Überraschungen, die es dem vor Staunen starren Europäer bereitet. Russland sucht nicht nur ruhig, trauert nicht nur, — noch häufiger erfüllt es die Luft mit Schreien der Verzweiflung, zerquält sich seelisch, wirft sich von der vierten Etage herab. Fast immer befindet es sich in Fieberschauern, in zuckenden Krämpfen. Es legt den Weg zu seiner Wahrheit unter ungewöhnlichen Leiden zurück. Und ausserdem: dieser Durst nach Universalität, dieses Unvermögen, sich mit einem, nur auf Russland beschränkten Glück zu begnügen, dieser Wunsch, unbedingt Alle, die ganze Welt, glücklich zu machen! Dazu kommt dann noch diese Masslosigkeit, diese erstaunliche Fülle, all' diese Erscheinungen, in denen sich das Grosse mit dem Gemeinen, ja Widerwärtigen paart. Russland ist vor allem ein krankes Land.

Dieses kranke, zerquälte und in Wahrheit grosse Russland zeigt uns Dostojewskij. Ohne Dostojewskj sollte man jede Hoffnung fahren lassen, Russland zu verstehen und zu erfassen. In seinen Büchern finden wir alles, was uns an Russland teils in Verwunderung, teils in beklommene Entzückung versetzt. Nur wenn man Dostojewskij gelesen hat, kann man diese wahnsinnigen Idealisten und diese besessenen Übeltäter verstehen. Der Priester Gapon, der Mönch Iliodor, der Pilger Rasputin, der in Schmierstiefeln durch die geheimnisvollen, lasterhaften Boudoirs von Gräfinnen und Prinzessinnen schreitet, — alle diese dämonischen Provokateure werden einem verständlich, wenn man sich der beklemmenden und die Anziehungskraft eines Abgrundes besitzenden Welt Dostojewskijs hingegeben hat. Aus den fieberhaften, paroxystischen Seiten seiner Bücher schauen uns alle russischen Jünglinge und Mädchen an, die ihre Jugend und ihre besten Jahre in hitzigen Träumen von einer unerhörten Umwälzung verbringen, nach welcher eine vollkommen neue, strahlende und lichte Zeit anbrechen müsse.

Was ist Russland? Die Antwort auf diese Frage können wir in den „Brüdern Karamasow" und in den „Dämonen" finden. Wenn wir in diese tiefsinnigen Chroniken der russischen Seele eingedrungen sind, wird uns alles deutlich und klar, vor allem jene Momente der Geschichte, in welchen die russischen Ideenströme über die Ufer treten und die Ebenen des gesellschaftlichen Lebens überschwemmen, jene Momente, in denen grosse Erschütterungen, Umwälzungen, Revolutionen vor sich gehen.

Dostojewskij ist der genialste Ausdeuter des komplizierten Seelenlebens der russischen Intellektuellen und der russischen Revolutionäre, — was beinahe dasselbe bedeutet, denn die russische Intelligenz lebt schon ein ganzes Jahrhundert von den revolutionären Ideen einer radikalen Umwälzung.

Diese revolutionären Ideen gingen niemals nur auf die Ablösung eines politischen Systems durch ein anderes aus, sondern drängten zu einem kühnen, schwindlig machenden Sprung aus dem Reich der Finsternis in ein Reich strahlenden Lichts. Die russische Revolution war, wenn auch von Atheisten vorbereitet, mystisch und universell. Selbst die Dekabristen, die ersten russischen Revolutionäre, die überdies noch tief national fühlten, traten nicht als höfische Verschwörer auf, sondern als Apostel von Weltideen und Weltproblemen.

„Mich hat Gott das ganze Leben lang gequält", bekennt bei Dostojewskij

der kranke Phantast Kirilow. Ebenso hat die Idee der Revolution die russische Intelligenz gequält, buchstäblich gequält, und je qualvoller sie war, desto mehr vertiefte sie sich, wuchs und nahm immer breitere Dimensionen an. In den Köpfen der russischen Revolutionäre bestand die Mission der russischen Revolution durchaus nicht nur darin, irgendeinen Nikolai Romanow zu stürzen, sondern darin, das Fundament zu einem wirklich neuen Bau zu legen, — und nicht nur für Russland, sondern für die ganze Welt. Europa ist eingeschlafen, ist fett und spiessbürgerlich geworden; Russland muss es aufrütteln, Russland muss nur anfangen, die übrigen werden ihm schon nachfolgen. Daher der „Maximalismus" der russischen Revolution, daher die Überreste slawophilen Stolzes darauf, dass gerade Russland dazu ausersehen sei, die anderen aufzurütteln und anzuführen.

II.

Russland — das ist das Karamasowtum. Ganz Russland, das rätselhafte, gewaltige und kranke Russland ist in den drei Brüdern Karamasow, Iwan, Dmitrij und Aljoscha. Wie verschieden diese Brüder an Geist und Stimmungen auch sein mögen, — Eines vereint sie. Jeder von ihnen könnte von sich das Gleiche sagen: „Mich hat Gott das ganze Leben lang gequält", nur dass jeder in den Begriff Gott etwas anderes hineinlegen würde. Der sanftmütige Aljoscha, der feurige und stürmische Dmitrij, der für jede vergossene Kinderträne Verantwortung fordert, da sie in seinen Augen den ganzen Wert des gepriesenen Fortschritts überwiegt („der ganze Fortschritt der Menschheit ist nicht eine Kinderträne wert"), Dmitrij, der der Weltordnung ein drohendes Ultimatum stellt; und endlich der in seiner geistigen Waghalsigkeit furchtbare Iwan, — sie alle sind Besessene, sie alle sind extreme Menschen, die direkt in den Abgrund schauen, sie alle sind, um sich des zeitgenössischen politischen Jargons zu bedienen, „Maximalisten". In ihren Adern rollt das dämonische Blut der Karamasows. Man stelle sich einen von diesen drei Brüdern in den Reihen der Revolutionäre vor, — und man wird zugeben müssen, dass keiner von ihnen imstande wäre, sich auf einer mittleren Linie zu halten, alle würden wahrscheinlich zu den Maximalisten gehören. Dmitrij, mit seiner breiten Brust und den langen Schritten, würde irgendein Gebiet oder eine Stadt für eine selbständige Republik erklären, oder er würde einen aufrührerischen Kreuzer kommandieren und der temporären Regierung ein Ultimatum schicken. Iwan würde, ohne den realen Forderungen des Augenblicks auch nur die geringste Beachtung zu schenken, im Arbeiter- und Soldatenrat ungewöhnlich kühne und schreckenerregende Systeme entwickeln und das Bestehende einer unbarmherzigen Analyse unterwerfen, zu der nur sein kalter, kühner und glänzender Verstand fähig ist. Und Aljoscha würde, in seine Idee verliebt, sich so tief in sie versinnen, dass auch andere anfangen würden, sich in sie zu versenken, — und es würde jene Auflösung in allen staatlichen und gesellschaftlichen Angelegenheiten vor sich gehen, die heute Europa in ein so grosses Erstaunen versetzt, — dasselbe Europa, aus dem Iwan Karamasow seiner Zeit seine Ideale und Ideen geschöpft hat. „Ich liebe Europa", erklärt er, aber ihn zieht mehr das Europa der Vergangenheit an, das Europa der schönen, edlen Erinnerungen, er fährt nur dorthin, um einige ihm teure Gräber zu besuchen und an ihnen niederzuknien. Europa ist für Karamasow nur ein Kirchhof. Aber er liebt es, er hat von ihm gelernt. Die ganze russische Intelligenz hat von Europa gelernt, hat in seinen Gärten und auf seinen Wiesen

den Saft und den Blumenstaub für ihren idealistischen Honig gesammelt. Dann aber trat eine Ernüchterung ein. Das geschah, weil der Schüler für seine fieberhaften Träume beim bedeutend älteren Lehrer keinen Widerhall fand. Dieser Lehrer hatte sich schon beruhigt und träumte von Erholung und relativem, spiessbürgerlichem Sichzufriedengeben. Die Ideen waren europäische Ideen, aber während man sich in Europa mit ihnen langweilte und sich nicht für sie einsetzte, kämpfte man in Russland mit flammendem Feuer, quälte sich und litt für sie. Infolgedessen geschah es, dass diese Ideen sich in Russland gewissermassen akklimatisierten und den russischen Intellektuellen so wert und teuer wurden, dass es diesen scheinen konnte, sie hätten es nicht mit einem ausländischen Erzeugnis zu tun, sondern mit einem russischen. Das ist seit jeher so gewesen. Der Kritiker der vierziger Jahre, der „rasende" *Wissarion Bjelinskij*, der der deutschen Sprache nicht mächtig ist, nimmt bei seinem Freunde Stankiewitsch Stunden in der Hegelschen Philosophie; und ich glaube nicht, dass man sich in Deutschland oder irgendwo anders, jemals mit so verzehrendem Feuer in Hegel vertieft hat, wie Bjelinskij es tat. Und später, als die Romantik der vierziger Jahre vom nüchternen Realismus der sechziger Jahre abgelöst wurde, erklärten die russischen Nihilisten sich bereit, für die naturwissenschaftlichen Ideen Büchners und Moleschotts das Schafott zu besteigen. Jetzt versteht Europa Russland nicht, versteht nicht sein rasendes Vorwärtsjagen, versteht nicht die russischen Revolutionäre; und doch haben diese von ihm und von seinen Ideen sich geistig genährt, an ihnen sich entzündet ...

III.

„Auf seinem Kopfe sträubte sich ewig ein eigensinniger Haarbüschel, der sich nicht glatt kämmen liess und sich immer wieder widerspenstig aufrichtete", — so wird in den „Dämonen" vom düstern Schatow berichtet. Das ist überhaupt ein Merkmal, ein charakteristischer Zug der russischen Intelligenz, des russischen Revolutionärs. *Dieser Büschel sträubt sich und lässt sich auf keine Weise glatt kämmen.* Wie so ein hartnäckiger, gesträubter Haarbüschel stellt sich jetzt dem abgewogenen Geist des Europäers die ganze russische Revolution dar. Ihn verletzen die Extreme, ihn erschreckt, dass man in Russland so sehr von der Wirklichkeit absieht und sich so unerfüllbaren Träumen hingibt, — nein, nicht einfach hingibt, sondern rasend, besessen träumt, oder, wie der Säufer Lebjädkin von seiner Schwester, Marja Tomofejewna, sagt, sich in Träume *stürzt*. In Russland *stürzt* man sich auf alles in wildem Ungestüm. Man *stürzt* sich darauf, den sozialistischen Gesellschaftsbau zu verwirklichen, man *stürzt* sich darauf, Gott zu leugnen oder anzuerkennen, und sogar diejenigen, die gewissermassen das Alte gegen das Anstürmen des Nihilismus verteidigen, *stürzen* sich auf diese Tätigkeit. Bei Dostojewskij hört ein alter Krieger im Offiziersklub ein atheistisches Gespräch und er stürzt sich sofort auf die Sprechenden mit der äusserst originellen Argumentation: „Wenn es keinen Gott gibt, was bin ich dann für ein Hauptmann?" *Das sich Stürzen*, ein immer fieberhafter Zustand, eine extreme Impulsivität und eine ungewöhnliche Fähigkeit, die Wirklichkeit und den heutigen Tag zugunsten des kommenden Tages zu ignorieren, — das sind die charakteristischesten Merkmale der russischen Intelligenz; das ist jener sich sträubende Haarbüschel, der sich nicht glattkämmen lassen will; das zeichnet vor allem die Helden Dostojewskijs aus; das ist das Karamasowtum.

Schon allein das Tempo des Sprechens, das immer fieberhaft ist, zeichnet die Karamasows vor den gewöhnlichen Menschen aus. Dem gemässigten Sozialisten Albert Thomas werden folgende Worte zugeschrieben, die er nach seiner Rückkehr aus Russland gesprochen haben soll: „Ich glaubte dort Sozialisten zu finden, und fand Anarchisten", das heisst, er fand Karamasows, er fand gesträubte Haarbüschel. Daran ist nichts Erstaunliches: Russland befindet sich in einem Entwicklungsstadium, in welchem nur extreme Theorien und Strömungen Erfolg haben können; in Russland hausen noch Dämonen, sein Blut kocht, es hat sich noch nicht zum Gleichmass abgekühlt. Miljukow und Plechanow sind für Russland nicht charakteristisch; charakteristisch sind Tschernow, Lenin, die Kronstadter Republik, denn sie handeln im echt russischen Stile, im Stile der Karamasows. Wie charakteristisch sind auch jene endlosen, bis zur Raserei gehenden Dispute, während welcher niemand es wagen dürfte, an irgendeine Realität zu erinnern, — man würde ihn für einen Schänder des Heiligen halten.

„Wir? Wir haben das Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele noch nicht beendet und Sie schlagen mir vor, ans Mittagessen zu denken?" — rief der totkranke Bjelinskij wütend und gekränkt Turgenjew zu, als dieser es versuchte, darauf hinzuweisen, dass die Essenszeit gekommen sei. Das Mittagessen — das ist jene Realität, in deren Namen Turgenjew, der nüchterne, ausgeglichene Europäer, dem begeisterten und besessenen Bjelinskij zusetzte, der sich, gleich seinen heutigen Enkeln, unausgesetzt in Abstraktionen bewegte. Auch in Bjelinskij rollte das Blut der Karamasows, auch er befasste sich niemals ruhig mit einem philosophischen oder ethischen System, er stürzte sich auf dasselbe.

Es ist bemerkenswert, dass der ganze gegenwärtige Streit zwischen dem demokratischen Europa und dem revolutionären Russland sich um ein äusserst reales Mittagessen einerseits und um eine problematische Unsterblichkeit der Seele andererseits dreht: wobei unter dem Begriff „Mittagessen" eine nüchterne Einstellung zu den Erfordernissen des Augenblicks zu verstehen ist, unter dem Begriff „Unsterblichkeit der Seele" aber — alle Ideen von einer Wiederherstellung der Internationale, die allgemeine proletarische Revolution, der grandiose soziale Umsturz und die Leidenschaft für Dispute.

Was stellen die Bücher Dostojewskijs denn anderes vor, als einen leidenschaftlichen Disput der russischen Intelligenz, einen endlosen Streit, von dem man sie unter keinen Umständen loszureissen vermag? Auch die Helden Dostojewskijs scheinen niemals „zu Mittag zu essen", das heisst, sie stellen sich niemals auf dasjenige ein, was ein gewisser Kreis von Menschen einen realen Untergrund nennt. Europa würde dem russischen Disput äusserst gern ein Ende setzen, — das hiesse aber das Karamasowtum ausrotten, das hiesse, etwas völlig Unmögliches verlangen. Russland bleibt Russland.

Dass es sich bei alledem nicht um ein gewöhnliches Verschwenden von Worten handelt, versteht sich von selbst. Wir wissen schon, dass Kirilow „sein ganzes Leben lang von Gott gequält worden ist". Jeden Paragraphen ihres Revolutionskatechismus hat die russische Intelligenz unter Qualen und Leiden formuliert; sie vermag unter keinen Umständen, den Disput plötzlich abzubrechen und sich hinter den nüchternen Tisch der Alltäglichkeit zu setzen, so sehr das auch vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes aus nötig zu sein schiene.

IV.

Und wie genial hat Dostojewski das zu schildern verstanden! Wie kunstvoll hat er das wahre Gesicht des russischen Intellektuellen beleuchtet! Zum Beispiel schildert er eine ausserordentliche Persönlichkeit, wie Schatow, in den „Dämonen" folgendermassen:

„Er gehörte zu jenen idealen russischen Persönlichkeiten, die jäh von irgendeiner starken Idee erschüttert und — zuweilen für ihr ganzes Leben — zu Boden gedrückt werden. Mit dieser Idee fertig zu werden, sind sie nie imstande, so werden sie denn zu leidenschaftlichen Gläubigen und ihr ganzes Leben vergeht fortan wie in Todeszuckungen unter diesem Stein, der sich auf sie herabgewälzt und sie zur Hälfte zermalmt hat."

Eine Idee leuchtet also Menschen dieser Art nicht einfach ein, sondern wälzt sich gleichsam auf sie herab. Sie schleppen sich oft ihr ganzes Leben lang unter der Last dieser Idee durch die Welt. Wie klar erscheinen einem die russischen Angelegenheiten im Lichte solcher charakteristischer Eigentümlichkeiten! Wenn man die Dinge in dieser Beleuchtung wahrgenommen hat, ist man nicht mehr imstande, vom frühern Landwirtschaftsminister, Victor Tschernow, zu verlangen, dass er die gewaltige Reform der Vergesellschaftung des Grund und Bodens für ungewisse Zeit aufschieben oder gar gänzlich von ihr abstehen solle. Es hat ja Minister in Europa gegeben, die früher Sozialisten waren, und trotzdem dem Sozialismus den Rücken kehrten; sie wechselten ihre Überzeugungen, wie man eine Wohnung wechselt. Empfinden etwa die Herren Millerand und Viviani jetzt noch Sehnsucht nach dem Sozialismus? Sie sind einfach in eine andere Wohnung übersiedelt, und da diese ihnen äusserst bequem und angenehm ist, so ist kaum anzunehmen, dass sie jemals wieder die alte Wohnung beziehen würden.

In Russland liegen die Dinge etwas anders, und zwar deshalb, weil Herr Tschernow, zum Beispiel, überhaupt nicht umzuziehen vermag, selbst wenn er es wollte. Der Sozialismus hat sich auf ihn herabgewälzt, hat ihn zu Boden gedrückt. Und aus diesem Grunde verlangt er die sofortige Verwirklichung des sozialistischen Agrarprojekts, er kann nicht warten. Und diejenigen, die die ungesäumte Übertragung der ganzen Staatsgewalt in die Hände des Proletariats verlangen, sind, wie es scheint, ebensowenig imstande, anders zu handeln, denn eine grosse Idee hat sich für ihr ganzes Leben auf sie herabgewälzt.

Die Missverständnisse in der Bewertung und im Begreifen der russischen Revolution beweisen, dass man Dostojewskij zu wenig gelesen oder gar vergessen hat. Dostojewskij darf aber weder vergessen, noch auch für einen Augenblick aus den Augen gelassen werden, wenn man sich nicht im dunkeln, geheimnisvollen Labyrinth des vieldeutigen russischen Lebens verlieren will, jenes Lebens voll trunkener Begeisterung, voller Verzückungen und Zornausbrüchen. Es ist notwendig, sich immer wieder daran zu erinnern, dass Europa schon eine ganze Reihe von Jahrzehnten ohne diesen geistigen Rausch, ohne diesen heiligen Zorn lebt, der sich unausbleiblich in der Seele des russischen Menschen anhäufen musste, denn seine Leiden waren in der Tat furchtbar und seine Unterdrückung masslos. Als dann die Ketten fielen und er seinem gewaltigen Zorn die Zügel schiessen lassen konnte, stürzte er sich mit seinem ganzen Hass auf das Alte und seine Forderungen wuchsen ins Unermessliche. Er will dem Bestehenden keinen Aufschub gewähren und diejenigen Kräfte,

die sich dem erwachten Hunger der Revolution entgegenzustellen vermögen, sind nur schwach.

— „Wenn dort in Europa," — sagt Karmasinow in den „Dämonen", — „Babylon wirklich gestürzt werden sollte, so würde sein Fall ein tiefer sein. Aber bei uns in Russland ist ja, relativ genommen, gar nichts vorhanden, was stürzen könnte. Nicht Steine werden bei uns fallen, sondern Alles wird sich in Schlamm auflösen. Das heilige Russland ist weniger, als alles andere dazu imstande, zu widerstehen."

Auch jetzt noch ist Russland dasjenige Land auf der Welt, wo alles nur Mögliche, ohne auf den geringsten Widerstand zu stossen, durchgeführt werden kann. Das bedeutet, dass die mittleren, gemässigten Klassen nicht organisiert sind, so dass ein geistiger Brand in kürzester Zeit die ungeheuersten Gebiete ergreifen kann und nur äusserst schwer zu löschen ist. Über das ganze Land ergiessen sich die stürmischen Wellen des Bolschewismus.

V.

Überhaupt sagt Karmasinow, der von Dostojewskij bekanntlich als ein boshaftes Porträt Turgenjews gedacht worden ist, in seinem Gespräch mit Peter Wjerchowenskij viel Interessantes über die gewaltige Kraft der russischen Revolutionäre. Worin besteht diese Kraft?

„Sie demaskieren offen den Betrug und beweisen, dass wir nichts haben, an das wir uns halten oder worauf wir uns stützen könnten. Sie sprechen laut, wenn alle andern schweigen. Das Sieghafteste an ihnen ist (unabhängig von aller Form) jene bis jetzt unerhörte Kühnheit, der Wahrheit gerade in die Augen zu schauen. Nur dem russischen Menschen ist diese Fähigkeit zu eigen, der Wahrheit gerade in die Augen zu schauen. Nein, in Europa ist man noch nicht so verwegen, dort lebt alles in einem „Steinernen Reich", dort haben die Menschen noch etwas, worauf sie sich stützen können. So weit ich sehe und zu urteilen vermag, besteht das ganze Wesen des russischen revolutionären Gedankens in einer Verneinung der Ehre. Es gefällt mir, dass das so mutig und furchtlos zum Ausdruck gelangt. Nein, in Europa wird man das noch nicht verstehen, bei uns dagegen wird sich alles darauf stürzen. Dem russischen Menschen ist die Ehre nur eine überflüssige Last. Sie war ihm während des ganzen Verlaufs seiner Geschichte eine Last. Durch ein offenkundiges „Recht auf Ehrlosigkeit" lässt er sich am ehesten fortreissen."

Es versteht sich von selbst, dass Karmasinow unter dem „offenkundigen Recht auf Ehrlosigkeit" die ungewöhnliche Kühnheit des russischen Revolutionärs in der Ablehnung populärer und scheinbar unantastbarer Wahrheiten versteht, eine Kühnheit, die sich in ihrer Unbarmherzigkeit bis zur Schamlosigkeit steigert. Eine unerschütterliche Wahrheit schien es, zum Beispiel, dass Russland die Dardanellen nötig habe: die Revolution ist gekommen und hat diese Wahrheit dem Hohne preisgegeben. Nirgends wird die Losung „ohne Annexionen und Entschädigungen" mit einer so unbezähmbaren Hartnäckigkeit, mit einer solchen Leidenschaft verkündet, wie bei den russischen Revolutionären. In Finnland helfen die russischen Soldaten und Matrosen den Finnländern, ihr Recht auf Autonomie geltend zu machen. In Äeinem anderen Lande, und wäre es noch so frei und demokratisch, ist etwas khnliches möglich. Helfen würde jedenfalls niemand, — in Russland ist es aber möglich. Das ist russischer, Karamasowscher Stil. Mit dem Prinzip des Selbstbestimmungsrechts der Völker liebt der russische Revolutionär keinen

Scherz zu treiben, er stürzt sich darauf, diese Idee zu verwirklichen, und russische Kreuzer stellen der temporären Regierung die Forderung, sie dürfe nicht verhindern, ja, müsse es sogar ausdrücklich gestatten, dass Finnland sich als Republik proklamiere. Genau so handelt der „Maximalist" Dmitrij Karamasow, wenn er von irgendeiner Idee besessen ist. Er ist masslos, im Guten wie im Bösen. Er ist zu den ungeheuerlichsten Ausschweifungen fähig, nimmt aber mit der gleichen Bereitwilligkeit das grösste Martyrium auf sich. Und der Vater Sossim, der heilige Einsiedler, fällt vor dem Trunkenbold und Wollüstling Dmitrij in die Kniee, — er beugt sie nicht vor ihm, sondern vor seinen grossen Leiden.

Das „offenkundige Recht auf Ehrlosigkeit" steht mit der Fähigkeit, der Wahrheit in die Augen zu schauen, in direkter Verbindung. Dostojewskij zufolge ist diese Fähigkeit dem russischen Volke mehr als allen andern zu eigen. Warum gerade nur dem russischen? Ist es vielleicht darum, weil Russland kein „steinernes Gebäude" ist, weil es noch nicht imstande gewesen ist, Kostbarkeiten und Werte anzuhäufen, um deren Vernichtung oder Verneinung es schade wäre? Gibt es in Europa tatsächlich etwas, dessen Untergang zu bedauern wäre, und gibt es in Russland nichts, oder doch nur weniges, das dieses Bedauerns wert wäre?

Wie dem auch sei, Europa steht in jedem Falle bestürzt vor der russischen Revolution und vermag, man kann es ruhig sagen, so gut wie gar nichts an ihr zu verstehen. Russland ist eben nicht leicht zu verstehen. Schon in den vierziger Jahren machte ein slawophiler Dichter darauf aufmerksam: „Mit dem Verstande ist Russland nicht zu erfassen, mit einem allgemeinen Massstabe nicht zu messen." Man kann nur die Massstäbe der grossen russischen Literatur anlegen, und der geeignetste Massstab hiezu ist der geniale Anatom der russischen Seele — Dostojewskij.



August Forel.

Dem Nichtschweizer ist der Name Prof. Forels hauptsächlich durch sein vielverbreitetes Werk „Die sexuelle Frage" und als der eines tätigen Pazifisten bekannt. Aus Anlaß seines 70. Geburtstages am 1. September haben die hiesigen Blätter ihrem hervorragenden Landsmann gehuldigt. Seiner Vielseitigkeit wurde dankbar gedacht, welche neben einer Jahrzehnte hindurch geübten Tätigkeit als Leiter der Irrenanstalt in Zürich noch Zeit fand, sich mit wissenschaftlichen, ethisch sozialen, psychologischen Fragen tiefgründig zu befassen.

Romain Rolland bespricht eine besonders interessante Seite dieser erstaunlichen Arbeit: die Forschung über die Ameisen (La Revue Mensuelle, August 1918). Jahre hindurch habe der Gelehrte geduldig das Leben der Ameisen beobachtet und nicht weniger als 7500 verschiedene Sorten unterscheiden gelernt.

Nach Rolland, dessen Darstellung wir hier folgen, leben die vorgeschrittensten Ordnungen in kriegerischer Demokratie und suchen ihr Reich zu vergrößern. Das ist schon

eine Kriegsurſache. Eine weitere iſt „der böſe Nachbar", eine Ameiſenart, die überhaupt nichts arbeitet, und ſich von im Larvenſtadium geraubten Ameiſen ſklaviſch bedienen läßt. Bei einzelnen Arten bilden die Krieger eine eigene Klaſſe, die ſich an den allgemeinen Arbeiten des Haufens nicht beteiligt. Im Kriege ſcheint nicht ein Einzelner den Oberbefehl zu haben: die Initiative geht von Gruppen aus. Forel weiß Intereſſantes von der kriegeriſchen Verve, der Schlauheit und Tapferkeit ſolcher kämpfender Maſſen zu erzählen. Sie rauben aber mehr als ſie töten. Haben ſie mehrere Tage unentſchieden gekämpft, wird der Frieden hergeſtellt und eine Linie abgegrenzt, die dann von keiner Seite überſchritten wird.

Hübſch iſt auch die Bemerkung, daß der kriegeriſche Inſtinkt im Verhältnis der Zahl wächſt, alſo eine Art von Maſſenpſychoſe iſt, die ſich in einzelnen Fällen zu einem Paroxysmus der Wut, bis zur Bewußtloſigkeit ſteigern kann.

Beſonders intereſſant ſind die Verſuche Forels, feindliche Ameiſenarten in einem Haufen zu vermengen und zu beobachten, wie ſie allmählich zu einem gemeinſamen Stammesgefühl heranwachſen.

Romain Rolland zieht aus dieſen nach ſtreng wiſſenſchaftlichen Methoden erreichten Erfahrungen die Hoffnung, daß der Krieg etwas iſt, was ſelbſt bei Tieren überwunden werden kann, alſo auch für den Menſchen nicht als biologiſche Notwendigkeit gelten darf. In Forel ſelbſt iſt durch ſie der Sozialethiker geweckt worden, der ſich theoretiſch und praktiſch unermüdlich um die Verwirklichung liberaler Ideale müht. Einer ſeiner wärmſten Anhänger, Otto Volkart, ſchickt uns einige charakteriſtiſche Worte Forels: „Es gibt Pflichten gegen ſich ſelbſt, die dazu dienen, den Wert, vor allem den ſozialen Wert, des Ichs zu erhöhen, und zwar vor allem durch Selbſterziehung. Man hat in unſerer verweichlichten Kultur viel zu ſehr vergeſſen, daß Selbſterziehung, Entbehrungen, ja ſogar ein gewiſſer Grad von Askeſe das Ich zur Freiheit, zur Selbſtbeherrſchung und zum Glück erziehen, während die Genußgier unbrauchbar und abhängig macht. Es gibt dann Pflichten gegen unſere Familie und die Menſchen, die uns näher ſtehen, gegen den Staat, gegen die jetzige Menſchheit und gegen die z u k ü n f t i g e M e n ſ c h h e i t. Letztere ſind die höchſten. Was wir heute an Kultur und Wiſſen genießen, verdanken wir dem Schweiß, dem Blut, vielfach dem Martyrium unſerer Vorfahren. Die edelſte Pflicht, die uns daraus erwächſt, iſt, unſeren Nachkommen ein höheres, glücklicheres und würdigeres Leben vorzubereiten." F. F.



Das Erwachen von Niederländisch Ostindien.

Von RATU LANGIE (Celebes).

Der rasche Übergang Japans zu einem modernen Staat wird mit Recht angestaunt, aber man übersieht etwas viel Grösseres, das Erwachen ganz Asiens und besonders ganz Ostasiens. Der Schreiber dieser Zeilen will nur von seiner Heimat sprechen, weil er es hier aus eigener Anschauung tun kann. Weiss man, was es bedeutet, wenn die Eingeborenen von Niederländisch-Ostindien zum Bewusstsein ihrer Menschenrechte erwachen? Es handelt sich um fünfzig Millionen Menschen von frischer, unverdorbener Kraft. Und sie erwachen. Sie haben vielleicht hundert Dialekte, aber in allen Volksschulen lernen sie die gemeinsame malayische Schriftsprache; wem es die Verhältnisse gestatten, der studiert in Europa die europäische Kultur.

Den letzten Anstoss zum politischen Erwachen Indonesiens — so werden die niederländischen Kolonien von ihren modernisierten Eingeborenen genannt — hat der Sieg Japans über Russland gegeben. Damals vollzog sich in ganz Ostasien ein wunderbarer Prozess. Ein Zittern durchlief die Völker Ost-Asiens, man schüttelte von sich ab den Gedanken eigener Inferiorität und des Mangels an Leistungsfähigkeit, der bisher fast alle Initiative paralisiert hatte.

Hatte man vorher die Überzeugung, nur die weisse Rasse wäre imstande, moderne Wissenschaft und Technik, den eigenen Interessen dienstbar zu machen, so hatte Japan den Asiaten durchschlagend bewiesen, dass auch Asiaten mit grossem Erfolg sich diese Früchte der abendländischen Kultur anzueignen vermögen.

In Indonesien war es der Javanische Arzt Dr. Wahidin Suderohusudo, der 1905 und 1906 zum ersten Mal dieser geänderten Mentalität Ausdruck gab. In den obgenannten Jahren durchkreuzte er Java und hielt überall Vorträge ab, worin er die Teilnehmer der Versammlungen antrieb, durch Zusammenschluss Institutionen zu schaffen, die die Erhebung aus der sozialen Verkümmerung, worin das Volk im grossen ganzen sich befand, in die Wege leiten werden; man sollte nicht alles eigene Wohl und Weh von der Regierung abhängen lassen, sondern selbst aktiv eingreifen in den Werdegang der sozialen Verhältnisse. Er trug mit seinen Ideen ein neues fremdes Element in die damalige Javanische Gedankenwelt hinein: dass man selbst auch etwas leisten könne, wenn man nur wolle. Dies ist etwas wesentlich Neues, denn die jahrhundertlange Unterdrückung der eigenen Fürsten und die darauffolgende der Ostindischen Compagnie hatte fast alle Initiative im Volksgeiste getötet. Die von der Niederländischen Regierung befolgte Politik, die bis spät im vorigen Jahrhundert ausging von dem Grundgedanken der Inferiorität der braunen Rassen, hatte den Mangel an Selbstvertrauen nur erhöht. Übrigens hat das System der holländischen Regierung auch heute noch wenig Raum für die Mitwirkung des Volkes, selbst der Holländer. Es ist ein System der Zentralisation, wobei alle wichtigeren und oft auch recht unwichtige Angelegenheiten nach Buitenzora, dem Sitz des Gouverneur-Generals, und Batavia, der Haupt-

stadt von Java, kommen müssen, oft überdies in höchster Instanz ins Kolonialministerium im Haag. Vollends ist in diesem Systeme kein Platz für die malayischen Eingeborenen. Zwar hat man schon vor einigen Jahren Gemeinde- und sogenannte Lokalräte eingerichtet, aber die eingeborenen Miglieder dieser Räte werden nicht vom Volke gewählt, sondern von der Regierung ernannt. Dies ist auch der Fall in dem vor einigen Monaten gegründeten sogenannten Volksrat, der diesen Namen kaum verdient, da trotz seiner beschränkten Kompetenz das inländische Element auch in ihm nicht wesentlich repräsentiert wird.

Am Sitz der Zentralregierung, in Java, konzentriert sich auch das geistige Erwachen Indonesiens. Doch gibt es ausser Java noch andere Kulturzentren, wie Bali, Padang, Minahassa und Ambon, aber alle diese haben ihre Vertreter im Lande von Borobudur und Mendut, dieser weltberühmten Tempel aus der Blütezeit der Hindukultur auf Java.

Wie ein Prophet der neuen Idee, des Glaubens an die eigene Kraft, erschien Wahidin in dieser Welt des mohammedanischen Fatalismus; seine Gedanken waren eine neue Lehre, die Lehre des Könnens.

Der von Wahidin ausgestreute Same keimte sehr bald. Allmählich kamen auch andere Momente ins Spiel, vornehmlich bei den Jüngeren, die die Ideen des Bahnbrechers übernommen haben: man erinnerte sich, dass das javanische Volk einmal imstande war, die wunderbaren Bauwerke, die alten Hindutempel zu bauen, dass in diesen Tempeln sich Meisterwerke der Bildhauerkunst befinden von javanischen Künstlern aus den Glanzzeiten der Geschichte; es kam wieder ins Gedächtnis, dass es eine überreiche javanische Literatur gibt. Ein Volk, das diese geschaffen hat, kann nicht inferior sein und verdient ein besseres Los als das heutige. Dies ist der Grundton der Geisteseinstellung von 1905—1907.

Sie kristallisierte sich im Frühjahr von 1908 in der Form des Vereins „Budhi Utomo". (das schöne Prinzip), von einigen Studierenden der medizinischen Schule in Batavia gegründet. In den sehr bedächtig und diplomatisch verfassten Statuten ist das Ziel des Vereins formuliert als das „Streben nach einer harmonischen Entwickelung des javanischen Volkes zur Erlangung einer menschenwürdigen Existenz". Das Faktum, dass nur Javaner zur Mitgliedschaft zugelassen werden, charakterisiert diesen Verein als einen von rein javanisch nationaler Natur.

Vier Jahre später offenbarte sich eine neue Strömung in der Richtung der Erweiterung der nationalen Idee. Der direkte Anlass war rein zufällig; ein Konflikt zwischen einigen javanischen und chinesischen Kleinhändlern stimulierte zu einer von Seiten der Javaner geführten anti-chinesischen Boykottpropaganda. Den Sarihat Islam (Islamitischen Bund). Diese Bewegung wurde aber bald von der Regierung unterdrückt, d. h. der Boykott versandete.

Aber in der Propaganda hat man das religiöse Moment herbeigezogen, und dieses pflanzte sich fort wie das Feuer in einem Heuberg, bald hier bald dort auftauchend, bis am Ende des Jahres 1908 fast die ganze mohammedanische Welt Indonesiens sich an der noch nicht organisierten Bewegung beteiligte.

Ungefähr in dieser Zeit war es, dass ein Javaner und ein Sumatraner anfingen, in dem Chaos Ordnung zu schaffen. Sie vereinigten die zerstreuten

kleinen Organisationen in einem allgemeinen mohammedanischen Bund. Man gründete einen Verein: Sarihat Dagang Islam, d. h. Mohammedanischer Handelsverein.

Sie sahen aber ein, dass die ausgeprägt religiöse Tendenz gefährliche Möglichkeiten in sich enthalte, da die Bevölkerung Indonesiens verschiedenen Religionen angehört. An Versuchen, sich vom religiösen Charakter loszumachen, hat es nicht gefehlt. „Der Bund sei eine sozialpolitische Organisation", heisst es öfters in ihren Reden und Publikationen, „die Religion ist nur ein Bindemittel und hat nichts mit dem Wesen des Vereins zu tun." Dies ist die Theorie; die Praxis erwies aber anderes.

Trotz der vielen Versuche hat der Verein seinen religiösen Charakter beibehalten. Der Regierungsadviseur in inländischen Angelegenheiten, Dr. Haren, konstatierte in einem seiner Berichte, dass seit dem Entstehen des Sarihat Islam sich das religiöse Leben verstärkt hätte, und die Moscheen häufiger besucht werden als vorher:

Meines Erachtens bildet der Sarihat Islam eine Verknüpfung, eine koinzidente Offenbarung zweier im Volke, sei es im Bewusstsein oder im Unterbewusstsein lebender Instinkte des Gefühles der Zusammengehörigkeit wegen der gemeinschaftlichen mohammedanischen Religion und des Bestrebens, diese zu der universalen indonesisch-nationalen Religion zu machen.

Dieses deutet bereits auf ein Erwachen der Nationalitätsidee, und zwar nicht der blossen javanischen, sondern der allgemein indonesischen Nationalitätsidee.

Es versteht sich von selbst, dass dieser Verein auch die sozial-politischen Probleme in seine Wirkungssphäre gezogen hat, indem er beispielsweise Front machte gegen die Dualität in der Jurisprudenz, gegen die schlechten Arbeiterverhältnisse und gegen den Ausschluss der Eingeborenen von verschiedenen Ämtern im Staatsdienst.

Im selben Jahre bildete sich radikalste Gruppe: die Indische Partei.

Alle Probleme, heisst es im Programm des Vereins, wachsen hervor aus dem Grundsatz: Beherrscher und Beherrschte. Wollen wir für die sozialpolitischen Fragen eine dauernde Lösung finden, so muss erst die Antithese zwischen Beherrschern und Beherrschten erledigt werden. Also das einzige Remedium ist eine staatsrechtlich selbständige Existenz, denn die erwähnte Antithese sei Wurzel und Stamm des Ausbeutungssystems.

In der Tat muss man zugeben, dass bei konsequenter Durchdenkung der Probleme man immer auf diesen Gegensatz stossen wird. Andererseits liegt dies vollkommen in der Natur der Dinge selbst, denn solange die gesetzgebende Macht nur in den Händen eines kolonisierenden Mutterlandes beruht, kann man nicht erwarten, dass bei einem Konflikt zwischen mutterländischen und kolonialen Interessen die letzten bevorzugt werden.

Die Indische Partei umfasst alle Bevölkerungsgruppen Indonesiens, gleichgültig von welcher Nationalität oder Rasse, im engeren Sinne dieser Worte.

Nicht nur die eigentlichen Eingeborenen konnten als Mitglied dem Verein beitreten, sondern auch Chinesen, Araber, Europäer, die sich definitiv in Indonesien niedergelassen haben und es als ihre Heimat betrachten. Dies ist ein sympathischer Zug des Vereins in Hinsicht auf die Einwohner fremder

Abstammung; aber dieses nicht strenge Kriterium der Mitgliedschaft wird ein ausgezeichneter Zielpunkt für die Angriffe der Gegner.

Hat die holländische Regierung den beiden erstgenannten Vereinen gegenüber eine abwartende Haltung angenommen, gegenüber der Indischen Partei verfuhr sie in anderer Weise. Sorgfältig wurde Material gesammelt, um ein Eingreifen in das Leben des Vereins rechtfertigen zu können, und als im August 1913 die europäischen Insassen Indonesiens die hundertjährige Selbständigkeit Hollands feierten und einige Javaner hiegegen protestierten, wurden die drei leitenden Personen der Indischen Partei, Douwes Dekher, Dr. Tjipto Mangoenhoesoem und Suardi Surganingrat, verhaftet.

Nach einem kurzen Prozess wurden die ehemaligen Leiter zur Internierung oder Landesverweisung verurteilt; sie haben das Exil gewählt. Der Verein wurde von der Regierung aufgelöst. Dies ist ein Fehlschlag der indischen Regierung, denn die Hoffnung, der Geist der Indischen Partei sollte nach der Entfernung der Gestalt Douwes Dekhers eines langsamen Todes sterben, ist nicht erfüllt worden. In verschiedenen Formen und Variationen lebte die Idee wieder auf, und es bedarf nur andermals eines kräftigen Führers, um die zerstreuten Bruchstücke zu einem ganzen Bauwerk zu vereinigen.

Als letzte Organisation will ich die der christlichen Bevölkerung erwähnen. Numerisch ist dieses Kontingent sehr gering, aber es bedeutet ausserordentlich viel im sozialen Leben. Im Mittelpunkte der christlichen Religion sind die Minahassa, die nördliche Halbinsel Celebes, und Ambon, eine Insel im Osten Indonesiens. Der bedeutendste Verein ist der „Perserikatan Minahassa". Er ist der nationale Verein der Minahasser, und ist deswegen von grosser Bedeutung, weil die Minahasser durch ihr ausgezeichnetes Schulwesen momentan unter den Indonesiern auf der höchsten Stufe der Entwickelung stehen, trotzdem sie nicht eine Jahrhunderte alte Kulturgeschichte aufweisen können.

Die Stiftung des „Perserikatan Minahassa" ist eine Reaktion auf die javanisch-nationalistische Propaganda des „Budhi Utomo" und auf die mohamedanisch-nationalistische des „Sarihat Islam".

Sie stützt sich auf den Umstand, dass der belangreichste Teil der Armee aus Minahassern besteht, die manche Vorrechte geniessen. Kennzeichnend für diese christliche Bewegung ist eine regierungsfreundliche Gesinnung, und letzten Endes fühlen sich die Minahasser vollkommen fremd in der hinduistisch-mohammedanischen Welt auf Java.

Alle diese Strömungen enthalten in sich als integrierenden Teil die nationale Idee. Wir nehmen aber eine Steigerung in der Universalisierung dieser Idee wahr. Finden wir im „Budhi Utomo" nur die rein javanische Nationalitätsidee verkörpert, im „Jong Sumatranen Bund" nur sumatranische, im „Perserihatan Minahassa" die minahassische usw., so ist in dem „Sarihat Islam" schon eine Erweiterung dieses Gedankens erkennbar. Er setzt sich über die Schranken der engeren geographisch-ethnologischen Kriteria hinaus und bringt alle Mohammedaner unter eine Fahne.

Die Nationalitätsidee kulminiert in der Indischen Partei, die die Gesamtheit der Völker Indonesiens umfasst.

In diesem Verein ist zum ersten Mal das Problem der Fremdherrschaft gestellt worden; hier wurde auch zum ersten Mal offen ausgesprochen das Streben nach einer von den Niederlanden unabhängigen Existenz Indonesiens im Staatsleben Ostasiens.

Ich sage: zum ersten Mal, denn seitdem die Indische Partei aufgelöst worden ist, ist dieses Streben übernommen worden von dem „Sarihat Islam“, „Budhi Utomo“ und den anderen Vereinen. Jetzt gehört es eigentlich zur „Communis opinio“ der Intellektuellen.

„Wenn wir einmal das grosse Endziel erreicht haben,“ sagte Baginda D. Abdullah, Assistent-Professor der malayischen Sprachwissenschaft an der Universität von Leyden, als er als Präsident des indonesischen Studentenvereins eine Rede abhielt bei der Feier des zehnten Jahrestags des „Budhi Utomo“, „die Unabhängigkeit Indonesiens, wenn einmal keine Uneinigkeit mehr unter den Rassen herrschen wird, und jeder Bürger, er sei Javaner, Holländer, Sumatraner, Chinese oder Minahasser, seinen Platz hat, wo wir einander gegenseitig schätzen und wo wir alle dieses schöne Land als unser Vaterland betrachten, wenn einmal der Augenblick da ist, dass wir in das Haus unseres Ideals eintreten können, in das Haus der Freiheit, so würden wir dies für einen nicht geringen Teil dem „Budhi Utomo“ verdanken, der den Schlüssel in die Türe des Gebäudes gesteckt hatte.“

Letzten Endes ist die ganze geistige Strömung in Ostasien gegen die Fremdherrschaft gerichtet, gegen die Regierung der Eingeborenen durch Angehörige einer fremden Nation. Sie ist aber nicht eine anti-holländische Bewegung.

Warum sollte eine anti-holländische Gesinnung vorherrschen, wo alle intellektuellen Leiter eine spezifisch holländische Bildung genossen haben, wo die holländische Sprache fast die einzige Sprache ist, die sie vollständig beherrschen, wo fast jeder akademisch gebildete Indonesier mit einer Holländerin verheiratet ist?

Aber, wie Rabindranath Tagore einen Unterschied macht zwischen "the Nation of the West" und "the Spirit of the West", so identifiziert man in Indonesien auch nicht die Fremdherrschaft und das holländische Volk.

Immerhin ist es ein sehr delikates Problem; denn jeder Fortschritt der Nationalitätsidee wirkt ein auf die sozialen Verhältnisse und weiter sicherlich auch auf die Handelsbeziehungen Hollands mit Indien. In Indonesien ist auch die Antithese gestellt zwischen dem europäischen Kapitalismus und dem indonesischen Nationalismus. Es genügt, zu erwähnen, dass der ganze Grosshandel und die ganze Grossindustrie in Händen der Europäer sind.

Vor einigen Jahren ist von dem Leydenschen Professor in der indonesisschen Sprachwissenschaft, dem bekannten Snouck Hurgronje, die Idee lanciert worden einer politischen Assoziation Indonesiens und der Niederlande. Dieser in der Tat sympathische Gedanke wurde anfänglich von den indonesischen Intellektuellen mit Freude begrüsst. Aber als man über den Rausch der Neuheit hinaus war, wurde dies allmählich in den Hintergrund gedrängt. Momentan besteht nur ein gemeinschaftliches Streben, durch Konsolidierung der innern Angelegenheiten zu einem grösseren Anteil an der Selbstverwaltung, also zu einer praktisch unabhängigen Existenz zu kommen. Dies ist die einzige Tendenz, die sich aus einer nüchternen Betrachtung der politischen Bestrebungen in Indonesien ergibt.

□□□

Das Leiden des Wartens.

Am Grunde jeder Vorſtellung von Glück liegt die Sehnſucht nach ſtarkem Erleben, der Wunſch, ſich ſelbſt tätig zu genießen. Dieſer Trieb leitet den Knaben, wenn er ſpielend den Blumen die Köpfe abſchlägt, den Fliegen die Beinchen ausreißt; er läßt dem Manne Abenteuer und Krieg als intenſivſte Kraftäußerungen in glänzendem Lichte erſcheinen. Und doch – wie verhält es ſich in Wirklichkeit in unſerer Zeit, mit der geſteigerten Aktivität der Kriegszeit? Iſt ſie nicht eine Täuſchung, eine bloße Fabel?

Sehen wir uns den Soldaten im Schützengraben an, dem Krafthebel der ganzen Kriegsmaschine. Selbſt bei ihm, dem Aktivſten, geht der größte Teil der Zeit mit einem rein paſſiven Über-ſich-ergehen-laſſen hin. Wir haben es in den Schilderungen der am Kriege Beteiligten geleſen, wir haben es in Erzählungen immer wieder gehört; von den 4 Kriegsjahren wurde der größere Teil mit Warten zugebracht, mit Warten und Wachen. Warten im Schützengraben, Warten bis man ihnen die Nahrung bringt, Warten unter dem die Nerven zerreißenden Trommelfeuer, Warten bis ein Befehl zum Angriff kommt. Stürmen ſie dann vor – nicht ohne eine gewiſſe Genugtuung der Erlöſung zu empfinden – ſo iſt es das Los nur zu vieler, von einem Geſchoß getroffen zu werden, das ſie entweder dauernd von weiterem Erleben entbindet, oder ſie kampfunfähig macht. Mit ihrer Wunde ſind ſie nun ganz zu Wartenden geworden. Warten auf den Transport, den Arzt, die Rückkehr. Hilflos harren ſie der Geneſung entgegen und ihr ganzer Heldenmut kann nur mehr in der als weiblich geltenden Form ſich äußern – in Geduld!

Und gar erſt im Hinterland! Das ganze Seelenleben der Frauen iſt im Warten erſtarrt. Jahre hindurch wird jeder Brief zitternden Herzens erwartet. Kommt ein Urlauber heim, ſo miſcht ſich in die Freude jeder Stunde die Qual der Angſt vor der neuen Trennung, die Erinnerung an alle in Bangen durchlebten Stunden. Oder die Sorge macht der Trauer Platz, in der man nichts mehr zu erwarten, aber auch nichts mehr zu erhoffen hat. Dieſelbe ſtumpfe Verzweiflung tritt auch ein, wenn ein Verſtümmelter heimkehrt. Vielleicht mag er und die Seinen ſich ſpäter einmal mit dem halben oder viertel Leben, das geblieben iſt, abfinden. Zunächſt iſt für nichts Raum als für traurige Bitterkeit.

Die von Haus und Hof Vertriebenen, die hungernden, frierenden, darbenden Flüchtlinge, die mit einem Mal auf das harte Brot der Wohltätigkeit angewieſen ſind – da ſtehen ſie in langen, unendlichen Reihen und warten – warten auf ihr Obdach, ihr Eſſen, das bischen unfreundlich gereichte Hilfe.

Neben all dieſem Elend denkt man faſt mit Erleichterung an die Gefangenen, die Kriegs- und Zivilinternierten, die ja doch – nach Überwindung der erſten Schwierigkeiten, welche ihre große Zahl bei völliger Unvorbereitung mit ſich brachte – nun überall leidlich verſorgt ſind, ein gutes Dach über ihrem Lager haben, ſicheres Eſſen und die

Gesellschaft vieler Leidensgefährten. Man tröstet sich gerne mit dem Gedanken, daß ihnen ja „eigentlich" nichts fehle und wird darin auch vielfach von den Besuchern der Lager bestärkt.

Anders urteilt hierüber ein Schweizer Arzt, Dr. A. L. Vischer (Basel), der sich eingehend mit den Gefangenenlagern beschäftigt hat und der seine interessanten Beobachtungen in einem Schriftchen „Die Stacheldrahtkrankheit"*) wiedergibt.

Auf drei Hauptursachen führt Verf. die Psychosen zurück, die in den Lagern so häufig sind, und denen sich völlig zu entziehen kaum einem gelingt: die Beraubung der Freiheit; die unbekannte Zeitdauer mit der daraus entspringenden Unsicherheit aller Verhältnisse; das beständige Zusammensein mit Männern bei völliger Abwesenheit von Frauen.

Quälend wird auch die Unmöglichkeit des Alleinseins empfunden. Dr. Vischer zitiert die Äußerungen vieler Internierter aus Lagerzeitungen und Publikationen. Besonders kräftig äußert sich ein Deutscher aus dem Zivil-Gefangenenlager Knockaloe: „Aber die lange Zeit des engsten Zusammenseins brachte es mit sich, daß man schließlich in die Mitmenschen wie in die aufgeschnittenen Schweinehälften in einem Schlächterladen hineinsah. Unser Charakter aber ist wie ein Buch, in dem jeder lesen kann, und die einzelnen Seiten sind schmutzig vom vielen Anfassen." Einem andern kommt die Einzelhaft des Verbrechers beneidenswert vor!

So scheint es auch, daß die anfangs mit großer Energie unternommenen Veranstaltungen und Organisationen sich allmählich im Sande verlaufen und einer allgemeinen Inertie Platz machen. Alle Bildungsbestrebungen, Feste und Theateraufführungen, Zeitschriften werden nach und nach eingestellt. Die beim Eintreten in das Lager meist starke Geschlechtlichkeit, die sich in Zoten, pikanten Bildern, Freude an Bällen und den Kameraden in Frauenkleidern äußert, schwindet und selbst die eigenartige Erscheinung homosexueller Epidemien zeigt sich im 3. oder 4. Jahre der Gefangenschaft kaum mehr. Hingegen verleite die unausweichliche Gereiztheit über andere Menschen gerade die Gebildeten zu den „rohesten und unflätigsten Ausdrücken". „Jeder Gefangene, der ausgetauscht wurde, bekam deshalb von seinen Freunden den Rat mit, eine Art Quarantäne durchzumachen, um seine Ausdrucksweise zu säubern, bevor er es wagen dürfte, sich im Familienkreis zu zeigen" schreibt ein Engländer nach 19 Monaten in Ruhleben. „Besprechungen einfacher Dinge arten in wüsten Wortwechsel aus, der nicht selten mit Prügelei endigt."

An geistige Arbeit ist unter solchen Umständen nicht zu denken. Sind es doch die ausgesprochenen Persönlichkeiten, die am meisten unter dem beständigen Gemeinschaftsleben und dem Zwange leiden.

Dabei ist es bemerkenswert, daß die gute oder schlechte Behandlung, die humane Leitung oder schöne Lage eines solchen Massenasyles keinen Einfluß auf das psychische Wohlbefinden seiner Bewohner hat.

Den Zwang der Unfreiheit ertragen die Militärgefangenen besser als das Zivil. Sind sie doch an Drill und Zucht gewöhnt. Der Stacheldraht, der das Lager umschließt,

*) Beiträge zur Psychologie der Kriegsgefangenen. Rascher & Cie., Zürich, 1918.

wird zum Symbol, so sehr, daß man die krankhafte Veränderung im Seelenleben des Internierten die Stacheldrahtkrankheit genannt hat. Das beständige Warten auf Nachrichten, die Unterbindung alter Gewohnheiten, an deren Stelle der Zwang der Lagerregel tritt, die Unmöglichkeit, zu sagen und zu schreiben wann und was man will, das Gehemmtwerden in jeder Willensäußerung machen den Gefangenen reizbar, kleinlich, egoistisch, mißtrauisch und brechen seine Widerstandsfähigkeit. Die unbestimmte Dauer des Leidens kommt als ein wesentlicher Faktor dazu. Der Kriegsinternierte ist in diesem Punkte schlechter daran, als die Sträflinge, die Tag und Stunde des Endes ihrer Haft genau kennen. Ihr Leben wird zu einem abwechselnden Hoffen und Verzweifeln, das jeder Tätigkeit den Stempel des Unnützen aufdrückt. Und hier bestätigt sich nun die psychologische Erfahrung, daß schwere Entbehrungen mit begrenzter Dauer leichter zu ertragen sind, als die Ungewißheit. Gerade der Krieg hat unzähligen Menschen Gelegenheit gegeben, an sich selbst dieses Erlebnis bestätigt zu sehen. Der aufgezwungene Grenzaufenthalt mit unbestimmter Dauer wird zur Hölle und weder schönes Wetter noch die sonst erwünschte Ruhe, die reizende Umgebung oder die scheinbare Bewegungsfreiheit können darüber hinwegtäuschen. Auch die oft mitten im Arbeitstrubel innig herbeigesehnte Muße wird unter solchen Begleitumständen völlig unfruchtbar.

Ein Internierter drückt seine Gefühle so aus: „Tot ist ihr Denken, erkaltet das Herz, verflogen die Seele; regellos fließt ihnen ihr wässeriges Blut durch das Geäder, stockend, jetzt jagend, pochend und klopfend, erlahmend, ersterbend. In der dunklen, kalten Ecke der Hütte warten sie, die Trümmer, warten, warten."

Warten, warten, das abnützende, zermürbende, hilflose, verzweifelte Warten! Dr. Vischer sucht Vergleiche, Situationen, in denen Menschen ähnlichen Nöten ausgesetzt sind und er kommt auf das interessante Beispiel der Polarforscher, die oft zu Monate, ja auch Jahre währender Untätigkeit genötigt sind. Hier wie dort handelt es sich meist um gesunde, kräftige Menschen, die Abhängigkeit von einer höheren unzugänglichen Macht ist die gleiche, ebenso das ständige Beisammensein von Männern, die unbestimmte Dauer. Verfasser zeigt an der Hand von Zitaten, wie auch die Seelenstimmung dieser vom Eise Gefangenen den gleichen Dissonanzen unterliegt. Nansen schreibt in sein Tagebuch: „Mein Geist ist verwirrt . . Ich bin abgenützt und fühle doch keine besondere Ermüdung . . Ich schaue die Bilder aus der Heimat und sie berühren mich seltsam langweilig . . So habe ich früher nie gedacht. Ich habe jetzt keinerlei Neigung zum Lesen, zum Zeichnen oder zu irgendeiner andern Tätigkeit . . . Ich söhne mich nie ganz mit diesem Leben aus. Es bedeutet, daß man nie und nirgends über etwas beruhigt ist, ein Warten auf das, was kommt, ein Warten, mit welchem vielleicht die besten Jahre der Manneskraft vergehen." Und Payer: „Wir selbst lebten in beständiger Gegenwart aller und man weiß es ja, daß es erträglicher ist, immer allein zu sein, als nie allein zu sein."

Über Abnahme oder völliges Schwinden des Gedächtnisses klagen die Gefangenen. Auch über die Unfähigkeit, sich zu konzentrieren, leicht eintretende körperliche Ermüdung bei innerer Unruhe, Schlaflosigkeit. Starke Reizbarkeit und Streitsucht, mißtrauische und pessimistische Grundstimmung, sexuelle Impotenz stellen sich ein. Die Heilung der Neu-

rose geht, wie die Erfahrung bei ausgetauschten Internierten lehrt, nicht so schnell und sicher von statten als man es wünschen würde. Am besten bestellt ist es noch verhältnismäßig um die in der Landwirtschaft tätigen jungen Leute.

So entrollt sich auch hier das traurige Bild zerbrochener Existenzen, die nach Millionen zählen. Mit Recht hebt der schweizerische Arzt hervor, welche Wohltat sein der Ausdehnung nach so kleines Vaterland unzähligen Familien durch Aufnahme von Internierten leisten konnte. Aber wie klein ist verhältnismäßig die Zahl dieser Auserwählten und wie bitter müssen die in Gefangenschaft gebliebenen ihre Zurücksetzung empfinden! Warum gerade der Andere und nicht auch ich?

Was könnte aber geschehen, um diesen Unglücklichen zu helfen, die zu Opfern werden, ohne daß ihr Vaterland den geringsten Nutzen davon hat, die sich nicht damit trösten können, daß ihr Leiden vielleicht den Weg zu einer besseren Zukunft öffnet? Kriegsgefangene muß es geben, solange es Krieg gibt; ist es doch schon ein Zeichen wachsender Menschlichkeit, daß man dem gefangenen Feinde nicht einfach den Garaus macht; und Zivilgefangene, soweit es wehrfähige Männer sind, sind eben Kriegsgefangene, vor dem Krieg; ehe der Feind sie noch in sein Heer einreihen konnte. — Aber das Los der Kriegs- und Zivilinternierten ist letzten Endes eine Folge der allgemeinen Wehrpflicht, dieser ungerechtesten, raffiniertesten Folter, die unsere moderne Kultur erdacht hat. Früher hatte der Soldat den andern Soldaten zum Feind; der Heerführer den gegnerischen General. Heute ist ein ganzes Volk dem andern der Feind. Kann es Unnatürlicheres, Unmenschlicheres geben?

Franza Feilbogen.



Tanks.

Sonderbare Ungeheuer, diese Tanks!

Von allem Hässlichsten in der Natur haben sie ihr Teil genommen: von der Schlange den kriechenden Gang, von dem Nilpferd die Form, an die Kröte, das Krokodil, die Schildkröte gemahnt ihre Gestalt. Alles moderne Wissen um die Kräfte der Natur gesammelt, dient hier dem Werke der Zerstörung. Als ob die Technik selbst Maschine geworden wäre, wälzt sich dies Ungeheuer heran und zermalmt, was es auf seinem Wege findet. Baumstämme werden niedergelegt wie Grashalme, Erdhöhen und Tiefen spielend genommen, Drahtverhaue erdrückt; aus Gruben erlöst es sich selbst, denn es trägt die erhebende Planke auf seinem Rücken. Von qualvoll unbeschreiblicher Angst wird man gepackt, wenn man dies grauenhafte Wesen, das alles Leben unter seiner Wucht ertötet, heranktriechen sieht.

So unser Schicksal!

F. F.

Eine Ameisengeschichte.

Von FREDERIK VAN EEDEN.

Die alte Ameise erzählte, daß man in großer Unruhe lebe wegen des Feldzuges, der binnen kurzem bevorstehe. Man wolle eine andere Ameisenkolonie unweit von hier mit starker Übermacht angreifen, das Nest vernichten und die Larven rauben oder töten; das würde sicherlich alle Kräfte vollständig in Anspruch nehmen, und man müsse daher zunächst die dringlichste Arbeit verrichten.

„Wozu soll der Feldzug unternommen werden?“ fragte Johannes. „Ich finde das gar nicht schön.“

„O doch“ sagte der Laushirt, „es ist ein sehr schönes und verdienstliches Unternehmen. Bedenkt doch nur, daß es die Kriegsameisen sind, die wir angreifen wollen — wir wollen ihr Geschlecht ausrotten, und das ist ein sehr gutes Werk.“

„Seid ihr denn keine Kriegsameisen?“

„O Gott bewahre, wo denkt ihr hin? Wir sind Friedensameisen.“

„Aber was bedeutet denn das Alles?“

„Wißt ihr das nicht? So werde ich es euch erklären. Einst lebten sämtliche Ameisen in beständigem Kampf — es verging kein Tag, ohne daß große Schlachten geschlagen wurden. Da kam eine gute kluge Ameise, die sich ausgedacht hatte, wie viel Mühe man sich ersparen könne, wenn die Ameisen untereinander das Abkommen träfen, sich nicht mehr zu bekämpfen.

„Als sie das sagte, fand man es sehr sonderbar und begann sie in lauter kleine Stückchen zu zerbeißen. Später tauchten dann noch einige andere Ameisen auf, die derselben Ansicht waren. Auch die wurden in lauter kleine Stückchen zerbissen. Endlich gab es ihrer so viele, daß das Zerbeißen den Andern zu mühsam wurde.

„Da nannten sie sich Friedensameisen und behaupteten sämtlich, daß die erste Friedensameise Recht gehabt habe; und wer das bestritt, der wurde seinerseits in Stücke zerbissen. Auf diese Weise sind heutzutage beinahe alle Ameisen Friedensameisen geworden, und die Überreste der ersten Friedensameise werden sorgfältig und voller Ehrerbietung aufbewahrt. Wir haben den Kopf der echten. Wir haben schon zwölf andere Kolonien vernichtet, die behaupteten den echten Kopf zu besitzen. Jetzt gibt es ihrer nur noch vier, die das tun. Sie nennen sich Friedensameisen, aber es sind natürlich Kriegsameisen, denn wir haben den echten Kopf und die Friedensameise hatte nur e i n e n. Nun machen wir uns demnächst auf, um die dreizehnte Kolonie zu verheeren. Das ist doch gewiß ein gutes Werk.“

„Ja, ja“, sagte Johannes, „es ist sehr merkwürdig.“

Aus „Der kleine Johannes“ 1906.



Aus Büchern und Flugschriften.

L. Trotzki. *Arbeit, Disziplin und Ordnung werden die sozialistische Sowjet-Republik retten!* Basel, Verlag Buchhandlung des Arbeiterbundes. 191 S.

Das Schriftchen ist die Übersetzung eines Vortrages, den Trotzki auf der Moskauer städtischen Konferenz der Russischen Kommunistischen Partei am 28. März 1918 gehalten hat. Der Diktator stellt der Revolution die Aufgabe, die Saboteure in der Beamtenschaft in tüchtige, eifrige Leiter und Vollstrecker zu verwandeln und ihnen die Verantwortung zu lassen, aber auch die nötigen disziplinaren Mittel in die Hand zu geben. Sein Programm ist: „Das Herausholen alles dessen, was in den alten Institutionen lebensfähig und wertvoll war, und dies in die neue Arbeit einzuspannen.“ So auch auf militärischem Gebiet. Auch hier sind die Spezialisten (die ehemaligen Offiziere) heranzuziehen, und zwar nicht auf dem Wege der Wahl durch die Soldaten, sondern der Anstellung durch „die Organe der Sowjetmacht“. Die Soldaten dienen freiwillig, aber die militärische Ausbildung ist obligatorisch; sie soll in den Schulen, Fabriken und auf dem Lande stattfinden. Die Gegenrevolution soll durch Entwicklung der soldatischen Intelligenz verhindert werden. „Die Frage der Schaffung einer Armee ist für uns jetzt eine Frage auf Tod und Leben.“

Interessant ist, was Trotzki über die „grössten Gefahren für die Sache des sozialistischen Aufbaus“ aus der Erfahrung gelernt zu haben scheint.

Er versichert, dass das Sowjet-Regime politisch und militärisch unbesiegbar sei; „aber es kann über seine eigene Unfähigkeit, mit den schöpferischen Organisationsaufgaben fertig zu werden, stolpern.“ Die Bolschewisten seien die herrschende Klasse. Die Hauptsache sei jetzt, auf allen — auch scheinbar prosaischen — Posten jenes Maximum von Gewissenhaftigkeit, Pflichterfüllung, Schaffensfreude, kurz alle Eigenschaften, die die Klasse echter Baumeister eines neuen Lebens charakterisieren, zu entfalten. Das Haupthindernis aber sei der grob egoistische Charakter, den die erwachende Persönlichkeit leicht annimmt, wenn man vorher nur in der Masse wie in einem Heuschreckenschwarm unterschiedslos dahingelebt hat. „Gestern noch war er ein Nichts, ein Sklave des Zaren, des Adels, der Bureaukratie, das Zubehör der Maschine eines Fabrikanten. Im Bauernleben war er ein Fronarbeiter, ein Steuerzahler. Heute, von alledem befreit, fühlt er sich zum ersten Male als Persönlichkeit und beginnt zu glauben, dass er alles, dass er — das Zentrum des Kosmos sei. Er ist bestrebt, alles was er kann, zu sich zu nehmen, er denkt nur an sich und ist nicht geneigt, mit dem Klassenstandpunkt zu rechnen.“ Daher die Überflutung mit Anarchie, Desorganisation und Räubertum. Daher aber auch der Schrei Trotzkis nach Arbeit, Disziplin und Ordnung. *S. F.*

M. J. Bonn. *Irland und die irische Frage.* München und Leipzig 1918, Duncker & Humblot.

Verfasser bietet zunächst eine Orientierung über das Land, das er aus eigener Anschauung kennt. „Wenn Irland ein armes Land geblieben ist, so ist es das nicht, weil ihm eine karge Natur nur kümmerliche Gaben beschieden hat. Es ist nicht zur Werkstatt der Welt bestimmt, es könnte aber in weiten Teilen ein blühender Garten sein, während es nichts anderes ist als menschenleere Mastviehweide.“ Von 15 Millionen Acres Kulturland sind heute noch nicht 2½ Millionen mit Ackerprodukten bestellt, obwohl der Ackerboden den englischen an Qualität bedeutend übertrifft (Hafer in England durchschnittlich 38 Bushel per Acre, in Irland 51!).

„Irland ist ferner das einzige Land Europas, das seit 70 Jahren einen dauernden Bevölkerungsrückgang aufweist.“ Von 1851—1915 sind 4,4 Millionen Personen ausgewandert, ungefähr ebensoviele wie noch in der Heimat zu finden sind. „Mit seiner dünnen Bevölkerung, seinen wenigen Ehen, seinen seltenen Geburten und seiner andauernden Auswanderung — jährlich 8 Promille der Bevölkerung — macht Irland immer mehr den Eindruck eines absterbenden Volkes.“ Dabei hat aber der Charakter des keltischen Iren etwas überaus Jugendfrisches, dem Naturvolk Nahes. Dies „macht heute Irland zu einem der anziehendsten Länder Europas“ trotz dem entsetzlichen Schmutz der Slums von Dublin und der verfallenden Städte im ganzen Lande. Woher diese Verkommenheit? Verfasser erzählt die ganze leidvolle Geschichte der Enteignung, Entrechtung und Erniedrigung durch Jahrhunderte, aber auch der grosszügigen Reformaktionen, gespornt durch die drohende Agrarrevolution. Die Rentengesetzgebung hat ihren eigentlichen Zweck, eine wirklich billige Rente festzusetzen, nicht erreicht. Desto grösser ist der Erfolg der verschiedenen Landkaufgesetze gewesen; von den 19 Millionen Acres des irischen landwirtschaftlichen Bodens sind bis 1913 11½ Millionen ins Eigentum der Pächter übergegangen. Überdies wurden die Zwergfarmen durch enteignetes Weideland vergrössert. So ist ein selbständiger Bauernstand an die Stelle des Grossgrundbesitzes gesetzt worden. Die Landbevölkerung lebt besser, aber die landwirtschaftliche Produktion Irlands war vor dem Kriege nicht gestiegen. Und die Auswanderung war nicht gesunken. „Man kann es daher beinahe verstehen, dass die grimmen Individualisten des irischen Nordostens, die selbst aus der Agrarreform Nutzen zu ziehen verstanden, das irische Irland als ein Volk schläfriger Lotosesser betrachteten, das nur aus seinem Schlummer erwache, wenn es andere Leute plündern könne.“ Daher der harte Widerstand Ulsters gegen die Home-Rule-Bestrebungen, mit deren Geschichte, einschliesslich der Revolution, das anregende Werk schliesst.

Ein treffliches Einführungsbuch für jeden, der die irische Frage sachlich verstehen will. Man vermisst nur die bibliographische Anleitung zu weiteren Studien.

S. F.

M. J. Bonn. *Was will Wilson?* München, Georg Müller.

In einem bescheidenen Heftchen von 112 S. Klein-Oktav orientiert Professor Bonn über die Persönlichkeit und die Absichten Wilsons, über die er durch reichlich zweijährigen Aufenthalt in Amerika während der Neutralitätsperiode sich ein wohlüberlegtes Urteil bilden konnte. Er widerspricht der Meinung, als ob Wilsons Pazifismus Heuchelei gewesen oder als ob der Präsident ein Werkzeug von Finanzmagnaten wäre. Seine Persönlichkeit scheint ihm vielmehr die eines ehrlichen Idealisten zu sein, der aber grossen Entscheidungen gegenüber zum Zaudern neigt, dadurch die besten Gelegenheiten zur Herbeiführung des Friedens hat entschlüpfen lassen und schliesslich gegen seinen Willen sein Land in den Weltkrieg gleiten lassen musste. Bei der Diagnose bezüglich der Kriegsziele Wilsons geht Verfasser von dem gesunden Grundsatze aus, dass der amerikanische Präsident sicherlich eine Politik zu verfolgen sucht, die seiner Meinung nach amerikanischen Interessen dient. Das grosse Interesse Amerikas aber sei, an die Stelle der geographisch-technischen Sicherheit, die es bisher dank seiner Entfernung von Europa und der englischen Seeherrschaft genossen habe, die politisch-rechtliche durch Völkerbund mit Schiedsgericht, Abrüstung und Meeresfreiheit zu setzen. Diese politisch-rechtliche Sicherheit aber scheint den Amerikanern und demgemäss auch Wilson nur gegeben, wenn die Zustimmung zum Völkerbunde durch das ganze deutsche Volk auf Grund einer aufrichtig demokratischen Verfassung erfolgt. Amerika ist heute noch immer so dilettantisch, dass es Demokratie und Frieden für gleichbedeutend hält! Andererseits würde Wilson einem demokratischen Deutschland sicherlich den ihm gebührenden Anteil am Kolonialbesitz und an den Rohstoffen nicht verweigern. Sollte sich aber der Krieg in die Länge ziehen, so wird Wilson schwerlich die Macht haben, beim Friedensschlusse seine eigenen,

die amerikanischen Imperialisten und noch weniger die der Entente in Schranken zu halten. Der Schluss, den nicht der Autor zieht, wohl aber jeder unbefangene Leser, lautet auf die Dringlichkeit rascher und aufrichtiger Demokratisierung Deutschlands, wenn das deutsche Volk dem ehrlichen Friedenswillen des Präsidenten zu Hilfe kommen will. *S. F.*

Rudolf Goldscheid. *Reine Vernunft und Staatsvernunft.* Leipzig-Wien, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky. XIV und 87 S.

Die Broschüre enthält den unveränderten Abdruck der drei letzten Kapitel aus einem grösseren Werke des Verfassers „Zur Ethik des Staatswillens", nebst einem Vorworte von Ostern 1918. In diesem betont Goldscheid von neuem seine Forderung des grundsätzlichen Internationalismus als Voraussetzung aller Sittlichkeit. Hier einige markante Sätze: „Die internationale Bedingtheit der Sozietät ist nicht geringer als die soziale Bedingtheit des Individuums. Wie alle ethischen Fragen zugleich wirtschaftlich gelöst werden müssen, so sind alle wirtschaftlichen Fragen nur international lösbar. Der Sozialismus wird darum als internationaler Solidarismus zur Verwirklichung gelangen oder er wird zu einer Utopie herabsinken, die in der Praxis zu armseligster, dem Tageskampf opportunistischst angepasster Reformpolitik entartet!"

Die theoretische Begründung dieser Sätze ist schon 1902 durch jenes Buch geboten worden, dessen auf den jetzigen Krieg besonders anwendbare Abschnitte der Verfasser zur rechten Zeit in Erinnerung ruft; ihr wissenschaftlicher Wert wird durch die Doppeltatsache gesteigert, dass die damalige Voraussage einer bei der gegebenen falschen Einstellung der Völker unvermeidlichen grossen Kriegsepoche durch die Erfahrung bestätigt worden ist, und dass die Distanz eines Jahrzehnts jede Trübung des Urteils durch irgendwelche selbst unbewusste Parteinahme für eine einzelne Kriegspartei der Gegenwart ausschliesst. Als tiefste Ursache der bevorstehenden Völkerkonflikte erklärt der Verfasser den Gegensatz zwischen der Politik und der Moral oder zwischen der Moral des Einzelstaates und jener der Menschheit. Dieser Gegensatz beruht auf der allgemein üblichen Fälschung des Gesamtwillens, dessen Stimme jeder von uns als die ethische Forderung in seinem eigenen Gewissen vernimmt. Die modernen Staaten aber unterschieben zunächst den Willen des einzelnen Staates an die Stelle des allgemein menschlichen Gesamtwillens und dann erst noch den Willen der Herrschenden im Staate an die Stelle des Gesamtwillens aller Staatsbürger. Als ihr Ziel erstreben die Herrschenden nur zu oft den Rückschritt: „sinkende Menschenpreise bei steigenden Viehpreisen." Erst durch die Herrschaft des unverfälschten Gesamtwillens im Einzelstaate und durch die willige Einordnung auch dieses nationalen Gesamtegoismus in den Rahmen der Menschheitsforderungen könnte der Konflikt gelöst werden, welcher heute gerade den sittlich veranlagten Einzelnen zur Verzweiflung treiben muss; wird ihm doch nicht selten im Namen der Sittlichkeit die Unsittlichkeit, im Namen des Vaterlandes die Lüge und Grausamkeit zugemutet. Nicht wie Tolstoi durch Abschaffung des Staates, sondern durch Läuterung des Staatswillens will Goldscheid diesen tragischen Konflikt beseitigen. Gelingt dies nicht, so bleibt nur noch „der Tod als Erzieher". Zuletzt muss die Ethik des Gesamtwillens siegen, der Lebenstrieb aller. Wir haben nur die Wahl zwischen aktiver Anpassung in Liebe oder passiver Anpassung an die Gewalt. Mit dieser Drohung hat jenes prophetische Buch geschlossen.

Die inhaltreichen und scharfgeprägten Ausführungen des neugedruckten Teiles dürften weiteren Kreisen den Anreiz zur Vertiefung in das grundlegende Werk bieten, dem sie entnommen sind. *S. F.*

Dr. Ernst Müller-Meiningen. *Der Reichstag und der Friedensschluss.* München und Leipzig, Duncker & Humblot. 2. Auflage 1918.

Nach knapp drei Monaten ist, trotz aller widrigen äusseren Verhältnisse, eine

zweite Auflage dieser Schrift notwendig geworden. Sie ist auch zweifellos sehr zeitgemäss. In ihr versucht einer von den Schöpfern der berühmten Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917, diese gutgemeinte, aber nur zu vieldeutige Kundgebung des deutschen Friedenswillens authentisch zu interpretieren. Sie bilde eine Ergänzung des Friedensangebotes der Zentralmächte vom 12. Dezember 1916, als Beweis, dass die Friedensbereitschaft des deutschen Volkes nicht bloss von den angeblich militaristisch-beeinflussten und doppelzüngigen Regierungen behauptet, sondern vom deutschen Volke selbst durch seine verfassungsmässige Vertretung bekräftigt werde. Es wäre daher recht schön, wenn die Resolution wirklich bloss Friedensbereitschaft zum Ausdruck brächte. Verfasser selbst aber hebt hervor, dass sie nicht nur ein Friedensangebot, sondern auch eine Kriegsdrohung bedeuten sollte, die Drohung mit der Fortsetzung des Krieges für den Fall der Nichtannahme, bis „sein (Deutschlands) und seiner Verbündeten Recht auf Leben und Entwicklung gesichert sei." Auf diese Sicherung kann der Verfasser gar nicht genug Gewicht legen, sie ist mindestens ein Dutzend mal in Sperr- und Fettdruck hervorgehoben. Und doch ist diese unglückselige Idee der Sicherung genau derjenige Gedankengang, den man dem Gegner so übel nimmt. Auch er hat die Überzeugung, überfallen worden zu sein, und auch er will nur seine Sicherung gegen künftige Überfälle. Der beiderseitige Sicherungsgedanke genügt vollkommen, um jeden Frieden unmöglich zu machen, weil unmöglich beide Teile den früheren Status quo, und dazu noch Sicherung, d. h. Schwächung des Gegners, erlangen können. Und nun noch die anderen Auslegungskünste: Keine gezwungenen Gebietsabtretungen, wohl aber verabredete Sicherungen; keine Kriegsentschädigung, aber Ersatz für Schaden. Keinen Eroberungsfrieden, aber doch wenigstens eine Anerkennung des „äusseren Erfolges" durch einen Gebietszuwachs. Damit das deutsche Volk nicht umsonst geblutet, umsonst gehungert habe! Und der Unterliegende? Hat er nicht auch geblutet, gehungert, hat er nicht auch Anspruch auf Achtung? Auf Sicherung? Auf diese wohl gerade er als der Schwächere. „In welchem Umfange zuletzt der Sicherungsgedanke erfüllt, wieweit dem unbestimmten Volksdrange nach einer äusseren Konstatierung des Erfolges auch in territorialer Richtung nachgegeben werden kann, darüber entscheidet die militärische, politische und wirtschaftliche Gesamtsituation am Schlusse dieses gewaltigsten Ringens." So schreibt ein deutscher Verständigungspolitiker. Das ist doch Annexionismus, durch Cant nicht eben verschönert. Und er schreibt so, während der Krieg noch unentschieden hin und her wogt. Wie würde es dem Verf. gefallen, wenn im Falle einer deutschen Niederlage, die doch in einem Ringen gegen die ganze Welt immerhin denkbar ist, derselbe Gedankengang gegen das deutsche Volk gerichtet würde, und Franzosen, Engländer, Amerikaner um die Wette territoriale Sicherungen als Bestätigungen ihres Achtungserfolges je nach der militärischen Gesamtsituation fordern würden? Auf S. 35 findet sich der unglaubliche Satz: „Ich sehe auch nicht ein, warum wir, die wir um das preussische gleiche Wahlrecht vergebens ringen, den lettischen und estnischen Analphabeten dieses aufdrängen sollten." Aber die Esten z. B. hatten doch schon eine aus allgemeinem Wahlrecht hervorgegangene Landesversammlung, die erst zugunsten der durch die fragwürdigsten Künste hergestellten Vertretung einer Minorität von Bevorrechteten verdrängt werden musste. Und der obige Satz müsste dahin korrigiert werden: „Ich sehe auch nicht ein, warum wir, die wir das preussische gleiche Wahlrecht nicht durchzusetzen verstehen, nicht auch den lettischen und estnischen Analphabeten das von ihnen errungene und geübte Wahlrecht wegnehmen sollen."

Für das Selbstbestimmungsrecht der Völker weiss Verfasser kein überzeugenderes Beispiel als die Zustimmung der Franzosen zum Frankfurter Frieden! Und verherrlicht Bismarck als das klassische Beispiel eines Staatsmannes, der es verstanden habe, „dem Zwecke der notwendigen Sicherung zu dienen, ohne durch unnötige Demütigungen den Gedanken des Rachekrieges und Rachebundes zu nähren."

Nur zur Erheiterung in ernster Zeit kann die Auffassung des Selbstbestimmungsrechtes der ehemals russischen Randvölker dienen. Wenn die Deutschen, notabene die Nicht-Alldeutschen, die Selbstbestimmung so verstehen, werden sie damit nicht viele moralische Eroberungen machen. Müller-Meiningen erläutert nämlich das Selbstbestimmungsrecht der „fremdstämmigen Völker des Ostens" in folgender Weise:

„Ob Kurland in Personalunion mit dem deutschen Kaiser oder mit dem König von Preussen, ob Litauen einen eigenen Souverän erhält oder in staatsrechtlich freilich nicht unbedenkliche Personalunion mit einem Einzel-Bundesstaat tritt, ist nebensächlich: Hauptsache ist, dass auf möglichst breiter Basis der freie Volkswille den engen militärischen, wirtschaftlichen und politischen Anschluss an das Deutsche Reich klar und deutlich zum Ausdrucke bringt. Auch für Riga als Freie Hansestadt gilt das gleiche; sein russisches Hinterland muss ihm erhalten werden.

Livland und Estland werden in völliger Freiheit die Formen ihrer wirtschaftlichen und politischen Annäherung an das Deutsche Reich selbst zu suchen haben. Die Ukraine kann nie vergessen, dass sie deutschen Truppen ihre staatliche Existenz verdankt.

Polen ist und bleibt das schwarze Kapitel des Ostens; es droht sich durch sein Gebaren von Tag zu Tag mehr die Sympathien seiner Befreier zu verscherzen. Infolge des Cholmer Zwischenfalles sind seine österreichischen Sympathien zurzeit einmal wieder tief gesunken. Die Launen wechseln dort. Ein unabhängiges Polen mit eigenem Souverän muss sich militärisch, wirtschaftlich und politisch, vor allem aber verkehrspolitisch dem Deutschen Reiche ehrlich und enge anschliessen, oder es läuft Gefahr, dessen grimmiger Feind zu werden. Das wäre sein eigener Ruin gleich von Anfang an!"

S. F.

Lujo Brentano. *Ist das System Brentano zusammengebrochen?* Berlin, Erich Reiss.

Eine kleine, aber gross gedachte Bekenntnisschrift. Der Behauptung des Grafen Soden gegenüber, das System Brentano sei zusammengebrochen, beruft sich Verfasser auf das Zeugnis der Geschichte. Der Krieg habe geradezu den Beweis für die Richtigkeit seiner Anschauungen erbracht. Sein System bestehe aus zwei Elementen, dem Kathedersozialismus und dem Freihandel. Ohne die von den Kathedersozialisten befürwortete Politik wäre das Deutsche Reich gleich bei Ausbruch des Krieges vom Abfall der Arbeiterklasse, d. h. vom sofortigen Zusammenbruche bedroht gewesen. Und wäre das Freihandelssystem der Sechzigerjahre nicht verlassen, sondern voll durchgeführt worden, so wäre dieser unglückselige Krieg niemals gekommen oder er hätte wenigstens nicht einen erdumspannenden Umfang angenommen; auch wird die Welt ohne Rückkehr zu jenem System niemals zu einem Dauerfrieden gelangen. Diese These wird von Brentano mit der ganzen Wucht seiner Sachkenntnis und mit gewohnter Kunst der Darstellung bewiesen. Es kann keinem Fachmann erlassen werden, das Büchlein zu studieren und seine Beweisführung zu widerlegen, wenn er Brentanos These nicht annehmen will. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, dass Deutschland mit seiner Hochschutzzollpolitik und dem darauf gestützten dumping sich bei allen Völkern der Welt unbeliebt gemacht, besonders aber den Engländern das Festhalten an ihrer Freihandelspolitik, die für den Rohstoffbezug Deutschlands so unendlich wichtig ist, ungemein erschwert hat. Wer immer das derzeitige Odium generis humani gegen Deutschland entkräften will, muss sich mit jener Politik befreunden, die von den kurzsichtigen Gegnern Brentanos als sein System gebrandmarkt wird. *S. F.*

Stephan Bauer. *Arbeiterschutz und Völkergemeinschaft.* Art. Inst. Orell Füssli, Zürich 1918 (157 S.).

In seiner neuen Publikation bietet Stephan Bauer allen, die sich für den

Arbeiterschutz der Zukunft interessieren, einen wahren Hausschatz, eine Fundgrube von verlässlichen Auskünften, zeitgemässen Anregungen und dankenswerten Literaturnachweisen. Aus der Fülle interessanter Tatsachen möchte ich nur eine zitieren. Bekanntlich hat die Munitionsindustrie der kriegführenden Staaten in der fieberhaften Hast ihrer Arbeit die Dämme des früheren Arbeiterschutzes zumeist durchbrochen. Doch bald mussten die Engländer sich überzeugen, dass die gehäuftesten Überstunden die Minderleistung der überarbeiteten und unterernährten Arbeiterschaft oft kaum zur Hälfte wettmachen konnten, so dass die amerikanische Regierung schon bei Kriegsausbruch es vorzog, die Einhaltung des geltenden Arbeiterschutzes vorzuschreiben. Von Anregungen möchte Ref. besonders die neun Punkte erwähnen, in welchen Verf. sein Programm zu einem System der Arbeiterschutzverträge auf S. 123 zusammenfasst; die Einzelheiten sind in neun Kapiteln ausgeführt, betreffend den internationalen Schutz des Koalitionsrechtes und Tarifvertrags, die Sozialversicherung, die Kinder und Jugendlichen, die Arbeiterinnen, die Achtstundenschicht im Bergbau und in ununterbrochenen Betrieben, die Mindestlöhne und Heimarbeiter, die Sonntagsruhe, die Gesundheit, die koloniale Kontraktarbeit. Die Programme von Leeds und Bern und die Arbeiterschutzverträge von Bern 1906 nebst den Entwürfen von 1913 bilden nützliche Beigaben des Buches, welches als gediegene Vorarbeit für die sozialen Klauseln des künftigen Weltfriedensvertrages der Sache des Arbeiterschutzes zur rechten Stunde unschätzbare Dienste leisten könnte.

S. F.

Arthur Feiler. *Vor der Übergangswirtschaft.* Verlag der Frankfurterzeitung, 1918.

Das Büchlein fasst, mit wenigen Erweiterungen, eine Reihe von Aufsätzen zusammen, die in der „Frankfurter Zeitung" im Juni und Juli 1918 erschienen sind. Der Verf. verfügt als volkswirtschaftlicher Redaktor des ausgezeichnet informierten Blattes über gründliche Fachkenntnis und eine gewandte journalistische Feder. So hat er trotz der „Unzeitgemässheit der Betrachtungen", da der Friede noch nicht in Sicht sei, den spröden Stoff zu einem für weiteste Kreise lesbaren und auch für den Fachmann anregenden Werkchen gestaltet, über welches übrigens der ganze Ernst der deutschen Zukunft seine Schatten breitet. Feiler ist kein Schönfärber und seine Arbeit gewinnt dadurch nur an Wert. So fasst er denn auch die Eventualität eines den Kontinentalkrieg überdauernden Seekriegs oder wenigstens Wirtschaftskrieges fest ins Auge, wobei das deutsche Volk von den grossen Posten seines Aussenhandels (20 Milliarden!) einen starken Teil streichen müsste; er gibt sich keinen Illusionen hin über die Schwierigkeit resp. Unmöglichkeit, vom Osten her die überseeische Einfuhr der Friedenszeit zu ersetzen oder die deutsche Handelsflotte wieder aufzubauen, von der zwei Drittel bis dahin verloren sein können. Tröstlicher sieht sich schon die Valutafrage an, da der Wert der Mark im Frieden nicht mehr an dem Schweizer Franken, sondern am Pfund und Dollar gemessen werden wird, denen gegenüber der Minderwert kaum noch 20% ist, wenn er in der Schweiz 40% erreicht. Immerhin wird bei Friedensschluss womöglich für Kreditguthaben im Auslande gesorgt und noch geraume Zeit nachher das Abströmen des deutschen Kapitals ins Ausland und die Einfuhr entbehrlicher Waren aus dem Ausland tunlichst verhütet werden müssen. Überhaupt wird dem jetzt in Deutschland ziemlich häufigen, jüngst auch von Ballin angestimmten Ruf nach Rückkehr zur freien Wirtschaft nur recht vorsichtig nachgegeben werden können. Bezüglich der ausländischen Rohstoffe stimmt Verf. Dernburg zu, der die internationale Rohstoffverteilung nach Verhältnis der Einfuhren von 1913 befürwortet, woran sich aber nach Feiler überdies eine nationale Zuteilung an die verschiedenen Industrien und Unternehmungen je nach der Dringlichkeit des nationalen Bedarfes nach ihren Erzeugnissen anschliessen müsste. Auch nach dem Kriege wird es noch lange gelten, „den Mangel zu organisieren" — durch Höchstpreise und Beschlagnahme — da z. B. die Erträge in Feld

und Stall auch in den ersten Friedensjahren noch um mindestens 20% des Friedensdurchschnittes vermindert sein werden. Die Zusammenfassung vieler Industrien zu Verbänden unter der Leitung des Reichswirtschaftsamtes, also zu Selbstverwaltung mit behördlicher Spitze, wird schon behufs gerechter Zuteilung der Rohstoffe unvermeidlich sein. Die anfangs fortdauernde Teuerung wird sicherlich zu sozialen Kämpfen von unerhörter Bitterkeit führen, wobei der durch die Teuerung proletarisierte Beamtenstand leicht auf seiten der Radikalsten stehen kann. Endlich wird sich das Problem ergeben, den niedrigeren Höchstpreis des Inlandes gegen den teureren Weltmarktpreis zu schützen; welche seltsame Umkehrung gegen die Zeit der „Überschwemmung" mit zu billigem Getreide oder Rohstoff zum Ruin der inneren Produktion. Alle Schwierigkeiten können aber überwunden werden, wenn sich das deutsche Volk in Arbeit und Sparsamkeit der ernsten Zeit gewachsen zeigen wird. Dabei wird viel auf die geistigen Führer ankommen. „Jeder Mensch sollte ein Flügel seiner Zeit sein, aber die meisten sind Blei!" (Herwegh). Mit diesem Zitat schliesst die Schrift, welche durch und durch geeignet ist, zu Mut und Solidität anzuspornen, eine wertvolle Gabe für die schwere Zeit der ersten Friedensjahre. *S. F.*

Ferdinand Tönnies. *Menschheit und Volk.* Leuschner und Lubensky, Graz (48 S.).

Verf. wendet seine bekannte Unterscheidung von Gemeinschaft und Gesellschaft auf die Begriffe Volk und Völkerbund an und vertieft dadurch die psychologische Grundlage des Nationalismus und des Internationalismus. Auch in dem Gegensatze zwischen Tauschgesellschaft und gemeinsamer Bedarfsdeckung wiederholt sich der Unterschied zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft. In dem Masse, als die genossenschaftliche Konsumtion um sich greift, wird die Konkurrenz gemildert, auch diejenige zwischen Nationen, eine Vorbedingung des Völkerbundes. Hoher Standpunkt, leichtfasslicher Vortrag und Hinweise auf wertvolle Literatur verbinden sich, um dieser Schrift ihr Plätzchen in jeder Volksbibliothek zu sichern. *S. F.*

C. H. Meray. *Weltmutation.* M. Rascher, Zürich (247 S.).

Der Verf. nimmt dem Weltkrieg gegenüber einen hohen Standpunkt ein. Er ist ihm nicht das Werk von einzelnen Menschen oder Völkern, sondern der Ausbruch einer Zivilisationskrise. Es soll eine Mutation der Menschheit stattfinden, ähnlich der Mutationen, durch welche nach de Vries die organischen Arten entstehen. Die jetzige Zivilisation beruht auf der Existenz vieler Vaterländer und ihrer Verteidigung durch den Militarismus. Dabei entwickelt sich dieser leicht parasitisch zum Selbstzweck, wie etwa ein Krebsgeschwür die Kräfte des Organismus immer mehr aufsaugt und dadurch seine Zellen zum Zerfalle bringt, bis der Tod eintritt. Die Analogie des Militarismus mit der Krebskrankheit, wobei der Sozialismus als Antitoxin wirken soll, spinnt der Verf. in geist- und kenntnisreichster Weise aus, da er mit einer seltenen Vereinigung von historisch-soziologischer und medizinisch-naturwissenschaftlicher Bildung ausgerüstet ist. Doch der Vergleich erinnert an Schäffles Jagd nach Analogien zwischen den Einzelnheiten des Organismus und der Gesellschaft, ist aber wissenschaftlich noch unfruchtbarer, da bekanntlich das Wesen der Krebskrankheit der Wissenschaft noch ein Rätsel, das des Militarismus dagegen ihr nur zu bekannt ist. Doch bietet das Buch vermöge der universellen Belesenheit des Autors und seiner gedankenreichen Schreibweise nach vielen Richtungen Anregendes und kann als eigenartige Darstellung der „Weltmutation" vom militaristischen Einzelstaat zum Völkerbund und seiner höheren Zivilisation bestens empfohlen werden. Seine Auffassung ist übrigens nur scheinbar optimistisch. Meray selbst hebt hervor, dass die meisten Mutationen missglücken und der Mutant in solchem Falle zugrunde geht. Auch ist zu fürchten, dass, wenn wirklich die Sozialdemokratie allein dem Weltkrieg ein Ende zu machen berufen wäre, sie sich nach den bisherigen Erfahrungen als

viel zu schwach und selbst zu sehr vom militaristisch-nationalistischen Gift durchsetzt erweisen könnte. Man denke nur an die militaristischen Orgien der amerikanischen Arbeiterschaft in diesem Jahre und fast aller Arbeiterschaften bei Eintritt ihrer Nation in den Weltkrieg. *S. F.*

Dr. S. Bernstein. *Die Judenpolitik der rumänischen Regierung.* Verlag der Zionistischen Organisation in Kopenhagen 1918. 200 S.

In eingehender, objektiver Weise behandelt dieses Buch die Politik der rumänischen Regierung gegenüber den rumänischen Juden. Nach kurzer geschichtlicher Einleitung geht der Verfasser zur Besprechung der seit 1866 mehr oder weniger bekannt gewordenen Ereignisse auf dem Gebiete der rumänischen Judenfrage über. Er hält sich des längeren bei der Beleuchtung des Berliner Vertrages und dessen „Interpretation" durch die rumänische Regierung auf, die es fertiggebracht hat, entgegen dem Willen sämtlicher Mächte Europas die Lage der Juden durch das sogenannte „Fremdengesetz" (Art. 7 der rumänischen Verfassung) auf mittelalterliche Verhältnisse zurückzuschrauben. Freilich war die Begeisterung Europas für die Gleichberechtigung der rumänischen Juden keine sehr grosse, vor allem war bei einzelnen Mächten der ernste Wille zur Durchführung des Art. 44 des Berliner Vertrages nicht vorhanden. So hat z. B. der Vater des rumänischen Herrschers Carol von Hohenzollern, auf einen Brief seines Sohnes, der sich über den Zynismus der rumänischen Minister beklagte und Bedenken hatte, den Berliner Vertrag so ohne weiteres zu verletzen, in einem Schreiben vom 18. Juli 1878 folgendes geantwortet: „Der vom Kongress oktroiierte Judenparagraph ist eine allgemeine Humanitätsphrase. Es ist der Gesetzgebung allein überlassen, diese Verhältnisse zu regeln, und ich bin überzeugt, dass späterhin, abgesehen von der Alliance Israélite, kein Hahn darnach krähen wird, wie jene Bestimmungen zur Ausführung gelangen mögen". Und so kam es, dass die Lage der Juden seit dem Berliner Vertrag immer schlimmer wurde, und dass Rumänien, mit Ausnahme vielleicht des zaristischen Russland, das einzige Land in der Welt war, in dem offiziell und gesetzlich eine Viertelmillion Juden jedes bürgerlichen und menschlichen Rechtes entbehren mussten. Der Verfasser schildert sodann die Judenpolitik der rumänischen Regierung im Zusammenhang mit der Lage der Bauernbevölkerung, sowie der politischen Parteien des Landes. Die Judenfrage war immer ein Spielball und Abschreckungsmittel der sich bekämpfenden politischen Führer, und der grösste Schimpf und die gefährlichste Attacke, die gegen einen rumänischen Politiker vorgebracht werden konnten, war eine Anschuldigung wegen Judenfreundlichkeit. Besonders eingehend beschreibt der Verfasser dann die Lage der rumänischen Juden seit dem Ausbruch des Weltkrieges und dem Eintritt Rumäniens in den Krieg. Trotz patriotischer Haltung der Juden im In- und Auslande war das Ziel der rumänischen Politiker die rücksichtslose Verfolgung, ja die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung, auf dass beim Friedensschluss die drohende Forderung nach der Gleichberechtigung nicht mehr erhoben werden könnte. Berüchtigt sind namentlich die beispiellosen Befehle des Generals Presan und seiner Untergebenen, die öffentlich die jüdischen Krieger als Spione und Landesverräter, als Verschulder der rumänischen Niederlagen bezeichnen. Auch der Ausbruch der russischen Revolution und deren nach Rumänien herüberschlagende Wellen brachten keine Änderung in die Behandlung der Juden. Im Gegenteil, sie wurden als Begünstiger der russischen Revolutionäre verfolgt und misshandelt. Der Verfasser bringt in einem speziellen Kapitel zahlreiche durch Aktenstücke belegte Beispiele und zuverlässige Berichte über die grausamen Verfolgungen der rumänischen Juden bis in die letzten Monate und Wochen hinein. Er schliesst seine Abhandlung mit der auch aus anderen Quellen bekannten Äusserung, dass die rumänischen Juden ihre endgültige Erlösung erst von der allgemeinen Friedenskonferenz erwarten. Die inzwischen durch den Bukarester Friedensvertrag in gezwungener Weise von der rumänischen Regierung ange-

nommene und unlängst durch das Parlament anerkannte Lösung der Judenfrage ist in der Tat so dürftig und kompliziert, dass sich die rumänischen Juden von derselben keine gründliche Besserung ihrer Lage versprechen. Das traurige Kapitel der Judenverfolgungen in Rumänien wird offenbar erst durch den Willen der gesamten zivilisierten Welt auf dem Weltfriedenskongress neben anderen Nationalitätenproblemen aus der Geschichte gelöscht werden können. Dr. *A. M.*

P. J. Jouve. *Hôtel-Dieu.* Récits d'hôpital en 1915, illustrés de 25 bois gravés de *Frans Masereel.* Erschienen in einer Auflage von 300 numerierten Exemplaren im Selbstverlage der Herausgeber. 48, Rue du Stand, Genf 1918.

Viele patriotische Gesellschaften, die in allen Ländern wie Fliegenpilze emporgeschossen sind, haben Preise für neue Kriegsgesänge und Nationalhymnen ausgesetzt; nirgends indessen waren diese Bestrebungen von Erfolg gekrönt, und in keinem einzigen Falle drangen die Machwerke der kleinen und von Gottesgnaden talentlosen Arrivisten in die Volksherzen ein. Dagegen haben die kriegsfeindlichen Franzosen, und meiner Meinung nach sie am vollendetsten und abgeschlossensten, einen Zyklus von Volksleid-Dichtungen in eigenem, besonderem Stil geschaffen. Sie haben die Sprache des kleinen Mannes ihres Volkes genommen und daraus in grossartiger Einfachheit eine neue, reiche, literarische Form gefügt. Ihre Kunst erfüllt in ausserordentlichem Masse die Anforderungen Rodins, die er in seinem Aufruf „An die jungen Künstler" ausgesprochen hat: „Seid gründlich, seid rücksichtslos wahrhaftig. Schreckt nie davor zurück, das, was ihr fühlt, auszudrücken, selbst wenn ihr im Gegensatz zu den bestehenden Ideen steht. — — Aber keine Verzerrungen, keine Verrenkungen, um das Publikum anzulocken. Einfachheit, Einfalt!" Das neueste Werk dieser Art ist: „Hôtel-Dieu" von Jouve. Das Buch hat acht Kapitel. Im ersten ist das trostlose Hospital in der kleinen Provinzstadt, seine kahlen Eigenschaften und die Gewohnheiten des Personals dargestellt. Und dann folgen die einzelnen Tode. Der Tod des jungen Priesters, der innerlich verblutet und mit göttlicher Inbrunst am Leben hält; der Tod des grossen, unbeholfenen deutschen Soldaten, gegen den sich allmählich die eingebläute Feindschaft legt, und der langsam, langsam stirbt inmitten kameradschaftlicher Teilnahme für seine Todesgeduld; der Tod des Bauern, der sich bestohlen glaubt, weil man ihm seine Kuh für weniger als das Doppelte ihres Friedenswertes verkauft hat. Der Tod von acht Anonymen ist beschrieben und das Leben der Narren, die weiser sind als die andern. Geschildert ist der trostlose Lebensantritt des Rekonvaleszenten, der beim ersten Ausgang dorthin geht, wohin man zuerst geht, und die vorsorglichen Massnahmen des schlauen Drückebergers, dem es nach der Spitalentlassung gelingt, sich von einer Munitionsfabrik reklamieren zu lassen.

Aus der Schar dieser unglücklichen und hilflosen Opfer geht im Kapitel „Le printemps" die Gestalt des einzigen Helden hervor, den es in diesem Kriege gibt: er tritt nach der Entlassung aus dem Krankenhaus vor die Militärkommission und erklärt, dass er nicht mehr töten werde. *Georg Gretor.*

Wilhelm Börner. *Erziehung zur Friedensgesinnung.* Verlag der ethischen Gesellschaft, Suschitzky. Wien 1918.

Es gibt Dinge, die sich von selbst verstehen sollten, und alles Leid der Welt kommt daher, dass das scheinbar Selbstverständlichste doch nicht geschieht. Was wäre natürlicher, als dass das Ideal des Friedens, das fast alle Völker zutiefst empfinden, den Kindern nachdrücklich eingeprägt werde, aber gerade wie die Völker dem Friedensideal so zuneigen, haben die meisten Regierungen ihre Macht dazu missbraucht, die friedfertig Gesinnten systematisch und oft gewaltsam zum Kriegsideal zu erziehen.

Leider stellen sich ihnen bei diesem Bestreben nur zu häufig die besten Kräfte zur Kriegsverteidigung und -Rechtfertigung zur Verfügung, und daher muss man

es um so wärmer begrüssen, wenn einige gesinnungstüchtige Schriftsteller der weniger lohnenden Aufgabe treu bleiben, Friedensgesinnung zu verbreiten. Ein solcher ist der bekannte Wiener Ethiker Wilhelm Börner, der sich in einer früheren Broschüre „Werdet Helden!" direkt an die Jugend wandte und nun in einem Heft „Erziehung zur Friedensgesinnung" seine Worte mehr an Eltern und Erzieher richtet. Die Schrift ist von so reiner Sittlichkeit und von so tiefem Ernst erfüllt wie alles aus seiner Feder. Sehr interessant und fein beobachtet ist seine einleitende Begründung, warum überhaupt eine pazifistische Beeinflussung der Jugend notwendig sei. Er führt nämlich aus, wie klar und überzeugend die Argumente der Pazifisten seien, so dass auch die Gegner ihre Richtigkeit verstandesmässig zugeben müssen, sie reagieren aber anders auf sie, weil sie seelisch ganz anders eingestellt sind und deshalb ist ein Beikommen von der seelischen Seite durch Erziehung und systematische, psychologische Beeinflussung notwendig.

Daran fehlt es freilich bei uns an allen Ecken und Enden, denn unsere Kinder sehen überall, auch im Frieden, einen Kultus der Gewalt, der Kraft, ja der Roheit vor sich, der mit ganz logischer Folgerichtigkeit zu einer Bejahung des Krieges führen muss. Wenn ein übermässiger Wert auf körperliche Ausbildung gelegt wird, wie es vielfach geschieht, wenn im Geschichtsunterricht das Hauptgewicht auf Schlachten und das Schicksal der Herrscherhäuser gelegt wird, so ist damit die Grundlage jener Ehrbegriffe gelegt und jene Auffassung des Weltgeschehens gegeben, die sich später dem natürlichsten menschlichen Empfinden, dem Abscheu vor Blutvergiessen, so beharrlich verschliesst.

Viele schwerwiegende Fehler werden dadurch begangen, dass in der Lektüre Kriegshelden, wie die homerischen, kritiklos als Vorbilder für die Gegenwart aufgefasst werden. Das Ärgste in dieser Richtung geschieht aber durch Lehrer, die, unter dem Einfluss einer Kriegspsychose stehend, brutale Stimmungen aus dem jetzigen Krieg den Kindern suggerieren. In einem neuen Lesebuch findet sich folgendes:

Da drüben, da droben, da liegt der Feind
In feigen Schützengräben,
Wir greifen ihn an, und ein Hund, der meint,
Heut' würde Pardon gegeben.
Schlagt alles tot, was um Gnade fleht,
Schiesst alles nieder wie Hunde,
Mehr Feinde, mehr Feinde sei euer Gebet
In dieser Vergeltungsstunde!

Börners Schrift ist in jeder Hinsicht wertvoll. Wenn sie aber kein anderes Verdienst hätte, als durch Anführung derartiger Auswüchse der Gesinnung alle Friedensfreunde zur eifrigen Betätigung ihrer Überzeugung anzuspornen, so wäre sie schon deshalb wärmstens zu empfehlen. *Olga Misař.*

□□□

Es gab nie einen guten Krieg oder einen schlechten Frieden.

Benjamin Franklin.

□□□

Das Selbstbestimmungsrecht der Völker in Oesterreich.

Von Dr. L. M. HARTMANN.

Wenn der internationale Friedenskongress nach diesem Kriege zusammentritt, wird er das genaue Gegenbild zu dem Wiener Kongresse bieten, der vor hundert Jahren es unternahm, die Grundlagen des neuen Europa aufzurichten. In Wien trafen sich Fürsten und Diplomaten, die nichts anderes im Sinne hatten, als vom Standpunkte des legitimistischen Gottesgnadentums und des sogenannten europäischen Gleichgewichtes aus wie im Viehhandel die Völker unter einander zu verschachern und das von der französischen Revolution geforderte, für die Agenten der fürstlichen Souveränität lebensgefährliche Selbstbestimmungsrecht der Nationen zu unterdrücken. Diesem Systeme entsprangen auch der Fürstenbund der Heiligen Allianz und jene Bundesverträge, welche dazu bestimmt waren, das System selbst gegen die Völker aufrechtzuerhalten. Die politische Geschichte des letzten Jahrhunderts besteht im wesentlichen in der allmählichen Auftrennung des künstlichen Gewebes, das die Metternichs und Talleyrands gewebt hatten. Der Friedenskongress von 1918—1919 soll es ganz auseinanderreissen und die Fäden zu einem neuen, haltbareren Gewebe zusammenfügen. Es werden sich aber im Haag oder in Bern nicht nur Diplomaten, sondern, wie auch Graf Burian zugestanden hat, auch Volksvertreter zusammenfinden und auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, das von der russischen Revolution wieder proklamiert und von Wilson aufgenommen worden ist, beraten und über die Grundlinien des künftigen Staatensystems beschliessen. Der Völkerbund soll nach der Absicht Wilsons an die Stelle der Heiligen Allianz der Fürsten treten und das Werk krönen.

In Russland ist das Selbstbestimmungsrecht insoferne in weitestgehendem Masse zur Geltung gekommen, als die revolutionäre Regierung den Randvölkern prinzipiell die Freiheit einräumte, sich als selbständige Staaten zu konstituieren, wenn auch offenbar starke Strömungen bestanden, das ganze Gebiet des alten Russlands in einer Föderation wiederzuvereinigen. Nächst Russland aber ist der österreichische Staat am stärksten durch das Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen betroffen, wo der Kampf zwischen Nationen und Staat und zwischen den einzelnen Nationen um den Staat seit dem Erwachen des nationalen Bewusstseins ein ununterbrochener ist und das nationale Problem in allen seinen Abarten aufgestellt und theoretisch erörtert wurde — durch den Krieg aber die latente stetige Krise akut geworden ist, wie die tschecho-slowakischen Legionen ausserhalb und die Deklarationen der slavischen Politiker innerhalb der Grenzen zur Genüge beweisen. Der österreichische Ministerpräsident selbst hat das Selbstbestimmungsrecht der Nationen anerkannt. Es fragt sich, in welcher Weise es nun zur Auswirkung kommen wird.

Man kann ruhig behaupten, dass sich unter dem Eindrucke der Nach-

richten vom Kriegs- und Friedensschauplatze in wenigen Tagen ein völliger Umschwung im Innern vollzogen hat; dass, was seit zwanzig Jahren unter den Deutschen nur ein Häuflein von Einsichtigen und ein Teil der Sozialdemokraten immer wieder vergeblich verlangt haben, die Umgestaltung Österreichs in einen Völkerbund auf Grund der nationalen Abgrenzung, heute schon beinahe ein überwundener Standpunkt ist. Vollends die nationale Autonomie in ihrem beschränkten Sinne, d. h. mit ausschliesslicher Beziehung auf kulturelle Fragen, ist tot und begraben. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker hat eben in diesem Nationalitätenstaate einen absoluten Sinn bekommen und sich vom Staate losgelöst. Das verkennen nur noch jene wenigen Altösterreicher, die juristisch ganz korrekt argumentieren, dass, wenn der Staat das Selbstbestimmungsrecht zugesteht, er auch das Recht habe, die Grenzen des Selbstbestimmungsrechtes abzustecken. Sie verkennen die Tatsache, dass das Selbstbestimmungsrecht ein revolutionäres Prinzip ist, das imstande ist, sich als neues Recht dem traditionellen des bestehenden Staates entgegenzustellen, dass es sich dem zukünftigen Staate gegenüber als das prius betrachtet und den Anspruch erhebt, sich selbst innerhalb seiner territorialen Grenzen authentisch zu interpretieren.

Man hätte noch vor etwa einem Jahre annehmen können, dass es genügen werde, im Friedensvertrage allen Völkern durch völkerrechtliche Abmachungen das Recht auf kulturelle Entwicklung zu garantieren, etwa in dem Ausmasse, wie es — was freilich den Wortführern der Entente unbekannt zu sein scheint — in Österreich, wenn auch nicht in dem alten Russland und auch noch nicht in Ungarn, tatsächlich schon bestanden hat. Seitdem aber die Programmpunkte Wilsons von den Mittelmächten angenommen und Tschechoslowaken ebenso wie Jugoslaven von der Entente als kriegführende Mächte anerkannt worden sind, seitdem die Polen ihre Vereinigung über die Staatsgrenzen hinaus proklamiert und die Tschechen und Südslaven ihre vollständige Staatlichkeit in deutlichen Erklärungen gefordert haben, seitdem auch die Deutschen in Österreich es aufgegeben haben, sich mit dem österreichischen Staate zu identifizieren und, jeden Herrschaftsanspruch aufgebend, sich auf ihr eigenes Selbstbestimmungsrecht zurückgezogen haben — fehlt dem österreichischen Staate bis auf weiteres der Träger, und er könnte nur durch künstliche Stützen noch aufrechterhalten werden. Eine Intervention des künftigen Friedenskongresses im Sinne des österreichischen Gesamtstaates gegen das unbeschränkte Selbstbestimmungsrecht wäre daher ebenso reaktionär, wie die Interventionen der Heiligen Allianz es waren, würde sich den historischen Tendenzen entgegenstemmen und wäre ein Anlass zu dauernden Kämpfen statt einer Grundlage für den dauernden Frieden.

Es ist daher notwendig, dass die Nationen zunächst sich selbst konstituieren, um ihren eigenen Willen zu äussern und selbst beschluss- und handlungsfähig zu werden, da ja jegliche Entscheidung im Einzelnen durch das Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes auf den eigenen Willen der Nationen abgestellt ist. Diese Forderung ist von der deutsch-österreichischen Sozialdemokratie schon lange vor der Krise erhoben und nun in ihrer bekannten Resolution, der sich die bürgerlichen deutschen Parteien angeschlossen haben, mit Energie wiederholt worden. Da die Wahlkreise des aus allgemeinem und direktem Wahlrechte hervorgehenden Reichsrates national abgegrenzt sind, kann die Versammlung der Reichsratsabgeordneten einer jeden Nation als deren berufene Vertretung, als ihr Nationalrat betrachtet werden, der ihren

Willen zum Ausdrucke bringt. Der Zusammentritt dieser Nationalräte wäre also der erste Schritt und würde auf den, soweit man unter anormalen Verhältnissen davon sprechen kann, normalen Weg zur Entwicklung führen. Dies gilt vor allem von den Deutschen. Die Tschechen haben durch die Schaffung eines sogenannten Nationalrates im Auslande, dessen Kompetenz man bestreiten kann, einen weniger regelmässigen Weg eingeschlagen; da ihre Ansprüche aber über den österreichischen Staat hinausreichen und die Slowakei zu Ungarn gehört und daher nicht im Reichsrate vertreten ist, müsste jedenfalls auch die Stimme der Slowaken gehört werden. Die Polen wiederum, die auf drei Staaten verteilt sind, appellieren an eine konstituierende Versammlung aus allen drei Teilen ihres nationalen Gebietes. Und bei den Südslaven ergeben sich ähnliche Schwierigkeiten. Es müsste also eigentlich in jedem bisher staatlich getrennten Teile einer jeden Nation eine gewählte Vertretung sich konstituieren und diese gewählten Vertretungen müssten sich mit einander auseinandersetzen und auch insgesamt mit den anderen Nationen ihr künftiges gegenseitiges Verhältnis — Föderation oder vollständige Trennung — vereinbaren.

Wie sich die Dinge bisher entwickelt haben, ist aber eigentlich, namentlich im Auslande, nur von den Ansprüchen der slavischen Nationen die Rede gewesen, und da die Deutschen in Österreich noch kein Organ ihres Willens haben, sind diese so behandelt worden, als ob sie nicht auch eine der vertragschliessenden Parteien sein müssten, wenn ein Vertrag zustande kommen soll. Da sich die anderen Völker daran gewöhnt hatten, in den Deutschen, dank ihrer zentralistischen Politik, vor allem die Vertreter nicht einer Nation, sondern des österreichischen Staates zu sehen, betrachtet man sie auch jetzt gerne nur gleichsam als Rest des alten österreichischen Staates, der im übrigen entblättert wird. Diesem Glauben muss vor allem entgegengetreten werden, und auch darum müssen die Deutschösterreicher sowohl innerhalb Österreichs sich auf die eigenen Füsse stellen, ohne die Krücke des alten Staates zu gebrauchen, als auch insbesondere, wenn auf der Friedenskonferenz Polen und Tschecho-Slowaken und Jugoslaven erscheinen, auch ihrerseits eine eigene Vertretung haben und sich nicht durch das offizielle Österreich vertreten lassen. Sie müssen dort ihren Mann stellen, um so mehr, da es den Anschein hat, als wollten die anderen Nationen nicht früher verhandeln, weil sie meinen, dass ihre Chancen auf der allgemeinen Konferenz bessere sein würden, als bei Verhandlungen in Österreich; denn sie rechnen damit, dass die Machtinteressen der Ententestaaten und deren Hass gegen die Deutschen für sie selbst bei allen strittigen Fragen in die Wagschale fallen würden.

Die Deutschen werden aber bei einer Auseinandersetzung die Angegriffenen sein und sich auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes zu verteidigen haben. Denn der Kampf geht um Nordböhmen, um gegen drei Millionen Deutsche, unter denen in wenigen gemischten Bezirken kaum über 10%, in anderen unter 5% Tschechen eingesprengt sind. In Eger z. B. ist ein Tscheche so selten, wie etwa in München. Die Tschechen fordern aber dieses Gebiet auf Grund der angeblichen historischen Ansprüche der Wenzelskrone; sie machen das Selbstbestimmungsrecht geltend, soweit es zu ihren Gunsten spricht, und ziehen das verstaubte historische Staatsrecht hervor, um es gegen die Deutschen auszuspielen, wenn das Selbstbestimmungsrecht zugunsten der Deutschen spricht. Aber man kann nicht auf zwei Sätteln zugleich reiten. Man lasse in den ohnehin national abgegrenzten Reichsrats-

wahlkreisen von Nordböhmen abstimmen, und man wird eine sehr deutliche Antwort erhalten, eine noch deutlichere, wenn man versuchen sollte, das Land zu vergewaltigen und in einen tschechischen Staat hineinzuzwingen.*) Es könnte daraus ein Konflikt entstehen, gegen den der Kampf um das Elsass ein Kinderspiel wäre. Die Gerechtigkeit erfordert eine reinliche Scheidung, auch wo sie den sonst sich so demokratisch geberdenden Tschechen nicht bequem ist. Nur so ist ein dauernder Frieden möglich.

Allerdings wird eingeworfen, dass eine reinliche Scheidung eben nicht überall möglich ist. Und das ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Man muss unterscheiden zwischen geschlossenem nationalem Siedelungsgebiete und eingesprengten Minoritäten. Die Geschichte und die Statistik lehren, dass die Grenzen zwischen den geschlossenen Siedelungsgebieten sich in Europa seit den grossen Kolonisationen nicht geändert haben. Die Tiroler italienisch-deutsche Sprachgrenze in den Bergen und im Etschtale bei Salurn ist die gleiche geblieben, seitdem das byzantinische Reich seine Grenzen um die Mitte des 6. Jahrhunderts gegen die von Norden vordringenden Barbaren abgesteckt hat und die Bayern den Raum nördlich von Salurn ausgefüllt haben. Nach den Forschungen von Morf haben sich die deutsch-französischen Sprachgrenzen in der Schweiz seit der Abgrenzung des burgundischen Reiches kaum um einige Kilometer verschoben. Die Ortsnamen beweisen, dass die Sprachgrenze im Elsass seit der Festsetzung von germanischen Stämmen am linken Rheinufer konstant geblieben ist, derart, dass überall dort, wo der Germane als blosser Grundherr kam, er romanisiert worden ist, dagegen dort, wo die ganze Siedelung germanisch war, die deutsche Sprache bis heute über alle politischen Schicksale hinweg ihr Geltungsbereich behauptet hat. Das Gleiche gilt für den deutschen Teil Nordböhmens. Und alle diese Siedelungsgrenzen fallen mit geologischen, floristischen, klimatischen (nicht mit sogenannten strategischen) Grenzen zusammen. Es besteht für keinen Teil die Hoffnung, sie zu verschieben. Vielmehr werden die fremdsprachigen, durch die Wanderzüge ländlicher Bevölkerungsteile in die städtischen Gegenden usw. bedingten Einsprengungen, wie die Statistik lehrt, in Böhmen, wie z. B. auch in den Vereinigten Staaten, in der ersten oder spätestens in der zweiten Generation aufgesogen, weil die Milieuwirkung, der moderne dichte Verkehr stärker sind, als das Individuum. Alle grossen, geschlossenen Sprachgebiete sind zugleich grosse Assimilationszentren. Man kann den Assimilationsprozess erleichtern oder schmerzloser gestalten, aber wenn man es sogar könnte, es wäre töricht, ihn zwangsweise aufzuhalten.

Ein zähes Leben haben allerdings die eingesprengten fremdsprachigen Kolonien, die wenigstens einstmals eigene abgeschlossene Verkehrsgebiete gebildet haben. Hier kommen insbesondere die deutschen Städte im geschlossenen tschechischen Sprachgebiete in Frage, namentlich in Mähren, wo sich, um einige zu nennen, Brünn oder Iglau, durch Jahrhunderte deutsch erhalten haben. Im modernen Verkehrsstaate, da ihre Wirtschaft enge mit der ihrer anderssprachigen Umgebung verknüpft, da die fremdsprachige Zu-

*) Vgl. den zweiten Punkt Wilsons: „Dass Völker und Provinzen nicht von einer Staatshoheit in eine andere herumgeschoben werden, als ob es sich lediglich um Gegenstände oder Steine in einem Spiele handelte ...“, und 3. dass „jede Lösung einer Gebietsfrage, die durch diesen Krieg aufgeworfen worden ist, im Interesse und zugunsten der betroffenen Bevölkerung und nicht als Teil eines blossen Ausgleiches oder Kompromisses der Ansprüche rivalisierender Stellen getroffen werden müsse.“

wanderung im Zusammenhange mit dem väterlichen tschechischen Boden bleibt und nicht assimiliert werden kann, ist es unmöglich, dass sie auch jetzt noch viele Generationen hindurch ihre deutsche Eigenart bewahren. Sie müssen sich in das Land, zu dem sie gehören, eingliedern, wenn sie sich nicht isolieren wollen, was sie übrigens gar nicht können, ebenso wie es die überwiegend deutschen Städte in den Vereinigten Staaten von Amerika tun. Hier kann nur ein milder Minoritätenschutz lindernd eingreifen, ohne doch den Assimilationsprozess zu hindern. Hier werden von der deutschen Nation Opfer verlangt werden, die sie aber bringen muss — im Sinne des vierten Punktes Wilsons, in dem verlangt wird, dass die nationalen Ansprüche die Befriedigung finden sollen, „die ihnen zuteil werden kann, ohne neue Elemente oder die Verewigung alter Elemente von Zwist und Gegnerschaft, die den Frieden Europas und somit der ganzen Welt wahrscheinlich bald wieder stören würden, aufzunehmen."

Im Interesse der Gesamtheit wie des einzelnen Volkes muss, wenn nun doch einmal das grosse Reinemachen auf der Landkarte vor sich geht, gründliche Arbeit geleistet werden. Frei von den beengenden Fesseln des alten Staates müssen die Völker ihr künftiges Schicksal bestimmen und sich dem Staate ihrer Wahl anschliessen, sich von dem Staate, dem sie nicht angehören wollen, ausschliessen können. Das muss aber für alle gelten, auch für die Deutschen in Österreich. Manche von ihnen sind darob noch von Schrecken erfüllt. Aber besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende.

Wien, 15. Oktober 1918.



Alle Völker der Erde müssen einmal zusammengegossen werden und sich in gemeinschaftlicher Gärung abklären, wenn einmal dieser Lebensdunstkreis heiter werden soll.

Bei der fürchterlichen Ungleichheit der Völker in Macht, Reichtum, Kultur kann nur ein allgemeines Stürmen aus allen Kompassecken sich mit einer dauerhaften Windstille beschliessen.

Wenn diese Festzeit kommt, dann sind unsere Kindeskinder nicht mehr. Wir stehen jetzt am Abend und sehen nach unserem dunkeln Tag die Sonne durchglühend untergehen und uns den heitern, stillen Sabbattag der Menschheit hinter der letzten Wolke versprechen; aber unsere Nachkommenschaft geht noch durch eine Nacht voll Neid und einen Nebel voll Gift, bis endlich über eine glücklichere Erde ein ewiger Morgenwind voll Blütengeister vor der Sonne ziehend, alle Wolken verdrängend, an Menschen ohne Seufzer weht.

Jean Paul im Jahre 1792.



Vier Jahre sozialistischer Gemeindeverwaltung in Mailand.

Von ALESSANDRO SCHIAVI, Konsulent des Arbeitsamtes und statistischen Bureaus (Mailand).

Mit dem Monate Juli sind vier Jahre zu Ende gegangen, seitdem die sozialistische Partei die Stadtverwaltung von Mailand übernommen hat.

In dieser Stadt von etwa 700,000 Einwohnern, deren 400,000 der Klasse der Lohnarbeiter angehören, hat die sozialistische Partei mit 34,596 Stimmen gegen 32,117 der Konservativen und 10,813 der Radikalen und Republikaner, die Mehrheit des Stadtrates erobert (64 von 80 Mandaten), gestützt auf ein Programm der Verwaltungsreform, Kommunalisierung, Sozialpolitik im Interesse der Arbeiterklasse. Nach Ablauf des vierten Jahres hätten Neuwahlen für den Gemeinderat stattfinden müssen, aber der Krieg, welcher alle kommunalen Aufgaben so sehr erschwert hat, ist zugleich die Ursache, dass die Mandate aller Gemeindeverwaltungen bis zum 31. Dezember 1919 verlängert werden. Doch ist es schon in diesen vier Jahren und trotz aller Schwierigkeiten des Krieges der sozialistischen Gemeindeverwaltung im ganzen und grossen gelungen, ihr Programm tatkräftig in Angriff zu nehmen, und überdies neben der Beherrschung der unerhörten Aufgaben des Tages, viele seit langem ausgereifte Projekte von gewisser Wichtigkeit für das öffentliche Wohl endlich zur Ausführung zu bringen.

Ernährungswesen. Begreiflicherweise ist freilich der grösste Teil ihrer Energie von den Aufgaben der Ernährungspolitik in Anspruch genommen worden. Sofort nach Ausbruch des europäischen Krieges im August 1914 hat der sozialistische Gemeinderat von Mailand grosse Getreidemengen angekauft, Mühlen in Pacht genommen, das Mehl den Mühlen der Föderation der Konsumvereine geliefert und diesen den Verkauf des Brotes in der Stadt übertragen.

Nach dem Getreide kommen die Kartoffeln an die Reihe, dann die Brennstoffe, englische Kohle, lombardisches Holz, das gefrorene Fleisch aus Südamerika, zu dessen Behandlung eigene Anstalten errichtet wurden, und schliesslich alle Arten von Nahrungsmitteln und Gebrauchsgütern, vom Reis und den getrockneten Feigen bis zu Kerzen und Seife, von den Eiern bis zu den frischen Fischen, für welche vier Markthallen eröffnet wurden. Und da ein so ungeheures Ernährungssystem wegen Mangels an sachkundigen Gemeindeorganen leicht durch Missgriffe zu kostspielig werden konnte, hat die Stadt den Einkauf der Unione Cooperativa*) anvertraut, und den Verkauf nicht nur dieser Genossenschaft mit ihren 64 Lokalen, sondern noch 33 sozialistischen Arbeitergenossenschaften mit 82 Lokalen übertragen.

Durch diesen Bund mit den Konsumvereinen und Genossenschaften hat sich die Stadt nicht nur eine grosse Anzahl von sachkundigen Organen für den Ein- und Verkauf der Waren gesichert, sondern auch den Preistreibereien der privaten Spekulationen einen Riegel vorgeschoben und zugleich

*) Mit 15,000 Mitgliedern, einem Kapital von 9 Millionen und einem Jahresabsatz von 35 Millionen (1917).

den Konsumvereinen durch Steigerung ihrer Kaufkraft die Durchsetzung mässiger Einkaufspreise bei den Lieferanten erleichtert.

Ein paar Ziffern werden genügen, um von dem Umfang und den Erfolgen dieser Tätigkeit eine Vorstellung zu geben. Der Umsatz der Waren betrug mehr als 100 Millionen Lire; der Brotpreis wurde niedrig gehalten, der Kohlenpreis erheblich niedriger als im privaten Handel; das gefrorene Fleisch hat den Preis des frischen gedrückt. Alle übrigen Waren wurden um 6—7% billiger verkauft als im Detailhandel. Ende Mai 1918 wurde dieser Geschäftsbetrieb mit 2 Millionen Nettogewinn abgeschlossen. Schliesslich wurde, damit eine so erfolgreiche Organisation sozialer Vorsorge nicht mit den Ausnahmsverhältnissen verschwinde, denen sie ihre Entstehung verdankt, im Juni dieses Jahres, dieses Zusammenwirken der Gemeinden mit den Konsumvereinen und Wohltätigkeitsanstalten (Kranken- und Armenhäusern, Pfandleihanstalten usw.) in die dauernde Form einer permanenten Getreideeinkaufsgesellschaft gebracht. Jede Anstalt, welche einen Beitrag von mindestens 1000 Lire zahlt, ernennt einen Delegierten, und der Rat der Delegierten wählt die Mitglieder der Verwaltungskommission, in welcher der Bürgermeister (sindaco) den Vorsitz führt; sie besteht aus sieben Vertretern der Gemeinde, sechs der Genossenschaften, einem der Wohltätigkeitsanstalten. Die Gemeinde hat sich an dem Gründungskapital mit dem Reingewinn ihrer früheren Gestion (1914—17) beteiligt und stellt überdies eine Summe von 40 Millionen für den laufenden Betrieb zur Verfügung.

So hat die Allianz zwischen Kommune, Genossenschaften und öffentlichen Anstalten einen mächtigen Organismus geschaffen, welcher die Steuerträger keinen Pfennig kostet und doch, dank dem Kredit der Stadt Mailand, über ein so starkes Kapital verfügt, dass er den Kampf mit der Privatspekulation kraftvoll aufnehmen kann.

Municipalisation. Ein anderes Gebiet, auf welchem die sozialistische Verwaltung einschneidende und unauslöschliche Veränderungen bewirkt hat, ist die Verstadtlichung einiger bisher durch Privatkapital betriebener Unternehmungszweige.

So vor allem die Ablösung der elektrischen Trambahn. Diese war bis dahin von einer Privatgesellschaft betrieben worden, doch mit Eigentum der Gemeinde am unbeweglichen Material und Anteil der Stadt am Reingewinn. Die jetzt städtische Strassenbahn wird auch aus einer städtischen Anstalt mit elektrischer Kraft gespeist, welche von Valtellina nach Mailand geleitet wird. Der Ankauf des beweglichen Materials ist zu vorteilhaften Bedingungen erfolgt; die erforderliche Anleihe von 20 Millionen zu 5% war in wenigen Tagen gezeichnet. Trotz gestiegenen Ertrages bei Verbesserung des Betriebes konnten aber die bei Einlösung der Strassenbahn erhofften Mehreinnahmen auch durch Steigerung des Fahrpreises von 10 auf 15 c. nicht erzielt werden, da die Betriebskosten durch die Teuerung aller Stoffe und die notwendige Erhöhung der Löhne (um 36%) stark gewachsen sind.

Kanalprojekt und Hafenstadt. Seit vielen Jahren bestand in Mailand die Absicht, zum adriatischen Meere einen schiffbaren Kanal zu bauen, mit teilweiser Benützung des Flusslaufes des Po. Aber allerlei bureaukratische Schwierigkeiten, Eifersüchteleien verschiedener Städte und Korporationen, Lauheiten der Regierung hatten die Verwirklichung des Planes gehemmt. Die sozialistische Verwaltung darf sich rühmen, alle Hindernisse überwunden, das Studium des Kanalprojektes beendet und seine Ausführung durch einen Vertrag mit der Regierung gesichert zu haben, welcher der Kommune Mailand die Herstellung der ersten

Teilstrecke überträgt und die Stadt durch den Bau eines grossen Hafens zur Kopfstation des Kanals macht. Schon ist die kommunale Ausführungsverordnung unter Voraussetzung der Wiederkehr günstiger Verhältnisse durch ein besonderes Staatsgesetz genehmigt. Der Kanal soll 380 km Länge haben*) und darf 50 Millionen Lire kosten. Dieser Betrag wird von der Kommune vorgestreckt, die zu diesem Zwecke eine Anleihe aufnehmen wird; binnen einer bestimmten Anzahl von Jahren werden der Staat und die beteiligten Provinzen und Städte ihren Teil abzahlen. Man rechnen für die erste Betriebsperiode auf einen Frachtenverkehr von 1,44 Millionen Tonnen, und erwartet rings um den Hafen die Entstehung einer Fabrikstadt, für welche eine Fläche von 5 Millionen m^2 freigehalten wird, mit Bahnverbindung und zugehörigem Bahnhof; die Hafenbauten werden 1,2 Millionen m^2 beanspruchen.

Bautätigkeit. Trotz der Schwierigkeiten des Krieges hat die Bautätigkeit nicht ganz geruht. So lag für das Stadtviertel des Viktoriatores ein Plan fertig vor, aus Gründen der öffentlichen Gesundheit, des Verkehrs und der Schönheit, einen Block von dreissig Häusern niederzulegen. Ohne Zögern führte der Stadtrat mitten im Kriege diese Massregel mit einem Aufwand von drei Millionen durch, und auf einer Fläche von 9000 m^2 sieht man jetzt, statt eines alten krummen Gässchens, eine breite Strasse mit doppelgeleisiger Trambahn, die das Viktoriaquartier mit der inneren Stadt verbindet. Auch im Quartier della Vetera soll eine Gruppe von 62 Häusern, berüchtigt als Herd ansteckender Krankheiten, wegrasiert werden. Schon hat die Stadt 23 Häuser angekauft und die Sanierung einer Fläche von rund 35,000 m^2 kann jederzeit in Angriff genommen werden. Auch das bereits genehmigte Projekt eines grossen Palastes für alle Ämter der Kommune wird keineswegs vergessen.

Für die private Bautätigkeit in günstigeren Zeiten wird schon jetzt ein Stadtregulierungspaln nach modernen Grundsätzen ausgearbeitet. Zugleich wird das Projekt einer unterirdischen Stadtbahn, die schon vor dem Kriege zur Bewältigung des anschwellenden Verkehrs als unentbehrlich erachtet wurde, eifrig studiert.

Krankenpflege. Ein neuer Zweig der kommunalen Tätigkeit ist das Apothekerwesen. Um den Armen unentgeltliche Arzneien zu verabreichen und auch das wohlhabende Publikum besser zu bedienen, hat die Stadt die Apotheken des Institutes von S. Corona und des Hospitals übernommen und nach modernen Grundsätzen umgestaltet. Auch verhandelt sie mit 300 Gemeinden des ehemaligen Herzogtums Mailand wegen Ablösung des Rechtes auf Benützung des grossen Krankenhauses, das übrigens schon Francesco Sforza 1456 erbauen liess. Ein neues Spital mit 1500 Betten soll gebaut werden. Auch hat die Kommune in Talrana bei Salsomaggiore vier Gasthöfe und eine jodsalzhaltige Heilquelle angekauft, um Tuberkulose, Skrofulose und andere Patienten hinauszuschicken. Die Kranken im ersten Stadium der Tuberkulose werden vorläufig auf Kosten der Kommune an zwei Sanatorien für Männer und eines für Frauen abgegeben; ein Tuberkulosenspital mit 1000 Betten ist im Bau begriffen.

Armenpflege. Trotz aller Hindernisse seitens der Aufsichtsbehörden verfolgt die sozialistische Verwaltung seit Jahren beharrlich den Plan einer Zentralisation aller Wohltätigkeitsanstalten, also die Herstellung einer Art von Charity-Organization zur Vermeidung der gleichzeitigen Ausbeutung vieler unabhängiger Institute durch dieselben Schmarotzer, zum Schaden der würdigeren Bittsteller. Einen besonders erfreulichen Aufschwung hat die Hilfe für Schulkinder genommen. In steigendem Masse werden die armen Volksschulen mit Mahlzeiten versehen,

*) In drei Teilstrecken: 1. 71 km von Mailand bis zum Po; 2. 257 km längs des Po von der Addamündung bis Cavanella; 3. 52 km vom Po bis Brondolo und von Brondolo bis Venedig.

die schwachen Kinder im Freien unterrichtet, für Säuglinge Krippen gegründet, die Schulen für Blinde und andere abnorme Kinder verbessert, Schulärzte angestellt.

Bäder. Für die Bevölkerung im allgemeinen hat die Gemeinde zunächst den Bädern die grösstmögliche Entwicklung gegeben, den öffentlichen sowohl als denen der Schulen und Institute. So wurde die rasche Verbreitung der Badegewohnheit bei den ärmeren Klassen begünstigt, mit grossartigem Erfolge, wie dies für die letzten Jahre nachgewiesen ist. Überdies wird sich bald neben den bisherigen Bädern eine öffentliche Badeanstalt in grossem Stil erheben, mit Vollbad, Douchen, Kuren aller Art. Der Bauplan ist bereits geprüft und ausgestaltet worden.

Bildungsanstalten. Auch die allgemeine Volksbildung ebenso wie die fachliche Fortbildung ist zum Gegenstand eingehender Studien und Vorschläge gemacht worden. Zunächst sollen alle Veranstaltungen der Volksbildung zu einer autonomen Körperschaft zusammengefasst werden, welche in den Arbeitervierteln Filialen errichten wird, gewissermassen als Leuchttürme der Intelligenz. Es wird ferner ein zoologischer Garten angelegt und das vorhandene Aquarium für Seefische in ein solches für Süsswasserfische verwandelt werden, das dem Studium und der Akklimatisation nützlicher Fauna in den lombardischen Seen zu dienen hat. Andere Anstalten sind in Sicht, so ein Mailänder Medailleninstitut mit besonderer Sektion für eine internationale Geschichte des Münzwesens. Daneben werden baldmöglichst alle Fortbildungsschulen der Arbeiterklasse in ein Parallelinstitut vereinigt werden, nach vorheriger Umgruppierung. Dieses Institut gedenkt die jetzige Verwaltung dem Proletariate zu schenken und es ausreichend zu dotieren, gerade so wie die frühere bürgerliche Verwaltung die Umgruppierung aller Anstalten für allgemeine Bildung eingeleitet und eine ganze Universitätsstadt gefordert hat, deren Neubau in der Arbeit ist.

Arbeiterfrage. Im Interesse der Arbeiterklasse schuf der sozialistische Gemeinderat, kaum eingesetzt, auch schon ein Arbeitsamt mit statistischem Bureau (Ufficio del Lavoro et e della Statistica). Dieses Amt ordnete die Herausgabe eines monatlichen Bulletins an, welches den Titel „Città di Milano" führt und einen Monatsbericht über die wichtigsten demographischen, ökonomischen und sozialen Tatsachen des bürgerlichen Lebens darbieten soll; namentlich soll die Tätigkeit des Amtes selbst und der Stadtverwaltung beleuchtet werden. Der Chef des Arbeitsamtes sorgte für die Zusammenstellung und Veröffentlichung eines historisch-statistischen Jahrbuches, welches die Tätigkeit der Administration und der Stadt wiedergibt. Hierauf wurden die sozialen Klauseln der kommunalen Anstellungsverträge zusammengestellt. Ebenso die Normen für die Bemessung der Arbeitslosenunterstützung in Ergänzung der von den Gewerkvereinen gewährten Unterstützungen (System Caud); diese Normen wurden analog auf die Beiträge für die Kranken-, Alters- und Invaliditätsversorgung ausgedehnt, in Ergänzung der Unterstützungen, welche von den gegenseitigen Hilfskassen und der „Previdenza Nazionale" ausgezahlt werden. Aber der Eintritt in den europäischen Krieg setzte einerseits die Arbeitslosigkeit fast auf Null herab und entzog andererseits durch die Einberufung den Hilfskassen einen grossen Teil ihrer Mitglieder. Das gab den bevormundenden Behörden, welche ihrem Wesen zufolge, jeder kühnen Sozialreform widerstreben, den Vorwand, aus dem Gemeindebudget die betreffenden Kredite zu streichen.

Noch hatten kaum die ersten Umrisse der Lebensmittel-Teuerung sich

anzudeuten begonnen, als das Arbeitsamt für die neun wichtigsten Artikel der Volksernährung die monatliche Veröffentlichung der Preisbewegung beschloss, nämlich für Brot, Weissmehl, Teigwaren, Reis, Rindfleisch, Speck, Butter, Milch und Öl; auf Grund der statistischen Daten wurden die Index Numbers berechnet, wobei die Durchschnittspreise des dem Kriege vorausgegangenen Zeitraumes den Ausgangspunkt der Berechnung bilden. Und diese Index-Numbers wurden anlässlich des Streiks in der graphischen Industrie vom Arbeitsamte als Grundlage für die Berechnung der Lohnerhöhung vorgeschlagen, die notwendig sei, um die Lebensmittelteuerung auszugleichen. Und da in normalen Zeiten im Budget einer Arbeiterfamilie die Ausgaben für Lebensmittel auf die Hälfte der Gesamtausgaben geschätzt werden können, so wurde vorgeschlagen, dass der Lohn um 1% steigen soll, wenn die Indexzahlen der Lebensmittelteuerung um 2% gestiegen sind, bis zu der zahlreichsten Kategorie der typographirchen Industrie (Lohn L. 4.50) und mit vierteljährlicher Revision der Lohnsätze. Diese Methode wurde 1916 angenommen und arbeitet seither zur Zufriedenheit beider Parteien.

Hier die Tabelle der Schwankungen:

Zeitpunkt	Preise von 9 Lebensmittelarten in Lire	Index-Zahlen	Wochenlohn der Setzer	Index-Zahlen
1912	11.86	100	27.—	100
1916 April . . .	14.67	124	29.16	108
1916 Dezember .	15.59	131	31.05	115
1917 März . . .	18.96	160	32.65	121
1917 Juni. . . .	21.18	179	35.10	130
1917 September .	22.39	189	37.70	139
1917 Dezember .	25.01	211	40.25	148
1918 März . . .	26.65	225	41.81	155

Dieselbe Methode hat später in anderen Berufen ausgedehnte Anwendung gefunden, mit besonderen Anpassungen an die Natur der jeweiligen Industrie und Arbeiter-Kategorie sowie an die Höhe ihrer Löhne, so bei den städtischen Trambahnen, in der Gummifabrik Pirelli und Comp., bei der industriellen Zentrale für die Mobilisation und Heeresausrüstung usw. usw. So ist durch das Wirken des Arbeitsamtes dem Grundsatze Geltung verschafft worden, dass die Löhne sich nach den realen Lebenskosten zu richten haben und dass sie nie unter das für ein anständiges Leben ausreichende Existenzminimum sinken dürfen.

Dasselbe Prinzip hat das Arbeitsamt auch bei der Abfassung des neuen organischen Reglements für das Personal der Gemeinde befürwortet und durchgesetzt, wobei es sich um eine Anzahl von etwa 10,000 Arbeitern und Beamten handelte. Aus diesem obersten Grundsatz sind folgende Regeln abgeleitet worden:

1. Das Lohnminimum auch für ungelernte Arbeiter darf nicht unter 21 L. wöchentlich sinken; denn so hoch kommt das Existenzminimum für eine verheiratete Person.
2. Nach den zwei ersten Dienstjahren — als dem häufigsten Zeitpunkt der Verehelichung und des ersten Kindersegens — erfolgt die stärkste Lohnsteigerung.

3. Bei der Festsetzung des Anfangsgehaltes soll die Dauer der notwendigen Lehrzeit und die Höhe der Ausbildungskosten berücksichtigt werden.
4. Auch die Arbeiter sollen wie die Beamten ihre Quinquennalzulagen erhalten und nach 17 Jahren einen Beharrungszustand erreichen, nebst Beiträgen zu ihrer Kranken-, Invaliditäts- und Altersversicherung.
5. Alle weiblichen Arbeiter und Angestellten der Kommune werden in eine Mutterschaftskasse zur Bestreitung der Kosten einer etwaigen Niederkunft eingeschrieben, wobei die Gemeinde die Hälfte der Prämie einzahlt.
6. Auch erhalten alle von der Gemeinde Abhängigen im Falle zahlreicher Nachkommenschaft Zuschüsse bis zu deren Erwerbsfähigkeit unter der Bedingung hygienisch einwandfreier Wohnung mit mindestens ebenso vielen Räumlichkeiten wie Familienangehörigen.

Wohnungsfrage. Die letzte Regel hängt mit der Wohnungsfrage zusammen, welche für Mailand einen sehr ernsten Charakter angenommen hat. Einstweilen saniert die Gemeinde die gesundheitsgefährlichen Stadtteile durch ausgedehnte Demolierung und schickt sich an, durch ein grosszügiges Bauprogramm der Wohnungsnot abzuhelfen. Auch hat die Stadt ein besonderes Wohnungsamt organisiert, welches u. a. einen wöchentlichen Anzeiger der leerstehenden Wohnungen veröffentlicht. Eine gemischte Kommission entscheidet die Streitigkeiten zwischen Mietern und Vermietern. Auch hat die Kommune durch Vermittlung des Bundes sozialistischer Gemeinden von der Regierung eine Verordnung verlangt, welches jede Erhöhung des Mietzinses verbieten soll, bis zum Ende des zweiten Jahres nach Friedensschluss; die Regierung hat das betreffende Dekret erlassen, doch endet der Zeitraum schon zwei Monate nach Friedensschluss.

Unterstützungsaktionen. Zur Milderung der durch den Krieg verursachten Not wollte sich der sozialistische Gemeinderat nicht auf die Mittel seiner Partei beschränken, sondern begründete ein Hilfskomitee aus Mitgliedern aller Parteien; dieses empfing und verteilte 26 Millionen an Spenden. Auch übernahm die Kommune viele Funktionen des Hilfsdienstes, sorgte für die Familien der Wehrmänner, siedelte deren Söhne in den Kolonien an, gibt den Arbeitslosen Arbeit in den Werkstätten zur Herstellung militärischen Bedarfs, unterstützt die Flüchtlinge aus den vom Feinde besetzten Gebieten und hat die Bildung einer Genossenschaft aller Spar- und Volksküchen veranlasst, auf dass man in sauberen und freundlichen Lokalen so billig als möglich speisen könne.

Budget der Gemeinde. Der Ausfall an Verzehrungssteuer, verbunden mit der Steigerung aller Sach- und Personenkosten, sowie mit den direkten Kriegsausgaben, z. B. den Löhnen für die Vertreter von Eingerückten und den Unterstützungsbeiträgen (1916 allein schon 1,672,000 L.), bewirkt eine finanzielle Lage, die durch die folgenden Ziffern der jährlichen Fehlbeträge gekennzeichnet ist.

In Lire:	1912	706,841. 13
	1913	2,706,478. 48
	1914	7,179,972. 43
	1915	11,646,429. 02
	1916	5,240,965. —

Ins Präliminarbudget für 1918, welches Einnahmen im Betrage von L. 326,667,630 aufweist, wird das Defizit der vergangenen Jahre mit 42,000,000 L. übertragen. Diese Fehlbeträge sind zum Teile mittelst einer Anleihe von 20 Millionen, zum Teile durch Luxussteuern auf Wein, Klaviere, Wagen, Dienerschaft, gedeckt worden; den Rest wird die Regierung decken müssen, soweit nämlich die Fehlbeträge durch den Krieg veranlasst worden sind.

In Steuersachen hat die sozialistische Stadtverwaltung an einem Grundsatz treu festgehalten: Keine Steuer oder sonstige Abgabe zu erhöhen, welche direkt oder indirekt die minderbemittelten Klassen treffen könnte, also vornehmlich die Arbeiter.

So hat trotz aller Schwierigkeiten des Krieges die sozialistische Stadtverwaltung einige soziale Probleme gelöst, andere der Lösung so nahe gebracht, dass diese vom Ausfall künftiger Wahlen unabhängig ist. Dabei hat sie sich politisch genau an die Linie gehalten, welche die Partei vorgezeichnet hat, den Krieg weder zu billigen noch zu sabotieren. Und indem sie auf sozialem Gebiete durch Linderung der Leiden des Krieges geradezu eine administrative Rote-Kreuz-Aktion durchführt, hat sie ein weder unnützes noch eitles Werk vollbracht.

Im Frühjahr 1914 hat der Schreiber dieser Zeilen seine Vorrede zur italienischen Übersetzung des Buches von Bernhard Shaw "The Commonsense of Municipal Trading" mit folgenden Worten geschlossen: Aus diesem ganzen Buche ergibt sich der Schluss: Dem ganzen Volke und allen seinen Klassen zugleich kann nur diejenige Politik nützen, welche die Bedürfnisse der Arbeiterklasse befriedigt; denn diese ist die zahlreichste und bedürftigste von allen; jede Verbesserung ihrer Lage bedeutet daher die Heilung von Wunden des sozialen Körpers und das Erlöschen von Herden der Ansteckung, welche nicht nur den Armen, sondern auch den Reichen und dem behäbigen Bürgerstande gefährlich werden können.

Die vier Jahre sozialistischer Verwaltung in Mailand bilden die Probe auf diese Behauptung, trotz oder vielmehr gerade wegen der schwierigen Kriegsverhältnisse. Denn die Wohltaten, welche der Arbeiterbevölkerung erwiesen werden konnten, dank der Konsumentenpolitik der sozialistischen Gemeinde, sind allen Schichten der Bevölkerung zugute gekommen, so z. B. der hygienische Schutz und die grossen öffentlichen Werke, welche die jetzige Verwaltung in Angriff genommen hat, nachdem die hohe und mittlere Bourgeoisie in dem halben Jahrhundert ihrer Herrschaft über die Stadt weder die Kühnheit noch die Voraussicht gehabt haben, ein derartiges Programm zu verwirklichen.

□□□

Ach wie übel ihnen das Wort „Tugend" aus dem Munde läuft! Und wenn sie sagen „ich bin gerecht", so klingt es immer gleich wie „ich bin gerächt!" Mit ihrer Tugend wollen sie ihren Feinden die Augen auskratzen: und sie erheben sich nur, um andere zu erniedrigen.

Nietzsche.

□□□

Ein Industriekönig gegen den Kapitalismus.

Von Prof. S. FEILBOGEN.

Wieder ein Rufer im leidenschaftlichen Streit über die Schuld am Kriege. Der Amerikaner John Wesley de Kay bezeichnet sich selbst als Industriekönig und spricht seine Überzeugung aus, dass die Schuld am Kriege keinem Monarchen, Staatsmann oder General, auch keiner Nation oder Nationengruppe zur Last gelegt werden könne. Diesen Krieg wie alle Kriege der letzten Generation habe ausschliesslich die moderne Plutokratie gemacht, aber die Plutokratie aller Nationen, die im internationalen Finanzkapital ihre einheitliche Organisation findet. Gerät eine Clique dieser Kapitalisten mit einer andern in einen Streit um Beute, so gibt es Krieg. Die Kaiser und die Könige, die Präsidenten und Minister, die Generäle und Marschälle sind nur die „Messengerboys" des Finanzkapitals. Diesmal ist der Krieg ein Kampf des Berliner und des Londoner Finanzkapitals um die Ausbeutung der Erde, besonders des Balkans und des Ostens. Für diese „Finanzbanditen" lassen sich die Arbeiter haufenweise totschiessen und, was noch schlimmer ist, schiessen ihre Brüder jenseits der jeweiligen Staatsgrenzen tot. Solange die Arbeiter der Welt sich zu dieser Rolle hergeben, können die Kriege nicht aufhören. Aber wie ist dem abzuhelfen? Auch darüber schweigt das merkwürdige Buch nicht, welches unter dem Titel „Die Weltallianz", als deutsche Übersetzung von „World Allies" erschienen ist. (Ernst Kuhn, Bern und Zürich, 353 S.) Ein merkwürdiges Buch, höchst unvollkommen vom Standpunkte schulmässiger Wissenschaft, aber bedeutsam als Zeichen der Zeit, als unerschrockenes Bekenntnis eines Mannes, der viel erlebt hat und nun gegen seine eigene Klasse Zeugnis ablegt wie seinerzeit die adeligen Bekämpfer des ancien régime. Nach dem amerikanischen Nachschlagewerk "Who is who?" ist John W. de Kay 1872 geboren und stammt aus einem adeligen Geschlechte der Picardie. Seine Laufbahn beginnt echt amerikanisch: In einem Alter, in welchem man in Europa noch zu studieren pflegt, war er schon Eigentümer, Herausgeber und Administrator einer ganzen Kette von Zeitungen. Später organisierte er eine "Packing Company", die ihre Tätigkeit über sämtliche Staaten der Union und Mexiko erstreckt. Er hat seine Wohnung in Mexiko, in New York, in zwei Stadtteilen Londons und auf dem Schlosse Coucy in Frankreich (bei Laon). Er ist also international im kühnsten Sinne des Wortes; auch konnte er sich den seltenen Luxus einer Porträtbüste von Rodins Meisterhand vergönnen, mit deren Abbildung sein Buch geschmückt ist. Also ein Bolschewik eigener Art. Und doch ein Bolschewik. Denn er hat Zeit seines Lebens hinter die Kulissen des modernen Kapitals blicken können; er ist oft im Rate der Kapitalisten gesessen, wenn es galt, einen Streik abzuwehren, einen Trust zu organisieren. Der Glanz des Goldes hat ihn nie geblendet. In seiner Widmung hebt er hervor, dass die hochherzige Sinnesart seiner Eltern seinem Leben Sinn und Richtung gegeben habe und dass ihm in ihrer Lebensführung die vornehmen Traditionen der Vorfahren verkörpert waren. Dafür zeugt auch das Verzeichnis seiner frühern

Schriften: ausser wirtschaftlich-politischen Werken über Mexiko oder über das „Volksgeld“ ein Buch über die Unsterblichkeit der Seele, Proben seiner „Gedanken“, „Liebeslieder“, „Stunden der Sehnsucht“, und ein Drama „Judas“.

So erinnert John de Kay mit seinem vielseitig empfänglichen und sozial gestimmten Geiste an Walter Rathenau, aber er unterscheidet sich von diesem zunächst dadurch, dass sein Buch von wilder Feindschaft gegen die realen Mächte dieser Welt erfüllt ist, dann auch durch die bei weitem demokratischere Natur seines Stils. An der Schreibart erkennt man den amerikanischen Journalisten. Auch macht das ganze Buch den Eindruck einer Sammlung von Artikeln, deren Reihenfolge beliebig verändert werden könnte, und von denen im Grunde jeder dasselbe sagt. Aber was er sagt, ist stark. Er ist überzeugt, das Übel des Jahrhunderts an der Wurzel zu fassen und möchte es samt der Wurzel ausrotten. Und das Übel des Jahrhunderts ist dieses: So oft eine industrielle Chance auftaucht, so tun sich die „Industriebriganten“ des Finanzkapitals rasch zusammen, und legen die Hand darauf. Ohne jeden Einsatz von reellem Kapital und ohne nennenswerte Arbeit nehmen sie die künftigen Erträge vorweg, bevor noch ein Arbeiter die Hand rühren oder ein Kapitalist seinen reellen Besitz an Boden, an Erzeugnissen der Natur oder an Arbeitsprodukten in das Unternehmen einbringen darf. Vor allem setzen sich die Gründer zusammen und verteilen unter sich die Gründeraktien. Diesen kommt der Hauptteil des Ertrages zu. Für die Arbeiter bleibt gerade übrig, was sie in ihrer unbegreiflichen Genügsamkeit als ihr herkömmliches Existenzminimum anerkennen, die Besitzer des reellen Kapitals erhalten eine mässige Verzinsung; alles übrige entfällt auf die Vorzugsaktien der Gründer und, wenn die Dividenden zu auffällig würden, verteilt man diesen Überschuss des Überschusses auf die zu diesem Zwecke kreierten und den Gründern vorbehaltenen neuen Aktien; man wässert das Kapital. Das ist auch das Wesentliche an der finanziellen Transaktion bei Gründung von Trusts; im vorhinein wird der zu erwartende gesteigerte Ertrag auf die den Trust organisierenden „Finanzbanditen“ verteilt. Von der finanziellen ist die wirtschaftliche Transaktion bei der Gründung von Trusts sehr zu unterscheiden. Diese besteht in der Konzentration und rationelleren Gestaltung des Betriebs, ein Prozess, der eben zu jener Ertragssteigerung führt. Diese Seite der Trusts ist im Interesse der nationalen Produktivität nur zu begrüssen. Überhaupt ist die Tätigkeit derjenigen, welche die Arbeiterschaft in zweckmässigerer Weise organisieren, von ausserordentlichem Werte und Kay warnt nachdrücklich vor der Versuchung, bei sozialen Reformen die wirklichen Leiter des Produktionsprozesses irgendwie auszuschalten oder zu benachteiligen. Immer ist es ihm ein Leichtes gewesen, Leute zu finden, welche eine Maschine gut zu bedienen oder eine Arbeitergruppe zu beaufsichtigen verstanden. Aber oft war er in Verlegenheit, wenn es galt, einen fähigen Leiter für ein Unternehmen oder einen Zweig desselben ausfindig zu machen. Solche Talente sind selten und müssen durch jedes Mittel an das Unternehmen gefesselt werden, wenn dieses gedeihen soll. Müssig dagegen, hochmütig und schädlich sind die Drohnen des Finanzkapitals. Zu diesen zählt er namentlich die Bankdirektoren, von denen er ein keineswegs anziehendes Bild entwirft; denn nichts mache den Menschen hochmütiger, als wenn er über fremdes Geld fast unbegrenzt disponiert. Gleich nach ihnen rangieren die Advokaten und Presseleute, die sich in ihren Dienst begeben. Kay anerkennt ausdrücklich, dass es keine edlere Beschäftigung gebe, und keine,

die grösseres Talent erfordere als die eines **unabhängigen** Journalisten, der für die Sache der Gesamtheit arbeitet. Ist er doch selbst in diesem Beruf gewesen. Für die Advokaten findet sich nirgends eine ähnliche Unterscheidung, so gewiss sie auch hier sachlich berechtigt wäre. Besonders scharf aber hat es der Amerikaner auf die Advokaten, welche sich zu politischer Macht empor arbeiten und in den Demokratien den Grossteil der Parlamente und Ministerien besetzen. Diese sind nach seiner Ansicht die reinen Handlanger des internationalen Finanzkapitals. Mit ihrer Hilfe werden in Friedenszeiten die Völker von den Finanzmagnaten ausgewuchert und skrupellos werden von ihnen Kriege in Szene gesetzt, wenn sich auf diese Weise bluttriefende Prozente verdienen lassen.

„In der langen und erschütternden Geschichte der Menschheit gibt es keinen Zeitpunkt, der sich auch nur annähernd mit dem gegenwärtigen Zustand vergleichen liesse. Noch nie wurde die Menschheit so geknechtet, ihre Freiheit so zertreten, das menschliche Leben so allen Winden preisgegeben und der durch Jahrhunderte geschaffene Wohlstand wie Staub über das Meer hin verstreut ... Zwischen den Arbeitern bestand kein Streit und sie wissen nicht warum sie kämpfen. Sie lesen die berechnenden Lügen, die man ihnen auftischt und nehmen sie gläubig hin, aber abgesehen davon, ob sie daran glauben oder nicht — sie müssen kämpfen. Sie haben keine Alternative, ihre vielgerühmte Freiheit ist tot und sie folgen ihr in ein vorzeitiges Grab ....

Das Unbegreifliche ist nicht, dass unter den Arbeitern Unruhe und Unzufriedenheit herrscht, sondern vielmehr, dass die Gesellschaft, so wie sie heute beschaffen ist, überhaupt noch besteht. Tatsächlich hat sie keine Existenzberechtigung mehr und wird auch nicht weiterbestehen, wenn die Arbeiter sich endlich darüber klar werden, dass der internationale Rüstungszustand ein schauerliches Spiel ist, um das Volk zugrunde zu richten und seine Gebieter zu bereichern, dass für jede Todesmaschine, welche die Arbeiter einer Nation bauen, in andern Ländern die entsprechende Anzahl ebensolcher Maschinen entsteht, und dass, sobald es der Plutokratie in den Sinn kommt, der ganze Apparat in Bewegung gesetzt wird, um die Arbeiter, die ihn geschaffen haben, zu töten. Niemals wieder sollten die Arbeiter ihr Handwerkszeug beiseite legen, um die todbringenden Waffen zum Kampf gegen ihre Brüder zu ergreifen ... Die Herstellung von Kriegsmaterial ist das Kostspieligste und Furchtbarste, wodurch die Arbeiter sich selbst zugrunde richten ... und die Zeit ist gekommen, wo sie sich weigern sollten, es weiter herzustellen. Es wäre das die einzige Garantie dafür, dass es nicht mehr zur Verwendung kommt. Wird es dagegen hergestellt, so wird es auch gebraucht werden, und alle Verträge der Welt sind nicht imstande, die unermessliche Habgier der Plutokratie in Schach zu halten, die den Krieg durchaus nicht mit Abscheu, sondern eher als einen logischen Schritt zur Erfüllung ihrer Ambitionen betrachtet."

Auch die Weltliga der Demokratien hält Kay nicht für ein geeignetes Mittel, den dauernden Frieden zu verbürgen. Denn zur Durchsetzung ihrer Beschlüsse müsste man sich wieder auf die Kraft der Waffen verlassen, müsste wieder den einzelnen Regierungen Armeen zur Verfügung stellen und diese würden sich von neuem zu Gruppen zusammentun, um die Weltpolitik des Kapitalismus durchzusetzen. Daran ändert die sogenannte demokratische Verfassung einzelner Nationen oder auch aller gar nichts. Unzählige Male erklärt de Kay, der es als Amerikaner wissen sollte, die moderne Demokratie mit ihrem Parlamentarismus als einen unverschämten Schwindel. Denn nach seiner Ansicht herrschen die Massen nirgends, am allerwenigsten in den Vereinigten Staaten. Der Präsident der Republik sei der grösste Autokrat der Welt und der Präsident des amerikanischen Unterhauses sei der zweitgrösste, da er jeden Opponenten unterdrücken könne, indem er ihm einfach nicht das

Wort erteile und ihn so, kraft Geschäftsordnung, zu ewigem Stillschweigen verdammt. Beide Präsidenten aber verdanken ihre Machtstellung den Wahlfonds, deren letzte Quelle die Plutokratie ist. Vollends die Behauptung, die Entente sei zum Schutze der Freiheit in den Krieg gezogen, überschüttet er mit Hohn. Die blosse Tatsache, dass sie an der Autokratie des Zaren nicht den geringsten Anstoss genommen habe, müsse jeden vernünftigen Menschen vom Gegenteil überzeugen. Denn, sagt er, so widerwärtig ihm das aufgeblasene deutsche Soldatentum sei, so sei es doch noch unvergleichlich erträglicher als die Henkerwirtschaft des Zaren mit ihrer Unterdrückung womöglich jeder Dorfschule, jeder unabhängigen Zeitung, aller Versammlungsfreiheit. Und dieses Regime haben die Demokratien des Westens im Frieden mit ihrem Gelde ermöglicht, im Krieg mit ihren Armeen bei dem Streben nach Eroberung neuer weiter Gebiete unterstützt.

Die Massen können nirgends herrschen. Alle Freiheit in diesem Sinne ist Illusion, weil es die Gleichheit unter Menschen auch ist. Es gibt nirgends Gleichheit unter den Menschen. Überall herrscht der Stärkere und der Schwächere hat sich zu fügen. Unser aller Unglück aber ist, dass der Stärkste in der modernen Welt eben das Finanzkapital ist, die wenigen, welche es verstehen, auf die Banken und mittelst der Banken auf die Ersparnisse des Volkes ihre Hand zu legen. Sie verwenden das Geld des Volkes, statt für die Befruchtung der Industrie und Landwirtschaft, für die Börsenspekulation, durch welche das Volk ausgeraubt wird. Sie bringen das ungedeckte Papiergeld in Umlauf, den verschleierten Bankerott Europas, und stehen selbst unter der Kontrolle einiger weniger Männer, die über Leben und Sterben jedes grössern Unternehmens gebieten. Durch die Banken bemächtigen sie sich aller natürlichen Monopole in der ganzen Welt, aller Verkehrsmittel und verwandeln alle grossen Unternehmungen in Gesellschaften, deren Aktien auf den von den Finanzmagnaten beherrschten Börsen beliebig hinauf und hinunter getrieben werden. „So kauft das Publikum immer auf einem sinkenden Markt und verkauft auf einem steigenden. Es verliert stets, auf welche Seite es auch setzen mag ... Am schlimmsten ist die Wirkung der Aktien auf die Arbeiter. Sie sind das mächtigste Element in der Unterjochung der Arbeit. Der gemeine Mann kann keine Aktien herstellen. Man kann nur deshalb wirkliche Werte für diese eintauschen, weil sie von denen fabriziert werden, welche die Banken beherrschen, und die Sache wird schlau genug eingefädelt: Indem man sie an die Leute verkauft, die ihr Geld in der Bank haben oder sie als Eigentum ihrer Hersteller zirkulieren lässt. Bei dieser Transaktion spielt die Börse ihre Rolle mit grosser Gewandtheit. Die Aktien werden so behandelt, dass sie in den Augen des Publikums den Anschein eines wertvollen Besitzes gewinnen. Sie haben an sich keinen Wert ... sie sind kein Produkt der Arbeit. Sie sind die kapitalisierten Ambitionen ihrer Urheber, sie repräsentieren Monopole und Privilegien, die niemals in den Händen der Wenigen liegen dürften.“ Aber diesen Wenigen genügt auch die vollständigste Ausbeutung ihrer eigenen Mitbürger nicht, sie streben nach finanzieller Beherrschung der Welt. Dazu gehört vor allem die Erwerbung immer neuer Territorien. Um einen Vorwand dazu sind sie niemals verlegen gewesen, weder Frankreich in Marokko, noch England in Südafrika oder Egypten, noch Russland und Österreich auf dem Balkan. Oft aber geschieht es, dass das Finanzkapital an der Verschiebung der bestehenden nationalen Grenzlinien auf dem Gebiete des Welthandels ein grösseres Interesse hat als an territorialen Eroberungen. So hat Deutschland seit 1870 unaufhör-

lich seinen Welthandel auf Kosten Grossbritanniens, Frankreichs und Amerikas erweitert. „Es folgte der amerikanischen Schutztarifpolitik innerhalb gewisser Grenzen.“ Auch im “dumping”, d. h. in der Methode, die Erzeugnisse der Industrie daheim überzahlen zu lassen, um sie im Auslande, unter den eigenen Kosten, oft zu halbem Preise auszubieten. Wo immer die Deutschen auf eine neue Idee stiessen, machten sie sich dieselbe sofort zu eigen ... Konnten sie etwas nicht besser machen, so machten sie es einfach nach und brachten es zu reduzierten Preisen auf den Markt. In den Augen der Engländer waren sie unbefugte Eindringlinge ... Der Streit entstand also weniger um die Überlegenheit deutscher Institutionen als um die Vorherrschaft des deutschen Handels. Deutsche Institutionen haben im Ausland nur wenig Eindruck gemacht. Die deutsche Philosophie wird nicht allgemein gelesen, und hat nicht annähernd soviel Einfluss gehabt, wie die Strahlen geistigen Lichtes, welche von der englischen und französischen Kultur ausgingen.“ Nur in bezug auf Musik und auf die spezialisierten Fachwissenschaften lässt de Kay den internationalen Einfluss Deutschlands gelten. Indessen habe man gesehen, „dass der Deutsche immer mehr Geschäftsmann wurde. Erreichte er seine Zwecke nicht unter der deutschen Flagge, so versuchte er es unter irgendeiner andern. Lag es in seinem Interesse, die Nationalität zu wechseln, so wechselte er sie und wurde ohne weiteres Amerikaner, Engländer oder Franzose. In dieser Beziehung unterschied er sich von den Amerikanern, Briten und Franzosen, die ihre Nationalität nicht aus geschäftlichen Rücksichten wechseln. Sie waren in der Theorie wie in der Praxis intensiver national wie die Deutschen.“

Kay leugnet also ganz entschieden, dass etwa der übertriebene Nationalismus der Deutschen oder ihre Weltanschauung eine Ursache des Krieges wäre. Ebensowenig nach seiner Ansicht ihre allerdings unleugbare, langgewohnte Unterwerfung unter eine absolute Autorität. Diese Neigung zur Unterwerfung beruht auf der deutschen Erziehung, die mehr darauf gerichtet ist, den nationalen Ehrgeiz zu fördern, als den Wunsch nach individueller Unabhängigkeit zu begünstigen, sie gewöhnt das Volk dem Staat gegenüber mehr an Unterordnung als an das Bewusstsein, dass es selbst das staatsbildende Element ist.

„In dieser Weise irregeführt, war das deutsche Volk gewöhnt, der Regierung eine übertriebene Wichtigkeit beizulegen ... und so begreift man leicht, dass ein solches System die Macht in sich trug, den deutschen Volksmassen ebensoviel Schaden zu tun, als sie ihn wiederum andern zufügen konnten. Nun glaubt man durch Demokratie für die Zukunft den Frieden sichern zu können. Aber auch Demokratien bekriegen sich gegenseitig. Eine deutsche Demokratie würde noch leichter von den wenigen im Interesse der wenigen regiert werden, als es zurzeit bei der britischen und französischen der Fall ist. Beständen diese drei Demokratien unter dem jetzigen falschen Industriesystem nebeneinander, so gäbe es in kürzester Zeit wieder Krieg zwischen ihnen. Durch Demokratien wird das Friedensproblem nicht gelöst, denn sie sind niemals demokratisch. Frankreich war eine Nation von ungefähr 40 Millionen, die von 3000 Männern regiert und deren intellektuelles Leben durch höchstens 1000 Personen beeinflusst wurde. Die Massen qualifizieren sich nicht dazu, durch parlamentarische Mittel zu regieren; aber sie können sich so organisieren, dass die Regierungen den Willen des Volkes erfüllen müssen.“

Nicht also der Gegensatz von Demokratie und Autokratie hat nach Ansicht Kays den Krieg entfesselt. Auch verwahrt er sich aufs entschiedenste gegen die Annahme, dass Deutschland mit Vorbedacht geplant habe, den Krieg im Jahre 1914 zu entfesseln. „Ich behaupte dagegen, es war überhaupt von keiner Seite ein bestimmter Zeitpunkt vorgesehen, sondern die Welt ist in

diesen Krieg nur durch die Dummheit ihrer nominellen Regenten gestürzt worden, die wiederum dem Befehl des Kapitalismus als ihres obersten Gebieters Folge leisten mussten.“ Gegen die Annahme eines speziell von Deutschland und Österreich für 1914 geplanten Krieges führt er eine Tatsache an, für welche er die schriftlichen Belege in Händen habe.

„Mir wurde zu Anfang des Jahres 1914 von einer gewissen Regierung schriftliche Vollmacht erteilt, für einen Betrag von 7 Millionen Pfund Sterling Kriegsmaterial zu kaufen. Im Laufe meiner Unterhandlungen kam ich mit fast allen bedeutenderen Rüstungslieferanten in Berührung. Im April 1914 erbot sich die deutsche Regierung, mir 500,000 neue Mausergewehre und 500 Millionen Patronen zu verkaufen. Als Preis wurden pro Gewehr 64 Mark und für das Tausend Patronen 80 Mark angesetzt. Ausserdem bot man mir grössere Quantitäten von schweren Geschützen und Munition an. Um diese zu besichtigen, sandte ich meine militärische Kommission an den Rhein — ihr Bericht befindet sich noch in meinen Händen.

Um dieselbe Zeit schickte die bedeutendste Kriegsmaterialgesellschaft in Wien einen österreichischen Prinzen, zur Besprechung mit mir, nach Paris und dieser machte mir ein ähnliches Angebot von 250,000 Mausergewehren und 250 Millionen Patronen. Das Mustergewehr, welches die deutsche Regierung mir zustellte, ist heute noch in meinem Besitz.

Gleichzeitig schloss ich mit den hauptsächlichsten englischen und französischen Rüstungsfirmen Kontrakte über bedeutende Quantitäten aller möglichen Waffengattungen ab. Um die sofortige Lieferung von Munition für die berühmten 75-Millimeterkanonen zu erleichtern, beschaffte eine der französischen Firmen eine Quantität davon aus den Vorräten der Regierung.

Im April 1914 gab ich im Pariser Hauptpostamt ein Telegramm auf, das sich auf Waffenlieferungen bezog. Es ist niemals abgeschickt worden, weil man damals (vier Monate vor dem Kriege) in Frankreich eine Zensurstelle für Telegramme über Kriegsausrüstung eingerichtet hatte — trotzdem die Welt in Frieden lebte und anscheinend niemand an einen bevorstehenden Krieg dachte. Über ein Jahr darauf erstattete das Pariser Postamt mir die 700 Franken zurück, die ich für das Telegramm eingezahlt hatte. Das gleiche Postamt war so liebenswürdig, mir eine offizielle Abschrift meiner Depesche auszuhändigen, welche den Vermerk trug: Durch die Zensur aufgehalten! Es mag bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, dass man jetzt die Telegramme zurückhält, ohne den Betrag zurückzuzahlen!

Die Bedeutung dieser Mitteilungen wird niemand ignorieren können. Sie erweisen deutlich, dass Deutschland und Österreich nicht die Absicht hatten, im Jahre 1914 die Feindseligkeiten zu eröffnen. Hätten sie mir etwa drei Monate vorher solche Quantitäten von Kriegsmaterial und um diesen Preis verkauft, wenn sie wussten, dass der Krieg vor der Türe stand?

Sie mussten dann wissen, dass drei Monate nach der Kriegserklärung die gleiche Quantität bei sofortiger Lieferung das Zehnfache wert war und tatsächlich um keinen Preis hätte beschafft werden können. Ich weiss, dass im Dezember 1914 eine der alliierten Mächte 500 Franken für ein Mausergewehr gezahlt hat und enttäuscht war, dass nur eine geringe Quantität zu haben war.

Ich habe diese Tatsachen hier nicht mitgeteilt, um die aggressive Anmassung Deutschlands und Österreichs oder die traditionelle Diplomatie Englands zu entschuldigen, die den Ausbruch des Krieges beschleunigte — sondern um darauf hinzuweisen, dass die europäischen Regenten nur die blinden und törichten Werkzeuge einer Macht waren, die allen Regierungen weit überlegen ist und schon vor dem Kriege die gesamte Politik beherrschte. Diese Macht ist der Kapitalismus, der die Welt lenkt und regiert.”

Diese Mitteilung ist ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte des Kriegsausbruches. Allerdings müsste Kay darauf gefasst sein, dass die Gegner

der Zentralmächte diese Dokumente als gefälscht oder erst nachträglich fabriziert erklären werden. Die Veröffentlichung einer photographischen Wiedergabe dieser Materialien würde für die unbefangene Geschichtsforschung von hohem Werte sein.

Eine viel geringere Bedeutung dürfte einer andern Mitteilung des Verfassers zukommen. Sie lautet:

„Ein persönlicher Freund von mir, der eine hervorragende internationale Stellung von hoher politischer Bedeutung einnahm, schrieb, als das österreichische Ultimatum erfolgt war, an den englischen Premierminister Asquith: wenn England einen europäischen Krieg vermeiden wolle, könne es dies erreichen, indem es seine Solidarität mit Frankreich und Russland sofort kundtue. Der Minister liess meinen Freund sofort zu sich kommen und fragte, ob ihn Berlin zu diesem Brief ermächtigt habe. Er verneinte und fügte hinzu, wenn England den Krieg wünsche, so brauche es nur zu schweigen und in vier Tagen werde die Welt in Flammen stehen. Über diesen Brief wurde dann im Kabinett diskutiert, aber er ist nie veröffentlicht worden. England blieb stumm, und die Voraussage erfüllte sich.“

So sehr sich die Voraussage seines Freundes bewahrheitet hat, so wird man doch mit Leichtigkeit einwenden können, dass kein Grossstaat verpflichtet ist, alle Ratschläge zu befolgen, die ihm ein Ausländer von internationaler Bedeutung vorlegt.

So gründet sich des Verfassers Anschauung von den Ursachen der Kriege in der Vergangenheit und besonders von den Ursachen des Weltkrieges auf seine eigene Lebenserfahrung. Seine Überzeugung geht also dahin, dass der Zeitpunkt des Kriegsausbruches ein rein zufälliger, von niemandem vorgesehener, der Kriegsausbruch selbst aber notwendig und unvermeidlich war, weil dem Finanzkapital aller Staaten die unbeschränkte Möglichkeit gelassen wurde, aus Rüstungen Gewinn zu ziehen und zu diesem Zwecke durch eine abhängige Presse und durch abhängige Regierungen und Parlamente beliebig zum Völkerhasse zu hetzen. Im Laufe der Jahre ist es gelungen, bei den Zentralmächten den Drang nach Osten und nach Kolonien zu steigern, in England die Furcht vor dem deutschen Angriff und den Hass gegen die deutschen Geschäftsmethoden in allen Volksschichten zu verbreiten.

Die Einseitigkeit des Verfassers ist sonnenklar. Weder waren die Umtriebe des Finanzkapitals die ausschliessliche Ursache des Krieges, bei welchem vielmehr das beleidigte Nationalgefühl der Franzosen und das unbefriedigte Nationalgefühl der Italiener, Serben, Rumänen, Polen, Bulgaren eine gewaltige und nicht erst vom Finanzkapital geschaffene Rolle gespielt hat. Es lässt sich auch nicht leugnen, dass die Bedeutung, welche de Kay den fiktiven Aktien und der Börsenspekulation zuschreibt, eine starke Übertreibung in sich schliesst. Sein Dilettantismus äussert sich unter anderem darin, dass er, durch die vielen Sünden der modernen Demokratie bitter enttäuscht, denn doch den Wert freier Regierungsformen gegenüber einer mehr oder minder verhüllten Autokratie gewaltig unterschätzt. Am stärksten aber tritt sein Dilettantismus in einem Vorschlag für die Zukunft zutage, den wir nun besprechen wollen. Hier entdeckt er etwas längst Entdecktes und leistet gerade das nicht, was man von seinem in der Praxis bewährten Organisationstalent zu erwarten berechtigt war.

Er entdeckt nämlich, dass das einzige Mittel der Abhilfe gegen die Herrschaft des Kapitalismus die Herstellung eines internationalen Weltbundes aller Arbeiter sein würde. Das bedeutet soviel wie: Proletarier aller Länder, vereinigt Euch! Bekanntlich ist dieser Rat den Arbeitern schon vor einem halben

Jahrhundert von einem gewissen Karl Marx gegeben und mit ganz anderer wissenschaftlicher Kraft begründet worden.

Die Schwierigkeit liegt nur in der Ausführung. Und diesbezüglich lässt das Buch völlig im Stiche. Gerade da hätte de Kay mit seinen praktischen Erfahrungen den Arbeitern vielleicht manchen nützlichen Wink geben können. Ein Weltbund der Arbeit? Welche ungeheure Schwierigkeit! Wer eine Ahnung davon hat, wie schwierig es ist, auch nur an einem Orte bestimmte Kategorien von Arbeitern, z. B. die Arbeiterinnen der Comptoirs, zu organisieren, sie erstens zu ausnahmslosem Beitritt trotz des Druckes und des freundlichen Einflusses der Arbeitgeber zu bewegen, dann aber in jeder Phase des Klassenkampfes auch um den Preis ihrer ganzen Existenz bei der Organisation festzuhalten, der wird die Einladung, einen Weltbund aller Arbeiter zu schliessen, als ob das so im Handumdrehen möglich wäre und eigentlich nur unterlassen würde, weil noch niemand auf diese gute Idee verfallen ist, ziemlich naiv finden. Was haben die Bolschewiki alles versucht, um diese Einladung in Flammenschrift über dem Proletariat der ganzen Welt aufblitzen zu lassen! Mit welcher eisernen Konsequenz haben sie im eigenen Lande die minder sympathischen Kehrseiten des Weltarbeiterbundes, wie etwa die Ausschliessung der besitzenden Klassen vom allgemeinen Wahlrechte und den Terror gegenüber den Saboteurs verwirklicht! Und bisher ist es ihnen auch nicht in einem einzigen Lande gelungen, die Lust zur Nachahmung zu wecken, ja sie haben nicht verhindern können, dass der deutsche Proletarier, die Selbstregierung der russischen Arbeiter vor Augen sehend, sich zur Niederwerfung dieser Regierungsform gebrauchen liess, wo immer es ihm kommandiert wurde. Aber auch die Proletarier des Westens lehnen sich gegen ihre Regierungen nicht auf, die den Sturz des Bolschewismus mit allen Mitteln anstreben. Es scheint also, dass, nach dem eigenen Gefühl der deutschen und der westlichen Arbeiterschaft, die Welt für die Herrschaft des Proletariates noch nicht reif ist und dass der Versuch, die Wirtschaftsordnung durch einen Weltbund der Arbeiter zu beherrschen und umzugestalten, zwar mit Leichtigkeit die moderne Volkswirtschaft desorganisieren kann, aber nicht imstande ist, an ihre Stelle die ernste und energische Arbeit des Volkes für das Volk ohne kapitalistische Antreiber zu setzen. Es ist leicht, die Arbeit von Jahrhunderten in einem Jahre zu zerstören, aber es ist schwer, in einem Jahre das zu schaffen, wozu die Geschichte Jahrhunderte braucht, nämlich eine neue und eigenartige Kultur, eine Kultur der Arbeiterschaft, die sie zur Herrschaft über sich selbst befähigen würde. Nach Beseitigung der herrschenden Klassen, zu denen übrigens nicht bloss die Finanzmächte gehören, aus dem Schosse des Volkes Organisatoren hervorzulocken, welche die flackernde und lodernde revolutionäre Begeisterung der Massen in die stetige Glut der opferwilligen Hingebung an den Beruf und seine Disziplin umzuschmieden verstehen würden, das ist eine Aufgabe, an der sich Lenin und Trotzky samt ihren Mitarbeitern bisher anscheinend nur mit geringem Erfolge abmühen. Sie selbst verkünden in ihren neuesten Schriften, dass die Revolution nicht durch die Kräfte der Gegenrevolution, sondern durch ihre eigene Unfähigkeit zur Schaffung eines neuen Russland unterzugehen in höchster Gefahr stehe. So wenig ist es bisher gelungen, auch nur in einem Lande und unter teilweise beispiellos günstigen Vorbedingungen, wie etwa der Bindung des kapitalistischen Auslands durch einen Weltkrieg und der Lähmung der inländischen konservativen Mächte durch die Auflösung der Armee, einen Arbeiterbund wirklich zur Funktion

zu bringen. Solange aber hiefür kein erfolgreicher Typus auch nur in einem Lande geschaffen wird, wie sollen denn in allen Ländern die Glieder eines Weltbundes hergestellt werden, welche zugleich die Produktivkraft und höchste Macht im eigenen Lande handhaben und die Übereinstimmung mit den analogen Arbeiterbünden der andern Länder durchführen sollen?

Dennoch ist nichts unzweifelhafter, als dass die Erlösung der Welt von dem Fluche des Krieges in höchstem Masse davon abhängt, dass die Arbeiter der ganzen Welt ihr wahres Interesse einsehen und sich unter keinen Umständen zum Wettrüsten oder gegenseitigen Abschlachten hinreissen lassen, auch nicht durch verhetzende Lügen gegen fremde Völker oder durch ideale Begeisterung für die Einigung der eigenen Nation oder für die Verewigung der gerade bestehenden politischen Abgrenzungen. Nur kann diese Erlösung nicht durch einen kurzerhand zu verwirklichenden Weltbund der Arbeit erfolgen. Der Weg, den die Geschichte einzuschlagen im Begriffe scheint, dürfte vielmehr der sein, dass zunächst ein Völkerbund für die ganze zivilisierte Welt geschaffen werde, in welchem allerdings das Finanzkapital der Welt, dort wo es einheitlich ist, also namentlich in allem, was die Klasseninteressen der Besitzenden betrifft, seinen Willen noch kräftiger durchsetzen dürfte, als bisher in den getrennten Staaten. Es lässt sich auch kaum etwas anderes erwarten, als dass dieser Völkerbund keineswegs von allen Gefahren der Spaltung und des Sezessionskrieges verschont bleiben wird, wie ja auch in allen Bundesstaaten der Geschichte ähnliche Krisen eingetreten sind, so in der Schweiz durch den Sonderbund von 1847, in den Vereinigten Staaten durch den Sezessionskrieg von 1863, im deutschen Bund durch den Bruderkrieg von 1866. Aber da der Einigungsgedanke immer stärker werden muss, weil die Menschheit der ganzen Erde durch die Entwicklung der Verkehrsmittel immer mehr ein einziges Ganzes wird, und immer mehr Interessen der einheitlichen Regelung und des freien Verkehrs bedürfen, so wird, wie in allen eben angeführten Fällen, der Endsieg notwendig auf der Seite der einigenden Kräfte sein. Andrerseits wird sich dieser Völkerbund, der anfangs sicherlich aus Vertretern der Regierungen, also auch der herrschenden Kapitalsinteressen bestehen wird, gerade infolge der bittern Erfahrungen, welche die Arbeiterschaft der ganzen Welt in den bevorstehenden furchtbaren Klassenkämpfen mit dieser sozial-reaktionären Versammlung machen wird, unter dem Einflusse des allgemeinen Wahlrechtes und nötigenfalls der allgemeinen Revolution allmählich dem Ideal eines Parlamentes der Völker d. h. der arbeitenden Menschen, mehr und mehr nähern. Und in dem Masse, in welchem sich im Laufe der Jahrzehnte, vielleicht der Jahrhunderte diese Entwicklung vollziehen wird, in demselben Masse wird die Macht des Finanzkapitals mattgesetzt und die Herrschaft des Friedens unter den Völkern gesichert werden.

Vielleicht wird in diesem bessern Zeitalter der Name eines John de Kay unter den Vorläufern einer wirklich neuen Zeit genannt werden, mit Anerkennung des ungewöhnlichen Mutes, der ungewöhnlichen Wahrheitsliebe und Wahrheitskenntnis dieses weissen Raben unter den Kapitänen der Industrie.

□□□

Walter Eggenschwyler †.

Ein ruheloser Geist ist seiner fieberhaften Tätigkeit durch eine tückische Krankheit entrissen worden. Im Alter von noch nicht 35 Jahren ist der National-Ökonom Walter Eggenschwyler am 5. Oktober aus dem Leben geschieden, ein Kopf von seltener Originalität und Fruchtbarkeit. Durch Überarbeit geschwächt, ist er das Opfer einer nicht rechtzeitig erkannten Brustfellentzündung geworden.

Einer geistig regsamen Lehrerfamilie in Schaffhausen entsprossen, hat Eggenschwyler nach Absolvierung des heimatlichen Gymnasiums immer mehr in die Weite gestrebt. Von Lausanne, wo er besonders die Vorlesungen Paretos geschätzt hat, führte ihn das Studium der Rechts- und Staatswissenschaft nach Berlin, Turin, Paris. In Turin führte er eine Italienerin heim und gewann durch achtjährige Tätigkeit einen geachteten Namen als Volkswirt und Verkehrspolitiker. Aus diesen glücklichen Verhältnissen wurde er durch den Krieg gerissen. Grundsätzlich ein Friedensfreund, verließ er Italien, als auch dieses Land in das Verhängnis verstrickt wurde, und verbrachte in Zürich ein durch die Angst und Sorge um Frau und Kinder, die in Italien zurückgeblieben waren, schwer belastetes Dasein ohne Häuslichkeit und Pflege. In der Arbeit seine einzige Erholung suchend, veröffentlichte er in rascher Folge eine Schrift nach der andern, einen Aufsatz nach dem andern, in jeder Frage einen hohen Standpunkt behauptend. Unserer Zeitschrift war es vergönnt, einige seiner schönsten Arbeiten einem internationalen Leserkreise zu unterbreiten*). Besonders hoch war es anzuschlagen, daß er, der Schweizer in ziemlich schwieriger Lage, weit davon entfernt war, gegen die ehrliche Arbeit begabter Kollegen Front zu machen, wenn sie Ausländer waren.

Er protestierte vielmehr (in der „Züricher Post") ganz energisch gegen den Mißbrauch des Schlagwortes von der Überfremdung zu einer Fremdenhetze, die in einem ausgesprochenem Vermittlungslande besonders töricht sei, während er gleichzeitig vor der oft überschätzten Fremdenindustrie warnte: gerade diese sei bedenklich, denn sie erziehe nicht selten zu Müßiggang und Bedientenhaftigkeit; dagegen solle jede geistige und wirtschaftliche Anregung aus der Fremde freudig begrüßt werden, da sie das Niveau des Landes hebe und die Einheimischen zu fruchtbarem Wettbewerb und zur Abstreifung örtlicher Beschränktheit ansporne. Die blühendsten Spezialitäten der Schweizer Industrie gehen auf glückliche Anregungen des Auslandes zurück, und ebenso wurzle die Schweizer Kunst und Wissenschaft in den Kulturen der drei großen Völker, deren Einfluß sich hier so glücklich kreuze. Ohne die freieste Zulassung ausländischer Anregungen würde die Schweiz bald hinter Europa zurückbleiben.

---

*) In der „Internationalen Rundschau" sind folgende Arbeiten Eggenschwylers erschienen:
Krieg und Produktion, 20. XII. 1915.
Zur Krise des Pazifismus, 15. IV. 1916.
Die wirtschaftlichen Voraussetzungen der Demokratie, 25. X. 1917.
Zur Lösung der sozialen Frage (System Popper), 15. V. 1917.
Unsere Kultur und ihr organischer Fehler, 10. VI. 1918.
Deutschlands wirtschaftliche Aussichten; in diesem Hefte.

In ſeinen Schriften, die zumeiſt bei Orell Füßli erſchienen ſind und wahre Fundgruben von Gedanken und Tatſachen bilden, war er bemüht, Europa nach dem Kriege anſchaulich darzuſtellen, der Schweiz am Scheideweg als Volkswirt zu raten, die wirtſchaftlichen Vorausſetzungen der Demokratie zu ergründen, die finanziellen Sorgen des Vaterlandes zu erörtern. Mit Vorliebe war er anderer Meinung. In einer Zeit ausgreifender Staatstätigkeit liebte er es, beharrlich nach „Weniger Staat!" zu rufen; war jedermann ein Sozialiſt, ſo ſchrieb Eggenſchwyler gegen den Sozialismus; alle Leute ſind von dem demokratiſchen Charakter unſerer Zeit überzeugt, er war es vom Gegenteil. Beſonders für die Zeit unmittelbar nach dem Kriege ſagte er unermüdlich einen Rückgang der Demokratie voraus; denn die Freiheit ſei immer eine Funktion des Wohlſtandes geweſen. Seine Eigenart war eine vorwiegend kritiſche, ſein Geſpräch ein Funkenſprühen von ſatiriſchen Einfällen, mit der trockenſten Miene von der Welt vorgebracht. Dabei verfügte er über eine ſeltene Fülle von Bücherkenntnis und Lebenserfahrung.

Eggenſchwyler iſt ſeinem ganzen Temperament nach ein Peſſimiſt geweſen, faſt ſchon ein Unglücksprophet. Nur an ſeinem Lebensende hat der Optimiſmus ſein düſteres Schickſal gemildert. Es war ihm vergönnt, ahnungslos zu ſterben. Vor zwei Monaten ſchon war er fieberkrank ins Elternhaus geflüchtet und zum Entſetzen ſeiner Angehörigen wurde ſein Zuſtand von ärztlicher Seite ſofort als hoffnungslos erkannt. Er ſelbſt aber beſchäftigte ſich bis in ſeine letzten Tage hinein mit hoffnungsvollen Vorſätzen und Entwürfen für die Verbeſſerung ſeiner Unternehmungen, beſonders für ſein letztes Sorgenkind, das von ihm übernommene Industrieblatt. Mitten in ſeiner arbeitsvollen Exiſtenz hat ihn immer der Gedanke an die Allgemeinheit mehr beſchäftigt als ſein eigenes, mitunter recht hartes Los. Noch in einer ſeiner letzten Nächte fuhr der Kranke plötzlich auf mit dem Rufe: „Tragt doch Sorge, daß die Schweiz ſich nicht verfeindet!"

Und nun ſteht auch dieſes gequälte Herz ſtill, betrauert von allen, die dieſen raſtloſen Arbeiter und unerſchrockenen Wahrheitsfreund gekannt haben. Es iſt als ob eine Ahnung vorzeitiger Abberufung Walter Eggenſchwyler immer vorwärts, vorwärts getrieben hätte; ein Berg von Manuſkripten harrt der Sichtung durch Freundeshand; alles ſoll geprüft und das Beſte veröffentlicht werden.

S. Feilbogen.

Deutschlands wirtschaftliche Aussichten.

Von Dr. WALTER EGGENSCHWYLER.

Der Pariser Professor Henri Lichtenberger hat schon vor dem Kriege eine reich dokumentierte und merkwürdig wohlwollende Monographie über „Deutschland, seine wirtschaftliche, politische und geistige Entwicklung" veröffentlicht. Eine vortreffliche Übersetzung ist 1908 bei Carl Reissner, Dresden, erschienen.

Damals war es Lichtenbergers offenkundige und sehr anerkennenswerte Absicht, das Verständnis seiner Landsleute für deutsches Wesen und deutsche Leistungen zu fördern. Sein neues Buch, verfasst im Zusammenwirken mit Paul Petit, über den „Wirtschaftlichen Imperialismus in Deutschland“ ist wieder eine bemerkenswert unvoreingenommene Studie, diesmal über die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands, auf das Problem Mitteleuropa und die Autarkiebestrebungen.

Ein Blick auf die deutsche Einfuhrstatistik zeigt den Verfassern, dass Österreich-Ungarn, Bulgarien, Serbien und die europäische und asiatische Türkei Deutschland vor dem Kriege kaum 1% seiner Rohstoffe lieferten, worunter weder Baumwolle, noch Jute, Kautschuk, Kupfer, Eisen, Reis, Kaffee, Kakao, Kopra. Wichtiger war die Lieferung von Häuten (10—11%), Hanf (13%), Holz (26%), Petroleum (17%), Geflügel (18%) und besonders Eiern (35%), Ochsen (35%) und Braugerste (85%). Dafür war die Einfuhr von Getreide, Futtermitteln, Speisefett, an denen soviel liegt, ganz unbedeutend. Anders freilich Russland, das in Lichtenbergers Rechnung fehlt, das aber als Ausfuhrland auf lange Jahre hinaus kaltgestellt sein dürfte.

Trotzdem schliesst L. nicht aus, dass Mitteleuropa mit viel Geduld und gutem Willen nach einer Reihe von Jahren sich in der Hauptsache selbst genügen könnte. Schon in Österreich-Ungarn ist die Landwirtschaft ungemein entwicklungsfähig, wobei in der ungarischen Reichshälfte allerdings mit wichtigen politischen Faktoren zu rechnen ist. Nicht minder wertvoll ist Grossbulgarien mit den ihm angegliederten Teilen Serbiens. Dessen Kupferlager zählen zu den reichsten der Welt. Auch Gold, Blei, Zink und Mangan sind vorhanden. Ebenso an Agrarprodukten Tabak, Hanf, Wolle und ausgezeichnetes Vieh. Dazu kommen in Altbulgarien reiche Wälder, Wasserkräfte, Erzlager aller Art. Boden und Klima gestatten den Bau der Baumwolle und des Kaffees, auch die Aufzucht der Seidenraupe. Die Schafzucht prosperiert. Der Bulgare, unternehmend und arbeitsam, ist der erste Gärtner der Welt. Der Gesamtwert des bebauten Bodens soll von 1895 bis 1912 von 1,5 auf 6,6 Milliarden gestiegen sein.

Eine Steigerung des Ausfuhrwertes auf 150 Millionen — ohne Erschöpfung des Bodens — scheint nicht ausgeschlossen.

Mazedonien und Thrazien, über die wenig Nachrichten vorliegen, zählen seit dem Altertum zu den reichsten Gegenden Europas; sie erfreuen sich eines gesunden Klimas und fleissiger Bevölkerung.

Sehr rückständig ist dagegen die türkische Wirtschaft, deren Haupterzeugnis noch Schafherden sind. Steuer- und Agrargesetzgebung (inzwischen auf deutschen Anstoss geändert) waren bisher primitivster Art, Verwaltung, Schule und Verkehrsmittel unter aller Kritik. Noch 1912 exportierte Deutschland nach der Türkei nicht mehr als 113 Millionen Mark bei einer Einfuhr von nur 78 Millionen (hauptsächlich Tabak, Teppiche, gedörrtes Obst).

Aber was nicht ist, kann werden. Mineralisch ist Kleinasien ungemein gesegnet, besonders mit Kupfer. Die Landwirtschaft, der es bisher hauptsächlich an Wasser gebrach, verzeichnet schon sehr nennenswerte Fortschritte. Die neu erstellten Eisenbahnen sind von glücklichstem Einfluss. Baumwolle, Getreide und Ölfrüchte sind fast unbeschränkt vermehrungsfähig. Das Haupthindernis bildet die indolente Bevölkerung, die aber schliesslich den modernen Landbaumethoden so gut zugänglich sein wird wie der kulturell rückständige Sibirier. Konzentriert Deutschland seine Expansionskraft auf diese Gegenden und versteht es, wie es den Anschein hat, die gebildeten Türken selbst für die Regeneration des Landes zu intressieren, so steht seinen Ingenieuren und Organisatoren ein fast unbegrenztes Wirkungsfeld offen. Lichtenberger anerkennt, dass hier in ebenso weitsichtiger als taktvoller Weise, ohne jedes Aufdrängen der eigenen Dienste, zu Werke gegangen werde. Indessen werde diese wirtschaftliche Erneuerung eines ganzen Volkes (man spricht im Ernst von Ersatz der degenerierten Volks-

teile durch andersrassige) im besten Falle Jahrzehnte erfordern. Unterdessen bleibt die Deckung des deutschen Rohstoffbedarfs (auch nach dem ukrainischen „Brotfrieden“) ein Problem. Vor Kriegsausbruch führte die Türkei keine 2500 Tonnen Baumwolle aus, also kaum 1½% der deutschen Gesamteinfuhr. An Wolle lieferte sie 1000 Tonnen nach Deutschland und 3500 nach England, während sich Deutschlands Gesamteinfuhr auf 199,000 belief!

Getreide brachten alle Balkanstaaten samt der Türkei jährlich 5,24 Millionen Tonnen hervor, wovon 210,000 nach England und 240,000 Tonnen nach Deutschland gingen. Zusammen macht das erst ein Viertel der deutschen Gesamteinfuhr! *)

Selbst wenn übrigens die Selbstversorgung Mitteleuropas theoretisch möglich wäre, meint L., so wäre es noch fraglich, ob sie sich auch rentiert. Denn wenn die zum Unterhalt der Massen notwendigen Produkte nur zu stark erhöhten Preisen, etwa im Schutz eines starken Kornzolls, erzeugt werden könnten, so wäre ihnen damit wenig gedient. Aus einem Vergleich der Budapester mit den Londoner Weizenpreisen glaubt Verf. schliessen zu können, dass mindestens in Ungarn ein erheblicher Mehranbau nur um den Preis stark steigender Kosten — an Geld wie an Arbeit — möglich wäre. „Ist dem ungarischen Bauern der Absatz im verbündeten Reich gesichert, so wird er weniger danach streben, viel hervorzubringen, als danach, teuer zu verkaufen.“ Die gegenwärtigen Verkehrsverhältnisse scheinen ihm nicht dazu angetan, das türkische und Balkangetreide zu Konkurrenzpreisen auf den Berliner und Hamburger Markt zu bringen. Die Wahrscheinlichkeit spreche also dafür, dass das Korn auf dem geschlossenen Markte Mitteleuropas auf lange Zeit hinaus teuer bleiben werde. Und obschon Deutschland heute mit dem Fleisch erheblich besser daran ist, wird sich doch der Getreidepreis auf die Länge auch in der Preishöhe der übrigen Nahrungsmittel bemerkbar machen. — Die „Autarkie“ wäre also so gut wie sicher mit einem erheblich übersetzten Preisniveau zu erkaufen. Sollte eines Tages Mesopotamien ein wirklich vorteilhafter Kornspeicher werden, so werden sich die deutschen und ungarischen Agrarier wohl beeilen, einen Zollschutz zu verlangen ...

Nicht viel besser scheinen ihm die Aussichten für den Absatz deutscher Industrieprodukte. Nur der geringste Teil der Ausfuhr nach Österreich-Ungarn bestand aus Qualitätsware, an der Deutschland in erster Linie liegt. Seit 1901 nimmt Österreich etwa 11% der deutschen Gesamtausfuhr auf, aber nur 7—8% der Ausfuhr an Fertigware. Sicherlich könnte diese Proportion mit gutem Willen um ein Erhebliches vermehrt werden — aber kaum in dem Masse, um Deutschland für die entgehende Weltausfuhr zu entschädigen.

Zweifellos würde der Versuch einer Zerreissung des Weltmarktes in zwei feindliche Hälften für beide Teile schwere Verluste nach sich ziehen. Doch ist der Aufbau eines mehr oder weniger abgeschlossenen Mitteleuropa nur der Ausdruck der Überzeugung, dass den Mittelmächten gegenüber der anscheinend unversöhnlichen Feindseligkeit der Westmächte vorläufig nichts anderes übrigbleibt, als sich auf die eigene Kraft und die ihrer Verbündeten zurückzuziehen. Will die Entente Mitteleuropa sprengen, so braucht sie nur die Zentralmächte mit voller Gleichberechtigung in den auch wirtschaftlich auszugestaltenden Völkerbund aufzunehmen.

Zürich, Juli 1918.

---

*) L. vergisst hier die rumänische Maisproduktion, die die Gesamtausfuhr des Landes an Getreide und Mehl 1911 auf 560 Millionen Lei steigerte. Mit 150 Mill. Mark stand Rumänien unter allen Mais-Ausfuhrländern an erster Stelle, Weizen lieferte es halb soviel wie Russland oder Kanada.

Mazzini als Kämpfer.

Von EUGEN TSCHARSKY (Rom).

(Schluss.)

> Wo soll ich Zuflucht suchen? In Italien? O du mein geschändetes Vaterland, Beute jedes Siegers! Könnte ich denn die Menschen, welche uns geplündert, verhöhnt, zugrunde gerichtet haben, vor Augen sehen und nicht weinen vor ohnmächtiger Wut!

Der zweite Teil des Werkes von Salvemini *) ist der Darstellung von Mazzinis agitatorischer Tätigkeit gewidmet. Hier beschäftigt sich der Verfasser zunächst mit der Prüfung der Ursachen, welche den Misserfolg seiner religiösen Propaganda verschuldet haben. Der Hauptgrund liegt nach Salvemini darin, dass sich Mazzinis mystischer Traum einer religiösen Demokratie von der italienischen Tradition einer freigeistigen, fast ausschliesslich klassischen Bildung zu weit entfernte. „Mazzinis Religion war zu politisch für den, der sich nach religiöser Erneuerung sehnte, und zu mystisch für den, dem das politische Ziel der Befreiung des Vaterlandes klar vor Augen stand; zu verstandesgemäss für die Gefühlsmenschen, zu sentimental für die Rationalisten.“ Im Grunde entsprang der Misserfolg dieser Ideen im italienischen Milieu eben aus ihrem zu individuellen, zu wenig dem Gesamtgeiste entlehnten Charakter und aus dem inneren Widerspruch, der zwischen Mazzinis politischen und seinen religiösen Ideen bestand. Er wollte das Volk mit jener Unfehlbarkeit ausstatten, welche ehemals die Päpste und Könige beansprucht hatten; aber den demokratischen Einheitsschwärmern des jungen Italien schienen gerade diese Erinnerungen recht gefährlich.

Mazzini ist einer von den Gründern des „Jungen Europa“ gewesen. Es war dies eine Art Internationale, eine Vereinigung der aufrichtigen Demokraten aller Nationen, die sich in der Hoffnung auf eine allgemeine Revolution zusammenfanden; man stand ja noch vor 1848. Aber Mazzini ging durchaus nicht immer einig mit diesen Kameraden und klagte oft und bitter über seine moralische Isolierung ... Jeder Glaube ist eifersüchtig. Selbst, wenn zwei dasselbe glauben, fühlen sie sich nicht selten als Gegner; denn es sind ihre Charaktere, die sie voneinander entfernen; es sind die innersten und geheimsten Motive ihrer Persönlichkeit, die ihr feindseliges Spiel beginnen, während beide noch dieselben Formeln aussprechen. Jeder Apostel einer neuen Religion will seinen Glauben nicht nur der ganzen Welt aufdrängen, sondern auch ganz allein und ausschliesslich interpretieren. „Man schreit, ich hätte das junge Europa im Stich gelassen — so schreibt Mazzini im Jahre 1837 — und ich sage Euch, es ist das junge Europa, das mich im Stich gelassen hat.“

Und doch müssen wir betonen, dass die ganze internationalistische Gesinnung und kosmopolitische Weltanschauung Mazzinis, dass sein ganzer Glaube an die Einheit Europas mit seinen religiösen Ideen aufs innigste zu-

---

*) Über den ersten Teil vgl. Nr. 10 „Mazzini als Denker“.

sammenhing. Drohten diese auch auf eine Sektengründung hinauszulaufen, so bewahrten sie ihn dadurch vor der Engherzigkeit jener angeblich realistisch denkenden Liberalen, welche sich auf ihre nationalen Ziele beschränkten und nicht selten glaubten, sie im Gegensatze zu allen anderen Völkern verwirklichen zu können. Mazzini hat weiter und klarer gesehen. Die Ereignisse der Gegenwart haben ihm Recht gegeben. Was dem italienischen Professor mit seinem pazifistischen Geiste als die „naive und erheiternde Keckheit" des „Jungen Europa" erscheint, war im Grunde nichts anderes als die tiefe und wahre Ahnung jener Stürmer und Dränger von der kommenden Einheit Europas, zu der allerdings damals noch alle Voraussetzungen fehlten, da diese erst durch die wirtschaftlichen und sozialen Fortschritte des 19. Jahrhunderts geschaffen worden sind.

Wichtiger noch als seine religiöse Propaganda war seine politische Agitation für bestimmte Verfassungseinrichtungen des künftigen Italien. Wir wissen, dass er den tiefen Glauben an das geheiligte Prinzip der Republik in sich trug. Aber ist er diesem seinem Glauben auch in jeder politischen Lage treu geblieben? Wir besitzen einen merkwürdigen Brief, den Mazzini im Jahre 1831 an den König Karl Albert gerichtet hat, um ihn zur Befreiung Italiens aufzufordern.

„Ganz Italien," — so schreibt er — wartet nur auf ein einziges Wort von Ihnen, um völlig das Ihrige zu werden ... Stellen Sie sich an die Spitze der Nation und schreiben Sie auf Ihre Fahnen die Losung: Einheit, Freiheit, Unabhängigkeit! Werden Sie der Napoleon der italienischen Einheit! Unter dieser Bedingung wollen wir uns alle um Sie scharen, wir bieten Ihnen unser Leben, wir führen Ihnen die kleineren Staaten Italiens zu ... Nehmen Sie diese Krone; sie gehört Ihnen, wenn Sie sie nur wollen!"

Später versucht Mazzini sein Vorgehen umzudeuten und behauptet, er habe niemals den Absichten eines Königs getraut, die doch immer mit Zweideutigkeit und Hinterlist behaftet seien. Aber wie dem auch sei, mag Mazzini auch an die Mission der Könige niemals recht geglaubt haben, so viel ist sicher, dass er keine Gelegenheit verschmähen wollte, die ihm für die Verwirklichung der Einheit Italiens günstig schien. Das „Junge Italien" dagegen, welches 1831 in Marseille gegründet wurde, hatte den Grundsatz, alle Kompromisse zu fliehen, da diese immer unmoralisch und überdies vergeblich seien. Aber dies hinderte keineswegs, dass die naiven Republikaner dieses selben „jungen Italien", dessen wichtigster Inspirator Mazzini gewesen ist, bei nächster Gelegenheit, um ihren Einheitstraum zu verwirklichen, den König nötigenfalls mit Gewalt dazu bewegen wollten, die Mission der Befreiung zu übernehmen; sie wollten ihn vor die Wahl stellen, an die Spitze der Nation zu treten oder das Schicksal Karls X. zu erleiden.

Mazzini und seine Anhänger sahen ein, dass die vollständige Einigung Italiens nach der ihnen als vollkommen erscheinenden Methode nur geringe Aussichten für sich hätte, und so mussten sie sich dazu bequemen, sie durch Mittel herbeizuführen, die ihnen nicht sympathisch waren. Sie waren von einer gerechten Ungeduld beseelt, ihr zerrissenes und geknechtetes Vaterland frei und unabhängig zu sehen. So bequemten sie sich zu „Übergängen"; daran war nichts Unmoralisches, denn Mazzinis Geist ist niemals durch irgend eine egoistische Berechnung, durch irgend einen Hintergedanken des Eigennutzes befleckt worden. War einmal Italien — durch welche Mittel immer — nach innen geeint und nach aussen gesichert, dann schien es ihm ein günsti-

gerer Boden zu sein für jene soziale und religiöse Republik, die er so innig herbeisehnte.

Noch einmal fasst er seine ganze Anschauung in einem Briefe von 1850 zusammen:

Wir sind vor allem Anhänger der nationalen Einheit, und wenn sich ein anderer, ein kürzerer Weg bietet, dem Vaterlande seine Einheit zu sichern, so werden wir zwar im Innersten unserer Seele uns unseren Glauben bewahren und ihm für die Zukunft den Triumph zu sichern wissen; aber wir werden aus Begeisterung für das Gute vorläufig zu schweigen wissen und uns auch um ein neues Banner scharen, n u r von dem Streben nach Eintracht beseelt ... Solange wir uns auf dem Boden des Apostolates, der Verkündigung, befinden, halten wir es für unsere Pflicht, keinen Ausgleich anzunehmen ... Wir werden also mit Ausdauer und Begeisterung für die Republik sprechen, geradeso wie für die Einheit ... Aber wenn wir von den Höhen der Lehre und Erziehung zu den Niederungen der Praxis heruntersteigen, so fühlen wir neue Pflichten an uns herantreten, Pflichten gegen das italienische Volk, gegen unsere Nation, die heute noch nicht in der Lage ist, ihre Wünsche selbst auszusprechen."

Diese beiden Briefe, die durch den Abstand von zwei Jahrzehnten getrennt sind, zeigen das gleiche Bemühen, „die Idee mit der Aktion zu versöhnen", das gleiche Schwanken zwischen den Grundsätzen einer stolzen und unbeugsamen Überzeugung und den praktischen Zugeständnissen an die wechselnden Situationen des politischen Lebens.

Mazzinis Grundprinzip leuchtet voll Klarheit. Es gilt, die Massen aufzuwühlen zum Kampfe für Freiheit, Einheit, Republik und gegen die jahrhundertealte Zwangsherrschaft. Wie jeder Verschwörer, hat auch Mazzini nur zu oft seine eigenen Wünsche für die seines ganzen Volkes gehalten und von der unwiderstehlichen Kraft seiner Prinzipien Wunder erwartet. Doch hat er sich mit der Zeit überzeugen müssen, dass seine republikanischen Überzeugungen nicht bis in die tiefsten Schichten der Unterdrückten dringen konnten, und dass diese auch fernerhin in ihrem Elend, ihrer Verdummung und Gleichgültigkeit träge dahin dämmerten. Wohl gab es auch Elemente, die fähig und bereit waren, an der nationalen Bewegung teilzunehmen; doch gerade diese waren nicht selten dem Gedanken einer Republik durch und durch feindlich gesinnt und stellten die Anerkennung des monarchischen Prinzips als die unerlässliche Vorbedingung für ihre Teilnahme am gemeinsamen Kampfe. So namentlich die Fürsten der italienischen Kleinstaaten, die im Stillen an ihren dynastischen Vergrösserungsplänen und ehrgeizigen Eroberungs- und Annexionsgedanken hingen. So mussten denn auch die glühendsten Anhänger der republikanischen Idee, um die nationale Bewegung zu verwirklichen, viele partikulare Interessen schonen und manchen kleinlichen und selbst verbrecherischen Egoismus in ihre Dienste nehmen. Wenn König Karl Albert sich 1848 herbeiliess, in den Krieg gegen Österreich zu ziehen, so ist dies sicherlich geschehen, weil er seinen Besitz abrunden und mit dem ererbten Piemont auch noch die österreichische Lombardei vereinigen wollte. Er ist überhaupt nur mit dem Hintergedanken in den Kampf eingetreten, früher oder später die ganze republikanische Bewegung zu unterdrücken; darum hat er sich nicht mit voller Entschlossenheit gegen Österreich gewendet, darum die Insurgenten von Venedig halb und halb im Stiche gelassen, indem er dabei die Sache Italiens ganz und gar verraten hat ...

Aber indem sich Mazzini einer Einheitsbewegung anschloss, welche nicht unter der Fahne der Republik kämpfte, betrachtete er es als seine besondere

Pflicht, die lauen und unzuverlässigen monarchischen Elemente zu überwachen und ihre Abfallsgelüste im geeigneten Augenblick zu lähmen.

Allerdings vor dem Jahre 1859, in welchem die Dynastie Savoyen sich endgültig in den Krieg gegen Österreich stürzte, konnte sich Mazzini nur darauf beschränken, Volkserhebungen zu organisieren, die allerdings von allen opportunistischen Elementen frei waren, aber auch sich verliefen, ohne dauernde Ergebnisse zu hinterlassen. Die Haltung Mazzinis zwischen 1859 und 1862 lässt sich am besten durch eine jener Schriften verstehen, in denen er gedrückten Herzens aber die Stirne hoch den Hoffnungen seiner Jugend entsagte.

„Wir haben unseren Glauben rein und unberührt erhalten, aber wir mussten ihn ins Innerste unserer Seele einschliessen: wir haben die Fahne der Republik zusammengerollt, wir mussten es aufgeben, die Republik als den einzigen Weg des Heiles zu verkündigen. Unempfindlich für alles andere, streben wir nur dem heiligen Ziele der nationalen Einheit zu und haben jede Partei, von welcher Seite sie auch entspringen möge, gestützt, wenn sie sich auch nur von ferne diesem Ziele zu nähern schien. Die Männer der republikanischen Überzeugung bewahren schweigend ihren Glauben in sich, denn sie halten es für das dringendste, alle Kräfte des Landes auf die Erringung der nationalen Einheit zu konzentrieren, und zwar auf dem Wege, der durch die Mehrheit angegeben wird ... Ich habe meinen Glauben in mir verborgen, als das ganze Land meinen Ideen widersprach und einen Versuch auf dem mir entgegengesetzten Wege zu beschliessen schien."

Noch im letzten Stadium der Unabhängigkeitskriege bemüht sich Mazzini — im Gegensatze zu den unversöhnlichen Republikanern, die sich ferne hielten — in politische Verhandlungen mit dem Könige Victor Emmanuel einzutreten, doch musste er sich von der Nutzlosigkeit seines Versuches mit eigenen Augen überzeugen.

Diese etwas zweideutige Haltung, durch welche Mazzini sich in gleicher Entfernung von unfruchtbarem Republikanertum und bedingungslosem Monarchismus zu halten versuchte, unterschied ihn von zahlreichen republikanischen Gesinnungsgenossen, von denen nach seinem Urteil die einen zu sehr in ihrem abstrakten Doktrinarismus erstarrt waren, während die anderen sich in der gefährlichen Annäherung an den monarchischen Standpunkt zu weit vorwagten. Es liegt uns ferne, an dieser Stelle eine Apologie seiner schwierigen und widerspruchsvollen Stellungnahme zu versuchen. Immerhin möchten wir Mazzinis unerschütterlichen Glauben an die Zukunft des Vaterlandes bewundernd hervorheben, das, vielleicht augenblicklich auf Abwegen, doch früher oder später den ihm von Gottes Hand gezeichneten Weg zur Erfüllung seiner Schicksale aufnehmen werde, und dem stolzen Sinn dieses Mannes alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, der in der Frage der Verfassungsreform schweren Herzens der Nation nachgab, welche von einer Republik nichts wissen wollte, aber mit dem deutlich ausgesprochenen Bewusstsein eines peinlichen Opfers und nicht nach Art jener zahlreichen Republikaner, die in unserer Zeit so willige Königsdiener geworden sind.

„Das grösste Opfer, das ich bringen konnte, ich habe es gebracht" — erklärt er — „als ich, unserer Einheit und Einigkeit zu Ehren, das Apostolat für meine Überzeugung einstellte, als ich die monarchische Regierungsform annehmen zu wollen erklärte, gewiss nicht aus Ehrerbietung für Minister oder Monarchisten,

sondern aus Respekt für den Willen der Mehrheit des italienischen Volkes, mag diese nun das Opfer einer Illusion sein oder nicht ... Ich habe mein Haupt schmerzbewegt gebeugt vor der Souveränität meiner Nation, aber die Monarchie wird in mir niemals einen Beamten oder Sklaven haben ..."

Es handelt sich übrigens hier nicht darum, die Frage nach der seelischen oder sittlichen Geradheit Mazzinis zu beantworten, sondern die damalige politische Lage richtig einzuschätzen, die eine andere Lösung erheischte als die von dem Apostel Italiens empfohlene. Vielleicht hat der grosse Staatsmann der italienischen Einigung nicht so unrecht gehabt, als er auf die Ursachen des Misserfolges der republikanischen Propaganda hinwies. C. Cavour, der die „religiösen Prinzipien" Mazzinis nicht sehr wichtig nahm und überhaupt jeder Art von Ideologie ziemlich offen seine Geringschätzung kundgab, sprach sich folgendermassen aus:

„In Italien hat eine demokratische Revolution keine Aussicht auf Erfolg. Warum? Die Massen des Volkes sind im allgemeinen ihren alten Einrichtungen treu ergeben. Nur der Mittelstand und ein Teil der hohen Klassen strebt nach Neuerungen. Aber diese Schichten haben vieles zu erhalten und zu verteidigen ... Das Eigentum ist, Gott sei Dank, in Italien nicht das ausschliessliche Vorrecht eines Standes. Selbst wo noch Überreste des feudalen Adels existieren, nimmt dieser nur zusammen mit dem dritten Stande am Grundeigentum Teil. Die zersetzenden Lehren des „Jungen Italien" können auf diese Klassen keinen massgebenden Einfluss haben, die durch so solide Bande an die Gesellschaftsordnung gefesselt und an ihrer Erhaltung interessiert sind."

Mit diesen Worten legte Cavour den Finger auf die Wunde der demokratischen und republikanischen Bewegung. Die republikanische Idee fand damals in den sozialen Verhältnissen Italiens noch keinen Nährboden. So musste das Wort des Republikaners die Stimme eines Rufers in der Wüste bleiben, sein Gedanke ein Traum von erschreckender Schönheit, ohne jede Möglichkeit der Erfüllung.

Damit die Idee einer einheitlichen und unteilbaren Republik den Sieg erringe und zur politischen Notwendigkeit des Augenblicks werde, dazu gehört die Besetzung des Thrones durch eine entartete Dynastie und die Herausforderung der ganzen Gesellschaft durch die Anmassungen des Adels, Bedingungen, wie sie der grossen französischen und wohl auch der jetzigen russischen Revolution zugrunde liegen. Auch gehörte damals dazu ein kräftiges, demokratisches, revolutionäres Bürgertum, wie es in Frankreich jahrhundertelang mit der fortschreitenden Einheit der Nation — dem Werke der absoluten Monarchie — in gleichem Schritte sich entwickelt hat. An allen diesen Bedingungen aber fehlte es dem damaligen Italien ganz und gar. Da hätte es nicht einmal für eine in sich gleichartige nationale Bewegung einen gemeinsamen Rahmen gegeben. Das Bürgertum war einerseits künstlich in zahllose Vaterländer zerrissen, die in lokalen Interessen ihre soliden Wurzeln hatten; die Bürgerschaft war überdies von Provinz zu Provinz auch in ihrem Charakter verschieden und hatte nicht wie die französische Bourgeoisie das Bewusstsein ihrer nationalen Einheit, ihres nationalen Gewissens. Dem Ehrgeiz der einzelnen Dynastien und den schlauen Berechnungen ihrer Diplomaten wollte und konnte die italienische Bourgeoisie das Ideal einer nationalen Einigung nicht entgegenstellen. Eine Arbeiterklasse vollends, die zahlreich genug und auch genügend reif gewesen wäre, um dem Einigungswerke das Gepräge ihres Geistes zu geben, existierte damals nirgends auf der Halbinsel.

Das Schlussergebnis, zu dem wir an der Hand Salveminis gelangen, ist überraschend. So gross uns auch die Persönlichkeit des Apostels erscheinen mag, der wirkliche Einfluss Mazzinis auf die Einigung Italiens war bei weitem geringer als der jener Gemässigten des Nordens, deren Exponent ein Cavour gewesen ist. Die Gründung des modernen Italien konnte nicht das Werk der stürmischen Massen sein, welche sicherlich andere Wege zur Einigung der Nation gewählt hätten. Sie konnte nur durch die besonnene und geduldige Arbeit der Diplomatie gelingen, als das Ergebnis kluger Bündnisse und glücklichen Zugreifens auf Grund geheimer Verträge.

Auch die deutsche Revolution von 1848 musste scheitern und die Vollendung der deutschen Einheit ihrem Erben Bismarck überlassen, dessen Mittel ganz andere gewesen sind als die Methoden der Demokratie. Auch die gewagten Unternehmungen der italienischen Republikaner endeten mit Niederlagen, bis ihre revolutionäre Aktion durch die piemontesische Monarchie wieder aufgenommen wurde und das diplomatische Genie Cavours an die Stelle der kecken Handstreiche von Insurgenten trat.

Daraus folgte nun mit der Zeit die tragische Vereinsamung Mazzinis, seine Isolierung im Kreise jener „Realpolitiker“, welche es verstanden hatten, die Interessen der Mächtigen zu fördern, jede Gelegenheit auszunützen und mit allem Aufgebot von Geduld und Ausdauer, von staatsmännischer Berechnung und hinterlistiger Intrigue ihr Werk aufzurichten, das Gebäude der geeinigten italienischen Monarchie. Der letzte Republikaner Italiens aber, dieser Mann voll religiösen Glaubens und mystischer Hoffnungen, bleibt abseits stehen. Und in einsamer Grösse erhebt sich seine Gestalt über alle diese Minister, Höflinge und Unterhändler von Verträgen, ein Riese aus einer grösseren Zeit, aus einem Zeitalter voll Kraft und Jugend. Und vom Geiste Mazzinis lebt im modernen Italien nicht viel mehr als eine wehmütige Erinnerung, die Erinnerung an den idealen Traum eines einsamen Visionärs.

Noch ein Problem möchten wir berühren, die Frage nach dem Zusammenhange von Mazzinis Agitation mit dem Sozialismus. Wir haben bereits erwähnt, mit welchem Ernste Mazzini das Privateigentum als die eigentliche Streitfrage des Zeitalters erfasst und mit welcher Energie er darauf besteht, es müsse eine neue soziale Ordnung geschaffen werden, um dem Arbeiter den Ertrag seiner Arbeit zu sichern. Seine Klarheit in dieser Beziehung ist um so höher zu schätzen, als er seine Anschauungen im Zeitalter des utopischen Sozialismus bildete, der sich damit begnügte, das Wohl aller als Ziel und die Solidarität aller als Mittel der sozialen Erlösung zu verkünden. Der Sozialismus, in seinen Ursprüngen der Protest einer Klasse, geboren aus den Stürmen der französischen Revolution, in der Form der Verschwörung eines Baboeuf und seiner „Egalitaires“, hatte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts seine scharf ausgeprägte revolutionäre Physiognomie verloren und war in einen vagen Humanitarismus von Mitleid, Wohltätigkeit und Philanthropentum verschwommen, bis er mit Marx und Engels wieder zum Bewusstsein des unversöhnlichen Klassenkampfes, aber auch zur Höhe der Wissenschaft gelangte. Aber während in Frankreich und England schon die Proletarier ihre ersten Strassenkämpfe ausfochten, waren in Italien die Klassengegensätze noch so wenig entwickelt, dass sogar für einen so aufgeklärten Geist wie Silvio Pellico der Sozialismus noch gar nicht oder nur unter der thränenreichen Form von sozialen Melodramen im Sinne der Romane von Eugen Sue

existierte. Die Lösung der sozialen Frage, welche die damaligen Patrioten zu empfehlen pflegten, war, wie Salvemini sich drastisch ausdrückt, die Lösung der Lazzaroni von Neapel.

Da hat Mazzini doch viel klarer gesehen. Er hat die ersten Anzeichen der künftigen Klassenkämpfe richtig gedeutet. Mit anerkennenswertem Scharfblick hat er schon damals begriffen, dass die blosse Abschüttelung der Fremdherrschaft, die bloss politische Einigung, für die Befriedigung der arbeitenden Klassen nicht ausreichen könne. „Bloss politische Veränderungen vollziehen sich zunächst nur zum Gewinn einer einzigen Klasse und können den Arbeitern nur Enttäuschungen bringen", erklärt Mazzini. Die Fortschritte in der Arbeiterfrage, insoferne solche in Frankreich und England gemacht worden sind, verdanke man der Assoziation der Arbeiter selbst. „Arbeiter Italiens, ihr werdet immer nur Enttäuschungen erleben und Verrat ernten, solange ihr nicht begreifen werdet, dass das Proletariat, bevor es sich, zusammen mit anderen Elementen, an den politischen Revolutionen beteiligt, vor allem sich im eigenen Staate das volle Bürgerrecht verschaffen muss, und dass das unumgänglich notwendige Werkzeug dieser Befreiung die Assoziation der arbeitenden Klassen ist ... Bisher habt ihr für das Programm der anderen Klassen gekämpft. Kämpft doch endlich eure eigene Schlacht und kündigt alle miteinander an, dass ihr fortan keinen anderen Kampf mehr kämpfen werdet. Glaubet an uns. Wer Euch eine andere Sprache redet, der betrügt Euch oder er betrügt sich selbst ... Die Organisation des Proletariates wird für die Lösung des wirtschaftlichen Problems viel mehr leisten als alle Systeme, welche bisher zu diesem Zwecke erfunden worden sind."

Das geltende Eigentumsrecht ist für Mazzini keineswegs ein ewiges Gesetz. Im Gegenteil fordert er geradezu, dass an dessen Stelle ein solcher Zustand trete, bei dem die freie Assoziation der Produzenten-Konsumenten der „Eigentümer des Bodens und Kapitals" sein soll. Aber es fehlen auch hier nicht die bei Mazzini unvermeidlichen Widersprüche. Denn fragen wir nach den Mitteln, welche der Apostel Italiens für die Erreichung seiner Ziele angab, so ist es keineswegs der Klassenkampf, für den sich das Proletariat als „Assoziation" organisieren sollte. Nicht das versteht er unter ihrer „eigenen Schlacht" wie etwa Lasalle unter der besonderen Aufgabe des vierten Standes. Nein, Mazzini hielt jeden Kampf einer Klasse für ihre besonderen Interessen für unmoralisch. Genau so wie die utopistischen Sozialisten mit ihrer Annahme einer Solidarität aller Klassen und ihrem Versuche, durch diese die soziale Frage zu lösen, ebenso erhoffte Mazzini die soziale Erlösung nicht von einer unabhängigen Klassenpolitik, sondern von einem nationalen Zusammenwirken aller Klassen. Er hegte die naive Zuversicht, dass, wenn nur erst die ganze Nation die ehrlich formulierten Bedürfnisse der Arbeiter kennen gelernt hätte, dies hinreichen würde, damit sie sofort die Heilmittel für alle sozialen Übelstände herbeischaffe. Und was soll geschehen, wenn die Nation dieser Pflicht gegenüber versagt? Salvemini bemerkt mit Recht, dass diese Frage Mazzini nicht nur in Verlegenheit gesetzt, sondern ihm geradezu Abscheu erregt hätte. So fremd war ein solcher Zweifel seiner ganzen Gedankenwelt. Nach seiner Überzeugung handelte es sich lediglich darum, die herrschenden Klassen von der moralischen Notwendigkeit sozialer Reformen zu überzeugen. „Es handelt sich darum" — sagt er den Arbeitern —, die Klassen, welche Euch heute stützen — freiwillig oder nicht — zu bessern und von ihren Pflichten

zu überzeugen. Predigt den oberen Klassen ihre Pflicht und erfüllt die Eure; predigt die Tugend, das Opfer, die Liebe; seid aber auch selbst tugendhaft und bereit zum Opfer und zur Liebe ...

Ein Mann, der einer so moralisierenden und idealistischen Auffassung der menschlichen Gesellschaft huldigte, konnte nicht gut anders sprechen. Und auf diesem Standpunkte blieb Mazzini stehen, auch als derselbe in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch neue Theorien überholt wurde. Wie die Saint-Simonisten, welche in jedem politischen Kampfe eine der Arbeiterklasse fremde Angelegenheit erblickten, so hat auch Mazzini niemals verstanden, dass der soziale Kampf auch zugleich ein politischer Kampf ist, und er hat sich bis an sein Lebensende darauf beschränkt, soziale Reformen zu empfehlen, die durch den freien Willen der herrschenden Klassen zu verwirklichen wären. Diese Reformen sollten allmählich alle Lebensbedingungen des Arbeiters verbessern; und jede war ihm eine Etappe auf dem Wege der Assoziation zu unendlichem und friedlichem Fortschritt.

Man versteht jetzt, warum der furchtbare italienische Verschwörer, der gegenüber politischen Unterdrückern der Nation vor keiner Bluttat zurückschreckte, vor jedem — selbst friedlichen — Kampfe zwischen Gliedern derselben Nation scheu zurückwich. In dem Masse, als der europäische Sozialismus das deutliche Gepräge eines Klassenkampfes annimmt, wird der italienische Revolutionär ein unversöhnlicher Gegner alles Kommunismus. Im Jahre 1851 schreibt Mazzini: Wir sind weder Kommunisten noch Gleichmacher, wir sind weder Feinde des Privateigentums noch Sozialisten in dem Sinne, der diesem Worte von den Sektierern unseres Nachbarlandes gegeben wird.“ Die französischen Sozialisten von 1848 erscheinen ihm als die schlimmsten Förderer aller Leiden, von denen die französische Gesellschaft heimgesucht ist. Nach dem Staatsstreich von 1851 gibt er die bedeutsame Losung aus: „Hass dem Staatsstreich, aber kein Mitleid für die Sozialisten!“ Und diesen neuen Kampf gegen den Sozialismus setzt er bis ans Ende seines Lebens fort. Revolutionär auf nationalem Gebiet, erscheint er als Reaktionär auf sozialem Gebiet. Seine moralisierende Auffassung einer in Klassen zerrissenen Gesellschaft kann in ihrer Reinheit selbst von den unschuldigsten Menschenfreunden heutzutage nicht mehr vertreten werden. Sie ist der tote Punkt seiner ganzen Weltanschauung.

So hat sich in Italien das nationale Leben in anderen Formen organisiert als Mazzini sie erträumt hat, und das soziale Leben hat sich in ganz Europa ganz anders entwickelt als er es wünschte. Der Klassenkampf als Faktor der sozialen Entwicklung ist von Jahr zu Jahr schärfer hervorgetreten und wird heute auch von denen nicht mehr in Abrede gestellt, die ihn verabscheuen. Deshalb musste Mazzini auch nach dieser Richtung an Einfluss verlieren; auch bei der grossen sozialen Bewegung unserer Zeit musste er abseits stehen. Die Vereinsamung ist das tragische Schicksal dieses Mannes geworden, der, das Herz voll von Glut und Glauben, doch jeder Anstrengung unfähig war, Dinge zu begreifen, die nicht in sein System passten.

Und sollen wir den letzten Schluss ziehen, der sich bei aufmerksamer Lektüre des gediegenen und alles Lobes würdigen Werkes von Salvemini unwiderstehlich aufdrängt. So seltsam es klingen mag: Mazzini war kein Mann der Tat.



Der Krieg und die Befreiung der Frau.

Von ANDRÉE JOUVE.

Wir bringen aus dem schönen Vortrag der französischen Friedenskämpferin die Schlussfolgerungen und verweisen für den ganzen Artikel auf die in Genf erscheinende Revue „Les Tablettes“ (Juni, Juli 1918).

Stellen wir Frauen uns einmal ernstlich die Gewissensfrage: Was ist uns eigentümlich? Vor allem eine gewisse Urteilsfreiheit dem Leben gegenüber und den Gesetzen, die wir nicht gemacht haben. Besser als die Männer, denen die soziale Ungerechtigkeit oft zur zweiten Natur geworden ist, müssten wir uns bemühen, diese Ungerechtigkeiten aufzuzeigen und nur den Forderungen unseres innersten Gewissens zu folgen. „Eure Gesetze sind schlecht,“ ruft Nora aus, als sie sie entdeckt. Die Ideologie hat das weibliche Gewissen noch nicht ganz irregeführt (aber es ist höchste Zeit, zu sehen, dass dies nicht geschehe!) Dies beruht auf keinem moralischen, sondern auf historischem Grund, der vielleicht glücklichen Unwissenheit, in der die Frau stets gehalten worden ist, und einem sehr einfachen psychologischen Grund: Wir haben weniger als die Männer die Fähigkeit, abstrakte Ideen zu fassen; da diese sich nicht so leicht in Gefühle und Bilder kleiden lassen, werden sie nur selten für uns zu Gedankenkräften, die unsere Handlungen bestimmen.

Was ist für eine Frau zum Beispiel das Vaterland? Ihre Stadt, ihre Provinz, die ihr vertrauten Landschaften, Haus und Menschen, die sie liebt, gemeinsame Sprache und Gefühle. Das sind alles konkrete Wirklichkeiten, deren Existenz man nicht leugnen kann, die aber nichts zu tun haben mit jener politischen Abstraktion, einem habgierigen und mordlustigen Götzen, aus dem man schliesslich einen Gott gemacht hat. Familie, Feld, Stadt brauchen zu ihrem Gedeihen friedliche Arbeit und fragen wenig danach, ob die grosse Gemeinschaft , zu der sie nach geschichtlichem Recht gehören, mächtig und ruhmreich ist. Man weiss übrigens, um welchen Preis diese Macht und dieser Ruhm erkauft werden. Man weiss, welche Menschen den alleinigen Nutzen daraus ziehen, man weiss, dass schliesslich dieser Ruhm kein edles Gefühl, sondern eine dumme Eitelkeit ist, von der man sich foppen lässt. Gewiss scheinen sich viele Frauen zum politischen Verständnis „aufgeschwungen“ zu haben. Vielleicht sind sie von der Kriegspsychose angesteckt worden und der ganze schöne Enthusiasmus verhüllt nur leere Ideen. Viel mehr ist von den einfachen Frauen zu erwarten, die ihren gesunden Menschenverstand bewahrt haben, die konkreten Dinge positiv beurteilen und nichts von Politik verstehen. Kommt dies daher, dass abstrakte Worte und Vorstellungen im weiblichen Geist weniger Raum einnehmen als im männlichen? Die weibliche Seele scheint in ihren Tiefen leichter die ursprünglichen, noch lebendigen, kraftvollen Wahrheiten zu finden. Es mag auch an ihrer ewigen Mission liegen, Leben fortzupflanzen. Auf alle Fälle ist in ihr die Ehrfurcht vor dem Leben, ein tiefer Sinn, den nichts abschwächen sollte. Die Mutterschaft verleiht ihr wohl diese Ehrfurcht. Ihr einzig und allein sagt der Körper, sagen die Schmerzen, wie kostbar alles Leben ist. Sie allein kennt den Preis, welchen

Geburt und Aufziehen des Menschenwesens kosten, wie viel Qual und Sorgen Angst und Leiden, wie viel tägliche Mühe diese selbstverständlich erscheinenden Tatsachen erfordern. In dieser Hinsicht ist die durch männlichen Stolz und Eigenliebe oft gedrückte Frau zu bescheiden; ihre Leiden sind so selbstverständlich, so gewohnt, dass man ihrer vergisst. Die Frau sollte sie laut verkünden, damit die Männer sie nicht vergessen könnten. Sie sollte es hinausrufen, dass die Männer kein Recht haben, ihrer Leiden zu vergessen, dass jede Vergewaltigung des Lebens eine ihr angetane Schmach ist. Vielleicht ist es dieses Gefühl, dem unbewusst die zahllosen Frauen gehorchen, die sich während des Krieges den Kranken und Verwundeten widmeten in dem heissen Bemühen, durch mütterliche Sorgfalt das Übel wieder gutzumachen, das Männer angerichtet haben.*)

Die Liebe im Herzen der Frau ist auch ein ursprüngliches Gefühl. Das Band, das sie mit dem Kinde verknüpft, wird gerade durch die Schmerzen zu einem stärkeren als jenes, welches Vater und Kind zusammenhält. Und dem Manne ist sie stärker verbunden, weil er der Vater des Kindes ist. Das Leben der geliebten Wesen zu erhalten und zu bereichern, ihnen die Wertschätzung ihrer Mitmenschen zu sichern, für sie zu sorgen, das ist für die Mehrzahl der Frauen, wenn sie ihr Inneres prüfen, das bescheidene Ziel des Lebens. Wenn viele von ihnen sich solange es ihnen gut geht, darüber nicht klar sind, so genügt die Nähe der Gefahr, um den Instinkt zu wecken und unvorhergesehene Schicksalsschläge bringen plötzlich die Wahrheit zum Bewusstsein.

Wie soll man es aber begreifen, dass die Frau mit diesem geheimen Wissen die Männer nicht von dem Wahnsinn dieses Krieges zurückhält, dass sie ihre Söhne durch ihr Erziehung sogar dafür bereitet hat, und dass sie endlich selbst zur vorwärts treibenden Kraft wurde, indem sie ihren Irrtum und den Überschwang der Begeisterung mit ihnen teilte? Wie konnte sie ihre Kinder für die sie so viel geopfert, wie konnte sie ihren Mann, dem sie sich gegeben hatte, zu Märtyrern machen und dadurch ihr Teuerstes, ihr häusliches Glück, zerstören, den einzigen wirklichen Wert auf dieser Welt? Wie konnte sie zulassen, dass diese kostbaren, diese reinen Hände sich mit dem Blute ihrer Brüder besudeln? Wie konnte sie jene enge Solidarität vergessen, durch die die Mütter und Gattinnen der Feinde ihre Schwestern in Liebe und Leid sind? Das kann man nur durch eines erklären: die seit so langer Zeit als Sklavin lebende Frau ist noch nicht frei. Die Frau kennt sich nicht, sie hat noch keine genaue Vorstellung, keine tiefe Überzeugung von ihrem eigentlichsten Wesen, ihrer ureigentlichen Bestimmung. Sie lebt noch in der Gefolgschaft des Mannes und hört nicht die Wahrheit in ihrem Gewissen.

Die Liebe, eine der Grundlagen ihres Lebens, verhüllt ihr nur zu oft die anderen Wahrheiten und schmiedet die Ketten, welche sie fesseln. Die Liebe scheint die volle Hingabe ohne irgend welchen Rückhalt zu verlangen. Die ganze Seele soll sich verlieren in dem geliebten Wesen und soll froh sein, wenn die Verschiedenheiten inniger verschmelzen, wenn sie ganz in ihm aufgeht. Aber die Hingabe des einen Wesens erfordert diejenige des anderen. Das merkt der Mann nicht immer. Da er stärker ist, eine ausgeprägtere

*) Man hat übrigens auf das Widerspruchsvolle dieses Verhaltens hingewiesen, welches dazu hilft, neue Kontingente menschlichen Fleisches für die Schlachtfelder in Bereitschaft zu stellen. Es ist dies vielleicht nur eine Form des grundsätzlichen Widerspruches, dass die zur Fortpflanzung des Lebens bestimmte Frau den Krieg akzeptiert!

Persönlichkeit besitzt, erkennt er die Notwendigkeit des Austausches nicht immer an; bewusst oder unbewusst empfängt er viel und gibt wenig; er nimmt das Opfer an. Von diesem Tage an ist die Gleichheit zerstört und ein Abgrund öffnet sich, der immer tiefer wird. Des Mannes Egoismus wächst durch die Liebe, mit der seine Gefährtin sich ihm unterwirft. Dieser Egoismus drückt auf sie, und sie wird immer dienstwilliger, immer ärmer. Aber der Liebe Zweck wird nicht erfüllt: sie wächst nicht, erhebt sich nicht und gereicht dem geliebten Wesen nicht zum Wohle. Es ist das ein circulus vitiosus: die Liebe, die bis zum Äussersten strebt, vernichtet sich selbst. Das soll die Frau nicht vergessen. Sie gibt mehr, wenn sie mehr ist, und sie kann nur mehr sein, wenn sie sich vom männlichen Egoismus nicht erdrücken lässt. Die Liebe sogar fordert, dass die Frau ihre Persönlichkeit behauptet und verteidigt, damit das geliebte Wesen auf festem Grunde ruhen und Hilfe und Trost finden kann.

Ebensowenig genügt es, dass die Frau, um ihre Aufgabe als Mutter zu erfüllen, voll blinder Liebe ist; eine solche Liebe, die das zukünftige Glück dem augenblicklichen Wohl opfert, erzeugt verwöhnte Kinder. Durch ungeeignetes Eingreifen und eine übertriebene Besorgtheit erdrückt nun sie die zarte Persönlichkeit des in Bildung begriffenen Wesens und verleiht ihm etwas Fremdes. Um mit dem nötigen Verständnis und der erforderlichen Energie das ebenso wichtige als schwierige Werk der menschlichen Erziehung zu vollbringen, muss die Frau namentlich Selbstbewusstsein und die freie Verfügung über sich selbst haben.

So haben die Frauen, alle Frauen, seien sie nun Dienerinnen, Puppen oder Nachahmerinnen des Mannes gewesen, niemals ihr eigenes Wesen der Verachtung politischer Abstraktionen, der Ehrfurcht vor dem Leben, der Mutter- und Gattinnenliebe laut genug sprechen lassen, und haben, anstatt sich dem Kriege zu widersetzen, an dem ungeheuerlichen Verbrechen mehr oder weniger aktiv teilgenommen. So ist ihre Befreiung ferner denn je, da sie alle Persönlichkeit aufgegeben haben; so sind sie nicht vorbereitet, damit „ihre Verbindung eine wirkliche Ehe werde", wie Nora es sagt, eine würdige und harmonische Gemeinschaft, bei der jeder dem anderen die absolute Freiheit zuerkennt, voll und ganz er selbst zu sein.

Ja, weit mehr als das: Die Frau liefert sich selbst dem Staate und dem Kriege aus, die nach neuen Opfern gierig sind, und an jenem Tage, an dem auch sie sich bereit erklärt, den Todesbataillonen anzugehören, wird das letzte Bild des Friedens, die sanftäugige Madonna mit dem schönen Kinde, aus dem Herzen des Mannes entwichen sein.



Der Mensch bleibt gegen die Wahrheit kalt, für die Lüge gerät er in Feuer.

Lafontaine.



Unser Wissen vom Kriege.

Zur Psychologie der Dokumentation.

Von Dr. Ed. PLATZHOFF-LEJEUNE, Bullet (Vaud).

Unser Wissen ist Stückwerk: das Wort des Apostels war vielleicht noch nie so wahr wie mit Bezug auf die Kriegsberichterstattung.

Sie zeichnet sich durch zwei Besonderheiten aus: quantitativ ist sie von einer bis heute nie erreichten Vollständigkeit und von unerhörtem Umfang. Qualitativ ist sie von einer ebenso einzig dastehenden Parteilichkeit, Subjektivität und Unzuverlässigkeit.

Und die Haltung des lesenden Publikums? Sie entspricht diesen Tatsachen keineswegs, da sie so unkritisch und leichtgläubig wie möglich ist. Leute, die an nichts glauben, Freidenker und „esprits forts", Skeptiker und Männer, die sich ihrer Wissenschaftlichkeit brüsten und von der exakten Wissenschaft alles erwarten, sind der Kriegsberichterstattung gegenüber von einer Leichtgläubigkeit, die naiv und gedankenlos alles ungeprüft annimmt, wie der dogmatische und fatalistische Gläubige einer Urvölkerreligion! Man glaubt im Grunde nicht, was man s o l l, sondern was man w i l l! Man macht sich nach seinen Sympathien eine philosophische Konstruktion der Kriegsursachen und des Kriegsausgangs, und man glaubt unbesehen alles, was diese auf Gefühlen, nicht auf Tatsachen beruhende Auffassung bestätigt. Darum steht diesem Glauben der krasseste Unglaube und der schärfste Skeptizismus entgegen, wenn es sich um Nachrichten handelt, die unsere Gefühle verletzen und in unsere Konstruktion nicht passen wollen. Wir untersuchen nicht zunächst die gute oder schlechte Bezeugung einer Tatsache, sondern vielmehr in erster Linie ihren uns angenehmen oder unangenehmen Charakter. Wir glauben „gern" oder „ungern". Das Beugen vor den Tatsachen wird immer seltener. Selbst angesehene Gelehrte, deren strenge wissenschaftliche Methode bekannt ist, versagen in ihrer philologischen Akribie völlig gegenüber dem Nachrichtenmaterial des Krieges. Eben weil unser Denken in den nationalen Lebensfragen so stark gefühlsbetont und so wenig objektiv ist wie etwa unser Urteil über Freunde und Familienglieder, ist eine Verständigung unter den Kriegführenden und schon unter Neutralen mit auseinandergehenden Sympathien so schwierig, wenn nicht unmöglich. Die Argumente, die wir in der Diskussion vorbringen, sind nur scheinbar überzeugend. Sie bekehren nur den, der die gleiche Gefühlsstellung einnimmt. Wir argumentieren nur sozusagen der Form und des guten Tones halber, um nicht in uns und andern den Schein zu erwecken, als seien wir blind voreingenommen. Wir tun noch so, als seien wir objektiven Gründen zugänglich, aber in Tat und Wahrheit ist unsere Position längst bezogen, und alle Angriffe, die man gegen sie richtet, werden siegreich (nach unserer Meinung) abgeschlagen. Wir sind am Ende gar noch stolz darauf, dass keiner unsere Auffassung zu erschüttern vermag, und wir sehen nicht einmal, dass die Schuld an uns, nicht an ihm liegt, dass diese Unerschütterlichkeit eine Schwäche, keine Stärke ist. Je gefühlsbetonter,

d. h. subjektiver unser Denken ist, desto weniger Aussicht auf Erfolg, d. h. auf Erschütterung der gegenseitigen Positionen durch Konzessionen im Sinne einer mittleren Linie haben die Diskussionen. Man wundere sich also nicht, dass sie in neun von zehn Fällen zwecklos oder mit dem einzigen Ergebnis gegenseitiger Verstimmung und Erbitterung verlaufen. Denn unser Denken ist nirgends so gefühlsbetont als in der Kriegsfrage.

So haben wir eine völlig umgekehrte Welt. Statt die Glaubwürdigkeit unserer Quellen zu prüfen und unsere Stellungnahme danach einzurichten, nehmen wir zuerst gefühlsmässig Stellung und dekretieren dann die Glaubwürdigkeit der berichteten Tatsachen nach dem Massstab ihrer Übereinstimmung mit unserem Empfinden. Nie mehr als heute war der Wunsch der Vater des Gedankens, nie, wahrlich niemals hat der Mensch dogmatischer gedacht und intoleranter, engherziger und einseitiger geurteilt als heute: darüber wollen wir uns doch ganz klar sein! Eben darum wissen wir so wenig vom Kriege und sind über Freund und Feind so schlecht unterrichtet. Wir wollen und können nicht objektiv denken, wir verzichten auf jede ernsthafte Prüfung unserer Informationsquellen, wir versagen auch den Wenigen unsere Zustimmung, die objektiv denken und prüfen wollen und auch dazu imstande sind. Wie schlecht wir über die Ursachen, den Verlauf und den mutmasslichen Ausgang des Krieges unterrichtet sind, mag an einer flüchtigen Untersuchung unserer Informationsquellen gezeigt werden.

* * *

Wie es einem Menschen möglich sein soll, zu einer halbwegs objektiven Kenntnis des Krieges zu kommen, ohne dass er sich ständig aus den Blättern beider Parteien unterrichtet und ihnen im Prinzip gleiche Glaubwürdigkeit zubilligt, ist uns unerfindlich. Und doch machen diese Leute, wenn es hoch kommt, ein Prozent aller Zeitungsleser aus!

Nehmen wir nun an, wir hätten täglich je eine Zeitung der beiden grossen Gruppen zu unserer Verfügung. Worin besteht nun unser Wissen vom Kriege? Da sind zunächst die offiziellen Agenturen. Die Behauptung, eine derselben sei glaubwürdiger als die andere, scheint uns völlig haltlos. Mag sein, dass jeweilen Wolff oder Havas, Stefani oder Milli, London oder Wien eine Zeitlang sicherere Nachrichten bieten: es lässt sich daraus kein für die Zukunft verallgemeinernder Schluss auf ihre grössere Glaubwürdigkeit ziehen. Jede dieser Agenturen setzt über Freunde und Gegner eine Unmenge völlig wahrer und völlig falscher Nachrichten in die Welt. Jede macht Perioden grösserer und geringerer Glaubwürdigkeit durch, je nach den oft wechselnden Leuten, die dahinter stehen, je nach der militärischen Lage des Landes, die grössere oder geringere Offenheit verträgt. Der Vorwurf, die Agenturen setzten Lügen in die Welt, ist zwar nicht selten unverdient. Die Lüge setzt bewusste und gewollte Täuschung voraus, während in den meisten Fällen unbewusste Verdrehung der Wahrheit vorliegt. Aber selbst angenommen, eine Agentur erscheine uns nach sorgfältiger, jahrelanger Nachprüfung ihrer Mitteilungen an den Tatsachen als ziemlich glaubwürdig und im ganzen ehrlich bestrebt, mehr der Wahrheit als dem nationalen Interesse zu dienen (uns ist eine solche Agentur noch nicht bekannt geworden!), so sind wir darum über die Kriegslage und die Geistesverfassung der Völker noch immer schlecht unterrichtet. Das Kriegsbild wird nämlich viel weniger durch die zahllosen Falschmeldungen,

Hypothesen, Insinuationen, Verdrehungen usw. alteriert, die in die Welt gesetzt werden, als vielmehr durch das, was verschwiegen wird. Eine plötzlich bekannt werdende, lange verschwiegene Tatsache kann unter Umständen hunderte von Agenturmeldungen in ein ganz anderes Licht setzen. Erfahren wir z. B., dass auf einer Seite ebenfalls Angriffe auf Spitäler, Bombenwürfe auf unbefestigte Städte, unmenschliche Behandlung von Gefangenen vorkommt, nachdem diese Nation bisher nur immer von den Verbrechen des Gegners, die eigene Humanität rühmend, zu erzählen wusste, so sehen diese Verbrechen viel harmloser aus, wenn man sieht, dass sie beiderseits begangen werden. Oder wir hören von der Mutlosigkeit des gefangenen Feindes, den Hungerrevolten seiner Bevölkerung, den Meutereien seiner Soldaten, die seine baldige Besiegung mit Sicherheit erwarten lassen, erfahren aber plötzlich, dass sich die gleichen Erscheinungen auch im andern Lager zeigen. So findet eine Kompensation statt, die die Bedeutung der erstgenannten Tatsachen illusorisch macht usw. Neben den verschwiegenen Tatsachen, die meist schwerer als die berichteten wiegen, wird unser Urteil aber auch durch den sehr verschiedenen Wert dieser berichteten Tatsachen getrübt. Es gibt vereinzelte und typische Tatsachen. Aus jenen lassen sich keinerlei, aus diesen sehr wohl verallgemeinernde Schlüsse ziehen. Nun ist es ein beliebtes Verfahren der Kriegsmächte und ihrer Agenturen, die dem Feinde ungünstigen Tatsachen als typische Zeugnisse seiner Lage und Gesinnung zu betrachten, die zu seinen Gunsten sprechenden Dokumente aber als vereinzelte und wertlose Erscheinungen hinzustellen. Das umgekehrte Verfahren wird für die eigene Nation befolgt. So vergleicht man fortwährend fremde Fehler mit eigenen Vorzügen, was naturgemäss zur Erhöhung des geistigen Hochmuts und der vermeinten, eigenen, sittlichen Überlegenheit nicht wenig beiträgt. Zu welch grundfalschen Schlüssen solche, von falschen Prämissen ausgehende Vergleiche führen müssen, braucht hier nur angedeutet zu werden. Die Hervorhebung des Nichttypischen, aber stets Ungünstigen beim Feinde, das sorgfältige Verschweigen alles dessen, was ihn irgendwie in sympathischem Lichte erscheinen lassen könnte, ist eine der nicht genug hervorgehobenen Hauptursachen der ungeheuren Kluft, die heute die Völker trennt. Die öffentliche Meinung lässt sich selbst bei den Neutralen von diesem groben Manöver in einer Weise täuschen, die man nie für möglich gehalten hätte. Man findet z. B. unter dem Titel „Stimmen" aus England oder Deutschland ständige Rubriken in Zeitschriften, die unter dem Schein der Objektivität die Selbstzeugnisse des Gegners verwerten. Wer näher zusieht und auch nur noch einen Schimmer kritischen Gefühls besitzt, sieht sofort, dass hier nur Ungünstiges über den Gegner in der Weise zusammengestellt wird, dass man die Pamphlete obskurer Skribenten, die in ihrer Heimat unbeachtet und einflusslos blieben, in geschickter Weise auszieht, jedes massvolle Wort unterdrückend und nur den blühenden Unsinn und den frechen Hochmut zu Worte kommen lassend. So entwirft man das „Bild" des Gegners! Es wäre natürlich ein Leichtes, ihn durch aus andern Lagern geholte Zitatengruppen als Engel des Lichtes erscheinen zu lassen, denn man kann gegenwärtig aus der Presse aller Völker zusammenstellen, was man will und wie man will. Gutes und Schlechtes ist in Fülle vorhanden. Auf die Zitate kommt dabei viel weniger an, als auf den Willen des Auswählenden, der mit vorgefasster Absicht nur das herausbringt, was er hören lassen will, und der unbewusst oder böswillig als typisch erklärt, was ihm behagt. Zur Entschuldigung dieser Vergifter der öffentlichen Mei-

nung, die zur Verlängerung des Krieges mehr beitrugen als alle Generale, sei immerhin gesagt, dass sie weit mehr aus Verblendung und bodenloser Unwissenheit als aus zielbewusster Böswilligkeit handelten. Der Krieg hat ja überhaupt den Journalismus auf einem ungeahnten Tiefstand gezeigt. Mit einer fast unbeschränkten Macht ausgerüstet, in ihren Rechten uneingeengt, ihrer Pflichten kaum bewusst, sah man in allen Ländern Leute von bescheidenster Vorbildung an die Spitze der öffentlichen Meinung treten und in trunkenem Machtwillen die Massen mit sich fortreissen. Die andächtige Gemeinde der Leser scheint nicht einmal zu ahnen, welch traurige Führer sie sich in ihrem blinden Glaubens- und — Hassbedürfnis auserkoren hat, während sie in die Vertrauenswürdigkeit massvoller und gebildeter Männer ganz unbegründete Zweifel setzt. So ist es ja meist im Leben: wer am falschen Orte vertraut, misstraut auch am falschen Orte; wer den Unrechten überschätzt, wird auch den Unrechten unterschätzen. Die völlige Urteilslosigkeit der Massen, ihre Verblendung, ihren Herdeninstinkt, ihr williges Sichnasführenlassen durch unfähige Führer, ihr gedankenloses Nachbeten hohler Phrasen, ihren unglaublichen Mangel an Unabhängigkeit und Selbständigkeit hat dieser Krieg in erschreckendem Masse erwiesen.

Was ist also unser Wissen vom Kriege? Wir stehen einem ungeheueren, aber durchweg verdächtigen Tatsachenmaterial machtlos gegenüber. Weder das Selbstzeugnis eines Volkes noch das Zeugnis seiner Feinde von ihm kann als Wahrheit unbedingt gelten. Ebensowenig liegt die Wahrheit notwendig in der Diagonale, obschon sie auf der mittleren Linie noch am ersten zu suchen ist. Wer heute die „Wahrheit über den Krieg“ zu kennen glaubt, ist als eitler Schwätzer entweder in einer törichten Selbsttäuschung befangen oder er ist ein böswilliger Verleumder. Selbst die wenigen Tatsachen, die als feststehend annähernd gelten dürfen, werden unter Umständen durch neu auftauchende oder als haltlos in der Versenkung verschwindende Tatsachen in derart neue Beleuchtung gerückt, dass sie notwendig ein anderes Gesicht gewinnen.

Pflicht aller Friedensfreunde ist es, den blinden Autoritätsglauben der Menge in das Wissen vom Kriege zu erschüttern. Man weise ihm an Beispielen täglich nach, dass die Presse mehr falsche Meldungen und Prophezeiungen als sichere Tatsachen bringt. Man zeige ihr ein wenig, wer die Leute sind, denen sie in ihrer sancta simplicitas so blindgläubig vertraut. Man weise ihr nach, wie das täglich Verschwiegene — und des Verschwiegenen ist mehr als des Berichteten — die Auffassung der Dinge von Grund aus ändert, und wie die Presse täglich die Tatsachen durch Kommentare alteriert, das Genehme unterstreichend, das Unangenehme verwischend. Man mache ihr klar, wie Zeitungen und Agenturen, Kriegskorrespondenten und Augenzeugen, gelegentliche Mitarbeiter und Interviewer, Redner und Politiker, Redaktoren und Minister alles in das Prokrustesbett ihrer vorgefassten Meinungen zwängen — hier kürzend, dort dehnend — und wie eine heroische Tugend in diesem an glänzenden Heldentaten und sittlichen Glanzleistungen so reichen Kriege zum Aschenbrödel geworden ist: die B e u g u n g u n t e r d i e T a t s a c h e n, d e r R e s p e k t v o r d e r W a h r h e i t, mag sie erfreulich oder peinlich sein. Sind den Völkern darüber einmal die Augen aufgegangen, wie sehr sie sämtlich von ihrer Presse getäuscht worden sind, wie unsagbar dürftig unser aller Wissen von den Ursachen und dem Verlauf des Krieges ist, so wird der Krieg selbst mit einem Mal zu Ende sein, denn an dieser „Wahrheit“ geht er rettungslos zugrunde.

Zeitschriftenschau.

Kann der Zarismus wieder belebt werden? In der *Revue Politique Internationale* (Lausanne) vom Mai-Juni stellt unser Mitarbeiter Rubakin den Versuchen einer zaristischen Kontrerevolution den Nachweis entgegen, dass der Zarismus schon vor seinem äusseren Zusammenbruch nichts anderes war als ein abfaulender Leichnam, ein „Fetisch, der seinen Zauber verloren hatte" (Rozanoff). Den Kern der russischen Revolution bildet nach Rubakin die durch den Zarismus nicht gelöste Agrarfrage. Es war die Existenzfrage für 86% der Bevölkerung, deren unbeschreiblichem Elend gegenüber die Zaren sich als die Gewalthaber einer beschränkten Gruppe von adeligen Grossgrundbesitzern fühlten, russischen Junkern, die nicht weniger hochmütig und ausbeuterisch gesinnt waren als ihre preussischen Standesgenossen. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts hat die Agrarrevolution in Russland im Grunde niemals aufgehört. Schon unter den ersten Romanows erhoben sich die Bauern unter des Kosaken Stephan Razin, raubend und mordend, und stürzten Bojaren, Beamte und Popen von den Türmen ihrer Dorfkirchen herab. Diese vergalten es ihnen reichlich nach Niederwerfung des Aufstandes: die Rebellen wurden unbarmherzig gepfählt und gevierteilt, geschunden und gehängt. Solche Aufstände hat es immer wieder gegeben, oft verbunden mit dem für Russland besonders bezeichnenden Auftreten betrügerischer Prätendenten, so besonders unter Katharina II., des Prätendenten Pugatschew, der vorgab, Peter III. zu sein, der angeblich ermordete Gemahl der Zarin. So wurde der Glaube an den Zaren gegen den wirklichen Zaren gewendet. Jener Pugatschew hat auch schon das Programm der jetzigen Agrarrevolution ausgesprochen. Er schrieb in seinem Manifest an das russische Volk:

„Allen ehemaligen Leibeigenen geben wir hiemit die volle Freiheit und legen ihnen weder die Aushebung zum Heeresdienst noch die Kopfsteuer oder sonstige Geldabgaben auf. Wir gewähren ihnen den Grundbesitz an den Feldern. Wiesen und Wäldern, ohne dass sie diese abzukaufen oder dafür irgendeine Rente zu zahlen hätten. Wir befreien sie von allen Abgaben und Lasten, welche die Verbrecher vom Adel und die bestochenen Beamten der Städte dem ganzen Volke auferlegt haben."

Diese Bauernerhebung wurde im Blut erstickt, aber die Flamme der Agrarrevolution loderte unter den folgenden Zaren wieder auf. Von Paul I. bis zu Nikolaus II. geht eine ununterbrochene Reihe von Bauernkriegen. Nikolaus I. hat in einem einzigen Gouvernement 40,000 Bauern Knute und Spiessruten laufen lassen. Gab es einen auswärtigen Krieg, so sehnte die Masse der Bauernschaft die Niederlage herbei, so zu Zeiten Napoleons I. und während des Krimkrieges, dessen unglücklicher Ausgang in der Tat die Aufhebung der Leibeigenschaft nach sich zog, aber in der bekannten ungerechten Art, die dem Bauern nicht einmal sein ohnehin so niedriges Existenzminimum als Ertrag seines Grundstückes liess, und seine Existenz von der Lohnarbeit für den Schlossherrn abhängig machte. Darum der Mangel an Patriotismus, welcher einem so feinen Kenner wie Anatole Leroy-Beaulieu an dem russischen Bauern auffiel. Russland war von jeher das Land des Defaitismus. Dabei hörten die Bauernunruhen nicht auf; in den zwei Jahren nach der Aufhebung der Leibeigenschaft konstatiert der berühmte Historiker des russischen Bauernstandes Semevski 1100 Fälle von Unruhen. „Die Erde gehört uns, Gott allein hat sie geschaffen, der Edelmann kann sie nicht einmal bearbeiten." Das ungefähr ist der Gedankengang aller russischen Bauern. Immer wieder hofften sie auf eine Neuverteilung des Bodens durch die Gnade des Zaren. Wie musste es da wirken, wenn Alexander III. und Nikolaus II. in feierlichen Aussprachen den Deputationen der Bauern versicherten, es werde niemals dergleichen geschehen

und sie möchten sich diese Dinge aus dem Kopf schlagen. So wirkten die Zaren selbst als die besten Agitatoren gegen den Zarismus. Der Zar verlor den Zauber der feinen Gerechtigkeit und Gnade, besonders seit 1905 sahen die Bauern in ihrem Zaren einfach den harten Herrscher, in dessen Namen ihnen der Boden vorenthalten und sie von Grundherren, Beamten und Popen an Leib und Gut grausam gestraft wurden, wenn sie die Abfälle dieses Bodens sich anzueignen wagten. Gleichzeitig wuchs der Einfluss der Schriften von Bakunin und Tolstoi, von Engelhardt, Rosanof und anderen, deren Lehren selbst unter den Analphabeten mündlich verbreitet wurden. Auch rief die Hungersnot von 1890—1892 eine förmliche Wanderbewegung der Intellektuellen hervor, die, anfangs mit Misstrauen aufgenommen, auf den Dörfern mehr lernten als sie mitgebracht hatten und bald den Bauern in volkstümlicher Sprache die Ursachen des unklar auf ihnen lastenden Druckes klar machten. Diese Ursachen konvergierten alle in den einen Brennpunkt, den Zarismus. Wie um nur ja keinen Zweifel daraus zu lassen, erfüllte der Zarismus bei dem berüchtigten Massakre der Prozession des Popen Gapon genau die Prophezeiung Bakunins. Der grosse Revolutionär hatte nämlich im Jahre 1862 geschrieben:

„Das russische Volk schreibt sein Elend allen möglichen Ursachen und Urhebern zu, nur nicht dem Zaren ... Das Volk verehrt in seiner Person das Symbol für die Einheit und Grösse des russischen Landes ... Der Zar ist sein irdischer Gott, eine ideale Persönlichkeit, wenn auch von Fleisch und Blut, die freilich einen blutigen Hohn auf die wirklichen Zaren bildet. Der ideale Zar ist nämlich eine Art russischen Christus, der Vater und Ernährer seines Volkes, voll von Liebe und Sorge für sein armes Volk. Längst hätte er ihm alles gegeben, was es braucht, die Freiheit und den Boden, wäre er nicht — der Arme! — selbst ein Gefangener des bösen Adels und der schurkischen Beamten ... Der Zar allein hat die Macht, diesen Glauben des Volkes an seinen Zar zu erschüttern ... Aber einst wird kommen der Tag, an dem das Volk seine Erwählten hinsenden wird zu seinem Zaren und dann kann es geschehen, dass diese nicht den Zar-Befreier vorfinden, nicht den Vater der Nation, sondern einen Petersburger Kaiser in preussischer Uniform, umgeben von ebensolchen Deutschen als seinen Ratgebern. Dann wird es aus sein mit dem Zarismus, wenigstens mit dem kaiserlich Petersburgischen Zarismus der Holstein-Gottorp!" Glaubt man nicht, dass Bakunin an jenem 9. Januar 1905 es miterlebt hat, wie die Tausende von russischen Bauern und Arbeitern, die ohne Waffen gekommen waren, um ihren Zaren auf den Knien um Erlösung zu bitten, mit Gewehrsalven empfangen wurden! Seit damals hatte der Zarismus bei den Bauern ausgespielt.

Der Aufsatz Rubakins bietet an der Hand der reichen russischen Literatur sprechende Belege dafür, dass der Zarismus in den Massen tot war, lange vor der Revolution. Wie könnte er also jetzt wieder belebt werden?

Romain Rolland und der Bolschewismus. Über die veränderte Stellung des grossen Internationalisten zu den Bolschewiki äussert sich Henri Guilbeaux im Septemberheft von *demain*.

„Empört über das Vorgehen der imperialistischen Alliierten gegen Russland, widersteht Romain Rolland allen Versuchen, von ihm einen Tadel gegen die Bolschewiki zu erpressen. Gewiss, im Anfang, gleich nach der Begründung der Sowiet-Republik, war er weit davon entfernt, den Bolschewismus gutzuheissen. Jetzt aber hat er an den Populaire ein Sendschreiben gerichtet, durch welches er seine Gefühle internationaler Solidarität mit dem russischen Bolschewismus verkündet und „mit der grössten Energie" die schmachvolle militärische Intervention der Entente brandmarkt. Und seine Stimme findet weiten Widerhall.

Deshalb ist Romain Rolland noch immer kein Bolschewik, sowie er auch niemals ein Zimmerwaldner gewesen ist. Er steht Longuet und den ehemaligen Minoritätssozialisten der Franzosen näher als etwa einem Loriot. Wie jene müht

auch er sich ab, zwei unvereinbare Ideen zu vereinigen: die nationale Verteidigung und den Internationalismus; auch hat der Verfasser des ‚Jean Christople' vom Wesen und von der Bestimmung des Künstlers eine mehr bourgeoise als sozialistische Vorstellung. Immerhin hat er, gegenüber der Gesamtheit der französischen Schriftsteller unserer Zeit den grossen Vorzug, dass er Alles liest, Alles studiert, Nichts im Namen einer vorgefassten Idee zurückstösst; die Weite seines Verständnisses und seiner Bildung ist unfassbar. Mit unsäglicher Geduld sammelt er alle Schriften, alle Dokumente aller Richtungen. Und erschüttert steht er vor dem grossen Werke, vor dem gewaltigen Neubau, den das Arbeitervolk von Russland in Angriff genommen hat."

Keine Repressalien. Die April - August - Nummer von *Le Mouvement Pacifiste* bringt den Wortlaut der Adresse, welche die Pariser Liga der Menschenrechte aus Anlass des amerikanischen Nationalfestes an den Präsidenten Wilson gerichtet hat. Wir entnehmen der Kundgebung dieses einflussreichen Freimaurerbundes die nachstehende Stelle:

Gründe völlig neuer Art waren notwendig, um das pazifistischeste aller Völker zum Eintritt in den grössten aller Kriege zu bestimmen. Und diese Gründe, Sie haben sie ausgesprochen: dass nämlich ein solches Volk lieber einen Teil seines Gebietes preisgeben würde als einen Teil seines Ideals und die Überzeugung hat, dass, „solange nicht Allen Gerechtigkeit gewährt wird, auch ihm selbst nicht ein volles Recht zuteil geworden ist, so sehr fühlt es sich mit allen Forderungen der Gerechtigkeit solidarisch", dass endlich, wenn schon Ihr Volk seinen reichlichen Anteil an den Leiden und Opfern der Welt auf sich genommen hat, „um dem Menschengeschlecht zu dienen", es auch wirklich den einzigen Frieden durchsetzen will, der diesen Namen verdient, nämlich denjenigen, der das Recht zum Weltgesetz machen wird.

Sie heben hervor, dass dieser Erfolg nicht erzielt werden kann, wenn nicht zuvor durch die Gewalt der Nachweis erbracht wird, dass die Gewalt besiegt ist. Man muss ihr das Geständnis ihrer Ohnmacht entreissen, wenn man nicht die Ohnmacht des Rechtes gestehen will. Nichtsdestoweniger legen Sie Wert darauf, im vorhinein schon festzustellen, durch welche Merkmale sich der Sieg der Verbündeten von dem unterscheiden muss, was ein deutscher Sieg bedeutet hätte.

Unser Sieg wird kein Akt der Repressalien sein. Er wird nicht auf das Verbrechen durch das Verbrechen antworten, er wird nicht den verhängnisvollen Wechsel zwischen Gewal und strafender Gewalt fortsetzen. Unser Sieg soll nicht bloss diesem Kriege ein Ende setzen, sondern jedem Kriege; aus unserem Siege soll die dauernde Organisation der Gerechtigkeit zwischen den Völkern hervorwachsen ...

So möchten wir denn nochmals den Wunsch aussprechen, den wir Ihnen schon vor einigen Monaten unterbreitet haben:

Mögen die Regierungen der Entente laut und offen erklären, was der Sieg, den sie anstreben, zu bedeuten haben wird! Mögen sie keinen Zweifel über den Inhalt der Friedensbedingungen lassen, noch darüber, dass sie damit nicht einen Besiegten demütigen, sondern eine neue Organisation schaffen wollen, für sich und für alle, welche diese unschätzbare Wohltat geniessen wollen.

Keine territoriale Veränderung ohne Zustimmung der Einwohner. In der *Menschheit* vom 13. Oktober erklärt Jean Longuet, der Führer der jetzigen Mehrheitssozialisten als das einzige gerechte und immer konsequent durchführbare Prinzip für territoriale Veränderungen die Forderung der vorausgehenden Befragung der Einwohner durch Plebiszit. Alle noch so „gerechten" historischen Ansprüche scheitern bei viel umstrittenen Gebieten an der Tatsache, dass jeder der streitenden Teile sich auf seine historischen Rechte berufe und die des Gegners nicht anerkenne. Longuet wendet diese Betrachtungsweise ausdrücklich auch auf

Elsass-Lothringen — ebensogut wie auf Polen oder Schleswig — an und beruft sich auf die Beschlüsse der Sozialisten in der Salle Wagram am 2. August 1914 und auf ihrer Londoner Konferenz. Die Tatsache, dass die Elsass-Lothringer ihren Willen schon im Jahre 1871 zugunsten Frankreichs unzweideutig kundgegeben haben, beweise für die Gegenwart gar nichts; sie oder ihre Nachkommen können seitdem anderer Meinung geworden sein. Aus ihren Beschlüssen von 1871 ein ewiges Recht Frankreichs abzuleiten, diese Länder ohne Befragung ihrer Einwohner an sich zu ziehen, sobald es die Macht dazu habe, sei nicht mehr eine Folgerung aus den unsterblichen Grundsätzen von 1792, aus den Prinzipen der Freiheit und Gerechtigkeit, sondern eine Anwendung des Rechtes der Gewalt, im Geiste Bernhardis und Treitschkes, nur durch Spitzfindigkeiten und Sophismen verkleidet. Selbstverständlich hätten die 300,000 Eingewanderten oder Kinder von Eingewanderten mitzustimmen, aber auch die 3—400,000 Ausgewanderten oder Kinder von Ausgewanderten, die ja nur aus Furcht oder Hass der deutschen Herrschaft das Land verlassen haben. Vor dem Plebiszit müssten die Reichslande geräumt und die Leitung der Abstimmung den Einwohnern selbst oder ihren Erwählten überlassen werden. Auch die österreichischen Völker müssten in freier Abstimmung feststellen, ob sie wirklich die völlige Unabhängigkeit wünschen, selbst auf die Gefahr hin als Kleinstaaten einmal das Schicksal Belgiens zu erleiden. Übrigens hofft Longuet auf allgemeine Abrüstung und obligatorisches Schiedsgericht. Er behauptet, dass in Frankreich die aus den Schützengräben zurückkehrenden Genossen von unaussprechlichem Hasse gegen Krieg und Militarismus erfüllt sind, und zwar international, gegen jeden Militarismus, im eigenen Lande wie bei den „Feinden".

Zum Kampfe für eine Universalkultur. Gerhard Gran, Professor an der Universität Christiania, Herausgeber der hervorragendsten norwegischen Zeitschrift *Samtiden* veröffentlichte in der Oktober-Dezember-Nummer (1917) der *Revue Politique Internationale* einen Aufruf zur Gründung eines Völkerinstituts in Christiania unmittelbar nach dem Kriege, wo hervorragende Forscher, namentlich junge Gelehrte aller Länder, möglichst gute Bedingungen für ihre Arbeit finden sollen. Prof. Gran geht von der Annahme aus, dass ein persönliches Zusammenwirken zwischen den Gelehrten verschiedener Länder in Deutschland, Frankreich oder England in der nächsten Zukunft undenkbar ist, dass daher die Neutralen in dieser Hinsicht helfend wirken könnten. Da nun gerade Norwegen der internationalen Wissenschaft ungemein viel verdankt, bietet ihm die gegenwärtige Weltlage eine vorzügliche Gelegenheit, eine seiner Pflichten der europäischen Kultur gegenüber zu erfüllen. Gran zweifelt nicht daran, dass die Mittel für die Gründung dieses Instituts leicht zu finden seien.

Zu diesem Vorschlage haben sich in der Januar-Februar-Nummer (1918) der erwähnten Zeitschrift zwei hervorragende Vertreter deutscher Wissenschaft geäussert: Prof. Alfred Stern (Zürich) und Prof. Wilhelm Waldeyer (Berlin). Prof. Stern begrüsst freudig den Vorschlag Grans. Auch er betrachtet als eine der wichtigsten Aufgaben der Zukunft die Kluft, durch die viele Diener der Wissenschaft in den sich bekämpfenden Ländern getrennt worden sind, so bald und so gut wie möglich wieder auszufüllen, und die neutralen Länder sind zur Lösung dieser Aufgabe an erster Stelle berufen. Er glaubt, dass eine internationale Akademie in Christiania ebenso zum Mittelpunkt gemeinsamer Arbeiten von Gelehrten aller Länder werden könnte wie eine gleiche Institution, die etwa in Zürich oder in Genf, in Madrid oder im Haag, in Kopenhagen oder Stockholm geschaffen würde. Aber selbst wenn sich der Plan nicht sofort oder nicht ganz in dem gewünschten Umfange verwirklichen liesse, würde ein neutrales Land noch auf andere Weise sich um die Wiederanknüpfung zerrissener Fäden, um die Wiederaufnahme wissenschaftlicher Zusammenarbeit und freundschaftlicher Beziehungen der Gelehrten aller Länder sehr verdient machen können. Endlich gibt Prof. Stern der Hoffnung Ausdruck,

dass der Gedanke, der die Vorschläge Grans beseelt, überall da ein Echo finden werde, wo man den Sinn für den unschätzbaren Wert der internationalen Bedeutung wissenschaftlicher Arbeit nicht verloren hat.

Skeptischer äussert sich Prof. Waldeyer zu dem Vorschlage des norwegischen Gelehrten. Gewiss, auch er ist der Meinung, dass die durch den Krieg unterbrochenen internationalen wissenschaftlichen Beziehungen nach Friedensschluss wiederhergestellt werden müssen, und dass die Neutralen die gegebenen Vermittler dazu sind. Am einfachsten und besten scheint es ihm aber, wenn die formell bis jetzt nicht aufgelöste Internationale Association der Akademien der Wissenschaften nach Beendigung des Krieges ihre regelmässigen Zusammenkünfte wieder aufnimmt. Indessen, meint er zum Schlusse, sollte man alle diese Dinge, so wichtig sie auch sind, nach dem alten Spruche „Inter arma silent musae" bis nach Friedensschlusse ruhen lassen. Es würde dann in kurzer Zeit viel mehr erreicht werden als jetzt, selbst beim besten Willen aller beteiligten Kreise.

Mit grosser Begeisterung und Sympathie tritt namentlich Romain Rolland in der März-April-Nummer (1918) der „Revue Politique Internationale" für den Vorschlag Prof. Grans ein. Er gibt zunächst der Befürchtung Ausdruck, dass die persönliche Zusammenarbeit zwischen den Intellektuellen der kriegführenden Länder, die das fünfzigste Lebensjahr überschritten haben, nach Friedensschluss kaum möglich sein werde. Anstatt die Missverständnisse zwischen den Völkern zu beseitigen, haben die meisten von ihnen alles getan, um den Hass zu vergrössern und zu vergiften. Wohl aber, meint Romain Rolland, dass der Jugend Europas, die jetzt an der Front ist, die Mission zukommt, zwischen den heutigen feindlichen Ländern versöhnend und vermittelnd zu wirken und die intellektuellen Beziehungen wieder aufzunehmen. Die Völker, die sich gegenseitig nicht kannten, oder die sich gegenseitig nur durch das Medium verächtlich machender Karikaturen sahen, haben seit vier Jahren im Schlamm der Schützengräben und in den Klauen des Todes gelernt, dass es dasselbe Fleisch ist, das hüben und drüben leidet. Rolland wünscht, dass diese neue geistige Gemeinschaft nicht auf die europäische Halbinsel beschränkt bleibe, sondern sich auch auf Asien, auf Nord- und Südamerika usw. ausdehne. Wir müssen den Humanismus, der unsern Vätern so teuer war, dessen Sinn aber auf den Humanismus der griechisch-lateinischen Schulbücher eingeschränkt worden ist, in seiner vollen Bedeutung nehmen: er muss sämtliche geistige Kräfte der ganzen Welt umfassen, kurz wir müssen um einen Panhumanismus kämpfen. Aus diesem Grunde möchte Romain Rolland zum Unterschiede von Prof. Gran, dass der Gedanke des Internationalismus nicht auf die Wissenschaft beschränkt bleibt, sondern das zu gründende Institut die Form eines Instituts der humanen Künste und Wissenschaften annehme. Ferner darf das neue Institut nicht vereinzelt dastehen. Der Internationalismus der Kultur darf heute kein Gegenstand des Luxus für einige Privilegierten bleiben, er soll vielmehr alle Stadien des Unterrichts durchdringen. Deshalb begrüsst Romain Rolland als eine fruchtbare Initiative und als ein glückliches Symptom den kürzlich gegründeten „Internationalen Studentenbund" in Zürich. Er geht weiter und verlangt, dass der Samen der Universalkultur schon unter der Jungmannschaft in den Gymnasien und sonstigen Schulen ausgestreut werde. Am besten könnte das durch die in allen Volks- und Mittelschulen Europas erfolgende Einführung des obligatorischen Unterrichts einer internationalen Sprache (Esperanto oder Ido) und einer Skizze der Universalgeschichte, der Universalliteratur und der Universalkunst geschehen. Dann würden sich die Völker als Glieder eines grossen Ganzen fühlen, dann würde der neue Adam, die Humanität erstehen.

Kriegsziele. In seiner Zeitschrift *Neue Wege* (Mai, Juni, Juli 1918) setzt der eben so angesehene als befehdete Pfarrer und Universitätsprofessor L. Ragaz seine Anschauungen in drei Artikeln auseinander. Erfreulich ist der hohe ethische Standpunkt, der sittliche Ernst, das ehrliche Ringen um Wahrheit auch für jene,

die anderer Ansicht sein mögen. Jedesfalls vertritt Prof. Ragaz eine starke Gruppe von Schweizern, die bei Betonung ihres inneren Kulturzusammenhanges mit dem Deutschen Reich als Schweizer, als Demokraten und Freunde der Freiheit einen Sieg Deutschlands geradezu fürchten. Mit einem solchen wäre der Kampf gegen den Krieg auf Jahre hinaus abgetan, der militärische Geist könnte wahre Orgien feiern, alle Hoffnungen auf ein neues besseres Europa wären für lange Zeit begraben, die besten Kräfte im Reiche selbst würden aller Wirkungsmöglichkeit beraubt.

Die Stellung der Schweizer inmitten des Weltbrandes solle nicht durch die farblose Gleichgültigkeit einer scheinbaren „Neutralität" bestimmt werden, sondern durch energisches und leidenschaftliches Eintreten für das Recht, und da dies bei der Artung der menschlichen Natur auf keiner Seite rein vertreten ist, für jene Partei, die relativ Gerechtigkeit und Wahrheit vertritt. Im Präsidenten Wilson sei die höchste Idee verkörpert, die bisher ein Staatsmann noch vertreten habe. — Ragaz scheint gut informiert gewesen zu sein, denn er schreibt dies im Juli: „Die Welt wird eines Tages erfahren, wer daran Schuld ist, wenn dieser Mann zuletzt zum Schwerte gegriffen hat. Die Schuld wird sicherlich nicht auf ihn fallen." (S. 393.)

Was R. von den Deutschen fordert: Einsicht in die eigenen Fehler und Umkehr — vollzieht sich eben. Gerechterweise muss man ihm auch zugeben, dass nur die überraschende Wandlung des Kriegsglückes diese Wirkung ausgelöst hat.

Für den Friedensschluss wünscht der Verf. vor allem eine gründliche Regelung der zwischenstaatlichen Beziehungen durch Völkerbund und übersieht auch nicht, dass der Gewaltsieg der Entente neue Gefahren in sich birgt, aber er glaubt an den freiheitlichen Geist der Ententevölker und an ihre Kraft, den Machtwillen übermütiger Führer zu überwinden.

Dr. Hugo Kramer schliesst sich als deutscher Demokrat vielfach der Gesinnung des Schweizer Theologen an. Aber er bedauert, dass dieser dem Pharisäergeist der Entente, ihrer von Hass und Rachgier erfüllten Stimmung, ihren Machtwünschen nicht mit der gebührenden Schärfe entgegentritt.

Auch dürfe man nicht übersehen, dass der „beständige Anreiz der Machtpolitik der Entente" im Laufe der Jahrzehnte dem deutschen Militarismus und Imperialismus erst die grosse Gewalt über das deutsche Volk gegeben habe. Wenn die Entente sich nicht unberechtigte Ziele stecken würde, hätte sie gar nicht nötig weiter Krieg zu führen. (Der Artikel ist im September im Druck erschienen.) „Von einem Sieg der Entente vollends verspreche ich mir alles, nur nicht die Überwindung des Krieges und der politischen Unfreiheit auf Erden."

Nun ist der Moment gekommen, wo es sich bald zeigen wird, wer von den beiden um das gleiche Ideal im gleichen Lager diskutierenden Kämpfern Recht behält. Wird die Entente noch weiter kämpfen, um Deutschland ohnmächtig in die Knie zu zwingen und ihren „Siegfrieden" zu diktieren?

Die gequälte Menschheit möchte nach jahrelangem Zweifel und Verzweifeln so gerne bewundernd zu einem Menschen aufschauen, der Manns genug ist aus Worten Taten zu machen und ganze Völker, das Beste in ihnen, mit sich fortzureissen. Man könnte wieder leben und wieder glauben.

Autorität. Arthur Ponsonby schreibt über die eigenartige Macht jeder eingelebten Autorität nicht nur über die Menge, sondern auch über jene, welche selbst ihre vorübergehenden Vertreter sind. Auch wenn sie früher noch so revolutionär waren. Wer in eine solche Stellung kommt, bemerkt, dass „er auf einmal auf ganz ungewohnte Art hingenommen und anerkannt wird. Man wartet ihm auf, hört ihm aufmerksam zu und er fühlt sich geschmeichelt. Vollkommene Sicherheit überkommt ihn. Ein ungewohntes Selbstvertrauen, das in keinem Zusammenhang mit seinen Leistungen steht, aber aus der Befriedigung über das neue Machtgefühl erwächst, gibt ihm die Überzeugung von seiner Wichtigkeit. Jeder erliegt und

merkwürdigerweise im umgekehrten Verhältnis zu der Bedeutung, welche er früher der Autorität beimass."

Gibt es dagegen kein Mittel? „O Ja. Die Autorität kann sich durch Übertreibung selbst vernichten. Wenn die Freiheit beschnitten wird, die Meinungen unterdrückt, die Wehrpflicht gefordert, die Arbeit bedrückt, die öffentliche Meinung betäubt, die Wahrheit vergiftet, die Lüge verbreitet wird, dann mögen unter der Schicht scheinbarer Gefügigkeit unsichtbar und unhörbar in den Völkern ungeheure Zerstörungskräfte sich sammeln, die mit überwältigender Gewalt plötzlich hervorbrechen können. Auch jetzt sind solche Zeichen vorhanden. Manch ein Popanz mag dann aus seiner Machtstellung hinweggefegt werden . . . . .

The Nation, 31. Aug.

Die Selbstbestimmung der Frau. Deutsche Frauenzeitungen beschäftigen sich immer mehr mit dem Gesetzentwurf gegen die Verhinderung von Geburten, der als ein „unzulässiges Eingreifen in das Selbstbestimmungsrecht der Menschen, insbesondere der Frauen" empfunden wird. Es werden Protestversammlungen abgehalten. In Bremen betonte ein Redner, „dass das einzig erfolgversprechende Mittel einer wirksamen Bevölkerungspolitik darin bestehe, den Willen der Frau zur Mutterschaft zu stärken. Das könne aber nicht durch schöne Worte und Deklamationen, nicht durch gutes Zureden, nicht durch Berufung auf religiöse oder gar patriotische Pflichten der Frau erreicht werden, sondern nur durch sozialpolitische, steuerpolitische, sozialhygienische, sozialpädagogische Taten der Regierung, vor allen Dingen aber durch Gewährung aller politischen und sonstigen staatsbürgerlichen Rechte an die Frauen. Das allerungeeignetste Mittel seien die beiden bevölkerungspolitischen Gesetzentwürfe, die unverhüllt den Charakter von Ausnahmegesetzen gegen die Frauen trügen und die Empörung der Frauen wachrufen müssten. Die beste Vorbereitung auf eine gesunde Bevölkerungspolitik nach dem blutigen Kriege sei ein baldiger Verständigungsfriede, der den Müttern die Gewähr gebe, dass ihre Kinder nicht wieder nach Ablauf weniger Jahre auf fürchterlichen Schlachtfeldern enden, anstatt durch fleissige Arbeit der Kultur zu dienen."

Die Gleichheit, 13. Sept. 1918.

Das werdende Europa. Blätter für zukunfttfrohe Menschen. Herausgeber: Prof. Georg Fr. Nicolai. Der Name ist an sich ein Programm. Dieser aufrechte, kühne Mann, der seinen Mut und seine Unbeugsamkeit mit 3 Jahren der Erniedrigung zum Dienste eines gemeinen Soldaten bezahlen musste und allen Schikanen ausgesetzt war, über die eine hemmungslose, wie die mittelalterliche Feme anonym arbeitende, auch vom Kaiser und Kriegsminister unabhängige Militärdiktatur verfügt, erzählt seine Erlebnisse bis zu dem Augenblick, da ihn ein Flugschiff in neutrales Land entführte. Jeder Deutsche soll diese sachliche Darstellung lesen. Ihr Verfasser ist überzeugt, dass die Zahl seiner Gesinnungsgenossen im Reiche eine ungeheuer grosse ist. Nur wissen sie nicht voneinander. „Aber trotz ihrer Isolierung existieren sie doch und es bedarf nur des erlösenden Funkens, der von einem zum andern springt und die angesammelte Energie zur Explosion bringt."

So schrieb Nicolai am 27. August, als er seine Darstellung zu Papier brachte. Inzwischen scheinen ihm die Ereignisse Recht zu geben.

Zum Schluss fordert Nicolai alle Gesinnungsgenossen auf, die sich gleich ihm als Europäer fühlen, die nicht wollen, dass sich Europa, wie einst Griechenland, durch Bruderkrieg allmählich erschöpfe und zugrunde gehe, ihre Unterschrift einzusenden, die keine Zustimmung zu irgendeinem Parteiprogramm bedeutet, sondern lediglich, dass der Unterzeichner „neben allen seinen andern Eigenschaften auch ein Europäer sein will". Adr.: „Das werdende Europa", Kopenhagen, St. Jakobsgade 14 II. Den Aufruf unterzeichnen Dr. Otto Buek, Prof. Albert Einstein, Geh. Rat Prof. Wilhelm Förster, Prof. Georg Fr. Nicolai.

Die weissen Blätter erscheinen seit einigen Monaten wieder (herausgegeben von René Schickele. Nunmehr in Bern-Bümpliz). Im Augustheft sind besonders schöne Beiträge. Eine feine kleine Erzählung des Franzosen Georges Duhamel, eines aus der Gruppe, die den Amerikaner Walt Whitmann zu ihrem Führer macht und seine grosse Religion der Liebe und Freiheit predigt. Sie sind ihren Ideen zumeist auch im Kriege treu geblieben. Svend Borberg bringt einen Brief Victor Hugo's aus dem Jahre 1864, als ein genialer Kopf die Erfindung der Luftschiffahrt in den Bereich der Möglichkeit gerückt hatte. Der Dichter träumt: , Die Erde, auf der wir bis jetzt Gefangene waren, wird zu einem Garten der Freude werden . . . . Die ganze Erde wird ein Volk werden "

Leider hat der Idealist und Dichter Unrecht behalten. Nicht der Weltfriede, der fürchterlichste aller Kriege wurde mit Hilfe der vervollkommneten Lufttechnik ermöglicht. Aber, meint der Däne Borberg, man darf in der Weltgeschichte mit grösseren Zeiträumen rechnen. Auch werden die Idealisten sich bequemen müssen, „mehr und mehr die Pioniere ihrer Ideale zu werden. Die Träumer müssen Politiker werden, um die Wirklichkeit zu besiegen, sie müssen ihr ihren Willen aufprägen und sie nach dem Bilde ihrer Träume formen."

Zur Angelegenheit Guilbeaux. Der unerschrockene Bekämpfer des französischen Imperialismus ist nach mehrmonatlicher Untersuchungshaft zwar von seinen Kerkermeistern, aber nicht von seinen Verleumdern befreit worden. Die über ihn verhängte Internierung scheint diesen geradezu eine amtliche Beglaubigung zu geben. „Ja, ja," wiederholen die Pharisäer aller Orten achselzuckend, „er hat von dem deutschen Zeitungskorrespondenten Schlesinger 10,000 Franken angenommen". Und eine ganze Menge von gedankenlosen Leuten redet mit kaum verhehlter Schadenfreude nach, was die Gehässigen behaupten. In Wirklichkeit stand es wohl damals um „demain" finanziell nicht besser als um die meisten anderen Friedenszeitschriften. Jeder Kriegshetzer wird mit Geld überschüttet, die Munitionsindustrie bringt sichs hundertfach herein. Aber für eine Friedenszeitschrift haben wenige von den angeblich so begeisterten Friedensfreunden und entrüsteten Kriegsfeinden auch nur das Abonnements-Geld übrig, geschweige denn die zur Deckung des Defizits notwendige grössere Subvention. Kommt dann wirklich ein weisser Rabe und schafft einem Manne von der Rückgratfestigkeit eines Guilbeaux die paar Groschen, um ein Jahr lang leben und weiter kämpfen zu können, so rümpfen alle diese Leute, die nie für den Frieden einen Finger gerührt haben, die Nase und rufen: Olet! Aber Guilbeaux hat doch nachher nicht ein Wort anders geschrieben als vorher und kann deshalb auf alle Angriffe seines Feinde antworten: Non dolet.

Non dolet! Es schmerzt nicht, braucht ihn nicht zu schmerzen. Hätte Guilbeaux von einem dieser einwandfreien Tugendrichter das Geld erhalten können, so hätte er es sicherlich vorgezogen, den Pharisäern keinen Anstoss zu geben. Da er aber nur die Wahl hatte zwischen dem Verstummen seiner weithin hallenden Anklage gegen die kriegschürenden Imperialisten seines Vaterlandes und der Annahme der notwendigen Mittel auf die Gefahr hin, von den Urteilslosen missdeutet zu werden, so hat er vollkommen Recht getan, sich nicht selbst das Wort zu entziehen, welches wahrlich nicht der Propaganda für die deutsche Autokratie gewidmet ist und, nach unserem Empfinden eher durch allzu grosse Schärfe des Radikalismus sich selbst abschwächt.



Waffenruhe.

Die Kanonen schweigen. Der Augenblick, den man Jahre hindurch herbeigesehnt, dem man mit allen Fiebern seines Herzens entgegengezittert hat, er ist in der allgemeinen Aufregung fast spurlos vorübergegangen.

Dass dazu eine vollständige Erschöpfung der einen Kriegspartei notwendig war, ist ein Schmerz für jeden Menschenfreund. In den Jubel der Sieger mischt sich auch nicht ein Ton von Wehmut bei dem Gedanken an die Millionen, welche nach mehr als vier Jahren heldenhafter Opfer und immer steigernder Not jetzt noch die Demütigung des Unterlegenen und die furchtbar harten Bedingungen des Feindes auskosten müssen. Und doch wird niemals jene arme, vielberufene und zum leeren Wort herabgedrückte „Gerechtigkeit" auf Erden einziehen, wenn nicht der Sieger etwas von der Qual des Besiegten mitempfindet, wenn nicht auch der Bevorrechtete die Erniedrigung des Andern als Unrecht fühlt — obgleich er den Vorteil dieser Ungleichheit geniesst. Von diesem Geist ist in dem Lager der selbstgerechten Sieger heute kaum ein Hauch zu spüren, jedenfalls nicht bei jenen, welche die Macht innehaben.

Ob für die Zentralmächte bei richtiger und rechtzeitiger Einsicht ein günstigerer Friede möglich gewesen wäre, darüber zu streiten, ist heute müssig. Wir, die wir vom ersten Tage an für Mässigung und Verständigung eingetreten sind, wissen, wie hart dieser Gesinnung überall der Eingang gewehrt wurde. Vor einigen Monaten noch wurde man als Landesfeind gebrandmarkt, wenn man in der Frage Elsass-Lothringen, Triest einen Ausgleich beantragen wollte. „Darüber kann überhaupt nicht diskutiert werden", schallte von „berufendster" Seite zurück. Der Widersinn, der darin liegt, dass eine Forderung, von hunderten von Millionen Menschen aufgestellt, von der Gegenseite überhaupt nicht zur Diskussion zugelassen werde, konnte nur in dem Schlamm eines falschen Ehrbegriffes, des militärischen Terrorismus, der offiziellen Lüge, des Siegertaumels, der geknebelten Pressfreiheit gedeihen.

Doch das ist nun vorüber. Die Besiegten von heute haben den einen grössten Sieg zu verzeichnen: den Sieg über sich selbst. Ihnen öffnet sich ein herrlicher breiter Weg in ein neues Land der Freiheit. Sie werden diesen Weg in Lumpen antreten, als arme Wanderer, denen Freund und Feind den Besitz geplündert hat. Aber sie werden sich selbst wiederfinden, ihren alten Idealismus, die Kraft des Ertragens, ihren freudigen Arbeitswillen. An Stelle der unnatürlichen Einengung in den Panzer mittelalterlicher Formen wird die freie Entwicklung aller Kräfte, die freie Selbstbeschränkung treten. Und wenn einmal nach Jahren die furchtbaren Schmerzen dieses Krieges milder empfunden werden,

dann werden vielleicht die Zentralmächte in der Erkenntnis, dass die Westvölker ihnen zur Freiheit geholfen haben, die Brücke zu diesen finden und ihre Niederlage nicht als schwärende Wunde forteitern lassen.

Dazu gehört vor allem Mässigung. Das ist ein gar bescheidenes Wort. Es klingt fast spiessbürgerlich und langweilig. Und doch war das Mass nach griechischer Anschauung das höchste, was wir armen Menschen an Weisheit erreichen können. Es schliesst in sich die Abwendung von jenem Übermut, der den Sieger so leicht anwandelt und über den Besiegten unnötige Leiden verhängt. Ist es notwendig, dass die Deutschen in zwei Wochen das leisten, wozu zwei Monate gehören? Und dass ihnen während dieser Zeit auch noch die Transportmittel genommen werden, die für diese äusserste Anstrengung unentbehrlich sind? Wenn dann auf die wiederholten Bitten um Milderung selbst ein Asquith nur die Antwort hat, diese Bedingungen seien gerecht, so fühlt man jenen Shylockschen Geist, der die Sieger von Brest-Litowsk zu ihrem eigenen Verderben inspiriert hat. Mit Schmerz denkt man daran, wie es tausendmal verkündigt worden ist, dass ein französischer Sieg etwas ganz anderes werden würde, als ein deutscher Sieg. Man hat auf das Programm Wilsons die Hoffnung besserer Zeiten gebaut. Aber mehr und mehr sieht man es zu einem leeren Schlagwort verblassen, zu einer Decke, unter der unkluge Rachgier, Feindeshass, dauernde Vernichtung der Gegner ihr gefährliches Spiel treiben. Nur wenn es dem Schöpfer dieses Programms, wenn es Wilson gelingt, die Sieger mit dem Geist zu erfüllen, aus dem seine Ideale geboren sind — und auch in diesem Falle wäre ihr Erfolg ein ungeheurer — dann könnte es geschehen, dass für das ganze Menschengeschlecht hellere Tage kommen, dass wir mit unserem unendlichen Leid Pioniere einer besseren Zukunft werden.



Die Gefahren der Revolution.

Von Prof. S. FEILBOGEN.

Aus den Nöten des Krieges, aus den Schmerzen der Niederlage blüht den Völkern Mitteleuropas ein neues Zeitalter republikanischer Freiheit hervor. Man glaubt zu träumen, wenn man hört, dass dort, wo die Völker nur um der Dynastien willen zu existieren schienen, Tag um Tag Throne gestürzt werden, wenn ein Volk wie das deutsche, das jeden demokratischen Fortschritt anscheinend selbst nur mit einer zum Verzweifeln bedächtigen Langsamkeit anstrebte, sich heute mit einem Schlage als Soziale Republik konstituiert, und wenn alle die hoffnungsvollen Nationen, welche bisher in das Prokrustesbett des Dualismus eingezwängt waren, mit einem Ruck ihre Selbstbestimmung an sich reissen. Und das am Ende eines Krieges, bei dessen Ausbruch die betörte Menschheit sich mit Begeisterung in die Gefahr der Versklavung

gestürzt hat; bei dem Siege der Einen drohte die Weltherrschaft der Hohenzollern, deren Methoden man in Belgien und in Osteuropa mit Schaudern erlebt hat; bei dem Siege der Anderen die Auslieferung Konstantinopels und Mitteleuropas an den Zarismus, die roheste Militärdespotie der Welt. Die Geschichte hat es anders gewollt. Mitten in dem Drangsal der Gegenwart leuchtet heller als je die Verheissung, in welcher der alte Hegel den tiefsten Sinn alles Weltgeschehens erblickt: Das Endziel aller Geschichte ist die Idee der Freiheit. Zuerst musste der Berliner Autokrat de Petersburger die Macht aus der Hand schlagen, um dann selbst dem vereinten Ansturm der westlichen Demokratien und besonders der ungeschwächt in den Kampf einspringenden Demokratie Amerikas zu erliegen. Und das Endergebnis ist gerade das, was alle die kämpfenden Antokraten am wenigsten gewollt haben: das Wiederaufleben des Jahres 1848, das ihre Vorgänger unter dem eisernen Tritte ihrer Heeresmassen begraben hatten, das Aufleben der Ideale von 1848, aber auch der Gefahren, an denen jene Ideale schon einmal gescheitert sind.

In Österreich und in Deutschland geht der Geist des „tollen Jahres“ wieder um. Ist es wirklich so toll gewesen? War es eine Tollheit, dass auch der Deutsche, auch der Österreicher endlich einmal ein freier Bürger, ein fortschrittlicher Mensch sein wollte? „Wie vom jungen Weine trunken“ waren damals die Menschen, so berichtet ein 48er, der Ästhetiker Fr. Th. Vischer. Doch wie schrecklich ist der kurze Rausch gebüsst worden! Von den Freiheitshelden am Galgen, hinter Kerkermauern, im Exil; von den Völkern in der Stickluft der Reaktion. Denkt man an dieses entsetzliche Erwachen unter dem Auge des Henkers, so wirkt es geradezu unheimlich, wenn man von Jubelszenen der Freiheit liest, ganz genau so, wie sie aus dem Revolutionsjahre berichtet werden. Es ist hohe Zeit, aus der Vergangenheit zu lernen und die Klippen zu vermeiden, an denen die Revolution von 1848 gescheitert ist. Darum gibt es im jetzigen Augenblicke kein interessanteres Studium als das jener Revolution, und kaum eine lehrreichere Lektüre als jenen stattlichen Band, in welchem der Zürcher Historiker Alfred Stern den Aufstieg und Niedergang der grossen Freiheitsbewegung von der Pariser Februarrevolution bis zum Staatsstreich Napoleons III. in allen Einzelheiten nach dem neuesten Stande der Forschung mit musterhafter Objektivität beleuchtet (Europäische Geschichte, VII. Band, J. G. Cotta, Berlin und Stuttgart, 1916).

Auch an der Schwelle jener Revolution steht ein Kampf um das allgemeine Wahlrecht. Ihr erster Schritt ist die Aufhebung der Zensur, ihr zweiter die Herstellung der Versammlungsfreiheit, ihr Ziel überall Regierung des Volkes durch das Volk. Völlig modern muten die Forderungen des Prager Slavenkongresses an: „Unabhängigkeit und Gleichberechtigung aller Nationen, Einberufung eines allgemeinen europäischen Völkerkongresses zur Schlichtung aller internationalen Fragen, da freie Völker sich leichter untereinander verständigen würden als durch gezahlte Diplomaten.“ Die Gewalt des Umschwungs ist anfangs unwiderstehlich. Fliehend erklärt Metternich: „Ich trete vor einer höhern Gewalt zurück als die des Regenten selbst ist.“ In Wien streicht man die Formel „von Gottes Gnaden“ aus den Gesetzen. Doch schon grollt Windischgrätz: „Wenn sie nicht von Gottes Gnaden hören wollen, werden die Wiener von Kanonen Gnaden hören müssen.“ Auf der Weltbühne wird gejubelt, aber in aller Stille arbeiten die Totengräber der Freiheit. Und schon im Oktober 1848 beginnt mit der Niederwerfung Wiens

ihr Todeskampf. „Wenn wir noch beten könnten, wir beteten für Wien“, stammelt mit Freiligrath das junge Europa. Aber kein Beten macht die Fehler der Demokratie ungeschehen.

Soll es diesmal ebenso gehen, etwa bloss mit dem Unterschied, dass diesmal im März zertreten würde, was im Oktober aufgeblüht ist? Werden die Schöpfungen von 1918 das Jahr 1919 überleben? An drei Klippen ist die Revolution von 1848 gescheitert. An der Selbstzerfleischung der jungen Demokratie, an ihrer politischen Unerfahrenheit und an der Uneinigkeit der Nationen. Indessen lauerte im Hintergrunde die Reaktion mit ihren furchtbaren Machtmitteln, den blind ergebenen Armeen des Zaren und des österreichischen und preussischen Absolutismus.

Die Selbstzerfleischung der Demokratie war nur eine Folge der in den Flitterwochen der Revolution ignorierten Klassengegensätze. Der Klassenhass hat seine furchtbarste Entladung schon im Juni 1848 gefunden, als in den Strassen von Paris die Arbeiter ihre Forderung eines Rechtes auf Arbeit mit ihrem Blute bezahlen mussten. Überall gab es gelegentlich Plünderungen und das geängstigte Bürgertum wünschte bald im Stillen die „Soldateska“ des Ordnungsstaates herbei. Die politische Unerfahrenheit der Demokratie hielt Reden für Taten und papierene Verfassungen für dauernde Machtverschiebungen; war die Not vorüber, so fanden sich die klügeren Schergen der Gewalt schon wieder zurecht; mit einem grossen Schwamm wurden alle Konzessionen weggeswicht. Eine andere Form der Unerfahrenheit waren die juristischen Zweifel und die zarten Bedenken. Während die Belagerungsarmee heranmarschierte, stritt man in Wien, ob man auch ein Recht habe, ungarische Truppen in die Mauern der Stadt zuzulassen, und weigerte sich, eine ungarische Deputation im Parlament zu empfangen. Ein zartes Bedenken hielt Cavaignac davon ab, sich für die beantragte Ausschliessung der Napoleoniden von der Präsidentschaft der Republik einzusetzen; Prinz Napoleon war nämlich sein einziger Gegenkandidat von Bedeutung. — Den freiheitsknebelnden Militarismus dagegen plagten niemals Skrupel noch Zweifel. Einen Monat nach seiner Wahl verbot Napoleon den Anhängern seines taktvollen Rivalen das Reden (Gesetz gegen die Klubs), und drei Jahre darauf schickte er sie taktloserweise ins Land, wo der Pfeffer wächst, und griff nach der Krone. — Und wie uneinig waren alle die freigewordenen Nationen: vergebens harrten deutsche Freiheitskämpfer der Rettung durch französische Hilfstruppen. Ganz anders der Despotismus. Die Armeen des Zaren waren prompt zur Stelle, als die Würger der ungarischen Freiheit zu schwach schienen. Und nicht minder Napoleons Truppen, als die ewige Stadt geknechtet werden sollte.

Wird alles Schöne und Grosse, das wir jetzt um uns keimen sehen, ebenso zerstampft werden? Werden die herrlichen Gedanken eines freien Russland, eines freien Polen, eines demokratischen Deutschland, eines freien Donaubundes und — als Krönung des Ganzen — einer erdumfassenden Verbrüderung der Völker zur Ausschaltung des Krieges, werden alle diese Träume einer schöneren Zukunft, die dereinst selbst den Schrecken des Weltkrieges einen tröstenden Sinn geben könnten, werden sie alle verfliegen wie der Rausch des „tollen Jahres?“

So viel ist gewiss, die Chancen der Freiheit stehen 1918 besser als 1848. Schon der Umstand macht einen grossen Unterschied, dass in dem ungeheuren Reiche, in welchem damals der eiserne Zar seine Kosaken zur Nieder-

werfung der Freiheit bereit hielt, heute die Revolution selbst die Gewalt inne hat. Freilich die Revolution in ihrer rötesten Gestalt. Darin allein liegt schon die Gefahr einer Gegenrevolution. Heute ist es den Bolschewiki leicht, Gewalt für Recht ergehen zu lassen, z. B. einen umgekehrten Wahlzensus einzuführen, nämlich jeden Besitzenden vom Wahlrecht auszuschliessen. Sie schalten und walten unumschränkt mit Gut und Blut der Bürgerlichen und selbst der minder extremen Revolutionsparteien. Man darf sie allerdings nicht von diesem Standpunkt allein würdigen. Sie versuchen, eine ganz neue Gesellschaftsordnung aufzubauen, koste es auch das Blut der Gegner. Ganz wie Robespierre im Jahre 1793. Aber auf Robespierre folgte Napoleon. Und ein russischer Napoleon könnte heute leicht an den Heeren der Entente ein fertiges Instrument der Reaktion finden. Noch ernster ist die Gefahr in Deutschland und in Österreich-Ungarn. Wenn in Deutschland der Übermut der siegreichen Verbündeten den Volkshass, der jetzt gegen die eigenen Machthaber und ihre Kriegs- und Herrschaftsgelüste gerichtet ist, auf einmal wieder gegen den äussern Feind ablenken sollte, so würden sich die Deutschen nur zu bald jeden Grad von Unfreiheit und Militarismus gefallen lassen, der drohenden Demütigung und Zerschmetterung zu entgehen. Die deutsche Demokratie wäre damit für lange Zeit begraben. Und wenn in Österreich-Ungarn die Zuchtlosigkeit plündernder Banden einreissen sollte, wie es ja kaum vermeidlich ist, falls der alte Staat auseinanderfällt, ohne vorher auch nur die Armeen geordnet in ihre Heimat zurücksenden und die Soldaten ihrer bürgerlichen Arbeit zurückgeben zu können, wenn ferner die Ungarn das alte jämmerliche Schauspiel der gewaltsamen Zurückhaltung der Slaven im Rahmen ihres angeblichen Einheitsstaates erneuern sollten, dann könnte eine Gegenrevolution in der geängstigten Bourgeoisie und selbst wie 1848 in den empörten Kroaten die Werkzeuge finden, um die alte Unfreiheit in neuer Form wieder aufzurichten. Und jeder Versuch, drei Millionen Deutschböhmen zu Ehren der heiligen Wenzelskrone zu entrechten, würde notwendig damit enden, dass sie früher oder später an der Seite der Deutsch-Österreicher gegen Prag marschieren würden. So könnte eine neue Schlacht am weissen Berge den Tschechen nur zu bald den Todesschlaf erneuern, der sie schon einmal ganze Jahrhunderte ihres nationalen Lebens gekostet hat.

Für die Zukunft der Menschheit kommt alles darauf an, dass in diesem grossen Momente niemand dem Uebermut des Sieges frönen dürfe, nicht die Entente in Mitteleuropa, auch nicht die Bolschewiki in Russland. Gerechtigkeit und Selbstbeherrschung ist von jeher die Voraussetzung dauernder Freiheit gewesen; frei sein kann nur, wer es verdient. Gelänge es, die Demokratien der Entente mit der aufstrebenden Demokratie der Mittelmächte zu einigen, die junge Freiheit des Ostens durch die alte des Westens zu stärken und alle die auseinanderfliegenden Glieder der alten Monarchien in neue friedliche und freie Bundesverhältnisse zu bringen, so müsste diesmal das so teuer bezahlte Jahr froher Hoffnungen, das jetzt angebrochen ist, nicht notwendig mit Jahrzehnten der Reaktion bezahlt werden, wie der Völkerfrühling von 1848.

Freilich darf man nicht übersehen, dass wie damals die Reaktion im Hintergrunde lauert. Das Junkertum und die ihm ergebene Bureaukratie ist angesichts des ungeheuern Unheils, das durch diese Mächte über die deutsche Nation und ihre alte Ostmark gebracht worden ist, für den Augenblick verstummt; aber darum sind diese Mächte nicht minder vorhanden und

der echte Altpreusse oder Altösterreicher betrachtet die ganze junge Freiheit als eine Art Fastnachtsscherz, eine Komödie, die man angesichts der furchtbaren Niederlage dem aufgeregten Volke hingehen lassen müsse. Noch ein paar Monate, so denken diese erfahrenen Skeptiker, und die Begeisterung des Volkes ist im Elend abgekühlt, die neuen Regierungen werden unbeliebt, und man kann alle diese kecken Demagogen, die jetzt Ministerpräsident und Staatssekretär spielen, in die bereit stehenden Kerker abführen. Soll das vermieden werden, so gilt es, die Reaktion zu entwaffnen, solange sie schwach ist.

Das immer bereite Werkzeug jeder Reaktion ist die Armee. Soll die deutsche Republik von Dauer sein, so muss die Armee ehebaldigst an Haupt und Gliedern reformiert werden. Jede Armee muss gehorchen; es kommt also alles darauf an, wer befiehlt. Das Offizierskorps muss demokratisiert werden, sonst sind alle diese neugebackenen Republiken ein Kinderspielzeug, welches, wenn die Zeit gekommen ist, von dem ersten besten General spielend zerbrochen werden könnte. Und hinter dem adeligen Offizierskorps der Vergangenheit stand als Jungbrunnen, aus dem es sich immer wieder ergänzt hat, der adelige Grossgrundbesitz, die wirtschaftliche Grundlage des Junkertums. Hier muss die Axt angesetzt werden, wenn das deutsche Volk frei bleiben soll. Man kann über die wirtschaftliche Berechtigung des Grossgrundbesitzes sehr verschiedener Meinung sein und sie ist offenbar für verschiedene Arten der Landeskultur verschieden. Auch kann der Grossbetrieb durch Bauerngenossenschaften und Gemeinden aufrecht erhalten werden, wo er unvermeidlich oder stark überlegen ist. Aber dass der Besitz grosser Teile des vaterländischen Bodens durch eine hochmütige Herrenkaste politisch ein Krebsschaden ist, dass der Hochadel die Hochburg aller antidemokratischen und reaktionären Treibereien ist, das kann doch kein Mensch mit fünf Sinnen leugnen. Und hier gilt es entschlossen zugreifen, solange noch die revolutionäre Begeisterung eine treibende Kraft ist. Dass die Abschaffung der Fideikommisse und Sozialisierung des Grossgrundbesitzes den Wünschen der ungeheuren Mehrheit entspricht, kann nicht gut in Frage gestellt werden. Hier abwarten, bis eine noch ungewählte und mit tausend anderen Aufgaben belastete Versammlung dies auch formell erklärt haben wird, wäre eine Wiederholung des alten Doktrinarismus von 1848. Jetzt, wo die schwer geprüften Soldaten ratlos heimkehren, ist es Zeit, den bäuerlichen Elementen Grund und Boden zuzuweisen, gegen billige Entschädigung der bisherigen Besitzer. Die Sozialisierung des Grossgrundbesitzes ist das Gesunde am Bolschewismus und man überwindet ihn wie jede andere Idee nicht durch rohes Zuschlagen auf seine Anhänger, sondern durch Verwirklichung dessen, was gesund an ihm ist. Vor allem aber müsste das ganze Fideikommiswesen, in einer Republik eine Ungeheuerlichkeit, als verfassungswidrig abgeschafft werden.

Nur wenn auf diese Weise die realen Mächte der Reaktion zertrümmert werden, kann die Revolution den Gefahren entgehen, von denen sie heute bedroht ist wie im Jahre 1848.



Goldene Worte des „arbiter mundi“.

Von W. KESSLER.

Gerne geben wir dieser Darstellung eines vielgereisten Deutschen Raum, wobei freilich die Zeitereignisse dringend zur Vorsicht bezüglich eines abschliessenden Urteils über Wilson mahnen. D. Red.

„Ex occidente lux“.

Seit ich vor nunmehr fast einem Menschenalter des grossen sozialen Apostels Henry George bahnbrechende und klassische Schriften über „Fortschritt und Armut“, „Soziale Probleme“ u. a. mit noch jugendlicher Begeisterung studierte und in ihnen die Grundlage alles meines späteren sozialen Denkens und Strebens fand, hat kaum ein Werk volkswirtschaftlichen Gehaltes wieder einen ähnlichen Eindruck auf mich gemacht als des jetzt so viel genannten, gefeierten und gehassten Präsidenten Woodrow Wilson Buch

„Die neue Freiheit“.*)

Da namentlich in deutschen Kreisen, auch in solchen, die es wohl besser wissen müssten und könnten, über das eigentliche politische und soziale Denken und Handeln des zur Zeit wohl wichtigsten Mannes unseres Planeten eine nur durch die bedauernswerte einseitige Geistesrichtung, welche der Krieg dem sonst so universellen deutschen Volke gegeben hat, erklärliche Unwissenheit herrscht, darf es vielleicht im wahrsten Sinne des Wortes zeitgemäss sein, auf dies Werk, welches in zwölf knapp und kurz gefassten Aufsätzen so recht eigentlich das Glaubensbekenntnis und Programm des ehemaligen Gouverneurs von New-Jersey enthält, hinzuweisen.

Zuerst noch einige Angaben über die allgemein noch so wenig gekannte Lebensgeschichte des Verfassers.

Thomas Woodrow Wilson wurde am 28. Dezember 1856 zu Staunton in Virginien als Sohn eines presbyterianischen und namentlich als Kanzelredner bedeutenden Geistlichen geboren. Nachdem er den ersten Unterricht bei seinem Vater genossen, bezog er mit 17 Jahren das Davidson-College in Mecklenburg-County, welches er schon nach zwei Jahren mit dem College of New Jersey, der späteren Princeton University, vertauschte.

Von diesem Zeitpunkte, 1875, ab ist Wilsons Leben und Geschichte wesentlich an den Staat New Jersey, einen der wichtigsten Neu-Englands, in nächster Nähe der Empire-City New York, gebunden. Schon als junger Student fasste Wilson lebhaftes Interesse für Politik und Journalistik. Mit 22 Jahren verfasste er seinen ersten Aufsatz über „Kabinettsregierung in den Vereinigten Staaten“, welcher im Sommer 1879 in der International Review, einer der besten und bekanntesten Zeitschriften Amerikas, Aufnahme fand. In dieser ersten Jugendarbeit sind schon klar und fest die Grundsätze vorgezeichnet, welche das ganze spätere politische Denken und Wirken Wilsons erfüllen und beherrschen sollten. Um sie zu verstehen und zu würdigen, ist es unerlässlich, das politische und wirtschaftliche Milieu, den damaligen Zu-

*) Woodrow Wilson: Die neue Freiheit. Ein Aufruf zur Befreiung der edlen Kräfte eines Volkes. Eingeleitet und übersetzt von Hans Winand. München 1914 bei Georg Müller.

stand der Entwicklung Nordamerikas überhaupt, etwas näher ins Auge zu fassen.

Seit dem Abschluss des Bürger- oder Sezessionskrieges war im letzten halben Jahrhundert in den Vereinigten Staaten, äusserlich im wesentlichen gekennzeichnet durch Eisenbahnbau und grossindustrielle Entwicklung, ein wirtschaftlicher Aufschwung erfolgt, wie er in der Weltgeschichte wohl ohne Beispiel ist. Aus dem bis dahin fast ausschliesslich den Urgewerben der Bodenkultur gewidmeten Gebiete war „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten", riesenhafter industrieller aber auch einseitiger kapitalistischer Entwicklung, das Land der Syndikate und Trusts, der bosses und Milliardäre, geworden, ohne dass Gesetzgebung und politische Organisation sich dieser Umformung aller Lebensbedingungen auch nur annähernd angepasst hätten. Die innerpolitische Entwicklung war hinter der materiell-industriellen weit zurückgeblieben und drohte in ein ausschliesslich plutokratisches Wirtschafts- und Verwaltungssystem auszumünden, in welchem für wahre persönliche und wirtschaftliche Freiheit noch weniger Raum und Möglichkeit blieb, als in den alten Polizei- und Obrigkeitsstaaten Europas. Die Eisenbahn-, Petroleum- und Stahlkönige Nordamerikas übten eine, wenn auch unter republikanischen Formen verschleierte, so doch in Wirklichkeit noch weit härtere und umfassendere Herrschaft über Land und Leute ihrer Gebiete aus, als die mehr oder minder durch Verfassungen und Traditionen eingeschränkten, an Formen und Rücksichten gebundenen Monarchen der alten Welt.

Selbstredend konnte es nicht ausbleiben, dass sich gegen dies System, welches teilweise zur offenen Korruption, besonders in den grossen Mittelpunkten des öffentlichen und Geschäftslebens, ausartete, und dessen Wahlspruch war: „Den Siegern die Beute", bald freie und edle Geister erhoben, die noch das alte Evangelium verehrten und hochhielten, dass „Amerika geschaffen wurde, um jede Art von Bevorzugung aufzuheben; um die Menschen zu befreien und sie auf den Boden einer Gleichheit zu stellen, auf dem sie unbehindert ihre Fähigkeiten und ihre Kräfte betätigen können."

Einer der ersten und wohl jedenfalls der bedeutendste dieser Propheten und Verfechter der alten politischen und der neuen wirtschaftlichen Freiheit und Gerechtigkeit war Henry George, der den Boden als Grundlage alles menschlichen Lebens und Arbeitens für die Allgemeinheit retten und seine „Rente", d. h. den unverdienten Wertzuwachs in der Form der „single tax" als alleinige Steuer einziehen wollte. Leider unterbrach das beklagenswert frühe Ende dieses genialen und begeisterten Verkünders der „Bodenreform" den Siegeszug seiner Gedanken und Pläne, gerade als er vor der Aussicht stand, Bürgermeister von New York zu werden und dort seine Reformen zu verwirklichen.

Auch einzelne tatkräftige Staatsmänner wie die Präsidenten Cleveland und später Roosevelt und Taft erkannten wohl die verhängnisvollen Strömungen, auf denen das Schiff der Union dem schlammigen Meer plutokratischer Versumpfung entgegentrieb, und machten mehr oder minder umfangreiche, aber stets erfolglose Versuche, diesen trüben Fluss einzudämmen und zu reinigen. Namentlich Roosevelt plante, durch Beaufsichtigung und Regulierung seitens des Staates und Bundes, die Schattenseiten und Auswüchse der Trusts und ihrer Monopole zu bekämpfen und zu beschneiden, ohne ihnen jedoch den Weg, auf dem sie sich so unheilvoll entwickelt hatten, völlig zu versperren. Dieser sonst so energische Mann wagte nicht, radikal

genug zu sein und aufs Ganze zu gehen; er begnügte sich mit kleineren Abschlagszahlungen und vereinzelten, leicht „realisierbaren“ Reformen, um schliesslich eigentlich nichts von Bedeutung zu erreichen.

Hier beginnt nun die Lebensarbeit Wilsons. Schon der 22jährige Student hatte in seiner ersten vorher erwähnten Schrift gefordert, dass Regierungsorganisation und Gesetzgebung stets und unmittelbar vom Volkswillen und den Bedürfnissen der Gegenwart beeinflusst und getragen sein solle und nicht in veralteten Formen und der Öffentlichkeit unzugänglichen Wegen beharre. Die Bahn des Politikers war damit von ihm beschritten.

Nach Beendigung seiner juristischen Studien ergriff er den Beruf des Rechtsanwaltes zu Atlanta, jedoch ohne jeden äusseren Erfolg. Nach 1½ Jahren gab er seine Praxis auf und kehrte zum Studium zurück, diesmal an der Johns Hopkins Universität, wo er sich besonders mit Staatswissenschaften und Regierungsphilosophie beschäftigte.

1885 erschien Wilsons erstes grösseres Werk über „Kongress-Regierung“, welches ihn sofort bekannt, fast berühmt machte. Man wählte ihn zum Lehrer für Geschichte und politische Wirtschaftswissenschaft an der damals neugegründeten Frauenhochschule, dem Bryn Mawr College, gewissermassen einem Gegenstück zur älteren John Hopkins Universität. Zur gleichen Zeit, 1885, verheiratete er sich. 1890 wurde Wilson der Lehrstuhl für Politik und Rechtskunde an seiner alten Princeton Universität übertragen, zu deren Präsidenten er 1902 aufrückte.

Bis jetzt war sein Leben in den ruhigen Bahnen des Theoretikers und akademischen Lehrers verlaufen, von dessen erfolgreichem literarischem Fleisse mehrere bedeutende und umfangreiche Werke zeugen. Über Regierung und Staatswesen handeln die Bücher: „Congressional Government” und „The State”. Als Geschichtschreiber hat sich Wilson in seiner grossen „Geschichte des amerikanischen Volkes“ ein bleibendes Denkmal geschaffen, auch seine Washingtonbiographie wird gerühmt. Kürzer, populärer und in mehr publizistischer Art sind die beiden Werke: „Nur Literatur“ und „Die neue Freiheit“ gehalten. Das letztere Buch ist eigentlich aus Wahlreden des nunmehrigen praktischen Politikers Wilson zusammengestellt.

Denn der bisherige Professor und Schriftsteller hatte inzwischen als Hochschulpräsident einen sehr realistischen Kampf um Durchführung seiner demokratischen Ideale gegen die Macht der Plutokratie durchfechten müssen. Princeton war ein amerikanisches Bonn geworden, d. h. eine Universität, welche mit Vorliebe von der Jugend der reichen Familien aufgesucht wurde, die sich hier, ähnlich wie in Deutschland, in Korps und ähnlichen Verbindungen, in Klubs zusammenschloss und in Gegensatz zu dem Wilsonschen Gedanken demokratischer Gleichheit und Zusammengehörigkeit stellte. Wilson bekämpfte im vollen Eifer seiner Überzeugung diese Bestrebungen, musste aber schliesslich, als es sich um die Annahme eines Zwölfmillionenlegates mit tendenziös aristokratischer Bestimmung handelte, der Macht des Geldes weichen.

Im Jahre 1910 legte er sein Amt als Präsident von Princeton nieder und vertauschte den Beruf des Gelehrten und Akademikers mit dem eines praktischen Berufspolitikers. Denn so gross war inzwischen sein Ansehen und das Vertrauen seiner Mitbürger zu ihm gewachsen, dass er sofort nach Aufgabe seiner Stellung zum Gouverneur des Staates New Jersey gewählt wurde. Als solcher hat der von kenntnisloser gehässiger Seite mit Vorliebe als welt-

fremder Professor und Theoretiker geschmähte Mann Staunenswertes geleistet, das ihn in die Reihe der erfolgreichsten politischen Praktiker emporhebt. Mit Hilfe der öffentlichen Meinung, d. h. des wirklichen Volkes, welches er als Redner in öffentlichen Versammlungen und als unermüdlicher Zeitungsschriftsteller zu gewinnen wusste, gelang es ihm in kurzer Zeit, die wichtigsten Reformgesetze durchzubringen, welche den Staat von der Herrschaft der Trusts und Sonderinteressen befreiten. Seine Hauptwaffe war Ehrlichkeit und Öffentlichkeit. Die Politik der Verhandlungen hinter geschlossenen Türen und der geheimen Abmachungen wurde ein für alle Mal beseitigt und aufrichtig demokratische Offenheit und Freiheit wieder hergestellt.

Wilsons zweimalige Wahl zum Präsidenten der Union legt wohl am besten Zeugnis davon ab, we sehr die Anhänger wahrer und wirklicher Demokratie die Leistungen und Fähigkeiten des Gouverneurs von New Jersey zu würdigen wussten. Seine Laufbahn und sein Wirken als Präsident der Vereinigten Staaten liegt vor den Augen der Gegenwart. Der Weltkrieg und seine Entwicklung haben den Lehrer von Princeton zum Schiedsrichter der Welt gemacht, auf den sich Millionen Augen hoffnungsvoll richten, und von dem die Völker fast der ganzen bewohnten Erde das Urteil über ihr Wohl und Wehe erwarten.

Wilson als Politiker und Gesetzgeber geht vor allem davon aus, dass die Gesetzgebung mit der wirtschaftlichen Entwicklung eines Volkes Schritt halten muss. Für ihn ist das Gesetz nicht mehr und nicht weniger als „dzr Ausdruck gesetzlich geordneter Wirklichkeit."

Alle die gerade in den letzten Jahrzehnten in den Vereinigten Staaten hervorgetretenen grossen Übelstände und Auswüchse in der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung sind nach Wilson lediglich dadurch entstanden, dass diese letztere in Riesenschritten vorwärts eilte, während der Gesetzeszustand in seiner alten Verfassung beharrte, die für die früheren einfachen Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse berechnet war. Weder die riesenhaft sich ausdehnende Organisation und Kooperation der industriellen Unternehmer und des Grosskapitals noch die gänzlich veränderten Beziehungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern waren von den bestehenden Gesetzen irgend genügend erfasst und geregelt. Die grossen Verbände, welche an die Stelle der früheren Unternehmer getreten waren, entzogen sich mit Leichtigkeit den einst für die einzelnen Personen der Arbeitgeber geltenden Pflichten und Verbindlichkeiten und übten mit oder neben der Staatsgewalt eine völlig unbeschränkte Herrschaft, nicht nur über ihre Arbeiter, sondern auch über alle Kreise ihrer Abnehmer und etwaigen Konkurrenten. Treffend sagt Wilson (Seite 46): „Die amerikanische Industrie ist nicht frei wie einst. Die amerikanische Unternehmung ist nicht frei; dem Manne mit kleinem Kapital wird es immer schwerer, Zutritt zum Kampfplatz zu erlangen und mehr und mehr unmöglich, mit den Grossen in Wettbewerb zu treten. Warum? Weil, unsere Gesetze es nicht verhindern, dass der Starke den Schwachen zugrunde richtet." Und ferner (S. 53): „Es ist ein unerträglicher Zustand, dass die Regierung der Republik den Händen des Volkes soweit entgleiten und von Interessen gefangen genommen werden konnte, die Sonderinteressen und nicht die Interessen der Allgemeinheit sind. Im Gefolge dieser Abhängigkeit kam jene Fülle von Skandalen, Ungerechtigkeiten und Unsauberkeiten, die unsere Politik erfüllen."

Offen erklärt er, dass nur von einer völligen Revolution, und zwar auf

friedlichem, öffentlichem Wege, die notwendige grosse Erneuerung, die so dringende Reform der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, zu erwarten sei.

Zur Lösung dieser grossen Aufgabe müssen alle freien Kräfte, alle hellen Köpfe und edlen Geister des Volkes mobil gemacht werden und mitkämpfen; mit stumpfsinnigem Beharren in der alten Tretmühlenpolitik und mit Stubenhocken ist nichts zu erreichen; mitarbeiten und fortschreiten ist die Parole!

„Die Regierung der Vereinigten Staaten ist gegenwärtig das Mündel der Sonderinteressen." Mit diesen Worten geisselt Wilson den bestehenden Zustand, dass eigentlich nur eine besondere Klasse und nicht etwa das ganze Volk die Regierung führt. In New Jersey z. B. entschieden kaum ein halbes Dutzend bestimmter Männer über das Geschick des Staates. Wilson möchte diese Kuratoren abschaffen und das gesamte Volk dazu bringen, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und zu leiten.

„Gebt dem Volke die Regierung zurück!" Das ist seine beständige Mahnung. Amerika bedarf keiner Vormundschaft. Alles beruht auf Berücksichtigung, Belebung und Hebung des Durchschnitts. Die durchschnittliche Hoffnungsfreudigkeit, die durchschnittliche Wohlfahrt, der durchschnittliche Unternehmungsgeist und die durchschnittliche Initiative des amerikanischen Volkes sind die einzigen Dinge, die das Land reich machen. Was hat uns so stark gemacht?: Die Mühsal von Millionen von Menschen, die Arbeit von Männern, die sich nicht brüsten, die nicht eitel sind und Tag für Tag schlicht ihrem Lebenspfade folgen." (S. 90).

Aus dem Boden, aus den Bodenschichten spriesst die Kraft eines Volkes und Landes hervor. Sehr richtig weist Wilson hierbei auf die unleugbare demokratische Kraft der katholischen Kirche hin, welche ihren Heerbann und oft genug auch ihre Führer aus allen Klassen des Volkes und zumeist den niedersten und bodenständigsten rekrutierte und ergänzte. „Ein Volk wird allein durch jene Kräfte sichergestellt, die tief im Herzen des Volkes walten. Die Blume trägt nicht die Wurzel, aber die Wurzel die Blume. Nichts Lebendiges kann zur Fruchtbarkeit erblühen, wenn nicht durch die nährenden Fasern, die tief im gewöhnlichen Erdboden verankert sind. Und empor aus dem gewöhnlichen Boden, aus dem schweigsamen Herzen des Volkes steigen auch freudig jene Ströme der Hoffnung und der Entschlossenheit, die bestimmt sind, das Angesicht der Erde herrlich zu verjüngen" (S. 92—93.)

Statt des fast im geheimen arbeitenden Kongresses, der eigentlich nur eine gesetzmachende Körperschaft darstellt, erlangt Wilson ein frei und öffentlich debattierendes Volksparlament. Er stellt mit grosser Befriedigung fest, dass in der jüngsten Gegenwart die politischen Versammlungen ihren früheren einseitigen und sinnlosen Parteicharakter mehr und mehr verlieren und wahrer, allgemeiner und öffentlicher Aussprache aller Bürger dienen. Als die gegebenen Versammlungsorte empfiehlt Wilson die Schulhäuser, ein Vorschlag, welcher auch in andern Ländern Beachtung verdiente. Nur durch allgemeine Wiedereinführung der gemeinsamen und öffentlichen Beratung lässt sich die eigentliche wirkliche Meinung des Landes bilden und kennen lernen. „Wenn du erfahren willst, was den Strom auf seinem Wege zum Meer so gross werden liess, so musst du den Strom hinauffahren. Du musst zu den Hügeln hinaufwandern und in die Wälder zurück, um die kleinen Bäche, die kleinen Flüsse zu erspähen, die sich an erborgenen Stätten vereinigen, um sich als gewaltiger Strom ein Bett zu graben. Und so ist es mit

dem Werden der öffentlichen Meinung: Drinnen im Lande, auf den Bauernhöfen, in den Läden, in den Dörfern, in den Wohnungen der Grosstadt, in den Schulhäusern, überall wo Menschen zusammentreffen und gegeneinander freimütig und wahr sind, dort ist es, wo die Bäche und Flüsse ihrem Urquell entspringen, um einst die mächtige Kraft jenes Stromes zu bilden, der alle menschlichen Unternehmungen auf seinem Zuge zu dem grossen, gemeinsamen Meere der Menschheit trägt und treibt." (S. 102/03.)

„Es ist unsere Aufgabe, das Parlament des Volkes aufzurichten, und zu beweisen, dass wir keine Menschen bekämpfen, dass wir versuchen, alle Menschen dazu zu bringen, einander gegenseitig zu verstehen" (S. 107.)

Vor allem Licht und Luft in alle öffentlichen Angelegenheiten unbeschränkt zulassen! Kein Beraten der „Aufsichtsräte" hinter verschlossenen Türen! Kein verstecktes Bündnis mehr zwischen Geschäft und Politik! Für alle Arten politischer und wirtschaftlicher Übelstände ist die breiteste Öffentlichkeit das sicherste Heilmittel. Nie wäre es z.B. möglich gewesen, so verderbliche Bestimmungen wie den berüchtigten Payne-Aldrich-Zolltarif durchzubringen, wenn er rechtzeitig zur allgemeinen öffentlichen Prüfung und Beratung bekannt und freigegeben gewesen wäre. Andererseits würden viele zweckmässige und notwendige Gesetze bei öffentlicher Besprechung Kraft und Geltung erlangen, welche bisher im Schosse einer Kommission begraben wurden.

Gerade dieser von vielen Seiten als gefährlich und demagogisch verrufene Weg der unbeschränkten Öffentlichkeit ist vom Gouverneur von New Jersey in diesem Staate eingeführt und eingeschlagen worden, und zwar mit dem besten selbst von den früheren Gegnern anerkannten Erfolge.

Ganz besonders hat die von Wilson so scharf bekämpfte Geheim- und Kommissionspolitik auf dem Felde der Schutzzoll- und Tarifgesetzgebung sich in verhängnisvollster Weise gezeigt. Aus dem ursprünglich zur notwendigen Unterstützung junger aufstrebender Industrien bestimmten und begründeten Zolltarif der Vereinigten Staaten hat sich allmählich nicht nur eine wahre Zwangsjacke für die Industrie selbst, in welcher alle neuen Bestrebungen künstlich und gewaltsam zurückgehalten werden, sondern ein Vergünstigungs- und Gewinngarantiesystem für die bestehenden und herrschenden Produktionen herausgebildet, welches dem Lande selbst die schwersten Opfer zugunsten einer beschränkten Anzahl grosser Industriekapitäne auferlegt. Der herrschende Grundsatz, „dass der Tarif den Unterschied zwischen den Herstellungskosten in Amerika und denen in andern Ländern darstellen soll, plus eines „angemessenen" Gewinnes für jene, die in der betreffenden Industrie tätig sind", öffnet versteckter Begünstigung einzelner Interessenten und ihrer Verbände Tür und Tor, da die „Angemessenheit" des zusätzlichen Gewinnes ein höchst dehnbarer Begriff ist und meist nach den Wünschen der ebensowenig durch Schüchternheit wie Genügsamkeit ausgezeichneten Beteiligten festgesetzt wird.

Und trotz dieser grossen Begünstigungen, trotz der Riesengewinne, welche diese geschützten Industrien, wie z. B. der berühmte und berüchtigte Stahlverband, erzielen, wird nirgends menschliche Arbeitskraft schonungsloser ausgenutzt und schlechter bezahlt als in ihnen, wo das modernste Sklaventum in brutalster und schroffster Gestalt verkörpert ist!

Wilson betont, dass, solange die Bundesregierung an dem Grundsatz festhalte, sich im wesentlichen auf indirekte Besteuerung zu stützen, nie ein

wirklicher Freihandel tin den Vereinigten Staaten möglich sei; aber wohl sei es möglich und dringend notwendig, aus dem grossen Garten der amerikanischen Zollgesetzgebung das „Unkraut" auszurotten, das System der Günstlingswirtschaft zu beseitigen und das Land von den Beschränkungsgesetzen zu befreien, welche nur zum Nutzen einzelner erlassen sind! Der Unfug, dass die Bürger der Vereinigten Staaten für eine amerikanische Ware oft das doppelte des Preises bezahlen müssen, zu dem sie im Ausland verkauft wird, muss beseitigt werden.

„Alles soll im Interesse der Allgemeinheit geschehen und nicht im Interesse jener besonderen Gruppen von Persönlichkeiten, die bereits die Industrieen und die industrielle Entwicklung des Landes beherrschen". (S. 141.)

Folgerichtigerweise ist Wilson auch ein Gegner der Trusts, jener ungesunden Geschäftsvereinigungen zur Beseitigung des Wettbewerbes und Beherrschung des Marktes, welche für die neuere Wirtschaftsentwicklung Amerikas so bezeichnend sind. Wilson will von dem Standpunkte aus, dass private Monopole nicht zu dulden sind, die vielen kleinen Zwerge persönlichen Unternehmungsgeistes und Fleisses gegen den aufgeschwemmten Riesen der Trusts verteidigen, der viel zu viel Ballast in sich aufgenommen hat und mit sich schleppt, um normal und zu gesunden Preisen arbeiten zu können. Hat doch der Stahltrust z. B. die Carnegie-Werke zu einem Preise aufgekauft, der das Fünffache ihres eigentlichen Wertes ausmachte!

Man darf nicht grosse Geschäfte und Trusts verwechseln! Trusts kaufen die Leistungsfähigkeit auf, welche das wirkliche reelle Geschäft steigert und bereichert. Mit Nachdruck schildert Wilson die grossen Gefahren, welche durch die bisher von Gesetzen gar nicht kontrollierte und eingeschränkte Zusammenschliessung der grossen Korporationen, Eisenbahnen, Bergwerke, Grossindustrie, Banken usw. zu „Interessengemeinschaften" entstehen. „Eine verhältnismässig kleine Zahl von Männern hat die Herrschaft über die Rohstoffe Amerikas, über die Wasserkräfte, die Eisenbahnen; sie beherrschen die Preisgestaltung und das Kreditwesen des Landes". (S. 159—160.)

Nur ein Mittel gibt es zur Abhilfe: jene „Interessengemeinschaft" durch die noch grössere aller Menschen zu ersetzen, durch eine Interessengemeinschaft, „die gross und weitherzig genug ist, um in den Bereich ihres Verstehens alle Arten von Menschen und alle menschlichen Umstände aufzunehmen. Es gibt nur ein Mittel, um ein freies Land zu schaffen, und es heisst: sorge dafür, dass unter jeder Jacke ein freies und hoffnungsvolles Herz schlage". (S. 160.)

Deshalb bekämpft auch Wilson auf das schärfste das Programm der sogenannten „dritten" Partei Roosevelts und Tafts, welche vermitteln und die Trusts durch Überwachung seitens des Staates gewissermassen legalisieren will. Danach sollen die Monopole nicht aufgehoben, sondern reguliert, die Trusts erhalten, aber unter Staatskontrolle gestellt und bewogen werden, ihren Betrieb zu humanisieren.

Aber Wilson sagt mit Recht, dass der Weg zu sozialer Reform nicht durch die Kräfte zu gewinnen ist, welche die Reform erst notwendig gemacht haben. Jede wirkliche Beeinflussung der Grossindustriellen durch die Regierung führt zu einem immer engeren Anschluss derselben an die Regierung, wie man dies auch in andern Ländern deutlich beobachten kann. Sie werden gewissermassen Partner der Regierung. (Vgl. Krupp, Stumm u. a.) Kein

Wunder, dass die grossen Korporationen, vor allem der Stahlverband, diese sogenannten Reformpläne Roosevelts lebhaft unterstützten.

Wilsons Ziel ist ein ganz anderes. „Unser Ziel ist die Wiederherstellung der Freiheit. Wir wollen darauf hinarbeiten, private Monopole gesetzlich zu verhindern und das System, durch das die Monopole geschaffen wurden, gesetzlich unmöglich zu machen" (S. 178.)

Mit der Beseitigung des widergesetzlichen Einflusses der Trusts und grossen Korporationen soll auch die Entthronung der „bosses" vor sich gehen, dieser eigenartigen politischen Geschäftsagenten für Sonderinteressen, welche, wie bekannt, in der neueren innerpolitischen Geschichte der Vereinigten Staaten eine nur zu verhängnisvolle Rolle gespielt haben. Sie waren gewissermassen Geheimkönige ihrer Bezirke, im geheimen gewählt, im geheimen arbeitend und öffentlich nie zu sehen und zu fassen. Mit der öffentlichen, ehrlichen und aufrichtigen Beteiligung aller am politischen Leben verschwindet diese im Trüben fischende und im Finstern schleichende Klasse von selbst.

Wilson führt aus seinen Erfahrungen und Erfolgen in New Jersey ein treffliches von ihm durchgebrachtes Gesetz an, welches bestimmte, dass, wer sich ein Amt kaufte (wie bis dahin nur zu üblich war), es nicht erhielt! Es gelang ihm ferner, ein Gesetz gegen Bestechungen und ein neues gerechtes Wahlgesetz einzuführen. Das Ergebnis war ein ganz neuer Geist der Gesetzlichkeit; „man befolgte alle Gesetze wie in der Sonntagsschule". Die vermeintliche Macht der feindlichen Korporationen usw. erwies sich lediglich als Koulisse von Befestigungen, welche beim ersten ernsten Angriff wie Kartenhäuser zusammenfielen.

Beamte sollen bei Verfehlungen absetzbar sein, Beamte und Rîchter vom Volke gewählt werden.

Mit der Beseitigung der Macht von Trusts und Monopolen, die im Grunde doch nichts anderes sind als künstliche Schutzdecken für sonst nicht lebensfähige unnatürliche Gebilde, wird auch wieder der frische Wage- und Arbeitsmut der Tüchtigsten und Begabtesten belebt werden, welche nur in der Sonne der Freiheit ihre ganze Kraft entfalten können, die heute überall an geheime Schranken anprallt und sich wundstösst. Es wird dann auch vor allem die von Wilson mit Recht so betonte Frage der „Konservation" ganz anders aufgefasst und gelöst werden können: Die grosse Frage der Erhaltung, nicht nur der reichen Naturschätze und natürlichen Hilfsquellen des Landes, wie Forste, Mineralien, Wasserkräfte usw., die bis jetzt vom ärgsten Eigennutz nach dem Grundsatz des rücksichtslosesten "I don't care" ausgenutzt und verwüstet wurden, sondern auch der viel wertvolleren Menschenkraft.

„Die Kraft Amerikas ist nur abhängig von der Gesundheit, der Hoffnungsfreude, der Elastizität und dem Frohmut des amerikanischen Volkes". (S. 214.)

Denn „Besitz ist ein Werkzeug der Menschheit, die Menschheit ist kein Werkzeug des Besitzes." (S. 213.)

Nachdem Amerika erlebt hat, wie der Grundsatz des Gewährenlassens die Monopole und Trusts grossgezogen und an Stelle der vermeintlichen Freiheit die Abhängigkeit und Gebundenheit der wirtschaftlichen und persönlichen Kräfte des Volkes herbeigeführt hat, welche eine durch Sonderinteressen gebundene Regierung nicht zu erhalten und zu befreien vermochte, ist es nunmehr an der Zeit, durch positive Gesetzesarbeit die Lebenskräfte des ganzen Volkes zu befreien und zu fördern. „Wir müssen Politik zu einer Angelegenheit machen, an der ein rechtschaffener Mann mit Befriedigung

teilnehmen kann, weil er weiss, dass seine Meinung soviel gelten wird, als die seines Nächsten, und weil die bosses und die Sonderinteressen entthront sind. Wir müssen die Hemmungen des Geschäftslebens aus dem Wege räumen und die Tarifbegünstigungen, die Eisenbahnmissbräuche, Kreditverweigerungen und alle ungerechten Bedingungen, die sich gegen den kleinen Mann richten, aufheben. In der Industrie müssen wir menschliche Bedingungen schaffen — nicht durch die Trusts — sondern auf dem Wege des Gesetzes, welches Schutz gegen Gefahren, Entschädigung für Verletzungen, gesunde Arbeitsbedingungen, angemessene Arbeitszeit, das Recht zur Organisation und alle anderen Dinge gewährleistet, die das Gewissen des Landes als das Recht des Arbeiters fordert." (S. 224.)

Seit den Tagen jener Einwanderer, die zuerst ihren Fuss auf amerikanischen Boden setzten, hat sich der Freiheitsbegriff vertieft.

„Die neue Freiheit ist das Lied der Erlösung und der Gleichheit, in ihm waltet der Atem des Lebens, der köstlich ist gleich jenen Lüften, die das Schiff des Kolumbus vorwärts trieben und die die stolze Verheissung einer Glücksmöglichkeit mit sich trugen, deren Erfüllung Amerikas Aufgabe ist." (S. 225.)

Es ist ein grosser, edler, kühner und freier Geist, der aus allen Worten des inzwischen zum Schiedsrichter der Welt emporgestiegenen ehemaligen Gouverneurs von New Jersey und derzeitigen Präsidenten der Union zu uns spricht. Ich weiss nicht, wie weit es ihm gelungen ist, bis zum Ausbruch des Weltkrieges, welcher für den Amerikaner Wilson wie den Engländer Lloyd George ihre ursprünglichen innerpolitischen und sozialen Bestrebungen zu weltumfassenden äusseren Kampf- und Kriegszielen verrückt und erweitert hat, seine Ideale durchzusetzen. Wilsons Freiheitsideal ist wohl keinesfalls schon auch nur annähernd verwirklicht. Für manche Punkte seines Programmes, wie Überwindung der privaten Nebenregierungen der grossen Interessentengruppen durch die Staats- und Bundesgewalt dürfte der Krieg eher förderlich als hinderlich sein. Ob dem grossen Reformer ganzer und voller Erfolg beschieden sein wird, hängt noch von den einstweilen unberechenbaren kommenden Dingen, Kriegsende und Friedensschluss, seiner Wiederwahl zum Präsidenten u. a. ab.

Soviel aber dürfte für alle, welche diesem seltenen und weit über seine Zeitgenossen hervorragenden Manne näherzutreten versucht haben, feststehen, dass, wenn ein einzelner überhaupt befähigt ist, mit grossem, weitem Blick Menschen, Welt und ihre Getriebe zu durchschauen und zu überblicken und mit klarer vorurteilsfreier Gerechtigkeit sein Urteil abzuwägen und zu fällen, sicherlich Woodrow Wilson zuerst genannt werden muss.

Man hat, besonders in Deutschland, dem Lande der Professoren und Pädagogen im eigentlichsten und beschränktesten Sinne, Wilson als einseitigen Idealisten und weltunkundigen Theoretiker hinzustellen und herabzusetzen versucht. Richtig ist, dass die ernste und lange Tätigkeit als Erzieher, Forscher und Schriftsteller dem Geist des Präsidenten jene feine und helle Klarheit, jene von den kleinlichen, persönlichen und selbstsüchtigen Regungen des ausschliesslichen Praktikers und Geschäftsmannes abgewandte Richtung gegeben hat, welche wir an ihm bewundern und die für den über dem Dunst der Parteien stehen und urteilen sollenden Richter und Staatsmann so wertvoll, ja unerlässlich ist. Ein Roosevelt, ein Ludendorff wäre in Wilsons Rolle undenkbar und jedenfalls unheilvoll.

Dass andererseits Wilsons rasches, zielbewusstes und tatkräftiges Eingreifen und Durchführen des als richtig Erkannten nicht fremd ist und nicht schwer fällt, hat sein Wirken als Staatsgouverneur, als Bundespräsident und als Leiter der Weltliga gegen die europäischen Zentralmächte wohl schon genügend erwiesen. Nur ist die Welt- und Lebensauffassung, in der er denkt und handelt, so durchaus verschieden von derjenigen seiner Gegner, wie es eben der Geist von Plön und Potsdam im Vergleich zu dem von Washington nur sein kann. Der Mann, welcher „unter keinem Herren leben will“ kann eben nicht Überlebsel aus früheren Welt- und Denkperioden, wie „beschränkten Untertanenverstand“, „ererbte Vorrechte“, „angestammte Herrscherhäuser“ und dergl. verstehen und würdigen.

Es ist vielleicht Deutschlands grösster Fehler und grösstes Unglück gewesen und geworden, dass seine Leiter nicht rechtzeitig wenigstens versucht haben, unbeschadet der bereitwillig anerkannten teilweisen Lichtseiten und Vorzüge ihrer alten Systeme und Einrichtungen — den eigentlichen und wahren Geist der grossen Republik jenseits des Ozeans richtig zu erfassen und einzuschätzen, der sich in dem zu Anfang der amerikanischen Magna charta ausgesprochenen Satze verkörpert findet, „dass alle Gewalt dem Volke übertragen und infolgedessen vom Volke abgeleitet ist“.



Die russische Sowjet-Republik.

Von Dr. J. GRIGOROWITCH, Russland.

I.

Ganz Europa hat sehr viel von den Grausamkeiten der Bolschewiki gelesen und gehört. Fast die gesamte Tagespresse füllte tagaus tagein ihre Spalten mit Leitartikeln und Aufsätzen, Korrespondenzen und Agenturberichten über die Massaker und Hinrichtungen, Meuchelmorde, Plünderungen und Verwüstungen der roten Garde, der lettischen Schützen und der chinesischen Söldlinge der bolschewistischen Regierung.

Wer sind nach diesen Schilderungen die Bolschewiki?

Einige Hundert, höchstens einige Tausend ehrgeiziger und grausamer Fanatiker, die durch Hinterlist und Meuchelmord die Herrschaft über das unermessliche russische Reich an sich gerissen haben und diese Herrschaft nur dadurch aufrecht erhalten, dass sie mit Hilfe einer gut bezahlten und jeder Verantwortung enthobenen Soldateska die gesamte Bevölkerung in Stadt und Land in panischem Schrecken erhalten und alle Reichtümer des Landes an sich reissen. Dann ist es kein Wunder, wenn alle Städte Grossrusslands in Flammen stehen, wenn Cholera, Pest und Hungersnot Tausende von Menschen hinraffen, wenn Millionen von Bauern sich gegen die Bolschewiki erhoben haben und mit den Waffen in der Hand gegen Moskau und Petersburg gezogen und wenn in jeder grösseren Stadt Verschwörungen gegen die Bolschewiki-Regierung aufgedeckt wurden, wenn ihre führenden Männer zum Ziele von Attentaten geworden sind.

So ungefähr sieht das Bild aus, das sich fast der ganzen nicht-russischen Welt über die Bolschewiki unwillkürlich aufdrängt. Dieses herzzerreissende, aufwühlende und empörende Bild verfolgt uns tagaus, tagein, am Tag und in der Nacht. Man zerbricht sich den Kopf und zermalmt sich das Gehirn und fragt sich immer wieder: Ist es menschenmöglich, ist es jemals in der Weltgeschichte der Neuzeit dagewesen, dass einige Tausend „Bajonette" ein ganzes grosses Land mit unzähligen Millionen von Einwohnern in Angst und Schrecken darniederhalten, es aussaugen und ausrauben? Und das nicht nur gestern und heute, sondern bereits ein Jahr lang, vom November 1917 an!?

Wir fragen uns, warum sind es gerade die Bolschewiki, denen es gelungen ist, die „Bajonette" auf ihre Seite zu bringen und zu behalten? Warum nicht die gemässigteren Sozialisten-Revolutionäre (rechter Flügel) und Menschiwiki? Warum ist nicht der feurige Volkstribun Kerenski an der Spitze der Regierung geblieben? Und der russische Zarismus selbst mit seinem weitverzweigten und tief eingewurzelten Apparat von Spitzeltum, Gendarmerie und Polizei, Justiz und Militär? Warum sind gerade ihm die Bajonette untreu geworden? Warum ist er so ohne jeglichen Widerstand, so sang- und klanglos verschwunden?

Offenbar ist unter den Umständen, die gegeben waren, der Bolschewismus für Russland in seiner höchsten Not die einzige Möglichkeit gewesen. Russland musste den Frieden haben und keine andere Partei hätte die Verantwortung für Brest-Litowsk übernommen. Russland musste seinen uralten Autokratismus mit den Wurzeln ausreissen und sich vor der Gefahr der beständig mit neuem Despotismus drohenden Gegenrevolution schützen. Dazu war ein Robespierre gar nicht hinreichend, es hat deren zwei, Lenin und Trotzki, unzählige: die Bolschewiki. Die Bolschewiki sind die Regierung der Verzweiflung mit den Sitten der rohesten Gewalt von oben, des Terrors von unten. Nur in einem Lande mit diesen Sitten kann ihre Herrschaft von einiger Dauer sein, nur in einem Lande der Verzweiflung überhaupt in die Höhe kommen. Man treibe kein Land zur Verzweiflung, das ist das einzige Rezept zur Vermeidung des Bolschewismus, der in einer gesicherten Demokratie, in einer aufrichtigen Demokratie überhaupt keinen Platz hat. Aber warum steht die ganze Welt dem Bolschewismus so verständnislos gegenüber, die, welche ihn am unrichtigen Orte nachahmen wollen, wie die, welche ihn fürchten, wo er nicht zu fürchten ist. Und die ganze Entente, die ihn in Deutschland erzeugt, indem sie ihn aus Russland verscheuchen will?

Wo ist der Schlüssel zu diesem weltgeschichtlichen Rätsel?

Dieser Schlüssel liegt in uns selber, in unserem tiefsten Inneren. Wir glauben ja so gern bis aufs letzte Wort diesen unkontrollierbaren, interessierten und tendenziösen Agenturmeldungen und Gerüchten über die Schreckensherrschaft der Bolschewiki. Wir vergessen ja so leicht, dass in einem einzigen Tag des Weltkrieges die kriegführenden Regierungen an Blut und Gut ein Vielfaches von dem vernichten, was jemals in Russland unter der Herrschaft der Sowjet-Regierung geopfert werden müsste, auch wenn sich diese Sowjet-Regierung noch Jahrzehnte lange halten würde; derselben Sowjet-Regierung, die am Tage ihres Regierungsantrittes den Frieden für das ganze grosse russische Reich verkündet hat, die während der Brest-Litowsker Friedensverhandlungen und vorher schon die Ententeregierungen ununterbrochen

bestürmt hat, in gemeinsame Friedensverhandlungen mit den Zentralmächten einzutreten und den Weltfrieden anzubahnen.

Dies alles vergessen wir.

Warum tun wir das?

Weil wir uns eher mit dem Weltkrieg, mit dem Völkerkrieg abfinden, als wir den Bürgerkrieg als eine bestehende Tatsache anerkennen und ihm offen ins Gesicht schauen.

Wir haben zwar vieles von der französischen Revolution und der Pariser Kommune gelesen, ja wir haben vielleicht darüber geschrieben, aber das war einmal und irgendwo. Damals waren wir nicht da, oder wir waren weit vom Schuss. Und die Dimensionen waren nicht gross im Vergleich mit der jetzigen russischen Revolution.

Aber dass zu unserer Lebenszeit, im Jahre 1918, in unserer unmittelbaren Nähe ein so gewaltiger sozial-proletarischer Bürgerkrieg tobt, lodert und flackert, immer neue Überraschungen mit sich bringt, dass sogar in London, Paris, Wien und Berlin „Arbeiterräte“ gebildet werden — das können wir nicht begreifen, das wollen wir nicht sehen.

So ist es viel leichter und bequemer, sich über die Grausamkeiten der „Bolschewiki“ moralisch zu entrüsten, als die weltgeschichtliche Tragweite des russischen Bürgerkrieges, dieser treibenden Kraft der russischen Revolution, zu begreifen. Der Zweck dieses Aufsatzes dagegen ist ein rein informativer. Ohne für oder gegen den Bolschewismus Partei zu nehmen, beschränken wir uns hier auf eine möglichst objektive Schilderung seines Wesens und überlassen das Werturteil ganz und gar dem Leser.

II.

Gehen wir direkt an die Quelle, an die neuesten Schriften und Presseäusserungen von Lenin und Trotzki und an das Grundgesetz der russischen Räterepublik vom 19. Juli 1918.*) Und versuchen wir auf Grund dieser weltgeschichtlichen Dokumente ein klares und getreues Bild vom sozialen Wesen der russischen Revolution zu entwerfen.

Die Weltanschauung und das Aktionsprogramm ihrer jetzigen Träger stellen sich folgendermassen dar.

Der bürgerlich-kapitalistische Staat, insbesondere der imperialistische Raubstaat, ist eine Unterdrückungsorganisation der besitzenden und herrschenden Klassen.

Dagegen kennt der Kommunismus keine Klassen, keine Ausbeutung, weil er das Privateigentum an Grund und Boden und sonstigen Produktionsmitteln aufhebt.

Das Proletariat gelangt zur Macht durch Gewaltstreiks und bewaffnete Aufstände, zertrümmert den bürgerlichen Staat, zerstört dessen Spitzel- und Polizeiwesen, dessen Justiz- und Militärsystem und schafft eine neue

*) N. Lenin, „Am Tage nach der Revolution.“ Genossenschaftsdruckerei Zürich 1918. — Lenin, „Die nächsten Aufgaben der Sowjet-Macht.“ Promachos-Verlag, Belp, Bern, 1918. — Lenin, „Der Kampf um das Brot.“ Promachos-Verlag. — Lenin, „Ein Brief an die amerikanischen Arbeiter.“ „Staat und Revolution.“ — Trotzki, „Von der Oktober-Revolution bis zum Brester Friedensvertrag.“ Promachos-Verlag. — Trotzki, „Arbeit, Disziplin und Ordnung werden die sozialistische Sowjet-Republik retten.“ Promachos-Verlag. — Trotzki, „Die Verfassung der russischen sozialistisch-föderativen Räterepublik“. Wortlaut, abgedruckt in der „Neuen Zeit“, Berlin, 36. Jahrgang, Band 2, Nr. 20 und 21 vom 16. und 28. August 1918.

proletarische Selbstverwaltung und Selbstkontrolle, wobei der Staat als Organisation der Gewalt allmählich unnötig wird und abstirbt.

Zwischen dem Imperialismus und dem Kommunismus liegt eine Epoche der proletarischen Diktatur. Diktatur bedeutet nichts anderes als Gewaltherrschaft. Die proletarische Diktatur ist auch eine Unterdrückungsorganisation, sie ist aber gegen die Bourgeoisie gerichtet und verhängt über dieselbe sozusagen den permanenten Kriegszustand. Je schwieriger die Lage der Revolution, desto schärfer muss die Diktatur sein.

„Der revolutionäre Kampf des Proletariats gegen die alte Welt ist notgedrungen blutig und voller Schrecken", sagt Lenin in einem Briefe an die amerikanischen Arbeiter. Und für Trotzki bedeutet die russische Revollution „einen erbitterten, ununterbrochenen, bald verborgenen, bald offenen Bürgerkrieg".

Die Bourgeoisie wird zu einer politisch entrechteten Klasse.

Die proletarische Diktatur ist unvereinbar mit dem bürgerlichen Parlamentarismus und dessen allgemeinem gleichen Wahlrecht, weil dasselbe zur Mitbeteiligung, also notgedrungen zur verschleierten Herrschaft der Bourgeoisie über die Gesetzgebung und die Regierungsgewalt führt. Nach Artikeln 64 und 65 des Grundgesetzes der russischen Räterepublik geniessen das Recht, zu wählen und in die Räte gewählt zu werden „alle diejenigen, die ihren Lebensunterhalt aus produktiver und der Allgemeinheit nützender Arbeit bestreiten, ... als da sind: Arbeiter und Angestellte aller Arten und Kategorien." Dagegen haben kein Recht zu wählen oder gewählt zu werden „Personen, die zwecks Erzielung von Gewinn gemietete Arbeitskräfte verwenden", ferner „Personen, die von nicht durch Arbeit erworbenen Einnahmen leben, als da sind Zinsen vom Kapital, Gewinn aus Unternehmungen, Erträge aus Vermögen usw.", ferner „private Händler und Zwischenhändler".

Nach Artikel 7 des Grundgesetzes der russischen Räterepublik „darf jetzt, im Augenblick des entscheidenden Kampfes, zwischen dem Proletariat und dessen Ausbeutern, den Ausbeutenden kein Platz in einem der Regierungsorgane eingeräumt werden. Die Macht muss voll und ganz und ausschliesslich den arbeitenden Massen und ihrer bevollmächtigten Vertretung, den Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndeputiertenräten, gehören."

Nach Artikel 9 dieses Grundgesetzes „besteht die Grundaufgabe der für die gegenwärtige Übergangszeit berechneten Konstitution in der Herstellung der Diktatur des städtischen und ländlichen Proletariats und der ärmeren Bauernschaft in Gestalt einer machtvollen allrussischen Rätegewalt zum Zwecke einer völligen Unterdrückung der Bourgeoisie, der Beseitigung der Ausnutzung des Menschen durch den Menschen und der Einführung des Sozialismus."

Unter der proletarischen Diktatur besteht für das Proletariat keine allgemeine Freiheit des Wortes, der Versammlungen, der Organisationen. Die bürgerlichen Organisationen und die bürgerliche Presse werden unterdrückt. Dasselbe gilt auch für die Presse und die Organisationen der „Sozial-Verräter", der rechten Sozialisten-Revolutionäre und der Menschewiki, dieser „Todfeinde der proletarischen Diktatur", die sogar Verschwörungen gegen die proletarische Regierung anzetteln und die Waffen gegen sie ziehen. Dagegen werden alle diese Freiheiten den „Werktätigen", d. h. den Arbeitern und ärmeren Bauern in vollem Masse gewährt, und der Staat liefert unentgeltlich die technischen Mittel dazu. So verkünden die Artikel 14, 15 und 16

des Grundgesetzes die Gewährleistung „einer wahren Meinungsfreiheit für die Werktätigen“, „eine wahre Versammlungsfreiheit für die Werktätigen“, „eine wahre Organisationsfreiheit für die Werktätigen . . ., nach Zertrümmerung der wirtschaftlichen und politischen Macht der besitzenden Klassen wird den Arbeitern und der armen Landbevölkerung jede Unterstützung zu ihrem Zusammenschluss zuteil.“

„Im Interesse einer Sicherstellung der ganzen Machtvollkommenheit der arbeitenden Massen und zur Beseitigung jeder Möglichkeit einer Wiederherstellung der Macht der Ausbeuter wird die Bewaffnung der Werktätigen, die Bildung einer sozialistischen roten Armee der Arbeiter und Bauern und die völlige Entwaffnung der besitzenden Klassen angeordnet.“ „Das ehrenvolle Recht, die Revolution mit den Waffen in der Hand zu verteidigen, wird nur den Werktätigen eingeräumt. Den nichtwerktätigen Elementen werden andere Militärpflichten auferlegt.“ (Grundgesetz Artikel 3g und 19).

Zwecks Beseitigung der „parasitären Gesellschaftsschichten“ und zur Organisation der Wirtschaft wird die allgemeine Arbeitspflicht eingeführt und die Losung verkündet: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!“ (Grundgesetz, Artikel 3f und 18).

Das Privateigentum an Grund und Boden in Stadt und Land wird aufgehoben. Die grösseren landwirtschaftlichen Güter werden landwirtschaftlichen Kommunen zu kollektiver Bearbeitung übergeben.

Die industriellen Grossbetriebe werden ihren Besitzern weggenommen und einer staatlichen zentralisierten Arbeiterverwaltung übergeben, an deren Spitze der Oberste Rat für Volkswirtschaft steht.

Die Banken werden verstaatlicht und in eine Art allgemeiner Buchhalterei verwandelt, die die ganze organisierte Produktion umfassen soll.

Der Aussenhandel wird verstaatlicht und erhält den Charakter eines staatlichen Kompensationsverkehrs mit dem Auslande zum Zwecke der Versorgung des Landes mit Nahrungsmitteln, Rohstoffen und allen notwendigen Bedarfsartikeln.

* * *

So knapp und schematisch hier auch die Weltanschauung und das Aktionsprogramm der russischen Räteführer geschildert sein mögen, so lösen sie doch in uns unwillkürlich den Ruf aus: „Das ist ja der soziale Bürgerkrieg! Das ist ja die soziale Revolution, wie sie im Buche steht!“ Und das ist es auch. Darüber kommen wir nicht hinweg. Das ist nicht bloss Weltanschauung, nicht bloss Programm. Das ist ein folgenschweres grosses Stück Wirklichkeit. Das grösste Ereignis der Menschheitsgeschichte der Neuzeit. Eine Erschütterung, Aufwühlung und Umwälzung unseres ganzen Wirtschafts- und Staatslebens, der ganzen sozialen Struktur der modernen Gesellschaft überhaupt.

Und nicht nur in Russland, nicht nur als eine flüchtige Episode des Weltkrieges, angeblich ähnlich der Pariser Kommune, als einer Begleiterscheinung des deutsch-französischen Krieges vom Jahre 1871. Sondern ein dauerndes Ereignis von schwerwiegender Bedeutung für ganz Europa.

Jeder von uns wird früher oder später dazu Stellung nehmen müssen, bewusst und grundsätzlich, je nach seiner materiellen Lage, sozialen Stellung und wissenschaftlichen Überzeugung.

Es ist deshalb oberflächlich, nichtssagend und zwecklos, ausschliesslich über die Grausamkeiten der russischen Bolschewiki zu wettern; wir müssen vielmehr diesen Ereignissen auf ihren tiefsten sozialen Grund gehen und von einem Standpunkt historischer Würdigung aus Stellung zu ihnen nehmen, etwa wie zu der Terreur von 1793, deren Würdigung sich auch nicht damit erschöpft, dass die Hinrichtungen den Hingerichteten wehe getan haben.

Diese Verwechslung von äusserer Erscheinung und innerem Wesen hervorzuheben, war der Zweck dieser Zeilen.



Defaitismus und Internationalismus.*)

Von P. J. JOUVE.

Autorisierte Übersetzung von Felix Beran.

Defaitismus will in schlechtem Französisch besagen: Verherrlichung der Niederlage. Defaitist ist, wer die militärische Niederlage seines Vaterlandes und den Sieg des gegnerischen Landes will. Die Ziele des Defaitismus stimmen mit denen des Verrats — er ist so alt wie der Krieg — grossenteils überein; doch bedeutet Defaitismus mehr als einfachen Verrat. Der Defaitismus ist ethisch verurteilt, er ist eine „ruchlose Lehre"; das böse dämonische Prinzip das sich an den herrlichen Idealismus des Krieges heranwagt. Ein Giftkeim.

Diese Wesensart muss den Defaitismus nach den herrschenden Anschauungen abscheulicher erscheinen lassen als den Verrat selbst. Da aber jedes Verbrechen auch einer guten Begründung bedarf, so kann der Defaitismus, genau besehen, stets als Motiv zum Verrate dienen. So etwa könnten die Gegner des Defaitismus folgern, wenn sie den nötigen klaren Blick hätten und sich entschliessen würden, ihre Verfolgungssucht zu begründen.

Man verurteilt wegen „defaitistischer Äusserung" den kleinen Mann auf der Strasse, der niemals irgendwelche Verbindung mit dem Feind haben konnte. Man kennt „verschiedene Lehren des Defaitismus"; ihre Ganzheit bildet den „intellektuellen Defaitismus". Der Defaitismus wird überdies definiert: Pazifismus zu Kriegszeiten. „Man darf im Frieden Pazifist sein, doch nicht im Krieg", sagt der Vorsitzende eines Kriegsgerichts zur Angeklagten.**) Auch der Ausdruck des Mitleids kann Defaitismus sein: „Romain Rolland irreleitet das Mitleid der Franzosen, und öffnet ihm ein dunkles Gebiet; er weist ihm vergiftete Ziele."***) Schliesslich wird jede kritische Beurteilung zum Defaitismus: „Jeder Franzose, der fähig ist, am Sieg zu zweifeln, verdient hingerichtet zu werden."****)

Die Ketzerei ist offenkundig genug. Wer sieht nicht ein, dass der Defai-

---

*) Aus P. J. Jouve: Le Défaitisme contre l'homme libre, Edition d'Action Sociale, La Chaux-de-Fonds, 1918.

**) Prozess Hélène Brion.

***) Jüngstes Pamphlet: Monsieur Romain Rolland, initiateur du défaitisme, Introduction, page 19.

****) Lieutenant Mornet, Regierungskommissär.

tismus, in irgendeinem Grade — wie elastisch sind Grade — gleichzeitig Ketzerei und Verrat, vorbestimmt ist, drinnen und draussen die dem Krieg entgegengesetzten, freiheitlichen, ja revolutionären Gedanken, die Ideen des Friedens und der Menschlichkeit in allen ihren Formen zu umschliessen.

So denkt man sich den Defaitisten und hier sein Bild in Lebensgrösse. Defaitist ist jeder Theoretiker, Politiker oder Dilettant, der glaubt, das Wohl der Menschheit und die Verteidigung der Zivilisation verlange die Niederlage, die Zerstückelung, den Untergang des Volkes, dem er angehört; wie das gleiche Wohl der Menschheit den Sieg der gegnerischen Nation erheischt. Der Defaitismus ist das Gegenteil des Patriotismus. Defaitist, wer die Niederlage herbeiwünscht, wie die ganze Nation — so glaubt man — den Sieg. Während jedes Individuum das Vaterland „verteidigen soll", arbeitet der Defaitist mit allen Mitteln an dessen Unglück: mit militärischen, diplomatischen, ökonomischen, intellektuellen Mitteln; um sich her bereitet er die Niederlage vor, beim Gegner den Sieg. Es liegt darin ein gewisser Sadismus, den herauszukehren man sich nicht scheut. Alles das scheint auf den ersten Blick abscheulich genug den Zorn des duldenden Volkes aufs äusserste zu reizen, das von der zerstörenden Wucht des schrecklichsten Krieges bedrängt, aus Not patriotisch, stets über die Ursachen, Tatsachen, Ideen und Menschen getäuscht ist — und dem man nun den Defaitisten hinwirft: „Da ist der Kerl, der Hund, der an allem Schuld ist". Endlich, das Abbild der Abgeschmacktheit zu vollenden, zeichnet man hinter diesen umgekehrten Patrioten das Gespenst des Feindes, an den Drähten ziehend.

Der ideale Defaitist wäre, wer als die besten Bedingungen zur Erreichung des Friedens erklärt: den materiellen Ruin, die nationale Demütigung und das Höchstmass an Leid für eine menschliche Gemeinschaft — die eigene. Ein politischer Defaitist wäre in dieser gegenseitigen Zerfleischung aller Völker durch das gleiche Unrecht, wer um der Gerechtigkeit willen sich dafür einsetzt, dass seine Nation vernichtet werde.

Das ist unnatürlich. Und ist dumm. Es ist dumm — nicht nur vor dem menschlichen Geist, der unwiderruflich die Leichen des ganzen Krieges verdammt, vor dem internationalen Gedanken, der sich auf alle Vaterländer erstreckt und gegen alle sich stützenden Imperialismen gekehrt ist, — es ist auch dumm an sich. Kein Mensch gesunden Verstandes würde aus Auflehnung gegen die Gewalt dafür tätig sein, dass die Seinen einem Mörder zum Opfer fallen. — Genau so lächerlich erscheint das Bild, das sich vom Krieg verwirrte Menschen von Friedensgedanken machen.

In Wirklichkeit gibt es noch eine Nebenbedeutung des Defaitismus. Defaitist ist, wer die Moral, die Widerstandskraft des Volkes abzuschwächen sucht. Wer durch umstürzende Ideen der Maschine ins Rad fällt. He, ihr Herren! Gibt es dagegen nicht strafende Leutenants, die Kriegspresse und die Zensur? Das alles genügt also noch nicht, um diese schreckliche, diese wunderbare Moral des Heeres aufrecht zu erhalten! Nach dieser Rechnung ist jedermann Defaitist, der über das Ergebnis einer Offensive oder die voraussichtlichen Erfolge einer nächsten Offensive die Wahrheit sagt: denn eine moderne Nation nährt sich im Kriegszustand von Lügen wie ein Schwein von Abfällen. Die Lüge ist für den modernen Staat im Krieg Lebensbedürfnis. Die unverschämte, unerhörte, ungeheuerliche, grenzenlose, unaufhörliche Lüge. Ein plumper Bluff über Schlachten, Verluste, strategische Pläne, militärische Macht, Bestände, Industrie, finanzielle und wirtschaftliche Kraft,

Diplomatie, öffentliche Meinung und Geisteszustand des eigenen Volkes, der befreundeten und verbündeten Völker. Was den Gegner betrifft, der tollste Veitstanz von Entstellungen: Fälschung aller Geschehnisse in Ursprung und Bedeutung, aller seiner Ideen und Grundsätze, der Menschen selbst. In einer solchen Welt ist alles käufliche Lüge — es sei denn, das stille Leid von Millionen armer Menschen. Dieser Lügengeist erstickt schon die Ahnung der Wahrheit als Defaitismus und bestraft sie „milde“ zum Wohle aller mit Hilfe eines neuen „Gesetzes der Verdächtigen“. Der Defaitist wird überwacht in der Strassenbahn, unterwegs und zwischen den vier Wänden seines Schlafzimmers. Der moderne Staat will alles in seiner Hand, alle Zugänge zur Wahrheit verschliessend, Himmel und Erde vergitternd. Und er selbst, der Meister des Totentanzes, der Schlächterei. — Dass er, der Staat, der wahrhafte Defaitist sei, dass er es ist, der sein Volk der Vernichtung preisgibt, das ist eine Sache für sich.

Kommen wir auf das Prinzip des Defaitismus zurück. In Wirklichkeit ist er noch Patriotismus. Ein umgekehrter Patriotismus. Patriotismus und Defaitismus die beiden Pole der gleichen tyrannischen Mentalität: und der Patriot, der den Defaitisten anklagt. Der eine will die Macht, den Triumph, die Vergrösserung — angeblich Verteidigung — seines Vaterlandes auf Kosten der andern, die Verfechtung plumper Interessen im erfundenen Rahmen des Vaterlandes, oder — selbst im Untergang — die Befriedigung seines nationalen Wahns; der andere, der Defaitist, wenn es ihn wirklich gibt, will die Verkleinerung dieses Vaterlandes im Rahmen der gleichen Interessen und der gleichen Leidenschaften. Wenn der Defaitismus wahnwitziger ist, ist der moderne Patriotismus darum nicht weniger sinnlos, und alle beide verbrecherisch, denn sie verlangen das Blut von Millionen. Der eine ist des andern wert vor der Vernunft und ihrem Begriff „Aller Menschen Vaterland.“

Doch die Menschen unserer Zeit sind derart infiziert von Patriotismus, vom Dogma des Materialismus: Landbesitz und Geldsack über alles; der nationale Hass ist so offensichtlich das gemeinsame Bedürfnis, dass, will man einen Menschen des grössten Verbrechens zeihen, es immer noch ein Verbrechen patriotischer Art, ein Verbrechen gegen ihren Glaubensartikel ist. So galt im Mittelalter ein Mensch, der sich nicht zu Jesus Christus und zur Kirche bekannte, unbedingt als ein Heide und dem Teufel verschrieben. Unter irgend einem Dogma musste er stehen. Dass ein anderer Begriff vom All, ausserhalb der Gottesgelahrtheit, ein tieferes, freieres, religiöses Bekenntnis oder eine atheistische Weltauffassung in manchem Gewissen tage, das hätte selbst ein Mensch weitester Duldsamkeit damals nicht zugeben können.

Arme Leute! Sie sind also unfähig, zu begreifen, dass es andere Menschen gibt — eine andere Menschenrasse tatsächlich — Zweifüssler wie sie, die aber sonst nichts mit ihnen gemeinsam haben. Menschen, die für eine Idee leben, eine Idee, so unbezwinglich wie die Gewalt der andern. Glauben jene denn, dass alles auch fernerhin in ihren Banketten vom “independance day” sich ausdrücken werde, ihren Nageldenkmälern, ihrem Geld, ihren Maschinengewehren? Können sie nicht begreifen, dass das alte Ideal menschlicher Verbrüderung noch lebt, dass es die Nacht aller Zeiten erhellt von Confutse bis Buddha, von Sokrates bis Jesus oder Tolstoi? Das Ideal, das die grössten Künstler der Menschheit gespiegelt? Begreifen sie nicht, dass für dieses ewige Ideal Menschen leben und bereit sind, ihr Leben hinzugeben? —Können

sie nicht verstehen, dass inmitten des gegenseitigen Würgens eine internationale Einigung der Völker sich vollzieht? — was sie auch treiben mögen hinter ihrer Front, sie und ihres gleichen. Dass diese Einigung — sei es auch erst nach fünfzig Jahren Greuel und Vernichtung — in der Zukunft geschrieben steht? Können sie nicht begreifen, dass Menschen aller Nationen, die das unerhörte Grauen eines solchen Krieges erdulden, geistig in dieser Internationale schon vereinigt sind? Können sie den Sinn der starken sozialistischen Bewegung nicht erfassen, die heute schon in Russland gegen eine ganze Welt streitet und gierig ist, eine Gesellschaft gewaltsam wegzufegen, in der der internationale Kapitalismus den internationalen Krieg führt? — Diese Patrioten begreifen weder einen Geist noch eine Politik, der nicht national gebunden ist — an ihre Nation, ihr Weltzentrum. Arme Leute. Sie gleichen dem Geizhalz, der, reif zu sterben, die Hände um sein Gold gekrallt hält.

„Unser Losungswort", sagte einmal Romain Rolland zu mir, „für Gegenwart und Zukunft ist wahrlich: Internationalismus. Das ist es, worin wir uns von allen unterscheiden. Und, wenn wir überleben, wird es morgen unsere Aufgabe sein, die Internationale des Gedankens wieder aufzurichten, indes die Männer der Tat versuchen werden, sie in der Gesellschaftsordnung neu zu bauen."*)

Der wirkliche Gegner dieses Krieges, der Internationalist, kann auch nicht Defaitist sein.

Der wirkliche Gegner dieses Krieges ist der freie Geist, der sich die Brüderlichkeit zu allen Menschen erhalten hat, die Einheit des Menschentums in allen Völkern, die doch alle gleicherweise Opfer dieses Krieges sind. Der Geist, der aus Gründen des Gewissens und der Vernunft den Krieg ablehnt, als Mord und Massenvernichtung. Der die Gewissensfreiheit sucht, nicht die Versklavung unter brutale Götzen der Idee, gestützt auf Kanonen. Der die arme leidende Menschheit nicht als éine Zerstörungsmaschine, gebildet aus verblendeten Vaterländern, ansieht, sondern als Vielklang von Schmerz und Grösse aller menschlichen Kräfte. Er, der völlig und entschlossen sein Vaterland gegen das Menschengeschlecht getauscht hat. — Begeben wir uns auf die Stufe sozialer Geschehnisse: der wirkliche Gegner dieses Krieges ist der Internationalist, Pazifist oder Revolutionär, der den Krieg anklagt als Ergebnis aller europäischen Imperialismen und Pan-Nationalismen, ob autokratisch oder demokratisch — Formen neuzeitiger Macht, Rivalen, und doch geeint im Weltkapitalismus, seit zwanzig Jahren die Kraftquellen einer Weltpolitik von List und Gewalt. Ankläger auch der zwei heutigen imperialistischen Koalitionen, die allen Völkern den endlosen Krieg aufzwingen. Und Streiter gegen diesen ganzen imperialistischen und militaristischen Krieg — Umstürzler zugunsten eines Völkerfriedens auf neuer gesellschaftlicher Grundlage.

Der Kampf zwingt die Internationalisten zu Handlungen, die mehr oder weniger zeitgemäss, mehr oder wenig erfolgreich sind. Sie sind Irrtümern unterworfen. Sie sind, wie alle andern, von Leidenschaft ergriffen und mit fortgerissen. Es sind Menschen, und deshalb voll von Fehlern, Widersprüchen und Torheiten. Doch die Wahrheit ist zum grossen Teil mit ihnen, denn sie suchen sie nicht ohne Schmerz. Die aber gänzlich frei von Heftigkeit zu bleiben wissen, in ihnen ist das Licht.

*) Gespräch im Jahre 1916.

Solche Menschen wägen nicht das Schuldmass zwischen den Kriegführenden — ohne diese darum gleich zu werten. Sie sind gerecht genug inmitten einer Vergewaltigung, da jede Partei immer wieder die Menschheit herausfordert, einen wenn auch nur vergleichsweisen Rechtsspruch nicht zu wagen. Sie wissen, dass die Geschichtschreibung unserer Tage die Akten über Napoleon und seine Zeit noch nicht geschlossen hat. Welche Epoche wird ein wenig Licht über unsere Zeit bringen? — Sie wissen überdies, dass es nicht das ist, worauf es ankommt. Wesentlich ist, dass niemand am gemeinsamen Verbrechen unschuldig ist, und dass alle daran teilhaben. Die Unterstreichung eines Verbrechens zur Beschönigung eines andern ist der Kriegsmechanismus jeder Zeit. Sie entschuldigen nichts; sie vergessen nichts; doch eine Parabel von Jesus findet nach ihnen Anwendung auf alle nationalen Anklagen gegnerischer Missetat: Die vom Splitter und vom Balken. Für die Männer der brüderlichen Gesinnung braucht es keinen Vollzug der Gerechtigkeit mittelst gehäufter Verbrechen. Einfach Gerechtigkeit tut not: Reue und Vergebung aller und für alle. Das Übel ist unermesslich und die arme Menschheit wird sich lange abmühen müssen, ehe sie sich selbst verzeihen kann.

Ebenso sehen die Gegner dieses Krieges die unzähligen Fragen moralischer, politischer, ökonomischer oder militärischer Verantwortung, wie sie aus dem Kriege sich ergeben, nur unter dem Gesichtspunkt einer vertieften, erweiterten und allgemeinen Verantwortlichkeit — wie die Menschheit sie einst erkennen muss.

Die wirklichen Bekämpfer dieses Krieges sind die Internationalisten: sie kämpfen gegen jede Regierung und für den Frieden im Bunde mit jedem Volk, mit jedem freiheitlichen Gewissen. Mögen die salarierten Apostel und Kriegspropagandisten wenigstens erfahren, wer ihr Gegner ist, und ihn nicht mehr im eigenen Lager suchen, das er nie betritt. Es genügt, zu sagen, dass der Defaitismus, die Hoffnung auf die Niederlage des eigenen Landes zugunsten der andern für den Internationalisten ebenso verwerflich ist als die Gier nach Sieg des eigenen Landes in der anderen Blut. Und der Krieg ohne Sieg, der Krieg der Aufreibung, mag er auch als geringeres politisches Übel erscheinen, für ihn ist er nicht minder verwerflich.

Wir haben gewiss das Unglück, das Frankreich unter allen Ländern trifft, stets tief empfunden — mehr wohl als jene heldenhaften Totengräber des eigenen Volkes. Wir haben darunter geächzt — sie leben davon. Kann der Franzose von 1918 den allmählichen Niedergang Frankreichs in Händen dieser Sklavenverkäufer ohne unendliches Leid mit ansehen? Die Invasion, das Schlachtfeld, die verbündeten Heere — überseeische Politik und Kapitalismus — die Überschwemmung mit farbigen Stämmen gelb, schwarz und rot. Frankreich in seinem Blute wie kein anderes Volk — ausser der russischen Nation, seiner Leidensschwester — zerstört, aus dem Heim gejagt, in blindes Verhängnis gehetzt vom wachsenden Fanatismus, betäubt von plumpen Lügen seiner Zeitungsschreiber ... Jawohl, siegen oder sterben! Das Geschrei trunkener Heloten. Für ein Volk aber, das die Menschheit retten will, gilt es, zu leben, ihr Herren Nationalisten. Und wenn gestorben sein soll, warum nicht ihr zuerst! Glaubt Ihr, der aufrichtige Internationalist akzeptiert diese Moral von Jaggernath und ist wie ihr blind und taub für alles, was nicht nach Blut riecht? Wer ist es, der Frankreichs Niedergang will und die Verantwortung dafür trägt, — wir, oder die Helden der Feder, ein Barrès, ein Leichenfresser?

Das innere Trauerspiel, in dem wir Franzosen leben, behindert nicht das Denken: steigert es sogar. Doch um den Preis welcher Kämpfe! Andere kannten sie vor uns. Man zitiert ein Wort des greisen Tolstoi, als er die Einnahme Port Arthurs durch die Japaner vernahm: „Ich weiss, dass das nicht gut ist, — doch ich fühle hier — und er berührte sein Herz — ich weiss nicht was für Weh.“*) Und Tolstoi hielt den christlichen Grundsatz der Kriegsverweigerung prachtvoll aufrecht.

„... Darum, welches auch meine Lage sei, welches die derzeitigen Umstände sein mögen, ob der Krieg begonnen hat oder nicht, ob Tausende von Japanern oder Russen gefallen sind oder nicht, ob nicht nur Port Arthur, sondern sogar Petersburg und Moskau eingenommen wären oder nicht, ich kann nicht anders handeln als Gott von mir verlangt, und darum kann ich, Mensch, weder direkt noch indirekt, weder durch Befehle noch auf andere Art, nicht durch Aufreizung noch durch Beeinflussung am Krieg teilnehmen; ich kann es nicht, ich will es nicht, und ich werde es nicht tun!“**)

* * *

Der Internationalist hat gleichwohl dem eigenen Land gegenüber die erste Pflicht.

Sein oberster Grundsatz des Handelns und Denkens muss notwendigerweise der Kampf gegen die Macht des Krieges und des Imperialismus im eigenen Staate sein. Die Besten unserer Zeit haben das begriffen und ausgesprochen. Ihre Worte sind hinlänglich bekannt. Liebknecht: „Der internationale Sozialist bekämpft das internationale Kapital im Namen des internationalen Sozialismus, er schlägt es, wo er es findet und er ihm einen fühlbaren Stoss versetzen kann, das ist im eigenen Land. ... Es gibt überall genug schamlose Vorherrschaft, die ihn zwingt, seine ganze Kraft im Kampf gegen die eigene Regierung einzusetzen, um wenigstens die verderblichsten Folgen der Verwirrung zu vermeiden.“***) — Hier die Worte, mit welchen Romain Rolland von der Stellungnahme Professor Nicolais zu dieser Frage berichtet: „Nicolai sagt aufrichtig von vorne herein, dass, wenn auch nach seiner Überzeugung alle Völker an der jetzigen Schuld teil haben, er selbst sich nur mit dem Schuldanteil Deutschlands zu beschäftigen gedenkt. Es ist Sache der denkenden Menschen in anderen Ländern, wie er hier, so jeder bei sich reinen Tisch zu machen. Es handelt sich nicht darum, festzustellen, wo extra muros gefehlt wurde, sondern zu verhindern, dass intra muros gefehlt wird.“****) Schliesslich Romain Rolland selbst: „Jedes Volk hat mehr oder weniger seinen Imperialismus, welches auch seine militärische, finanzielle, feudale, republikanische, soziale oder intellektuelle Form sei; er ist der Polyp, der das beste Blut Europas aussaugt. Gegen ihn, freie Männer aller Länder, nehmen wir, sobald der Krieg beendet sein wird, Voltaires Kampfwort wieder auf: Ecrasons l'infâme!“*****)

Es gibt derartige Kräfte des Bösen in der Nation, dass der Internatio-

---

*) Nach Nasche Slovo, 7. Juni 1918.

**) Tolstoi: „Fasset euch.“ Siehe auch: Conversation avec G. Bourdon, 1904. „Eines tut not“, 1905.

***) Brief an den Gerichtshof der Berliner Kommandantur. Aus dem französischen rückübersetzt.

****) Romain Rolland, „Ein grosser Europäer: G.B.Nicolai“, „demain“, Oktober 1917.

*****) Au dessus de la Melée, 1914.

nalist zuvörderst sich gegen sie wenden muss, ihrem Krieg sich verweigern muss. Doch eine zweite Pflicht, die Schlussfolgerung aus der ersten, darf von ihm nicht versäumt werden; es ist die, gegen jeden Imperialismus, gegen den Krieg als Ganzes zu streiten. Da allein steht er im wahren Kampf. Die beiden Handlungsweisen müssen nebeneinander vor sich gehen. Ihre Gleichzeitigkeit auferlegt sich vorab denen, die, wie wir im neutralen Lande, die Möglichkeit haben, zu lernen und zu sprechen.

Auf diese Art kämpft der Internationalist des einen Landes zugleich mit denen anderer Länder und für dasselbe Ziel.

Ich weiss, dass es zur Ausübung dieser doppelten Pflicht der ganzen Gerechtigkeit, Unparteilichkeit und Ruhe des Urteils bedarf, und dass die Leidenschaftlichkeit der Zeit uns zwingt, um dieser Gerechtigkeit willen fortwährend einen inneren Kampf mit uns selbst zu bestehen. So heftig lehnen wir uns auf gegen Niedrigkeit und Verbrechen! Hier gilt wirklich die grosse Sittenlehre des Confutse: „Die beharrliche Einhaltung der Mitte ist etwas Wunderbares! Es gibt sehr wenig Menschen, die lange daran festzuhalten wissen!“ *)

Der Internationalist hat umsomehr die Pflicht, gerecht zu sein, als er ununterbrochen von einer Partei belauert, von der andern verhöhnt wird. Die Propaganda der „feindlichen“ Nationen kundschaftet ihn aus — nach dem politischen Grundsatz: die Feinde unserer Feinde sind unsere Freunde. Er muss sich gewisser Liebenswürdigkeiten erwehren wie einer Pest. Doch der freie Gedanke, „die Tugend der Menschheit,“ ist glücklicherweise jenseits aller Propaganda, und alle Bemühungen werden an ihr zuschanden. Und Sache des internationalistischen Politikers ist es, unermüdlich darüber zu wachen, welchen Gebrauch das Netz der „feindlichen“ Ränke von seinen Grundsätzen, seinen Taten machen kann. Auf diesem Gebiet heisst es wirklich, sich wehren, um einer Blossstellung zu entgehen; denn hier sind die Fallstricke, die der eigene Staat uns legt.

Doch der politische Internationalist muss mehr noch sich selbst misstrauen. Seine Leidenschaft will der eigenen Umgebung sich entgegenwerfen, kann ihn durch neue Parteilichkeit ahnungslos in einen wenig bewussten Defaitismus fortreissen. Das mag bei einzelnen besonders Eigensinnigen bis in die Irrwege des Defaitismus führen, zur Idealisierung der gegnerischen Sache aus Hass gegen die eigene Regierung, aus verbissenem Zorn gegen sie.

Ich spreche hier kaum von Franzosen. Ich kenne keinen Franzosen, der bewusst auf diesen Abweg geriet. Man sagt, dass vor der Revolution russische Revolutionäre eine Art politischen Defaitismus verkündeten. Der besondere Fall des Zarismus, einzig vom westlichen Kapitalismus gestützt, seine mittelalterliche Gewalttätigkeit, seine innere Fäulnis lassen die Anschauungsweise jener Männer begreifen, ohne dass man sie sich zu eigen macht. Ausser diesem russischen Defaitismus hat es nur einen gegeben: den deutschen Defaitismus. Viele Deutsche sind guten Glaubens dem Defaitismus verfallen. Der Defaitismus ist etwas Deutsches. Und wir verabscheuen ihn.

Die deutschen Intellektuellen und Freigeister haben uns übrigens oft enttäuscht. Wir, Franzosen, die für unsere Regierung nicht gerade übertriebene Sympathien haben, können es ohne Beigeschmack nationaler Empfindlichkeit aussprechen. An der Erhaltung gewisser materieller Vorteile vielleicht zu sehr haftend, bewusst oder nicht — zu sehr ergeben dem offi-

*) Heilige Bücher Chinas, Tchoung-Young, III.

ziellen Einfluss, dem kein Kreis entgeht, der mit einer Wolke von Interesse und Liebenswürdigkeit sie umhüllt, alles nützend, auch ihre Gedanken für seine Politik zu missbrauchen weiss, waren sie nicht streng genug, nicht offen genug, nicht scharf genug, wollten mit List gegen einen Staat ankämpfen, der alle Listen sein eigen nennt — und waren immer die Betrogenen. Schliesslich einem dekadenten Ästhetentum verfallen, haben die deutschen Intellektuellen ihre Aufgabe oft verfehlt.

War es nicht Stefan Zweig, der österreichische Schriftsteller, der in einem Blatte voll Leidenschaft unter der Aufschrift: Meinen französischen Brüdern*) es ihnen gesagt hat? Und doch war ihre Aufgabe so einfach, so gross: Gegen den modernsten, feudalsten, materiellsten, stärksten, bestgewappneten, in der Gewalt rücksichtslosesten Staatstypus ankämpfen und die Welt daran gemahnen, dass sie die Söhne Schillers und Goethes sind.

Gewiss waren etwelche deutsche und österreichische Geister gewissenhaft, mutig und allumfassend. Sie haben hohes Beispiel gegeben: die Auflehnung eines Liebknecht, die Wissenschaft eines Nicolai, die Kriegsschilderung eines Latzko, die Werke von Frank und von Zweig. Doch warum muss es sein, dass manche und nicht die geringsten in Übertreibungen verfallen? Sie sind Defaitisten. Die militärische Niederlage ihr erster Grundsatz — die deutsche Revolution der zweite, und die Heere der Alliierten das göttliche Instrument für ihre Zwecke. Eine verhängnisvolle Illusion lässt sie glauben, die westlichen Demokratien seien Länder der Freiheit. Der gleiche Wahn, der gestern noch jedem guten Deutschen Frankreich als Land des Leichtsinns erscheinen liess. „Der Krieg mag zehn Jahre dauern, wenn wir nur die deutsche Revolution bekommen.“ Teufel, was für Leute! So unmenschlich in ihrem Kriegshass wie die Krieger in ihrer Kämpfertugend. Wo ist der Unterschied? Sehen sie nicht, dass sie für die „Wohlfahrt“ einer Hälfte Europas — ihrer Hälfte — die andere Hälfte zum Unglück, vielleicht zur Vernichtung verurteilen? Brauchen sie noch zwei Millionen Franzosen, um Ludendorff zu stürzen? Ihr Defaitismus verlangt das Blut aller unserer Völker und das des deutschen Volkes zur Befreiung der grossen deutschen Nation. Dieser Defaitismus ist dem Patriotismus eng verwandt.

Politisch ist diese Doktrin töricht. Die Befreiung des grossen deutschen Volkes — schon gut. Doch die Befreiung des französischen, englischen, russischen, italienischen, österreichischen, amerikanischen Volkes? Und ihr sagt, die Freiheit käme aus der Niederlage? Die Niederlage hat niemals einem Volk die Freiheit gebracht. Niederlage wie Sieg führten stets zur Unterjochung der Völker. Seit vier Jahren sehen wir den Imperialismus am Werk. Jede neue Entwicklung des Krieges hat in allen Lagern den Imperialismus, den Krieg gefördert. Ein überzeugter Feind dieser Niedertracht kann nicht anders urteilen. Die einzige Schranke des Imperialismus war bis jetzt sein eigener Grössenwahn. Die Verlängerung dieses Krieges ist das unermesslichste Verbrechen gegen die Menschheit, dieses Krieges Ausgang, das Nichts über den grossen Weiten der Völker.

Geistig, menschlich ist dieser Defaitismus noch grauenhafter. Ich sage mit Stefan Zweig: „Unsere Gemeinsamkeit soll beginnen im Menschlichen, im Allmenschlichen, und soll da enden. Hören wir alle für eine Weile auf, vom Staate und vom Stande aus zu denken, von unserm Stande und von unserm Staat! Denken wir einzig vom Menschlichen her, vom

*) demain, Dezember 1917.

einzelnen Menschen, von dem millionenmal multiplizierten, gemarterten, hingeschlachteten Menschen, ohne diese multiplizierten Massen Franzosen, Deutsche und Engländer zu nennen. Treten wir in eine Sphäre der Gemeinsamkeit, die das Wort Elsaß-Lothringen nicht kennt, kein Trentino und kein Polen, keine Freiheit der Völker und der Meere, sondern nur Freiheit der einzelnen Menschen über sein Schicksal! Suchen wir unsere Brüderlichkeit jenseits von Politik, denken wir abseits von Geographie und Geschichte — nein, denken wir überhaupt nicht. Fühlen wir nur! Unsere mögliche Gemeinsamkeit kann einzig in dem Gefühl sein: dass noch nie, seit Sterne und Sonne über dieser irren Welt stehen, der Mensch so geschändet worden ist. Und dass dieser Schande ein Ende gesetzt werden muss." *)

Diese Deutschen, welche die Niederlage wollen, haben gleichwohl eine Entschuldigung: Ihr Staat ist der Eindringling, das Ungeheuer unter den Staaten. Man begreift ihren Zorn. Aber man muss von ihnen verlangen, dass sie einen höheren Standpunkt gewinnen, um des ganzen Trauerspiels gewahr zu werden. „Wir kennen nur eine Republik — die aller, es ist die Welt", sagt Tertullius. Das ist grundlegend.



Jugendbewegung und bürgerlicher Pazifismus.

Von GEORG GRETOR.

Da die jungen Menschen der entschiedenen Jugendbewegung einen einheitlichen Typus darstellen, nehmen sie in der Regel von vornherein, ohne äusseren Gedankenaustausch und ohne Diskussion irgendwelcher Leitsätze, eine übereinstimmende Stellung zu gewissen Fragen und Bestrebungen ein. Diese einheitliche Reaktionserscheinung wird durch die Ideologie der Jugendbewegung verstärkt, die dort, wo die Fähigkeit geistiger Konsequenz gegeben ist, zu gleichen eindeutigen Gesichtspunkten führt.

Diese Einstellung tritt bei dem kritischen Verhalten der entschiedenen Jugendbewegung gegenüber dem bürgerlichen Pazifismus besonders deutlich hervor, ob es sich nun um mehr nördlich oder mehr südlich gelegene Jugendkreise handelt, um grossstädtische oder an das Landleben gewöhnte, um jüdische oder germanische; gerade weil die Jugendbewegung einen einheitlichen Typus von Menschen produziert, wird dieser keineswegs von solchen Äusserlichkeiten bestimmt. Zu bemerken ist, dass die „Entschiedenen" den

*) Wie schade, dass dieser wunderbare Aufsatz von Zweig: „Das Bekenntnis zum Defaitismus" („Friedenswarte", Juli 1918) auf einem Missverständnis oder Paradoxon beruht? Zweig verteidigt den Defaitismus, um den Schimpf gegen die zu kehren, die ihn schleudern. Defaitismus bedeutet für ihn: menschliche Brüderlichkeit, Verachtung militärischer Gewalt, Hass gegen den Krieg; er ruft die Vereinigung der freien Menschen aller Länder im Defaitismus. Das ist meiner Ansicht nach ein Irrtum. Man darf nicht das freie Denken mit Verleumdung des Staates verwechseln, indem man seine Ausdrucksweise entlehnt. Man darf es nicht, und ich für mein Teil verwahre mich dagegen. Ich vermag es nicht, mir den Verein freier Staaten unter sinnloser und besudelter Fahne zu denken.

Teil der autonomen Jugendbewegung darstellen, der sich von Kriegsbeginn an oder doch nach sehr kurzer Besinnung in aktive Opposition gegen jedweden Nationalismus gestellt hat, ohne zu prüfen, ob er defensiv oder aggressiv gerichtet sei.

So prinzipiell kriegsgegnerisch also die entschiedene Jugendbewegung ist, so wenig Anziehungskraft übt der bürgerliche Pazifismus auf sie aus; sie sieht in ihm nur eine Verkörperung des Widerspruches, an dem die bürgerliche Gesellschaft leidet und der, besonders bei der von ihm erwiesenen Impotenz, nur ein psychisches Ventil darstellt, und somit ein Ingrediens des ganzen bourgeoisen Lebenssystems ist. Der bürgerlichen Gesellschaft sind alle äusseren Störungen hinderlich, aber sie kann sich andererseits ihre innerliche Stabilität, ihre relativen Lebensvorteile, oder mit einem schönen Wort ausgedrückt, „ihre zivilisatorischen und kulturellen Aufgaben" nur durch die Erschliessung neuer Interessengebiete erhalten. Das aber führt immer wieder zu neuen Konflikten und aus diesem Widerspruch heraus ist in Verbindung mit einer kulturfähigen Lebensweise und den allerletzten Überresten der christlichen Lehre der bürgerliche Pazifismus entstanden. Daraus erklärt sich seine mangelnde Konsequenz, die dem jungen Menschen, der nach dem Ganzen strebt, auffällt. Er bemerkt, dass der bürgerliche Pazifismus sich nur gegen die blutigen Begleiterscheinungen der bestehenden Weltordnung wendet, nicht aber gegen sie selbst. Der bürgerliche Pazifismus polemisiert nicht gegen den Patriotismus, sondern nur gegen seine Auswüchse. (Er unterscheidet echte Vaterlandsliebe von Chauvinismus.) Der echte bürgerliche Pazifismus bekämpft überall nur die Auswüchse. Er bejaht die Familienordnung und allerhand moralische Vorurteile: er verhält sich den Umständen gegenüber passiv, die dem entscheidenden Teil der Menschheit erst vom dreissigsten Jahre an ein eheliches Leben ermöglichen, bekämpft die Prostitution und tritt für das ein, was christliche Jünglingsvereine, Mädchenschutzvereine, sowie die Vereine zur Hebung der Sittlichkeit unter diesem Wort verstehen. Sein charakteristisches Merkmal ist die Vernünftigkeit. Er appelliert überall an die von Vernunft getragenen Gefühle, ohne zu erkennen, wie unvernünftig das ist. Wo er sich leidenschaftlich zu geben sucht, wird er phrasenhaft und hohl wie ein Pastor oder wie Otto Borngräber, der typische Dichter des bürgerlichen Pazifismus. Sein Ideal ist die bürgerliche Gedeihlichkeit in Lebens-Versorgung, -Erhaltung und -Gefühl, die sich natürlich auch so weit wie möglich auf die unteren Schichten erstrecken soll. Sein Ziel ist bürgerliche Prosperität, nicht psychisch-geistige Produktion. Alle seine Motive und Ermahnungen sind im Grunde rationalistischen Ursprungs. Der nüchterne Pazifismus kennt nicht religiösen Optimismus, nicht einmal einen menschlichen. Er denkt im Grunde eben so schlecht von den Menschen wie die königlichen Herren-Männer, nur will er die Konflikte, die sich aus der Schlechtigkeit der Menschen ergeben, nicht mehr dem — bürgerlichen Wohlstand verheerenden — Schwert überlassen, sondern durch — auf der bestehenden Güterverteilung fussende Verträge kanalisieren und den Strom des Unheils in die Mühle menschlicher, ja, man kann sagen kapitalistischer Justiz leiten. So sehen die jungen Menschen der entschiedenen Jugendbewegung den bürgerlichen Pazifismus.

Wenn sich in einer von Pazifisten so geregelten Welt auch ohne Zweifel besser leben liesse, so kann diese Perspektive anspruchsvollem Idealismus doch nicht genügen. Es ist in der ganzen Jugendbewegung kaum ein Fall bekannt,

wo die Ideologie des bürgerlichen Pazifismus jemanden zum konsequenten Kriegsgegner gemacht hätte. Bei einer solchen individuellen Entwicklung waren immer andere Einflüsse und Ideen entscheidend. Die jungen Menschen, die nur in diesem Sinn vor dem Kriege überzeugte Pazifisten waren, wurden bei seinem Ausbruch von der Kriegspsychose übermannt und den Alten ist es bekanntlich nicht anders ergangen. —

Die Kriegsideologie appelliert an ein Gemisch von Atavismus, Romantik und opferfreudigem Idealismus: seine krassesten Vertreter, die den Krieg an sich als schöpferische Kraft preisen, verweisen auf die Wellen intensiven Lebens und Heldentums, auf die Religiosität, auf den Gemeinschaftsinn, der sich in staatserhaltender Weise auch den unteren Klassen mitteilt, auf die Hintanstellung kleinlicher egoistischer Interessen und die Solidarität des Einzelnen mit der Gesamtheit, die der Krieg auslöst. Bei Kriegsausbruch konnte man diese Erscheinungen auch wirklich wahrnehmen; und alle die Jugendführer, die betrogen waren, sich selbst oder nur andere betrogen haben, sowie alle ihre Opfer wurden dadurch in ihrer Rhetorik oder ihrer Selbstaufopferung bestärkt. Aber es waren nur vorübergehende Symptome eines aufpeitschenden Nervengiftes, dem furchtbare Erschlaffung und Verfall folgte. Die barbarischen Pillen der Kriegsmedizin richten nach fieberhafter Aufwallung den kranken Körper völlig zugrunde, wie der laufende vorbildlich entsittlichende, verrohende, verdummende, materialisierende, und anfaulende Krieg täglich in krasseren Farben zeigt, der auch diejenigen zu Barbaren macht, die es anfangs nicht waren. Gerade die bürgerliche Jugend ist immer das erste Opfer der selbstbewussten, mit romantischem und heroischem Schimmer umgebenen Generäle, denn sie ist im selben Masse an das bürgerliche Interesse und Leben gebunden und wird von ihren vitalen Instinkten davon weggezogen wie der Militarismus das nationale Bürgertum schützt, es zugleich verachtet und sich über dessen Interessen hinwegsetzt.

Aus diesem Hexenkreis kann der partielle Pazifismus nicht herausführen. Eine, auf das Bürgertum aufgebaute Bewegung, die sich nur gegen die blutigen Begleiterscheinungen der bestehenden Weltordnung richtet, und den latenten, langsamen Mordprozess des gewöhnlichen Friedenszustandes nicht gewahr wird, hat keine erlösende Kraft. Die entschiedene Jugendbewegung verlangt eine, der Kriegsideologie in jeder Beziehung überlegene Lehre, die in Logik, Konsequenz und Geschlossenheit aus einem zu erstrebenden Friedenszustand abgeleitet ist und denselben vollkommen in sich selbst verkörpert.

Um diese Aufgabe menschlicher Entwicklung zu lösen, müsste man an die, mit ideellen Möglichkeiten verbundenen jugendlichen Instinkte anknüpfen, an opferfreudigen Idealismus, Tatendrang, romantischen Bewegungstrieb, heroische Trunkenheit und diese individuellen Möglichkeiten kultivieren. Unterdrücken lassen sie sich nicht: nur das Vorzeichen dieser Faktoren ist unbestimmt; man muss zwischen dem positiven und dem negativen wählen. Dass die bürgerliche Ordnung sie zu ignorieren sucht, rächt sich an ihr, denn in dem einen Argument, das die Kriegsmänner anführen, um sich der Jugend zu bemächtigen, haben sie im Prinzip recht: Familiengefühle, Gedeihlichkeit, Wohlstand und eine, auf diesen Dingen ruhende Pietät, kann nicht Lebensinhalt und Selbstzweck sein; dabei verkümmert Körper und Geist. Die gesamten Bestandteile jugendlicher Lebensintensität sind erst die Werte, die das Leben lebenswert machen. M e n s c h l i c h e E n t w i c k l u n g s a u f g a b e löst sie in positivster und aktivster Weise aus; sie ist der beste Schutz

gegen ihren Missbrauch und ihre Inversion, die von kapitalistischen und imperialistischen Herren-Männern betrieben wird. Menschliche Entwicklungsaufgabe leitet die irrationalen Instinkte im jungen Menschen in Entwicklungsromantik über (im Gegensatz zur rückschrittlichen Kriegsromantik). Der jugendliche Kampfinstinkt (der tatsächlich eine bewegende Kraft im Menschheitsprozess ist) wird sublimiert und wirkt so in entscheidenster, treibendster Weise. Die jungen Menschen der entschiedenen Jugendbewegung, deren Idealismus auf das Ganze gerichtet ist, verlangen eine Lehre, die in diesem Sinne bei ihnen und den Kameraden wirke. Führer können nur Menschen werden, die ihnen dazu verhelfen und die mit ihrem eigenen Leben und Wirken eine solche Lehre verdeutlichen.

Zürich, Juni 1918.



Josiah Tucker über den Krieg.*)

Im Jahre 1763 veröffentlichte der bekannte englische Nationalökonom Josiah Tucker eine Abhandlung "The Case of going to War for the Sake of Trade, considered in a new Light; being the Fragment of a greater Work". Sie wurde in seine Sammlung "Four Tracts on Political and Commercial Subjects" 3d ed. Glocester 1776 (S. 57 bis 98) aufgenommen, und zwar als drittes (aber einziges) Kapitel eines grösseren Werkes „Chapter III Prevention of Wars". Hier in der Übersetzung ist die Einleitung (S. 57 bis 59) und die geschichtliche Darstellung (S. 68—75) fortgelassen worden.

... In alten Zeiten gingen die Menschen in den Krieg ohne viel Förmlichkeiten und Vorwände. Wenn einer etwas haben wollte, was ein anderer besass, so schien das Grund genug, eine Aktion zu rechtfertigen, und Krieg und Raub waren ehrenwerte Gewerbe. Als unehrenhaft galten nur die Künste des Friedens und die Arbeit. Das berichtet Herodot von der Lebensweise der Barbaren in Thracien und das — mit sehr kleinen Abweichungen — ist charakteristisch für alle anderen Barbaren in alter und neuer Zeit.

Aber wir, die wir uns heutzutage zivilisierte Völker zu nennen belieben, nehmen im allgemeinen eine förmlichere Haltung ein und erheben viel Vorwände. Zuerst klagt man über eine Beleidigung, eine Rechtsverletzung, einen Übergriff, eine gewaltsame Zurückhaltung oder einen Raub; und keiner will zugeben, dass er selbst der Angreifer sei. Sogar der Himmel wird feierlich beschworen, für die Wahrheit jeder Behauptung zu zeugen, und der endgültige Rächer aller Unterdrückten und der Prüfer aller Herzen wird angerufen, um die gerechte Sache zu schützen und den Übeltäter zu strafen. So machen es beide Parteien; und während keine von ihnen ihre wahren Beweggründe eingestehen will, ist es vielleicht aller Welt klar, dass auf einer Seite, wenn nicht auf beiden, die Ruhmsucht, der Eroberungswille, die Ränke der Staatsmänner oder die Gier Einzelner nach Macht oder Beute, nach Reichtum ohne Arbeit und Grösse ohne Verdienst die allein wahren und wirklichen Triebkräfte gewesen sind.

Nun sind die Ziele der Fürsten in diesen Kriegen teils dieselben, teils

*) Diese Übersetzung wird uns durch freundliche Vermittlung unseres verehrten Mitarbeiters Lujo Brentano zur Verfügung gestellt. Sie rührt von Frau Dr. Kuczynski her, der wir unsern besten Dank aussprechen. D. Red.

andere als die ihrer Untertanen. Was den Ruhm anbelangt, so haben sie die gleichen Anschauungen, denn Heldentum ist Wunsch und Begierde von jedermann; und eine Nation von Helden zu sein unter der Führung eines Helden wird von beiden, Fürst und Volk, als der Gipfel alles irdischen Glücks angesehen. Es ist wirklich erstaunlich, mit welchem Beifall und welchem Glanze die Geschichte solcher unmenschlichen Ungeheuer in aller Pracht von Prosa und Poesie an ferne Geschlechter überliefert wird. Ja, lasst einen Fürsten seine Untertanen nur mit der gehaltlosen Kost militärischen Ruhms füttern, dann macht es nichts aus, was er ihnen und anderen sonst antut; denn Leben und Freiheit und alles, was der menschlichen Gesellschaft zum Segen gereichen kann, wird bereitwillig hingegeben als ein Opfer für diesen Götzen: Ruhm. Und ginge man der Sache auf den Grund, so fände man vielleicht ohne eine einzige Ausnahme, dass die grössten Eroberer zu Hause die schlimmsten Tyrannen waren. Da jedoch der Sieg, gleich der Barmherzigkeit, eine Menge Sünden zudeckt, sind vernünftige Wesen schliesslich zufrieden, selbst Sklaven zu sein, wenn sie nur andere zu Sklaven machen dürfen; und während das Volk zu dem ruhmreichen Helden auf dem Throne aufblickt, wird es geblendet von dem Glanz, der ihn umgibt, und vergisst die Taten des Unterdrückers.

Von diesem Standpunkt aus käme man nun in Versuchung, zu glauben, dass ein so allgemein herrschender Brauch im Laufe und im Wesen der Natur begründet sei. Man käme in Versuchung, anzunehmen, dass die Menschheit geschaffen wurde, um Vernichtungskriege zu führen und sich gegenseitig zu quälen und zu verschlingen. „Vielleicht würde die Erde übervölkert, gäbe es nicht diese Abgänge, heilsam für die Gesamtheit und notwendig für das Wohl der Überlebenden. Vielleicht auch liegt etwas Wahres in dem Gemeinplatz, dass eine Nation nur vorwärts kommen kann durch den Niedergang und ein Volk nur reich werden kann durch die Verarmung seiner Nachbarn.“

Und doch, wenn wir der Sache nachgehen, werden weder Vernunft noch Erfahrung auch nur im geringsten diese Annahme stützen. Die Vernunftgründe werden wir jetzt betrachten und die Tatsachen bis später zurückstellen. Wenn wir uns also von Vernunftgründen leiten lassen sollen, müsste man meinen, dass ein Wesen, das von Güte überfliesst und in seiner Macht nicht beschränkt ist, eine weit bessere Vorsorge für seine Geschöpfe hätte treffen können, als hier angenommen wird. Sicher hätte es ihre verschiedenen Interessen weniger gegensätzlich gestalten können, oder vielmehr, es hätte sie alle von einem gemeinsamen Mittelpunkt ausgehen lassen oder sie auf einer gemeinsamen Grundlage vereinen können. Und wir werden in dieser Überlegung noch bestärkt, wenn wir bedenken, dass sogar die Güte und Macht der menschlichen Regierungen, beschränkt und unvollkommen wie sie sind, in der Tat für die Sicherheit und die Wohlfahrt ihrer Untertanen gerade durch diese Mittel der Vereinigung und Verbindung getrennter Interessen sorgen. So kommt z. B. den Bewohnern einer Grafschaft oder einer Stadt überhaupt nicht der leiseste Gedanke, dass sie nach dem unabänderlichen Lauf der Dinge die natürlichen Feinde der Bewohner einer andern Grafschaft oder einer andern Stadt in demselben Staate seien und sein müssten. Ebensowenig begreifen wir, dass dieser oder jener besondere Ort oder Bezirk nicht reich werden oder gedeihen kann, bis die Bezirke oder Orte rings herum verarmt oder traurig verwüstet sind. Im Gegenteil, wir kommen zu dem natürlichen und auch gerechten Schluss, dass ihre Interessen untrennbar sind von unseren

eigenen. Und würde ihre Bevölkerung zurückgehen oder ihr Wohlstand sich in Not verwandeln, so würden wir selbst im Kreislauf der Dinge bald die bösen Wirkungen einer solchen Veränderung spüren. Wenn das nun für menschliche Regierungen gilt, und wenn diese trotz all ihrer Fehler und Mängel die Dinge so weit zum besten lenken können, wie kommt es dann, dass wir so viel Unvollkommenheit, solchen Mangel an Güte, solche Parteilichkeit, ja solchen vorsätzlichen Unfug jener grossen und gerechten Regierung zuschreiben, die über alles herrscht? Ihr meint vielleicht, weil der allmächtige Gott nicht zwei grosse Gebiete, z. B. Frankreich und England, ebenso gut und weise regieren kann wie Ihr zwei kleine? Oder hat er etwa so grobe Fehler gemacht, als er zuerst die Ordnung der Dinge schuf, dass für das Wohl der Gesamtheit in seinem Reiche jene Heldentaten, Kriege genannt, nötig wurden, die Ihr mit Recht als Schande in Eurem Reiche ansehen und als Gewalttätigkeit streng bestrafen würdet? Sicher nicht. Und wir können nicht ohne Gotteslästerung dem besten Wesen dies Verfahren zuschreiben, das beinahe zu schlecht ist für das schlechteste Wesen. Sicherlich entspricht es viel mehr den Forderungen einer vorurteilslosen Vernunft, zu glauben, dass unser gemeinsamer Vater und Herrscher über alles seine sämtlichen Kinder und Untertanen mit der gleichen Zärtlichkeit und dem gleichen Wohlwollen ansieht, und fest davon überzeugt zu sein, dass in seinem Regierungsplan das politische Interesse der Nationen nicht im Gegensatz stehen kann zu jenen sittlichen Pflichten der Menschlichkeit und der Liebe, die er so allgemein vorgeschrieben hat.

Soviel über die Vernunftgründe. Jetzt wollen wir die Tatsachen betrachten und uns von der Erfahrung leiten lassen. Fürsten hoffen durch erfolgreiche Kriege und durch eine Reihe von Eroberungen entweder mehr Land zu bekommen oder mehr Untertanen oder grössere Einkünfte oder vielleicht, und das ist meistens der Fall, sie erhoffen alles drei. Was nun das Land angeht, so muss man, wenn die blosse Fläche das Erstrebenswerte ist, zugeben, dass ein Land von einer Million Quadratmeilen an Menge mehr ist als ein Land von der halben Ausdehnung. Aber wenn Länder nicht nach Morgen bewertet werden sollen, sondern nach der Bebauung und dem Ertrag dieser Morgen, so folgt, dass 10 Morgen besser sein können als 1000 oder vielleicht 10,000. Und Bischof Berkleys Frage scheint hier sehr zu passen: „Kann nicht jemand 20 Quadratmeilen in Nordamerika besitzen und doch ohne Mittagessen sein?“

Was die grosse Zahl der Untertanen anlangt, so sind sicher Krieg und Eroberung nicht die geeignetsten Mittel, um dies Ziel zu erreichen; und es ist in der Tat sehr seltsam, eine Methode, die in der Vernichtung der Menschen besteht, für ihre Zunahme und Vermehrung vorzuschlagen. Ja, zugegeben, dass zahlreiche Untertanen gleichzeitig mit dem Zuwachs von Land gewonnen werden mögen, so würden doch diese neuen Untertanen dem Staate keine wirkliche Kraft zuführen, weil neue Erwerbungen zahlreichere Verteidigungsmassnahmen erfordern würden und weil ein Volk, das über ein ungeheures Gebiet verstreut ist, in Wirklichkeit viel schwächer ist als halb so viel Menschen, die in Übereinstimmung miteinander handeln und sich infolge ihrer nachbarlichen Lage gegenseitig unterstützen können.

Überdies gelten dieselben Beweisgründe auch für die Einkünfte und die Steuererträge. Und es ist eine unbestreitbare Tatsache, dass ein dünn bevölkertes Land, auch wenn es gross und ausgedehnt ist, nicht so hohe Ein-

nahmen liefert wie ein kleines gut bebautes und volkreiches Land; und selbst wenn es sie auch lieferte, würde der Reinertrag solcher Einkünfte nicht dem des andern Landes gleichkommen, weil diese Einkünfte sozusagen verschluckt werden von der Verwaltung, den Schutzwachen und Besatzungstruppen, den Gehältern und Pensionen und all den sich selbst aufzehrenden Nebeneinkünften und den Ausgaben, die mit entfernten Provinzen verknüpft sind.

Soweit die Ansichten des Volkes mit denen der Fürsten übereinstimmen, haben wir sie schon betrachtet. Aber da wir sehen, dass bei den Untertanen die Gier nach aussergewöhnlichem Reichtum, die sie treibt, heftig den Krieg zu wünschen, sich in etwas von der Habsucht der Fürsten unterscheidet, wollen wir jetzt prüfen, ob dies Kriegshandwerk eine geeignete Methode ist, die Leute reich zu machen, und wir wollen jeden Grund, der dafür angeführt werden kann, betrachten. „Fürwahr," so sagen diese Leute, „nach Hause zu kommen, beladen mit der Beute von reichen Nationen, ist ein kurzer Weg, Reichtum zu erwerben; wir können uns in einer so einfachen Sache sicher nicht täuschen; denn wir sehen, dass was in Jahren, ja vielleicht in Menschenaltern gesammelt und aufgehäuft worden ist, auf die Art mit einem Mal unser Besitz wird; und durch einen glücklichen Sieg mögen wir innerhalb eines Tages, ja vielleicht einer Stunde, mehr erwerben, als wir sonst im Laufe eines langen, arbeitsamen Lebens durch langweilige Berufsarbeit für uns erwarten könnten."

Um nun mit diesen Leuten nach ihrer eigenen Art zu verhandeln, möchte ich sie nicht aus ihrem gegenwärtigen goldenen Traum aufwecken. Ich möchte deswegen unterstellen, dass ihnen alles nach Herzenswunsch gelinge, obgleich doch wenigstens die Möglichkeit vorhanden ist, dass sie enttäuscht werden und dass ihnen Gefangenschaft blüht anstatt Eroberung. Ich will ebenfalls auf alle Erwägungen verzichten, die an die berauschenden Wirkungen eines Reichtums anknüpfen, der so schnell erworben wurde und auf so unsaubere Art. Ich will auch noch zugeben, dass grosse Vorräte an Gold und Silber, an Juwelen, Diamanten und kostbaren Steinen nach Hause gebracht werden mögen, und dass meinetwegen die Schätze des Weltalls innerhalb der Grenzen unseres eigenen kleinen Landes in Umlauf gebracht werden sollen. Und wenn dies nicht genügt, so würde ich auch noch mehr zugeben, wenn ich nur wüsste, was noch mehr gewünscht oder erwartet werden könnte.

Der Glücksjäger, der auf diese Art reich geworden ist, lässt sich nieder, um die Früchte seiner Eroberung zu geniessen und nach so viel Mühe und Arbeit seine Wünsche zu befriedigen. Aber ach! Er findet alsbald, dass in dem Masse wie Heldengeist und Ruhmbegierde sich unter seinen Landsleuten verbreitet haben, der Sinn für Arbeit gesunken und verschwunden ist. Alles Notwendige, alle Annehmlichkeiten und aller Luxus sind teurer geworden als vorher, weil weniger Arbeitskräfte da sind und weniger Neigung, zu produzieren. Gleichzeitig haben sich seine eigenen Wünsche und erkünstelten Bedürfnisse anstatt verringert, vervielfacht; denn was nützen ihm Reichtümer, wenn er sie nicht geniesst? So kommt es, dass seine ungeheuren Schätze wie der Schnee im Sommer beständig wegschmelzen, so dass das Land der Helden bald das Land der Bettler wird. Seine Reichtümer, es ist wahr, strömten auf ihn zu wie eine Flut; aber da er kein Mittel hatte, sie festzuhalten, liess jeder Gegenstand, den er brauchte oder wünschte, seine Schätze abfliessen, wie die Löcher in einem Sieb, bis der Boden ganz trocken war. Kurz, in dieser Lage können die Summen, welche täglich und stündlich aus-

gegeben werden, nur durch einen neuen Krieg und eine neue Reihe von Siegen wiederersetzt werden; und diese neuen Kriege und neuen Siege vergrössern alle das alte Übel, so dass die relative Armut der Einwohner dieses kriegerischen Landes in demselben Masse zunimmt wie ihr Erfolg gerade in den Unternehmungen, von denen man irrtümlicherweise angenommen hatte, dass sie sie bereichern würden.

Einige wenige, die von dem starken Instinkt einer habsüchtigen Gesinnung getrieben werden, mögen in der Tat sammeln und raffen, was die Menge verschleudert; und so mag die Verarmung der Allgemeinheit zur Bereicherung des Einzelnen führen. Aber es ist vollkommen unmöglich, dass die grosse Mehrheit eines Landes durch eine Lebensführung wohlhabend werden kann, die sie zu gleicher Zeit sehr verschwenderisch und sehr faul macht.

(Fortsetzung folgt.)



Vaihinger versus Bergson.

Von HANS HONEGGER, Zürich.

Kurz und gut: wenn ich Vaihinger Bergson gegenüberstelle, geschieht es, weil ich glaube, dass erst eigentlich Vaihinger die von Bergson diskreditierte menschliche Vernunft wieder rehabilitiert hat. Und das will wahrlich nicht wenig besagen!

Rein formal ist zu bemerken, dass meines Wissens weder Vaihinger je Bergson, noch Bergson je Vaihinger zitiert hat; geschweige, dass der eine sich mit der Philosophie des andern je auseinandergesetzt hätte. Unmöglich an sich wäre es wohl nicht gewesen; vielleicht wird es auch noch eines Tages geschehen; aber im Grunde stehen die beiden Denker doch auf sehr verschiedenem Plane. Bergson, ein Metaphysiker; Vaihinger: Positivist; Bergson, ein Dogmatiker; Vaihinger: ausgeprägter Formalphilosoph; Bergson, ein Philosoph vom Leben; Vaihinger: ein Philosoph vom Denken, reiner Erkenntnistheoretiker! — Aber wenn sich auch die beiden Philosophen ihrem Wesen nach noch so fremd sind, in ihren Problemen können sie sich doch berühren. Auf die kommt es für uns hier ausschliesslich an. Und da ist es denn tatsächlich ein Problem — ein Zentralproblem der Philosophie — wo die beiden Denker sich effektiv als Gegner gegenüberstehen: das ist die Frage des Wertes der menschlichen Vernunft als Mittel der Erkenntnis!

Bergson hat die Erkenntnistauglichkeit der menschlichen Vernunft einer scharfen, unerbittlichen Kritik unterzogen. Er hat ihr als ein ebenbürtiges, in vieler Hinsicht überlegenes Erkenntnismittel die „Intuition" gegenübergestellt. Es ist ganz unverkennbar: der Hauptangriff der ganzen Bergsonschen Philosophie richtet sich gegen die bisherige Hochschätzung der menschlichen Vernunft, des „Intellekts" als Erkenntnisquelle. Die Vernunft soll von ihrer hohen Rangstellung, die ihr bisher zumeist von der Philosophie, besonders erneut seit Kant, eingeräumt worden war, entthront werden. Gegen ihn, den Herrscher Vernunft, ist letzten Endes der ganze Kraftaufwand gerichtet, den Bergson in seiner Philosophie entfaltet. Sie, die Vernunft, die so lange das

„Leben“ beengt hat, soll von ihrem Piedestal heruntergeholt werden; er, der Intellekt, der uns allen „élan vital“ geraubt hat, soll zur Rechenschaft vor das Tribunal der Philosophie gezogen werden. Im Namen des Lebens, im Namen der „schöpferischen Entwicklung“, im Namen aller zeugenden, blühenden, treibenden Lebenskräfte! Bergson ist der Anwalt des Lebens und damit zusammenhängend des menschlichen Gefühlslebens. Ihm das zum Vorwurf machen zu wollen, wäre albern. Voraussetzungslos in dem Sinne, dass sie nicht irgendeine These verteidigen wollte, ist keine Philosophie. Und andererseits ist es nicht zuletzt gerade Bergsons rhetorisches, temperamentvolles Plädoyer zugunsten dieser grossen, allgemein bedeutungsvollen Daseinsmächte des „Lebens“ und des „Gefühls“, welches die letzte Ursache ist, dass wir jedenfalls an der Philosophie dieses Denkers nicht kalt und gleichgültig vorübergehen, sondern vielmehr ein persönlicheres, wärmeres Verhältnis zu ihr gewinnen. Wir werden auf diesen wichtigen Punkt der Voraussetzung der Bergsonschen Philosophie zum Schlusse nochmals zurückkommen.

Der Hauptangriff der Bergsonschen Philosophie ist, was feststehen dürfte, gegen die Hochschätzung der menschlichen Vernunft als Erkenntnismittel gerichtet. Indem wir Bergson also gerade an diesem Punkte entgegentreten, wenden wir uns zweifellos gegen eine seiner grundsätzlichen Thesen. — Was hat nun Bergson gegen die Vernunft als Erkenntnisquelle vorzubringen? „Unser Intellekt hat ... das anorganisch Starre zum entscheidenden Gegenstand“ (Schöpferische Entwicklung, S. 158); „Der Intellekt stellt deutlich nur das Diskontinuierliche vor“ (S. 159); „Der Intellekt stellt deutlich nur die Bewegungslosigkeit vor“ (S. 160); „Mag der Intellekt es anfangen wie er will, er löst das Organische in Anorganisches auf“ (S. 166); „Der Intellekt lässt sich entschlüpfen, was jeder Moment einer Geschichte Neues bringt“ (S. 168) usf. Kurz und gut, der Intellekt kann der Erkenntnis des Lebens nicht gerecht werden! „Er charakterisiert sich durch eine natürliche Verständnislosigkeit für das Leben“ (171). — Das kommt, fährt Bergson fort, von der speziellen Funktionsweise unseres Denkapparates: „vom kinematographischen Mechanismus des Denkens“. Diese Argumentation Bergsons ist nun für uns entscheidend! — Folgendes wird behauptet: „Der Mechanismus unseres gewöhnlichen Denkens ist kinematographischen Wesens“ (S. 309). Ähnlich wie der Kinematograph nehmen wir vom Geschehen nur eine Reihe von Momentbildern, „Momentphotographien“, auf. Diese geben uns aber die Wirklichkeit nur stückweise wieder, durch eine Reihe besonders charakteristischer Momentaufnahmen. Wir gelangen so nicht zur Erkenntnis des „innern Wesens der Dinge“, sondern wir stellen uns ausserhalb ihrer, um das Werden „künstlich“ zu rekonstruieren. Wir gewinnen also nur eine Fiktion vom Geschehen, von der Wirklichkeit, wie wir uns wohl mit der Vaihingerschen, von Bergson allerdings nicht gebrauchten Benennung ausdrücken dürfen. Für diese Mangelhaftigkeit oder doch Einseitigkeit unseres verstandesmässigen Erkennens, fährt Bergson fort, ist die aufs Praktische gerichtete Wesensart des Intellekts verantwortlich. Der Intellekt und die Sinne sind „befangen in den Notwendigkeiten des Handelns“ (S. 276). Das verstandesmässige Erkennen ist ein für die Praxis, nicht für die Spekulation geschaffenes Verfahren (S. 277). „Die Rolle des Intellekts nämlich ist es, Handlungen vorzustellen. An der Handlung aber ist, was uns angeht, das Resultat; die Mittel kümmern uns wenig, wenn nur der Zweck erreicht wird ... Dies ist der Grund, weshalb einzig der Endpunkt, an dem unsere Aktivität zur Ruhe kommen soll, sich

unserm Geiste ausdrücklich darstellt: die den Akt selber ausmachenden Bewegungen entgehen entweder unserem Bewusstsein oder gelangen nur dumpf zu ihm" (S. 302). Allgemeiner wird dann, wie gesagt, mittelst dieser Argumentation gefolgert: das Denken entstellt das Leben, es „löst das Organische ins Anorganische auf"; „tritt nun der Intellekt an die Erforschung des Lebens heran, so behandelt er das Lebendige mit Notwendigkeit genau wie das Leblose" (200). „Bei der anorganischen Materie fühlt sich der Intellekt am meisten in seinem Element" (ebenda). Kurz und gut: der Intellekt ist ein unzureichendes Erkenntnismittel für die Erkenntnis des Lebens. Wir müssen nach einem besseren suchen ...!

Soweit Bergson. Die Vernunft, die die menschliche Wissenschaft bisher von Sieg zu Sieg geführt hat, soll sich fortan auf die Erkenntnis des „Leblosen", des „Anorganisch-Starren" beschränken, um die Erforschung der Subtilitäten, der Finessen des Lebens nunmehr einer besseren Erkenntnismethode zu überlassen ... Die Vernunft, der wir bisher, was Erkenntnis anbetrifft, das Höchste zugetraut haben, wird zu einem Erkenntnismittel zweiten Grades herabgewürdigt ... zugunsten des „Instinkts", der „Intuition". — Es dürfte kaum bestritten werden, dass diese Behauptung die Hauptthese ist, die Bergson mit seinem Werk hervorheben wollte.

Bergson hat zweifellos zu Recht auf die Inadäquatheit des begrifflichen, des diskursiven Denkens zur Wirklichkeit, zum „Leben" aufmerksam gemacht und damit einen bedeutenden Schritt über Kant hinaus getan. Kant hatte geglaubt, dass Begriffe die Wirklichkeit vollständig wiedergeben können. „Für Kant gibt es nur eine Erfahrung, deren gesamte Ausdehnung sich mit dem Intellekt deckt" (Bergson). Das ist es ja zur Hauptsache, was man unter dem „Kantischen Rationalismus" versteht, dass Kant glaubte, die reale Welt begrifflich wirklich fassen, das objektive Dasein durch sein Begriffssystem wiedergeben zu können. Kant glaubt an die „diskursive (logische) Deutlichkeit durch Begriffe, abgesehen von einer intuitiven (ästhetischen) Deutlichkeit durch Anschauungen". Kant hat bei seiner Untersuchung über die menschliche Erkenntnis das Hauptaugenmerk auf die Unterscheidung der „reinen" oder „a priori" von der „empirischen" oder „a posteriori" Erkenntnis gerichtet und deshalb dem Problem der diskursiven oder begrifflichen Erkenntnis überhaupt gar keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Bergson hat nun aber in seiner Kritik Kants gerade an diesem Punkte angesetzt und dadurch die Bedeutung der Vernunfterkenntnis überhaupt in singulärer Weise in Frage gestellt.

Der menschliche Intellekt kann der Erkenntnis der objektiven Wirklichkeit nicht gerecht werden, weil unser Denkapparat, seiner immanenten Bauart nach, nur das Starre, das Anorganische, das „Leblose" zu erfassen vermag; er also „das Leben" — und damit die objektive Wirklichkeit — unvollständig, verzerrt wiedergibt. Deshalb müssen wir für die gründliche Erfassung der wichtigsten Probleme des Daseins nach einer besseren Erkenntnisquelle fahnden. Das ist die These Bergsons. — Soll das unserer Weisheit letzter Schluss sein? — Hans Vaihinger glaubt nein! Seine „Philosophie des Als Ob" (System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit)*) stellt einen imposant-gewaltigen Versuch dar, die menschliche Vernunfterkenntnis, die Welterkenntnis mittelst des diskursiven Den-

*) Neueste Auflage 1918. Verlag von Felix Meiner, Leipzig.

kens vor allen letzten gegen sie gerichteten skeptischen Angriffen zu schützen, um ihren hohen Wert und ihre unerreichte Bedeutung zur Lösung der gewichtigsten, grossen Daseinsprobleme in neuem Glanze hervortreten zu lassen!

Vaihinger bekennt sich implicite durchaus zur Auffassung Bergsons, dass die Begriffe, die Hauptmittel des menschlichen Denkens die objektive Wirklichkeit, das „Sein", nicht völlig adäquat wiederzugeben vermögen: „Die Wege des Denkens sind nicht die Wege des Seins". Das Denken, ein subjektiver, psychischer Vorgang, „macht ganz andere Wege als das objektive Geschehen" (S. 11). Vaihinger wendet sich mindestens ebenso entschieden vom kantischen Rationalismus ab wie Bergson: „Der eigentlich grösste und wichtigste Teil der menschlichen Irrtümer entsteht dadurch, dass man die Wege des Denkens für die Abbilder der realen Verhältnisse selbst nimmt" (S. 11). Zwar hat Kant, nach Vaihinger, vorzugsweise das Verdienst, gezeigt zu haben, dass die meisten Vorstellungsgebilde rein subjektiv sind (S. 191); allein „es mangelt ihm der entschieden moderne Gesichtspunkt, das Denken als ein Mittel zum Zwecke zu betrachten" (ebenda). Das Denken ein Mittel zum Zwecke! Vaihinger wie Bergson berühren sich in dieser durchaus pragmatistischen Auffassung vom Denken. Vaihinger hebt womöglich noch weit mehr als Bergson den Gedanken hervor, dass das menschliche Denken geschaffen ist, um praktische, nicht um theoretische Zwecke zu erfüllen. „Die ganze Vorstellungswelt in ihrer Gesamtheit hat nicht die Bestimmung, ein Abbild der Wirklichkeit zu sein ..., sondern ein Instrument, um sich leichter in derselben zu orientieren ... Die logischen Prozesse sind ein Teil des kosmischen Geschehens und haben zunächst nur den Zweck, das Leben der Organismen zu erhalten und zu bereichern; sie sollen als Instrumente dienen, um den organischen Wesen ihr Dasein zu vervollkommnen; sie dienen als Vermittlungsglieder zwischen den Wesen" (S. 22/23). Mindestens ebenso entschieden wie Bergson vertritt Vaihinger schliesslich die Ansicht, dass die Begriffe die objektive Wirklichkeit nicht nur ungenau, sondern geradezu falsch wiedergeben. Das Denken verfälscht die Wirklichkeit durch Abzüge und Zusätze. „Schon in den elementaren Prozessen des logischen Geschehens findet eine Abweichung von der Wirklichkeit statt" (288). „Diese Abweichung von der Wirklichkeit steigt (nun) in den höheren Entwicklungsstufen der Psyche und erreicht schliesslich einen solchen Maximalgrad, dass sie als solche erkannt wird" (ebenda). — Alles in allem sehen wir: Bergson und Vaihinger gehen auf weiten Strecken zusammen. Beide vertreten die Ansicht, dass Denken und Wirklichkeit sich nicht decken; beide erachten das Denken als einen vorwiegend für die Praxis eingerichteten Mechanismus; beide schliesslich huldigen der Auffassung, dass das Denken die Wirklichkeit ungenau wiedergibt und sogar verfälscht! Die Vergleichspunkte liessen sich noch mehren, doch dies genügt.

Aber nun erst erhebt sich die Hauptfrage: Folgen aus diesen gemeinsamen Voraussetzungen für Vaihinger dieselben Konsequenzen wie für Bergson? Kommt Vaihinger deshalb wie Bergson zum Schluss, dass das Denken fortan auf das Vorrecht verzichten müsse, die höchsten Daseinsprobleme lösen zu wollen; dass es vielmehr womöglich durch eine bessere Erkenntnismethode ersetzt werden müsse? Oder anders gefragt: Kommt Vaihinger deshalb zu einer so weitgehenden Skepsis gegen das menschliche Denkvermögen wie Bergson? — Abgesehen von der Frage, was als die „höchsten Daseinsprobleme"

anzusehen ist, müssen wir darauf antworten: nein, entschieden nein! — Vaihinger gelangt von diesen selben Voraussetzungen zu ganz andern Schlussfolgerungen als Bergson. Insbesondere ergibt sich für Vaihinger daraus eine ganz andere Einschätzung des menschlichen Denkvermögens, des diskursiven Denkens, der menschlichen Vernunft.

Für Vaihinger stellt sich unser ganzes Problem folgendermassen dar — und damit gelangen wir zur Kernlehre von Vaihingers ganzer „Als-ob-Philosophie": Obschon das Denken mit einer verfälschten Wirklichkeit rechnet, gelangt es doch zu einer praktischen Übereinstimmung mit der Wirklichkeit! Das Denken ist als eine Art Rechnen anzusehen; ein Gedanke, der bekanntlich vor allem vom englischen Scholastiker Occam stammt, und dann auch besonders von Hobbes weiter verfolgt worden ist. Die Hilfsmittel des Denkens, die Begriffe, sind gewissermassen als mathematische Zeichen aufzufassen; als Zeichen, die zwar nur imaginäre Bedeutung haben — ähnlich wie beispielsweise die imaginären Grössen in der Algebra — die aber dennoch durchaus taugliche Mittel zur Lösung der ihnen gestellten Aufgabe sind! „Das Imaginäre ist der Durchgangspunkt für die Rechnung: ... Diese Begriffe vermitteln die verschiedenen Denkreihen" (S. 180). Hinsichtlich ihrer logischen Bedeutung, d. h. mit Hinsicht auf die Kunst des Denkens, nennen wir nun diese imaginären Rechenzeichen des Denkens, die Begriffe: Fiktionen.

Der Begriff der Fiktion spielt eine durchgreifende Rolle in Vaihingers ganzem Gedankengebäude. Vaihinger hat ihn zwar nicht entdeckt; aber ihn als erster gründlich analysiert und systematisch, logisch und erkenntnistheoretisch verwertet. Fiktion bedeutet für Vaihinger eine „wissenschaftliche Erdichtung zu praktischem Zwecke" (S. 65). Und zwar ist die Fiktion entweder ein „bewusster Fehler" (Semifiktion) oder ein „bewusster Irrtum" (echte Fiktion) mit wissenschaftlicher Endabsicht, d. h. begangen in der Absicht, zu einer wissenschaftlichen Erkenntnis zu gelangen. Folgendes nämlich ist ein Fundamentalsatz Vaihingers: Mit bewusst falschen Vorstellungen kann man doch Richtiges erreichen! — Der Glaube, dass man in der Wissenschaft nur berechtigt sei, von Wahrem auf Wahres zu schliessen, ist für Vaihinger einer der verhängnisvollsten Irrtümer der Erkenntnistheorie. Nach ihm werden vielmehr, wenn nicht die meisten, so doch die wichtigsten Teile der menschlichen Erkenntnis mittelst Fiktionen, d. h. eben durch Schlüsse aus ungenauen oder falschen Annahmen gewonnen. Die Fiktionen sind „Kunstgriffe und Hilfsoperationen des Denkens". Sie sind, was Mach etwas unglücklich „Arbeitshypothesen" nannte. („Hypothesen" sind sie nämlich keineswegs, wie Vaihinger ausführlich dargetan hat. Hypothesen haben andere logische Zwecke.) Hinsichtlich der Endoperation des Denkens besteht das Wesen der Fiktionen darin, dass sie zum Schlusse der Denkrechnung eine Korrektur erleiden müssen (die Semifiktionen) oder gänzlich ausfallen (die echten Fiktionen); „denn schliesslich wollen wir zu widerspruchslosen Resultaten gelangen; widerspruchsvolle Begriffe können also schliesslich nur zur Elimination da sein ..." (S. 173). — Dieser Mechanismus des Denkrechnens mittelst solcher Fiktionen wird dann von Vaihinger aufs eingehendste untersucht. Interessant ist beispielsweise die nach Vaihinger vom Denken ausgesagte „Methode der entgegengesetzten Fehler". In der Mathematik ist diese Methode häufig. Eine einfache Anwendung davon ist etwa die Definition der Ellipse als eines „Kreises, deren Brennpunkte die Distanz : O haben". Erstens ist es ein Fehler, zu sagen, die Ellipse sei ein

Kreis, und zweitens ist die Distanz O ein logischer Nonsens; aber dennoch bekommt der Satz mittelst dieser beiden gemachten Fehler einen Sinn. Auch der so überaus wichtige Begriff der „Kausalität" ist nach Vaihinger eine solche Fiktion, die nach dieser Methode logisch verwertet wird! „Ends der Rechnung fällt dieser eingeschobene Begriff heraus." Auch hierbei sind entgegengesetzte Operationen im Spiele: „die erste Operation war die Zusammenfassung aller ähnlichen Fälle unter ... einen „prominenten" Fall, der dasselbe unabänderliche Verhältnis zeigt und der sich unter allen uns subjektiv bekannten Fällen schliesslich am passendsten zur Analogie erwies. Die zweite Operation ist die Anwendung dieser allgemeinen Kategorie auf den neuen Fall; hier dient sie als Mittelglied und fällt wie jeder Mittelbegriff schliesslich aus ..." (S. 210/211). Das hat Bergson fürs erste übersehen oder doch nicht genügend beachtet, dass die gefürchteten, lebensverstümmelnden Begriffe Ends der Denkrechnung wieder ausfallen können und dass „das Leben" hernach in seiner schlackenlosen objektiven Reinheit vor unsern Augen wieder aufersteht!

Der Zweck dieser Einschiebung fiktiver Hilfsgebilde in den Erkenntnisprozess ist nun für Vaihinger, ähnlich wie in der Mathematik, der folgende: Das Denken, das diskursive Denken, ist eine Art Papiergeldes zur leichteren Umrechnung und Umwechslung der schwerfälligen Welt der Wirklichkeit: „An Stelle der schweren Prozesse der Materie tritt die leichtgeflügelte Arbeit der Ideen" (S. 291). „Erst mit der Erfindung des Papiergeldes wuchs der Verkehr ins Ungeheure; erst mit der Steigerung der schwereren Vorgänge der niedern Welt zu den immer feineren Prozessen des Denkens, erst mit der Einführung des Denkinstruments entfaltet sich die organische Welt zur Geschichte der Menschheit" (ebenda). Wie anders klingt das als bei Bergson! Weit entfernt, uns vom „Leben" zu entfremden, bedeutet das Denken vielmehr eine gewaltige Steigerung und Bereicherung unseres „Lebens"! Bergson heftete sein Augenmerk zu sehr nur auf die nachteiligen Begleiterscheinungen des Denkens und beachtete zu wenig seine eigentlich beabsichtigte Wirkung. Wir müssen nur „die naive Ansicht dahinten lassen, als ob das Gedachte wirklich sei, als ob die Formen und Wege des Denkens im Sein wiederzufinden seien," sagt Vaihinger (S. 292). Dann ist das Denken gerechtfertigt, dann ist das Denken vor jeder Skepsis geschützt.

Schliesslich seien noch ein paar Worte von dem Vaihingerschen „als ob" gesagt. Das „als ob" ist die hauptsächlichste Ausdrucksform der Fiktion. Die „Als ob-Philosophie" ist die Betrachtung der Welt mittelst Fiktionen. Die „Als ob"-Betrachtung der Welt erhebt sich hauptsächlich im Kampf gegen die „Dass"- und „Weil"-Betrachtung: „Auf allen Gebieten ist das „dass" und „weil" (also die Hypothese und das Axiom und Dogma) erschüttert, und das „als ob" tritt an ihre Stelle" (133). Bekanntlich arbeitet die moderne Wissenschaft schon seit längerer Zeit — und in jüngster Zeit in besonders ausgeprägtem Masse — mit einer immer zunehmenden Anzahl von Hypothesen und Axiomen, besonders die Mathematik, Logik, Erkenntnistheorie, die Rechtswissenschaft, und die praktische Philosophie. Durch die steigende Verwendung dieser sehr bedenklichen Hilfsmittel ist die moderne Wissenschaft in einen schier unentwirrbaren Knäuel von Widersprüchen geraten, so dass ihr Kredit schliesslich rnstlich bedroht war. Die „Als-ob-Philosophie" versucht nun die Wissenschaft aus dieser bedenklichen Lage zu befreien, indem sie ihr vorschlägt, diese gehäufte „Dass"- und „Weil"-Betrachtung durch das — man darf schon

sagen — „Radikalmittel“ der „Al‸-ob-Betrachtung“ zu ersetzen. Ein Radikalmittel ist diese letztere wissenschaftliche Methode insofern, als dadurch ein für allemal klar und deutlich zugestanden wird, dass der eigentlich sicheren menschlichen Erkenntnis relativ enge Grenzen gezogen sind, dass die Wissenschaft auf einen grossen Teil ihrer bereits als sichere „Wahrheiten“ gebuchten „Erkenntnisse“, derentwegen sie sich unendlich abgemüht hat, wieder verzichten muss.

Die Vernunft, das diskursive Denken, ist rehabilitiert. Zwar nicht in dem Sinne, wie die Rationalisten der Kantischen Schule es gehofft haben mochten. Die Ansicht, dass das Denken Selbstzweck sei, muss allerdings fallen gelassen werden; das Denken ist letzten Endes kein taugliches Mittel zur rein theoretischen Ergründung der Welt; immerhin — ein besseres Mittel haben wir nicht. Jedenfalls ist das Denken ein durchaus taugliches Mittel praktischer Orientierung im Leben; zu diesem Zweck leistet unser Denken das Höchste.

Bergson hat die Mangelhaftigkeit unseres Denkvermögens, als eines zweckfreien Erkenntnismittels, gegenüber Kant richtig erkannt; aber er hat den Wert des diskursiven Denkens dennoch verkannt. Er hat einmal nicht beachtet, dass die lebensentstellenden Begriffe, die unser diskursives Denken verwendet, Ends der Denkrechnung korrigiert werden oder ausfallen, und er hat, was wichtiger ist, nicht erkannt, dass allein das diskursive Denken uns gestattet, genügend Distanz von der objektiven Tatsächlichkeit zu gewinnen, um die Wirklichkeit erkenntnismässig weitgehend meistern, beherrschen zu können. Dem generellen Argument, das Bergson gegen den Intellekt vorbringt: „Der Intellekt charakterisiert sich durch eine natürliche Verständnislosigkeit für das Leben“ stellt Vaihinger schliesslich die Antwort gegenüber: „Das Auge des Philosophen ist geschärft für die gewaltigen Differenzen, welche zwischen den formalen Verstandeshandlungen des Denkens und zwischen dem Sein und Geschehen der Wirklichkeit bestehen“ („Philosophie des Als-ob“, S. 49).

Und wie verhält es sich nun, nach alledem, mit Bergsons Lehre vom „Instinkt“ und von der „Intuition“, die er dem „Intellekt“ als Erkenntnismittel gegenüberstellt und von denen wir noch kaum gesprochen haben? Davon kann kurz gehandelt werden. Der Einwand, der sehr häufig gegen diese Lehre Bergsons vorgebracht wird, dass Instinkt und Intuition keine Erkenntnismittel sind, trifft mehr nur der Form nach zu. Der Ausdruck „Erkenntnismittel“ hierfür ist allerdings denkbar unglücklich gewählt, denn unter „Erkenntnismittel“ versteht man gewöhnlich von vorneherein etwas Verstandesmässiges, „Intellektmässiges“. Bergson hat es hier aber im Sinne eines „Mittels, um sich im Leben zurechtzufinden“, verwendet, wie man etwa sagen könnte. Dass dem Instinkte und — wenn man den noch vageren Ausdruck gebrauchen will — der „Intuition“ gegenüber dem Verstand in dieser Hinsicht eine grosse Rolle zufällt, wird niemand leugnen wollen. Ganz ausserordentlich interessant sind ja etwa die Ausführungen in den ersten Kapiteln von Ber sons „Schöpferischer Entwicklung“, besonders das, was er über den Instinkt der Insekten ausführt. — Aber diese ganze „Instinkt“- und „Intuiti ns“-Lehre bildet ja gar kein Problem für die philoso hische Erkenntnistheorie! Sich „im Leb n“ leicht zurechtfinden, in seinem Tun und Tra ht n dem Leben gut angepasst sein bedeutet doch nie und nimmer, das Leben gut zu „erkennen“! Ebenso unrichtig ist der

Gedanke, dass ein Künstler das Leben durch seine „Intuitionen“ besser erkennen könne als der Denker durch seine Begriffe. Von einem Erkennen ist dabei keine Spur, sofern der Künstler nicht ebenfalls bewusst oder unbewusst begrifflich arbeitet; vielmehr ist es nur möglich, dass der Künstler mancherlei Einzelheiten des Lebens beobachtet und festhält, die dem Denker entgehen; was aber doch wohl nicht das Geringste gegen den Denker aussagt.

Diese letzte Ausführung über Bergsons Lehre vom „Instinkt“ und von der „Intuition“ führt uns schliesslich zum Hauptunterschied, der zwischen unsern beiden hier behandelten Denkern besteht. Jede Philosophie ist, meiner Ansicht nach, pragmatisch betrachtet, eine „Voraussetzungslehre“ für irgendeinen menschlichen Zweck, welcher Art immer er sei. Indem man die grossen Gedankensysteme der Philosophen als solche „Voraussetzungslehren“ betrachtet, gewinnt man ein Verständnis für viele der heterogensten „Philosophien“, insofern man sich nur für den speziellen Zweck, dem sie sich zu dienen vorgenommen haben, genügend zu interessieren vermag. — Bergsons „Philosophie“ erscheint mir nun zuvörderst als eine „Voraussetzungslehre für das Leben“ im Gegensatz zum „Kontemplieren“. „Forschen“, „Erkennen“. Wie schon ausgeführt, erachte ich Bergsons Philosophie als ein grosses und zweifellos sehr geschicktes Plädoyer für „das Leben“, für den frohen, heiteren, mannigfachen vor allem „ästhetischen“ Lebensgenuss, für das durch Gedankenskrupel ungetrübte Auskosten des Lebens nach jeglicher nur erdenklichen Richtung. Vielleicht noch richtiger gesagt: Bergsons Lehre stellt sich dar als eine Reaktion gegen den einseitigen „Intellektualismus,“ gegen die lebensfremde „Wissenschaftlichkeit“ unserer Zeit. Das ist, wie gesagt, meine persönliche Ansicht von der Endabsicht, die sich zuletzt hinter Bergsons ganzer Philosophie verbirgt. Und darüber zu streiten, ob diese Endabsicht ihre Berechtigung hat, das wäre natürlich sinnlos. — Vaihingers „Philosophie“ ist demgegenüber, meinem Dafürhalten nach, in erster Linie eine „Voraussetzungslehre für das Denken“, für das „Erkennen“, für „die Wissenschaft“. Vaihinger will einen soliden Unterbau für die weiten Flüge der wissenschaftlichen Spekulation schaffen, ein gefestigtes Fundament für den Ausbau des gewaltigen Gebäudes der menschlichen Ideenwelt! Das war, so scheint mir, der letzte Zweck, der Vaihinger vorschwebte, als er an den Aufbau seines grossen und gründlich durchgearbeiteten philosophischen Systems herantrat.

Beide haben also nebeneinander Platz: Vaihinger und Bergson; und beide haben ihre Bedeutung. Ein Unterschied aber bleibt bestehen: Das diskursive Denken spielt für denjenigen eine viel grössere Rolle, dem die wissenschaftliche Erkenntnis ans Herz gewachsen ist, als für denjenigen, dem es vorwiegend darum zu tun ist, dass „das Leben“ „gelebt“ werde!



Freiheit und Pogrom.

Polen ist erstanden. Was kein Kosciuszko retten, kein Napoleon schaffen konnte, der Traum des jungen Europa und der Achtundvierziger, die von Bismarck verhöhnte Unmöglichkeit, sie ist vor unseren Augen zur Wirklichkeit geworden. Und was ist die erste Tat der polnischen Legionen? Mitkämpfer entwaffnen, Wehrlose morden und plündern, bloss weil sie Juden sind, die scheusslichste Erfindung des Zarismus nachahmen: die Pogrome. Pogrome zur Feier der polnischen Freiheit! Es ist unfassbar.

S. F.

Vom trostlosen Stand des jungen Dichters.

Von Dr. HANNS BRAUN, Arosa.

Zu den Ständen, aus denen sich Europas bürgerliche Gesellschaft zusammensetzt, ist in den letzten Jahren – vornehmlich seit dem Krieg – ein neuer Stand getreten, der Stand des „jungen Dichters."

Deutlich unterschieden von einem älteren Dichter oder dem, was man schlechthin „Dichter" nennen möchte, ist jener keineswegs nur ein begeisterter, ein auf gut Glück und eigene Kraft der Poesie Beflissener wie ehedem. Auch reckt er sich kaum mehr im Kampf mit den älteren Generationen empor, denn diese sind nachsichtig oder unbeteiligt geworden und er selber hat vor alles Nichtgegenwärtige einen Strich gezogen; denn in erster Linie ist er: Angehöriger seines Standes, Eingeschworener eines Programms, Autor eines programmatischen Verlags und somit Gegenstand bestimmter Erwartungen unter Gleichaltrigen. Diese Erwartungen, nur diese, kann er allenfalls enttäuschen worauf das strenge Urteil seines Standes unnachsichtlich an ihm vollzogen wird, nämlich ausgestoßen, d. i. totgeschwiegen zu werden. Dem also Betroffenen bleiben nur zwei Möglichkeiten: entweder die Flucht in die Sphäre des großen, also unliterarischen Publikums, oder, weniger naheliegend, der Verzicht auf jegliche Anerkennung, wenigstens von seiten der Zeitgenossen.

Innerhalb seines Standes jedoch kann ihm diese Anerkennung nicht fehlen, besteht doch dessen vernehmlichste Lebensäußerung darin: den Ruhm seiner Mitglieder, ungeachtet der Größe oder Geringfügigkeit ihrer Werke, wachzuhalten und zu steigern.

Es soll damit nicht behauptet werden, dieser Ruhm sei lediglich durch unkritische Verhimmelung veranstaltet, im Gegenteil war wohl kaum eine Generation so sehr auf Wahrung des intellektuellen kritischen Standpunktes gegenüber allem, so auch gegen einander, erpicht wie die unsrige. Aber gleichwie in der Tatsache des Totschweigens, so liegt auch in der Tatsache der Kritik an sich das Urteil des neuen Standes ausgesprochen, dort das vernichtende, hier das ruhmverleihende, mag auch solche Kritik einer Vernichtung weit ähnlicher sehen. Tot also ist für den Stand der jungen Dichter nur, wen niemand analysiert, niemand bespricht. Wem aber solch scharfe Ehre und strenge Liebenswürdigkeit zuteil wird, der hat die unausgesprochene Pflicht, jene Liebenswürdigkeit baldmöglichst einem Würdigen zu erwidern. So entsteht der Kreislauf des Ruhmes der Zeitgenossen, veranstaltet von Zeitgenossen.

Man wird nicht leugnen, daß Montague und Capulet, obzwar verfeindet, dennoch **einem** Stande angehörten, und so wird man, umgekehrt, glauben, daß der Stand der jungen Dichter, obschon überkrustet von einer heutzutage etwas plakatisch wirkenden Idee „Jugend" im Innern keineswegs homogen zu sein braucht.

In der Tat hat sich hier der sonderbare Zustand herausgebildet, daß gewisse Kreise, gewisse Zeitschriften, oder der und jener Verlag den Anspruch auf echtere, kurzum jugend-

lichere Jugend machen gegenüber andern Kreiſen, Zeitſchriften und Verlagen, mit denen es, wie jene hartnäckig behaupten, in dieſem Punkte nicht ſo proper ſtehen ſoll; ja es iſt ſchon bei Gründung allerneueſter Zeitſchriften vorgekommen, daß eine etwas ältere höhniſch dazu bemerkte: ſo jung ſei ſie ſchon vor fünf Jahren geweſen.

Was wir hierin erleben, iſt alſo das Beſtreben der heutigen Dichtergeneration, um jeden Preis jung (und damit an der Spitze) zu bleiben; und dieſes Beſtreben hat, wie wir ſehen werden – indem es die materialiſtiſchen Gedankengänge der „Entwicklung" und des „Rekords" auf das Geiſtige übertrug – entſcheidenden Einfluß auf die Form der heutigen Dichtung geübt. Wenn vormals vernünftige Jugend ſich befliß, ernſter, tiefer, des Lebens und der Kunſt mächtiger, kurzum vollendeter zu werden und dadurch von ſelber einer größeren Einfalt und Gelöſtheit des Ausdrucks zuſtrebte, ſo muß der heutige nervöſe Eifer nach Rekord der Jugend und die Angſt vor dem Zurückbleiben notwendig in größerer Unverſtändlichkeit, loſer Form, verantwortungsloſen Gedankengängen und einer gewiſſen ſtammelnden Prophetie zutage treten; denn wer der Gegenwart ſo haſtig gewiß ſein will, muß ſich freilich beizeiten der Zukunft verſichern. Ja, der Übereifer nach dieſer einen Richtung hat bei dem Einen oder Andern bis zum weiland Infantilen zurückgeführt, und man könnte ſchier verſucht ſein, anzunehmen, der Ruhm manches jungen Dichters ſcheine es heute zu ſein, demonſtrativ in den Windeln zu ſterben. Auf das prachtvoll geſchmeidige Inſtrument der Sprache wird bewußt verzichtet, und der Schrei des Säuglings zum Symbol erhoben für eine angeblich vorausſetzungsloſe, in Wahrheit erkünſtelte Primitive.

Gewiß gab es von jeher ein Recht auf Jugend, alſo ein Recht auf Überſchwang, Kraft und himmelſtürmende Torheit. Zu allen Zeiten waren junge Dichter einfach jung, mit allen Konſequenzen dieſes beneidenswerten Zuſtandes. Selbſtverſtändlich war dies alles.

Aber heute trennt der „junge Dichter" ſeine Jugend von ſich ab, betrachtet ſie, zerlegt ſie, ſetzt ſie als Programm wieder zuſammen, erhebt ſie zur Forderung. Es iſt damit nicht anders, als wenn die Schwalben das Fliegen zur Forderung erheben würden: täten ſie es, ſo möchte man füglich mißtrauen, daß ſie keine echten Schwalben, ſondern verkappte Strauße oder Pinguine wären; denn jene können laufen, was Zeug hält, und dieſe ſchwimmen, großartig! Aber fliegen?

Und ſo kann man auch von unſern jungen Dichtern ſagen, daß ſie zu denken verſtehen, unbeſtechlich; zu analyſieren, einwandfrei, daß jeder von ihnen mehr Wiſſen trägt als zehn Weiſe, aber daß ſie mit allen natürlichen Zuſtänden als da ſind Jugend, Kraft, Einfalt, nichts gemein haben als eben jenes fürchterliche Wiſſen, das den Beſitz ausſchließt.

Dieſes feindſelige, beſitzunfähige Wiſſen iſt ſtets das Zeichen einer Abſchnürung, die als ſolche auf mancherlei Urſache beruhen mag, wovon wir noch reden werden. Tatſache jedenfalls iſt dieſe Abſchnürung, und ſie findet ihren ſichtbaren Ausdruck in dem, was hier „Stand des jungen Dichters" genannt wurde.

Vordem gab es in dieſem Sinne keinen „Stand" der Poeten, oder wenn man ſchon einen annehmen will, ſo war es ein ariſtokratiſcher, kein bürgerlicher: aus der großen

Gemeinschaft des Volkes ragten die Dichter im Glanz ihrer königlichen Vereinzelung, in ihnen ballte sich der Geist des Jahrhunderts zu wesentlichem Gepräge, auf dem Sockel des Volkes.

Kein Element des Reichtums dieser Beziehungen trägt heute den jungen Dichter, mit dem Volk verbindet ihn nichts, lediglich mit dem Bourgeois hat er die enge Unfruchtbarkeit des Standes, eben jene Abkapselung, gemein.

Dahin ist es merkwürdigerweise gekommen – trotzdem sich die jungen Dichter heute programmatisch im Kampfe gegen den Bourgeois befinden – weil sie der großartigen Versuchung der Zivilisation, die ihnen der Gegner bot, nicht widerstanden haben und Organisationen gründeten weniger um ihre Ideen, als um ihre schlicht bürgerliche Anwartschaft auf ein Bankkonto zu schützen. Dahin also ist es gekommen, seit mit Literatur, auch mit guter, Geld zu verdienen ist und der kapitalistische Grundsatz des Interessenzusammenschlusses zur Erzielung höheren Gewinns auf das Geistige Anwendung gefunden hat.

Ein Blick auf den Gegner macht diesen Zustand begreiflicher. Der Bourgeois nämlich, als er anfing, bejahrt und satt zu werden, wurde gleichzeitig milder, und, ohne rechten Kampfesgeist außer ums Materielle von jeher, gönnte er jedem fortab: zu tun was ihm beliebte. Ja, er ließ sich gerne ein wenig hänseln in den Gazetten und auf dem Theater, und freundlich-ironisch vor den Bauch klopfen; er hatte den Geist jahrzehntelang so gründlich ausgemerzt aus seinen Kalkulationen, er durfte ihn jetzt für unschädlich ansehen und darum wurde er, wie alle Satten, tolerant.

Die jungen Dichter waren für ihn nichts anderes als Leute mit dreiviertellangen Haaren und ein wenig merkwürdigen Manieren, (die sich übrigens zusehends verloren) und als er eines Tages entdeckte, daß sie Bankguthaben, Kredit bei Verlegern und andern Geschäftsleuten besaßen und im Kurszettel Bescheid wußten, da öffnete er vor Überraschung die Arme weit und bot – ewig untrügliches Zeichen seiner Überwindung! – seine Töchter zur Ehe.

Niemandem aber wurde dieser leichte Sieg verderblicher als den Siegern, die den Ruhm zu einer Bourgeoisangelegenheit erniedrigt hatten. Sie hatten sich ein breites Feld geistiger Wirkung, Möglichkeiten des Emporläuterns und der Führerschaft erwartet. Aber gerade um das, was den jungen Dichter ausmachte, seine Poeterei, sein Ethos oder dergleichen, darum kümmerte sich der Bourgeois auch nach seiner Überwindung nicht; wohlgemerkt, er überließ es den Frauen, sich dafür zu „interessieren", sein Instinkt widerte ihm alles Geistige als überspannt, und hatte er je einmal guten Willen gezeigt, so mußte ihn jene obenerwähnte, programmatisch jugendliche Unverständlichkeit sogleich für immer zurückstoßen. Er ließ es aber, mit Achselzucken, gelten, weil es – komisch genug – Geld einbrachte. So wurde der äußerliche Sieg über den Bourgeois Anlaß zur Überwindung des jungen Dichters durch den Bourgeois im eignen Innern; und dies führte zur ähnlichen Konsequenzen wie die leichte Gewinnung des Ruhms von Standeswegen und aus den Händen der literarischen Zeitgenossen.

Seit nämlich der junge Dichter eine Standesperson und zwar eine bürgerliche Standesperson geworden ist, und die snobistische Gesellschaft sich um ihn bemüht, hat er eine Möglichkeit völlig eingebüßt, die Möglichkeit, als Dichter unglücklich zu werden. Es ist

ebenso ausgeschlossen, heutigen Tages ein „verkanntes Genie" zu sein, wie es ein Kunststück ist, ein Drama zu schreiben, das nicht alsbald einen Direktor – der sich für die Jungen „einsetzt" oder mindestens einen Verein findet, der das „literarisch bedeutsame, aber für das große Publikum ungeeignete Werk wenigstens in geschlossener Vorstellung herausbringt." Dieser Modestandpunkt des heutigen literarischen Gönnertums, unter dem sich nur mühsam die geschäftliche Spekulation verbirgt, dürfte unschwer zu beweisen sein aus den Vorankündigungen und Programmbeilagen der größeren Bühnen, sowie aus den Almanachen der wichtigeren Verlage.

Aber, wird man dem entgegenhalten, mögen die Gründe zu solcher Blüte der Wertschätzung noch so dunkle sein, unbefangen betrachtet ist der Effekt davon doch äußerst wünschenswert! Welch ein Glück geradezu für einen jungen Dichter, heute zu leben, wo er nicht mehr Gefahr läuft, zu verhungern oder in einer Dachkammer an der Schwindsucht zu sterben, wo er im Gegenteil Bewunderung und Beifall überall findet, wohin er tritt. Wie dürfte man also den so liebevoll aus der Bohême und der Verwahrlosung Emporgehobenen und seine Gönner schelten?

Es bleibe fürs erste dahingestellt, ob nicht auch heute noch der seltene wahre Dichter, mißachtend die wohlbereitete Straße zeitgenössischen Ruhms und unfähig, sich für den Bourgeois in Szene zu setzen, in der ehemals obligatorischen Dachkammer sein einsam großes Leben fristen muß; denn seine jungen Mitdichter von Stand achten selten eines, der ihnen nicht schmeichelt, und vollends die Gesellschaft hatte von jeher ein Talent, sich zu vergreifen und ihre Lieblinge unter den Handlangern der Kunst auszuwählen, nur daß diese Handlanger heute viel zahlreicher sind als ehedem.

Aber von diesen großen wunderbaren Ausnahmen abgesehen, die zu allen Zeiten unter dem gleichen Gesetz litten und starben und, mochten sie nun Cervantes, Schiller oder Dostojewsky heißen, ihre einsame Schicksalsstraße zu Ende gehen mußten; von diesen abgesehen, ist gleichwohl unter dem Reigen der weltfreudigen Dichter die Fülle der Talente, ja mancher Genius stets angetroffen worden, und die Gunst des Lebens, die Bereitschaft zu irdischem Glück mußten dem Dichter nicht verderblich werden, der die erhabene Richtung und einsame Göttlichkeit seiner Seele zu wahren wußte.

Entfremdung aber dem Selbst und der Mission des Dichters bedeutet der Pakt, den die heutige Generation mit der materialistischen Welt des Bourgeois geschlossen hat, indem sie sich aufnehmen ließ unter die Zivilisierten, d. h. die Genießenden und Satten, und unter die Organisierten, d. h. die Betriebslüsternen und Halbstarken, dadurch verzichtend auf die geistige Führerschaft, die dem Jahrhundert unbekümmert voraneilt.

Das Bewußtsein der Notwendigkeit des Dichters ist dem Zeitalter, ja den Dichtern selbst, abhanden gekommen. Sie sind ein Luxusstand geworden, noch dazu einer von Bourgeois' Gnaden. Und weil sie sich dessen schämen, darum dichten sie so, daß es der Bourgeois nicht versteht, in einer Geheimsprache, die nur von Standesgenossen ekstatisch zu enträtseln ist, dichten sie, von der Not der Zeit angerührt, politisch, ohne damit je ins Breite dringen und wirken zu wollen, oder religiös, ohne sich von ihrem Ich dadurch zu entfernen.

Dies aber ist das tiefste Elend des heutigen jungen Dichters, daß er, trotz aller äußerlichen Anerkennung, trotz raschest erworbenen Ruhmes, trotz (und gerade wegen) seines Verzichts auf Einsamkeit im Grunde elendiglich allein bleibt, allein und ohne Widerhall. Die „Anerkennung" erstreckt sich auf seinen bourgeoisen Menschen, der „Ruhm" ist ein Ruhm unter Kollegen. Darüber hinaus aber führt keine Brücke ins Allgemeine, kein Weg ins große, Offenbarungen ersehnende Volk.

Der Bourgeois, der ihn gelten läßt, ja anerkennt und protegiert, liest ihn nicht; die Gattinnen und Töchter, die ihn lesen, verstehen ihn, soweit er sich ihrem Niveau angepaßt hat, und geben im übrigen vor, ihn zu verstehen, die Kollegen, die ihn am eifrigsten lesen, verstehen ihn ausgezeichnet, sie kennen das Programm, die Tendenz, die Absicht der dunklen, prophetischen oder ekstatischen Form, sie berichten darüber streng und einwandfrei: einander.

Dorthin aber, woher dem Dichter Fruchtbarkeit und Stoff, Dank und anregende Begeisterung stets neu zuströmen müßten: aus dem Volksganzen, dorthin führt von ihm aus kein Weg. Er ist abgekapselt, mehr Literat als Dichter, ein Stand neben Bourgeois und doch selber keiner, solange noch ein Rest des Funkens in ihm glüht – entwurzelt überall, ohne Wirkung, ohne Möglichkeit, Liebe zu geben und zu empfangen und also trostlos allein.

Denn um uneingeschränkt Dichter, schlechthin „Dichter" zu sein, müßte er schaffen in einer Sphäre, die aus Begeisterung strömt und daher Begeisterung wirkt. So aber muß die bloße Vergegenwärtigung derer, für die er zu schreiben gehalten ist: Frauen, die einen Nervenreiz, und Literaten, die einen boshaften Aphorismus aus ihm ziehen werden – solches muß ihm die Flügel erlahmen und die Feder sinken machen.

Jenen zuliebe ist so viel neuere Literatur gequält, feminin und am liebsten erotisch, und auf der andern Seite, abstrakt, unzugänglich und skeptisch – beides jenseits strömender Begeisterung.

Der „junge Dichter" wagt es nicht, „er selber" zu sein. Er wagt es vor allem nicht, den großen Sprung ins Ungewisse zu tun und so zu schreiben, daß ein Holzarbeiter ebenso wie ein Regierungsrat, ein Schneidermeister wie ein verabschiedeter Staatssekretär ihn lesen und Freude an ihm haben würden, wie sie solche Leute doch heute noch an Shakespeare, Molière und Schiller haben. Er wagt es nicht, denn er fürchtet das schweigende Vernichtungsurteil seines Standes, zu spät erkennend, daß dort niemand sich für ihn eingesetzt um seines Werkes willen, sondern nach dem Geschäftsprinzip der Gegenseitigkeit: do ut des!

Jener beseligende, gelöste, endliche Sprung ins Ungewisse, in die Einsamkeit der Seele und in das Herz des Volkes ist der einzige Weg, die T a t also, nicht das fürchterliche Wissen davon ist der einzige Weg zur Befreiung.

Solange aber der junge Dichter nicht wagt, „zu sterben um zu werden", und so nach seinem eigenen, unprogrammatischen Urbild sich zu vollenden, solange bleibt er des trostlosesten und – obschon er den Namen Gottes modisch oft im Munde führt – des gottverlassensten Standes teilhaftig.

Eine Unterbrechung im Erscheinen dieser Zeitschrift ist zu unserem lebhaftesten Bedauern unvermeidlich. Wir haben die Herausgabe dieser Doppelnummer verzögert, weil noch nach verschiedenen Seiten hin Verhandlungen schwebten, die nicht ganz hoffnungslos schienen, aber schliesslich gescheitert sind.

Ein Wort an unsere Leser.

Als die „Internationale Rundschau“ im Mai 1915 gegründet wurde, schätzte man ziemlich allgemein die Dauer des Krieges auf weitere 6, höchstens 12 Monate. Für diesen Zeitraum war sie von versöhnlich gesinnten Männern und Frauen verschiedener Nationalitäten mit den nötigsten materiellen Mitteln ausgestattet worden. Unsere Bedingung für die Annahme jeder solchen Zuwendung war der Verzicht des Spenders auf irgendwelche Beeinflussung der Redaktion; diese verpflichtete sich ihrerseits auf das Programm, nach bestem Wissen und Können auf den Abbau des Hasses zwischen den Völkern hinzuarbeiten und eine friedensfreundliche Stimmung hüben und drüben zu verbreiten.

Zu diesem Zwecke musste unsere Zeitschrift in einem neutralen Lande herausgegeben werden, da sonst der geistige Zusammenhang mit beiden kriegführenden Parteien nicht aufrecht erhalten werden konnte. Auch erschien sie in deutscher und englischer Ausgabe, beide Texte mussten zur Sicherung der absoluten Loyalität wörtlich übereinstimmen. Eine französische Ausgabe war ebenfalls beabsichtigt, ist aber durch den Protest französischer Gelehrter zu unserm lebhaften Bedauern unmöglich gemacht worden.

Doch der Krieg verlängerte sich über Erwarten selbst der meisten Pessimisten. Die Treue und Geduld unserer Leser wurde auf harte Proben gestellt, da die Zeitschrift wegen ihrer Friedenstendenz von den Militärbehörden auf beiden Seiten durch Verbote und Verweigerung der Beförderung verfolgt wurde. In den Ländern der Entente wurde die englische Ausgabe schliesslich überhaupt nicht mehr zugestellt und selbst nach dem damals noch neutralen Amerika keine Sendung durchgelassen; wir mussten daher das Erscheinen der englischen Ausgabe schon Ende 1916 suspendieren. Aber auch in Deutschland und Oesterreich wurden zahlreiche Einzelnummern verboten, in Deutschland sogar die ganze Zeitschrift; doch gelang es nach einem halben Jahre die Aufhebung des Verbotes zu erwirken, natürlich erst nach starker Schädigung unserer Abonnentenliste, die aber immerhin selbst am heutigen Tage noch gegen 1000 Namen, und zwar von den besten der neutralen Länder, Deutschlands und Oesterreichs zählt.

Indessen waren unsere Einnahmen infolge des Sinkens der deutschen und österreichischen Valuta konstant zurückgegangen, während die Preise für Papier und Druck in demselben Masse anschwollen. Derzeit übersteigen unsere Selbstkosten namhaft unsern Abonnementspreis, so dass ein normales Steigen unserer Abonenntenzahl unser Defizit nur vermehrt, während der Druck einer viel stärkeren Auflage behufs Verbilligung jedes Exemplars schon wegen der Papierrationierung vorläufig unausführbar ist. Auch unser Verlag, der dem idealen Zwecke zuliebe einen Teil unseres Defizits auf sich genommen hatte, sieht sich nunmehr zu seinem Bedauern ausserstande, unter den erschwerten allgemeinen Bedingungen diese Opfer fortzusetzen. So sehen wir in dem jetzigen Augenblicke keine Möglichkeit, ohne Unterbrechung die Fortdauer der Zeitschrift zu sichern. Wir hoffen aber, in einem günstigeren Zeitpunkte unser Wirken wieder aufnehmen zu können.

Wir glauben unsere Aufgabe in den schwierigsten Momenten und zu der Zeit, in welcher sie am dringendsten nötig schien, erfüllt zu haben. Unter den unsäglichsten Schwierigkeiten des Eintrittes in die Reiche der Kriegszensur, zu einer Zeit, in welcher die Sendungen von Manuskripten und die Zustellung der Nummern sich nicht selten um drei Monate verspätete, haben wir, unbeirrt durch das Gebrüll der Kriegspresse, den besten Deutschen, den überzeugten Vertretern des Humanitätsgedankens, die wie wir das Verderbliche und Bestialische jedes Krieges heiss empfunden und die Notwendigkeit ernster Opfer für den Frieden rechtzeitig erkannt hatten, einen Sprechsaal eröffnet und eine Ermutigung durch die Stimmen von Gesinnungsgenossen geboten. Mit Genugtuung können wir feststellen, dass die besten Blätter Deutschlands, der Schweiz und Oesterreichs ihre Leser immer wieder auf unsere Zeitschrift hingewiesen haben. Wenn wir auch niemals den Ehrgeiz gehabt haben, mit der Sensationspresse an Abonnentenzahl zu wetteifern, so haben wir dafür den Erfolg erzielt, der „Internationalen Rundschau“ binnen wenigen Jahren ein unzweifelhafies moralisches Gewicht und einen geachteten Namen zu sichern. Es ist immer unser Bemühen gewesen, die gefürchtete Eintönigkeit mancher Friedenszeitschrift zu vermeiden, unaufhörlich neue Themen zur Diskussion zu stellen, nicht so sehr nach berühmten Namen zu jagen als tüchtigen Leistungen junger Talente Raum zu gewähren, das geistige Niveau unserer Zeitschrift hoch zu halten und gemeinen Instinkten niemals durch Beschimpfungen, selbst unserer Gegner, zu schmeicheln.

So können wir denn im Bewusstsein treu erfüllter Pflicht die Kriegsserie, richtiger: die Antikriegsserie unserer Rundschau hiemit schliessen, da die finanziellen Mittel, welche unsere Spender uns zur Verfügung gestellt haben, nunmehr definitiv erschöpft sind, und wir lieber in Unabhängigkeit den Schauplatz unserer Tätigkeit verlassen als in irgendwelche

finanzielle Abhängigkeit treten wollen. Wir entsagen aber der Hoffnung nicht, bei Besserung der Verhältnisse, namentlich bei Rückgang der abnorm hohen Selbstkosten, die Mittel für eine neue Serie dieser Rundschau finden zu können, unter Wahrung unserer Grundtendenz und vollsten Unabhängigkeit. Wir erklären daher, dass wir das Erscheinen unserer Zeitschrift zwar unterbrechen müssen, aber keineswegs endgültig einstellen, und wahren uns hiemit ausdrücklich das ausschliessliche Recht auf die Führung des Titels „Internationale Rundschau“.

Denn wenn auch das Bedürfnis nach dem Erscheinen kriegsfeindlicher Zeitschriften im neutralen Lande nicht mehr so dringend ist, so wird gerade der Übergang zum Friedenszustand und der Wiederaufbau des allgemeinen Wohlstandes in den ehemals kriegführenden Ländern so viele Probleme aufrollen, andrerseits die Neuanknüpfung der internationalen Beziehungen auf jedem Gebiete ein speziell dieser Aufgabe gewidmetes Organ so reichlich beschäftigen, dass unsere Rundschau, wenn sie von der jetzigen Leichtigkeit des Eindringens in die zensurfreien Länder und von der künftigen Regelmässigkeit der Zustellung Nutzen ziehen kann sicherlich sowohl an Mannigfaltigkeit des Inhaltes als auch an Abonnentenzahl einen ausserordentlichen Aufschwung erleben wird.

So nehmen wir denn, für eine hoffentlich nicht allzulange Zeit, von unsern verehrten Lesern und Mitarbeitern Abschied, indem wir allen Förderern unseres Werkes unsern wärmsten Dank aussprechen.

Die Redaktion.



Deutschlands Auferstehung.

Von FELIX PLANER.

Deutschland braucht, um sich wieder zu erträglichen Zuständen emporzuringen, nur eines: die Arbeit. Einmal an der Arbeit, wird es zeigen, was es auch im Kriege bewiesen hat, wie viel Kraft und Tüchtigkeit im deutschen Volke steckt. Aber zur Arbeit der Wiederherstellung braucht es eines, was ihm nur von aussen kommen kann, den Frieden. Und zwei Dinge, die ihm teilweise von aussen kommen müssen: Nahrung und Rohstoffe. Ohne Frieden kann es auch diese nicht bekommen. Sein dringendstes Bedürfnis ist also der Frieden.

Aber dieser wird ihm jedenfalls eine ungeheure Kriegsentschädigung auferlegen; selbst Gemässigte sprechen von 150 Milliarden Mark. Dazu kommen die bisherigen Kriegsschulden des Reiches, der Bundesstaaten und Gemeinden, deren Summe diesen Betrag übersteigen dürfte, aber im Wesentlichen den eigenen Mitbürgern geschuldet wird. Die erste Schuld, die äussere, entzieht sich jeder Möglichkeit des Bankerottes; er würde mit Sperrung der Zufuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, wenn nicht mit militärischer Besetzung geahndet werden. Sollen die Massen des deutschen Volkes nicht unter ihren Lasten zusammenbrechen, so muss diese Schuld von den besitzenden Klassen übernommen werden.

Bezüglich der inneren Schuld ist ein Bankerott zwar möglich, kommt aber fast auf dasselbe heraus wie die Abschreibung vom Vermögen der Besitzenden. Wird die innere Schuld ordnungsgemäss verzinst, so wird sie vom Einkommen der Besitzenden getragen werden müssen; der Rest ihres Vermögens, den die äussere Schuld übrig liesse, würde dadurch ertraglos. So wird die ungeheuere Verschuldung auf dem einen oder auf dem anderen Wege die Privatvermögen absorbieren und Deutschland, ob es will oder nicht, ein Staat ohne besitzende Klassen werden. Denn der Ertrag der Häuser, verpachteten Grundstücke, Wertpapiere wird so oder so zur Verzinsung und Tilgung der Schulden verwendet werden müssen. Die Abschaffung des Privateigentums an allen Rentenquellen würde wenigstens das Zerfallen Deutschlands in zwei Klassen, Rentner und Schuldknechte, verhüten. Dann müsste aber auch der Staat, nebst der Gemeinde und anderen öffentlichen Gewalten, die ganze nationale Produktion in die Hand nehmen, entsprechend dem Ideale des Sozialismus.

Dazu gehört ein klares, scharf umrissenes Programm, durch welches Deutschland mit einem Sprung seinen früheren Platz an der Spitze der Weltentwicklung wieder erobern würde. Wir haben früher (III. Jahrg., 3. Heft) auf das System Joseph Poppers, des greisen Wiener Sozialphilosophen, hingewiesen. Nach Popper soll jeder Mensch, ob Mann oder Frau, von einem gewissen Alter angefangen, eine bestimmte Reihe von Jahren hindurch der „Nährarmee" angehören; diese hat für alle den Notbedarf zu erzeugen, d. h. die Güter, welche auf der betreffenden Kulturstufe für eine hygienisch einwandfreie Nahrung, Kleidung und Wohnung als notwendig gelten; dafür wäre jeder Mensch den Rest seines Lebens hindurch mit dem Bedarf an diesen Gütern versorgt, auch ohne zu arbeiten. Daneben soll nach Popper eine freie Volkswirtschaft für die Befriedigung aller anderen, besonders auch der Luxusbedürfnisse, sorgen und zugleich den Produzenten Gelegenheit bieten, ihr Bedürfnis nach Erwerbung von Reichtum zu befriedigen. Auch sollen die Arbeiter der Nährarmee ausser der obigen Naturalversorgung einen kleinen Geldlohn beziehen, um in der freien Volkswirtschaft als Käufer der Güter für die sonstigen Bedürfnisse auftreten zu können. Diese Existenz einer freien Volkswirtschaft neben der Zwangswirtschaft bildet einen grossen Reiz des Popperschen Systems, das lange vor dem Kriege ersonnen worden ist (1878). Da aber infolge des Krieges dem deutschen Volke für Luxus wenig übrig bleiben dürfte, so schrumpft auch die Bedeutung dieser freien Wirtschaft stark zusammen. Immerhin scheint sie uns eine wünschenswerte Ergänzung der Sozialproduktion zu bieten, da viele Güter technisch eine freie Erzeugung zu erfordern scheinen, so Zeitungen, Bücher, Theater usw.

Wir bieten aber gerne auch einem Schweizer die Gastfreundschaft unserer Zeitschrift, welcher ein ähnliches System ersonnen hat, doch ohne freie Wirtschaft. Auch dehnt der Autor sein Programm über die Frage des Existenzminimums hinaus auf das Nationalitäten- und Kolonien-Problem aus, was übrigens Popper in anderen Schriften ebenfalls tat, indem der Wiener Schriftsteller überdies die heutige allgemeine Wehrpflicht schon damals verworfen und an deren Stelle eine allgemeine Ausbildungspflicht zur Wehrfähigkeit gefordert hat, nebst Kriegsdienstpflicht derjenigen, welche für den Krieg gestimmt haben; sonst soll der Kriegsdienst freiwillig sein. Mit dieser Frage beschäftigt sich Planer, so scheint es, nicht. Dagegen hat er seine drei grossen Forderungen: Existenz, Nationalität, Kolonien in einem ausführlichen Manuskript weit eingehender erörtert. Der vorliegende Artikel ist ein Auszug aus jener grösseren Schrift, welche noch des Druckes harrt. *D. Red.*

1. Friedensprogramme.

Der Kampf geht jetzt überall um Weltprogramme. Die Entente hat ihr Programm; die Russen haben ein anderes. Das Ententeprogramm besteht namentlich aus den 14 Punkten, die Wilson in seiner Kongressrede vom 8. Januar 1918 aufzählte. Sie lassen in mancher Hinsicht sehr verschiedene

Auslegungen zu und sind eine Zusammenstellung bekannter Forderungen, wie sie teils schon früher von manchen Pazifisten, teils von den Nationalisten und seit Ausbruch des Krieges von den Ententevölkern vertreten wurden. In der Hauptsache beziehen sie sich auf die Verwirklichung des Nationalitätenprinzips und proponieren, im Anschluss daran, einen Völkerbund.

Dagegen mag, zur ausgestaltenden Anknüpfung an das russische Programm, die im Herbste 1915 erschienene Broschüre „Sozialismus und Krieg" von Zinowjew und Lenin dienen, wo auf Seite 6 unser Weltkrieg folgendermassen charakterisiert wird:

1. „Es ist ein Krieg zur Festigung der Sklaverei durch eine ‚gerechte' Einteilung der Kolonien und ihrer weitereren ‚solidarischeren' Ausbeutung."

2. „Es ist zweitens ein Krieg um die Stärkung der Unterdrückung der Völker in den Ländern der Grossmächte selbst, da Österreich und Russland auf der Grundlage dieser Unterdrückung bestehen, die sie durch den Krieg befestigen wollen."

3. „Drittens ist es ein Krieg zwecks Festigung und Erweiterung der Lohnarbeit, da er das Proletariat spaltet und niederhält, während die Kapitalisten sich bereichern ..."

Lenin fixiert mit diesen drei Punkten drei Gedanken: Kolonien, Nationalitäten, Existenz, die zu den drei Grundprinzipien einer neuen Weltordnung erweitert werden können:

1. Existenzprinzip: Existenzsicherheit für alle.
2. Nationalitätenprinzip: Selbstbestimmung aller Völker.
3. Kolonienprinzip: Gesamtverwaltung aller Kolonien.

Das Existenzprinzip entspricht dem im sozialdemokratischen Parteiprogramm proklamierten obersten Ziel: „die gesicherte Zukunft des ganzen Volkes"; während die russischen Revolutionäre schon unter Kerensky sich zum Nationalitätenprinzip bekannten und kürzlich die italienischen Sozialisten das Kolonienprinzip aussprachen. Doch noch nirgends sind die drei Prinzipien ganz zu Ende gedacht, dann zielbewusst vereint und entschieden in den Vordergrund gerückt, zum allumfassenden Weltfriedensprogramm gestempelt worden.

Wenn das vorausgegangene, so ungeheure Ringen in Deutschland keinen andern Effekt als den einer demokratischen Republik hervorrufen sollte, so hätten sich die Deutschen gerade im aussichtsvollsten Moment selber aufgegeben und wäre dieser Weltkrieg tatsächlich die lächerlichste Ironie gewesen. Nein, Deutschland hat erst jetzt, auch ohne weitere Kriegsabsichten, alle Chancen für sich, wenn es die drei Weltprinzipien der Existenz, Nationalitäten und Kolonien gegen alle andern Friedensprogramme ausspielt! Dies ist der Wille zum Kampf gegen die Plutokratie ... Er wird zünden, er wird sich die Welt erobern, wenn das deutsche Volk sich zu ihm bekennt!

2. Salärwirtschaft.

Die Grundlage unserer Existenz setzt sich zusammen aus Nahrung, Kleidung, Wohnung und sonstigem. Diese Grundlage oder Lebensbasis ist in allen Menschen vorhanden. Sie stellt die Vereinigung unserer notwendigsten Bedürfnisse zum Leben vor, die durch Einkäufe von Nahrungsmitteln, Kleidern, Möbeln und Geräten, durch Bezahlung der Wohnungsmiete und Auslagen für Vergnügungen etc. bestritten werden müssen.

Nun sollen diese Bedürfnisse endlich einmal offiziell, allgemein, gesetzlich anerkannt und gewährleistet werden, indem jede Person ein Einkommen zur Bedürfniserfüllung, als Existenzprämie erhält; wozu zu bemerken wäre:

1. Dass das Einkommen für jedermann nur aus „Lohn, Gehalt, Besoldung, Salär“ bestehen darf und jeweilen, von Zeit zu Zeit, durch allgemeine Vo ksabstimmungen festzusetzen ist.

2. Dass das Einkommen, dieser „Salärbezug“, sich im Grunde nicht etwa als Entschädigung für eine „Arbeitsleistung“, vielmehr als Fürsorge für die genügende, ausgiebige Befriedigung der Existenzbedürfnisse versteht.

3. Dass also auch Frauen und Kinder, alte und kranke Leute „Salär“ erhalten. Denn auch sie repräsentieren, jede Person für sich, je einen Bedürfnisfaktor, der Anspruch auf seine Befriedigung durch „Salär“ hat.

4. Dass folglich der Verheiratete dem Ledigen gleichgestellt wird: indem eben jedes Familienglied, Männer, Frauen, Kinder, kranke oder alte Verwandte, sein „Salär“ bezieht. Doch wird in der Familie das Salär gewöhnlich zusammengelegt und daraus kommunistisch gelebt werden.

5. Dass durch das allgemeine Salärsystem „jede“ Person ökonomisch tatsächlich „frei, unabhängig“ wird, indem sie sich lebenslänglich vom Salär beschützt weiss, das Existenzsalär nie verlieren kann, keine schweren Sorgen und Angst vor Armut mehr hat, sich nicht in alles zu fügen braucht, nur um das Brot nicht zu verlieren.

6. Dass dem Recht auf Salär eine Pflicht zur Arbeit entspricht für alle gesunden erwachsenen Personen. Besorgung des Haushalts, der Kinder etc. wird natürlich als Arbeit angesehen. Arbeit je nach den Fähigkeiten und der Neigung. Salär je nach der Leistung, von einem allgemeinen Minimum an bis zu einem Maximum herauf, wenn die Volksabstimmungen es so ergeben.

7. Dass die beiden Forderungen: „Salärbezug und Arbeitspflicht für alle“ niemals durch den Privatbetrieb befriedigend erfüllt werden könnten. Nur der „Allgemeinbetrieb“ als Gemeinde-, Bezirks-, Stadt- und Staatsbetrieb, als Verbindung, Organisation von Berufskategorien, Gewerkschaften, Genossenschaften, als Kommunalismus und Kommunismus, was hier alles dasselbe ist, vermag die neuen Aufgaben zu lösen.

8. Dass dieser Gesinnung und dem Willen auf das Existenzprinzip hin eine neue Gesetzgebung entsprechen muss mit der „Verfassungsformel“: „Salärbezug, Arbeitspflicht, Allgemeinbetrieb“, oder kurz: „Salär, Arbeit, Staat“. Das erste Wort „Salär“ bedeutet das „Recht“, das zweite Wort „Arbeit“ die „Pflicht“, beide zusammen sind die „Moral“, und das dritte Wort „Allgemeinbetrieb, Staatsbetrieb“ bezeichnet die Art des die Moral realisierenden mechanischen, technischen Betriebes.

9. Dass durch diese die Existenz sichernde, den Allgemeinbetrieb gebietende Verfassungsformel der Privatbetrieb mit dem Privateigentum überflüssig und unzulässig wird, also konfisziert werden darf und muss; was in folgende Enteignungsformel zusammengefasst werden kann: „Konfiskation der Güter (Boden, Gebäude, Maschinen, Waren etc.) und Annullierung der Werttitel (Hypotheken, Obligationen, Aktien, Banknoten etc.)“.

10. Dass nur solche Dinge Privateigentum bleiben, die mit dem „Salär“ gekauft werden dürfen: Lebensmittel, Kleider, Miete für Wohnräume, Möbel und sonstiger Hausrat. Das Salär dient zum Lebensunterhalt, zu Vergnügungen etc. und zur Anschaffung der Fahrhabe. Grund und Boden, Wohnhäuser, Geschäfte, Waren etc. dürfen mit dem Salär nicht mehr, also vom Privaten überhaupt gar nicht mehr erworben werden. Das Salär ist nicht zur Spekulation und zu Gewinnen, zu Unternehmungen und Ersparnissen bestimmt, sondern wird eingenommen, um voll und ganz wieder ausgegeben zu werden.

11. Dass die gründliche Abrechnung mit der alten Ordnung nur dadurch vollzogen werden kann, indem alles konfisziert und annulliert wird „bis auf die beschränkte Fahrhabe". Auch die Banknoten und Münzen büssen ihren Wert ein. Neues Geld wird gedruckt und geprägt und als „Salär" in Umlauf gesetzt. Zinsen, Dividenden, Tantièmen sind nicht mehr erlaubt noch möglich. Der Sinn der Neuordnung ist der: dass sich die Einnahme eines jeden aufs Salär reduziere, — alle Personen, ob jung oder alt, krank oder gesund, männlich oder weiblich, als Einnahme Salär und nur Salär erhalten, — die Saläre öffentlich ausgemacht werden und jeder vom andern weiss, was er bezieht! Gegenseitige Kontrolle, keine Heimlichkeiten mehr. Offen und ehrlich muss alles zugehen.

12. Dass es gilt, die einfachste, bequemste und absoluteste Fixierung und Kontrollierung des Einkommens aller durchzuführen! Dies ist nur möglich, wenn der Privatbetrieb aufgehoben wird und der Allgemeinbetrieb jedem sein Einkommen in der Form des „Salärs" abwirft. Dieser Salärbezug ist ein zügelndes, die Begierde eindämmendes, die Ansprüche zurechtweisendes „Mass für jedermann", als Existenzschutz das fundamentale „Gleichgewicht der Selbst- und Anderliebe".

3. Weltprinzipien.

1. Existenzprinzip.

1. Das Existenzprinzip will jedem die Existenz für deren ganze Dauer, also lebenslänglich, von der Geburt bis zum Tode sichern. Anwendbar gemacht wird dieses Prinzip im Grundzuge durch die Verfassungsformel und die Enteignungsformel.

2. Das erste Wort der Verfassungsformel heisst „Salärbezug". — Der Salärbezug, das Salär für alle, ist weder etwas Schreckliches noch Ungewohntes. Die grosse Mehrzahl der Bevölkerung bezieht jetzt schon nur Salär, Gehalt, Lohn, Sold, Gage: alle Arbeiter, Angestellten, Beamten, die Dienstboten, viele Künstler etc.; und ein grosser Teil der Ladeninhaber, Wirte, Reisenden, Agenten, Vertreter und anderen Kaufleute, Handwerker und Kleinbauern etc. würden von dem ihnen so kärgliche Einnahmen abwerfenden Privatbetrieb gerne zu Salärstellen im Allgemeinbetrieb übergehen — besonders noch, wenn das Salär zugleich eine Lebensversicherung, eine Rente, eine absolute Auskommensgarantie bedeutet, die auch für Frauen und Kinder, kranke und alte Leute gilt und durch allgemeine Volksabstimmungen festgesetzt wird.

3. Das zweite Wort der Verfassungsformel heisst „Arbeitspflicht". — Sagen wir selbst Arbeits-„Zwang". Auch vor einem solchen „Zwang" brauchen wir uns nicht zu fürchten. Von jeher machte sich der Zwang zur Arbeit für die meisten Menschen praktisch geltend. Er war ein Lebensgesetz, auch wenn er nicht ins Staatsgesetz aufgenommen war, denn wer nicht arbeitete, hatte eben nichts zu beissen. Ja sogar oft zu den schlechtesten Bedingungen, um Hungerlöhne und von morgens früh bis abends spät, waren viele „durch die Umstände" zur Arbeit „gezwungen". Wird nun aber der Zwang als „Arbeitspflicht" zu einem der Grundgedanken der Verfassung, so ergeben sich daraus bedeutende Vorteile: Verkürzung der Arbeitszeit, auch in Form längerer Ferien und früherer Pensionierung, Verwertung der sonst arbeitsscheuen Elemente, Abnahme der Verbrechen etc.

4. Das dritte Wort der Verfassungsformel heisst „Allgemeinbetrieb". — Die Salär- und Arbeitsmoral kann technisch nur durch den Allgemein-

betrieb verwirklicht werden, gleichviel, ob man ihn Gemeinde- oder Staatsbetrieb, Berufsorganisation oder Kommunismus u. dgl. benenne. Niemand darf mehr eine Handlung, ein Handwerk oder Bauerngut für seine eigene Rechnung betreiben. Denn, wenn der Privatbetrieb erlaubt bliebe, könnte das Einkommen nicht von der Allgemeinheit vorgeschrieben und genau kontrolliert werden: weil es eben kein Salär mehr wäre! Die Spekulation und der Wucher, viele Unzulänglichkeiten und Sorgen würden zum Teil fortbestehen. Um dies zu verhüten und den allgemeinen Salärbezug zu ermöglichen, müssen die Läden nur als Ablagen figurieren, die Bauernhöfe zusammengelegt werden etc., so dass jedermann überall als „Arbeiter, Angestellter, Beamter, Gehaltbezüger, Salarierter" tätig ist, sei es in der Fabrik oder auf dem Landgute, als Lehrer oder als Arzt, als Direktor oder als Opernsänger. Durch die damit verbundene Ausschaltung der Konkurrenz und des Zwischenhandels, überhaupt des Kleinbetriebes, werden wichtigste Ersparnisse an Geld und Zeit realisiert, die dann zur Erhöhung der Löhne und Verkürzung der Arbeitszeit beitragen können.

5. Die erste Wendung der Enteignungsformel lautet: „Konfiskation der Güter". — Auch hier wird nicht nach Gross- und Kleinbetrieb unterschieden. Das Einfamilienhäuschen mit kleinem Garten soll so wenig geschont werden wie die Mietkaserne oder das Schloss mit seinem Park; die einzelne Werkstatt so wenig wie die grösste Fabrik. Warum? Weil zu unserem Salärbegriff gehört, dass, ausser den laufenden Bedürfnissen an Nahrung u. dgl., nur die beschränkte Fahrhabe Privateigentum bleiben, somit käuflich sein soll! Also: Konfiskation „bis auf die beschränkte Fahrhabe". — Und die Entschädigung für das beschlagnahmte, in den Allgemeinbesitz, an die Gesamtverwaltung übergegangene Gut, also für die Wohnhäuser, die Waren etc.? Sie liegt im Salär. Durch das unveräusserliche, lebenslängliche Salär wird man besser beschützt als durch das bisherige Privateigentum, das so oft verunschickt wurde oder sonst verloren ging. Der Salärbezug ist der solideste Existenzschutz, den man sich denken kann.

6. Die zweite Wendung der Enteignungsformel lautet: „Annullierung der Werttitel". — Es ist ja ganz selbstverständlich, dass, wenn es heisst „Konfiskation bis auf den Salärbezug und die beschränkte Fahrhabe", auch die Werttitel, also die Hypotheken, Obligationen und Aktien, die auf den eingezogenen Gütern, Gebäuden, Verkehrsmitteln, Maschinen und ihren Erzeugnissen lasten, einfach als gelöscht, als nicht mehr gültig betrachtet werden. Eine Vernichtung reeller Werte ist das nicht, sondern eine Befreiung der reellen Werte, der Objekte, von den fingierten Werten, den blossen Titeln, den privaten und Staatsschulden, den Ausweisen über nun abgetane Ansprüche. Sogar das eigentliche Geld soll dieser Annullierung unterliegen, damit die neue Ordnung, mit neuem Gelde, von Grund aus aufgebaut werden kann.

2. Nationalitätenprinzip.

1. Grenzen. — Das Nationalitätenprinzip entspringt dem Willen zu gewissen Grenzen, zu einiger Absonderung, zur engeren Zusammengehörigkeit und zur Erleichterung der Verwaltung; was gutzuheissen ist. Wie jeder Gegenstand, so bildet auch jedes Individuum durch seinen Körperumfang, sein „Körpermass", etwas Abgeschlossenes, eine begrenzte Erscheinung, die erweitert wird zur Familie, zur Nachbarschaft, zum Quartier, Dorf, zur Gemeinde, zum Bezirk, Kanton, Staat und Staatenbund, dabei aber immer

Grenze bleibt. Die ganze Erde soll einen zusammenhängenden Staatenbund vorstellen, der in Unterabteilungen, in einzelne Staatswesen zerfällt und, als immer engere Grenzumschreibung, durch alle kleineren Einheiten hindurchgeht bis zum einzelnen Menschen.

2. Abstimmungen. — Die Grenzen sollen durch geheime Volksabstimmungen, unter Beteiligung aller Männer und Frauen, ausgemacht werden. Da, wo Abstimmungen nicht verlangt werden, wie z. B. in Berlin darüber, ob Berlin deutsch, in Paris, ob Paris französisch bleiben solle, unterbleiben sie natürlich. In solchen Fällen ist ja der Volkswille im voraus klar erkenntlich. In allen Gegenden aber, wo Abstimmungen nötig sind, weil das Resultat verschieden ausfallen mag, wären die Volksabstimmungen über die Nationalität tunlichst unter Zuzug zahlreicher internationaler Überwachungskommissionen vorzunehmen. In Zweifelsfällen oder sonst zur genauen Läuterung könnten die Abstimmungen oftmals rasch hintereinander wiederholt werden.

3. Motive. — Die Meinung des Nationalitätenprinzips ist nicht die, dass absolut alle oder die meisten Angehörigen einer Rasse und Sprache sich zu „einem" Staat vereinigen müssen; sondern es steht jeder Einwohnerschaft vollkommen frei, bei den Entscheidungen die verschiedensten Motive mitwirken zu lassen, ökonomische, politische, geologische, geschichtliche, religiöse, strategische Erwägungen so gut wie die Gründe der Rasse und Sprache, wie sonstige Sympathien und unbestimmbare Eindrücke. Das Nationalitätenprinzip gestattet die Propaganda für alle Motive, zieht keines vor, verhält sich neutral, verkörpert nur das Recht: dass nicht die militärische Gewalt, sondern die freie Abstimmung der Einwohner jeder Gegend über die Staatsgrenzen entscheide!

4. Entwirrung. — In vielen Gegenden haben sich Sprachinseln gebildet, die gross, aber dennoch zu selbständigen Staaten zu klein sind, und die also von dem sie umgebenden Meere des gegenteiligen Volkswillens einfach verschlungen werden. — Wie lässt sich dem abhelfen? Durch das Existenzprinzip! Sobald nämlich dieses Prinzip entschlossen in den Vordergrund gestellt, zum Hauptmerkmal der neuen Gesellschaftsbasis erhoben wird, verliert dafür das Nationalitätenprinzip an Bedeutung. Man lernt durch das Existenzprinzip sozial fühlen, erkennt die allgemeine Existenzsicherheit als das weitaus Wichtigste und wird deshalb in den Fragen der Nationalität, der Setzung der engeren Staatsgrenzen nachgiebiger, gefügiger, sieht auch davon ab, in so viele Eigentümlichkeiten, Sitten und Gebräuche, Erziehungsgrundsätze und Unterrichtsmethoden der absorbierten Inseln eingreifen zu wollen. Zudem sind die internationale Hilfssprache, ausgleichende Religionsansichten etc. dazu angetan, besänftigend zu wirken. Und schliesslich könnte — auch wieder durch das Existenzprinzip möglich gemacht! — die Entwirrung der Nationalitäten ganz praktisch dadurch in Angriff genommen werden, dass die Einwohner nach ihren Anziehungszentren abtransportiert würden! Sobald ja der Privatbetrieb und Privatbesitz aufgehoben ist, lässt niemand persönliche Erwerbsinteressen, eine Kundschaft, sein eigenes Geschäft und Haus zurück, keiner ist mehr durch derartige Rücksichten und Erwägungen an die Scholle gebunden, jeder ist überall als Salärbezüger zur Arbeit verpflichtet, hat das Auskommen auf dieser Basis überall gesichert, kann also getrost, ohne finanzielle Einbusse, nach Belieben nationalen Sympathien nachgebend, sich zum Wegzug nach bestimmten Gegenden anmelden.

5. Universalität. — Das Nationalitätenprinzip soll Geltung haben

für alle Orte auf Erden und für alle Zukunft. Das Prinzip ist stets dasselbe: Abstimmungen, Volksentscheid über die Grenzen, nicht Waffengewalt; aber es sollen diese Abstimmungen von Zeit zu Zeit wiederholt werden dürfen, just damit trotz der Beseitigung der Heere die Energie nicht einschlafe, nicht aufhöre, Umwandlungen zu bewirken! Jede Zeit und jede Gegend soll das Recht zugesichert erhalten, das Nationalitätenprinzip immer wieder hervorzuziehen, es in Anspruch zu nehmen. Das Prinzip ist nicht starr, dogmatisch, will die Grenzen nicht ein für allemal festlegen, es macht im Gegenteil den Wandel der Zeiten gerne mit, schmiegt sich an, will von der Zukunft benützt werden, steht der Menschheit stets zur Verfügung, so dass quasi fortwährend Staaten eingehen, andere sich bilden, neue Grenzkombinationen möglich werden können. Und diese Veränderlichkeit, die Möglichkeit, nach Verfluss einer gewissen Anzahl Jahre durch Berufung aufs Nationalitätenprinzip das Los wieder anders zu gestalten, wird denen zum Troste gereichen, die jeweilen momentan unterliegen.

3. Kolonienprinzip.

1. Massstab. — Gäbe es keine wilden und halbwilden Völkerschaften mehr auf Erden, so müssten die Kolonien jetzt aufgegeben werden; sie könnten sich in Nationalstaaten verwandeln und wäre ein Kolonienprinzip überflüssig. Da es jedoch offenbar noch unreife Völkerschaften gibt, bleiben auch die Kolonialprobleme offen. Dabei muss vor allem ausgemacht werden, welche Völker reif und welche unreif seien, wozu wir eines Massstabes bedürfen. Dieser Massstab, der Wertmesser, heisst „Existenzprinzip". Je nachdem eine Bevölkerung dazu befähigt ist oder nicht, das Existenzprinzip mehr oder weniger selbständig durchzuführen, bildet sie einen Nationalstaat oder eine Kolonie. In entscheidender Hinsicht wird also einzig und allein nur vom Existenzprinzip aus, das die sofortige Durchführung einer klaren Verfassungs- und Enteignungsformel vorschreibt, darüber geurteilt werden können, ob Menschenmengen einen Nationalstaat vorstellen oder einstweilen nur als Kolonie zu betrachten seien!

2. Gesamtverwaltung. — Weil eben „das" das Hauptmerkmal der Kolonie ist, dass sie das Existenzprinzip nicht von sich aus durchzuführen vermag, so müssen in ihr die Nationalstaaten diese Aufgabe übernehmen. Da aber die Nationalstaaten, just wieder auf Grund des Existenzprinzipes, eine zusammenhängende Einheit, eine Union, den Völkerbund bilden, so muss diese Aufgabe auch von dieser Einheit, diesem Ganzen des Völkerbundes, nicht von einzelnen Ländern für sich allein, gelöst werden; das heisst: es handelt sich um eine internationale Verwaltung, eine Gesamtverwaltung aller Kolonien, um gemeinsamen Anteil an ihrer Entwicklung! Jeder Staat wird zwar, je nach seiner Grösse und Leistungsfähigkeit, für sich selber eine oder mehrere Kolonien zur Verwaltung zugewiesen erhalten, aber das internationale Parlament mit Ministerium, das diese Zuweisungen in der Hauptsache besorgen mag, wird alle Verwaltungen zusammenfassen, kontrollieren, Verrechnungen vornehmen, Abwechslung in den einzelnen Verwaltungen anordnen, eine Kolonie vielleicht bald diesem, bald jenem Staat übergeben und selbstverständlich auch die Eingebornen mitsprechen lassen. So werden die kleinen Binnenstaaten so gut für Beteiligung an kolonialen Distrikten in Betracht kommen, wie die ans Meer grenzenden Grossstaaten. Der Umstand, ob ein Land einen eigenen Hafen besitze oder nicht, wird insofern gar keine

Rolle mehr spielen. Das Kolonienprinzip bringt für die Kleinstaaten nicht nur den gesicherten überseeischen Import und Export, Konsum und Absatz, sondern auch die wirkliche Mitverwaltung der Kolonien durch Entsendung von Personal etc. mit sich. Daneben werden Staaten, die zwar zur Selbstregierung reif sind, jedoch zugleich in ihnen selbst noch grosse unbebaute Ländereien aufweisen, systematisch vorbereitete Ansiedelungen zulassen müssen.

3. Wandlungen. — Gleich wie die Prinzipien der Existenz und Nationalitäten elastisch bleiben, indem über die Saläre, die Arbeitszeit, die Warenpreise, die Landesgrenzen immer wieder abgestimmt werden kann, so will auch das Kolonienprinzip jede Veränderung zulassen, indem jede Kolonie zum Nationalstaat emporrücken wird, sobald sie sich genügend entwickelt hat. Anderseits dürften Nationalstaaten, bei schlechten Leistungen, vorübergehend zum Kolonialstand degradiert werden. — Schliesslich aber ist es ganz unmöglich, nun plötzlich durch die drei Prinzipien der Existenz, der Nationalitäten und der Kolonien haarscharf, bis in die kleinste Einzelheit hinein, überall die vollkommenste Gerechtigkeit zu verwirklichen. Doch darauf kommt es auch nicht an, sondern nur darauf: dass die Neuordnung ganz grob und einschneidend, in ihren fundamentalen Richtlinien, einmal rücksichtslos, durch dick und dünn hindurch, durchgesetzt werde! Gewiss werden dabei manche Verstösse und Ungerechtigkeiten mit unterlaufen, mögen das Salär, die Landesgrenzen, der Kolonienanteil für viele nicht nach Wunsch ausfallen. Doch das sind relative Nebensächlichkeiten, die später, gerade kraft der von den Prinzipien selber erstrebten und garantierten Wandlungsfähigkeit aller Dinge, nach und nach wieder gutgemacht, durch neue Umbildungen und weitere Vorteile aufgewogen werden können.

4. Völkerbund. — Drei Grundprinzipien schweissen den Völkerbund zusammen: das Existenzprinzip, das Nationalitätenprinzip, das Kolonienprinzip. Mit ihnen sind die belangreichsten Volksrechte verbunden, wie: Abstimmungen über die Saläre, die Arbeitszeit, die Warenpreise, die Landesgrenzen etc. Auch bedingen die drei Prinzipien jene zwischenstaatliche Organisation mit ihren Kommissionen zur Erledigung so vieler Fragen und auftauchender Schwierigkeiten. Das Ganze krönt wohl das oberste Schiedsgericht. Und eine internationale Truppe mag zur nachdrücklichsten Bekräftigung der Beschlüsse gegen Widerspenstige vorgesehen sein. Doch bei alldem liegt die sicherste Garantie eines dauerhaften Weltfriedens darin: dass über den nationalen und kolonialen Angelegenheiten das Existenzprinzip steht und es als die Verwirklichung des Gleichgewichtes der Eigen- und Anderliebe, der wahren sittlichen Ordnung, aufgefasst wird.

4. Neuordnung.

Zur Vervollständigung der in Ausführung begriffenen Neuordnung der Welt sollten namentlich folgende Punkte beachtet werden:

1. Basis. — Es gilt, eine neue Basis zu legen. Diese Basis wird kurz und prägnant durch die Verfassungsformel ausgedrückt: „Salärbezug, Arbeitspflicht, Allgemeinbetrieb". Damit aber diese Basis gelegt werden kann, muss mit den bisherigen Zuständen gründlich aufgeräumt werden nach der Enteignungsformel: „Konfiskation aller Güter und Annullierung aller Werttitel". — Allein, anstatt so konsequent zu verfahren, herrscht die Meinung vor, dass noch ein bedeutender Rest von Privatbesitz und Privatbetrieb stehen zu

lassen sei ... Wenn aber dann die neue Ordnung zusammenstürzt, so ist es nicht etwa deshalb, weil man zuviel gewollt hatte, sondern im Gegenteil: weil ungenügend abgeräumt, somit auch die Basis nicht „ganz“ gelegt worden war. Wird die Konfiskation nicht in einem Zuge ganz durchgeführt und bleibt noch ein privater Kleinbetrieb bestehen, so ist der neue Bau nicht solidest fundamentiert und hat mit inneren Widerständen zu rechnen, die eben vom übriggebliebenen Privatbesitz und Privatbetrieb herrühren. Zwar können Kompromisse geschlossen, Konzessionen zugestanden werden — aber erst innerhalb der neuen Basis, und nur solche, die die Basis nicht antasten. Die neue Basis ist die neue „Art“, die im „Grade“ vervollkommnet werden kann, ein eigenes Entwicklungsstadium durchlaufen wird. Doch nur, wenn die Basis mit einem Male restlos vollständig gelegt wird, kann die neue Entwicklung gedeihen. Und die Schwierigkeiten, die Basis ganz zu legen, sind um nichts grösser, als wenn nur halbe Arbeit getan wird.

2. Moral. — Wer an die neue Ordnung herantritt, beschäftigt sich gewöhnlich sofort mit der Organisation, denkt an die Einrichtungen der Gewerkschaften, Genossenschaften, Verbände etc., beginnt also mit dem Mechanischen, Technischen. Das ist eigentlich verkehrt. Voraus gehört die Moral, der Gedanke an die Existenzsicherheit und deren Durchführung mittelst des Salärbezuges und der Arbeitspflicht. Dadurch wird die moralische Begeisterung erweckt, eben auf die Existenzsicherheit und ihren Salärbezug hin. Jedermann vernimmt so, dass die Neuordnung an erster Stelle den absoluten Existenzschutz verspricht. Und da etwas, das so ausdrücklich hervorgehoben wird, wohl auch erfüllt werden muss, so gewinnen weitaus die meisten Zutrauen zu dieser Ordnung. Es ist auch vielen Bürgerlichen dann ziemlich gleichgültig, wie der Betrieb eingerichtet werde, ob sie ihren Kleinhandel fahren lassen, auf eigenen Grund und Boden verzichten müssen — wenn sie nur ihre Zukunft zeitlebens gesichert wissen! — Wird aber die Betriebsart zu etwas Untergeordnetem, zur Dienerin des moralischen Existenzzweckes, so kann man mit ihr auch freier verfahren, Einrichtungen einführen, ausprobieren und wieder verwerfen, wenn sie nicht passen, Methoden abändern, Organisationen umbilden, die Disziplin je nachdem anziehen oder lockern, ohne dass es etwas verschlägt — weil eben der auf Salärbezug und Arbeitspflicht lautende moralische Zweck stets allen vorschwebt, die Richtung bezeichnet, die oberste Leitung vorstellt. Diese Leitung, einmal klar begriffen, kann von den Betriebsexperimenten niemals verdreht, verdunkelt und heruntergerissen werden. Doch zu diesen Experimenten gehört nicht etwa, dass der Grossgrundbesitz an die Bauern „aufgeteilt“ werde; sondern er wird natürlich zum nationalen oder staatlichen Grossbetrieb, auf dem die früheren Besitzer, nachher Verwalter, wie die Bauern als „Salärbezüger“ amten. Auch wird der Überschuss, den das Gut abwirft, nicht unter die auf ihm Arbeitenden verteilt. Er fliesst von jedem Gut wie von jeder Fabrik und allen andern Betrieben zur allgemeinen Verwendung in die nationale Kasse, die auch für Verluste aufkommt, ungefähr wie im bisherigen Staatsbetrieb. Es soll kein genossenschaftlicher Konkurrenzkampf einsetzen von Fabrik zu Fabrik, von Gut zu Gut und gegen die Bevölkerung, so wenig wie im alten Staate sich Post und Eisenbahn bekämpften.

3. Salärunterschiede. — Am Anfang der russischen Revolution wurden die Leistungen nicht extra bezahlt. Man lebte in der Salärgleichheit. Allein der Versuch verlief ungünstig. Die Menschheit ist dafür noch nicht

reif. Gegenwärtig, heisst es, betrage in Russland die oberste Salärgrenze 25,000 Rubel per Jahr. Bedeutend niedriger ist sie in der Schweiz, wo seit jeher die Beamtenbesoldungen der Volksabstimmung unterliegen. Kann man aber deshalb sagen, die Schweiz werde von ihren Bundesräten, Regierungsräten, Abteilungschefs etc. schlecht bedient, weil sie relativ niedrige Saläre beziehen? Lassen es solche Beamte an Eifer fehlen? Sind sie faul? Sind diejenigen unter ihnen die Tüchtigsten, die nebst ihrem Salär noch über beträchtliche Privatvermögen verfügen? Durchaus nicht. Gerade bei dieser Überlegung muss es einem auffallen, dass das Privatvermögen keinen Einfluss auf die Tüchtigkeit ausübt, somit auch aus diesem Grunde ganz wohl beseitigt werden darf. Die Grösse des verlorenen Vermögens und die Höhe des eingebüssten Einkommens sind dabei für die Betroffenen nicht von entscheidender Bedeutung, sondern allein der Betrag der früheren „Ausgaben" für die persönlichen Bedürfnisse ist es. Und da viele, obwohl gutsituiert und sogar reich gewesen, sehr bescheiden gelebt haben, so werden sie sich sagenmüssen, dass sie sich im Spielraum ihrer Lebensbedürfnisse von den Salär grenzen der neuen Ordnung eigentlich nicht im geringsten eingeschränkt zu fühlen brauchen! Die früheren „Ausgaben" bleiben ermöglicht. Die Saläre werden so bemessen sein, dass sie auch zur Bezahlung der teureren Mieten in den verstaatlichten Palästen und Villen ausreichen. — Im allgemeinen wechseln die Positionen nicht. Die Vertreter höherer Berufsarten vertauschen ihre Wohnungen so wenig wie die Berufe mit den Arbeitern. Der Handlanger kann nicht plötzlich Arzt oder Ingenieur werden. Die Berufs- und Salärunterschiede sind da, und schon deshalb auch die Unterschiede in der Lebensführung. Es wird billigere und teurere Wohnungen, Möbel, Kleider, Nahrungsmittel etc. geben. Immerhin werden Jahreseinkommen von 50,000 und 100,000 Mark nicht mehr vorkommen. Die Volksabstimmungen würden derartige Höchstgrenzenvorschläge als Unfug bezeichnen. — Wer von seinem Salär sparen will, mag es tun, auf spätere Ausgaben hin, für Reisen etc. Doch dürfen mit den Ersparnissen keine Grundstücke erworben, keine Handelswaren gekauft, keine Geschäfte eröffnet werden. Die Ersparnisse sind zur Ausgabe für den eigenen Lebensunterhalt bestimmt, oder man kann sie verschenken. Andere werden sie dann ausgeben. Auf keinen Fall können Salärunterschiede und Ersparnisse in die Privatwirtschaft zurückführen. Sie ist abgetan für immer, weil sie eben gesetzlich untersagt ist.

4. Organisation. — Wer soll an der neuen Ordnung mitarbeiten? Alle sollen es. Nicht nur wer will, sondern alle „müssen" es. Die Arbeitspflicht ist ein Grundgesetz der Verfassung. Daraus folgt, dass nicht wiederum eine neue Partei, wie bisher sonst überall üblich, den Platz einer andern einnehmen und die Gegner brotlos machen will. Niemand soll brotlos werden. Es entsteht eine systematische Zusammenarbeit aller. Jeder Mensch gehört seiner Berufsorganisation an. Alle Organisationen zusammen umfassen das ganze Volk, die Nation, den Staat, den Staaten- oder Völkerbund, die Erde. — Der Arbeiterrat einer Fabrik oder eines landwirtschaftlichen Staatsgutes hat nicht die Macht, weder für sich und die Leitenden die Saläre, noch die Verkaufspreise seiner Produkte festzusetzen. Auch die einzelne Berufsorganisation eines ganzen Landes hat diese Macht nicht. Sie darf nur ihre Forderungen aufstellen und einreichen, über die dann alle Organisationen zusammen, die Nation, abstimmen werden. Durch allgemeine Volksabstimmungen werden, auf die Vorschläge der Kommissionen hin, Saläre, Dauer

der Arbeitszeit, Warenpreise etc. fixiert. Und ein internationales Parlament oder eine ähnliche Organisation sorgt für die Abmachungen zwischen Volk und Volk, Staat und Staat, sorgt also dafür, dass nicht etwa eine überseeische Völkerorganisation den Europäern zu teuere Tee- und Kaffeepreise stellt. Es wird sich ein Kompensationsverkehr entwickeln. — Im neuen Betrieb ist jeder ein Arbeiter, ein Salärbezüger, ein Beamter. Der Name tut hier nichts zur Sache. Eine „Beamtenhierarchie" ist das nicht mehr, wenn jeder zu ihr gehört, nur noch „eine" Klasse existiert: diejenige der Beamten, der Arbeiter, der Salärbezüger! Auch der unproduktive Teil der Beamten- und Staatsarbeit fällt weg, sobald der Staat seine Tätigkeit nicht mehr an die Überwachung und Zurechtweisung der Privatwirtschaft, an deren Wuchereien, Pfuschereien und Händel verschwenden muss. Es ist nämlich wirklich die Privatwirtschaft, die in sich selber und dem Staate alle unproduktive Arbeit verursacht. — So soll denn die neue Ordnung nicht wieder aus Staats- und Privatbetrieb zusammengesetzt sein. Der Privatbetrieb soll nicht nur möglichst zurückgedrängt werden, es soll überhaupt keine, auch keinen Rest von freier oder unfreier Privatwirtschaft mehr geben. Der Allgemeinbetrieb muss und kann absolut einheitlich durchgeführt werden. In ihm werden die Arbeitsämter, je nach Nachfrage und Angebot, den nationalen und internationalen Stellenwechsel der Arbeitspflichtigen leiten.

5. Entscheidendes. — Zahllose Einwendungen sind möglich. Doch sie alle können widerlegt werden, vermögen den neuen Standpunkt nicht zu erschüttern. Er macht eine neue Verfassung unbedingt notwendig. Sie soll fussen auf dem Existenzprinzip und seiner Verfassungsformel: „Salärbezug, Arbeitspflicht, Allgemeinbetrieb". Und daher also, weil sich die Verfassungsformel für „alle" Einwohner versteht, weil es mit zum Verfassungsbegriff gehört, dass niemand sich den Grundforderungen entziehen könne — von diesem obersten Verfassungsgrundsatz aus, muss, da alle Einwohner zeitlebens Salärbezüger werden, jede andere, der Salärkontrolle nicht leicht zugängliche Wirtschaftsform, also die freie Privatwirtschaft und ihr Eigentum, restlos von der Allgemeinheit übernommen werden! — Noch nie ist so konsequent auf die vollständige Beseitigung der Privatwirtschaft gedrungen worden. Darum nicht: weil man nie von der Verfassungsidee ausging, es nicht zur entscheidenden Verfassungsformel gebracht hatte! Das Entscheidende sind die klaren und einfachen drei Prinzipien der Existenz, der Nationalitäten und der Kolonien mit ihren Formeln! Das deutsche Volk soll sich auf etwas ganz Bestimmtes und Wuchtiges hin sammeln — eben auf die drei Prinzipien hin! Sie sind das „deutsche" Friedensprogramm, das mit vollem Erfolg dem „amerikanischen" entgegengehalten werden könnte! Deutschland ist noch nicht gestorben, Deutschland erwache!

6. Schluss. — Allerdings sind das reine Nationalitätenprinzip und das Kolonienprinzip jetzt undurchführbar. Aber sie dürfen in der Lehre nicht fehlen. Sie gehören zum Ganzen. — Dagegen ist das Existenzprinzip eine innere Angelegenheit des deutschen Volkes. Wenn Deutschland in seiner Mehrheit dieses Experiment wagen wollte, so würden dadurch die Friedensbedingungen mit der Entente nicht beeinträchtigt; wollten die Ententeregierungen den Plan gleichwohl verhindern, so liessen es ihre Völker nicht zu. In der Idee des Existenzprinzipes ist eine logische und moralische Macht verkörpert, gegen die Krieg zu führen vergeblich sein dürfte. Vertrauen zur Idee und ans Werk — was daraus entsteht, kann letzten Endes nur günstig sein!

Deutschlands Schmerz um Elsass-Lothringen.

Von einem Elsässer.

In Deutschland kann man sich kaum mehr einem Zweifel hingeben über die Tatsache, dass es ein deutsches Elsass-Lothringen nicht mehr gibt. Frankreich hat seine Hand auf das Land gelegt mit der unzweideutigen Gebärde: Hier weht jetzt wieder die Trikolore, und die Deutschen sollen jede Hoffnung aufgeben, als könnten sie nochmals das französische Banner herunterholen. Demzufolge wird das ehemalige „Reichsland" jetzt auch sofort als französische Provinz behandelt, so dass beim Friedensschluss über die Zugehörigkeit Elsass-Lothringens zu Frankreich sich jede Auseinandersetzung erübrigt. Der Umschwung, der militärisch-politisch stattgefunden, zeigt sich nicht zum wenigsten gerade darin, dass jetzt Frankreich tatsächlich die elsass-lothringische Frage als innerfranzösische Frage behandeln darf, wie vorher Deutschland sie als rein innerdeutsche Angelegenheit angesehen haben wollte. Die Bevölkerung Elsass-Lothringens ist sich auch ganz klar darüber, dass es sich um einen endgültigen Zustand handelt, dass sie jetzt wieder französisch ist wie vor 1871 und dass Deutschland völlig ausserstande ist, an dem durch die Franzosen und den Sieg der Entente geschaffenen Zustand etwas zu ändern. Kein Wunder, dass sich ein Widerstreben kaum zeigt. Was soll man gegen den Strom schwimmen! Die Geschichte der letzten Tage und Monate hat zu sichtlich gegen Deutschland und für die Entente gesprochen, da bleibt den zwischen beiden Mächten eingeklemmten umstrittenen Volksteilen nichts, als sich dem Urteil des Geschichtsverlaufs zu beugen und sich auf die Seite des Siegers zu stellen. Was kann Deutschland noch bieten vor allem dem, der zunächst für sein materielles Dasein Garantien sucht? Nur ein furchtbares Chaos, eine entsetzliche Unsicherheit in bezug auf die Zukunft: eine erdrückende Steuerlast, eventuell Konfiskation des Besitzes und dergleichen. Von solchem Deutschland löst man sich leicht, da wo die Sicherung des Kapitals das dringendste Lebensinteresse ist; es brauchten bei der Bourgeoisie Elsass-Lothringens gar nicht die alten Erinnerungen und Ideen von der Macht und Bedeutung des Bürgertums in Frankreich aufzutauchen, um dieser Schicht die neue Franzosenzeit zunächst in einem hellen, freundlichen Licht erscheinen zu lassen. Wenn diese Bourgeoisie dann in Frankreich später nicht in der gehofften Weise auf ihre Rechnung kommen sollte, wenn die soziale Umwälzung in kommenden Tagen sich ebenfalls und vielleicht noch gewaltsamer in Frankreich vollziehen sollte, dann würde dieser Bourgeoisie ein wirtschaftlich, politisch und sozial neu gefestigtes Deutschland am Ende wieder begehrenswerter erscheinen. Neben der Bourgeoisie begrüssten den Wechsel vor allem die untersten Schichten, die, der Hungerleiderei überdrüssig, von den französischen Lebensmittelzufuhren sich mal wieder längst entbehrte Genüsse versprachen, sich an Weissbrot und Rotwein gütlich tun, mal wieder leben wollten wie „Gott in Frankreich". Die rein sinnlich-animalischen Lebenstriebe, lange nicht auf ihre Rechnung gekommen, erhoffen in dem neuen Zustande ungeahnte Befriedigung. Das Bauerntum, dem der Krieg ja wie überall zu grossem Wohlstand verholfen hat, ist ebenso wie der gesamte Mittelstand so kriegsmüde, so friedeverlangend, dass ihm gegenüber der Aussicht, wieder Frieden zu bekommen und diesen Frieden in einem Lande der Ordnung antreten zu können, die damit ver-

bundenen Änderungen in staatlich-politischer Hinsicht gleichgültiger sind. Schliesslich hat man den französischen Symbolen und Abzeichen im Stillen in manchen Kreisen oben und unten ein gutes Andenken bewahrt, hat sich jeweils, um die Schwaben zu ärgern, die Freude gemacht, damit zu spielen; als jetzt das militärische Frankreich so glänzend, triumphierend sich dem Elsässer vorstellte, wirklich französische Clairons, wirklich französische Kommandos ertönten, da bekam es natürlich mancher zur Sentimentalität neigende Elsässer mit der Rührung zu tun, und da und dort mochte der nationalistische Enthusiasmus einzelner auch auf die Menge ansteckend wirken. So wirkten bourgeoise Lebensinstinkte und sentimental-nationalistische Regungen zusammen, dass zunächst eine für den Empfang der Franzosen günstige Atmosphäre geschaffen wurde. Aber der Festtagsjubel wird vergehen, man wird inne werden, wieviel Fremdes sich dem Elsässertum mit dem Franzosentum naht, wie wenig man innerlich doch mit dem Welschtum zu tun hat, „dass er nicht Franzose ist und Franzose sein kann"; es werden sich bald genug all die schweren Probleme jedem fühlbar machen, die sich ergeben durch das Abgeschnittenwerden von dem Lande, mit dem man durch tausend Bande der Wirtschaft, des kulturellen, des politischen, des sozialen Lebens verbunden war. Als man in Strassburg am 3. November 1848 die 200jährige Wiederkehr der Vereinigung des Elsass mit Frankreich feierte, da schrieb ein Strassburger: „Zur Bettelstadt sinkt Strassburg herunter, wenn nur wenig Jahre noch die Dinge im jetzigen Zustand verbleiben. Was kümmert sich Paris, was Frankreich um Strassburg, was um des Elsasses gerechteste Klagen und Forderungen, trotz aller Huldigungen, die von hier aus dem grossen Mutterstaate, der unser Vaterland verschlungen, dargebracht werden? Ist der Elsässer doch noch immer ein Deutscher, und zwar ein dickhäuptiger Deutscher, für die zahllose Menge der Stockwälschen des Innern gut zur Erhebung beträchtlicher Steuern, gut zu Kanonenfutter und zu jeglicher sonstiger Ausbeutung, wie viele Feste ihr auch noch zu Frankreichs Ehren feiern möget! Muss doch nur zu oft noch der Elsässer fühlen, dass er ein Fremdling ist im grossen fränkischen Lande"... So musste ein Elsässer vor 70 Jahren schreiben, und wer weiss, ob nicht bald die gleichen Klagen wiederum erklingen und im ganzen Lande ein lebhaftes Echo finden.

Und wie steht nun Deutschland selbst zu dieser Tatsache, dass Elsass-Lothringen französisch werden soll oder schon französisch ist. Das ist für den Deutschen, wenigstens den Deutschen der intellektuellen Schicht, während des Krieges geradezu unvorstellbar gewesen; der Gedanke war für ihn so ungeheuerlich, dass er gar nicht in seinen Gesichtskreis trat und die Möglichkeit des Verlustes gar nicht in Frage kam. Es war dem Deutschen darum schon die Idee, dass die elsass-lothringische Frage eine internationale Frage sein sollte, die auf der Friedenskonferenz zur Entscheidung kommen sollte, unerschwinglich; es war für ihn selbstverständlich, dass es eine rein innerdeutsche Frage ist, in die niemand hineinzureden hat; daher begreift sich das Niemals des Staatssekretärs Kühlmann, versteht sich, dass sogar ein Pazifist wie Quidde in den letzten Wochen noch bezüglich Elsass-Lothringens erklären konnte: Nie werde das deutsche Volk innerlich in die Abtretung dieser Länder willigen. Und wirklich, das gibt die Stimmung des geistigen Deutschland wieder, die nur deshalb zurzeit weniger lebhaft zum Ausdruck kommt, weil man von dem innerpolitischen furchtbaren Problem so ganz und gar in

Anspruch genommen ist, dass zunächst gar keine Zeit und Kraft übrig bleiben, um das zu fassen, was jetzt an den Grenzen des neuen Reiches vorgeht. Aber wenn die Tatsache vollzogen ist, wenn sie als nicht mehr zu leugnende Wirklichkeit vor das Auge der Nation tritt, dass niemand mehr die Augen davor verschliessen kann, dann wird es doch wie ein ungeheurer Schmerz durch das ganze Volk gehen. Elsass-Lothringen und das Reich haben sich oft nicht verstanden, in Deutschland fing man in den letzten Jahren vor dem Kriege auch an, über die Elsässer und Lothringer vielfach verstimmt, ja bitter zu werden; aber das war schliesslich doch nur die Folge davon, dass der Deutsche an dem Lande doch ganz besonders mit seinem Herzen hing; lange hatte er schwer daran getragen, dass ein solches deutschsprechendes Land, das, wie Jakob Grimm bemerkte, bis in die Mienen der Menschen, ja bis in das Hausgerät deutsch ist, in französischem Besitz ist, zu lange hat man diese Tatsache gleichsam als eine Schmach des deutschen Namens, der deutschen Ehre empfunden, dass ein Stück deutschen Volkstums in fremden Händen in Gefahr ist, vollständig verloren zu gehen. Man wusste 1871 wohl, die Menschen, die dieses Land bewohnen, fühlen in ihrer Mehrzahl sich politisch als Franzosen, aber um so mehr empfand man wieder die Verpflichtung, dieses Stück deutschen Bodens, das in den Zeiten deutscher Ohnmacht geraubt worden ist, wieder zurückzugewinnen und seiner Bevölkerung diese alte Blutsgemeinschaft wieder zum Bewusstsein zu bringen. Man kann wirklich sagen, dass eine idealistische Liebe, .vielleicht vielfach naiv, weltfremd, wie sie nur der Deutsche haben kann, 1871 von Deutschland aus in das Land hineingetragen wurde. Alle diese Idealisten, Universitätsprofessoren, Verwaltungsbeamte, Richter, Lehrer, Kaufleute, sahen es sich als Ehre an, in diesem Lande, das die schönsten Denkmale alter deutscher Kunst hatte, das mit der Geschichte des alten Reiches, mit seinem gesamten Geistesleben so eng verflochten war, für das Deutschtum zu wirken, dem deutschen Gedanken eine Stätte zu bereiten. Es ist mancher Vertreter des Deutschtums nach dem Reichslande gekommen, der dem deutschen Namen keine Ehre machte, die Elsässer haben mit Recht viele von ihnen als ihm wesensfremd abgelehnt; es muss auch zugestanden werden, dass es der „Schwaben“ zuviel waren, die in das Land hineinkamen, dass dadurch die Gleichgewichtslage innerlich bedenklich sich verschob und ein Gegensatz innerhalb der Bevölkerung sich bildete, der einer friedlichen Entwicklung der Verhältnisse sehr abträglich war. Es war verhängnisvoll, dass so viele Eingeborene durch Abwanderung sich dem staatlichen Dienst von vornherein entzogen, so dass man zuviel Landfremde hereinziehen musste; aber andererseits hätte man sich deutscherseits auch mit einem viel bescheideneren bureaukratischen Apparat begnügen müssen für das kleine Land, so dass ein solcher von den Eingeborenen übel empfundener, unverhältnismässig grosser Einstrom aus allen Gauen Deutschlands nicht nötig gewesen wäre. Kein Volk erträgt solchen übermässigen Einschub von Elementen von aussen, die sich dazu noch als Glieder einer Herrenschicht, die die Herrschaft über das Land inne habe, fühlen. Dagegen, gegen diese Beherrschung des Landes durch Fremde, wendete sich die Volksstimmung, nachdem sich die erste Lähmung nach der Angliederung 1871 gelegt; in jedem andern deutschen Partikularstaate hätte das einheimische Element gegen solche Überfremdung und Fremdherrschaft genau so reagiert. Wenn es für die Bayern, die Württemberger, die Badener selbstverständlich war, dass sie ihren staatlichen Apparat durch Landeskinder

bedienen liessen und eifersüchtig darüber wachten, dass dieses Prinzip nur in Ausnahmefällen durchbrochen wurde, so wird man es den Elsässern und Lothringern nicht verübeln können, wenn sie unter der Wirkung der Beispiele dieser Nachbarbundesgebiete ähnliche Tendenzen verfolgten und bei der Unmöglichkeit, sie durchzusetzen, immer mehr in eine oppositionelle Haltung hineinkamen. Das Üble war dabei nur, dass das, was von Haus aus nur Reaktion des eingeborenen Elementes gegen die von aussen gekommenen Träger der staatlichen Bureaukratie war, ausserhalb des Landes als Opposition des Franzosentums gegen das Deutschtum gedeutet wurde, was es nicht im entferntesten war, wenn auch zuzugeben ist, dass sich in diese ursprünglich rein partikularistische Bewegung französisch-nationalistische Tendenzen einmischten. Diese berechtigte und natürliche Reaktion der Eingeborenen gegenüber dem Übergewichte der Altdeutschen im Staat hat dann leider deren wirkliche Leistungen, vor allem in den letzten Jahren vor dem Kriege, allzusehr in den Hintergrund gedrängt, und doch muss man anerkennen, dass dieses von aussen gekommene Kolonialdeutschtum, von einzelnen üblen Erscheinungen abgesehen, mit Liebe und Hingabe die Interessen des Landes wahrnahm. Es sind ja Berufsfanatiker, diese Deutschen, und ihr Berufsfanatismus kann einem wohl manchmal auf die Nerven gehen; aber dank diesem beruflichen Diensteifer der altdeutschen Beamten ist im Lande doch auch etwas geschafft worden. Mit dem, was dieses altdeutsche Beamtentum zur Pflege von Handel und Verkehr, von Gewerbe und Industrie, von Wissenschaft und Volkserziehung, Ackerbau und Weinbau im Laufe der 45 Jahre geleistet, hat es sich ein Ehrendenkmal im Lande gesetzt, das durch nichts in der Folgezeit kann verrückt werden, und die Elsässer und die Lothringer sind trotz aller Vorurteile gegen die „Schwaben" die letzten, die sich dieser Leistungen der Deutschen nicht allezeit dankbar erinnerten, und dies um so mehr, wenn sie mal andere am Werke sehen und das Neue mit dem Alten vergleichen. Man ist im Elsass ein Freund der Ordnung, der Sauberkeit, der präzisen, soliden Arbeit und darum weiss man, was man an den Deutschen gehabt hat und wird es in Zukunft, wenn man sie nicht mehr hat, noch besser wissen. Wenn die stillen, etwas verträumten Bauten wie das Rohanschloss, die Präfektur den Strassburger an das ancien régime der Franzosenzeit erinnerten, so werden in Zukunft jeden Elsässer das neue Strassburg, das neue Metz, der grossartige Strassburger Hafenbetrieb am Rhein, die Industrieanlagen im Lothringer Erzrevier, alle diese grosszügigen Verkehrsanlagen und Einrichtungen, alle die landauf und landab vorhandenen staatlichen öffentlichen Gebäude die deutsche Herrschaft ins Gedächtnis zurückrufen und ihm im Bewusstsein lebendig erhalten, was alles durch die 45jährige Friedensarbeit Deutschlands zum Gedeihen und Blühen des Landes ist geschaffen worden; sie aber, die „die Städte, die sie gebaut, die Gärten, die sie angelegt, die Felder, die sie gepflanzt", andern überlassen müssen, können das natürlich nur unter den schmerzlichsten Gefühlen, können aber aus dem einst so sehnsüchtig von ihnen erstrebten Gebiete sich mit der Genugtuung zurückziehen, dass sie Bleibendes hinterlassen, was auf immer Land und Volk von Elsass-Lothringen zum Segen gereicht. Wenn Frankreich nach 45 Jahren auf Werke verweisen kann, die sich dem an die Seite stellen, was Deutschland für Schul-, Universitätsbildung, für Handel und Wandel geleistet hat, dann ist Elsass-Lothringen ein gutes Los gefallen; dank dem Wetteifer zweier konkurrierender Nationen wäre es dann als besonderer

Gegenstand des tätigen Interesses beider Mächte gut weggekommen. Daraus mag man aber auch ermessen, was das Deutsche Reich in den 45 Jahren alles in das Land hineingesteckt hat; man denke etwa beispielsweise nur an das eine Objekt: die Universität, die im übrigen von Landesmitteln unterhalten wurde. Mit dem jährlich vom Reich geleisteten Zuschuss von 400,000 Mark kommt man auf nahezu 50 Millionen, die das Reich in diesem Zeitraum für die Universität, die nicht als Landes-, sondern Reichsuniversität gedacht war, aufgewandt hat. Überschlägt man, was im Laufe der nahezu 50 Jahre alles aus Deutschland, abgesehen von direktem Reichsaufwand etwa für Post, Eisenbahn, an physischem, materiellem und geistigem Kapital in das Land geflossen ist, dann kann man wohl das Gefühl verstehen, das man in Deutschland hat, dass man etwas Ungeheures aufgibt vom eigenen Selbst, wenn man seinen Fuss aus dem Lande unter dem Druck eiserner Notwendigkeit zurückzieht.

Aber es handelt sich nicht bloss um das, was das deutsche Volk an Arbeit, Kapital, Geisteswerten in das Land hineingesteckt hat in einem Zeitraume von fast einem halben Jahrhundert; die Vergegenwärtigung dessen, was in dem Lande, in seinem Boden noch steckt, noch herauszuholen gewesen wäre, macht Deutschland begreiflicherweise das verlorene Objekt noch teurer und wertvoller. Sind doch die Bodenschätze Elsass-Lothringens von ganz enormem Werte. Lothringen ist für die Eisenindustrie Deutschlands das wichtigste Gebiet geworden. Von der im Jahre 1913 27 Millionen Tonnen betragenden deutschen Eisenerzförderung fallen auf Elsass-Lothringen allein 21 Millionen, also 75 v. H., es wird daher Deutschland mit der Wegnahme Lothringens wirklich „der Nerv seines industriellen Lebens" entzogen; ohne die Erzkammer Lothringens, die drei Viertel des deutschen Eisenerzes lieferte, kann Deutschland nie mehr die industrielle Blüte, die es vor dem Kriege zu dem gefürchteten Konkurrenten Englands gemacht hatte, wieder erreichen. All die Existenzen, die Löhne, die Betriebe, die auf der deutschen Eisenindustrie beruhen, verlieren die sichere heimische Basis; Deutschland ist mit dem wichtigsten Stück seines Wirtschaftslebens in Abhängigkeit vom Ausland; so kann ihm nach Belieben von hier das Ausmass seiner industriellen Entwicklung bestimmt werden; seine industrielle Vorherrschaft auf dem Gebiete der Eisen- und Stahlerzeugung ist damit gebrochen. Man begreift, der Verlust Lothringens kann den Deutschen schon nahegehen. Und nun das Elsass. Gerade hat Deutschland mit dem Abbau der ungeheuren Kalisalzlager begonnen, die in einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 5 m auf einem Raum von 200 qkm sich befinden und einen Wert von ca. 75 Milliarden Mark darstellen. Dieses ganze Milliardenobjekt, mit dem Deutschland der Landwirtschaft der Welt den Kalipreis diktieren konnte, ist ihm nun aus der Hand genommen; damit ist, wie man mit Recht gesagt, „die wertvollste Waffe, die es in einem zukünftigen Wirtschaftskrieg und zur Hebung und Festigung seiner Valuta und damit seines Aussenhandels besitzt", verloren. Dazu kommt, dass an der gesamten Petroleumförderung des Reiches das Elsass mit seinen Ölquellen mit 35 v. H. beteiligt ist; von den im Reich geförderten 140,000 Tonnen fallen allein 50,000 Tonnen auf Elsass-Lothringen. Also man begreift, dass Deutschland, sowie es überhaupt einmal fähig sein wird, die Grösse des Preises, den es für seine Niederlage zahlen muss, recht zu fassen, gerade den Gedanken an den Verlust solcher einzigartiger Bodenschätze wie Erz, Kali, Petroleum als schier unerträglich empfinden muss.

Und dazu kommt, wenn die Franzosen am Rhein stehen, dann hat Deutschland auch diese rein deutsche Schiffahrtsstrasse verloren mit all den wirtschaftlichen Wirkungen, die sich daraus ergeben, es ist der ganze Traum, diese einzigartige Wasserkraft im Interesse des Reiches für Gewinnung elektrischer Kraft auszunutzen, zerronnen. Es kann demnach kein Zweifel sein, empfindlicher könnte man Deutschland nicht treffen, als dass man aus der Flanke seines Körpers dieses Stück Elsass-Lothringen herausschnitte.

Und doch ist das noch nicht alles; man kann die militärpolitischen Gesichtspunkte, die bei dem Verlust von Elsass-Lothringen in Betracht kommen, nicht ganz ausser acht lassen, obwohl der Friedensschluss die neue Ära des Völkerbundes einleiten soll, durch den ja jeder künftige Krieg, jede Auseinandersetzung über Streitfragen unter den Völkern mit Waffengewalt ausgeschlossen sein soll. Einstweilen sehen viele noch mit recht skeptischen Augen diesen kommenden Bund der Nationen an, vor allem, wenn von vornherein dabei das engere Bündnis zwischen Frankreich und den angelsächsischen Mächten, das durch den Krieg geschmiedet worden ist, selbstverständliche Voraussetzung ist und Deutschland auf zwei Generationen hinaus den Herren dieses Völkerbundes dienstpflichtig gemacht wird. Da wird geradezu in diesem nach dem Strafrecht behandelten Volk der Gedanke der Vergeltung, der Gedanke der Wiedererhebung im Keime gepflanzt, und für diese auf lange Fristen angelegten Gedanken bedeutet allerdings die Wegnahme Elsass-Lothringens erst recht einen schweren Schlag. Denn diese Provinzen sind nun einmal die Eingangspforten nach Deutschland, auf deren Besitz es schon Richelieu abgesehen, „mit Strassburg ist Deutschland das Knie auf die Brust gesetzt", so dass der ganze Süden und der linksrheinische Norden Deutschlands ganz anders in Macht und Einflusssphäre Frankreichs gerückt sind und das auf die Erhaltung der Reichseinheit gerichtete nationale Lebensinteresse empfindlich gestört ist. „Elsass-Lothringen ist wirklich Deutschlands Schild und das Symbol seiner Einheit." Sind die Deutschen gegenwärtig auch dabei, eine völlige Umwertung ihres bisherigen militärischpolitischen Denkens vorzunehmen, die alten Fragestellungen und Gesichtspunkte werden doch in der Zukunft immer wiederkehren, und da ist die Stellung der Franzosen an der Mosel und am Rhein, mit der sie die Zugänge nach dem Innern Deutschlands beherrschen, die stärkstenBollwerke für eine Offensive nach Deutschland in der Hand haben, für deutsches Empfinden allerdings schier unerträglich. Man fügt sich in das Unvermeidliche, man kapituliert vor den stärkeren Gewalten, die gegen Deutschland entschieden, aber es bleibt seinem Volke bei dem, was ihm da zu schlucken gegeben wird, ein derart bitterer Nachgeschmack, dass man an die Bereitung der Welt für den Dauerfrieden schwer glauben kann. Aber sei dem, wie ihm wolle, die Abtretung Elsass-Lothringens wiegt aus idealen, ethischen, materiellen und militärpolitischen Gründen für das subjektive Empfinden der Deutschen so schwer, dass man dort, wo man ihnen jetzt die Friedensbedingungen diktiert, nicht mehr weiter zu suchen brauchte nach Objekten der Wiedergutmachung des durch deutschen Kriegswillen etwa Verschuldeten; das einzige Elsass-Lothringen ist für Deutschland ein Preis, eine Kriegskostenentschädigung, neben der alles andere, was ihm sonst auferlegt werden kann, an Wert und Bedeutung verschwinden muss. Elsass-Lothringen ist für das Reich ein Stück, das durch nichts aufgewogen werden kann, und in dieser Hinsicht ist allerdings die Wiederabtretung des Reichslandes das sprechendste Symbol für die Tatsache, dass die Deutschen als geschlagenes Volk aus dem Weltkrieg hervorgehen.

Bolschewismus und Seelenkunde.

Von Dr. ALFRED ADLER, Wien.

Die Mittel der Macht sind uns Deutschen entrissen. Wir haben der Herrschaft über andere Völker entsagt und sehen ohne Neid und Mißgunst, wie die Czechen, die Südslaven, die Ungarn, die Polen, die Ruthenen in ihrer Kraft erstarken und zu einem neuen, selbständigen Leben erwachen. Verflogen sind im Nu alle Haßgefühle von gestern gegen die Ententegenossen, und wir bringen ihnen brüderliche Gesinnungen dar, auch wenn wir schmerzlich und bedauernd empfinden, daß manche Rauheit des Waffen stillstands, manche Verschärfung der Hungersnot zu vermeiden wäre. Uns Deutsche selbst beseelt und beseligt ein starkes Gefühl der Gemeinschaft, es greift über die Grenzen hinaus und setzt sich fort in ein hoffnungsfreudiges Allmenschheitsempfinden. Noch stören uns alte, mißtrauische Regungen, noch fürchten wir Fremdherrschaft und die Machtgier der versunkenen Gewalten in unserem Lande. Aber wir fühlen uns bereit, um die Zusammengehörigkeit der Menschen zu werben und ihr jedes Opfer zu bringen. Uns Volk drückt nicht die Niederlage. Der Siegeslorbeer, der die Stirne des starken Feldherrn schmückt, weckt nicht unsere Pein. Wir waren lange Jahre die Betörten und sind jetzt wissend geworden. Hinter der Trübsal und hinter dem Elend der Gegenwart blinkt unserem unschuldigen Volke der Stern einer neuen Erkenntnis: n i e w a r e n w i r e l e n d e r a l s a m G i p f e l u n s e r e r M a c h t ! D a s S t r e b e n n a c h H e r r s c h a f t i s t e i n v e r h ä n g n i s v o l l e s B l e n d w e r k u n d v e r g i f t e t d a s Z u s a m m e n l e b e n d e r M e n s c h e n ! W e r d i e G e m e i n s c h a f t w i l l , m u ß d e m S t r e b e n n a c h M a c h t e n t s a g e n !

Wir stehen näher zu dieser Wahrheit als der Sieger. Den jähen Absturz, der anderen droht, haben wir hinter uns. Vor allen anderen Völkern empfangen wir die neue Lehre des Heils, um sie den Menschen zu verkünden: daß die Menschheitsgeschichte mit ihrem Grauen und Jammer bisher nichts anderes war als eine fortlaufende Kette gescheiterten Strebens nach Macht. Ein tiefes Unglück wie das unseres Volkes muß hellsehend machen, sonst verfehlt es seinen einzigen sinnvollen Zweck. Aus seinem qualvollen Erleben gebiert uns das sozialistische Deutschland die tiefste Idee aller Kultur in der endgültigen Verwerfung des Strebens nach Macht, und in der endgültigen Erhebung des Gemeinsinns zur leitenden Idee. Der grausame Spuk des Turmbaus zu Babel hat noch einmal die Menschheit genarrt, nun mahnt das Elend zur Einkehr.

Das Volk war eigentlich immer auf der Spur des Weges zum Gemeinsinn. Jede geistige, jede religiöse Erhebung ging gegen das Streben zur Macht. Immer brach sich die Logik des menschlichen Zusammenlebens Bahn, um immer wieder in der Herrschsucht zu enden. Alle sozialen Gesetzesakte der Vergangenheit, die Lehren Christi, die Tafeln Moses' fielen immer wieder in die Hände machtgieriger Schichten und Gruppen,

die das Heiligste zum Zwecke ihrer Herrschsucht mißbrauchten. Die raffiniertesten Fälscherkunststücke, die abgefeimtesten Finten und Tücken wurden herbeigeholt, um die stets auftauchenden Regungen und Schöpfungen der Gemeinschaftsgefühle überzuleiten in die Bahmen von Machtbestrebungen und um sie so wirkungslos zu machen für das allgemeine Wohl. Die Wahrheiten und Notwendigkeiten, geschöpft aus dem Zwang des menschlichen Zusammenlebens, wurden immer wieder umgebogen in die Unnatürlichkeit der Herrschgier. „Durch Wahrheit zur Lüge!“ dies war der tiefste Sinn der bisherigen Machtkultur, die derzeit vor ihrem entsetzlichen Zusammenbruch steht. So kam es zur verhängnisvollen Ausnützung des Gemeinschaftsgefühls durch das Streben zur Macht.

Wie aber soll man es erklären, daß der Machtkitzel einiger Weniger so bereitwillige Diener und Anhänger fand? Nicht anders als daß auch diesen die Herrschsucht im Blute saß! Daß auch sie aus innerer Überzeugung dort zu finden waren, wo die Macht lockte, auch weil sie erhofften, daß mit der Steigerung der Gewalt ihrer Gebieter auch ihre Erwartungen auf Machtzuwachs steigen konnten. Die Jahre des Kapitalismus mit seiner entfesselten Gier nach Überwältigung des andern haben die Raublust in der menschlichen Seele maßlos angefacht. Kein Wunder, daß unser seelisches Gepräge ganz im Banne des Strebens nach Macht steht. Die Wissenschaft, kurzsichtig und allzuleicht geneigt, die Rechtfertigungen für das Bestehende zu schaffen, erklärte ähnlich wie die Vulgärpsychologie Charakterzüge wie Herrschsucht, Streben nach Macht und Überlegenheit, persönlichen Ehrgeiz und Egoismus als angeborene und unabänderliche Eigenschaften der menschlichen Seele, protegierte sie dadurch und verhinderte ihren Abbau durch das Gemeinschaftsgefühl. Letzteres wurde vielmehr aus einem Zweck in ein Mittel verwandelt und kam in den Dienst des Nationalismus und des Imperialismus, die sich mit List und Tücke bei ihrer Herrschsucht und Machtgier der Wahrheit des Gemeinsinns bedienten.

Nur im Sozialismus blieb der Gemeinsinn als Forderung des ungehinderten menschlichen Zusammenlebens letztes Ziel und Ende. Alle die genialen sozialistischen Utopisten, die Systeme suchten oder fanden, stellten wie alle großen Reformatoren der Menschheit instinktiv die gegenseitige Förderung über den Kampf um die Macht. Und Karl Marx entdeckte im dunkeln Getriebe des Seelenlebens den gemeinsamen Kampf des Proletariats gegen die Klassenherrschaft. Er hob ihn für ewig ins Bewußtsein seiner Träger und zeigte den Weg zur letzten Auswirkung des Gemeinschaftsgefühls. Die Diktatur des Proletariats sollte der Ausdruck der Reife und seiner Stärke sein und sollte hinüberleiten zur allgemeinen Erlösung von den Klassengegensätzen und von ihrem Streben nach Macht.

Für viele scheint nun der Bolschewismus in seinem wichtigsten Punkte, gewaltsame Durchsetzung des Sozialismus, ein selbstverständlicher Gedanke. Wir wollen zugeben: es scheint der einfachste Weg, alles was gut ist und glückverheißend, oder auch nur, was im Sinne einer unaufhaltsamen Entwicklung liegt, mit den Mitteln der Macht zu erschaffen. Wo im Leben der Menschen oder in der Menschheitsgeschichte ist ein solches Vorhaben schon gelungen? Soweit wir sehen, überall weckt die Anwendung selbst

sanfter Gewalt den Gegenwillen, selbst dort, wo sichtlich das Wohl des Niedergezwungenen bezweckt wird. Das patriarchalische System, der aufgeklärte Absolutismus sind solche schreckende Spuren. Selbst seinen Gott vertrug kein Volk ohne Widerspruch. Führt einen Menschen oder ein Volk in den Machtbereich eines andern, – sofort wird sich sein Widerstand regen, offen oder heimlich, und er wird nicht schwinden, bis alle Fesseln fallen. Der siegreiche Kampf des Proletariats gegen den Zwang des Kapitalismus zeigt deutlich diesen Entwicklungsgang, ja die wachsende Macht der Arbeiterorganisation kann bei unvorsichtiger Handhabung ein geringeres oder stärkeres Widerstreben bei unsicheren Naturen auslösen. Wo Machtfragen ins Treffen kommen, stoßen sie, unbekümmert um die Vortrefflichkeit ihrer Absichten und Ziele, auf den Willen zur Macht des einzelnen und wecken den Widerspruch.

Auch dieser Widerspruch bedient sich gerne des Hinweises auf abstrakte Ideale und Forderungen der Gemeinschaft, weil nur diese eine dauernde Resonanz im Massenbewußtsein finden. Unser seelisches Organ antwortet auf äußeren Zwang mit einem Gegenzwang, sucht seine Befriedigung nicht in Belohnungen des Gehorsams und der Fügsamkeit, sondern trachtet seine Machtmittel als die stärkeren zu erweisen. Der Kampf um die Macht hat also eine psychologische Seite, deren Darstellung uns heute als dringliche Pflicht erscheint. Alle Glücksgüter der Welt, Lust und Lohn, sind nicht imstande, der Macht dauernde Stützen zu werben, auch wenn sie Ziele der gemeinschaftlichen Erhebung zu verfolgen scheint. Der Militarismus der Zentralmächte mußte zusammenbrechen, weil er ununterbrochen die von ihm Geknechteten zum Widerstand reizte. Die Dauer der Zeit stritt gegen ihn.

Am schärfsten und deutlichsten hat dieses Widerspiel von Machtbestrebungen bei einzelnen Personen und Gruppen die „Individualpsychologie" verständlich gemacht. Das Denken, Fühlen und Wollen des gegenwärtigen Menschen ist in erster Linie durch sein Streben nach persönlicher Überlegenheit bestimmt, auch dort, wo er glaubt, höheren Idealen zu dienen. Gegen sein Verlangen nach Macht, das aus dem Schwächegefühl der Kindheit emporwächst, um dieses Schwächegefühl erträglicher zu machen, streitet die Erfahrung von der überragenden Notwendigkeit der Gemeinschaftsbestrebungen. Der gegenwärtige Stand unserer Kultur und unserer Einsicht erlaubt noch dem Machtprinzip, sich heimlich unter Ausnützung der Gemeinschaftsgefühle durchzusetzen. Ein offener, geradliniger Einbruch der Gewalt ist unbeliebt und derzeit schon unsicher. Oft geschieht die Vergewaltigung unter Berufung auf Recht, auf Sitte, auf Freiheit, auf das Wohl des Unterdrückten, im Namen der Kultur. Die Resultate enttäuschen beide Teile. Es quillt kein Segen aus dem Gebrauch der Macht. Im Völkerleben schafft die Machtpolitik dem Mächtigen Anhänger, die eigentlich seine Gegner sind, die nur der Machtrausch anlockt. Und er findet Gegner, die seine Anhänger wären, wenn sie nicht dem automatischen Widerspruch verfallen wären. Der von der Macht Ausgeschlossene aber lauert auf die Revolte und ist jedem Argument zugänglich.

In die Elternliebe schleicht sich das Gift der Herrschsucht und sucht im Namen der Autorität und der Kindespflicht den Schein der Überlegenheit und Unfehlbarkeit festzuhalten. Da wird es zur Aufgabe der Kinder, über ihre Erzieher hinauszuwachsen, mit

ihnen fertig zu werden. Nicht anders beim Lehrer. Auch die Liebe iſt voll von dieſen Tücken und fordert vom Partner zu weit gehende Ergebung. Das Machtbegehren des Mannes fordert mit Berufung auf „die natürliche Beſtimmung" die Unterwerfung der Frau; als Ergebnis zeigt ſich wenig erfreulich die Zerſtörung aller unbefangenen Beziehung und Lahmlegung wertvoller Kräfte. Die lieblichen Spiele der Kinder zeigen dem Seelenkenner ein einheitliches Syſtem von Befriedigungen der Herrſchſucht. Nervenärzte haben im Kriege namens der Wiſſenſchaft Nervöſe gefoltert und getötet.

Dieſelbe moderne Seelenkunde hat uns aber auch gezeigt, daß die Züge von Herrſchſucht, Ehrgeiz und Machtbeſtreben über den andern ſamt ihrer Fülle von häßlichen Begleiterſcheinungen nicht angeboren und unabänderlich ſind. Sie werden vielmehr dem Kinde frühzeitig eingeimpft, das Kind empfängt ſie willenlos aus einer Atmoſphäre, die vom Machtkitzel getränkt ist. In unſerem Blute liegt noch die Sehnſucht nach dem Machtrauſch, und unſere Seelen ſind Spielbälle der Herrſchſucht. Eins kann uns retten: *das Mißtrauen gegen jede Vormacht.* Unſere Stärke liegt in der Überzeugung, in der organiſierenden Kraft, in der Weltanſchauung, nicht in der Gewalt der Waffen und nicht in Ausnahmegeſetzen. Mit ſolchen Mitteln haben auch ſchon andere, ſtarke Kräfte vergeblich um ihren Beſtand gekämpft.

Die Herrſchaft der Bolſchewiki iſt wie die aller bisherigen Regierungen auf den Beſitz der Macht gegründet. Damit iſt ihr Schickſal geſprochen. Wir wiſſen, daß dieſe Partei wie die ihr Gleichgeſinnten Ziele verfolgt, die auch die unſeren ſind. Aber der Machtrauſch hat ſie verlockt. Nun kommt automatiſch in den unvorbereiteten Seelen der Menſchheit jener furchtbare Mechanismus in Bewegung, wo Vorſtöße mit Gegenſtößen der andern Seite beantwortet werden, unbekümmert um das Ziel der Gemeinſchaft, nur weil der beiderſeitige Wille zur Macht bedrängt wird. Gründe, die billig wie Brombeeren ſind, dienen zur Rechtfertigung von Aktion und Reaktion. Schön wird häßlich, häßlich wird ſchön! Gewiß, die Lügen über den Bolſchewismus ſind unerhört. Aber nicht einmal ſie kann er abwehren, weil ſie immer wieder aufs neue im Kampf um die Macht erzeugt werden. Ganz Rußland ist zerfallen. Schon ſchicken ſich andere an, unter einer Flut von Sittenſprüchen ihren Kampf gegen den Bolſchewismus zu einer Eroberung und Unterwerfung Europas auszudehnen. Die Bolſchewiken müſſen mit neuen Verſtärkungen ihrer Machtpoſitionen antworten. Wer noch nicht dem Machtrauſch erlegen iſt, halte ſich an die Frage, ob je auf dieſem Wege die Einigung der Menſchheit, die Stärkung des Gemeinſchaftsgefühls zu erwarten iſt.

Wir ſehen ehemalige Freunde, alte, wackere Weggenoſſen in ſchwindliger Höhe. Verführt vom Machttrieb, wecken ſie allenthalben das Verlangen nach Gewalt. Hier gibt es keinen Abbau, nur weitere Steigerungen, wie immer, wenn die Macht das entſcheidende Wort ſprechen ſoll. Wenn es Mittel gibt, ſie zurückzurufen, dann kann es nur die Erinnerung ſein an das Wunder der Gemeinſchaftsgefühle, das wir zu wirken haben, das nie durch Anwendung der Macht gelingt.

Für uns andere aber ergeben ſich Weg und Taktik aus unſerem oberſten Ziel: der Pflege und Verſtärkung der Gemeinſchaftsgefühle.

Offener Brief an Prof. J. Nicolai.

Von Prof. LUJO BRENTANO.

Wir werden um Aufnahme des nachfolgenden Briefes ersucht:

„Sehr geehrter Herr,

Ich bin immer ein „Europäer“ gewesen, habe schon vor Ausbruch des Kriegs und auch während desselben den Gedanken der Völkerannäherung vertreten und stets gegen deutsche Annexionen, im Falle Deutschland siegreich sein sollte, protestiert. Auch habe ich mein Vaterland nie als mit einem bestimmten Landstrich verbunden erachtet, auch wenn mein Herz lacht, so oft ich den Boden meiner Heimat wieder betrete, und mir von Berg und Fluss, aus Strassen und lauschigen Gärten und Wäldern liebe Erinnerungen entgegenstrahlen. Ich habe mein Vaterland stets im Umgang mit denen gesehen, die wie ich denken und streben, von gleichen Idealen und Zielen wie ich beseelt sind, und mit deren Fühlen und Denken ich mich eins fühle. Und solche mir lieben Menschen habe ich fast in jedem der seit vier Jahren mit Deutschland im Kriege befindlichen Länder besessen. Ich wäre somit, wenn irgend einer, berufen, Ihren Aufruf an die Europäer zu unterschreiben. Trotzdem bin ich dazu nicht imstand. Es hindert mich nicht bloss die Tatsache, dass der mir vorgelegte Aufruf völlig veraltet ist. Er sagt: „Der heute tobende Kampf wird kaum einen Sieger, sondern wahrscheinlich nur Besiegte zurücklassen.“ Deutschland aber ist nicht nur besiegt, sondern hat sich auch als Besiegter bekannt. Ihr Satz, der vor einem Jahre noch hätte geschrieben werden können, würde heute unseren Feinden ein Hohngelächter entlocken. Er geht ferner davon aus, dass der deutsche Militarismus noch eine lebendige Kraft sei, während er von dem triumphierenden Volke zerschmettert am Boden liegt. Er schlägt überhaupt offene Türen ein, da das zur Freiheit erwachte deutsche Volk gar nichts anderes denkt und will, als mit den übrigen Völkern in friedlichem Bunde leben.

Ausserdem enthält der Aufruf auch Angaben, die, wenn sie nicht eingeschränkt, sondern auf Deutschland bezogen werden, direkt unrichtig sind. So heisst es in dem Aufrufe, dass diejenigen, welche besonders berufen gewesen wären, für Aufrechthaltung der Einheit der Weltkultur einzutreten, die Wissenschaftler und Künstler, „bis jetzt fast ausschliesslich Dinge gesagt hätten, die vermuten liessen, als ob mit der Unterbrechung der tatsächlichen Beziehungen auch selbst der Wunsch zu deren Fortsetzung geschwunden sei“, — und da Nr. 1 der neuen Zeitschrift „Das werdende Europa“ ausschliesslich die von Deutschen begangenen Sünden behandelt, muss der Leser denken, dass auch diese Anklage sich gegen die deutsche Wissenschaft richte. Was immer aber einzelne deutsche Wissenschaftler gesündigt haben mögen, es sind nicht die deutschen Akademien der Wissenschaften gewesen, die hier ein Vorwurf trifft. Die französische Akademie, die Royal Society und die Accademia dei Lincei haben ihre deutschen Mitglieder ausgeschlossen, und als bei den deutschen Akademien der Antrag gestellt wurde, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sind es gerade die deutschen Akademien gewesen, die dies abgelehnt haben, weil die Erforschung der Wahrheit mit Völkerstreit nichts zu tun habe.

Auch in den für jeden Deutschen sehr schmerzlichen Darlegungen in dem Aufsatze des Professors Nicolai: „Warum ich aus Deutschland ging“, befinden sich Dinge berichtet, die gewiss nicht entschuldbarer sind, weil sie ganz ebenso von unseren Feinden begangen worden sind. Aber es würde „dem werdenden Europa“ gewiss dienlicher sein, wenn in dem Augenblicke, da Deutschland so tief darniederliegt, dass man fast an seinem Wiederaufleben verzweifeln möchte, nicht die unwahre Behauptung aufgestellt würde, beim Untergang der „Lusitania“ sei „schadenfroher, uneingeschränkter Jubel durch Deutschland hingebraust“.

Ich habe Rechtfertigungen der Torpedierung der „Lusitania“ gelesen, weil diese Munition enthielt, welche gegen Deutschland verwendet werden sollte, aber dabei grosses Bedauern, dass diese Tatsache uns in die Notwendigkeit versetzt habe, gegen das Schiff vorzugehen, das den Tod für Zehntausende von Deutschen barg. Im Augenblick, wo Deutschlands Feinde diesem grausamere Bedingungen auferlegen, als je der Wahnsinn der Alldeutschen seinen Feinden hat auferlegen wollen, ja sogar den Plan hegen, das älteste und vorgeschrittenste deutsche Kulturland, die Rheinlande, durch afrikanische Neger besetzen zu lassen, wäre es meines Ermessens am Platz, im Namen des „Werdenden Europa“ dagegen Protest zu erheben. Geschieht das nicht, gelangt eine solche, gelangen andere, ähnliche Bedingungen zur Ausführung, so wird Europa in Ihrem Sinne nie zur Wirklichkeit werden. Und was müsste Ihnen, dem Professor der Physiologie, der mit Recht über den unbeschränkten U-bootkrieg sich ereifert, näher liegen müssen, als flammenden Protest zu erheben gegen die, diesem vorangegangene, von England gegen das deutsche Volk durchgeführte Hungerblockade? Er lese doch, was das Mitglied der Reichsleitung, Philipp Scheidemann, über deren Wirkungen einem Vertreter der „Continental Times“ erklärt hat:

„Noch nie ist ein Krieg grausamer, und noch nie im Rahmen eines Kriegs der Kampf gegen Leben und Gedeihen eines Volkes so unbarmherzig und nachhaltig geführt worden wie der Hungerkrieg gegen unsere Frauen und Kinder in der Heimat. Die Verlustziffern sind selbst im Vergleich zu den blutigen Verlusten aller Völker unheilvoll. Was aber auf die Dauer an Gesundheit und Lebenskraft geschwächt wurde, ist kaum abzuschätzen. Was der Krieg und seine Folgen für unsere Zukunft bedeuten, das können Sie am besten aus den Beobachtungen ersehen, die bei unsern Müttern und Säuglingen gemacht wurden. Siebzig Prozent unserer Schwangeren und Gebärenden sind unterernährt und kommen so ausgehungert in die Klinik, dass kein Essensrest vor ihnen sicher ist. Unterernährung und Blutarmut haben einen solchen Umfang angenommen, dass die jüngste Grippenseuche nahezu zwanzig Prozent aller Schwangeren und Wöchnerinnen hinweggerafft hat. Die Kinder können von den Müttern nicht gestillt und mit dem Viertelliter Milch auch nicht mit der Flasche ernährt werden, so dass wir jetzt eine Sterblichkeit von mindestens dreissig Prozent bei den ehelichen und fünfzig Prozent bei den unehelichen Kindern haben.“

Solange wir Deutsche nicht Aussicht haben, in dem „Werdenden Europa“ mit gleichem Mass wie die übrigen Völker gemessen zu werden, werden auch gute „Europäer“ wie ich einer bin, Scheu tragen, eine Zustimmungserklärung, wie die von mir erbetene, zu unterschreiben.

München, Mandlstrasse 5, 20. November 1918.

L. Brentano.

Die politische und soziale Krisis der Gegenwart.

Von FR. PAMPFER.

Mit vollem Recht hat man zur Charakterisierung der heutigen Zustände das Wort von der zwischenstaatlichen und sozialen Anarchie geprägt. Ein blindes Gegeneinanderstreben feindlicher Kräfte, ein sinnloses Walten der an und für sich hochorganisierten kulturellen Machtfaktoren, kennzeichnet den gegenwärtigen Zustand. Die einzelnen Machtkomplexe als solche, der Staat, die wirtschaftlichen und kulturellen Organisationen, haben zwar eine hohe Stufe innerer Entfaltung erreicht, aber darum gestaltet sich ihr Zusammenprallen, ihre Reibungen umso katastrophaler. Es ist eine Zeit furchtbarer Geburtswehen. Die Menschheit als politischer, wirtschaftlicher und kultureller Organismus soll geboren werden. Vorbei ist die Zeit, da jede Kollektivität ein für sich gesondertes Dasein führte, wo man in idyllischer Behaglichkeit zuschauen konnte, was sich sonst auf dem Erdball vollzog. Alles wird nunmehr in den Strudel des Zerstörtwerdens und Neuentstehens hineingezogen.

Dieses weltgeschichtliche Chaos, dieses Bersten und Einstürzen alter, ehrwürdiger Einrichtungen, dieses bald zaghafte, bald dreiste Sich-Hervorwagen des Neuen, findet sein lebendiges Spiegelbild im Inneren des modernen Menschen. Gilt die Selbstsicherheit und Selbstfertigkeit des Urteils nicht als ein Symptom jugendlicher Unreife? Wenn es irgendein Merkmal der Lebenserfahrung gibt, so besteht dies doch unzweifelhaft in der vorsichtigen Zurückhaltung und Bedingtheit des Urteils.

Welche Geschmacksverwandlungen haben wir nicht auf dem Gebiete der Kunst erlebt? Wie sehr hat sich nicht die Auffassung über die Bestimmung der Frau geändert? Was ist Wahrheit?, könnte die gegenwärtige Zeit fragen. Ist nicht die Möglichkeit vorhanden, dass auch das scheinbar Unsinnigste, das gänzlich Paradoxe, einst Anerkennung erlangen und zum Glaubensbekenntnis erhoben werden wird? Welchen selbständig denkenden Menschen haben nicht schon die Wellen des Zweifels ruhelos hin- und hergeworfen, wenn bei ihm alles, was den Alltagsköpfen selbstverständlich erschien, ins Wanken geriet, der Wert der Religion, die Berechtigung der Ehe, die Allgemeingültigkeit der Moral, die Frage der Demokratie und der Republik, die materialistische Weltanschauung usw. Wo ist ein fester Ruhepunkt zu finden in diesem Wirbeltanz der Anschauungen?

Über jede schwerwiegende Frage, über jedes philosophische Dilemma lassen sich mit Leichtigkeit widersprechende Urteile hervorragender Geister zusammenstellen. Autoritäres oder Antiautoritäres Prinzip, Individualismus oder Sozialismus, Aufklärung oder Mystik, Verstand oder Gemüt, Materialismus oder Idealismus, wie unversöhnliche Streiter stehen alle diese Prinzipien einander gegenüber und ein jedes derselben hat wackere und anerkennenswerte Vorkämpfer aufzuweisen.

Ist es da ein Wunder, dass manch einer des Streites müde wird und das Gefühl hat, von Irrtümern und Trugideen hin und hergehetzt zu werden?

Doch die Entwicklung geht einen anderen Weg. Mögen die Parteien mit scharf zugespitzten Schlagworten einander unversöhnlich gegenüberstehen, langsam vollzieht sich die Umwälzung des realen Untergrundes der Ideen, der tatsächlichen Verhältnisse, bis eine neue Begriffsprägung erforderlich ist, die die alten Gegensätze illusorisch macht. Wie unversöhnlich standen noch vor einigen Jahrhunderten Katholizismus und Protestantismus einander gegenüber, schienen sie nicht der damaligen Zeit bestimmt zu ewigem Kampfe, der nur mit dem Sieg des einen Teils endigen könnte?

Wie sehr ereiferte man sich vor längerer Zeit über den Sturz der Tyrannen? Schien nicht der Fortschritt der Menschheit unverweigerlich durch eine breite Lache von Fürstenblut zu führen?

Die Dinge sind ganz anders gekommen, die Schwärmer für Republik und Demokratie sind heute ernüchtert. Nur wenige glauben mehr, dass es nur der Einführung dieser Einrichtungen bedürfe, um eine Epoche des Völkerglücks heraufzubeschwören. Und scheinen nicht auch die Gegensätze Kapitalismus und Sozialismus auf eine ähnliche Weise praktisch überwunden zu werden?

Einrichtungen, Systeme, gesellschaftliche Gebilde, Ideen und Dogmen wechseln unablässig. Was aber bleibt, ist die Menschheit mit ihren Übeln und Leiden und das Individuum mit seinen Konflikten.

Wie oft zeigt sich nicht in der Geschichte das Trugbild naher Befreiung und kommenden Völkerglückes? Wie bald ist nicht das Phantom zerronnen und vielleicht dem alten nur noch neues Elend hinzugefügt? In wie vielen Hoffnungen hat sich nicht schon der einzelne gewiegt, der unter dem Widersinn der allgemeinen Zustände litt, wie oft sah er nicht den Weg vor Augen, der aus dieser Welt der gegenseitigen Knechtung und Vergewaltigung, des Taumels und des Wahns hinauszuführen schien in eine sonnige und glückliche Zukunft? Wie lang und umfangreich ist nicht das Register aller Pläne und Projekte, die der Menschheit wohlgeordnete und gesunde Verhältnisse, und dem einzelnen Zufriedenheit mit seinem Dasein bringen sollten?

Zwei Hauptwege sind es, welche die grosse Schar derjenigen einzuschlagen pflegt, die nach Befreiung des Menschen aus seinem Elend trachtet. Die erste Richtung sucht eine Umgestaltung der äusseren Verhältnisse herbeizuführen, wie republikanische Staatsform, Demokratie, Sozialismus oder Abschaffung des Staates. Die zweite wendet sich dagegen an den inneren Menschen, sie verlangt von dem Einzelnen, dass er sich erst in seinem ganzen Lebensverhalten ändern solle, dann würde sich entweder ein Zustand gesellschaftlicher Harmonie von selbst ergeben oder das Individuum würde wenigstens für sich selber den Zustand der Konfliktlosigkeit erreichen.

Diese beiden verschiedenen Anschauungsweisen kehren bei allen sozialen Reorganisationsprojekten in den verschiedensten Mischungsverhältnissen wieder.

Auch bei denjenigen, die mehr als andere unter den heutigen Verhältnissen zu leiden haben, ringt sich immer mehr die Erkenntnis durch, dass das Leiden keineswegs ein Problem sei, welches nur den Enterbten der Gesellschaft gestellt ist, sondern dass es sich hier um eine uralte Menschheitsfrage handelt, die schon auftauchte, als der Mensch begann, sein Dasein mit klarem Bewusstsein zu überblicken und zu gestalten.

Diese Erkenntnis hat etwas Verbindendes und alle Gegensätze Überbrückendes. Noch immer waltet der Wahn, die sozialen Leiden, da sie von

einer Kollektivität der anderen zugefügt werden, seien nur durch den Gegenkampf derselben zu beseit gen. Gewiss, irgend ein Ende wird auch auf diesem Wege erreicht, entweder ein Gleichgewicht der Kräfte oder beiderseitige Ermattung. Aber das eigentliche Problem wird doch in keiner Weise gelöst. Die heutige Gesellschaft gleicht einer Menschengruppe, die sich in einem dunklen, geschlossenen Raume befindet; jeder sucht sich blindlings Luft und Raum zu schaffen, obwohl Platz genug da wäre. Zahllose Kämpfe und neue Kräfteverschiebungen finden statt.

Jetzt bleiben zwei Möglichkeiten: entweder wird zum Schluss rein zufälligerweise ein Gleichgewichtszustand erreicht werden, bei dem aber die Gefahr besteht, dass er wieder aufs neue gestört wird, oder es dringt Licht in diesen Raum und man ordnet die Verhältnisse zu einander planmässig und bewusst.

Die Endursache aller Missstände und Konflikte ist in der mangelhaften gesellschaftlichen Organisation zu suchen und in dem entsprechenden Lebensverhalten ihrer Einzelindividuen.

Zwischen der Erkenntnis der Übelstände der Gesellschaft und der Erkenntnis der körperlichen Leiden des einzelnen, den Krankheiten und deren Bekämpfung lassen sich mancherlei Parallelen ziehen. Die Frage, ob jemand krank oder gesund sei, hat sich von alters her sehr schnell erledigen lassen, war doch das persönliche Empfinden der sicherste Massstab, ganz abgesehen von den äusserlichen Symptomen des Zustandes. Was als ein gesellschaftliches Übel zu betrachten ist, darüber war man sich schon vor langer Zeit im Klaren. Krieg, Seuchen und Hungersnot haben von jeher als Plagen der Menschheit gegolten.

Ebenso wie aber die Medizin ohne vorherige Kenntnis vom Bau und den Funktionen des menschlichen Körpers, vom Wesen und dem Zustandekommen der Krankheiten, an Hand des Zufalls oder geleitet von phantastischen Hypothesen, nach Mitteln zur Heilung suchte, ebenso auch alle diejenigen Bestrebungen, die nach einer generellen Erlösung der Menschen strebten. Ursprünglich war der Gegensatz zwischen der individuellen und der sozialen Medizin kein allzu grosser. Hielten es doch alle bedeutenden Religionsstifter und Volkserlöser auch für ihre Aufgabe, den einzelnen von seiner Krankheit zu befreien.

Es ist Tatsache, dass sich die zivilisierte Menschheit in einer Krisis befindet, wie sie sie selten erlebt hat, einer Krisis, die sich nicht einzig und allein im Weltkriege äussert, sondern die seit einigen Menschenaltern einsetzte und auf allen Gebieten revolutionierend wirkte, überall das Bestehende unhaltbar machte und das Verlangen nach etwas Neuem, Zeitentsprechendem aufkommen liess. Alle gesellschaftlichen Einrichtungen, alle Lebenswerte sind heute mit einem Fragezeichen versehen. Nichts liegt deutlicher vor Augen, als dass sich alles, sowohl die Gesellschaft mit ihren Einrichtungen, als auch der einzelne in seinem persönlichen Dasein in einem Zustande befindet, der überwunden werden muss. Versuchen wir, uns genauer über diesen Zustand klar zu werden, versuchen wir, uns die einzelnen Details desselben vor Augen zu halten. Wir gelangen dann zur Konstatierung folgender, bei weitem nicht erschöpfend aufgezählter sozialer Krankheitserscheinungen:

Ökonomische: Verarmung grosser Volksmassen, Unterernährung, Wohnungselend, Degeneration infolge übermässiger Anspannung der Arbeitskraft,

Frauen- und Kinderausbeutung, Lebensmittelwucher, progressive Kapitalskonzentration, Wirtschaftskrisen, Arbeitslosigkeit usw.

Politische: Krieg und Kriegsgefahr, Wettrüsten, Schürung des Nationalhasses, Knechtung des einzelnen durch den Militarismus, Klassenjustiz, Bureaukratismus und Autoritatismus, staatliche Korruption, usw.

Geneonomische:*) Familienelend, mangelhafte Kindererziehung, Prostitution, unnatürliche Zuchtwahl, d. h. blinde, instinktive Fortpflanzung tiefstehender Menschen, dagegen Einstellung der Fortpflanzung bei hochstehenden und wertvollen Menschen usw.

Soziale: Verschärfung der Klassengegensätze, Herrenmoral und Klassenhass, Verachtung und Unterdrückung des wirtschaftlich Schwächeren durch den wirtschaftlich Stärkeren, Standesdünkel und Kastenwesen, — Bemessung des Wertes einer Person nicht nach ihrem Können, sondern nach ihrer sozialen Stellung und ihrem Vermögen usw.

Kulturelle: Künstliche Erhaltung rückständiger Denkweisen — z.B. der religiösen —, Herrschaft des Geldes in kulturellen Fragen.

So wenig wie ein kranker biologischer Organismus denkbar wäre, der nicht aus kranken Zellen bestünde, so wenig lässt sich ein mit Übeln aller Art behafteter Gesellschaftskörper vorstellen, dessen Individuum den Zustand der Euphorie, d. h. des objektiven und subjektiven Wohlbefindens erreicht hätte.

Gesellschaft und Individuum bedingen sich gegenseitig. Aus harmonisch entwickelten, assoziierenden Persönlichkeiten lässt sich eine wohlgeordnete Gesellschaft aufbauen und eine vollkommene Gesellschaft bedarf zur ungestörten Abwicklung ihrer Lebensfunktionen entsprechend disponierter Einzelpersonen. Im direkten Gegensatz hierzu befindet sich der heutige Zustand, der eine Kette soziologischer und psychologischer Konflikte darstellt. Wenn wir die Geistesverfassung des gegenwärtigen Durchschnittsmenschen untersuchen, so können wir folgende Ursachen dieser Konflikte konstatieren.

Das Sich-Abfinden mit den vorhandenen Verhältnissen, auch wenn dieselben noch so erbärmlich sind. Das rücksichtslose Verfolgen des persönlichen Vorteils, ohne Bedenken, ob dadurch ein gesellschaftlicher Übelstand hervorgerufen werde. (Sturm auf die Lebensmittel und Hamsterei während des Krieges.) Überhaupt jene falsch verstandene Durchsetzung des Individuums, die sich bei niederen Naturen — und dazu sind leider die meisten Menschen zu rechnen — in möglichst antisozialem Verhalten äussert. Die Anwendung unlauterer Mittel durch das Individuum, um zur Geltung zu kommen, z.B. Herabsetzung und persönliche Verdächtigung des Gegners, bewusste Entstellung seiner Ansichten, kurz alle Methoden der „eristischen Dialektik“, der Mangel an Objektivität. Die Gewohnheit, bestimmte Grundsätze und Anschauungen als Deckmantel moralischer Blössen zu benutzen. Das Vorgeben gewisser Ansichten, um vor seiner Kollektivität angesehen zu werden, z.B. Patriotismus in patriotischen, Frömmigkeit in religiösen und Radikalismus in radikalen Kreisen. Der Mangel an Ehrlichkeit gegen sich selbst.

Das verhältnismässig geringe Wissens- und Bildungsbedürfnis. Der unentwickelte Zustand, in welchem sich das Interesse für Fragen allgemeiner Natur befindet. Die Unfähigkeit, abstrakten Gedankengängen zu folgen.

---

* Unter Geneomie hat man nach Müller-Lyer alle Gesellschaftsformen auf sexueller Grundlage zu verstehen, z. B.: Gens, Phratrie, Familie.

Flatterhaftigkeit, geringer Lebensernst, sowie ausschliessliches Interesse für den Beruf.

Unterwürfigkeit und Liebedienerei gegenüber gesellschaftlich mächtigen Personen auf der einen, Hochmut und Brutalität nach unten auf der anderen Seite. Moralisches Pharisäertum. Unfähigkeit, sich in die Lage anderer zu versetzen.

Der Konservativismus der Fähigkeiten, die mangelnde Vielseitigkeit des Menschen bildet ein grosses Hindernis einer höher entwickelten sozialen Organisation. Der Hunger und die Antreiberei des Unternehmers sind für einen beträchtlichen Teil der Menschen der einzige Anreiz zur Arbeit. Die Lust, aus freier Initiative zu schaffen, geht für viele verloren.

Die Verkümmerung und Verachtung des Gemütslebens. Der Einfluss niederer Affekte auf die Handlungsweise. Der schädliche Einfluss des Militarismus, der Hetzpresse und der Schundliteratur.

Die Willensschwäche als typisches Merkmal der heutigen Zeit. Beförderung der Unentschlossenheit durch das Eindringen allzuvieler Ansichten und Bestrebungen auf eine Person. Die Verworrenheit der heutigen Verhältnisse. Ohnmacht des Individuums gegenüber der Staatsgewalt.

Alles das, was sich uns vom soziologischen Standpunkte aus als „gesellschaftliche Anarchie" darstellt, die Gesamtheit aller zuerst angeführten Missstände, bietet sich uns vom psychologischen Standpunkte aus als ein Geisteskomplex dar, den man die privatökonomische Lebensauffassung nennen könnte. Nach dieser nimmt der Mensch alle bestehenden Verhältnisse als etwas Gegebenes hin. Sein Leben ordnet er, als blieben die Dinge stets die gleichen. Er bereitet sich eingehend vor, um diejenige Existenzgrundlage zu gewinnen, die der öffentlichen Meinung als besonders erstrebenswert gilt; nämlich eine sichere Lebensstellung, ein gutes Einkommen und eine garantierte Existenz. So entfaltet sich ein reges Leben auf der Oberfläche des Gesellschaftskörpers, ähnlich wie auf einem Vulkan nach der Eruption. Viele bauen sich auf diesem gefährlichen Untergrunde ihre Wohnstätten, richten sich häuslich ein, bis eine neue Katastrophe sie verschlingt.

In dieser Weise wurde die heutige Gesellschaft vom Weltkrieg überrascht.

Verfehlt wäre es aber, zu glauben, die Lehre sei eindringlich genug, um als Ansporn zur Umgestaltung der Gesellschaft zu dienen. Der Mensch ist nun einmal ein Anpassungstier. So wie er sich mit den Lebensverhältnissen im Schützengraben abfindet und sogar dort dem Dasein Lichtseiten abgewinnen kann, so wird er auch nach Beendigung des Krieges sein altes Tempo weiterleben.

Diese privatökonomische Denkweise ist es, die ein Bleigewicht aller revolutionären und fortschrittlichen Bewegungen darstellt.

Die Frage: „Wie werde ich es im Leben zu etwas bringen?" beherrscht das Dasein der Meisten und lässt sie zur Erreichung dieses Zieles keinerlei Mittel scheuen. Alle Richtungen, die vom Einzelnen verlangen, er solle seine Kräfte auf die Erreichung eines langfristigen Zieles einstellen, das vielleicht erst kommende Generationen erreichen werden, alle Bestrebungen, die nicht mit jenem privatökonomischen Geist rechnen, der immer nur den nächstliegenden, persönlichen Vorteil im Auge hat, scheitern entweder oder sie fallen dem Entartungsprozess anheim.

Die meisten proletarischen Bewegungen beginnen mit einem glühenden Idealismus, stecken sich die höchsten und schönsten Ziele und versanden

schliesslich im Reformismus und Opportunismus. Das eigentliche bestimmende Moment im Dasein des heutigen Menschen ist nichts anderes als eben diese privatökonomische Lebensauffassung. Sie erhält und fördert den Zustand des sozialen Parasitismus, sie erzeugt zwischenstaatliche Konflikte und verhindert die Annäherung und Verständigung der Völker. Sie verhindert ein innerpolitisches Leben, eine gesunde, fortschrittliche Entwicklung. Sie erzeugt eine allgemein-geistige Verarmung des heutigen Menschen, sie schafft jene Welt von Philistern, die unserer Zeit die trostlose Öde verleihen. Diejenigen Erscheinungen, die man mit den Schlagworten Kapitalismus, Imperialismus und Militarismus bezeichnet, sind ihre bedeutsamsten Folgen. Diese Lebensauffassung ist den Heutigen so in Fleisch und Blut übergegangen, dass derjenige als ein verschrobener Kopf gilt, der ihr nicht huldigt.

Auch diejenigen, die nach anderen Lebenswerten suchen, sind meist noch im hohen Grade von ihr angesteckt.

Diese Erkenntnis ist im Grunde genommen nicht neu. Seit Beginn der Zivilisation, wo die privatökonomische Auffassung über den kollektivistisch-genossenschaftlichen Geist der verwandtschaftlichen Phase den Sieg davontrug, hat man versucht, den schädlichen Folgen desselben durch Moralpredigten, religiöse Dogmen und philosophische Lehren zu begegnen. Schliesslich sagte man sich, es seien die äusseren Verhältnisse, welche das Denken der Menschen bestimmen. Erst müssen diese umgestaltet werden, dann wird sich auch die Verhaltungsweise der Menschen zu einander ändern. Dieses war auch das Leitmotiv der sozialistischen Arbeiterbewegung. Es hat sich aber stets gezeigt, dass man bald an gewisse Grenzen gelangte. Welche Schwierigkeit bereitet es nicht schon, die Arbeiter zur kollektiven Wahrnehmung ihrer Berufsinteressen zu bewegen, wie dies in den Gewerkschaften geschieht? Ganz zu schweigen von den Versuchen, den Klassenkampf zur leitenden Idee im Leben des Proletariers zu machen oder in Produktivgenossenschaften oder sozialistischen Kolonien den Sozialismus zu antizipieren.

Die Übelstände der Gesellschaft lassen sich niemals durch Umsturzmassnahmen beseitigen, weil sie durch die übliche privatökonomische Lebensauffassung bedingt sind.

Verändert man die gesellschaftlichen Verhältnisse, so wirkt bald diese Lebensauffassung als Hemmnis und es sind Rückschläge zu gewärtigen. Schreiten vereinzelte Personen voraus, vollziehen sie eine Umwertung ihrer Lebenswerte, so fühlen sie sich bald isoliert. Die Ergebnisse ihres Schaffens mögen im Laufe der Zeit bei den Massen Anklang finden, aber von einer gänzlichen Umgestaltung der Lebensauffassung ist man noch weit entfernt. Wird aber die soziale Gesamtlage dieser Neuerung angepasst, wird eine Neuorientierung in den Köpfen vollzogen, so ist die Krise überwunden und die Bahn steht frei zur ruhigen, steten Weiterentwicklung.



Die Lebensweisheit Rabbindranath Tagores.

Von Prof. S. FEILBOGEN.

Aus schweren Kämpfen kehren die europäischen Völker heim. Schweren Schicksalen entgegen, auch die Sieger. Der Rausch des Sieges wird verfliegen und die Wunden des Krieges werden bleiben: Der Gram vereinsamter Eltern, die Trauer von Witwen und Waisen, das harte Schicksal der Verkrüppelten, Erblindeten, Nervenkranken, die Arbeitslosigkeit vieler, die Verarmung der meisten. Und dazu noch in den besiegten Ländern der brennende Schmerz um das gedemütigte Vaterland, um die durch den Hochmut der Sieger entwürdigte Nation, und das alles nach vier Jahren unsäglich treuer und opfervoller Pflichterfüllung!

In dieser Seelennot ertönt dem Abendlande eine Stimme des Trostes und der Stärkung von den Ufern des Ganges. Rabbindranath Tagore, der Goethe Indiens, dessen Lieder in seiner Heimat schon zu seinen Lebzeiten als Volkslieder zur Flöte und Laute gesungen werden, während seine Dramen den Duft seiner vornehmen Lebensauffassung durch alle Städte verbreiten, ist auch dem Abendlande als Träger des Nobelpreises bekannt und durch Übersetzungen seiner besten Dichtungen vertraut. Am Vorabend des Krieges hat der ahnungsvolle Seher das Beste seiner Lebensweisheit, wie er es seit vielen Jahren in seiner Schule in Bengalen zu lehren gewohnt ist, allen wunden Herzen des Abendlandes gespendet. Sadhana heisst das Buch, dessen englische Ausgabe bei Macmillan schon 1917 in sechs Neudrucken erschienen war und dessen deutsche Übersetzung in Vorbereitung sein soll. Es trägt den Untertitel: Die Verwirklichung des Lebens. Und dass diese Verwirklichung, das wahre Sich-Ausleben in Hingebung (Sadhana) besteht, ist der Kern seiner Lehre. Sie ist der erste Versuch eines Inders, die wundervoll zarte und tiefe Ethik seines Volkes von dem Opium der tatenlosen Sehnsucht nach dem Nirwana zu entgiften und dadurch auch dem Europäer geniessbar und in ihrer Abwendung von allem Strebertum heilsam zu gestalten. Dem Westen mit seiner Tatkraft will Tagore seine allzu leicht resignierten Landsleute nähern; zu diesem Zwecke lässt er aus dem Tiefsinn der Upanischaden jene Verse besonders gern hervortreten, in welchen Brahma als der rastlos Tätige gefeiert wird. Aber über der Tätigkeit darf der Mensch ihren höchsten Zweck nicht aus den Augen verlieren, wie dies im Abendlande mit seiner Gier nach Macht und äusseren Gütern nur zu oft geschieht; sonst bleibt seine Seele ewig unbefriedigt und sein Leben verfehlt.

Auch der Inder hat übrigens seinen Willen zur Macht, aber es ist eine Macht anderer Art. „Du sollst nicht gieren," sagt einer seiner heiligen Verse. Nicht nach Reichtümern soll er also streben, nach äussern Gütern, die der einzelne zusammenscharrt und versteckt, für sich, nur für sich; auch nicht nach der Herrschaft über die Zeit und Kraft anderer Menschen. Das ist nicht wahre Macht, wobei die Seele verkümmert bleiben kann. Die Macht, die der Weise ersehnt, ist die Macht seiner eigenen Seele, andere Wesen zu verstehen, ihrer mehr und mehr bis zum ganzen Universum; aus sich

herauszutreten, bis er sie erreicht; andere Seelen in sich zu schliessen, ihrer mehr und mehr, bis er Brahma selbst erfassen kann, die unendliche Seele des Universums. Von Brahma, „dem Licht und Leben des Alls", dem „alldurchdringenden weltbewussten Geist", dem Gott, „in den alles gehüllt ist", singen und sagen die Upanischaden unermüdlich, ihn preisen sie in allen Tonarten. Und dieses unendliche Wesen darf und soll der vollendete Mensch in seine Seele schliessen, so dass sie sich nur noch im reinsten Einklang mit dem grossen Weltgeiste bewegt und wohl fühlt.

Soll aber die Seele so allumfassend werden, so muss sie zuerst überhaupt sein. Die erste Aufgabe des Menschen ist also die Verwirklichung der Seele. Der Mensch hat seine Seele nicht schon von Natur aus, er hat nur die Anlage dazu, die Seele selbst muss er sich erst erschaffen. Er muss sich erst der Fähigkeit bewusst werden, eine Seele zu haben, und des Gesetzes, nach dem sie wachsen und sich ausweiten kann, bis sie das Unendliche selbst in sich fasst. Wie man in der Aussenwelt die Bewegungen aller Gestirne versteht, wenn man nur erst das Gesetz der Gravitation unserer Erde begriffen hat, so, meint Tagore, kann man sich in jede Seele hineindenken, auch in die unendliche Seele Brahmas, wenn man einmal das Gesetz der eigenen Seele erfasst hat. Das oberste Gesetz der Seele aber ist, dass ihr Selbst nur erweitert werden kann, indem es das zu Selbstische, die Beschränkung auf das Zufallsindividuum, das man ist, aufgibt. Das Selbst muss sich verlieren, um sich zu gewinnen. Alle Selbstsucht ist nichts anderes als Unwissenheit von dem wahren Wesen der Seele. Auch der schlafende Mensch weiss nichts von seinem wahren Wesen, nichts von seinen wirklichen Beziehungen zu den andern. Und genau so ist der Selbstsüchtige. Er schläft einen geistigen Schlaf, den Schlaf der Unwissenheit. Gelingt es ihm, sie abzustreifen, die Gier und Ängsten der Selbstsucht abzuschütteln, so erwacht er zu höherem Leben. Und dieses heilige Erwachen zur Alliebe erhebt ihn zum Höchsten, was ein menschliches Wesen werden kann, zum Buddha. Im egoistischen Schlafe weiss er noch nicht, dass um zu wachsen er die Seelen anderer in sich aufnehmen muss und dass er nur diejenigen Seelen in sich aufnehmen kann, die er liebt. So du deinen Bruder liebst, sagen die heiligen Bücher, ist es nicht, weil du sein begehrst; nein, du liebst ihn und weil du ihn liebst, begehrst du deiner selbst; du liebst die eigene Seele, weil sie den Bruder lieben kann. Und du liebst in deinem Bruder und in dir das, was in euch beiden gleich ist, die Seele Brahmas in eurer Seele, das ewig Unsterbliche, aus dem alle Seelen hervorströmen. Der Tod ist nur Schein, denn sterben kann wohl der einzelne, aber nicht seine Seele, wenn sie die Allseele in sich geschlossen hat. Das All ist unsterblich. Das Leben ist unendlich.

Die grundlegende sittliche Tat des Menschen ist also die beständige Neuschaffung seiner Seele. Ihr steht ein grosses Hindernis entgegen: Das Übel.

Das Übel ist nichts anderes als die Unvollkommenheit alles dessen, was bloss geschaffen ist; wir müssen annehmen, dass anders die Schöpfung überhaupt nicht möglich war. Alles Seiende ist notwendig, auch wir selbst: und was ist, ist unvollkommen, auch wir selbst. Aber ist diese Unvollkommenheit etwas Wesentliches, Endgültiges? Nein, sie ist bald ein Mittel, bald eine Zwischenstufe, eine Episode. Sie ist wie die Ufer eines Flusses; ein Hemmnis, aber auch eine Bedingung des Fortschritts. Und ist das Wesentliche am Fluss sein Ufer? Das Übel gleicht dem Tau eines Bootes: das Boot wird dadurch gefesselt, aber auch daran empor gezogen. Auch der Strom des Weltgeschehens muss seine hemmenden Ufer haben, aber das Wunder ist nicht, dass

es Hindernisse des Fortschrittes gibt, sondern dass überhaupt ein Fortschritt stattfindet. Wir finden die Störungen in der Weltordnung unverzeihlich, aber das wundervolle Weltgeheimnis ist, dass es überhaupt Ordnung und Gesetz, Schönheit und Freude, Güte und Liebe in der Welt gibt. Und das Wunder aller Wunder ist, dass der so beschränkte und schwache Mensch sogar einen so hohen Gedanken, wie die Gottesidee aus sich entwickeln kann. In seinem tiefsten Innern fühlt der Mensch ja doch, dass die Welt mit allen ihren Unvollkommenheiten in letzter Linie die Offenbarung eines vollkommenen Wesens ist. Alles Begrenzte ist nichts anderes als das Unendliche, in menschlicher Begrenztheit aufgefasst; alles Leiden nichts anderes als ein Anstossen an unsere Grenzen. Aber das Leiden ist keineswegs Selbstzweck des Lebens, wie die Freude. Der Schmerz hat im Leben dieselbe Rolle wie der Irrtum in der Wissenschaft. Scheinbar ist ihre Geschichte nichts anderes, als eine Kette von Irrtümern, aber nicht der Irrtum ist ihr Wesen. Der Irrtum kann so wenig auf die Dauer sich behaupten, wie der Landstreicher sein Nachtlager behalten; kommt es zum Zahlen, so zeigt es sich, dass sie beide insolvent sind. So ist alles Übel seinem Wesen nach bloss vorübergehender Natur. Scheinbar sind Erde, Wasser und Luft voll von Fäulnis und im Grossen sind sie doch immer rein und gesund. Ein Detektiv sieht in der Welt nichts als Verbrechen, so auch mancher Forscher in der Natur nichts als Kampf, Mord und Tod. Aber der Tod gleicht den Zwischenräumen eines Gewebes; mit der Lupe sieht man nichts als Löcher und doch sind sie nur eine Begleiterscheinung des festen Gewebes. Das Übel drückt auf uns, ungeheuer wie die Luftsäule; scheinbar muss sie uns erdrücken; in Wirklichkeit verteilt sich ihre Last bis zur Unmerklichkeit. Unsere Fehltritte gleichen den Unfällen des Kindes bei seinen Gehversuchen. Es fällt beständig und doch kommt es weiter und freut sich darüber. So muss alles Übel schliesslich ins Gute übergehen. Der Optimismus ist uns natürlicher als der Pessimismus. Und er ist viel wahrer. Denn wäre das Leben ein Übel, so wäre es längst nicht mehr. Die Hauptrichtung der Entwicklung also geht zum Guten. Was ist aber das Gute? Das, was unserem grösseren Selbst als wünschenswertes Ziel erscheint. Dieses grössere Selbst schliesst auch die ferne Zukunft, auch die andern Menschen in seine Wünsche ein. Und selbst der scheinbar Böse hat Gutes in sich. Denn um wirksam zu sein, muss er oft grosse Selbstbeherrschung üben; er ist also nicht ganz morallos, sondern nur moralisch unvollkommen.

Gut ist aber erst, wer für eine Idee, für sein Vaterland, für die Menschheit sein ganzes Leben einsetzt; und der spürt oft die Leiden selbst, die er sich auferlegt, als Wonne; was anderen Lust und Vergnügen, ist ihm oft zur Last. Die Stelle, welche bei den anderen das enge, sich selbst hemmende Selbst einnimmt, wird bei ihm von unaussprechlicher Freude an dem Glück anderer, von grenzenloser Liebe zu allen fühlenden Wesen erfüllt. Seine Seele ist beständig tätig, aber nicht getrieben von der Peitsche sinnlicher Motive, sondern von dem Feuer der eigenen Freudigkeit.

Dies ist die Erlösung vom Übel, wie sie Buddha den Menschen gebracht hat: Das Aufgehen des Ich in der Allgemeinheit. Alles Übel wird dadurch gelöst. Denn das Übel wurzelt in unserer Gebundenheit an die Naturgesetze. Aber diese Gebundenheit ist auch die Voraussetzung alles Guten. Das Kind, das sich beim Fall an der harten Erde wehetut, kann doch nur gehen, weil die Erde so fest ist. Schmerz also muss es geben, aber das Wichtige ist, zu wissen, dass man ihn in Freude verwandeln kann. Kein Lebendiger möchte

seinen Anteil am Schmerze der Welt ganz vermissen. So ist eine Mutter gekränkt, wenn man ihr das Kind wegnimmt, obgleich es ihr so viel Mühe verursacht. Denn das höchste Gut des Menschen ist seine Freiheit. Aber diese Freiheit besteht nicht darin, sich Mühe zu ersparen, sondern im Gegenteil Mühe auf sich zu nehmen und Qualen sogar, aber für höhere Zwecke. Der höhere Zweck ist nichts anderes als das Gebot des Menschlichen in uns, des Allmenschen, des weltweiten Menschen, der den Tod des Einzelwesens nicht scheut und den Schmerz als ebenso notwendig hinnimmt wie die Freude. Noch mehr. Der Schmerz ist unser wahrer Reichtum, nur er macht uns unvollkommene Wesen würdig, den Vollkommenen an die Seite gesetzt zu werden. Schmerz und Mühe ist die harte Münze, in der für alles Wertvolle gezahlt werden muss. Erst der Schmerz gibt dem Menschen den Anstieg zur Vollkommenheit, d. h. zur höchsten Freude.

Ist die Seele geschaffen, so äussert sie sich in der Liebe, im Handeln, in der Schönheit.

Die Liebe ist nichts anderes als die Anwesenheit der Weltseele in der Seele eines Menschen. Die Einheit beider trotz ihrer Zweiheit, ist, wie alle Einheit in der Verschiedenheit, das grosse Mysterium alles Seins. So besteht auch zwischen den beiden Augen Harmonie trotz allem Dualismus. So auch zwischen allen scheinbaren Gegensätzen der Welt. Zwischen Wärme und Kälte, Licht und Finsternis, Bewegung und Ruhe, hohen und tiefen Tönen besteht ein geheimnisvolles Zusammenwirken. ein ewiger Rhythmus. Alle Erscheinungen sind an das Naturgesetz gebunden, wie ein Gedicht an die Grammatik: aber versteht man das Gedicht, wenn man nichts kennt als die Grammatik seiner Worte? Ebenso versteht man das Weltgeschehen nur scheinbar aus seinen äussern Gesetzen. Ja, es ist geradezu die Gefahr der naturwissenschaftlichen Erkenntnis unserer Zeit, dass sie uns das grosse Mysterium übersehen lässt, welches den eigentlichen Sinn aller dieser Gesetze bildet. Seht auf die Blume: ihr wundervoller Bau und Duft lässt sich mechanisch vollkommen erklären. Äusserlich ist sie eine Sklavin der Natur, muss rastlos arbeiten, um Früchte und Samen zu erzeugen. auf dass die Kette des Pflanzenlebens nicht unterbrochen werde. Aber damit ist ihr Wesen nicht erschöpft; unserem Gemüte ist sie eine Botschaft aus einer bessern Welt. In der Ramayâna wird von einer Prinzessin erzählt, die in einem prachtvollen Palaste gefangen ihre Tage vertrauert. Plötzlich erscheint ein Bote des Geliebten, der sie befreien wird; zu seiner Beglaubigung weist der Bote den Ring vor, mit dem sie sich dem Geliebten angetraut hat. Und nun weiss sie, dass die Botschaft echt ist, dass die Erlösung bevorsteht. Die Schönheit der Blume und alle Schönheit in der Welt ist diesem Ringe vergleichbar, den uns der Geliebte sendet, der Weltgeist, der uns in Freuden erlösen wird. Und er weckt in uns die Liebe.

Liebe ist Freude, aber Freude an andern. Sie ist ein Werk Brahmas: „Das unsterbliche Wesen offenbart sich uns in Form der Freude." Und die höchste Seligkeit des Menschen ist die Freude, in Brahma zu leben. Wer sie erreichen will, darf nach den Heiligen Schriften der Inder „Niemand betrügen, keinen Hass in sich hegen, keinen zornigen Wunsch, andern zu schaden; er muss für alle Geschöpfe die grenzenlose Liebe fühlen, wie die Mutter für ihr Kind, für das sie ihr Leben opfert ... Ob er steht oder geht, sitzt oder liegt, von seinem Erwachen, bis er in den Schlaf sinkt, muss er seinen Geist tätig erhalten, in der beständigen Übung der Güte für alle und alles ..." „Wer

könnte atmen oder sich bewegen, wäre nicht der Himmel voll von Freude und Liebe!" Wer die Welt nicht mit Liebe betrachtet, sondern ihrer um des Nutzens willen begehrt, ist einem Kinde zu vergleichen, das die Blätter eines kostbaren Buches achtlos herausreisst, um sie zu verschlingen. Ein solcher sieht im Nebenmenschen nur eine Maschine zu seinem Nutzen, nicht die Seele, die er in die eigene schliessen könnte. Aus dieser Sinnesart stammen alle Geschwüre am Leibe der Zivilisation, ihre Slums und Bordelle, ihre Härte gegen den Sünder und ihre Grausamkeit gegen wehrlose Völker. Das aber ist die Gefahr einer bloss mechanischen Erkenntnis der Welt. Sie schafft einen Abgrund zwischen dem Menschen und allen andern Wesen, wie zwischen Zweck und Mittel. Nichts wäre herabwürdigender für den Menschen als ein Leben inmitten von lauter so niedrigen Geschöpfen, wie in einem Hause voll von Sklaven. Wir können uns erst unter den anderen Geschöpfen wohl fühlen, wenn wir sie als unsere Brüder empfinden. Die einzige unser würdige Beziehung zur Welt ist die Liebe. In ihr sind wir zugleich gebunden und frei, achten wir alle Schranken und überschreiten sie doch. Durch sie gelangen wir zur Einheit trotz der Vielheit, zur höchsten Freude. Selbst die Fesseln des Naturgesetzes verstehen wir dann als Werke der höchsten Liebe, der es entstammt.

Aber klingt das nicht ganz so wie Dantes „Il Sommo Amore" oder wie Spinozas „Einheit des Geistes mit der Natur" und Leibnizens „Heitere Notwendigkeit" oder gar wie das alte Johannes'sche „Wir in Gott und Gott in uns", auf welches Lessing seine Religion aufbaut! Gewiss, Tagores geistige Einstellung erinnert an Alles Dieses und an Alle Diese. Denn auch sie waren wie die „Rischi", die heiligen Weisen der Inder, dazu gelangt, alles Weltgeschehen nicht vom Standpunkte ihres kleinen Ich, sondern von dem der unendlichen Weltseele zu betrachten. Es gibt so viele Religionen, so viele philosophische Systeme; und doch hat es immer nur eine Religion und eine Philosophie gegeben: die Religion als die Andacht zum Unendlichen und die Philosophie als „Weltweisheit", als Betrachtung aller Dinge vom Standpunkte der ganzen Menschheit, selbst des ganzen Universums. In den trüben Zeiten, die uns bevorstehen, in den Jahren der Entbehrung auf Seite der Besiegten, der Enttäuschung auf Seite der Sieger, in den bitteren Stunden der Reue für Alle wird die hoheitsvolle Ruhe des Inders mancher bedrängten Seele nach harten Arbeitstagen eine letzte Zuflucht und Hoffnung bieten. Vom Standpunkte der ganzen Welt ist das Geschehene ja doch ein Durchbruch zur Freiheit, deren furchtbarstes Hindernis bisher der stille Drei-Kaiserbund der Reaktion gewesen ist. Dieses alte, schier unüberwindliche Hindernis ist gefallen, die neuen und viel geringeren Hindernisse werden fallen; der Weg ist frei, auch der Weg nach dem Osten, auch für das deutsche Volk. Freilich nicht für deutsche Gross-Aktionäre der Berlin—Bagdad-Bahn, aber für den deutschen Geist wie für den Geist des Westens überhaupt. Wie sich Ost und West finden könnten, das Beste an ihnen, lässt uns in Sadhana ein Dichter ahnen, der in der Atmosphäre der Upanischaden herangewachsen, dann in den Geist abendländischer Wissenschaft eingedrungen ist. Mit Andacht will dieses Buch gelesen sein, dessen unnachahmlichen Schmuck die evangelienhaft tiefsinnigen Gleichnisse des indischen Sehers und seine Blütenlese von Versen aus den Upanischaden bilden. Die höchste Lehre aber, die in Sadhana lebt, und das Gnadenmittel für unser wundes Herz könnte man in die zwei Worte fassen: Denke gross!

Josiah Tucker über den Krieg (1776).*)

Schluss.

Unser gütiger Schöpfer hat auf dieser Erde verschiedenen Boden und verschiedenes Klima geschaffen; daher können die Bewohner verschiedener Länder einander mit ihren Bodenfrüchten und Erzeugnissen aushelfen und somit dadurch, dass sie sich gegenseitig zu ihrer Tätigkeit anregen, einen für beide Teile wohltätigen und für die Allgemeinheit segensreichen Austausch betreiben.

Nein, mehr noch! Selbst wo keine bemerkenswerte Verschiedenheit des Bodens oder des Klimas vorhanden ist, finden wir eine grosse Verschiedenheit in der Begabung, und wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine wundervolle Mannigfaltigkeit der Schattierungen im menschlichen Geiste. So ist z. B. der Unterschied der Breitengrade zwischen Norwich und Manchester und die Verschiedenheit des Bodens nicht nennenswert; auch sind die Rohstoffe, die man an beiden Orten verarbeitet, Wolle, Flachs und Seide, genau die gleichen; und doch sind die Erzeugnisse ihrer Webstühle so verschieden, dass Länder, die Tausende von Meilen auseinander liegen, kaum einen grösseren Gegensatz liefern könnten. Wenn nun Norwich und Manchester die Hauptstädte zweier benachbarter Königreiche wären, so würden wir statt von Liebe und Eintracht nur von Eifersucht und Kriegen gehört haben. Beide Städte hätten geweissagt, dass die Blüte der einen den Untergang der andern bedeute; beide hätten ihre Klagen über ihre eigenen Handelsverluste und den ungeheuren Fortschritt ihres Nebenbuhlers in den kläglichsten Tönen vorgebracht; und wenn die betreffenden Verwaltungen nur etwas volkstümlich gewesen wären, so hätte jede eine Gruppe von Patrioten und Rednern gehabt, die ihre zündenden Ansprachen mit einem delenda est Carthago geschlossen hätten. „Wir müssen unsere Nebenbuhler, unsere Mitbewerber, unsere Handelsfeinde vernichten, oder wir werden von ihnen vernichtet werden; denn unsere Interessen sind entgegengesetzt und können nie übereinstimmen.“ Und trotz all dieser heuchlerischen Redensarten ist es doch klar wie die Mittagssonne, dass, wenn diese Städte zu verschiedenen Königreichen gehört hätten (z. B. Frankreich und England), für keine von beiden der Krieg nötiger gewesen wäre als heute. Kurz, wenn die Menschen nur die Augen öffnen wollten, würden sie deutlich sehen, dass es keinen Grund gibt, der die verschiedenen Nationen veranlassen könnte, sich um des Handels willen zu bekämpfen, der nicht ebenso jede Grafschaft, jede Stadt, jedes Dorf, ja jeden Laden bei uns zu einem Bürgerkrieg mit demselben Endzweck nötigen würde. Auch kann umgekehrt keine Begründung durch Interessen oder Vorteile für die Zurückhaltung von diesen unnatürlichen und törichten Kämpfen zwischen Teilen derselben Verwaltung geltend gemacht werden, die nicht ebenso stark gegen das Kriegführen getrennter und unabhängiger Nationen unter demselben Vorwand spräche.

Ferner ist der Trieb der Neugier und die Lust nach Neuem, die so allgemein in die menschliche Natur eingepflanzt sind, dass die verschiedenen Nationen und Menschen sehnlich wünschen, gegenseitig Kunden zu werden, ein weiterer Beweis dafür, dass den merkwürdigen Waren einer Nation niemals der Absatz bei den reicheren Bewohnern einer andern fehlen wird, voraus-

*) Siehe Heft 14.

gesetzt, dass sie halbwegs billig und gut sind. Je reicher eine Nation ist, desto mehr kann sie denn auch erübrigen, und desto mehr wird sie sicherlich für die Erzeugnisse und Waren ihres klugen Nachbarn ausgeben. Habt Ihr etwas dagegen? Missgönnt Ihr ihnen den Reichtum oder ärgert Ihr Euch über den Wohlstand der Völker um Euch herum? Ist das der Fall, so bedenkt die Folgen : Ihr wünscht einen Laden zu haben, aber Ihr hofft nur auf Bettler als Kunden.

Endlich hat die gütige Vorsehung Gottes es so eingerichtet, dass die Vermehrung der Einwohner in jedem Lande das beste Mittel ist, um dem Boden Fruchtbarkeit und seinem Bebauer Wissen und Geschicklichkeit zu geben. Infolgedessen ist eine Zunahme der Einwohner nicht im entferntesten ein Anlass, Krieg zu führen, damit sie wieder abnehmen, oder sie zu Völkern in ferne Wüsten auszusenden, sondern sie wirkt als ein Anreiz auf den Landmann, seine Erträge im Verhältnis zur Nachfrage auf dem Markte zu steigern, und ermöglicht ihm auch, durch die Mannigfaltigkeit und die Mengen reichen Düngers, den der Zusammenstrom von Menschen, ihren Pferden, ihren Rindern usw. usw. hervorbringt, ergiebige Ernten zu erzielen. Und es ist bemerkenswert, dass sehr volkreiche Länder Elend und Hungersnot viel weniger ausgesetzt sind als alle anderen. — So viel über diese Schätze, die von der Vorsehung in der Natur angelegt sind, mit der gütigen Bestimmung, dass die Menschheit davon Gebrauch machen soll.

Was die moralische und politische Welt anbetrifft, so hat die Vorsehung es so eingerichtet, dass alle Nationen an Genügsamkeit und Fleiss und infolgedessen an Reichtum zunehmen mögen, wenn sie wollen, weil sie allen Nationen die Macht gegeben hat, gute Gesetze und weise Anordnungen für ihre innere Verwaltung zu erlassen. Und niemand kann sie gerechterweise deswegen tadeln. Würden z. B. die Polen oder die Tartaren ihres gegenwärtig elenden Regierungssystems müde werden und sich zu einer besseren Verfassung entschliessen; würden sie die Arbeit der Faulheit, die Freiheit der Sklaverei und Handel und Gewerbe dem Diebstahl und dem Raube vorziehen; würden sie fleissigen Handwerkern jede mögliche Freiheit und Ermunterung geben und Trägheit und Laster durch verständige Steuern schwer entmutigen; und würden sie endlich alle Vorstellungen von Bettelstolz und von der Ehre der Landstreicherei ausrotten, welch mächtige, welch glückliche Veränderung würde bald im Aussehen jener Länder eintreten! Und was könnte dann noch fehlen, damit jene Nationen wirklich reich und gross werden?

Vielleicht würde ein Nachbarstaat (in törichter Eifersucht) befürchten, sein Handel komme in Gefahr. Aber wenn sie versuchen würden, solch ein Königreich zu überfallen, würden sie zu ihrem Schaden merken, dass ein fleissiger Staat mit einem Überfluss an Menschen und Reichtümern, mit wohl gefüllten Vorratshäusern, gut befestigten Grenzstädten und pünktlich entlohnten Besatzungen, und das ganze Land voll von Dörfern und Gehöften, ich sage, sie würden zu ihrem Schaden spüren, dass solch ein Staat der stärkste von allen und am schwersten zu unterwerfen ist. Ganz abgesehen davon, dass sich andere Machthaber natürlich zu seiner Verteidigung und Erhaltung erheben würden, weil es in der Tat in ihrem Interesse läge, dass solch ein Staat wie dieser nicht von einem andern verschluckt werde, und weil sie selbst vieles von ihm zu erhoffen hätten und nichts zu fürchten.

Aber sollte der Bann, die Zauberkraft des Handelsneides niemals zu

brechen sein? Und besteht keine Hoffnung, dass die Menschen inbezug auf diese Dinge wieder zur Vernunft kommen werden? Denn von allen Torheiten ist die törichteste, in den Krieg zu ziehen, um seinen Handel auszudehnen, und nichts in der Welt kann so ungeheuer närrisch sein. Vielleicht könnt Ihr dies nicht durchdenken, Ihr glaubt es nicht. Ich will deshalb annehmen, Ihr bezwingt Euren Nebenbuhler mit Waffengewalt. Wird diese Tatsache Eure Waren auf dem Markt gegen früher verbilligen? Und wenn nicht, nein, wenn sie dazu führt, sie sehr zu verteuern, was habt Ihr dann durch einen solchen Sieg erreicht? Ich frage weiter: Wie werden sich die fremden Nationen verhalten, wenn Eure Waren auf ihre Märkte gebracht werden? Sie werden nie fragen, ob Ihr siegreich gewesen seid oder nicht, sondern nur, ob Ihr billiger oder wenigstens ebenso billig verkauft wie andere? Versucht es und seht, ob irgend ein Mensch oder eine Nation je nach einem anderen Gesichtspunkt verfahren ist; und wenn sie es nie getan haben und man auch nicht annehmen kann, dass sie es je tun werden, dann ist klar bewiesen, dass der Handel immer der Billigkeit nachgeht und nicht der Eroberung. Ja, überlegt doch, wie es bei Euch selbst zu Hause zugeht. Bekommen Helden und Boxer mehr Kunden in ihre Läden, weil sie Helden und Boxer sind? Oder würdet Ihr selbst nicht lieber mit einem Schwächling zu tun haben, der Euch gut bedient, als mit einem Heldenbruder, der einen höheren Preis verlangt?

Nun sind alle diese Tatsachen so offenkundig, dass niemand ihre Wahrheit bestreiten kann. Und in der Geschichte aller Länder und aller Zeitalter gibt es nicht ein einziges Beispiel für das Gegenteil. Urteilt deshalb nach dem, was hier gesagt ist, ob die Gesellschaft irgendeinen Vorteil selbst von den erfolgreichsten Kriegen haben kann, den sie sich nicht unvergleichlich grösser und leichter durch die Künste des Friedens verschaffen könnte.

Was nun jene betrifft, die immer nach dem Kriege rufen und den Alarm zur Schlacht blasen, so wollen wir uns ansehen, wer sie sind und was ihre Beweggründe sind; und dann wird es nicht schwer sein, das Mass von Achtung, das man ihren Ansichten schuldet, und den Wert ihres patriotischen Eifers zu bestimmen.

1. Der erste auf der Liste hier in England (denn die verschiedenen Länder haben verschiedene Arten von Unheilstiftern), ich sage, der erste hier in England ist der Scheinpatriot und wütende Antihöfling. Dieser gute Mann beginnt immer mit Sparsamkeitsplänen und ist ein eifriger Förderer der Einfachheit des Volkes. Er hält laute Reden selbst gegen ein kleines, alljährlich vom Parlament zu bewilligendes Heer sowohl wegen der Kosten als auch wegen der damit verbundenen Gefahr; und er behauptet, von panischem Schrecken ergriffen zu werden, jedesmal wenn er einen Rotrock sieht. Indem er mit diesen löblichen Bemühungen fortfährt, und indem er Neid und Misstrauen unter den Unwissenden und den Unbedachten sät, verhindert er, dass so viel Streitkräfte zu Wasser und zu Lande unterhalten werden, wie bei kluger Voraussicht für die allgemeine Sicherheit des Königreichs nötig sind. Damit ist eine Stufe erreicht. Weiter! Nachdem er solch einen verlockenden Köder für die Ausländer zum Anbeissen ausgeworfen, gerät er bei irgendeiner geringfügigen Beleidigung in Feuer; sein Herz schlägt hoch vor Liebe zu seinem Lande, und seine Seele atmet Rache gegen Englands Feinde. Alles öffentliche Gerede, jedes aufreizende Geschwätz wird sofort wiederholt und „Oh Freiheit! oh mein Vaterland!“ ist das ständige Thema. Das Feuer breitet sich dann aus, die Herzen der edlen Briten entzünden sich daran, und

Rache und Krieg werden sofort beschlossen. Dann sind die Minister alle in furchtbarer Eile. Neu Ausgehobene bilden halbe Formationen und werden halb gedrillt. Seegeschwader werden zur Hälfte bemannt, und die Offiziere sind reine Neulinge in ihrem Geschäft. Kurz, Unwissenheit, Ungeschick und Verwirrung sind eine Zeitlang unvermeidlich; die notwendige Folge davon ist eine Niederlage, die man erleidet, ein Fleck oder eine Schande, die auf Englands Waffen fällt. Dann endlich kommt die lang ersehnte Gelegenheit; der Patriot tobt, der Pöbel lärmt und protestiert, das Ministerium zittert, und die Regierung stürzt. Da der Ministersessel nun leer ist, besteigt ihn der Patriot im Triumph, ergreift jetzt jene Massnahmen, die er vorher verdammt hat, erntet den Gewinn der Vorbereitungen und Pläne seines Vorgängers und erringt im natürlichen Lauf der Ereignisse höchstwahrscheinlich einige Vorteile. Das stellt den Glauben an Englands Waffen wieder her. Jetzt ist der Löwe geweckt, und jetzt ist die Zeit, unsere Feinde so zu zerschmettern, dass sie nie wieder imstande sind, sich zu erheben. Das ist Vorwand genug, und so wird das Volk in zehnmal so grosse Ausgaben gestürzt und dazu gebracht, zwanzigmal mehr Truppen auszuheben als die, über die man vorher geklagt hatte." Aber da wir jetzt siegreich sind, lasst uns weiter schlagen und mannhaft vorwärts gehen und überhaupt weder Blut noch Geldopfer ansehen, denn ein weiterer Feldzug wird den Feind zweifellos dahin bringen, sich unseren Bedingungen zu unterwerfen, und es ist unmöglich, dass er noch länger standhält. Nun, ein weiterer Feldzug wird ausgefochten und noch einer und noch einer und noch einer, und doch hält der Feind aus, und die Möglichkeit, den Frieden zu diktieren, wird für England nicht grösser. Endlich wird ein Friede geschlossen: die Bedingungen sind nicht populär. Ein Programm ausserordentlicher Sparsamkeit wird von einer neuen Gruppe von Patrioten gefordert; und dieselben Künste werden angewendet, um den leitenden Minister zu entthronen, welche er gebraucht hatte, um seinen Vorgänger zu entthronen. Und so läuft die politische Komödie im Kreise, aber sie endigt gewöhnlich in einer wirklichen und blutigen Tragödie für unser Land und die Menschheit.

2. Der nächste in dieser Liste ist der hungrige Pamphletist, der für sein Brot schreibt. Das Ministerium will ihn nicht in seinen Dienst nehmen; deshalb muss er gegen das Ministerium schreiben und so viel Unfug anrichten, wie er kann, damit er gekauft wird. Im schlimmsten Fall ist ein an-den-Pranger-stellen oder eine Anklage ein nie versagendes Mittel gegen das Verhungern eines politischen Schriftstellers; ja, vielleicht kann es ihm schliesslich sogar zu einer Pension oder zu einer Stellung verhelfen. In der Zwischenzeit ist es die Aufgabe dieses Menschen, so eine Art von Schakal gegenüber dem Patriotenlöwen zu spielen, denn er durchstreift den Wald und jagt als erster das Wild auf; er kundschaftet die herrschende Stimmung und die Wünsche des Volkes aus, und nach vielem Probieren entdeckt er die Stelle, wo das Ministerium am verwundbarsten ist. Aber vor allem verfehlt er niemals, dem Volk zu Gemüte zu führen, was es in der Tat schon vorher glaubte, dass Politik eine Sache ist, die jedermann versteht — ausser dem Ministerium, und dass nichts so leicht wäre, wie den König von Frankreich dahin zu bringen, vor den Schranken des Britischen Unterhauses auf den Knien um Frieden zu bitten, wenn diese — und jene — am Steuer so ehrlich und unbestechlich wären, wie sie sein sollten. „Aber ach, was sollen wir sagen! Französisches Gold findet überall Einlass, und was können wir erwarten, wenn eben die

Menschen, die uns hätten retten sollen, ihr Land verkauft haben?" Das ist entzückend, und das zusammen mit den alten Geschichten von Agincourt und Cressy ergötzt, nein, berauscht den Pöbel und erfüllt ihn mit einer Begeisterung, die an Tollheit grenzt. Die alten Gedanken kommen wieder, die alten Schlachten werden noch einmal gekämpft, und wir haben in der Hitze einer wahnsinnigen Phantasie schon von den Toren von Paris Besitz ergriffen. Dabei ist es sicher, dass auch, wenn diese Umstände je eintreten würden, wir selbst die grössten Verlierer wären. Denn die Eroberung von Frankreich durch England würde im Lauf der Ereignisse auf dasselbe hinauslaufen wie die Eroberung Englands durch Frankreich, weil der Sitz des Reiches in das grössere Königtum verlegt und das kleinere zu einer seiner Provinzen gemacht werden würde. (Der Philosoph Dr. Franklin verfolgt denselben Gedanken in bezug auf den gegenwärtigen Streit zwischen Nordamerika und Grossbritannien. Er nimmt in Übereinstimmung mit der Newtonschen Philosophie an, dass eine gegenseitige Anziehung und Gravitation zwischen diesen beiden Ländern bestehe; aber die Kraft der Gravitation und der Anziehung sei doch viel stärker in dem ungeheuren Erdteil von Nordamerika als in dem kleinen Ländchen Grossbritannien. Daraus folge nun, dass der erstere das letztere verschlucken oder aufzehren werde, und nicht umgekehrt. Die gegenwärtige erstaunliche Auswanderung aus Grossbritannien und Irland scheint die Vermutung dieses ausgezeichneten Philosophen nur zu sehr zu bestätigen. Und es wäre dringend zu wünschen, dass der magische Zauber, der diese unsere Insel an jene ungeheuren Gebiete ketten soll, gelöst wird, ehe es zu spät ist.)

3. Nahverwandt diesem Manne ist jenes andere neuheitliche Ungeheuer, das ständig Reden gegen den Frieden hält, nämlich der Makler und der Spieler aus der Wechselgasse. Briefe aus dem Haag, die in der Dachstube zu Hause für eine halbe Guinee geschrieben sind; die ersten Berichte einer geschlagenen Schlacht (ganz gleich wie unwahrscheinlich) mit einer Liste der Toten und Gefangenen, Kanonen, Fahnen usw.; grosses Geschützfeuer, das man auf der See gehört, von Geschwadern, die noch nicht aus dem Hafen sind; — eine Stadt, die genommen wurde, bevor der Feind in ihrer Nähe war; — ein aufgefangener Brief, der nie geschrieben wurde; — oder kurz gesagt, alles was die Gemüter der unverständigen Menge erheben oder niederdrücken wird, dient der Absicht des Baissiers oder des Haussiers, die Kurse fallen oder steigen zu lassen, je nachdem er kaufen oder verkaufen will. Und mit diesen schändlichen Mitteln erwirbt dieser Elende, der vielleicht erst neulich nach London gefahren kam, um Schreiber oder Botenjunge in einem Speicher zu werden, ein solches Vermögen, dass er es den Vornehmsten des Landes gleich tun kann.

4. Die Zeitungsschreiber sind eine vierte Art von politischen Unruhstiftern: eine Sorte, an der unser Land mehr Überfluss hat als irgendein anderes. Denn da die Menschen in diesem Königreich grössere Freiheit haben, zu sagen oder zu schreiben, was ihnen beliebt, wird diese Wohltat hier auch in entsprechend höherem Grade missbraucht. In der Tat, von diesen Leuten kann man wirklich sagen, sie handeln mit Blut; denn ein Krieg ist ihre Ernte, und ein Extrablatt bringt hundertfältige Ernte. Wie kann man also annehmen, dass sie je zu Freunden des Friedens werden? Und wie könnt Ihr erwarten, dass irgendwelche Minister ihre Lieblinge sein können ausser den Kriegsministern? Und doch sind dies die Männer, von denen man wirklich sagen kann, dass sie den Geist des guten englischen Volkes beherrschen und seine Sympathien dahin leiten, wohin immer sie wollen; die jeden Plan, den sie

nicht mögen, unpopulär machen; und deren Billigung oder Missbilligung von Tausenden und fast von Millionen als Massstab angesehen wird für Recht oder Unrecht, für Wahrheit oder Irrtum. Denn es ist eine Tatsache, eine unbestreitbare Tatsache, dass unser Land jetzt ebenso zeitungsverrückt und zeitungsgeplagt ist, wie es je pfaffenverrückt und priestergeplagt in den Tagen unserer Vorväter war.

5. Die Vermittler und Lieferanten aller Arten und aller Grade für unsere Flotten und Heere, die Schreiber und Zahlmeister in den verschiedenen Kriegsämtern und alle anderen Mäkler, die öffentliche Gelder unter den Fingern haben, bilden eine besondere Brut von Geiern, die über ihre eigene Gattung herfallen und sich von Menschenblut mästen. Es wäre endlos, die verschiedenen Kunstgriffe und Listen zu erzählen, mittels derer diese Vielfrasse aus ganz kleinen Anfängen durch die Dauer und die Ausdehnung des Krieges erstaunliche Reichtümer für sich aufgehäuft haben. Solange demnach noch irgendeine Aussicht bestehen kann, etwas mehr aus den Taschen des erschöpften, aber betörten Volkes herauszuquetschen, solange wird der amerikanische Kriegsruf der Schrei dieser unmenschlichen Wilden sein; und so lange werden sie gegen jeden Vorschlag auf Wiederherstellung des Friedens Einwände erheben und erfinden, — weil Papiergeld immer noch einen gewissen Preis in der Maklergasse hat, und weil die staatlichen Schuldverschreibungen und die staatlichen Anleihescheine sich immer noch auf dem Markte verkaufen lassen.

6. Viele von den Exporteuren und Importeuren und einige von den Händlern in den Kolonien findet man nur zu häufig mit dabei, das Geschrei nach jedem neuen Krieg zu unterstützen, und wenn der Krieg angefangen ist, jede Anbahnung des Friedens zu verhindern. Erkennt Ihr nicht die tiefen Gründe dieser Politik? Ihr könnt sie nicht begreifen. Ach! sie ist nur zu leicht erklärt, und wenn sie erklärt ist, nur zu gut durch Erfahrung bewiesen. Das Gesamtinteresse des Handels und das Interesse der einzelnen Händler sind sehr verschiedene Dinge; ja, sind sehr oft einander ganz entgegengesetzt. Das Gesamtinteresse des Handels erwächst aus dem Gesamtgewerbe und kann daher nur durch Betätigung im Frieden gefördert werden. Aber das Unglück ist, dass in Friedenszeiten die Preise der Waren selten schwanken, und dass wenig oder gar keine Gelegenheit ist, plötzlich reich zu werden. Ein Krieg andererseits bringt alles ins Wanken und öffnet ein weites Feld für Spekulationen; ein glücklicher Schlag oder das Aufkaufen einer Ware, wenn nur wenig auf dem Markt ist, — ein reicher Fang, — oder ein schmuggelhafter, ich möchte lieber sagen, ein verräterischer, Handel mit dem Feinde, manchmal durch Bestechung des Befehlshabers und der Offiziere und manchmal durch andere Kanäle; — oder vielleicht die Hoffnung, an einem einbringlichen Geschäft oder einem Staatsauftrag beteiligt zu werden. Diese und viele ähnliche bekannte Kniffe gedeihen durch die Hitze des Krieges wie Pflanzen in einem Mistbeet, aber sie erstarren durch den langsamen Lauf des Gewerbes im Frieden.

Da der Fall so liegt, erklärt sich leicht der kriegerischeEifer dieser Männer und ihr Gerede gegen alle versöhnlichen Massnahmen, und dieweil der dulcis odor lucri das beherrschende Element des Handels ist, könnt Ihr denn ein anderes Benehmen erwarten?

Aber was dann, wenn die Grundbesitzer und die zahlreichen englischen Handwerker und Fabrikarbeiter, die zweifellos den Hauptbestandteil des Königreichs bilden und deren wirkliche Interessen auf der Seite des Friedens

sein müssen, was dann, wenn sie nicht so militärisch in ihrer Gesinnung sind, wie jene Herren es wünschen? Nun, dann muss man alle Künste spielen lassen und sich unermüdlich Mühe geben, sie davon zu überzeugen, dass gerade dieser Krieg für ihr Wohl berechnet ist, und dass die Eroberung von diesem oder einem Ort unfehlbar sowohl zum Vorteil der Grundbesitzinteressen als auch zur Besserung und Ausdehnung der Fabriken ausschlagen würde. „Sollten z. B. die Engländer einst die Herren von Canada werden, so würde die Einfuhr von Fellen und Biberpelzen und die Fabrikation feiner Hüte fabelhaft zunehmen. Jeder Mann könnte sich einen Kastorhut leisten wenn er wollte, und jede Frau könnte sich mit dem reichsten Pelzwerk schmücken. Im Austausch dagegen würde unser grobes Wollzeug solchen Absatz überall in jenen ungeheuren nördlichen Gebieten finden, dass dies eine reichliche Entschädigung für all unsere Auslagen wäre." Nun, Canada ist genommen und gehört jetzt ganz uns. Aber was ist die Folge nach der Probezeit eines mehrjährigen Besitzes? Lasst jene die Erklärung geben, die es können, und da sie vorher so verschwenderisch in ihren Versprechungen waren, lasst sie endlich ihre Behauptungen auf Grund von Tatsachen und Erfahrungen beweisen. Ach! Sie können es nicht. Nein, wir sind so weit davon entfernt, dass Biber und Pelze und Hüte teuerer sind als je. Und das ganze Wollzeug, das in jenen Ländern von den Eingeborenen gebraucht worden ist, macht schwerlich mehr aus, als was eben die Soldaten und Seeleute getragen und verbraucht haben würden, die wir bei der Eroberung, Verteidigung und Besetzung jener Länder verloren haben.

„Indessen, wenn Canada unseren optimistischen Erwartungen nicht entsprochen hat, so sind wir doch sicher, dass die Zuckerländer uns für alles entschädigen würden. Wenn also die wichtigen Inseln Guadaloupe und Martinico unterworfen sind, werden Zucker und Kaffee und Schokolade und Indigo und Baumwolle usw. usw. so billig werden, wie wir nur wünschen können; und beide, der Gutsbesitzer und der Fabrikant, werden ihre Rechnung bei solchen Eroberungen, wie diese, finden." Nun, Guadaloupe und Martinico sind beide genommen, und noch viele andere Inseln sind unserem Reiche eingefügt worden, die genau dieselben Erzeugnisse hervorbringen wie jene. Doch welche Annehmlichkeit des Lebens oder welcher Rohstoff ist dadurch billiger geworden? Und was von allen diesen Dingen ist jetzt für einen geringeren Preis zu kaufen als vor dem Kriege? Nicht eines kann man nennen. Im Gegenteil, der Grundbesitzer kann nur zu umständlich davon erzählen, dass die Abgaben mehr denn je gestiegen sind, dass der Zinsfuss höher ist, dass jede Vermehrung der Staatsschuld eine neue Hypothek auf sein erschöpftes und verarmtes Gut ist, — und dass er, wenn er zufällig Parlamentsmitglied ist, Gefahr läuft, von irgendeinem heraufgekommenen Spieler, Händler oder Lieferanten aus seinem Familiensitz herausgekauft zu werden.

Der englische Fabrikant sieht und fühlt ebenso, dass alles ausländische Material, das er in seinem Gewerbe braucht, viel teurer geworden ist, dass alle Arbeitskräfte äusserst knapp geworden, die Löhne fabelhaft gestiegen sind, die Waren natürlich schändlich schlecht hergestellt werden und doch nicht zum selben Preis wie früher geliefert werden können, — dass daher der Absatz englischer Fabrikate im Auslande seit Kriegsbeginn stark gesunken ist, und, was schlimmer ist als alles andere, dass unsere eigenen Kolonien, um derentwillen der Krieg angeblich unternommen worden ist, Waren in Holland,

in Italien und Hamburg kaufen oder auf irgendeinem anderen Markte, wo sie sie am billigsten kaufen können, ohne Rücksicht auf das Interesse des Mutterlandes, wenn sie finden, dass es ihrem eigenen zuwiderläuft. Alle diese Dinge, sage ich, sieht und fühlt der englische Fabrikant. Und ist das nicht genug? Oder muss er seine Gefälligkeit noch weiter treiben und nicht eher ein Freund des Friedens werden, bis es im Interesse des Händlers liegt, sich ebenfalls damit zu befreunden? Sicher, sicher, das ist doch wohl zuviel verlangt. Mit einem Wort, und um auf den Punkt zurückzukommen, von dem wir ausgegangen sind, das Interesse des Händlers und das Interesse des Königreichs sind zwei sehr verschiedene Dinge, weil der eine Teil im Laufe von Ereignissen reich werden kann und oft wird, die dem anderen Verderben und Vernichtung bringen.

7. Die Land- und Seeoffiziere sind natürlich die unwandelbaren Anwälte des Krieges. In der Tat, es ist ihr Geschäft, ihr Brot und der sichere Weg zur Beförderung. Daher kann man keine andere Sprache von ihnen erwarten. Und doch, um ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, von allen Friedensgegnern sind sie die anständigsten und am ehrlichsten in ihrer Aufführung; sie treiben keine Schönfärberei, und da man ihre Beweggründe kennt, muss man sie ihnen entsprechend zugutehalten. Ob von einem Ehrbegriff aus, der der Natur ihres Berufes entspricht, oder aus welchem Grunde sonst, ich weiss es nicht, aber es ist Tatsache, dass sie sehr offen die gemeinen und unehrlichen Kunstgriffe der anderen Menschen aufdecken. Und der Verfasser dieser Blätter dankt viel von seinem Wissen mehreren Herren dieses Berufs, die Augen- und Ohrenzeugen der hier erzählten Tatsachen waren.

Aber schliesslich, was habe ich getan? Und wie kann ich hoffen, durch diese Art von Schreiberei Anhänger zu gewinnen? Es ist wahr, von den Punkten, die ich zu beweisen versuchte, habe ich sicher die folgenden bewiesen: „Weder Fürsten noch Völker können selbst durch die erfolgreichsten Kriege gewinnen. Der Handel im besonderen wird seinen Weg in das Land nehmen, wo Waren am besten und am billigsten hergestellt werden; aber erobernde Völker fabrizieren weder gut noch billig, und infolgedessen muss ihr Handel im selben Verhältnis sinken, wie sie ihre Eroberungen ausdehnen.“ Wenn je irgendetwas, so sind jetzt diese Dinge unbestreitbar klar. Aber ach! Wer wird mir für solche Lehren wie diese danken? Die sieben Gruppen von Männern, die ich hier eben aufgezählt habe, sicher nicht, und was den Pöbel betrifft, den blutdürstigen Pöbel, so können ihn keinerlei Gründe und keinerlei Beweise dazu überreden, von seiner Verehrung für seinen grimmigen Götzen, den Gott des Mordens, abzulassen. Im Gegenteil, einen Mann totzuschlagen, heisst, ihm alles auf einmal nehmen; das ist ein kurzer Weg und den verstehen sie. Aber diesen Mann (den sie vielleicht lange ihren Feind genannt haben) zu grösserem Fleiss und Stetigkeit anzuregen, ihn als ihren Kunden und sich als seinen Kunden zu betrachten, so dass, je reicher sie beide sind, desto besser es für jeden einzelnen von ihnen ist; kurz, einen gegenseitigen Handel zu gegenseitigem Nutzen anzubahnen, das ist eine Denkungsart, die ihrer Fassungskraft so unverständlich ist wie die Antipoden selber.

Einige wenige vielleicht, sehr wenige in der Tat, mögen von der Macht dieser Wahrheiten getroffen werden und sich überzeugen lassen. Vielleicht wird im Laufe einer langen Zeit ihre Zahl wachsen, und vielleicht wird endlich ein Wandel eintreten, so dass unsere Nachkommenschaft den Wahnsinn von heute, dass man um des Handels, des Reichtums oder der Oberherrschaft

willen Krieg anfängt, mit demselben Erstaunen und Mitleid ansieht, wie wir den Wahnsinn unserer Vorväter ansehen, unter dem Banner des friedlichen Kreuzes zu kämpfen, um das Heilige Land wieder zu erobern. Dieser seltsame Wahnsinn wütete mehrere Jahrhunderte lang unter allen Klassen und Ständen von Menschen und wurde endlich geheilt mehr durch die teuer erkaufte Erfahrung wiederholter Verluste und dauernder Enttäuschungen, als durch irgend welchen guten Einfluss, den kühler Verstand und Überlegung auf die Vernunft der Menschen haben können. Möge die ebenso teuer erkaufte Erfahrung in dem gegenwärtigen Falle endlich die Oberhand gewinnen!



Zwei Welten, eine Menschheit!

Von Dr. ED. PLATZHOFF-LEJEUNE, Bullet (Vaud).

Vor einem Jahrzehnt erschien ein überaus wertvolles und interessantes Buch Professor Paul Seippels in Zürich: Les deux France (Lausanne, Payot), in dem das klerikale dem revolutionären Frankreich gegenübergestellt wird. Es gibt nicht nur ein doppeltes Frankreich, sondern auch ein doppeltes Deutschland, Österreich, Italien, England, Amerika. Dieser Doppelcharakter wird nicht erkannt und daraus entspringt Verkennung und Feindschaft.

Es ereignet sich wohl im Leben, dass wir Homonyme identifizieren und verwechseln, bis man uns aufklärt, dass es zwei Leute gleichen Namens gibt, die wir zusammenwerfen, um dem einen aufzuladen, was dem andern gebührt. Diesen zwiespältigen Charakter bei den Kriegführenden zu erkennen und zu unterscheiden, ist Pflicht aller, die gerecht urteilen wollen und für Gerechtigkeit eintreten.

Es gibt ein böses Deutschland, hochmütig in seinem Grössenwahn, eroberungssüchtig, intrigant, säbelrasselnd und grossmäulig, das nach dem umgekehrten Lessingschen Spruche bestrebt ist, „vor Gott und Menschen sich unangenehm zu machen"; und es gibt ein friedliches Deutschland, weitherzig und freundlich, voll warmen Interesses für alle Völker, fromm und treu, arbeitsam und geduldig, tief und fein.

Es gibt ein böses Österreich, das die Minoritäten unterdrückt, unter seinen Völkern die Flamme der Zwietracht nährt, und ein gutes Österreich, aufrichtig und liebenswürdig, das den Frieden über alles liebt, keinem etwas zu Leide tut und jedem sein Recht werden lässt.

Es gibt ein revanchesüchtiges Frankreich, eitel und unbeständig, das die grande nation der napoleonischen Zeit noch zum Vorbild hat, nach innen wie nach aussen nicht Ruhe halten kann, engherzig seine Grenzen verschliesst, fremdes Wesen nicht versteht und eine chinesische Mauer nach allen Seiten aufrichtet. Und es gibt ein Frankreich der Freiheit und des Rechts, vornehm und gross, stolz auf seine Vergangenheit und ihrer würdig, ein Frankreich, dessen wir im Rate der Nationen bedürfen und das von seinem uralten Prestige nichts eingebüsst hat.

Es gibt ein selbstsüchtiges und eigenbrödlerisches England, das rück-

sichtslos seine Macht erweitert und jeden als Feind betrachtet, der auch ein Plätzchen an der Sonne sich erobern will; ein England, das keine Götter neben sich duldet und keinen Nachbar aufkommen lässt. Neben ihm steht das hehre und gefeierte England des ungebeugten Rechts, des weitherzigen Liberalismus in seiner klassischen Ausprägung, der politischen Weisheit par excellence, der sittlichen Gesundheit und Kraft, das Vertrauen und Sympathie erweckt und dessen Führung der Schwächere sich gerne anvertraut.

Es gibt ein unsympathisches Italien, das dem Garibaldischen Eroberungsprogramm unter längst veränderten Umständen treu geblieben ist und eben jene Grundsätze befolgt, die es bei andern tadelt, das seine Interessen in unheiligem Egoismus um jeden Preis wahrt und sich unbedenklich auf die Seite seines Vorteils schlägt. Und es gibt ein mutig und edel aufstrebendes Italien, das in eifrigem Streben und in kurzer Frist den Vorsprung seiner ältern Nachbarn einholen möchte, Volksbildung und Volkswohl über alles stellt und mit ebensoviel Intelligenz als sittlichem Arbeiten an sich selbst die Bewunderung der Welt herausfordert, die es in der Vergangenheit so reichlich und verdient genoss.

Es gibt ein Amerika, das Geld und Geschäft über alles stellt und im brutalen Kampf ums Dasein nur der Gegenwart lebt, die Vergangenheit ignoriert und auf die kleinen Verhältnisse des armen Europäers in unwissender Verachtung herabschaut. Und es gibt ein stolzes und vornehmes Amerika, „eine neue Welt", die, von der Last veralteter Traditionen frei, kühn und grosszügig nach eigenem Ermessen die höchsten politischen Ideale verwirklicht und dem alten Europa zum Vorbild dient; ein Amerika, in dem ein grosser Wille zum Guten, Wahren und Schönen lebt und dem kein Unvoreingenommener diesseits des Ozeans seine hohe Bewunderung versagt. — Diese gegensätzlichen Vergleiche liessen sich ins Unendliche fortsetzen.

Der Leser ist ihnen vielleicht bis hierher ohne Widerspruch gefolgt, aber nun macht er Halt: „Mag sein, aber die Sache ist eben diese: bei den Zentralmächten sind die guten Strömungen kraftlos, die schlechten allmächtig, bei den Verbandsmächten ist es umgekehrt!"

Machen wir uns diesem Einwand gegenüber zuerst klar, dass die Gegner ebenso denken. Die Ursache des Hasses und der Verkennung unter den kriegführenden Völkern beruht darauf, dass jedes seine eigenen Vorzüge mit den Fehlern des Gegners vergleicht und darum von seiner guten Sache felsenfest überzeugt ist. Was die Mehrzahl der Menschen täglich in den Beziehungen zum Mitmenschen feststellt, das betreiben die Kriegsvölker im Grossen: für uns die mildernden, für den andern die erschwerenden Umstände; für uns die Blindheit den eigenen Schwächen, für jenen die Blindheit seinen guten Eigenschaften gegenüber. Einseitig und tendenziös wird Unvergleichbares verglichen. Das Deutschland, das Amerika vernichten will, ist nicht jenes, das die Deutschen lieben und schützen wollen. Das Österreich, das Italien bekämpft, ist nicht jenes, für das die österreichische Jugend blutet! Darum eben ist dieser Krieg das gewaltigste Missverständnis der Weltgeschichte. Wären die Gegner erst einmal imstande, mit gleichen Worten die gleichen Dinge zu nennen, so wäre die Hälfte des sie trennenden Abgrundes überbrückt und der Weg zum Frieden geebnet. Eine Aussprache über diese Dinge ist der einzige Weg zur Verständigung, aber eben diese Aussprache wird ängstlich vermieden. Und der Neutrale, der mit bestem Willen und aufrichtigem Wohlwollen beiden Teilen entgegenkommt, wird eben

darum von beiden mit Misstrauen verdächtigt, weil er bei beiden das Gute sehen will und keinem die Vorwürfe ersparen kann. Man verlangt von ihm, dass er wie ein Kriegführender Partei nehmen solle, und man vergisst, dass er durch eben diese Parteinahme keinem helfen kann und für beide bedeutungslos wird.

Das Unrecht ist nun einmal in keinem Kriege, auch in diesem nicht, auf einer Seite. Es mag wie gewöhnlich, ungleich verteilt sein. Darüber ist heute eine Einigung nicht möglich. Aber es auf einer Seite leugnen zu wollen (wie man das Gute auf der andern Seite leugnen möchte), ist Blindheit oder Übelwollen. So ist dieser Krieg nur quantitativ durch seine Proportionen und formal durch seine Kampfmittel, aber keineswegs qualitativ in seinen Ursachen von andern Kriegen verschieden. Heute so wenig wie je kämpfen Engel gegen Teufel, wohl aber Menschen gegen Menschen. Man sehe doch endlich einmal die Dinge an, wie sie sind, und nicht, wie man sie haben möchte, weil sie einem so bequemer liegen! Es gibt keine doppelte Wahrheit und sie wird ebensowenig wie die Lüge in ungemischter Reinheit mit Löffeln gegessen. Sie ist vielmehr mit Irrtum stark vermischt, und sie zu erkennen und herauszuarbeiten, erfordert die geduldige und brüderliche Arbeit beider kriegführenden Teile unter der Mitwirkung der Neutralen.

Die Manie, die eigenen Glanzleistungen mit den Verbrechen des Gegners zu vergleichen, wäre als törichte Kinderei von der Hand zu weisen, würde sie nicht in beiden Lagern bitter ernst genommen. Man lese doch täglich, was jeder vom Feinde zu erzählen weiss und mit welcher Erbitterung den Wenigen sofort der Mund gestopft wird, die anderes als Schlechtigkeiten zu berichten wissen. Wie kann man nur täglich von neuem die Gerechtigkeit als Kriegsziel verkünden und sich selber als ihre Inkarnation hinstellen, dabei aber den Gegner mit der bittersten Ungerechtigkeit behandeln? Sollte die Ungerechtigkeit auch die Binde vor den Augen tragen? Dann wäre es kaum jene des Nichtansehens der Person, sondern vielmehr die der Verkennung und Verblendung gegenüber dem Recht und Unrecht der Parteien!

Es ist beschämend, dass man solche Binsenwahrheiten, die vor fünf Jahren als Selbstverständlichkeiten belächelt wurden, heute wie ein neues Evangelium verkündigen muss, dem widersprochen wird und das als gefährliche Irrlehre angefochten ist. Hier sieht man, wie sehr uns der Krieg geistig und ethisch zurückgebracht hat, und wie nötig wir es haben, schnell Vergessenes langsam neu zu erwerben. Ehe wir Genossen eines Volksganzen, Träger einer speziellen Kultur, Feinde einer Nachbarnation, Soldaten eines Heeres, Beamte eines Staates sind, sind wir Menschen, mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt, gewärmt und gekältet von eben dem Winter und Sommer? Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen? Sind wir euch in allen Dingen ähnlich, so wollen wir's euch auch darin gleich tun!" (Shylock im „Kaufmann von Venedig".)

Diese Stimme der Menschheit und Menschlichkeit wollen wir hören, und wenn wir sie hören, ihrem Rufe folgen. Es gibt keinen Frieden auf anderen Wegen. Der Buddhist erkennt im Tier und in der Pflanze sein eigenes Selbst, darum pflegt und liebt er sie. Und der Mensch sollte im Menschen nicht sein Ich wiederfinden, er sollte in Hass und Verblendung verharren? „Oh Freund, nicht diese Töne! Stimmt andere an und freudenvollere!"

Die Pogromtaufe der polnischen Freiheit.

Von Dr. A. MIBASCHAN.

Der Weltkrieg mit seinen entsetzlichen Schrecken, mit seinen Zerstörungen und Vernichtungen, Vergewaltigungen und Bedrückungen ist zu Ende gegangen. Die todesmüde Welt rüstet sich zum kommenden Frieden, der eine Ära des Rechtes und der Gerechtigkeit, ein Zeitalter der Freiheit und Brüderlichkeit unter den einzelnen und den Nationen begründen soll. Neue Völker sind auf den Trümmern alter, zusammengebrochener, reaktionärer Gebilde entstanden, junge Nationen bilden Staaten, in denen sie nach eigener Willensäusserung und auf der Grundlage moderner Anschauungen ein Leben des Friedens und der ruhigen Entwicklung beginnen sollen. Unter diesen Staaten befindet sich auch einer, der zwar nicht mehr neu, aber in der heutigen Form eines souveränen staatlichen Körpers als wiedererstanden anzusehen ist: Polen. Eine Misswirtschaft langer Jahrzehnte, Unfähigkeit, sich selbst und andere zu regieren, mächtiges Emporwachsen jüngerer nachbarlicher Völker haben dem alten polnischen Adelsstaat am Ende des 18. Jahrhunderts den Todesstoss versetzt. Die besten Söhne des unglücklichen Staates an der Weichsel haben seither in oft wiederholten Aufständen versucht, das verlorene Vaterland zu neuem Leben zu erwecken. Umsonst. Jede neue Revolution erzeugte nur eine noch einschneidendere Reaktion seitens der Sieger, das polnische Volk war geknebelt und musste sich unerhörte Verfolgungen von seiten des blutrünstigen Zarismus und des mit gepanzerter Faust arbeitenden Bismarckschen Deutschland gefallen lassen. Es versank in ohnmächtige Wut und wälzte sich in ungelindertem nationalem Schmerz, trotz allen politischen Errungenschaften der jüngsten zwei Generationen. Der Weltkrieg kam. Ein sonderbares Geschick wollte es, dass der erste Zusammenstoss zwischen den beiden Potentaten der Gewalt, Zar und Kaiser, auf polnischer Erde ausgetragen wurde. Die folgenden Ereignisse haben mit eherner Konsequenz das begonnene Werk vollendet und der Auflösungsprozess Österreich-Ungarns hat die Befreiung Polens endgültig besiegelt. Die gesamte zivilisierte Welt erlebte dieses wunderbare Ereignis mit unverhohlener Freude, und aus Millionen Herzen stiegen stumme und laute Glückwünsche empor zu den glücklichen Vertretern des neuen polnischen Staates, der neuerrungenen nationalen Unabhängigkeit eines durch anderthalb Jahrhunderte unterjochten grossen Volkes.

Die Freude sollte aber nicht lange dauern. Ein Gift, einzig in seiner Art, von vielen bereits für unwirksam gehalten, das schreckliche Gift des Antisemitismus, welches seit nahezu zwei Jahrtausenden am Leben der ältesten noch vorhandenen Kulturnation zehrt und den Unfrieden in die Welt wirft, hat auch den Jubel über die polnische Freiheit rasch in Trauer umzuwandeln vermocht. Die ganze Wucht eines mit Willen und Vorsatz seit Jahrzehnten gehegten Judenhasses stürzte sich über die im Schutze des hochgehobenen weissen Adlers stehenden Lande und besudelte die befreite Erde mit warmem, unschuldigem Menschenblut. Eine Saat, die seit Ende der neunziger Jahre und namentlich seit der Wende des ersten Jahrzehnts des zwanzigsten Jahrhunderts von den bedeutendsten Führern der polnischen Nation ausgestreut wurde, ging in einigen Tagen eigener Freiheit in erschreckender Weise auf und befleckte die Fahnen der neuen polnischen Republik mit Greueln, die

an die dunkelsten Tage mittelalterlicher Zeiten gemahnen. Begonnen hatte die Sache vor etwa zehn Jahren in Russisch-Polen. Der Anlass, wenigstens der formale, war ein Wahlstreit zwischen Polen und Juden, da erstere die in Polen an die zwei Millionen Seelen zählende jüdische Bevölkerung mundtot machen wollten und von ihr unter allerlei Drohungen verlangten, einen ausgesprochen antisemitischen Polen in die russische Duma zu wählen, worauf die Juden zwar nicht einen eigenen jüdischen Vertreter, aber immerhin einen anderen als den vorgeschlagenen Polen mit dem Mandat betrauten. Dieser äussere Streit war natürlich auch nur eine Folgeerscheinung einer früheren Entwicklung gewesen. Die zaristische Judenpolitik ging bekanntlich dahin, die gesamte jüdische Bevölkerung des Reiches in wenige Gebiete hineinzuzwängen, und so war es den polnischen Juden nicht möglich, das Land zu verlassen, sie mussten vielmehr in dem verhältnismässig kleinen Russisch-Polen unter den schwierigsten ökonomischen Verhältnissen ihr Dasein fristen. Dass unter solchen Umständen zwischen den fleissigen und arbeitsfreudigen Juden und den in zwei streng voneinander geschiedene soziale Gruppen — Adlige und Bauern — geteilten Polen kein unbedingt freundschaftliches Verhältnis herrschen konnte, ist nicht schwer zu begreifen. Die adligen Polen, deren Vorfahren vor Jahrhunderten die Juden ins Land berufen hatten, um für sie die Arbeit einer wirtschaftlichen Mittelschicht zu verrichten, weil sie selbst ihre Zeit mit Krieg und Politik ausfüllten und den Bauern einen wirtschaftlichen Aufstieg nicht gestatten wollten, hatten allmählieh einen nationalen Bürgerstand entwickelt und fingen jetzt plötzlich an, die Juden als einen Hemmschuh zu empfinden und stellten sich den in ihrer Masse vollkommen unschuldigen Juden feindselig gegenüber. Die Polen verachteten und verfolgten ihre jüdischen Mitbürger, forderten von ihnen die vollständige Verleugnung ihres eigenen nationalen Ichs, warfen ihnen ihre religiösen Bräuche, ihre Lebensweise, ihren ganzen Habitus vor, bemängelten an ihnen, dass sie nur städtischen Berufen nachhingen — ohne zu bedenken, dass sie und die russische Regierung selbst dafür gesorgt hatten, dass den Juden das Leben auf dem Lande unmöglich und unzugänglich gemacht werde — und begannen dann, nach dem oberwähnten Vorfall, mit der Wahl des Dumaabgeordneten einen wirtschaftlichen Vernichtungskampf gegen die gesamte jüdische Bevölkerung: Sie lancierten den bekannten Boykott gegen die jüdischen Kaufleute, Handwerker und Arbeiter, der mit einer Rücksichtslosigkeit und Brutalität sondergleichen durchgeführt wurde und Hunderttausende von jüdischen Existenzen vernichtete. Die seither in aller Offenheit und unter Duldung der russischen Behörden geführte antisemitische Agitation erreichte in wenigen Jahren eine Wucht, die in der Geschichte einzig dastehen dürfte. Über ganz Polen und Galizien wurden Broschüren, Zeitungen, Pamphlete, Bücher und Abhandlungen verbreitet, die den wütendsten Judenhass predigten. Die intellektuellen Führer der Polen, allen voran die Nationaldemokraten, haben während eines Jahrzehnts auf einmal jede andere Gefahr und alle übrigen Leiden vergessen und widmeten ihre gesamte Tatkraft der Entfachung der judenfeindlichen Stimmung unter den ahnungslosen Bauern und Arbeitern. Sie erreichten es auch bald, dass das früher friedliche Verhältnis zwischen Juden und Polen in gefahrdrohender Weise getrübt wurde. Gegen diese fürchterlichen Ausbrüche eines blinden und ungerechtfertigten Hasses half kein Mittel: Die sich assimilierenden Juden wurden verachtet, die Täuflinge zurückgestossen, die treu an ihrer Tradition und gemäss ihren

religiösen Vorschriften fern von jeder politischen Bewegung lebenden Juden wurden als Fanatiker und unkundiges Gesindel verschrien, die jüdischnationalen Organisationen, die sich gegen die unerhörten Angriffe der polnischen Gesellschaft durch Presse und Aufklärung zur Wehr setzen wollten, wurden erst recht geächtet. Dieser Zustand liess das Schlimmste ahnen für einen Zeitpunkt, an dem die polnischen Herren das Heft in die Hände bekommen würden. Von jüdischer Seite wurde mit allem Nachdruck auf diese gefährliche und friedenstörende Agitation hingewiesen, überall ohne Erfolg. Der Weltkrieg mit allen seinen Lasten und Greueln versetzte der jüdischen Bevölkerung in Polen und Galizien den Todesstoss. Der wirtschaftliche Ruin war für viele die unmittelbare Folge der ersten Kriegsjahre; später gestaltete sich die Lage zu einer wahren Katastrophe. Die russische Besetzung Galiziens trug das ihrige bei zur Zerstörung des jüdischen Lebens in diesem Lande, und schon damals zeigten sich die Polen als erbitterte und unversöhnliche Feinde der Juden, so dass mitunter russische Gouverneure sich der Juden gegen die Polen annehmen mussten. Seit dem Abzug der Russen gärte es in den galizischen Städten und Flecken gegen die Juden, und hie und da kamen schon unter der österreichischen Herrschaft Judenausschreitungen vor. Der Überfall in Krakau vom Frühsommer dieses Jahres war ein schlimmes Vorzeichen. Die Auflösung der österreichischen Autorität im Oktober gab der polnischen Pogromstimmung den letzten Anstoss zur Tat. Prompt begannen mit den letzten Oktobertagen die Exzesse, erst schüchtern und ungeregelt, dann immer regelmässiger und umfassender werdend, bis sie sich zu Massakern auswuchsen, die die russischen Pogrome völlig in den Schatten stellen und nur den türkischen Armeniergreueln würdig an die Seite gestellt werden können. Wir unterlassen es an dieser Stelle, auf die Einzelheiten aller blutigen Vorkommnisse in den vielen galizischen Ortschaften einzugehen und erinnern nur an die aus der Tagespresse bekannten schrecklichen Brutalitäten in Lemberg, die von Offizieren, Legionären und Intellektuellen begangen wurden und wo nach offiziellen Meldungen über tausend Juden in grausamster Weise umgebracht wurden.

Wir nehmen nur kurz von den Ausführungen des polnischen Sozialisten und berühmten Schriftstellers Andreas Strug Notiz, die er am 6. Dezember in dem Warschauer „Arbeiter" veröffentlichte. Er sagt da unter anderem:

„Erst heute erfuhr ich aus einer durchaus zuverlässigen Quelle, dass in Lemberg bisher 960 Pogromopfer bestattet worden seien. Der Rest befindet sich noch unter den Trümmern der in Brand gesteckten Häuser .... Wie auf Verabredung schweigen alle diejenigen, welche manches darüber mitzuteilen haben. Leute, die aus Lemberg kommen, erwähnen mit Unwillen des Pogromes. Die galizische Presse verhüllt die Wahrheit; die Warschauer Presse schweigt. Und die polnische öffentliche Meinung kennt bis jetzt noch immer nicht die schreckliche Wahrheit ...

Wir kennen nicht die ganze Wahrheit. Es geschah in Lemberg irgend eine gemeine Grausamkeit. Um die ermordeten Volksgenossen trägt die ganze jüdische Welt Trauer. Es gehört sich, dass wir Polen eine noch schwärzere Farbe anlegen, denn der Massenmord hat stattgefunden in einer Stadt, von der wir uns rühmen, dass sie polnisch sei, weil wir ihr Polentum mit unserem Blute verteidigten."

Worauf es jetzt ankommt, ist, dass die durch diese Pogrome blitzartig

erleuchteten Zustände in Polen unbedingt durch internationale Abmachungen und Garantien ein für allemal und für immer beseitigt werden. Die Polen, die leicht vergessen, welchen Anteil die Intellektuellen und vornehmsten Führer ihrer Nation an der Verhetzung des Volkes und der Durchführung der Pogrome gegen die Juden haben, versuchen durch die unglaublichsten Mittel die Pogrome zu vertuschen, zu beschönigen, zu entschuldigen, ja zu verteidigen, und behaupten dreist und unerschrocken, dass es erstens keine Pogrome gegeben hat, dass die Pogrome zweitens von bolschewistischen Banden ausgeführt wurden, dass drittens die Juden als Bolschewisten (die galizischen Schläflockenjuden als Bolschewisten!!!) die grösste Unordnung und Anarchie in das Land getragen haben, dass die Pogrome ferner durch fremde Agenten angezettelt wurden, oder gar, dass die „Alldeutschen im Verein mit den Zionisten" (es ist leider kein schlechter Witz, sondern wurde den Lesern der Basler „Nationalzeitung" in allem Ernst verzapft) die Urheber der Pogrome seien. Diese Art der Behandlung der Pogrome durch die Polen ist leider charakteristisch und lässt tief in die Schwierigkeiten blicken, die in Zukunft dem unglücklichen jüdischen Volksteil beschieden sind, wenn nicht eine starke Hand dazwischengreift. Die Polen haben auch versucht, durch direkte und indirekte Winke zu verstehen zu geben, dass sie erwarten, dass die Juden so viel als nur möglich Polen verlassen werden. Nun ist ja die zionistische Bewegung gerade damit beschäftigt, die Voraussetzungen für eine grosse Auswanderung aus Polen, Galizien, Rumänien usw. zu schaffen und die Grundlage eines eigenen jüdischen Gemeinwesens in Palästina zu legen. Man hüte sich aber, dies so zu verstehen, dass etwa morgen oder in ein paar Monaten Hunderttausende von Juden Polen verlassen können. Die Auswanderung muss sachgemäss geregelt werden und wird sich natürlich in völlig freiwilliger Weise vollziehen. Es darf von keiner Seite ein Zwang zur Abwanderung der Juden ausgeübt werden, und vor allem müssen die noch übrigbleibenden jüdischen Massen in Polen und Galizien vollständige Entwicklungsfreiheit in kultureller, politischer und wirtschaftlicher Beziehung haben. Diese elementarsten Rechte für eine Bevölkerung zu garantieren, die seit Jahrhunderten in Polen sesshaft ist und vieles dort geschaffen hat, was heute für echt polnisches Gut gehalten wird, muss eine Aufgabe der Friedenskonferenz werden, die den Massstab des Rechtes und der Gerechtigkeit auch an die Judenfrage legen muss. Zunächst aber ist es eine oberste Forderung der Gerechtigkeit, dass die Pogrome durch unparteiische neutrale Kommissionen untersucht, die Schuldigen bestraft, die Ausgeplünderten entschädigt werden, und dass die führenden Polen die Gewähr bieten, dass die Sicherheit des Lebens und des Besitzes der jüdischen Bevölkerung in Polen und Galizien nicht weiter angetastet werden soll. Das polnische Volk hat das grösste Interesse, dass die Meinung der zivilisierten Welt von seiner Befähigung zur Selbstregierung nicht durch blutige Exzesse und unerhörte Greueltaten bestimmt wird. Die Juden werden es am ehesten begrüssen, wenn eine solche Einsicht in polnischen Kreisen je rascher Platz greift und die Lebensgefahr für ihre Volksgenossen in Polen und Galizien beseitigt wird. Im Zeitalter der ihrer Verwirklichung entgegensehenden Menschheitsideale und am Vorabend der Gründung des Völkerbundes sollte es möglich sein, solchen Vorkommnissen einen Riegel vorzuschieben und nicht die von den Greueln des Krieges befreite Erde durch das Blut von Greisen, Frauen und Kindern von neuem zu beflecken.

Eudemokratischer Glaube
ein seelisches Friedensfundament.

Es ist an der Zeit, mündig zu werden. Mehr und mehr besinnt sich die Menschheit darauf. Das gute Recht des Mündigen besteht aber vor allem darin, daß er sich selbst darüber Rechenschaft gibt, was für ihn gut oder schlecht ist, was er zu tun und zu lassen hat. So erwächst eine freiwillige Friedensgemeinschaft.

Es hat schon Zeiten und Völker gegeben, die der Mündigkeit näher waren, als darauf folgende Epochen der Geschichte, die uns näher liegen; die Entwicklung war keine grade, stetige im ganzen Menschengebiete. Die Stadtrepublik Athen genoß eine relativ starke Freiheit, und doch darf nicht vergessen werden, daß es auch dort noch Sklaven gab, und daß ein Mann wie Sokrates den Giftbecher trinken mußte, weil er als geistig Mündiger seiner eigenen Überzeugung (seinem inneren Dämon) folgte und die männliche Jugend ermunterte, denselben Weg der Selbstprüfung einzuschlagen.

Von politischer Mündigwerdung ist nun wiederholt geredet worden, und wir erleben die großen Ereignisse; aber auch der soziale Fortschritt ruht am sichersten auf einem erhabenen Fundamente. Oder um ein anderes Bild zu gebrauchen: Die neue Menschheit ist wie ein neu belebter, frisch sprießender Baum, der aber nur dann dauernd wachsen und Früchte tragen kann, wenn er tiefe und weitgehende Wurzeln schlägt. Der neue politische Glaube verlangt auch einen neuen Glauben überhaupt, den ich den demokratischen Glauben nennen möchte, den Glauben der Mündigen, der eigenwesenhaften Menschen, die ohne eine drohende Zuchtrute sich aufwärts entwickeln wollen, und zwar auf eigenen freien Bahnen.

„Daß es gelinge! – Was fürchtest Du?
„Ein jeder eilt auf eigner Schwinge – dem eignen Sterne zu!"

(An Edens Pforten.)

Die Zeit der Geheimkabinette geht vorbei. Die im Dunkeln munkelnde verworrene Diplomatie und ihr unverantwortlicher Menschenhandel hat abgewirtschaftet. Bald wird der Mensch auch noch einen klaren Glauben verlangen, der nicht schroffe Widersprüche in okkultistischen Dogmen vereinigt und unklare Köpfe erzieht.

Was war bisher zumeist der Gedanke aller Religionen? Daß allmächtige willkürliche Götter, nach dem Gutdünken der Religionsstifter und Priester, jedem Regeln vorschrieben, nach denen er selig werden sollte oder verdammt wurde.

Und nicht bloß das! Dieser Zar-Gott sollte der Urheber alles Geschehens sein, der allmächtige Schöpfer, vor dem jede Kreatur als ein Nichts erzitterte. Was blieb dem Menschlein da notgedrungen anderes übrig, als ein willenlos unselbständiger Sklave in ewiger Furcht vor solchem Himmelsautokraten zu leben. Und nicht viel besser erging es ihm, wenn er diese Ketten von sich schüttelnd in den Schooß der großen Mutter Erde flüchtete. Statt eines Zaren hatte er eine Zarin, die ihn fast genau so, laut unerbittlichen Gesetzen und mit autokratischer Gewalt für ihrer Sklaverei verfallen erklärte. Immer war er und blieb er ein unmündiges Nichts.

Aber wir werden es mehr und mehr fühlen und erkennen, daß der Menſch nicht ein bloßes ſklaviſches Geſchöpf iſt, ſondern daß trotz ſeiner begrenzten Kräfte auch wirkliche Eigenſchaft in ihm waltet, daß er ein Eigenweſen iſt. Dieſer Gedanke und dieſes Wort kam mit Klarheit zuerſt zum Ausdruck in einigen Schriften, die noch kurz vor dem Weltkriege erſchienen: in „Ein neuer Flug“ (1911), „Der unbekannte Gott“ (1912), in „Heiliger Frühling“ (1913, im Klariſtiſchen Verlage Akropolis, Leipzig).

Die Welt, die wir aus eigenſter Anſchauung erkennen, unſre Wirrwelt, erhielt in dieſer Auffaſſung ſelbſtändigen Wert, ihre Selbſtbeſtimmung; ſie hört auf, das Willensprodukt eines Gottes zu ſein, der ſie an einem Tag zu Höchſt-Seiner Unterhaltung erſchaffen hätte. Mit all ihren Mängeln und den Leiden der Entwicklung war dieſe Welt, zu der auch andere Sterne gehören, nun ebenſo von Ewigkeit her; und die Sonderweſen in ihr, die teilweiſe zu Eigenweſen reiften, hörten auf, nur Scheinweſen, nur Schemen zu ſein; ſie würden nun mündige Mitarbeiter am großen Werk der Entwicklung.

Und Gott, die göttliche Welt, die transſzendente Sehnſucht des Menſchen ging nicht verloren; auch ſie wurde in neuer, lichterer Kraft neugeboren und neubelebt.

Der Unbekannte Gott war nicht mehr der Willkürherrſcher von ehedem, er war nicht mehr fluchbeladen mit den bittern heißen Anklagen all der Seelen, die unter dem Joche der wirren Erlebniſſe geſeufzt hatten, bald von Krankheit, Elend und Tod geſchreckt, bald von der blinden Verfolgung ihrer Mitmenſchen, und überdies von der Notdurft geſtachelt.

Nein, eine andere Auffaſſung Gottes erſtand, der von Ewigkeit her beſtrebt war, der Seele zum Aufſtieg zu helfen; alle Schuld fiel auf die Wirrwelt und ihre knechtſelige Torheit zurück. Gott will den Menſchen als Mitarbeiter. Dieſer bisher allzu unbekannte Gott ergrimmt nicht vor dem kühnlichen Menſchengeiſte; ihn erregt keine „Majeſtätbeleidigung“; der Turm zu Babel entſetzt ihn nicht; er verdammt keine Menſchheit zu ewiger Qual, weil ſie Früchte vom Baum der Erkenntnis begehrt. Gott ward der Freund des Menſchen, ein Freund, der in allgütiger Geduld jeden einzeln zu gewinnen trachtet. Aus dem leeren Worte „allmächtig“, das für tiefer Denkende zuletzt wie ein Theaterdonner wirkte, ward der Begriff „allſiegend in Liebe“.

Der Menſch iſt kein heruntergekommner Junker, kein verkommnes Ebenbild des alten Kriegsgottes; viel eher wird der Menſch erſt durch ſeine Sehnſucht und ſein Emporſtreben auf ſelbſtbetretnem Wege „geedelt“. Und das hängt von jedem ſelbſt ab. Eudemos möchte ich ſagen, Edelvolk; eudemokratiſch, edelvölkiſch. Edelvolkherrſchaft! Keine Vergewaltigung der andern. Volle Freiheit der Entfaltung ohne Vergewaltigung. Die Grundlage deſſen wäre der eudemokratiſche Klarglaube — der Klarismus wie Eliſarion ihn in jenen obengenannten Schriften zuerſt vertrat. Jene Erkenntnis muß ſich Bahn brechen — trotz allem.

Eingehend mit der früheren hiſtoriſchen Gedankenentwicklung verglichen hat ihn Dr. Eduard von Mayer im erſten Teil ſeines Buches: „Die Zukunft der Natur“ (1916, Leipzig, Klariſt. Verl. Akropolis), und zwar in den „Irrgängen des Geiſtes“. Der zweite Teil behandelt die „Verjüngung des Lebens“, auch des politiſchen.

Möge die demokratiſche Entfaltung unſrer Zeit uns ſolche geordnete Verjüngung des Lebens bringen und jedem ſein Recht.

Eliſarion.

Weltkrieg und Völkerorganisation.

Von Gerichtsassessor Dr. HANS WEHBERG in Düsseldorf.*)

Vielleicht trifft man das Richtige, wenn man das gegenwärtig in den kriegführenden Ländern überwiegende Urteil der grossen Masse über die Zukunft der Völkerorganisation als ein sehr pessimistisches bezeichnet. Nur wenige Pressorgane und nur vereinzelte Persönlichkeiten vertreten in der Öffentlichkeit eine hoffnungsfrohe Meinung. Unter dem tiefen Eindruck der Ereignisse und wohl auch falscher, die Erbitterung vergrössernder Gerüchte glaubt man, dass der sogenannte Internationalismus und Pazifismus unter den Tatsachen des gegenwärtigen Krieges zusammengebrochen seien. Alle, deren Lebensaufgabe ganz oder zum grössten Teile in dem Wirken für die internationale Verständigung aufgeht, müssen sich daher die ernste Frage vorlegen: Ist es wirklich begründet, noch weiter an der Versöhnung der Völker zu arbeiten, oder leben wir Pazifisten nur in einem durch nichts zu zerstörenden Wahne, dem wir je schneller desto besser ein Ende machen müssen?

Wer aus der Stimmung der Gegenwart ein endgültiges Urteil fällen will, darf zunächst nicht vergessen, dass die meisten Zeitgenossen in den kriegführenden Ländern jetzt an nichts anderes denken als an die Erringung des Sieges und dass sie daher alle Ereignisse nur von diesem Gesichtspunkte aus betrachten. Kommt irgendwie eine Nachricht von einer Greueltat des Feindes, so wird diese nur zu leicht geglaubt; und wo die Tatsachen feststehen, die Rechtsfrage aber zweifelhaft ist, wird sie in dem Sinne entschieden, der dem eigenen Lande günstig ist. Es gehört geradezu zum System eines grossen Teiles der Presse in den kriegführenden Ländern, durch Wiedergabe solcher angeblicher Greueltaten die Erbitterung der Leser gegen die Gegner wach zu halten. Man denkt weder an die Pflicht, auch dem Feinde gerecht zu werden, noch an das Unheil, das für die Zukunft aus solcher Handlungsweise entstehen kann. Dadurch wird der Eindruck erweckt, als würde von den Gegnern systematisch das Völkerrecht verletzt und als seien Treu und Glauben im internationalen Verkehre dauernd zerstört. So ist es in dem verflossenen Jahre des Weltkrieges vielfach gehandhabt worden, und wer die furchtbare Bedeutung erkennt, die für jedes Land der Ausgang dieses Krieges in sich schliesst, wird sagen dürfen, dass die Zeitungen gewiss nur in der Überzeugung, ihrem Vaterlande ehrlich zu dienen, so gehandelt haben. Wer sich nun vergegenwärtigt, dass tatsächlich die ganze Anschauung über den Zusammenbruch des Völkerrechts vor allem auf einer Art Suggestion durch die Presse beruht, der wird auch der Meinung sein, dass, je mehr wir uns von den gewitterschwülen Augusttagen des Jahres 1914 entfernen, um so mehr die gesamte Presse ihre Ruhe wiederfinden und unter ihrem Wiedererwachen auch ihr Leserkreis eine andere Anschauung von dem Völkerrechte gewinnen wird. In der Tat wird man schon heute einen gewaltigen Umschwung finden. Gerade von den allergrössten deutschen Organen kann man sagen, dass sie sich mit Eifer bemühen, ruhig und gerecht zu urteilen und zum Teil auch Übertreibungen anderer Zeitschriften als solche brandmarken. Man muss nicht denken, dass mit einem Schlage alles wieder gut wird. Aber es zeigt doch, dass der Höhepunkt der gegenseitigen Hasserregung schon überschritten ist.

Übrigens haben gewiss die Zeitungen sehr oft auch recht gehabt, wenn sie Völkerrechtsübertretungen brandmarkten. Bei Ausbruch des Krieges ist ja in der Tat mancher Satz des Völkerrechts in der ersten Erregung übertreten worden. Heute sind alle viel besser mit den Regeln des Völkerrechts vertraut, und wenn man von der Art absieht, wie England das Seekriegsrecht handhabt, darf man sagen, dass man sich allgemein bemüht, die Grundsätze des Völkerrechts zu beachten.

Und nicht nur die Presse, sondern auch die Wissenschaft wird ruhiger.

*) Dieses schüchterne Plaidoyer des ausgezeichneten Pazifisten zugunsten eines Völkerbundes ist uns im zweiten Kriegsjahre zur Verfügung gestellt worden und nur durch Zufall bisher ungedruckt geblieben. Es hat heute ein besonderes Interesse durch den Vergleich mit der Zuversichtlichkeit der jetzigen Erwartungen. *D. Red.*

Mancher, der in der ersten Erregung das Völkerrecht als ein papiernes Recht bezeichnete, hat seine Meinung bereits zurückgenommen. Z. B. in Deutschland ist auch hier unter dem Einflusse von Männern wie Lammasch, Niemeyer und Zitelmann deutlich ein Umschwung zu verzeichnen. Man könnte in der Tat eine ganze Reihe von Äusserungen zitieren, die diese Ansicht dartun. Wenn trotzdem noch immer eine grosse Anzahl der über Völkerrecht schreibenden Gelehrten diesem Gebiete keinerlei Zukunft voraussagen, so wird man diese Aussprüche nur richtig würdigen können, wenn man bedenkt, dass aus mancherlei Gründen jetzt vor allem die Pessimisten zu Worte kommen. Zahllose Optimisten aber schweigen. Nicht nur deshalb, weil viele von ihnen im Felde sind und keine Zeit zu dem Kampf mit der Feder haben, sondern auch weil eine recht beträchtliche Anzahl erst reden will, wenn die Stimmung ruhiger geworden und der Augenblick gekommen ist, die neuen Grundlagen für ein zukünftiges Völkerrecht zu schaffen. Und es hat gewiss vieles für sich, wenn man den Standpunkt vertritt, man wolle erst warten, bis die Erregung sich gelegt habe. So scheint mir, dass die veröffentlichten Artikel gar nicht richtig die Stimmung der wirklich Massgebenden wiederspiegeln, sondern dass diese ganz anders ist. Wer kann sagen, ob diejenigen, deren Stimmen nach dem Kriege für die öffentliche Meinung von wesentlichem Einfluss sein werden, die aber jetzt im Felde stehen, nicht ganz auf die Seite derer treten werden, die für eine weitere Ausgestaltung des Völkerrechts kämpfen? Ja, viele von ihnen werden, selbst wenn sie nur wenig für erreichbar halten, in Erkenntnis der ungeheueren Schäden, die der gegenwärtige Krieg der Kultur geschlagen hat, mit aller Begeisterung für die internationale Verständigung eintreten. Darum kann es nicht deutlich genug gesagt werden: Von denen zu Hause reden die Pessimisten jetzt mehr als die Optimisten; von denen im Felde aber ist es so gut wie keinem vergönnt, jetzt seine Stimme ertönen zu lassen und gegen den Völkerhass zu sprechen. Ja, ich gehe noch weiter und sage, dass voraussichtlich aus den im Felde Stehenden mancher kommen wird, der uns Pazifisten die Hand bietet und sein Leben unserer Idee in der Erkenntnis, wahrlich in der in monatelangem Kampfe und im Schützengraben erworbenen Erkenntnis weihen wird: Die internationale Verständigung ist doch etwas Grosses und sie muss mit allen Mitteln gefördert werden.

Aber, wird man mir entgegenhalten, ist das nicht übertrieben, wenn man bedenkt, dass auch frühere Kriege nie einen ungeheuren Aufschwung der Friedensbewegung, sondern höchstens eine vorübergehende Vertiefung mit sich gebracht haben? War nicht auch nach dem Kriege 1870/71 von einer alle Hindernisse überwältigenden Friedensbewegung nur in einem gewissen Grade zu spüren? Mir scheint, dass diesmal die Frage doch wesentlich anders liegt. Auch die Gegner der Friedensbewegung haben zugegeben, dass der Pazifismus in den letzten zwanzig Jahren eine gewaltige Bedeutung gewonnen habe. Die Erkenntnis also von dem Gegensatze zwischen dem, was ist, und dem, was sein könnte, ist grösser als je. Zudem aber ist dieser Krieg ganz anderer Art, nicht nur was die Zahl der Kriegführenden und seine Länge, sondern auch was die Kampfmittel und seinen Einfluss auf die Neutralen betrifft. So wird also die Strömung für die internationale Verständigung stärker sein als je. Gewiss wird zuzugeben sein, dass in vielen Kreisen auch der Hass noch lange Zeit in besonders starker Weise andauern wird. Aber der letztere beruht auf nichts als gewissen Erfahrungen und Gefühlen und wird, je mehr die Zeit dahinschreitet, kleiner werden. Aber die Begeisterung jener, die aus der tiefen Überzeugung heraus, aus den edelsten Vernunftgründen die Notwendigkeit von der Staatenorganisation erkannt haben, wird dauern und die Welt bezwingen.

Wenn man den Unterschied des gegenwärtigen Krieges von den früheren in bezug auf seine Bedeutung für die Staatenorganisation charakterisieren will, so braucht man nur darauf hinzuweisen, dass ganz gewiss während eines blutigen, die ganze Existenz der Staaten aufs Spiel setzenden Krieges niemals die Stimmen zugunsten der Schaffung eines dauernden Friedens so stark waren wie jetzt. Welches Ziel gab es in früheren Kriegen ausser demjenigen der möglichst grossen Eroberung, der stärksten Schwächung des Feindes! Heute aber weisen alle Staaten mit Empörung das Ansinnen zurück, als hätten sie es auf Eroberungen abgesehen, und berufen sich darauf, dass sie nichts als dringende Lebensinteressen verteidigen. Ist das alles nur Heuchelei? Nicht nur will man von solchen Plänen nichts wissen; man wünscht sogar zum erstenmal einen Frieden nicht nur unter dem Gesichtspunkte des augenblicklichen egoistischen Vorteils zu schliessen, sondern unter

Berücksichtigung aller dem Weltfrieden günstigen Faktoren. Eine ganze Reihe von Anregungen sind bereits in diesem Sinne ergangen. Ich nenne nur die bekannte Schrift v. Liszts über den mitteleuropäischen Staatenverband, ohne ihr übrigens im ganzen zustimmen zu wollen.

So können wir, wenn wir die Stimmung der Gegenwart nicht nur nach gewissen Äusserlichkeiten abschätzen, keinen Grund zur Verzweiflung erblicken. Der Hass der Gegenwart wird unsere Arbeit wohl eine Zeitlang hemmen, aber nicht dauernd schädigen. So bleibt es noch übrig, ausser den psychologischen Voraussetzungen für unsere Wirksamkeit die realen Faktoren des internationalen Lebens zu betrachten und zu fragen, ob sie für uns oder gegen uns sprechen. Glänzend hat ja Alfred H. Fried wiederholt gesagt, die Friedensbewegung wolle nicht etwas ganz neues schaffen, sondern nur die Zeitgenossen auf das im Werden Begriffene hinweisen. Wenn die Tatsachen nach wie vor dem Kriege für die internationale Verständigung sprechen, wenn sie gebieterisch die Entwicklung der Dinge in der Richtung eines Zusammenschlusses der Menschheit fordern, dann können wir über jene Stimmen des Hasses noch leichter hinwegsehen und uns einer Zukunft freuen, die alle unsere Hoffnungen erfüllen wird.

In der Tat muss man sich verwundert fragen, inwiefern denn die Tendenzen, die nach einem Zusammenschluss der Menschheit streben, durch den Krieg verringert worden sind. Sind die Interessen, die ein Volk mit dem anderen verbinden, etwa kleiner geworden? Hat der eine Staat die Produkte des anderen nach dem Kriege etwa weniger nötig als bisher? Und wird es nicht auch nach dem Kriege so bleiben, dass grosse wissenschaftliche und kulturelle Aufgaben am besten durch eine Zusammenarbeit erledigt werden? Werden die internationalen Bestrebungen, die in dem Weltpostverein, den Sanitätskonventionen, den Vereinbarungen über internationales Privatrecht, dem Haager Schiedshofe usw. ihre Verkörperung gefunden haben, nach dem Kriege nicht noch mehr Kraft haben, sich zu erweitern? Inwiefern soll die Entwicklung der Dinge, die Abhängigkeit der Länder voneinander, durch den Krieg einen Rückschritt oder eine ganz andere Richtung erfahren? Der Weltverkehr und die Weltwirtschaft sind die letzten Urheber dieser Tendenz; wird man ihren Zusammenbruch erleben? Oder werden nicht nach wie vor grosse Ingenieure und Erfinder tätig sein, um durch die Entwicklung der Flugzeuge und aller sonstigen Beförderungsmittel die Entfernung zwischen den Staaten zu verringern? Zwar hat der Krieg für einige Zeit die Verbindungen unter den Völkern scharf zerschnitten. Wird aber das in nationale Abgeschlossenheit zurückgedrängte Leben nach dem Kriege nicht um so stärker in die alten Bahnen drängen? Schon während des Krieges wird ja alles versucht, um die Flugtechnik zu heben. In wenigen Jahren hat sie eine bedeutsame Leistung aufzuweisen. In wieviel Jahrzehnten wird sie vielleicht bereits gewaltige Umwälzungen im Verkehre hervorbringen? Mit jedem Tage werden die Entfernungen zwischen den Völkern kleiner werden, und die Staaten werden mehr aufeinander angewiesen.

Wer das noch nicht wusste, kann es in diesem Kriege lernen. Welchen gewaltigen Einfluss vermag die völlige Abschliessung eines Landes auf dessen Ernährungsweise auszuüben? Aber auch im übrigen spüren wir tagtäglich, wie sehr wir auf die anderen Länder angewiesen sind. Gewaltige Erschütterungen dürften sich noch im weiteren Verlaufe des Krieges zeigen. Die Menschheit hat nie einen grösseren Lehrmeister gehabt, der sie auf die Wohltaten eines wahrhaften Friedens hinwies, als den gegenwärtigen Krieg.

Wohl werden die Völker nach dem Kriege auch manche idealen Güter segnen, die sich während des Krieges gezeigt haben; sie werden sich dankbar der Hingabe derer erinnern, die für sie auf den Schlachtfeldern gefochten haben. Niemand wird in der Tat den Enthusiasmus unterschätzen dürfen, den dieser Krieg vielfach hervorgebracht hat. Man wird gewiss anerkennen, dass der Krieg auch gute Wirkungen zeitigt; aber man wird gegenüber den ungeheuren Nachteilen eines Krieges das Gute nicht so hoch einschätzen dürfen wie in früheren Zeiten. Man wird sich dann vielleicht auch der Worte von Karl Schurz erinnern, der im Hinblicke auf die grosse Begeisterung der Nordstaaten bei Beginn des Sezessionskrieges mit aller Entschiedenheit leugnete, dass der Krieg diese idealen Werte geschaffen habe, sondern der darauf hinwies, dass dieser Idealismus bereits vor dem Kriege bestanden und sich ohne ihn gewiss auf andere und der Menschheit wertvollere Arbeit geworfen hätte.

Wie auch immer dieser Krieg auslaufen mag: Wir dürfen hoffen und vertrauen, dass er der letzte grosse Krieg der europäischen Staaten ist.

Sprache und Nationalität.

Von Dr. L. SPITZER.*)

I.

Mir liegen zwei Aufsätze über dies Thema vor, einer von dem französischen Philosophen Boutroux („La conception française de la nationalité", Bibl. univ. et revue suisse 1915, S. 10 ff.) und einer von dem deutschen Literaturforscher Karl Vossler („Über das Verhältnis von Sprache und Nationalgefühl", Die neueren Sprachen 1918, S. 1 ff.). Die beiden Autoren, die ihre Arbeiten wechselseitig nicht kennen, kommen zu dem gleichen Ergebnis, dass Sprache und Nationalität, wenn auch aufeinander von Einfluss, doch miteinander nicht unlöslich verbunden sind: „Plus les hommes sont civilisés, moins les fins sont, pour eux, subordonnés aux moyens. S'ils veulent être unis, ils savent y parvenir, alors même que leur manque ce précieux instrument d'union: un commun langage", meint Boutroux, der in dem „libre consentement" der Völker allein das Kriterium der Nationalität erblickt. „Man verteidigt seine Sprache und kämpft für sie desto hartnäckiger, je lebendiger man das Gefühl und je klarer man das Bewusstsein hat, dass es dabei um den Bestand der eigenen Stammesart geht, um das eigene Volkstum, um die Nationalität ... Nicht jede Sprachgemeinschaft ist zugleich Volksgemeinschaft" — so Vossler. Für Boutroux ist also die Identifikation von Nationalität und Sprache ein Zeichen minderer Kultur, für Vossler ein Todessymptom eines Volkstums. Auch ich muss zugeben, dass die Nationalität nicht restlos in der Sprache aufgeht, dass Sitte, Gebräuche, Literatur und Lebenskultur zumindest der Sprache gleichberechtigte Faktoren der Nationalität sind, die Sprache ein sekundäres Unterscheidungsmerkmal darstellt (vgl. die infolge religiöser Verschiedenheit auseinanderstrebenden Sprachen der katholischen und protestantischen Rätoromanen); immerhin scheinen mir beide Autoren nicht genügend zu berücksichtigen, dass die Sprache nicht bloss neben diesen eben aufgezählten Mitfaktoren in volklichem Sinn arbeitet, sondern zudem die Aufgabe hat, alle diese Mitfaktoren zu benennen. Das Benennen ist aber schon ein Umnennen, ein Umfärben, ein Beeinflussen. Fritz Mauthner sagt: „Patriotismus ist die Liebe zur eigenen Muttersprache; aller Besitz unseres Innenlebens, was wir als Egoisten und was wir als soziale Wesen unsern Besitz nennen, ist in unserer Muttersprache gesammelt." Denn in den Namen, die eine Sprache gibt, liegen die Wünsche und Neigungen, der Hass und die Abneigungen der Sprachen verborgen: *sacro* heisst eben „heilig in italienischem Sinne, *aspirazione* „Streben nach Vereinigung von Trient und Triest mit Italien", *nazione* selbst „alle Italienischredenden". Übersetze ich den Ausdruck *Haus Habsburg* ins Italienische mit *casa d'Asburgo*, so habe ich bloss

*) Die Schnelligkeit der Entwicklung der Weltereignisse lässt einen vor wenigen Monaten eingereichten Artikel schon als veraltet erscheinen — aber natürlich sind bloss die tatsächlichen Gegebenheiten, nicht die Ansichten des Verfassers anders geworden.

eine elende Pennälerstümperei geliefert, eine Wort-, keine Sinnesübertragung: *casa d'Asburgo* ist im Italienischen klanglos, wenn es nicht geradezu repulsive Empfindungen auslöst: will ich dem heutigen Italiener Gefühle der Loyalität zur Dynastie beibringen, so muss ich unter den gegebenen Verhältnissen *casa di Savoia* sagen. Die Gefühle, die Grillparzer mit dem *Gott erhalte* als Knabe verbindet, sie lassen sich nicht in die italienische Übersetzung *Serbi dio* hinübergiessen. Dafür schwingt wieder in italienischen Worten eine Menge von Obertönen mit, die der Deutsche nicht fühlt: vgl. *irredento* — *unerlöst*. Namen wie — ich lasse *Italo*, *Redento* beiseite! — *Renato*, *Michelangelo*, *Umberto* erschienen einer deutsch-österreichischen Behörde vielleicht ganz „harmlos", während sie in Wirklichkeit feurige Bekenntnisse des Irredentismus darstellen. Was soll die Behörde nun tun? Sie kann entweder italienische Namen überhaupt verbieten (dann erreicht sie gar nichts!) oder sie muss die mit fremdnationalem Inhalte angefüllten belassen. Sie kann nicht *Francesco*, *Giuseppe* vorschreiben, da diese Namen nicht hallen, dem Namenträger nichts sagen und vom Namenspender nichts aussagen. Ja, aber es bleibt noch eine Möglichkeit: Anfüllung der italienischen Namen mit österreichischem Inhalt — wie etwa in der Schweiz die Worte der vier Nationalitäten keinen separatistischen Beigeschmack haben. Aber diesen Inhalt müsste erst die von Vossler und Boutroux verfochtene nationale Duldsamkeit langsam vorbereiten, das inhaltsleere *casa d'Asburgo* könnte dann erst zum Herzen der Italiener Österreichs sprechen. Es hat also mit Boutroux' „libre consentement", das zum Wesen des Nationalen liegt, schon seine Richtigkeit: nur bedeutet eben jedes Wort einer Sprache ein begeistertes Zustimmen zu der Nation, die die Sprache spricht: eine Sprache sprechen heisst ja nicht nur ihre Laute trefflich nachahmen und ihre Formenschemen richtig ausfüllen, sondern mit ihren Worten das Gefühl verbinden, dass sie der besten aller Sprachen angehören und überhaupt allein „möglich", denkbar sind. Das Sprichwort *extra Hungariam non est vita, et si est vita non est ita* möchte ich auf jede Sprache insofern anwenden, als der Sprecher durch die Tyrannei der Gewohnheit denkt, ausser seiner Sprache liesse sich nicht leben. Mit der im Sprechen implizierten Bejahung der Muttersprache ist aber auch die Zustimmung zu dem Weltbild gegeben, wie es die Wo te einer bestimmten Sprache entwerfen. Die italienischen Worte zaubern stets bloss die italienische Erscheinungsform der benannten Gegenstände oder Institutionen hervor: *teatro, amore, evviva*! — sie bedeuten nicht nur „Theater, Liebe, Hoch!", sondern „italienisches Theater" (mit einer Wandertruppe, einigen Stars, viel Pathos und ellenlangen Zwischenakten), „italienische Liebe" (mit Ritterlichkeit und Mandolinenbegleitung), „italienische Akklamation" (mit Niederzischung ein paar Minuten später!). Zur Nation gehören aber nicht nur die Formen der öffentlichen Lustbarkeiten, der privaten Gefühle — sondern vor allem die nationalen Wünsche, die *aspirazioni nazionali* usw.: mit dem Theater, mit der Verdi-Aufführung, dem Nabuchodonosor-Chor ist das politische Hinstreben zu Italien gegeben. Aus der Sprache lassen sich nicht durch eine Art Dammschleuse gewisse Vokabeln zurückstauen. Die Sprache erzeugt automatisch einen gewissen Inhalt — den Inhalt, den die Sprache gewöhnlich auszudrücken pflegt und dem ich „frei zustimme", indem ich sie spreche — daher schrieb der Spanier Alfonso der Weise kastilische Prosa, galizische Liebeslieder und provenzalische Minnegesänge, daher stellte sich für Drama, Epik und Lyrik je ein besonderer Dialekt in Altgriechenland ein; daher spricht, wie Vossler schnurrig übertreibend sagt, „ein Wiener Geld- und

Bildungsprotz" „tschechisch mit seinem Dienstmädchen, ungarisch mit seinem Kutscher, französisch mit seiner Freundin, italienisch mit seinem Musiklehrer, englisch mit seinem Kinderfräulein" — das ist nicht nur „Charakterlosigkeit" an ihm, sondern Treue der ererbten Milieusprache gegenüber: Englisch ist eben die Sprache der *nursery*, Italienisch die des *bel canto*, Französisch die der Galanterie, Tschechisch die der österreichischen Dienstboten usw. Die Sprachen verraten die Milieus und Interessen, in denen sie sich umgetan haben: wenn Karl V. nach Fritz Mauthner, der es aus Bayle hat, gesagt haben soll, er spreche mit den Damen italienisch, mit Männern französisch, mit Pferden deutsch, mit Gott spanisch, so beweist diese Äusserung, dass Italienisch damals die Flirt-, Deutsch die Pferdesprache war usw. Unser Zeitgenosse Karl I. würde eine ganz andere Aufteilung der Sprachen vornehmen, weil eben seit dem 16. Jahrhundert Deutsch nicht nur zu den Pferden, zu Gott nicht nur spanisch gesprochen wird. Der Inhalt der Sprachen ist nicht ein für allemal gegeben und daher auch nicht deren Individualität, sondern mit Abänderung des Ausgedrückten kann sich das Ausdruckssystem ändern. Nun, so reinigen wir eben den Inhalt der Sprachen nationaler Minoritäten von den Sonderbestrebungen, dann werden auch die Sprachen keine Gefahren bieten! Dazu gehört vor allem Zeit, Zeit und wiederum Zeit. Die italienische Sprache ist gegenwärtig „irredentistisch vergiftet", ihre Worte klingen wie politische Demonstrationen gegen Österreich — wir müssen abwarten, dass sie als proösterreichische Kundgebungen klingen. Das geht aber nur, wenn die Erlebnisse der Sprechenden statt des Hasses in die Worte ihrer Sprache Liebe niederlegen. Sprachliche Duldung an sich ist also unzureichend, um die Nation ans Staatsganze zu fesseln (ohne nationale Duldung würde sie im Gegenteil nur die Losreissungsabsicht der Nation begünstigen): es müssen die Erlebnisse der Nation hinzutreten, um die Sprache nicht zum Sondereigentum und zum Hauptfaktor der Losreissungsbestrebungen zu machen. Sprachduldung ist negativ wie jedes Toleranzedikt — positive Elemente sind es, die um das „libre consentement" der Nation und die unwillkürliche Zustimmung der Sprache werben und beide erwerben können. Keine Rede davon, dass, wie Boutroux meint, der Gebildete nicht „Sklave des von ihm gesprochenen Idioms" sei — wir alle erdulden im Augenblick des Sprechens die Tyrannei der Wortbilder und des Gefühlsklanges der Wörter: wenn *casa d'Asburgo* im Italienischen nicht volkstümlich klingt, so hat es kein Professor und kein Gesetzgeber in der Hand, den Klang dieser Worte zu ändern. Gerade der Gebildete reagiert stärker auf die Sprachreizungen, weil er seine Geisteskultur in den Dienst der Einflüsterungen der Sprache stellt. Beweis dafür ist Boutroux selbst, der dem Zauber der französischen Republikanerworte Liberté, Egalité, Fraternité erliegt! Wer die Kriegsverirrungen der Gelehrten gesehen hat, wird nicht viel erwarten von der Sprache „que nous nous faisons" die angeblich neben die passiv übernommene tritt: die Gemeinsamkeiten der Gebildeten verschiedener Nationen sind viel geringer als man dachte — weil die Sprache dem Urteilenden stets Schätze im eigenen, Unrat im fremden Lager vortäuscht. Wie *casa d'Asburgo — Haus Habsburg* unterscheiden sich *Zivilisation* und *Kultur:* durch den Klang, den die Ereignisse den Worten beilegten. Die Worte klingen als Echo der Ereignisse — auf diese Ereignisse müssen wir wirken, nicht auf die Worte. Das „libre consentement" der Völker ist selbst nichts anderes als die Reaktion auf Worte, z. B. auf die Worte *Austria — Italia:* wenn *casa d'Asburgo* leerer klingt als *casa di Savoia*, so ist

dieser Bedeutungsunterschied so wenig ewig wie irgendeine Bedeutungsveränderung: vor kurzem waren Ausdrücke wie *fin de siècle*, *morbidezza* ein Lob, heute bedeuten sie Tadel. Warum sollten *Austria* — *Italia* nicht ihre Schattierung ändern, *irredento* seine Schallkraft verlieren können? Boutroux erkennt in der Ablösung des Begriffs „Nation" vom Objektiven (Sprache, Rasse, Geschichte usw.) einen Vorzug der französischen Auffassung: „le sentiment", das Gefühl der Einheit, ist nach ihm „die Seele", die objektiven Gegebenheiten wie Sprache, Rasse, Geschichte „der Körper" der Nation: „une nation est, avant tout, un groupe d'hommes unis par le désir de vivre ensemble, par le sentiment de leur solidarité, de la communauté de leurs joies et de leurs souffrances, de leurs souvenirs, de leurs aspirations, de leurs destinées." Gewiss — damit ist aber gesagt, dass ein Bedeutungswandel des Nationalitätsbegriffs möglich ist: wer heute mit anderen zusammenleben will, kann morgen anders wollen. Die Nation als Subjekte betrachten, das augenblickliche subjektive Gefühl bei der nationalen Orientierung vorwalten lassen, heisst auch den Nationalbegriff seiner Stabilität entkleiden. Eine Nation ist in Boutroux' Sinn, eher als etwas Zusammengeborenes, eine Symbiose, ein Contubernium oder Connubium. Das Bild der Ehe — und zwar nicht der Liebes-, sondern der durch Duldsamkeit sich veredelnden Vernunftehe — hat ja auch Boutroux sichtlich vorgeschwebt, wenn er sagt: „Deux personnes animées d'une sympathie mutuelle se comprennent à travers les langages différents qu'elles parlent ... Enfin, on est naturellement porté à apprendre la langue des hommes avec qui l'on vit et se plaît à vivre." Nation wäre danach eine Vereinigung von Menschen, die ohnehin schon zusammenleben, sofern sie auch gerne zusammenleben. Es stellt sich nun die Frage: sollen die nicht gern zusammenlebenden Gruppen (die keine Nation in Boutroux' Sinn bilden) auseinandergehen oder die ohnehin schon zusammenlebenden das Gern-Miteinandersein erlernen? Ich glaube, da das Ohnehin-Zusammensein auf praktischen Vorteilen des Staatsganzen beruht, so empfiehlt es sich, den Zustand des Gern-Miteinanderseins hervorzubringen. Eine getrennte Ehe bringt alles in allem für die beiden Gatten geringere Vorteile als eine ausgesöhnte: sie stehen als Einzelne schutzlos da.

Die Sprache als die Aufbewahrerin nationaler Traditionen ist von diesen abhängig: Schuchardt hat schon erwähnt, dass *irredento* ganz zufällig auf das Stabreimpaar Trento e Trieste eingeschränkt und auf Valona ausgedehnt ist: ebensogut könnte zur „Nation" Corsica gehören. Die Schwankungen des Nationalitätsgefühls macht die Sprache getreulich mit, ja ihr Name hängt ab von der Nationalität: serbisch und kroatisch sind Namen-Masken, die nationaler Zwist bis vor kurzem dem Serbokroatischen aufgezwungen hat; Französisch ist das Romanisch oder Latein von dem Augenblick an, da die Franzosen nicht mehr bloss Romanen oder Lateiner sein wollten. Die Spracheinheit ist ein subjektiver Begriff wie die Nation, kein „objektiver", wie Boutroux annimmt: Meillet schreibt: „la parenté de langues résulte *uniquement* de la continuité du sentiment de l'unité linguistique". Wenn ich dieses *uniquement* auch nicht unterschreiben möchte, so ist doch wieder klar: die Sprache ist abhängig von der Nation. Der Nationalitätsbegriff sagt uns, wo die Sprache aufhört und eine andere anfängt.

II.

Auch der Dialekt wird gegenwärtig in romanischen Landen als subjektiver Begriff erklärt, und ich frage mich, ob es nicht der Hass gegen ein

Feindeswort ist (das vielverspottete „objektiv“, das neben „Organisation“, „Methode“, „Kultur“ zu oberst steht im Hass-Konto des Deutschen) der die Erklärung der Begriffe von vornherein lieber dem Gebiet des Subjektiven entnimmt. Monaci in *Lingua e dialetto*, Bd. 3, (*Pe' nostri Manualetti*, S. 18) schreibt: „La nazione non è una razza, ma è un aggregato di popoli diversi che si fusero in uno. Voce di lei è la lingua, simbolo delle sue unità, cemento che stringe e rinsalda la sua compagine; i dialetti sono le voci dei singoli popoli che formarono la nazione, le loro reciproche somiglianze dicono il vincolo di fraternità che li collega nella patria comune, le loro varietà rappresentano le molteplici e diverse energie che la nazione fanno ricca. Non c'è nazione senza la propria lingua, non c'è popolo senza il suo dialetto.“ Also, wenn die Nation auf freier Entscheidung ihrer Gliedvölker beruht und die Sprache Ausdruck der Nation ist, so muss der Dialekt auch etwas Subjektives sein: der Ausdruck der Einheit der Gliedvölker: die Völker schliessen sich freiwillig zusammen und bekunden den Zusammenschluss durch die Übereinstimmungen ihrer Dialekte. In dieser ganzen Erörterung sollte stets *la Nazione*, nicht *la nazione* geschrieben werden: nur um italienische Verhältnisse kann es sich handeln, nicht etwa um schweizerische oder ungarische: die „Völker“ können nicht immer durch ein stattliches Mass sprachlicher Übereinstimmungen ihren Einheitswillen bekunden. In Ungarn wird ja zwar oft von *Nation* geredet (und *Staat* gemeint): wie sollten sich aber Ähnlichkeiten zwischen dem Deutschen, Slovakischen, Rumänischen, Ungarischen und Serbischen finden? Und auch in Italien selbst bekunden die griechischen, französischen, deutschen Sprachinseln nicht in ihrem Erbwortschatz, sondern nur in entlehntem Wortluxus ihre Zuneigung zur Hauptnation Italiens. Mit einem plötzlichen Salto mortale in territoriale Auffassungen, wie sie den Politikern des Staates naheliegen und wie sie auch ein Sprachpolitiker, Giovanni Crocioni, geäussert hat, definiert Monaci auf einer späteren Seite (22): „dialetto è il parlare proprio di una regione o provincia; lingua è il parlare proprio di tutta una nazione.“ Wie verträgt sich diese deutsch-objektive, an den Raum gekettete Definition mit der ersten, subjektiv gehaltenen? Ist die Region identisch mit dem Volk? Ich sehe wieder bloss Italia — „donna di province“ vor mir. Wäre es nicht besser als den alten Philosophenstreit aufzurühren, der diesseits wie jenseits der Alpen schon ausgetobt hatte, was Sprache was Dialekt heissen soll, ein Streit, der nicht wichtiger ist als die Frage, ob eine Provinz Herzogtum oder Königreich, ob ein Beamter Hofrat oder Geheimer Rat heissen soll, — wäre es nicht besser, die Relativität aller dieser Worte zu lehren? Für mich ist also auch Dialekt ein subjektiver Begriff (wie seine Halbbrüder, das *Patois*, das *Idiom* usw.), aber nicht in dem Sinn, dass die Völker durch ihre Dialekte eine Art nationaler Abstimmung vornehmen, sondern dass die Bezeichnung eines Sprachsystems als Dialekt oder als Sprache von nationalen und politischen Eindrücken abhängt, Einschätzungen, die wechseln können je nach dem Selbstbewusstsein der Sprachgemeinschaft.

Die Funktion als überregionale Ausdrucksform, wie sie Monaci als Kriterium der Sprache annimmt (S. 23: „di servire — non solo alla vita di provincia, ma anche all' uso delle persone colte di tutta la nazione, alla sua letteratura, agli atti di governo“), ist doch bedenklich „objektiv“: wie viele mittelalterliche Regierungsurkunden, wie viele Dichterwerke in romanischen und germanischen Landen sind in sogenannten Dialekten abgefasst! Für mich ist Sprache nichts als eine staatlich oder national abgestempelte Erscheinungsform des

Dialektes — und eine Äusserung des Hochmuts der sich als glückliche Sprach-Besitzer Dünkenden ist es auch, wenn die Sprache mit dem erwachsenen Mann, der Dialekt mit dem Kind verglichen wird: vielleicht ist der sogenannte Dialekt in mancher Beziehung mehr „entwickelt" als die Sprache! Die von Monaci zitierten Worte des Professors del Vecchio beweisen ohne weiters die Abhängigkeit des Begriffes Dialekt von der subjektiven Selbsteinschätzung: „Chiedete a qualsiasi popolano se il suo *romanico* sia lingua o dialetto, ed egli vi risponderà con sicurezza, *non scevra d'orgoglio,* che è lingua". Monaci spricht dann weiter von diesem Vorurteil (pregiudizio) — ohne das Vorurteil zu sehen, das in der Errichtung einer Wortschranke liegt. Schuchardt hat gelehrt, dass unsere Zuweisungen von Sprechweisen zu Sprachtypen der Beziehung eines Punktes auf ein Koordinationssystem gleichen: die Frage, ob das sogenannte Rätoromanische eine Sprache oder ein Dialekt (des Italienischen) ist, bedeutet: liegen diese Sprachsysteme dem florentinischen oder etwa dem churwälschen näher? Die Annexionisten haben längst erkannt, dass es sich stets um gradweise Schattierungen, um blosse Lagerungsdifferenzen bei sogenannten „Sprachenfragen" handelt. Auch Salandra in seiner berühmten Kapitoliumsrede (2. VI. 1915), wenn er sich über die Weigerung Österreichs beklagt, das Ampezzotal herauszugeben, „col pretesto per l'Ampezzano che si trattasse non di genti italiane ma di genti ladine (*breve ilarità*): come se la differenza tra ladini ed italiani non fosse infinitamente minore che tra ladini e tedeschi". Die damals einer „kurzen Heiterkeit" Ausdruck gaben, haben unwillentlich über die Narrheit gelacht, die dasselbe Sprachsystem als „Dialekt" und als Ausdruck der Sehnsucht zur Mutternation erklärt, welche dessen Sprecher als „Sprache" und Ausdruck i h r e s nationalen Gedankens empfinden. Subjektivität der Subjektivitäten: tout en ce bas monde est relatif! Die Frage: „Ist das Bündnerromanische eine italienische Mundart" hat der italienische Annexionist Salvioni (*Ladinia e Italia*) mit Ja, der neutrale Schweizer Jakob Jud (Sonderabdruck aus dem Bündnerischen Monatsblatt 1917) mit Nein beantwortet: beide berufen sich auf die W i s s e n schaft. Ich meine, sie hätten beide besser getan, auf ihre F o r s c h e r schaft — diese besteht wieder wie eben stets bei uns armen Menschen in bona fides einer-, ira et studium andererseits — zu pochen (denn, was wir zu wissen glauben, ist meist abhängig von dem, was wir zu finden suchen): „der Charakter der autonomen Sprachgruppe" wird von jenem bestritten, von diesem nachgewiesen. Jud sagt: „Mit dem gleichen Rechte", mit dem man etwa Französisch, Italienisch, Katalanisch etc. als selbständige Sprachen bezeichnet, kann und muss man dies auch beim Rätoromanischen tun. Ganz richtig! Bleibt aber noch zu untersuchen, wie dies „Recht" bei den angeführten Beispielen zustandegekommen ist — ob es nicht auf politischen und nationalen Erwägungen beruht (man beachte, wie wegen der nationalen Sonderbestrebungen der Katalanen das Katalanische zwar vom Spanischen losgelöst wird, nicht ebenso das Gascognische vom Französischen; dieselben, die Portugiesisch vom Spanischen trennen, sind nicht einverstanden mit der Loslösung des Sardischen und Rätoromanischen vom Italienischen usw.). Jud stellt das „Erlebnis" der Sprachgemeinschaft der „wissenschaftlich" nachweisbaren Sprachverwandtschaft gegenüber — aber die wissenschaftliche Platzanweisung ist auch — bewusst oder unbewusst — von den „Erlebnissen" der Sprecher beeinflusst. Und die Erlebnisse der Völker sind so vielfältig, dass stets ein Anrainer kommen kann, der da sagt: „im Jahre soundsoviel habt ihr mir Treue geschworen" und auf diese Art eine sogenannte „Einflusssphäre"

begründet. „Die Tiroler Ladiner ... sind geistig bald von den Deutschen, bald von den Venezianern völlig in Beschlag genommen worden," schreibt Jud. Wo bleibt das „libre consentement" Boutroux'? Wer kann im Geschichtswerden Natürliches und Künstliches, freien Willen und Zwang unterscheiden? Halb zog sie ihn, halb sank er hin — dies gilt von den sich an andere anlehnenden Völkern. Ist das Pochen auf „Kulturgemeinsamkeiten" nicht eine vornehmere Anwendung des Sprichworts: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst"? Das Nationale ist das momentan vorhandene Geschichtsgedächtnis eines Volkes — in dessen Vergangenheit lassen sich stets „dunkle Punkte" auffinden, von denen „andere" Entwicklungen abzweigen konnten, Entwicklungen, bei denen die auf die „heutige" Richtung eingeschworenen Pharisäer sich bekreuzen — und die freie Entscheidung besteht nur in der passiven Unterwerfung unter das Geläufige, Überkommene, Gestrige, Ewig-Zufällige. Es ist gut, dass man seine Eltern liebe — es ist aber auch gut, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, dass sie Zufalls-Eltern sind. Alle aus dem Nationalgefühl entspringenden Verirrungen gehen ähnlich auf die durch augenblickliche historische Verhältnisse hervorgebrachte Verkennung der Tatsache zurück, dass die Nation stets eine Zufalls-Nation ist. Vossler hat die „Geschichte" des Nationalismus in meisterhaften Strichen gezeichnet: „Erst die Renaissance hat die Völker zu nationalem Bewusstsein geweckt und hat sie stolz und eifersüchtig auf ihre Sprachen gemacht. Dieser dogmatische und bis zum Fanatismus intolerante Nationalismus ist eine Schöpfung der Italiener und insbesondere der Franzosen. Sie haben mit ihrer sprachlichen Künstlereitelkeit und mit ihrem Nationalstolz die ganze Erde angesteckt, haben die Russen, die Tschechen, die Ungarn und schliesslich sogar den deutschen Michel wild gemacht, so wild, dass er Miene machte, die Polen, die Dänen, die Franzosen in seinem eigenen Hause zu drangsalieren". Ich kann mich mit der Darstellung, als ob die Wildheit des romanischen, slavischen (und magyarischen!) Nationalismus erst die deutsche Sprachzentralisation hervorgerufen hätte, nicht befreunden (da diese doch in der selbstverständlichen Entwicklungslinie eines geeinigten deutschen Reiches liegt!) wie ich überhaupt Vossler mehr die Löblichkeit seiner Zukunftswünsche als die Richtigkeit der Darstellung des Bestehenden zugestehen kann — jedenfalls aber ist mir der Nachweis der Entlehnung, also der Zufälligkeit des als heiligstes Vermächtnis unserer Ahnen ausposaunten Nationalismus sehr willkommen: ist er ein L e h n g e f ü h l, das wir den d'Annunzios und Barrès der romanischen Renaissance verdanken, so wollen wir unser Deutschtum nicht so sehr im Wortpurismus einer blossen S p r a c h reinigung als in der viel wesentlicheren G e m ü t s reinigung von künstlichem Gefühlslehngut betätigen. Stellen wir der Renaissance und dem Risorgimento der Romanen eine deutsche Wiedergeburt des Weltbürgertums, einen Aufschwung zur übervolklichen Weltanschauung entgegen!

